This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,789

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDAKTIONS-KOMITEE:

HOFRAT PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRAT FRANZ HEGER, REGIERUNGSRAT DR. MATTHÄUS MUCH, PROF. DR. RUDOLF MUCH, PROF. DR. LEOPOLD v. SCHROEDER, HOFRAT PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL.

REDAKTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

XXXVII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE VII. BAND.)

MIT 59 TEXTABBILDUNGEN, 1 TAFEL UND 1 KARTENBEILAGE.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1907.

GN
2
.A7
V.37

Druck von W. Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

General Gattschalk

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Behlen, H.: Der diluviale (paläolithische) Mensch in Europa 1, 72
Mathews, R. H.: Beiträge zur Ethnographie der Australier 18
Horváth, Dr. A.: Crania salonitanea. Beschreibung einer Reihe von Schädeln der altchristlichen Begräbnisstätte Salonas (bei Spalato, Dalmatien). (Mit 3 Tafeln und 5 Tabellen.) [II. Teil.] 39
Pöch, Dr. Rudolf: Einige bemerkenswerte Ethnologika aus Neu-Guinea (Mit 1 Tafel und 8 Abbildungen im Texte.) 57, 125
Lasch, Dr. Richard: Über Sondersprachen und ihre Entstehung 89, 140
Bünker, J R.: Polnische Häuser und Fluren aus der Gegend von Zakopane und Neumarkt in Galizien. (Mit 22 Abbildungen im Texte und 1 Kartenbeilage.) 102
Pöch, Dr. Rudolf: Ausgrabungen alter Topfscherben in Wanigela (Collingwood-Bay). (Mit 10 Abbildungen im Texte.) 137
Much, Dr. Matthäus: Die Hausberge in Niederösterreich. Ihre Bedeutung und Zeitstellung 163

LITERATURBERICHTE.

Anthropological Essays presented to E. B. Tylor (*L. Bouchal*) 176
Anthropophyteia, II. und III. Bd. (*M. Winternitz*) 129
Balch, Edwin Swift: Comparative Art (*R. Lasch*) 180
Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn (*A. Dachler*) 54
Bölsche, W.: Die Abstammung des Menschen (*V. Hilber*) 175
Brandstetter, Dr. Renward: Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuche der malaiopolynesischen Sprachen (*L. Bouchal*) 87
Breysig, Kurt: Die Völker ewiger Urzeit. I. Bd. Die Amerikaner des Nordwestens und des Nordens (*R. Lasch*) 185
Contributions au Folklore érotique (*F. Heger*) 86
Deussen, Dr. Paul: Vier philosophische Texte des Mahâbhâratam (*M. Winternitz*) 134
Driesmans, H.: Der Mensch der Urzeit (*V. Hilber*) 126
Ethnographie du Tonkin septentrional. Rédigée par **E. Lunet de Lajonquière** (*F. Heger*) 186
Finot, Jean: Le préjugé des races (*W. Bugiel*) 131
Forrer, Dr. R.: Die ägyptischen, kretischen, phönikischen usw. Gewichte und Maße der europäischen Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit (*M. Much*) 187
Führer durch die Ausstellung ethnographischer Gegenstände aus Atjèh, der ethnographischen Sammlung der Nord-Neu-Guinea-Expedition, ethnographischer Gegenstände von Bali (*L. Bouchal*) 180
Girod, Paul: Les stations de l'âge du renne dans les vallées de la Vezère et de la Corrèze (*H. Obermaier*) 175
Internationaler Amerikanisten-Kongreß. Vierzehnte Tagung 1904. (*F. Heger*) 184
Jacobson, Edw., en Mr. J. H. van Hasselt: De Gong-fabricatie te Semarang (*L. Bouchal*) 180
Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. I. (*L. Bouchal*) 183
Journal of the Gypsy Lore Society: New Series, Vol. I (*R. Lasch*) 179
Karplus, J. P.: Zur Kenntnis der Variabilität und Vererbung am Zentralnervensysteme des Menschen und einiger Säugetiere (*A. Pilcz*) 86

Seite

Kienitz-Gerloff, Felix: Physiologie und Anatomie des Menschen mit Ausblicken auf den ganzen Kreis der Wirbeltiere (*S. v. Schumacher*) 174
Klotz, Ernst: Der Mensch — ein Vierfüßer 175
Koch-Grünberg, Dr. Theodor: Südamerikanische Felszeichnungen (*L. Bouchal*) 184
Lankester, Dr. Edwin Ray: Natur und Mensch (*R. Lasch*) 56
Mertins, Oskar: Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens (*M. Much*) 52
Narbeshuber, Dr. Karl: Aus dem Leben der arabischen Bevölkerung in Sfax 183
Naukowyj zbirnyk pryświaczenyj M. Hruszeuśkomu (*W. Bugiel*) 132
Parkinson, R.: Dreißig Jahre in der Südsee (*R. Pöch*) 182
Philipp, Max: Beiträge zur ermländischen Volkskunde (*R. Meringer*) 131
Pohlig, H.: Eiszeit und Urgeschichte des Menschen (*V. Hilber*) 127
Právěk, l'âge préhistorique, IIIe année (*J. V. Želizko*) 188
Retzius, Gustaf: Cerebra simiarum illustrata (*S. v. Schumacher*) 52
Schlaginhaufen, Dr. Otto: Die Körpermaße und der äußere Habitus eines jungen weiblichen Schimpansen (*S. v. Schumacher*) 174
Schuller, Rudolfo R.: Sobre el orígen de los Charrúa (*W. Lehmann*) 135
Schweisthal, M.: Histoire de la maison rurale en Belgique et dans les contrées voisines (*R. Meringer*) 88
Stratz, C. H.: Zur Abstammung des Menschen (*G. Kraitschek*) 53
Thomas, Northcote W.: Kinship Organizations and Group Marriage in Australia (*R. Lasch*) . . . 135
Van der Sande, G. A. J.: Nova Guinea. Vol. III (*R. Pöch*) 181
Wilser, Dr. L.: Die Rassengliederung des Menschengeschlechtes (*H. Obermaier*) 53
— — Menschwerdung (*V. Hilber*) 128
Woltmann, Ludwig: Die Germanen in Frankreich (*K. Penka*) 85

NEKROLOG.

Dr. Wilhelm Grempler (*F. Heger*) 172

Autoren- und Sachregister . . . . . [I]
Mitglieder- und Schriftentauschverzeichnis . . . . . [1]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Druckfehlerberichtigungen.

S. 79, Z. 25 von oben, statt „beeinflußtes" soll es heißen „unbeeinflußtes".
S. 135, Z. 19 von oben, statt „Organisations" soll es heißen „Organizations".

37.

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

XXXVII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE VII. BAND.)

I. HEFT.

MIT 7 TEXTABBILDUNGEN.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1907.

Das Register zu Band XXXVI wird mit Heft II/III ausgegeben werden.

Schluß der Redaktion am 15. Februar 1907.

Die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erscheinen jährlich in 6 Heften. Die gesondert paginierten Sitzungsberichte werden in der Regel den einzelnen Heften angeschlossen und nur von Fall zu Fall an die Mitglieder separat versendet.

Die Redaktion.

INHALT.

Abhandlungen. Seite

H. Behlen: Der diluviale (paläolithische) Mensch in Europa. [1. Teil] 1
R. H. Mathews: Beiträge zur Ethnographie der Australier 15
A. Horváth: Crania salonitanea. (Mit 3 Tafeln und 5 Tabellen). [2. Teil] 39

Literaturberichte.

Nr. 1—6 52

Sitzungsberichte (Seite [1]—[20]).

Ausschußsitzung am 30. Oktober 1906 S. [3]. — Monatsversammlung am 14. November 1906: *Toldt,* Schädel aus der altchristlichen Begräbnisstätte in Salona S. [3]; *Sellin,* Altsemitische Opferstätten S. [3]. — Monatsversammlung am 12. Dezember 1906: *Bieber,* Durch Gallaland nach Kaffa und Dauro (mit 5 Abb.) S. [3]; *Teutsch,* Einiges vom Aberglauben der Rumänen (mit 2 Abb.) S. [11]. — Geschenke für die Bibliothek S. [17]. — Ausschußsitzung am 9. Jänner 1907 S. [19]. — Monatsversammlung am 9. Jänner 1907: *Pöch,* Bericht über seine anthropologische Studienreise nach Neu-Guinea S. [20].

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Mitteilungen allein verantwortlich.

Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1907.

Protektor:

Seine kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Präsident:

*Dr. Karl **Toldt,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

Vize-Präsidenten:

Dr. Vratoslav **Jagić,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Matthäus **Much,** k. k. Regierungsrat.
*Franz **Heger,** k. k. Regierungsrat und Direktor der anthr.-ethn. Abteilung des k. k. naturh. Hofmuseums.

Erster Sekretär:

*Dr. Rudolf **Much,** k. k. Universitäts-Professor.

Zweiter Sekretär:

Dr. Leo **Bouchal** (Redakteur der „Mitteilungen").

Rechnungsführer:

Dr. Karl **Außerer.**

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl,** k. k. Ministerialrat i. P.
Anton **Dachler,** Ingenieur.
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Gustav **Kraitschek,** k. k. Gymnasial-Professor.
Hugo Freiherr v. **Kutschera,** k. u. k. Geheimer Rat und Sektionschef.
Dr. Richard **Lasch,** k. k. Bezirksarzt.
Dr. David Heinrich **Müller,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Eugen **Oberhummer,** k. k. Universitäts-Professor.
Karl **Penka,** k. k. Gymnasial-Professor.
Dr. Leo **Reinisch,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Leopold v. **Schroeder,** k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Hermann Ritter **Schullern zu Schrattenhofen,** k. k. Hofrat und Professor an der Hochschule für Bodenkultur.
Dr. Ernst **Sellin,** k. k. Professor an der evang.-theol. Fakultät.
Dr. Siegmund **Wahrmann,** prakt. Arzt.
Hans Graf **Wilczek,** k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer.
*Dr. Emil **Zuckerkandl,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

* Mitglieder des Redaktions-Komitees

Zur gefälligen Beachtung.

Sendungen und Zuschriften für die Redaktion und Administration, die Bibliothek und das Sekretariat der Anthropologischen Gesellschaft werden unter der Adresse *Anthropologische Gesellschaft in Wien, I. Burgring 7",* erbeten. An dieselbe Adresse wolle man auch Anmeldungen, die zu jeder Zeit erfolgen kann, gelangen lassen. — Der Jahresbeitrag beträgt für ein wirkliches und unterstützendes Mitglied 20 Kronen. Geldsendungen sind ausschließlich an den Kassier *Karl Freiherrn v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8,* zu adressieren.

Buchhändlerische Aufträge, welche unsere Mitteilungen betreffen, ersuchen wir an die *k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien, I. Rotenturmstraße 13,* welcher den Verlag der sämtlichen Publikationen der Gesellschaft übernommen hat, zu richten.

Es wird ersucht, Bücher, von welchen eine Anzeige gewünscht wird, in zwei Exemplaren einzusenden, da die Gesellschaft die einlaufenden Geschenke dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum abgibt. Besprechung nur dann veranlassen kann, wenn sie für den Gebrauch des Referenten ein zweites Exemplar erhält.

Sonderabdrücke und Zeitschriftenartikel können unter keinen Umständen besprochen werden. (Beschluß des Redaktionskomitees vom 6. Dezember 1904.)

Das Sekretariat.

Anthrop and Coultin
Gottschalk
10-7-52
80277

GN
2
.A7
V.37

Der diluviale (paläolithische) Mensch in Europa,

nach den neueren geologischen, paläontologischen und anthropologischen Forschungen; eine kritische Studie.

Von H. Behlen in Haiger.

I. **Hoernes.** Lange Zeit galt Frankreich für das klassische Land der paläolithischen Studien. Hier hatte Boucher de Perthes in den alten Alluvionen der Somme seine epochemachenden Entdeckungen gemacht, hier bot eine große Zahl von früh und wissenschaftlich ausgebeuteten Höhlen ein schier überreiches Material, das von Lartet & Christy in den „Reliquiae aquitanicae" zusammengestellt wurde. Hier lebte vor allem Gabriel de Mortillet und hier wirken noch eine große Zahl von namhaften Archäologen, die noch dazu, wie gemeiniglich die Franzosen, über eine sehr lesbare, ja glänzende Darstellungsweise verfügen. In Deutschland hat 1903 Moritz Hoernes ein Aufsehen erregendes Werk: „Der diluviale Mensch in Europa", veröffentlicht, in dem nur zu sehr jene angebliche Überlegenheit der Franzosen zum Ausdruck gelangte. Ich führe eine sehr bezeichnende Stelle aus Hoernes' Buch hier an, die zugleich den Standpunkt Hoernes' in der Alterseinteilung des diluvialen (paläolithischen) Menschen enthüllt und die Überschätzung Frankreichs vor Augen führt.

S. 8. „Allein Frankreich," sagt Hoernes, „ist nicht ganz Europa, und in einem Gebiete, welches von der Eiszeit oder den Eiszeiten so wenig berührt wurde wie Frankreich, müssen sich die Verhältnisse anders gestaltet haben, als in anderen Gebieten unseres Kontinentes. Frankreich ist ein guter Boden für das Studium der Kulturformen und Kulturstufen, nicht aber für die Erkenntnis ihres Zusammenhanges mit den geologischen Stufen des Diluviums. In Frankreich, namentlich im südlichen Teile, mag Kontinuität der Besiedlung geherrscht haben. Die Eiszeiten und Zwischeneiszeiten haben ihren Einfluß geübt, aber nur im Sinne gewisser Fluktuationen der menschlichen und tierischen Bevölkerung, die das Bild eher verwirren als erklären. In Südfrankreich hat man ja auch Folgeperioden des Magdalénien nachgewiesen, das Asylien oder Tourassien und das Arisien oder Étage coquillier, welche den alten Hiatus zwischen paläolithischer und neolithischer Kultur überbrücken sollen. Ich glaube aber an diesen Hiatus und ich glaube auch an andere klaffende Sprünge, die mitten im Diluvium liegen. Zwar gähnen sie nicht im Diluvium Frankreichs, aber in dem der anderen mitteleuropäischen Länder, wo die Eiszeiten von viel ernsteren, härteren Folgen begleitet waren. Diese Sprünge, bis auf den letzten, den bekannten paläo-neolithischen Hiatus, waren eben die Eiszeiten, von denen man im glücklichen Frankreich so wenig zu fühlen bekam. In England, Deutschland, der Schweiz und Belgien ist man dazu gedrängt worden, die paläolithischen Kulturstufen in Zwischeneiszeiten einzuordnen, weil die Eiszeiten keinen Raum für sie boten. Wie dies endgültig zu geschehen hat, wissen wir nicht." — Gegenüber dem Systeme von Mortillet,

der nur eine Präglazialzeit, eine Glazialzeit und eine Postglazialzeit kennt und gegenüber einem anderen französischen Archäologen, Piette, der nur eine Wärmestufe (Tillousien, Chelléen und St. Acheuléen) und eine Kältestufe (Moustérien und die sogenannte Période glyptique) berücksichtigt, stellt nun Hoernes ein neues vermittelndes System der paläolithischen Zeit- und Kultureinteilung auf, das die Ergebnisse der archäologischen und geologischen Forschung in Einklang bringen soll.

Des Archäologen, und zwar des vorzugsweise nichtpaläolithischen, modernen Archäologen Hoernes neues System entpuppt sich nun als ein Kompromiß zwischen allerlei Systemen und Ansichten. Und wie meistenteils die Kompromisse nicht sonderlich von innerer Wahrhaftigkeit getragen sind, so auch nicht das neue Hoernes'sche System.

Hoernes kennt, wohl sicher vom Geologen Penck beeinflußt, wie auch anderseits dieser nach seinem eigenen Geständnisse von Hoernes angeregt war (Penck, „Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch", im Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. I, 1903, S. 79), anscheinend vier, in Wirklichkeit drei Eiszeiten und anscheinend drei, in Wirklichkeit zwei Zwischeneiszeiten. Der Mensch lebte, wie gesagt, nach Hoernes nur in den Zwischeneiszeiten in Europa, wenigstens in Nord- und Mitteleuropa. Die erste Zwischeneiszeit mit den Stationen Tilloux und Taubach ist charakterisiert durch Elephas meridionalis, antiquus und primigenius. Das ist Hoernes' neue Chelléo-Moustérien-Stufe. Es ist die älteste Periode der Anwesenheit des Menschen. In dieser Zeit sollen auch die Spy'er und die Neandertaler Menschen gelebt haben.

Die Szene verdunkelt sich, das Klima wird kalt, die zweite Eiszeit zieht heran, die Europa, wenigstens östlich vom „glücklichen" Frankreich, unbewohnbar machte.

Die folgende zweite Zwischeneiszeit nennt Hoernes Moustéro-Solutréen. Die Station Solutré ist jedoch der eigentliche Typus, Solutré, wo der paläolithische Mensch — um beiläufig auch einen Begriff zu geben entweder von der Länge der Zeiträume oder der nicht so ganz geringen Menschenzahl der paläolithischen Jäger — die Reste von nach einigen 25.000, nach anderen 40.000 und wieder nach anderen 100.000 gejagten, getöteten und verzehrten Wildpferden aufgehäuft hat. Typisch sollen sein die Steinwerkzeuge von Solutré, die zum Teile eine gewisse Vollendung verraten, jedoch spielen auch rohere, nach dem angeblich älteren Typus von Moustier, mit in die Periode hinein. Das Klima war mild, es ist die Zeit der Lößbildung. Renntier war selten. Die Menschenrasse soll, gewissen in Mammutelfenbein geschnitzten Rundfiguren und den bei Mentone gefundenen Skeletten zufolge, afrikanischen Charakters, negroid und steatopyg gewesen sein. Der Mensch lebte, dem milden Klima entsprechend, vorzugsweise unter freiem Himmel in leichten Reisigzelten.

Allmählich wird Mammut seltener, Höhlenbär erlischt. Die dritte Eiszeit bricht an, der Mensch zieht wieder ab. Renntier, Vielfraß und andere arktische Tiere behalten das Feld.

Es folgt die dritte, selbst bei Hoernes sehr problematische Zwischeneiszeit. Das Widerspruchsvolle dieser Zwischeneiszeit tritt aus Hoernes eigenen Worten (S. 62) hervor: „Eine Periode rauheren Klimas, doch keine Eiszeit, sondern eine Nacheiszeit oder frühe Zwischeneiszeit — Renntierzeit." Mammut wird spärlich, Höhlenbär und Nashorn sind erloschen. Eine neue Menschenrasse tritt auf die Bühne, die von Crô-Magnon usw., von vorgeschrittener Körperbildung. Steinwerkzeuge meist klein und länglich, oft sehr fein, meist aber unansehnlich. Zahlreiche Knochen- und (Renntier-) Geweihwerkzeuge. Umrißzeichnung

auf Knochen- und Renntiergeweih blüht, ebenso die Freskomalerei auf den Höhlenwänden. Der Mensch hauste in Höhlen oder wenigstens unter Felsdächern (abris). Die Periode ist das typische Magdalénien. Mit dem Magdalénien verläßt Hoernes (S. 70) das Diluvium. Aber trotzdem läßt Hoernes auf diese ihm selbst unklare Zwitterzeit noch eine freilich ebenso problematische vierte kleinere Eiszeit folgen, die wiederum Südfrankreich bewohnbar ließ. Gleichzeitig Hiatus im übrigen Europa. Er nennt diese angebliche südfranzösische, mit der vierten Eiszeit gleichalterige Stufe: Arisien. Nach Schlosser, bemerkt er, soll im übrigen Europa Verschwemmung der arktischen und Steppennagerreste stattgefunden haben. Auf diese vierte uneigentliche und letzte Hoernes'sche Eiszeit folgt endlich die Nacheiszeit, die jüngere Steinzeit. In Wirklichkeit kennt aber Hoernes im Verlaufe seines Werkes nur drei Eiszeiten, zwei Zwischeneiszeiten und eine Nacheiszeit.

Diese Aufstellungen bieten das neueste abgeschlossene Gesamtbild eines berufenen Archäologen von der Entwicklung des Menschen in Europa.

Eine neuere, erst kürzlich erschienene Darstellung von Dr. Lud. Reinhardt, „Der Mensch zur Eiszeit in Europa", München 1906, bei E. Reinhardt, zeugt zwar von großer Belesenheit, aber von geringem eigenen Urteile. Einige Kapitel sind recht schätzbare Beiträge zur Vorgeschichte des Menschen, die meisten Schilderungen aber sind nur allzusehr mit Fremdem verquickt. Zudem zerreißt der Autor ganz unnützerweise zusammengehörige Dinge.

Ähnliches gilt von dem großen Werke von Dr. H. Klaatsch, „Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes" in „Weltall und Menschheit", Berlin 1901/03, bei Bong & Cie. An eigenem Urteile steht zwar Klaatsch turmhoch über den meisten Zeitgenossen; allein auch hier ist die Darstellung stellenweise stark verzerrt und nur allzuviel durch unbewiesene Ansichten getrübt und leider stellenweise absichtlich zu breit und populär gehalten.

Während bei dem Archäologen Hoernes das archäologische Moment, überwiegt bei dem Anatomen Klaatsch natürlich das anthropologische. Obwohl es in dieser vorliegenden kritischen Arbeit mir mehr darauf ankommt, das Trennende, die abweichende Auffassung und, wie ich meine, vielerorts unrichtige Auffassung meiner Vorgänger hervorzuheben, so soll doch selbstverständlich damit keineswegs das hohe Verdienst der Vorgänger verkannt werden. Steht doch jeder Nachkomme bewußt oder unbewußt auf den Schultern seiner Vorgänger, denen jeder Forscher deshalb nicht weniger Dank zollen wird, wenn er sie auch stellenweise bekämpft.

Hoernes nimmt also im Einklange mit Mortillet an, daß die älteste, durch die mandelförmigen Chelles- und Acheul-Feuersteinwerkzeuge repräsentierte Zeit zwar nicht eine präglaziale, aber wenigstens eine früh-(erst-)interglaziale warme Zeit gewesen sei. Hoernes schließt dies, wie allgemein, aus der Fauna: Elephas antiquus Rinoceros Merckii. Unrichtig ist es, den rein pliozänen Elephas meridionalis hieherzuziehen, der angeblich in der Kiesgrube von Tilloux, und zwar zusammen mit Elephas antiquus und Elephas primigenius, dem Mammut, gefunden worden sein soll. Der französische Paläontologe Boule hat hinsichtlich dessen später sein Urteil berichtigt. Zum mindesten auffallend ist, daß Hoernes in diese alte, warme Interglazialzeit auch neben Mammut das wollhaarige Rhinozeros (Rhinoceros tichorhinus) versetzt. Allerdings gibt es paläontologische Stationen, wo angeblich die alte Form von Elephas antiquus, neben einem etwas zweifelhaften Elephas trogontherii, auch mit Elephas primigenius; andere, wo Rhinoceros Merckii (neben Etruscus) auch mit Rhinoceros tichorhinus vorkommen soll. Allein die Meinungen der Paläontologen sind

über diese zudem nur sehr vereinzelte Zusammenvorkommnisse geteilt, zum mindesten meist sehr zurückhaltend, und es geht keineswegs an, sie als gesichert für die Archäologie zu verwerten.

Noch auffallender ist es, daß Hoernes auch die Stationen Le Moustier am Vezèrebache in der Dordogne, eine Höhle, die zwar keine Knochenwerkzeuge und Gravierungen, wohl aber Herdstätten, Feuersteine und zerschlagene Knochen folgender Tiere geliefert hat: Pferd, Auerochs = Bison, Renntier, Mammut, Höhlenhyäne und anderer Tiere (siehe Reliquiae aquitanicae S. 166) in diese erste Zwischenzeit versetzt. Es geschieht dies offenbar der Steinwerkzeuge wegen, die, wie bemerkt, ohne Knochenartefakte gefunden worden sind und im ganzen genommen einen älteren Typus als die der nahen übrigen Höhlen des Vezèretales zu repräsentieren scheinen. Bei näherem Vergleiche, wenigstens der auf den Tafeln der Reliquiae aquitanicae abgebildeten Steingeräte, muß jedoch jeder Zweifel daran, daß man es hier mit den auch in den übrigen Höhlen des Vezèrebaches einheimischen Gerätschaften zu tun habe, völlig verschwinden, wie denn auch die Höhlenausfüllung Kalkabwitterungsprodukt neben Löß ist (welch letzteren ich aus S. 35: „In the cave of Le Moustier there is much red, sandy, micaceous alluvium very similar to the brickearth of the valley below" folgere). Über die angeblichen Steingeräte vom Chelles- und Acheultypus, über die Zeitumstände des Spy-, Neandertal- und Krapina-Menschen, sowie über die Berechtigung Le Moustier wie auch Rübeland, mit seiner typisch spätdiluvialen Tundren- und Steppenfauna (siehe W. Blasius im „Korresp.-Bl. d. Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 29. Jahrg., München 1898, S. 109f.), Stramberg (Šipka) und Wierzchowie dieser frühen warmen Interglazialzeit zuzuerteilen, später mehr!

Im großen und ganzen annehmbar ist die Mittelstufe von Hoernes, sein Solutréen, das er in seine zweite Interglazialzeit, in die Periode der Lößbildung verlegt. Was wir im einzelnen jedoch von seinen Anschauungen über diese Periode, besonders vom milden Klima und den Stationen unterm freien Himmel zu halten haben, auch davon später mehr!

Auch die Oberstufe, das Magdalénien, kann im ganzen als spätere, auf die Mittelstufe folgende und letztdiluviale Periode passieren.

Eine Geschichte des diluvialen Menschen kann nicht mehr geschrieben werden ohne eingehende Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der Geologie, speziell der Glazialgeologie, und der Paläontologie. Hoernes hat diese Forderung gefühlt, und wie er versuchte, ihr im Laufe seines Werkes einigermaßen gerecht zu werden, so hat er diese Fragen nochmals besonders, im Anhange, behandelt. Er fußt dabei auf Penck, und zwar auf Pencks und Brückners eben im Erscheinen begriffenem großen Werke: „Die Alpen im Eiszeitalter" (Leipzig, bei Tauchnitz, 1901f.).

Auch hier nimmt Hoernes für die Interglazialzeiten warmes oder vielmehr gemäßigtes Klima mit Waldfauna, für die Glazialzeiten kaltes Klima mit einer arktisch-alpinen Tundrafauna an. Da das warme Klima nicht plötzlich beim Herannahen eines kalten in dieses und umgekehrt das kalte beim Herannahen eines warmen in letzteres übergehen kann, so schiebt Hoernes, von Penck beeinflußt, je zwischen zwei extremen Klimaten einen Übergang nur mit östlicher Steppenfauna ein. Er erhält dergestalt einen regelrechten Wechsel von Tundra (Glazialzeit), Steppe (Übergangszeit), Wald (Interglazialzeit), Steppe, Tundra usw. Der Theorie Pencks schließt sich Hoernes nun auch insofern an, als er statt seiner drei Eiszeiten mit zwei Interglazialzeiten, jetzt Pencks vier Eiszeiten mit drei Zwischeneiszeiten annimmt, übrigens

unter dauerndem Verzichte auf seine ihm von Piette nahe gelegte, hier unberücksichtigt gelassene problematische, nichtdiluviale letzte Eiszeit, die sich aber wenigstens noch im Range eines Penck'schen eiszeitlichen Stadiums, des zweiten, des Gschnitzstadiums (d. h. eines der drei kleineren Gletschervorstöße in der Postglazialzeit), eines bescheidenen und wissenschaftlich ungefährlichen Fortlebens erfreuen darf.

Seine dergestalt auf zwei reduzierten Zwischeneiszeiten bringt Hoernes auf die Vollzahl der drei Penck'schen Zwischeneiszeiten dadurch, daß er vorn, am Anfange, eine Eis- und damit auch eine Zwischeneiszeit zusetzt und in diese erste frühe Zwischeneiszeit — schon, wenn auch erst ganz leise, beeinflußt von Rutot — gewisse, lediglich auf angebliche Feuersteinartefakte basierte Vorkommnisse, allerdings noch mit Fragezeichen (Tilloux, Mesvin?), einweist. Diese frühe Periode nennt er Mosbachstufe. Dadurch rückt sein ursprüngliches Chelléo-Moustérien, für das Taubach der Exponent wird (Taubachstufe), ins zweite Interglazial und Solutré und Předmost ins dritte, das er auch geradezu nach letzterem Fundorte — man erkennt nicht, mit welcher Berechtigung — Předmoststufe nennt. Das Magdalénien wird nach Wegfall des früheren scheinbaren vierten Hoernes'schen Interglazials definitiv postglazial. Da es aber einem kälteren Klima („wenn auch keiner Eiszeit") entsprechen soll und muß, so wird es dem Bühlstadium Pencks, d. h. dem ersten der drei Penck'schen postglazialen Gletschervorstöße, parallelisiert. Für die wärmere Interstadialzeit zwischen der vierten Glazialzeit und dem ersten Stadialabschnitt Pencks hat Hoernes auffallenderweise keine paläolithische Interstadialbesiedlung bei der Hand.

Dabei war es Hoernes nicht entgangen, daß Marcelin Boule, einer der besten französischen Beobachter, Paläontologe und Geologe von Fach, die kälteliebenden Faunen in knochenführenden Diluvialablagerungen in Höhlen sehr homogen, viel homogener als die alten, wärmeliebenden Faunen in freiliegenden Schichten fand, und daß Boule daraus schließt, daß die meisten, ja fast alle jene Höhlenablagerungen nicht über die letzten Zeiten des Quartärs hinausgehen, d. h. daß sie gleichzeitig sind mit der Bildung der Niederterrassen an den großen Flußläufen und der nordfranzösischen Limons, in welchen man bei aller geschärfter Aufmerksamkeit keine verschiedenen paläontologischen Horizonte erkenne. Topographisch und hydrographisch hätte die Zeit dieser Höhlenablagerungen die größte Ähnlichkeit mit der Gegenwart. Dagegen fände man auch in Höhlen zuweilen Ablagerungen aus einer anderen Zeit mit ganz anderem Stand und Lauf der Gewässer, und aus solchen Schichten stammten die Knochen von Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Hippopotamus, Machairodus und anderen wärmefreundlichen Tierspezies (Hoernes, S. 194). Unter dem Einflusse dieser klaren und richtigen Beobachtung kann Hoernes zuletzt nicht umhin, anzunehmen, daß es wenigstens möglich sei, daß die letzte Interglazialzeit wesentlich rauher gewesen sei, als die vorletzte, so daß diese vorletzte eine warme Waldzeit, jene, die letzte, eine kühle und trockene Steppenzeit gewesen sein könne, wie, so fügte er hinzu, er oben aus den Funden tatsächlich geschlossen habe. Trotz dieses Zugeständnisses und trotzdem Hoernes („oben", S. 48 seines Werkes) bereits das Gleiche geschlossen haben will, macht er sehr zum Überflusse und im Widerspruche mit sich selbst den kaum verständlichen Rückzugsvorbehalt (S. 195): „Zunächst sei die Übertragung von vier im Alpengebiete konstatierten Eiszeiten auf die hauptsächlichen Fundgebiete der diluvialen Faunenreste und des paläolithischen Menschen noch eine Hypothese." Was es damit aber auf sich hat, daß Hoernes selbst „oben" aus den Funden tatsächlich geschlossen haben will, daß die letzte Interglazialzeit eine kühle und trockene Steppenzeit gewesen sei, so ist daran allerdings

das richtig, daß Hoernes bei Gelegenheit der Besprechung der Nehring'schen Funde der Steppenfauna, der Repräsentantin seines milden Solutré im deutschen Zwischengebiete zwischen den österreichischen Lößfunden und den westlichen Solutréfunden, nicht anders kann, als mit Nehring eine Fauna, in der sich neben Pferd und Mammut Renntier und Halsbandlemming finden, als relativ kalt zu bezeichnen. „Es muß damals," sagt er, „ein trockenes, mäßig kühles, kontinentales Klima geherrscht haben, nicht das regenreiche, mild ozeanische Klima wie heute."

Ganz recht! Aber wie verträgt sich damit das milde Solutréen in Frankreich und in Österreich, „wo die Menschen unter freiem Himmel höchstens unter leichten Reisigschirmen" lagerten. Nun, das milde Solutréen kann wohl in derselben Periode der letzten Löß-Interglazialzeit, aber doch zu etwas verschiedener Zeit geherrscht haben! könnte Hoernes erwidern. Wohl schwerlich! Denn in allen Lößablagerungen in Niederösterreich, was ist die charakteristische Fauna neben den kontinentalen Formen? In Zeiselberg, wenn auch selten, Renntier; im Gruebgraben bei Kammern vielleicht Renntier; in Willendorf Renntier; in Aggsbach Renntier. In der Generalka und auch sonst bei Prag Renntier, daneben Murmeltier (Arctomys primigenius), auch Knochenwerkzeuge finden sich vom Renntiere. Nach Woldřich hat der Mensch dort, und zwar schon in der Art eines Tierzüchters, vorwiegend vom Fleische des Renntieres gelebt. Daneben gab es, wie überall in diesen Stationen, Mammut und Nashorn. In Aussig-Türmitz (nach Nehring) Renntier neben rötlichem Ziesel, Steppenmurmeltier, großem Pferdespringer, Iltis, Höhlenhyäne, Löwe, Mammut, Nashorn, Pferd (Hirsch, dieser mit Anzeichen jüngeren Ursprunges), Rind, Schaf, Steinbock. In Mähren (S. 133), „unter den diluvialen Hirscharten, sind Riesenhirsch und Elch selten, das Renntier dagegen sehr häufig. Es steht hier dem Wildpferde am nächsten und war nach diesem das Hauptjagdwild des Menschen". In Joslowitz Renntier, bei Brünn Renntier. In Předmost selbst: Renntier, Eisfuchs, Schneehase, Vielfraß und Moschusochse (das arktischste Landsäugetier überhaupt) neben Mammut, Wolf, Pferd, Bison, Elch und Biber. Ebenso ist es in Frankreich, Belgien, England usw., überall bildet das nordische Faunenelement den Haupteinschlag. So auch in der eponymen Station Solutré und hundert anderen. Eine Trennung von nordischen und kontinentalen Faunenelementen gibt es nicht; südliche sind nicht vorhanden, was so scheint, sind kontinentale, wie die anfangs befremdlichen Höhlenlöwen, Höhlenhyänen und andere; wohl aber sind noch vorhanden hochalpine. Wenn Hoernes jene fragliche Schriftstelle damit schließt (S. 196): „Mit einem Worte: diese ganze diluviale Tierfrage ist noch dunkel und Geologie und Paläontologie haben noch viel zu forschen, um über mehr oder minder vage Vermutungen hinauszukommen," so ist das zwar recht bequem und auch ein klein wenig von oben herab geurteilt, aber dieses Urteil entsprach schon damals keineswegs der Wirklichkeit; denn schon waren die Forschungen der Paläontologen Brandt, Nehring, Schlosser, Studer, Woldřich, Maška, Boule usw. über diesen Gegenstand im wesentlichen völlig abgeschlossen und hatten das wahre Verhältnis klargelegt.

Allerdings müssen bei unserem Gegenstande Archäologie, Paläontologie und Geologie Hand in Hand gehen, um neue und richtige Ergebnisse zutage zu fördern, allein fast stets noch ist es hiebei der rein naturwissenschaftliche Teil gewesen, der gegeben, und der archäologische, der genommen hat, und fast allemal, wenn der erstere einmal nahm und sich die Gabe nicht ganz genau unter der Lupe ansah, ist er der Getäuschte gewesen. Wir werden zwei solcher Fälle später kennen lernen.

Die Hoernes'sche Einteilung des Paläolithikums lehnt sich aber in unselbständiger Weise sowohl an die archäologischen Funde als an die Resultate der Glazialgeologie an. Die ersteren reichen jedoch zu diesem Zwecke nicht aus und die letzteren sind bei Hoernes nicht genügend gesichtet. Die Hoernes'sche Einteilung kann daher nur als ein unsicherer und im wesentlichen als ein mißglückter Versuch angesehen werden.

II. **Penck.** Ein ganz ungemein kräftiger Anstoß ist für die paläolithische Forschung ausgegangen vom Glazialgeologen Penck. Penck hat seine Ansichten im Zusammenhange zuletzt niedergelegt in einer 1903 im Archiv für Anthropologie (bei Vieweg & Sohn in Braunschweig) erschienenen Schrift: „Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch" und des breiteren in seinem von ihm und Brückner herausgegebenen, noch im Erscheinen begriffenen großen Werke: „Die Alpen im Eiszeitalter". Penck sagt in der ersterwähnten Arbeit, daß er früher seine Eiszeitstudien ganz ohne Rücksicht auf die paläolithischen Funde ausgeführt hätte und erst hernach dazu gekommen wäre, letztere gleichsam anzuhängen an die damals gewonnene Klassifikation. Nunmehr hätte er eine Reihe der wichtigsten paläolithischen Fundstellen selbst besucht und zum Teile genauer untersucht. Die dabei gemachten Beobachtungen bildeten einen wesentlichen Teil des im Erscheinen begriffenen Werkes über „Die Alpen im Eiszeitalter".

Seitdem sind im ganzen sieben Lieferungen erschienen, aussteht noch die achte und damit die letzte. Da die nach der Schrift von 1903 erschienenen Lieferungen 6 und 7 nicht nur sehr viel neues Material bringen, sondern auch alte Ansichten berichtigen, wie das bei einem so schaffenskräftigen Forscher und einem so verlockenden Schaffensgebiete sich von selbst versteht, so werde ich nur ausnahmsweise auf die Schrift von 1903 zurückgehen und mich vorzugsweise an das große Werk halten.

Penck und Brückner haben im Umkreise der Alpen vier Eiszeiten festgestellt: vier große Vorschübe der Eismassen aus den Alpentälern heraus, weit auf das Alpenvorland. Diese Eiszeiten waren mit einer gewaltigen Erniedrigung der Schneegrenze in die Alpen um 1200—1400 *m* verbunden. Penck und Brückner nennen diese vier Eiszeiten nach charakteristischen Vorkommnissen von glazialen Ablagerungen an Flüssen auf der bayrisch-schwäbischen Hochebene. Die älteste erste Glazialzeit Günz-, die zweite Mindel-, die dritte Riß- und die vierte Würm-Glazialzeit. Die Zwischeneiszeiten bezeichnen sie: die erste mit Günz-Mindel-, die zweite mit Mindel-Riß- und die dritte und letzte mit Riß-Würm-Interglazialzeit. Augenblicklich leben wir in der Post-(Würm-) Glazialzeit. Während der letzten Glazialzeit, der Würm-Eiszeit, gab es eine Schwankung mit Rückzug der Eismassen weit in die Ursprungstrichter, die Täler, hinein, die Laufenschwankung. Aber auch der völlige Rückzug der Eismassen der letzten (Würm-) Eiszeit ging nicht stetig voran, sondern war durch einige erneute, jedoch kleinere Vorstöße des Eises unterbrochen. Die erste Rückzugsphase nennt Penck die Achenschwankung, den darauffolgenden Vorstoß Bühlstadium, die folgenden Vorstöße Gschnitzstadium und Daunstadium. Selbstverständlich hat man sich auch das Vorrücken des Eises der letzten und nicht minder den Rückzug und das Vordringen der Eismassen der drei früheren Vergletscherungen in ähnlicher unregelmäßiger Weise zu denken, nur liegen uns die Spuren, die solche Vorgänge dokumentieren könnten, nicht mehr in derselben klaren Weise vor Augen, wie nach der letzten Eiszeit, da die Grundmoränen und fluviatilen Schotter jeder späteren Eiszeit die Einzelerscheinungen der früheren, besonders die kleineren, stark verwischen, ja ganz verdecken mußten, so daß es eines ganz besonders eingehenden Studiums

bedurfte, nach und nach vier Eiszeiten wahrscheinlich zu machen. Es ist zu bemerken, daß in der Riß-Eiszeit, also der vorletzten, die Eismassen die größte Ausdehnung besaßen, daß sie aber auch in der zweiten, der Mindel-Eiszeit, eine fast ebenso große Verbreitung erlangten, während die der letzten und ersten, der Würm- und Günz-Eiszeit, sich in ihrer Ausdehnung fast glichen und innerhalb der Grenzen der beiden mittleren blieben.

Das Alter der einzelnen Eiszeiten ist in erster Linie durch die Auflagerung der Moränen und Schotter jeder jüngeren Eiszeit auf die der älteren, ferner durch die der Interglazialbildungen und besonders aber auch durch die verschieden starke Verwitterung der Moränen und Schotter erkennbar. Und da ist denn des weiteren zu bemerken, daß die beiden letzten Eiszeiten in einem näheren Verhältnisse zueinander stehen, sie sind relativ jungen, ja sehr jungen Datums, während die beiden ältesten in altersgrauester Ferne liegen, indem die von ihnen zurückgelassenen Moränen und Schotter nicht allein zum Teile völlig zur sogenannten Nagelfluh verkittet, sondern auch wieder bis tief herab zersetzt und verwittert sind.

Zwischen den einzelnen Eiszeiten hat sich nach Penck, abgesehen von anderen interglazialen Ablagerungen der Löß, der Staub aus trockenen Zeiten abgelagert. Der Löß ist völlig unabhängig von dem eigentlichen Glazialproblem, insofern, als er in seinem Auftreten nicht an die Glazialablagerungen gebunden ist, sondern weit über sie hinausgreift, ja eigentlich außerhalb derselben sein Hauptverbreitungsgebiet hat. „Der Löß ist also auch hier, wie Penck (in Lieferung 7, S. 674) vom Löß der Gegend um Lyon sagt, kein notwendiger Begleiter der eiszeitlichen Ablagerungen.“ Penck kennt also mehrere interglaziale Lößе. Niemals liegt Löß auf der Niederterrasse[1]), die von den periodischen Abschmelzungswässern der letzten Würm-Glazialzeit aufgebaut wurde und niemals auf den Grundmoränen der letzteren. Niemals ist der Löß danach jünger als die letzte Interglazialzeit.[2])

Wohl aber kommt der Löß in relativ sehr ausgedehntem Maße auf den Ablagerungen der vorletzten Eiszeit vor. Die Hauptmasse des Lößes ist also letztinterglazial. Das ist durch viele Profile nachzuweisen. Für verfehlt halte ich den Nachweis, daß Löß auch in früheren Interglazialzeiten abgelagert worden sei. Penck kennt nur drei nahgelegene Stellen auf der schiefen Ebene von München, wo angeblicher Löß zwischen Schottern älterer Eiszeiten liegen soll, bei Höllriegelsgereuth und bei Pullach. Bei Höllriegelsgereuth (Lieferung 1, S. 60) liegt zwischen stark verkitteter Nagelfluh, die der Mindel-Eiszeit, und einer groben, mittelfesten Nagelfluh, die der Riß-Eiszeit zugeschrieben wird, „ein Band gelben, zähen Lehmes von 0·3 *m* Mächtigkeit“, das durch nichts weiter charakterisiert ist. Und bei Pullach (Lieferung 1, S. 61) liegt zwischen denselben Bildungen „1·5—2 *m* gelber, zäher Löß“. Dieser Löß ist oben reich an Schalen, die nach einer Bestimmung Sandbergers der Helix

[1]) Die Schotter der letzten Eiszeit werden von Penck und Brückner als „Niederterrasse“, die der vorletzten als „Hochterrasse“ bezeichnet. Die der beiden früheren Eiszeiten als „Deckenschotter“. Außerhalb des alpinen Glazialgebietes sind gewöhnlich nur zwei Terrassen orographisch und faunistisch zu unterscheiden und heißen ebenfalls Niederterrasse und Hochterrasse, so am Mittelrhein, in Nordfrankreich, Belgien usw. Diese Niederterrassen mit Mammut, Rhinoceros trichorhinus usw. entsprechen also den beiden letzten alpinen Terrassen, den dortigen Nieder- und Hochterrassen zusammengenommen, während die Hochterrasse mit Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii usw. den alpinen beiden Deckenschottern, dem jüngeren und älteren entspricht.

[2]) Ein vereinzeltes Vorkommen von lößartigem Lehm bei Sargans im Rheintale aus spätpostglazialer Zeit beweist hiegegen nichts. Der angeblich postglaziale Löß von Rivoli bei Turin erscheint seiner Lagerung nach noch ungeklärt.

sericea Drap, Helix arbustorum Müll. und Succinea oblonga Drap. angehören. „Das sind echte Lößformen," sagt Penck. Allein solche gehören gelegentlich auch anderen fluviatilen Ablagerungen an, so den Deckenschottern von Pachschallern bei Steyr (Lieferung 1, S. 92), wo den zu Nagelfluh erhärteten Kiesen einer der beiden ältesten Glazialzeiten, „nicht selten lehmige Nester" eingelagert sind, die anscheinend typischen Löß bergen, deren unlößischer, fluviatiler Ursprung jedoch zutage liegt. Desgleichen sind in solcher Nagelfluh, dicht dabei, bei Sierning nach Matzeldorf zu, „in lehmigen Zwischenlagen" mit Helix hispida (L.) und Succinea oblonga (Drap.), also typischen Lößkonchylien, unbestimmbare Pflanzenreste gefunden worden. Desgleichen hat Gutzwiller (Baseler Nat. Ges., X, 1894/95, S. 540) gelegentlich in alpinen Niederterrassenschottern die Konchylien gefunden, die auch sonst in Löß vorkommen. Auch werden (Lieferung 6, S. 584) solche früher als Löß beschriebene Ablagerungen widerrufen und teils als Tuffablagerungen (?), teils als Schlammabsätze aus Wasser gedeutet. Ähnliche Vermengungen von typischem Löß und sogenanntem Sandlöß kommen auch sonst vor. „In seiner petrographischen Zusammensetzung allerdings," fügt Penck beim Pullacher Vorkommen hinzu, „weicht das Gestein vom typischen Löß ab. Es ist nicht senkrecht klüftig, sondern ebenflächig blätterig." Meines Erachtens genügen diese wenigen Vorkommnisse nicht im entferntesten, die Hypothese der regelmäßigen Wiederkehr der Ablagerung von Löß in allen Interglazialzeiten und damit die regelmäßige Wiederkehr von trockenen kontinentalen Zeiten zu halten. Gegenüber diesen wenigen, vereinzelten und unsicheren Vorkommnissen ist festzuhalten, daß Löß in der erdrückenden Mehrzahl von Fällen, und zwar in völlig typischer, auch nicht im geringsten an fluviatile Ablagerungen erinnernder Ausbildung einzig und allein, entweder zwischen den Moränen und Schottern der vorletzten (Riß-) Glazialzeit und der letzten (Würm-) Glazialzeit vorkommt, wie (Lieferung 2, S. 155) an der Salzach, wo sogar Löß zwischen zwei Moränen selbst moränenartig aufgearbeitet ist (vielleicht doch auch bei Rivoli bei Turin, Lieferung 7, S. 758), und (Lieferung 6, S. 644 und Lieferung 7, S. 674) bei Bianne bei Lyon, oder daß der Löß nur die älteren, weiter verbreiteten Glazialablagerungen der Rißzeit, besonders die alpinen Hochterrassenschotter bedeckt, wo hingegen er stets die Ablagerungen der jüngsten Eiszeit (die Moränen derselben und ihre Schotter, die alpinen Niederterrassenschotter) unbedeckt frei läßt. Auch Brückner hebt dieses letzte für die Schweiz (Lieferung 6, S. 583/4) ausdrücklich hervor.

Zyklität der Floren und Faunen. Da wir es im Eiszeitalter nicht mit einer ununterbrochen verlaufenden Entwicklung derselben Flora und Fauna zu tun hätten, sondern mit einer mehrmaligen, in bestimmten Zyklen erfolgenden Abwechslung verschiedener Floren und Faunen, wobei ein und dieselbe in so kurzen Intervallen wiederkehrte, daß sie seit ihrem letztmaligen Erscheinen keine nennenswerte evolutionistische Bereicherung hätte erfahren können, so hatte noch 1903 Penck hervorgehoben (S. 89), daß hierin die Schwierigkeit läge, die Tundrafaunen der verschiedenen Eiszeitalter und die Waldfaunen der einzelnen Interglazialzeiten — einschließlich, wie man gerade nach Penck logischerweise ergänzen muß, der Steppenfaunen der einzelnen Interglazialzeiten — zu unterscheiden. Ebenso hatte er 1903 (S. 81) geglaubt, daß dieser Klimazyklus ziemlich regelmäßig durchlaufen werde, da wir auch aus der Mindel-Riß-Eiszeit Löß kannten und solcher auch aus der Günz-Mindel-Interglazialzeit wahrscheinlich vorhanden wäre, da es ferner überdies im mittleren Europa nicht wenige Ablagerungen mit einer interglazialen Waldflora und -Fauna gäbe, die einer früheren Interglazialzeit angehören dürften (wobei er an die Mosbacher Sande und

an die Kalktuffe von Taubach bei Weimar erinnert). Ja, noch 1905 (Lieferung 7, S. 674/5) redet er von wiederholten Einschaltungen der Lößstaubbildung eines kontinentalen Klimas in die Serien der glazialen Ablagerungen neben den anderen interglazialen Ablagerungen, aus denen er sich belehren läßt, daß das Klima des Eiszeitalters zwischen glazialen gemäßigten und kontinentalen Zuständen schwankte. Dieser letzte Schluß ist nach obigem durch die beobachteten Tatsachen nicht gerechtfertigt. Nachdem erweisbar oder wenigstens wahrscheinlich ist, daß Löß nur in der letzten Interglazialzeit auftritt, dürfte es daher an der Zeit sein, die Zyklität des Lößes endgültig zu beseitigen. Auch hat schon Penck die Hypothese der mehrmaligen typischen Wiederholung der interglazialen Lößbildung im Laufe des Erscheinens des Werkes weniger stark betont, als am Anfange, wohl deshalb, weil weitere Bestätigungen für mehrere und ältere interglaziale Löße mit der Zeit ausblieben.

Eine nicht unbeträchtliche Schwankung ist in den Ansichten Pencks über das Klima der Lößperiode der Interglazialzeit erfolgt. 1903 noch nahm Penck, hier wohl von Hoernes beeinflußt, an, daß die letztinterglaziale Lößperiode oder Grassteppenzeit dem Mortillet'schen Solutréen (mild und trocken) genau entspräche. Ihre Charaktertiere sind Mammut, wollhaariges Nashorn und Pferd, während Renntier nicht erwähnt wird. Und auch noch 1905 spricht sich Penck mit einer merkwürdigen Reserviertheit, die ein Beweis dessen ist, wie zäh alte Vorurteile — hier, daß die Steppenzeit des Solutréen mild gewesen wäre — festsitzen, dahin aus (Lieferung 7, S. 714): „Einstweilen muß uns die Erkenntnis genügen, daß sich die letzte Eiszeit einzustellen begann, als im nördlichen und westlichen Vorlande der Alpen noch ein Steppenklima herrschte. Diese Tatsache wirft einiges Licht auf die seltsame Mischung von Arten, die uns in der jüngeren arkto-alpinen Fauna entgegentritt. Ihre kontinentalen Elemente erscheinen als Abkömmlinge von Einwanderern aus der Steppenzeit; zu ihnen haben sich arktische und alpine in dem Maße gesellt, als sich das eiszeitliche Klima entwickelte, dem sie sich anpaßten“ (??). Von dieser Fauna sagt Penck ferner: „Sie erhält von Zeit zu Zeit durch das Vorwalten bestimmter Arten ein bestimmtes Kolorit. Erst kommt eine Pferdezeit, dann eine Mammutzeit, schließlich Renntierzeit; aber erst ist es die eine, später die andere Art, die zur Herrschaft gelangt. Das Mammut ist gewöhnlich mit beiden vergesellschaftet..... Geben wir ferner dem Solutréen die weitere Fassung, die M. Hoernes vorgeschlagen hat, so umfaßt es den ganzen Schichtenkomplex von Solutré, die Pferdeschichte einer Steppenzeit und die gesamte Renntierschichte, die den prähistorischen Stationen aus dem österreichisch-mährischen Lößgebiete so nahe steht, insgesamt also die Funde der bis in die Prä-Würmzeit reichenden Steppenbildungen. In dieser Abgrenzung stellen sich Solutréen und Magdalénien als zwei Pole einer Entwicklungsreihe der jungpaläolithischen arkto-alpinen Fauna dar. Das Solutréen beginnt mit dem Vorherrschen des Pferdes, das Magdalénien endet mit dem fast ausschließlichen Herrschen des Ren. Dazwischen liegt die Zeit, welche ihr Gepräge durch das Mammut erhielt. Wir kennen letzteres ebenso aus der Prä-Würmzeit, wie aus dem Beginne der Post-Würmzeit, es ist das charakteristische Tier des Maximums der Würm-Eiszeit.“ Es klingt also wieder und wieder hieraus durch: dem Solutréen, der eigentlichen interglazialen Lößperiode, ist das Renntier und damit die extrem kalte Zeit eigentlich fremd. Man braucht sich aber nur dessen zu erinnern, was oben über die Fauna der niederösterreichischen Lößfunde mitgeteilt ist, um das gänzlich Haltlose solcher Unterscheidungen einzusehen. Auch in den typischesten Stationen

Belgiens, des Vezèretales und der Pyrenäen ist die Fauna aller Schichten stets von arktischen Elementen reichlichst begleitet und heute steht es durch den neuen Fund eines sibirischen Mammuts („Korresp.-Bl. d. Deutsch. Ges. für Anthr., Ethn. und Urgeschichte", 36. Jahrg., München 1905, S. 93 f.), was auch ohnehin schon klar war, fest, daß das Mammut ebenfalls ein arktisches Tier war. Die Fauna von Solutré selbst ist in allen Schichten eine solche arktisch-alpin-kontinentale, genau wie die des Lößes. Es sind vorhanden folgende Arten (Penck, Lieferung 7, S. 710): Ursus spelaeus Blumb., Ursus arctos L., Meles taxus Pall., Canis lupus L., Canis vulpes L., Gulo borealis, Mustela putorius, Hyaena spelaea Goldf., Felis spelaea Goldf., Felis lynx L., Arctomys primigenia (= marmotta L.), Lepus timidus L. (wohl sicher Lepus variabilis), Elephas primigenius Blumb., Equus caballus L., Cervus tarandus L., Cervus canadensis Briss. (= C. maral), Cervus alces L., Antilope Saiga und Bos primigenius. Das Fehlen der einen oder anderen Art in einer oder der anderen Schicht ist unwesentlich.

Neben Löß mit Steppenfauna finden sich nun um die Alpen als zwischeneiszeitliche Gebilde auch Ablagerungen einer oder wohl mehrerer Waldzeiten; im ganzen, ebenso wie eigentliche Lößzwischenlagerungen zwischen Moränen oder Schottern von zwei verschiedenen Eiszeiten, selten. Hieher gehören vor allem die Höttinger Breccie (Lieferung S. 4, 383), der Flurlinger Kalktuff (Lieferung 4, S. 421) und die Schieferkohlen von Dürnten und Wetzikon (Lieferung 6, S. 581), während diejenigen von Uznach (Lieferung 5, S. 531) von Brückner nicht als interglazial, sondern als postglazial und interstadial angesehen werden, ferner der unterglaziale Kalktuff von Entraigues im Arvantale (Lieferung 7, S. 692) und ferner die Sande bei Villefranche bei Lyon (Lieferung 7, S. 669).

Die Verhältnisse der Höttinger Breccie, angeblich einer interglazialen Gehängschuttbildung, scheinen mir, so viel ich nach einem allerdings nur flüchtigen Besuche des Höttinger Grabens schließen kann, noch sehr unsicher gedeutet zu sein. Die Zuweisung der Höttinger Breccie in die Riß-Würm- — also letzte — Interglazialzeit durch Penck ist willkürlich. Die ausschlaggebende Stelle bei Penck (Lieferung 4, S. 391) lautet: „Für die Altersbestimmung der Liegendmoränen liegen keine gleich sicheren Anhaltspunkte vor; wir können sie ebenso auf die Riß- wie auf die Mindel- und Günz-Eiszeit zurückführen; aber mit größerer Wahrscheinlichkeit auf die erstgenannte, als auf die beiden letztgenannten, da die Spuren älterer Eiszeiten gewiß in größerem Umfange zerstört worden sind, als die der jüngeren. Wir stellen daher die Höttinger Breccie gleich den Deltas von Salzburg und Rosenheim in die Riß-Würm-Eiszeit" (will sagen „Zwischeneis"zeit).

Bei Hötting findet sich eine ganz isolierte, pflanzenführende Schicht. Die Flora ist etwa die unsere, aber doch mit einem stark südlichen Einschlage. Heute der Gegend fremd sind unter anderem: der Buchsbaum, Rhododendrum ponticum und der fossile Rhamnus Höttingensis. Ein genaueres Zusehen bei Penck (S. 383—391) läßt erkennen, daß wir es bei der Höttinger Breccie mit zwei ganz verschiedenen Bildungen zu tun haben, mit einer unteren bis etwa 800—900 *m* Höhe reichenden roten Breccie und einer viel höher liegenden anders gestalteten weißen Breccie. Beide Breccien sollen verkittete Gehängeschuttmassen sein.

Schon die erstere, tiefer gelegene gehört nach Penck spätestens der letzten Interglazialzeit an, denn sie ist von Moränen überlagert und ist unter diesen geglättet und geschrammt, sodann soll sie von Moränen und kohligen sowie Schneckenschalen enthaltenden Partien unterlagert sein.

Penck wirft diese untere rote Breccie zusammen mit einer viel höher vorkommenden weißen Breccie. Allein diese höhere weiße Breccie ist meiner Ansicht nach eine ganz andere Bildung. Diese höhere weiße Breccie bricht, wo die von dem Frauhittsattel herabkommenden Wasserrisse sich vereinigen, in fast 100 *m* hohen Wänden ab und zeigt eine typische löcherige, deutlich bankweise geschichtete Struktur. Sie wird von Penck ebenfalls als alte, verkittete Schutthalde gedeutet. Sie tritt auf in etwa 1100—1400 *m* Höhe. Es wird von Penck erwähnt, daß unter dieser Breccie eine anders beschaffene, ungeschichtete Breccie vorkommt, mit großen Blöcken und gekritzten Geschieben. Penck nennt diese Partie der Breccie „moränenähnliche Breccie" oder „cämentierte Moräne". Nach seinem Kärtchen zu S. 383 kommt letztere Bildung aber auch noch viel höher, bei der Höttinger Alm (1480 *m*), also auch über der normalen, bankweisen weißen Breccie vor. Auch die normale, d. h. bankweise geschichtete weiße Breccie schmiegt sich meines Erachtens nicht wie ein Schuttkegel mit schräger Bankung dem Gehänge an, sondern streicht annähernd horizontal aus. Ich kann daher nicht umhin, diesen ganzen Komplex als eine verhärtete, alte Moräne und nicht als interglaziale Schutthalde anzusprechen. Wie sich diese höhere „weiße Breccie" zu der unteren roten Breccie verhält, scheint mir nicht geklärt zu sein; keinesfalls halte ich beide Bildungen für zeitlich identisch. Die höhere „weiße Breccie" scheint mir noch viel älter zu sein als die untere rote Breccie. Denn in der Höhe von zirka 1100 *m* überlagert an dem Roßfahlanereinriß diese „weiße Breccie" anscheinend horizontal und konkordant eine 10 *m* mächtige, „sehr mörtelreiche, weiße Breccie", und diese überlagert wieder den daselbst 30 *m* hoch angeschnittenen „roten Sandstein". Die Auflagerung auf den „roten Sandstein" ist mir bei meinem kurzen Besuche dunkel geblieben. Wir wollen uns aber noch etwas näher mit der „mörtelreichen, weißen Breccie" befassen, denn sie gerade ist es, die die Höttinger Pflanzen geliefert hat. Nach Penck (S. 387) hat Stur den Gedanken ausgesprochen, daß diese hochgelegene, pflanzenführende, „mörtelreiche Breccie" älter sei als die rote Breccie der Inntalterrasse, und hat die ihr zugeschriebene Sonderstellung durch die Bezeichnung „Kalktuff und Kalktuffbreccie" hervorgehoben. Ich kann mich dem Grunde nach mit Stur einverstanden erklären, insofern als diese pflanzenführende Breccie eine eigentümliche Sonderstellung einnimmt. Sie ist aber in Wirklichkeit keine Breccie, weder eine sehr „mörtelreiche", noch eine „Kalktuff"breccie, noch weniger ist sie ein „Kalktuff". Ich kann diese pflanzenführende Schichte nur für ein feines Seesediment halten, das Sediment eines stillen, weiten Flachsees, der in dieser Höhe also einst das ganze damalige Inntal überspannte und dessen Sohle sicher viele hundert Meter höher lag als die heutige Inntalsohle und auch Inntalterrasse. Dieser pflanzenführende Mergel hat ganz den Charakter der ebenfalls pflanzenführenden Sedimente der Westerwälder oberoligozänen Braunkohlenformation, natürlich abgesehen von der zeitlichen Differenz und dem anderen Materiale, hier bei Hötting Kalkschlamm und Sand, dort vulkanischer Schlamm und Sand. Die Höttinger pflanzenführende Schichte läßt sich also nur deuten als der letzte minimale Rest einer alten, hochgelegenen Seebildung, weit vor der Aushöhlung oder Wiederaushöhlung des Inntales zu seiner jetzigen Form. Trifft dies aber zu, so ergibt sich ein uralter Zustand und eine uralte Bildungszeit für die das pflanzenführende Sediment konkordant und horizontal überlagernde „weiße Breccie". Auf keinen Fall dürften diese Bildungen der letzten Interglazialzeit zuzurechnen sein; sie sind viel älter.

Ähnlich unsicher liegen die Dinge bei dem Kalktuff von Flurlingen bei Schaffhausen. Nach Brückner ist er älter als die letzte (Würm-)Eiszeit, aber jünger als

die zweite älteste (Mindel-) Eiszeit. Die Flora und Konchylienfauna „machen es zweifellos (Lieferung 4, S. 421), daß hier eine interglaziale Bildung vorliegt, die nach ihrem Auftreten der Mindel-Riß- oder der Riß-Würm-Interglazialzeit zugewiesen werden kann. Mit größter Wahrscheinlichkeit gehört sie dem letzteren an; es ist kaum möglich, daß das wenig mächtige Lager die weit ausgedehnten Riß-Vergletscherungen überstanden habe". Aber beide Bildungen haben doch auch die letzte, nicht sonderlich geringere Eiszeit überstanden! Mit Hötting hat Flurlingen den Buxbaum gemein. Wichtig ist, daß in Flurlingen, was von Brückner nicht genügend betont wird, auch Rhinoceros Merckii vorkommt.

Die Schieferkohlen von Dürnten und Wetzikon sind aus einer ähnlichen Flora zusammengesetzt, in der als besonders altertümliches, vereinzeltes Element eine ausgestorbene Seerose, Holopleura Victoria (Casp.) (= Brasenia purpurea Mich.) vorkommt. Den Schluß auf einen südlichen Einschlag aus der Eibe halte ich auch hier für verfrüht oder verfehlt. Die Säugetierreste aus dem liegenden Letten sind nach Heer: Elephas antiquus (Falc.), Rhinoceros Merckii (Jaeg.), Bos primigenius (Boj.), Cervus elaphus (L.) und Cervus alces (L.), also Tiere ungefähr derselben Tiervergesellschaftung, die uns bei Taubach und Krapina entgegentreten wird. Brückner stellt auch Dürnten und Wetzikon ins letzte Interglazial (Lieferung 6, S. 582): „Der letzten Interglazialzeit rechnen wir sie zu, weil die Erhaltung einer Bildung aus der Interglazialzeit wahrscheinlicher ist, als diejenige einer Bildung aus einer früheren Interglazialzeit." Also auch hier dieselbe Fragwürdigkeit der Zurechnung. Ähnlich ist es mit dem interglazialen Kalktuff von Entraigues im Arvantale (Lieferung 7, S. 692).

Über die Sande und Schotter von Villefranche scheint noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein. Die Sande und Schotter von Villefranche sind überlagert vom Löß. Das sagt an und für sich nichts, da auch die mindestens gleich alten oder älteren von Mosbach direkt vom Löß überlagert sind. Auch die Tierwelt ist völlig ungeklärt, zumal sich die besten französischen Autoren nicht über die Arten einigen konnten. Außer dem pliozänen Elephas meridionalis Nesti, der sicher nur verschwemmt hier vorkommen kann, sollen vorkommen: Rhinoceros Merckii (Kaup.) neben tichorhinus Cuv., Elephas antiquus Falc. neben primigenius Blumb.; ferner Hyaena spelaea, Goldf., Equus caballus L., Sus scrofa L., Bison priscus Boj., Cervus megaceros Hart?, Cervus canadensis Briss., Cervus elaphus L., Cervus tarandus L., Castor fiber L., dazu sind die Arten zum Teile von Delafond und Depéret, zum anderen Teile von Savoye bestimmt. Nur bei Rhinoceros Merckii und Bison priscus treffen die Autoren zusammen. Nach Chantre soll statt Elephas antiquus Elephas intermedius (eine dem Mammut nahe Form) vorkommen und noch eine Hirschform, ähnlich Cervus Browni Boyd-Dawkins, die er Cervus Depéreti Chantre benennt. G. de Mortillet bezweifelt, wie ich dem Zoologieberichte für 1895 Dr. Max Schlossers im Archiv für Anthropologie, Bd. 25, 1898, S. 160, entnehme, das Vorkommen von Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, die Hirschreste bezieht er auf Renntier. Dagegen bemerkt d'Acy (das.), daß Ren in Villefranche nicht existiere, die Rhinozerosreste seien unzweifelhaft Merckii. Nach Depéret (ebenfalls bei Schlosser das.) gehören den unterliegenden Sanden Rhinoceros Merckii, Bison, Equus (groß), Sus scrofa, Hyaena spelaea, Cervus elephus und Megaceros oder canadensis und Elephas primigenius an. Aus dem überliegenden Löß stammen Pferd (klein) und Renntier. Demnach hätten wir ein ähnliches Profil wie das allerdings bedeutend ältere Mosbacher; zum erstenmale würde sich, nebenbei bemerkt, hier Penck genötigt sehen, auch interglazialen Zeiten die Möglichkeit der Schotteranhäufungen zuzusprechen, die er sonst nur den Glazial-

zeiten reserviert, er bezieht sich dabei ausdrücklich auch auf Mosbach. Nach Gaillard (siehe Schlosser, Zoologiebericht für 1898 im Archiv für Anthropologie, Bd. 27, S. 116/7), ist Villefranche rein oberquartär, d. h. spätdiluvial; die allerdings auch vorkommenden Rhinoceros Merckii befänden sich ebenso wie Elephas meridionalis auf sekundärer Lagerstelle. Villefranche ist deshalb von gewisser Bedeutung, weil daselbst angeblich auch Feuersteingeräte, nach dem Einen vom Charakter des Chelléen, nach dem Anderen von dem des Moustérien gefunden worden sind. — Dem sei nun auch wie ihm sei! So viel steht fest, daß auch im Umkreise der Alpen neben der letztinterglazialen Lößablagerung, die einem arktischen Klima entspricht, auch Ablagerungen eines milderen, etwa dem heutigen gleichen existieren; leider ist es aber bis jetzt noch nicht möglich, mit Sicherheit sie einer bestimmten Interglazialzeit zuzuweisen. Die Zuweisungen Pencks und Brückners in die letzte sind zwar fraglich, aber da sie einmal gemacht waren und da also in der letzten Interglazialzeit sowohl Lößablagerungen mit spätdiluvialer arkto-alpin-kontinentaler Fauna als auch solche eines Waldklimas mit dem alten Rhinoceros Merckii und Elephas antiquus vorhanden wären, weil ferner beide Faunen unmöglich gleichzeitig gelebt haben könnten, aber die Lößfauna aufs engste mit der letzten Eiszeit und deren Folgezeit verknüpft ist, so sieht sich Penck gezwungen, die Lößablagerungen der letzten Hälfte der letzten Interglazialzeit, die Ablagerungen mit der älteren, zum Teile ausgestorbenen, wärmeliebenden Fauna der ersten Hälfte derselben zuzuweisen.

Noch ein Faktor war für diese Zuweisung für Penck entscheidend, aber zugleich auch verhängnisvoll: die den Franzosen und ihren Verehrern, darunter Hoernes, nachgesprochene Unterscheidbarkeit frühpaläolithischer und spätpaläolithischer Feuersteinwerkzeuge. Früh ist ihnen Chelles, St. Acheul und Le Moustier, spät Solutré und Magdalénien. Hier verwickelt sich daher auch Penck in Widersprüche und Unklarheiten. Zwar bringt Penck gerade altpaläolithischen Feuersteininstrumenten (Lieferung 7, S. 703) im allgemeinen kein großes Vertrauen entgegen, aber dennoch kommt ihm zufolge (S. 707) diesen Silexartefakten „hohe geologische Bedeutung zur Unterscheidung zweier überaus ähnlichen Faunen zu", wenn auch freilich Penck (Lieferung 7, S. 707) vorderhand kein Gewicht auf eine genaue Scheidung von Chelléen- und Moustérienfunden in seinem Gebiete legt. Aber er hebt hervor, daß kein altpaläolithischer Fund mit arkto-alpiner Fauna im alten Gletschergebiete gemacht worden sei, alle lägen außerhalb der Altmoränen; er erachtet daher die arkto-alpine Fauna der älteren paläolithischen Zeit für gleich alt mit der Riß-Eiszeit, einer älteren Eiszeit, weil ja auch wenigstens Moustérien-Werkzeuge mit arkto-alpiner Fauna gefunden sind. Es soll daher dieselbe identische Fauna, wie in der kalten späteren Zeit — in der Würm-Eiszeit nebst Postglazialzeit —, schon während der Riß-Eiszeit, d. h. unmittelbar vor den Ablagerungen der ersten warmen Hälfte der letzten Interglazialzeit vorgekommen sein, damals von den primitiven Feuersteininstrumenten des Moustérien (und Chelléen) begleitet. „Es ist schwer, manchmal kaum möglich," sagt er, „diese (ältere) arkto-alpine Fauna von der des Magdalénien (der Würm- und Post-Würm-Eiszeit) zu trennen, wenn Silexartefakte fehlen" (S. 707), und „jene Analogie geht ja so weit, daß es öfters schwer wird, beide arkto-alpinen Faunen voneinander zu trennen..... Sicher orientieren dann nur die archäologischen Funde" (S. 715).

Ja, wenn Le Moustier wesentlich oder überhaupt älter wäre als das ganze Heer der Löß- und zeitlich verwandten Stationen, dann und nur dann wäre eine Trennung von älterer und jüngerer arkto-alpiner Fauna möglich. Da diese beiden

Faunen aber identisch sind, völlig bis zum Verzweifeln identisch sind und die Natur sich schwerlich in solchen Spielen der öfteren Wiederkehr identischer Faunen und identischer äußerer Lebensbedingungen wiederholt, so müßten schon ganz andere Beweise als die Verschiedenheit der Le Moustier-Werkzeuge von den sogenannten Magdalénien-Werkzeugen vorgebracht werden! Was aber die allseitig, mit einziger Ausnahme Rutots, einer früheren wärmeren Interglazialzeit zugeschriebenen Chelléen-Werkzeuge betrifft, so müßte klipp und klar bewiesen sein, was es meiner Ansicht nach trotz Boucher de Perthes weniger denn je ist, daß die in fluviatilen Kiesen und Sanden (man bedenke nur die Ablagerungsart!), und zwar wohlgemerkt nur im Gebiete natürlichen Feuersteines oder im Regime von Flüssen aus solchem Gebiete, gefundenen sogenannten Chelléen- und Acheuléen-Feuersteine wirklich Werkzeuge, wirklich menschliche Artefakte sind.

Daß die Le Moustier-Feuersteinklinge nicht im geringsten abweicht vom Gros der übrigen, darüber kann jederzeit ein Blick in das Tafelwerk der „Reliquiae aquitanicae" belehren.

Daß bei Le Moustier zufällig keine Knochenwerkzeuge gefunden wurden, was will dieser Umstand besagen, der sich auch bei Magdalénienstationen wiederholt und an sich völlig belanglos ist. Übrigens ist zur Genüge bekannt, daß es auch sonst im unbezweifelten Magdalénien, d. h. in der letzten Glazial- und in der Postglazialzeit, Stationen mit bald gröberen, bald feineren Silexartefakten gibt, je nachdem das Material — meist einheimische Ware — war, d. h. leichter oder schwerer splitterte, und sich bearbeiten ließ. Auch kommt die mögliche, wenn auch wahrscheinlich nicht sonderlich große Verschiedenheit der äußeren Lebensbedingungen in Frage, wie dies Penck nach dem Vorgange von Nüesch beim Keßlerloche gegenüber Schweizersbild hervorhebt (1903, S. 85). Es ist mir wenigstens völlig klar, daß hier einer der Fälle vorliegt, wo die Geologie mit zu großem Vertrauen eine angebliche archäologische Feststellung, das Dogma der größeren Altertümlichkeit der Moustiertypen übernommen hat. Es gibt nur eine einzige spätglaziale Fauna, die allbekannte, tausendfach begegnete, von einem Alter, das uns so nahe steht, daß diese Ablagerungen vielfach noch nicht erodiert und denudiert sind, und trotzdem von einer solch langen Dauer ihrer Anwesenheit auf unserem Boden, daß die Reste einer älteren Fauna unter ihr nur sehr spärlich, hie und da, und nur verschleiert durchblicken.

Diese arkto-alpine Fauna und der sie begleitende Mensch füllt meiner Ansicht nach ausschließlich die beiden letzten, relativ nahen, zusammengehörigen, durch eine kalte kontinentale Zwischeneiszeit nur sehr unvollkommen geschiedenen Eiszeiten in Europa aus. Nie sind Zwischenlagerungen etwa vom Charakter unserer heutigen Waldflora und Fauna zwischen die Ablagerungen der arkto-alpinen kontinentalen Fauna, also etwa Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii zwischen Mammut und wollhaarigem Rhinozeros direkt beobachtet worden. Stets und ohne Ausnahme liegt Rhinoceros Merckii und Elephas antiquus relativ, d. h. geologisch, tiefer als Rhinoceros tichorhinus und Elephas primigenius.

Die arkto-alpine Fauna ist, wie der dazugehörige Mensch und seine Kultur, von Anfang an bis zum Ende aus einem Gusse. Schon tritt bei ihrem Anfange der Mensch hochentwickelt, mit Werkzeugen und Künsten, selbstverständlich mit der Kunst des Feueranzündens ausgestattet, auf die Bühne. Alle angeblichen Verfeinerungen seiner Werkzeuge während dieser Zeit muß ich leugnen, zum wenigsten müssen wir uns erst in ganz anderem Maße klar sein über die Abfolge der einzelnen Zeitabschnitte. Die Einteilungen nach einer Mammut- und Renntierzeit (éburnéen und

tarandien) oder nach einer Pferde-, Mammut- und Renntierzeit (équidien, eburnéen und tarandien) oder nach einem Solutréen und Magdalénien oder einer gar milden Freihimmel- und kalten Höhlenwohnzeit versagen samt und sonders völlig angesichts der Fundergebnisse. Die Einteilung kann für die bisher behandelten Perioden vorläufig einzig und allein nur geologisch sein: vorletzte Eiszeit, letzte Zwischeneiszeit (Lößzeit), letzte Eiszeit und Posteiszeit, letztere in Abschnitten bis zum Verschwinden von Mammut und Rhinoceros tichorhinus, dann bis zum Wegzuge von Moschusochs, Halsbandlemming, Renntier usw. und schließlich bis zur vollen Herrschaft des Waldes und seiner Bewohner (Frühneolithikum, Neolithikum und heute).

Im Alpengebiete und dessen Vorlande können wir daher erwarten, mit Rücksicht auf die wahrscheinlichen Verwischungen jeweilig älterer Spuren durch die jeweilig nachfolgenden Eiszeiten, vorzugsweise oder gewöhnlich zu finden:

1. altinterglaziale Fauna und altpaläolithische Funde, d. h. höheren Alters als die vorletzte (dritte oder Riß-)Eiszeit außerhalb der Rißmoränen, d. h. außerhalb des äußeren Moränenkranzes;

2. die wesentlich ungeschieden und ununterscheidbare spätdiluviale nordisch-alpinkontinentale Fauna und jungpaläolithische Funde vom Charakter des ungeschiedenen und ununterscheidbaren Le Moustier-Solutré-Magdalénien *a)* aus der Riß-Eiszeit außerhalb der Rißmoränen, *b)* aus der Riß-Würm- (letzten) Interglazialzeit (Lößperiode) außerhalb der Würm-Moränen, d. h. außerhalb des inneren Moränenkranzes, *c)* solche aus der Würm-Eiszeit ebendaselbst und *d)* solche aus der unmittelbar folgenden Epoche, nämlich der Postglazialzeit, auf dem ganzen Gebiete, mit Ausnahme der Region der Stadialvorstöße. Der großen Seltenheit altpaläolithischer Funde überhaupt, der größeren Häufigkeit, der jedoch nur bei größerer Mächtigkeit mit größeren Chancen der Erhaltbarkeit ausgestatteten, altinterglazialen Ablagerungen entspricht, daß wir altpaläolithische Stationen im Alpengebiete noch nicht angetroffen haben, dagegen altinterglaziale Faunen und Floren auch innerhalb des glazialen Gebietes (Hötting, Flurlingen, Dürnten und Wetzikon) antreffen.

Vorläufig bilden in paläolithischer Hinsicht eine untrennbare Periode die Riß-Eiszeit, Riß-Würm-Zwischeneiszeit und Würm-Eiszeit nebst erstem Stadium der Postwürm-Eiszeit — untrennbar, weil sowohl in der Riß-Würm-Zwischeneiszeit wie aus der Post-Würm-Eiszeit dieselben Feuersteinwerkzeuge, dieselben Knochenwerkzeuge und dieselben Schnitzereien vorliegen, in Munzingen und den niederösterreichischen und mährischen Lößstationen, besonders Předmost einerseits (interglazial) und im Keßlerloche und Schweizersbild anderseits (postletztglazial). Ob wir im glazialen Alpengebiete Höhlenstationen aus der Riß-Eiszeit und Lößzeit haben, hängt davon ab, ob sich in ihnen vorlößische Ablagerungen und Löß finden werden; daß solche die Würm-Eiszeit überstanden haben können, ist durchaus denkbar. Oberflächliche Stationen aus der Post-Würm-Eiszeit, also innerhalb von und auf Jungmoränen sind nach Penck und Brückners Untersuchungen Keßlerloch, Schweizersbild, Schussenried, Veyrier, Les Hoteaux und wohl auch Bonne Femme unfern Cordon, die beiden letzteren an der Rhone. Ich kann daher, entgegen Schoetensack („Über die Gleichzeitigkeit der menschlichen Niederlassung aus der Renntierzeit im Löß bei Munzingen unweit Freiburg i. B. und der paläolithischen Schichte von Thaingen (= Keßlerloch) und Schweizersbild bei Schaffhausen, Archiv f. Anthropologie Nr. 7, Bd. I, S. 69 f. Braunschweig 1903), Munzingen, Keßlerloch und Schweizersbild nicht für gleichalterig halten; Munzingen ist älter. In die Post-Würm-Eiszeit gehören auch die einfachen, d. h. nicht mit paläolithischen Stationen verknüpften oberflächlich (d. h. nicht von Ablagerungen

einer späteren Eiszeit überdeckten) Funde von Mammut, Rhinoceros tichorhinus und glazialer Flora, wie Niederwenigen (Lieferung 6, S. 580, Mammut), nach Brückner Uznach (Schieferkohlen) usw. Genau würmeiszeitlich sind die Faunenreste in den Schottern dieser Zeit, in den Niederterrassen. Genau rißeiszeitlich die Faunenreste in den Hochterrassen, beide sind identisch und der spätdiluvialen Fauna angehörig. Rißeiszeitlich dürfte wohl das Vorkommen von Aschau bei Wasserburg am Inn (Lieferung 2, S. 136) sein, wo unter Löß in einer moorigen Ablagerung das vollständige Skelett von Rhinoceros antiquitatis Blumb. (= tichorhinus) gefunden worden ist, das eine Zierde des paläontologischen Museums in München bildet; daneben lieferte die Fundstelle: Equus caballus, Bos (?) priscus Boj., Cervus elaphus L. (wohl Maral) und Cervus tarandus L.

Ich fasse zusammen: Die Wiederkehr mehrerer Glazialzeiten mit zwischenliegenden Interglazialzeiten ist im Gebiete der Alpen sicher nachgewiesen. Die Einordnung jedoch der Interglazialbildungen in die einzelnen Interglazialzeiten ist weniger sicher, um so unsicherer, je frühere Interglazialzeiten in Betracht kommen. Diese Unsicherheit trifft aber auch schon in hohem Maße auf die letzte Interglazialzeit zu. Hauptablagerung dieser letzten Interglazialzeit ist sowohl im subalpinen Gebiete, wie besonders außerhalb der vereisten Gebiete der Löß. Seine Bildung erfolgte in einer kalten Steppenperiode, die die ganze Zeit zwischen den beiden letzten Glazialzeiten (Würm- und Riß-Eiszeit) völlig ausfüllte. Eine wärmere Waldzeit in derselben letzten Interglazialzeit, und zwar am Anfange derselben, wie Penck annimmt, ist unbewiesen und mehr als unwahrscheinlich. Die wärmere Waldzeit ist lediglich einer früheren, und zwar der vorletzten Interglazialzeit zuzuweisen. Die beiden letzten Glazialzeiten mit der letzten Interglazialzeit bilden eine engere und uns zeitlich relativ nahestehende Epoche.

In weiterer Ferne liegen die von Penck angenommenen zwei älteren Glazialzeiten, die Mindel- und Günz-Eiszeit. Für eine scharfe Trennung dieser (und vielleicht noch weiterer) ist unser Blick noch nicht genügend geschärft, ebensowenig für die Einordnung alter Interglazialbildungen in die älteren Interglazialzeiten.

Noch unsicherer ist die Einordnung archäologischer Funde in die Interglazialzeiten. Die Entlehnung von Daten aus der Archäologie ist bis auf weiteres Schimäre. Über die Einordnung archäologischer Funde in die Glazial- und Interglazialzeiten hat zunächst nur die Glazialgeologie zu entscheiden.[1]) (Schluß folgt.)

[1]) Die offenbar spätdiluviale und wohl letztinterglaziale Säugetierfauna der Sande von Rixdorf scheint die von mir gezogenen Schlußfolgerungen durchaus zu bestätigen. Rixdorf birgt nach Berendt und Dames („Geognostische Beschreibung der Gegend von Berlin", Berlin 1880, S. 21) Elephas primigenius, Elephas antiquus, Rhinoceros antiquitatis, Merckii, Equus caballus, Ovibos fossilis, Bos primigenius, Bison priscus, Cervus tarandus, Cervus alces (?), Cervus euryceros, Cervus elaphus (Maral?) und Canis lupus. Schröder (nach dem Berichte Schlossers im „Neuen Jahrbuch für Mineralogie", 1905, II, S. 472) fügt Elephas trogontherii, Cobus saiga, Ursus sp. und Hyaena sp. hinzu. Allein Elephas trogontherii dürfte primigenius sein, über Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii hatte sich seinerzeit ein lebhafter Streit erhoben, der meines Erachtens nicht geeignet ist, die Bedenken gegen diese Fremdlinge in der Tiervergesellschaftung zu zerstreuen, zumal diese beiden Formen nur durch wenige unsichere Reste vertreten sind.

Beiträge zur Ethnographie der Australier.

Von **R. H. Mathews**, L. S. in Parramatta.

Über einige Verstümmelungen und andere Bräuche der australischen Eingebornen; ihre Wohnungen, Geräte und ihr tägliches Leben.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hat in früheren Nummern dieser Zeitschrift einige meiner Beiträge aufgenommen, die ich zur Kenntnis der Eingebornen Australiens geliefert habe und die sich mit der Soziologie, Sprache und den Initiationszeremonien und der Blutrache befassen.

Im vorliegenden Aufsatze will ich einen kurzen Abriß einiger besonderen Verstümmelungen, sowie anderer Bräuche geben, als:

Durchbohrung der Nasenscheidewand. Ausziehen von Zähnen. Amputation von Fingergliedern. Mumbirbirri oder Narbenzeichner. Getrocknete Hände als Amulett.

Weiters will ich über Kanus und Flöße handeln, dann kurz über die Wohnungen, Waffen, Geräte, Kleidung, Spiele, Feuergewinnung und andere Bräuche des täglichen Lebens berichten.

Alle in den folgenden Seiten enthaltenen Nachrichten sind das Ergebnis meiner eigenen Beobachtungen bei Besuchen bei den Eingebornen der verschiedenen Distrikte. Wo ich mich auf Arbeiten anderer Autoren beziehe, ist die Stelle bezeichnet, denen die betreffenden Angaben entnommen sind. Der geographische Verbreitungsbezirk der einzelnen mitgeteilten Bräuche ist in jedem Falle fixiert.

Die vorliegende Arbeit soll im Zusammenhange mit meinen früheren Beiträgen eine Einführung in die Gebräuche der Eingebornen Australiens liefern, und ich hoffe, damit den deutschen Ethnographen und denen, die in den Kolonien leben, wo ähnliche primitive Rassen vorkommen, einen Dienst erwiesen zu haben.

Die Verstümmelungen, die in Zusammenhang mit der Beschneidung und dem Aufschlitzen der Urethra bei Männern und der Erweiterung des Orficium vaginae bei Frauen stehen, wie es in manchen Teilen Australiens Übung ist, habe ich bereits in anderen Arbeiten beschrieben und will mich daher hier nicht wiederholen.

Durchbohrung der Nasenscheidewand.

Dieser Brauch ist von sehr weiter Verbreitung und wird in den verschiedensten Teilen Australiens geübt. Bei den Eingebornenstämmen der Südostküste von Neu-Südwales fand dieser Akt nach der Initiation des jungen Mannes statt, und zwar bei kalter Witterung oder im Winter. Er wird allgemein mit einem scharfen, gespitzten Knochen oder einem Stück harten Holzes ausgeführt. Bei festlichen Anlässen wird ein Flügelknochen des Uroaetus audax in der Bohrung getragen und bildet einen Bestandteil des Galaschmuckes.

Die Verletzung eines so empfindlichen Organes wie die Nase verursacht natürlich eine beträchtliche Anschwellung, so daß der Patient hauptsächlich durch den

Mund atmen muß. In manchen Fällen ist die Schwellung so bedeutend, daß die Haut sich so weit ausdehnt, daß der Knorpel des Septum an der Unterseite durchbricht und der in den Knorpel eingeführte Stift herausgetrieben wurde. In meiner Jugend habe ich alte Schwarze gesehen, deren Nasenscheidewand deutliche Zeichen einer derartigen Ruptur aufwies.

Ein dünnes Stück Holz, Knochen, ein Federkiel, ein Grasstengel oder ähnliches wird in der frischgemachten Wunde gelassen und in Zwischenräumen immer wieder gedreht — eine schmerzhafte Operation. Die Bohrung wurde allmählich erweitert, bis sie hinreichend weit war, um einen Stift von regelrechter Größe aufzunehmen, der dann beständig getragen werden mußte bei feierlichen Anlässen oder wenn man nicht bei der Arbeit war.

In allen Teilen Australiens, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, war dieser Brauch, in den Nasenknorpel ein Loch zu bohren, üblich, bei Männern und bei Frauen. Bei der Durchsicht verschiedener Werke über die Eingebornen finde ich, daß fast alle Beobachter berichten, daß sie Eingeborne sahen, welche irgendeinen Schmuck in der Nase trugen. In ganz Neu-Südwales und Viktoria ist es so Brauch, auch in Queensland, Südaustralien und im Nordterritorium. Was Westaustralien betrifft, habe ich einige meiner dort wohnenden Freunde ersucht, diesbezüglich nachzuforschen, und sie berichten nun, daß die meisten Stämme die Nasendurchbohrung üben, obgleich einige Stämme im südlichen Teile dieses Staates die Nase intakt haben sollen.

Wie bereits erwähnt, kann bei einigen Stämmen von Neu-Südwales ein Jüngling seine Nase nicht durchbohrt haben, ehe er die Initiationszeremonien durchgemacht hat; aber es gibt andere Gegenden in Australien, wo die Operation an ganz jungen Knaben und Mädchen ausgeführt wird und offenbar von gar keiner weiteren Zeremonie begleitet ist.

Ausziehen von Zähnen.

In einem in diesen „Mitteilungen“ [1]) veröffentlichten Artikel habe ich die Multyerra-Zeremonie beschrieben. In diesem Aufsatze habe ich die genauen Details des Vorganges gegeben, wie bei den Eingebornen ein Zahn extrahiert wird. Dieser Brauch herrschte im größten Teile von Australien, ohne jedoch allgemein zu sein. Bisweilen ist es der rechte obere Schneidezahn, der extrahiert wird, bisweilen der linke und in anderen Fällen werden die beiden mittleren Incisiva ausgezogen. Dann gibt es wieder Gegenden, wo auch die Frauen operiert werden, während anderswo der Brauch nur auf die Männer beschränkt ist. Im östlichen Teile des Kontinents war die Operation gewöhnlich mit den Initiationszeremonien in Verbindung, was aber in den zentralen und westlichen Gebieten nicht notwendig der Fall war, wenn auch die Operation gewöhnlich von einem gewissen Ritual begleitet ist.

Der südlichste Teil des australischen Festlandes, in dem ein Schneidezahn extrahiert wurde, war in den zentralen und nördlichen Teilen des Staates Viktoria; ich habe darüber in meinem Berichte über „the *Wonggumuk* Ceremony of Initiation“ [2]) ausführlich gehandelt. In Neu-Südwales finden wir den Brauch an verschiedenen Orten, im Innern und an der Küste; Beispiele dafür enthält meine Beschreibung von „the *Bunan* Ceremony of New South Wales“.[3])

---

[1]) Die Multyerra-Initiationszeremonie, Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXXIV, 80.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie, 1905, 874.

[3]) American Anthropologist, IX, 338.

Im Jahre 1900 erwähnte ich das Ausziehen eines Schneidezahnes in meiner Beschreibung der *Toara-* oder *Dora-*Zeremonie, der man am Mary-, Dawson- und anderen Flüssen im südlichen Queensland begegnet.[1]) Nach Erkundigungen, die ich bei Personen eingezogen habe, die an verschiedenen Plätzen ansässig sind, scheint es, daß, wie oben erwähnt, die Extraktion von Zähnen auf dem australischen Kontinent eine gewöhnliche, wenn auch nicht allgemeine Erscheinung ist.

Amputation von Fingergliedern.

Noch eine andere merkwürdige Verstümmelung kommt vor, die zwar nicht allgemein geübt wird, aber doch sehr weit über den australischen Kontinent verbreitet ist. Der folgende kurze Bericht wird das Vorherrschen des Brauches in Teilen von Neu-Südwales, Queensland, des Nordterritoriums und von Westaustralien zeigen. Er war hauptsächlich Mode unter den Frauen nahe der Küste, indes ist sein Vorkommen auch bei einzelnen Inlandstämmen beobachtet worden. Soweit ich unterrichtet bin, war es gewöhnlich der kleine Finger, an dem die Amputation vorgenommen wurde, aber mitunter statt dessen auch einer der übrigen Finger. Dann werden wir sehen, daß zwar die meisten Fälle, wo von dieser Verstümmelung berichtet wird, ausschließlich auf Frauen beschränkt sind, daß aber doch in manchen Teilen Australiens der Verlust eines Fingergliedes auch bei Männern behauptet wird.

Unter den Thurrawal sprechenden Stämmen, von Port Hacking bis zum Shoalhaven River, gab es gewisse Frauen, denen zwei Glieder, bisweilen auch nur eines, vom kleinen Finger einer Hand fehlten. Meist war es die rechte Hand, aber es kam auch vor, daß der kleine Finger der linken Hand in der Weise verstümmelt wurde. Es gibt im Busch draußen, wo der Scrub auftritt, große Spinnen, die einen starken Faden von Baum zu Baum oder von Strauch zu Strauch spinnen. Einiger dieser Spinnfäden werden von einem Eingebornen gesammelt und zu einer feinen Schnur zusammengelegt, welche so fest, als die Natur dieses Bindfadens es zuläßt, um den Finger rundherum gebunden wird an dem Gliede, dessen Amputation man beabsichtigt. Es wird dadurch die Zirkulation des Blutes aufgehalten und das distale Ende des Fingers stirbt infolgedessen ab; die Wunde heilt dann sehr rasch.

Zufolge eigener Beobachtung kann ich konstatieren, daß dieser Brauch allenthalben längs der Küste von Neu-Südwales vom Juross River bis zum Manning River bestand. Während meiner dienstlichen Reisen in dieser Gegend als Surveyor und auch bei speziellen Exkursionen unter den Eingebornen stellte ich Untersuchungen nach der Ursache dieser Verstümmelung an. Soweit ich mich bei alten Eingebornen darüber unterrichten konnte, trug sie den Charakter eines Zaubers an sich, weil man von einer so verstümmelten Frau viel mehr Geschicklichkeit und Erfolg im Fischfange voraussetzte als von anderen Frauen, die es nicht waren. Die Amputation wurde an ganz jungen Mädchen in der beschriebenen Weise vorgenommen, um sie so zur Fischerin mit Angel und Leine zu ernennen. Sie diente auch dazu, um die Betreffende von den Frauen zu unterscheiden, die andere Beschäftigungen hatten.

„In Queensland, von Brisbane bis Gympie," sagt E. M. Curr, „pflegen die Mütter den kleinen Finger der linken Hand ihrer Töchter, wenn sie etwa zehn Jahre alt sind, am zweiten Glied mit groben Spinnweben zu umwickeln, so daß die Zirkulation aufhört und das Abfallen der zwei Glieder verursacht wird."[2]) Derselbe Autor berichtet daß zwischen dem Albert und Tweed River den Mädchen in der Kindheit der kleine

[1]) American Anthropologist, New Series II, 142—143.

[2]) The Australian Race, IV, 139.

Finger der linken Hand abgeschnitten wird.[1]) Er sagt auch, daß an der Halifax-Bay die Frauen ein Glied des rechten Daumens amputiert haben.[2]) Wo Curr von den Eingebornen auf Fraser's Island, aufwärts von der Mündung des Mary River, spricht, sagt er: „Frauen wird in der Jugend das erste Glied des kleinen Fingers der rechten Hand amputiert."[3])

Der verstorbene Edward Palmer erzählte mir, daß er das Fehlen eines Fingers bemerkt habe bei den Schwarzen um Tower Hill und das umliegende Gebiet, zwischen Maghenden und Muttaburra. Er hatte dieselbe Verstümmelung bei den Stämmen am Mitchell River auf der Cap York-Halbinsel beobachtet; aber er konnte sich nicht erinnern, welcher Finger dort fehlte.

Im Nordterritorium beobachtete Rev. Donald Mac Killop diesen Brauch am Daly River. Von den Frauen sprechend, sagt er: „Als junge Mädchen entfernen sie die zwei ersten Glieder des rechten Zeigefingers. Die Operation wird sehr kunstgerecht durchgeführt, nach dem Erfolge wenigstens zu urteilen. Aber sie benützen dabei kein Messer, noch, wie bei der Beschneidung, einen scharfen Stein. Sie finden im Dschungel ein sehr festes Spinngewebe und einen dünnen Strähn davon binden sie dicht um das Glied. Die Blutzirkulation wird dadurch unterbrochen und nach einiger Zeit fallen die toten Glieder ab. Dieser Brauch ist bei weitem nicht allgemein."[4])

Von der Beagle-Bay in Westaustralien berichtet Capt. J. L. Stokes bei Beschreibung der Erscheinung der Eingebornen: „Allen fehlte einer der Schneidezähne und einigen ein Fingerglied. In dieser Eigentümlichkeit unterschieden sie sich von den Eingebornen, die ich in der Roebuck-Bay gesehen hatte, bei denen der Brauch, sich so zu verstümmeln, nicht herrschte."[5])

Mumbirbirri oder Narbenzeichnen.

Erhabene Narben infolge von Einschnitten in das Fleisch auf den Schultern, der Brust und den Armen ist ein unter den Eingebornen Australiens allgemein verbreiteter Brauch. Der Effekt dieser Narbenbildung ist so sehr auffallend und bemerkbar auf den nackten Körpern der Wilden, daß fast jeder Autor, der australischen Eingebornen begegnet ist, die Narben beobachtet hat; aber ihre Bedeutung war nicht sichergestellt und blieb unbekannt.

Ich hatte das Glück, der Erste zu sein, der die interessanten Details dieses Brauches entdeckte und über sie in einem Vortrage vor dem Royal Society of New South Wales am 5. Oktober 1904 berichtete. Ich habe diesen Artikel, zusammen mit einer Anzahl anderer, in Buchform unter dem Titel „Ethnological Notes on the Aboriginal Tribes of New South Wales and Victoria" nochmals abgedruckt. Ich kann daher hier meine Leser auf dieses Werk verweisen, wo ein kurzer Bericht der *Mumbirbirri*-Zeremonie zu finden ist.[6])

Getrocknete Hände als Amulette.

Ein unter den Eingebornen von Neu-Südwales und Viktoria ganz allgemein geübter Brauch war es, die getrocknete Hand einer verstorbenen Person, in einigen Fällen eines Freundes oder Verwandten, in anderen Fällen eines Feindes mit sich

[1]) The Australian Race, III, 231.
[2]) Ebenda II, 425.
[3]) Ebenda III, 144.
[4]) Trans. Roy. Soc. South Australia, XVII, 257.
[5]) Discoveries in Australia (London, 1846), I, 92—93.
[6]) A. a. O. 60—68.

herumzutragen. Tatsächlich haben alle australischen Stämme, die ich angetroffen habe, einen unerschütterlichen Glauben an den hilfreichen Einfluß irgend eines Körperteiles einer menschlichen Leiche sowohl im täglichen Leben als bei den Jagdunternehmungen oder bei ihren Überfällen auf ihre Feinde. Zuerst seien die Ergebnisse meiner eigenen Beobachtungen angeführt, daran schließen sich dann Berichte früherer Kolonisten, zwischen 60 und 70 Jahre zurückreichend.

Einige alte Männer bei den Darkiñung- und Thurrawalstämmen in Neu-Südwales haben mir berichtet, daß ihre Vorväter den festen Glauben zu haben pflegten, daß das Mitsichtragen getrockneter oder konservierter Hände einen wirksamen Schutz gegen ihre Feinde bilde. Solch ein Amulett wurde in einer kleinen Tasche getragen, die über die eine Schulter umgebunden, unter der anderen Achselhöhle hing. Bisweilen wurde eine getrocknete Hand mit einer Schnur am Halse aufgehängt und hing auf die Brust herab. Eine andere getrocknete Hand mochte noch am Halsbande befestigt sein und hing auf dem Rücken des Trägers zwischen den Schulterblättern.

Wenn ein böse veranlagtes Individuum oder ein feindlicher Trupp von mehreren Personen kam, um dem Träger dieses Amuletts eine Unbill zuzufügen, so nahm man an, daß ihn die konservierte Hand kratzte oder die Haut krätzig werden ließ an der Seite des Körpers, von der die Gegner kamen. Beispielsweise, wenn ein solcherart ausgerüsteter Mann von der trockenen Hand, die er auf der Brust trug, gekratzt wurde, dann wußte er, daß ein Feind irgendwo vor ihm war. Wenn die zwischen den Schulterblättern aufgehängte Hand den Träger zwickte, dann war der Feind irgendwo im Rücken. Dann, wenn das Amulett, das er in der Achselhöhle trug, Zeichen von Unruhe verriet, näherte sich ein Gegner aus dieser Richtung, und so fort. Ein plötzliches Reißen in den Muskeln oder eine Reizung der Haut mögen die Schwarzen auffassen, als ob sie durch die konservierte Hand verursacht wäre, und sie gibt ihnen eine Warnung nach dieser Seite. Wenn ein Mann nur ein solches Anhängsel trägt, so glaubt man, daß es das Vermögen hat, ihm, von welcher Seite des Körpers auch die Gefahr nahen möge, das Signal zu geben, ohne daß er dessen bewußt würde, daß es sich von seinem gewöhnlichen Platze wegbewegt hätte, indem seine Bewegungen als unsichtbar betrachtet werden.

Diese getrockneten Hände haben in gleicher Weise die Kraft, Warnungen vor unheilbringendem Zauber eines feindlichen Zauberers zu erteilen, ob er sich fern oder nahe befinde, und setzen den Träger des Amuletts in Stand, die beabsichtigte Untat abzuwehren. Wenn der, welcher den Zauber ausübt, nahe ist, ist die Hand deutlicher in ihren Warnungen, als wenn er weit entfernt ist. Die Nähe von Wild und seine Richtung wird in der gleichen Weise angezeigt.

Es ist nicht unbedingt nötig, daß das Amulett in einer Hand besteht; Teile eines Fußes oder einer Hand, Fleischstücke von Armen und Beinen oder vom Rücken gelten sehr wirksam als Schutzmittel oder Zauber in verschiedener Weise, wie auf der folgenden Seite berichtet ist.

Auf der Suche nach einem brauchbaren Weidegrunde im Gippsland, Viktoria, traf A. Mac Millan im Jahre 1840 plötzlich auf einen alten Schwarzen, der nicht wegzubringen war. „Der einzige Schmuck, den er trug, waren drei Hände von Männern und Frauen, wunderschön getrocknet und konserviert.“ [1])

W. J. Mollison aus Pyalong, Viktoria, erfuhr 1841, daß „Überlieferungen bestehen, daß menschliche Körperteile, gewöhnlich Hände oder Finger, in den Taschen

[1]) Letters from Victorian Pioneers, 258.

der *lubras* (schwarzen Frauen) beobachtet wurden .... Im Gespräche gaben sie die Tatsache zu." [1])

Hugh Jamieson[2]) aus Mildura, Viktoria, sagt unter dem Datum 10. Oktober 1853, aber von viel früheren Erfahrungen unter den Eingebornen berichtend: „Bei manchen Gelegenheiten tragen sie, entsprechend einem abergläubischen Brauche, Beine, Arme und Hautstücke von ihren Opfern mit sich herum, nicht um sie zu essen, sondern um sie als Amulette für Fischzüge zu verteilen."

Dr. J. Fraser aus Maitland sagt in seinem Berichte über die Ermordung einiger weißer Hirten, viele Jahre vorher, am oberen Williams River, Neu-Südwales: „Eine alte *gin* (Frau) trug lange in ihrem Schulternetze eine Hand von einem dieser Hirten mit sich. Sie holte sie zeitweise hervor, machte durch Ziehen an den Sehnen die Finger sich bewegen und sagte: ‚Bail you make dough-boy any more.' Für diesen Mord wurde einer der Schwarzen später in Dungog gehängt." [3])

Kanus.

Wenn die Rinde des roten Gummibaumes zu bekommen ist, wird stets sie zur Kanufabrikation benützt, weil sie dem Wetter standhält, ohne sich zu rollen oder zu spalten. Ein Kanu wird meist aus einem einzigen Rindenblatte gemacht. Wenn Bäume mit natürlichen Biegungen erhältlich sind, wählt man sie, weil so gewonnene Kanus nicht so viel Arbeit erfordern, um ihnen die eigentümliche Form zu geben. Wenn die Rinde vom Baume abgeschält ist, werden sogleich in Intervallen von wenigen Fuß Spreizen quer eingefügt, um das Einrollen zu vermeiden, solange der Saft noch in der Rinde ist. Kurze Stützen werden auch unter Bug und Stern gesteckt, damit sie sich nicht infolge ihres eigenen Gewichtes zu stark senken.

Dann läßt man das Fahrzeug ungefär 14 Tage trocknen, und wenn es ordentlich getrocknet ist, behält es seine Form. Nach Verlauf von zwei oder drei Jahren wird ein solches Kanu schwer und aufgeweicht und dementsprechend ungefügig; dann ist es nötig, es durch ein neues zu ersetzen. Je nach der Größe, die man dem Kanu geben will, wählt man den Baum, von dem die Rinde genommen wird.

Die Stange oder das Ruder zum Forttreiben des Kanu ist am Ruderende etwa 10 oder 12 Fuß lang und 2 oder 3 Zoll breit. Am anderen Ende sind drei scharfe Zinken angemacht, die zwei äußeren davon haben Widerhaken. Mit dem einen Ende dieses Instrumentes treibt der Eingeborne sein Boot durch das Wasser fort, mit dem anderen durchbohrt er einen Fisch, der ihm gerade in den Weg kommt. Das Paddel ist von Fichtenholz gemacht, wenn solches erhältlich ist, oder von anderem leichten Holze.

Bisweilen wird ein Klumpen Lehm auf den Boden des Kanu gelegt, um als Herd zu dienen, auf dem ein kleines Feuer unterhalten wird; dieses dient dem doppelten Zweck, sich selbst warm zu halten und etwas von den gefangenen Fischen zu kochen. Das Kanu ist bei den Eingebornen, welche in der Nachbarschaft von Flüssen oder großen tiefen Wasserflächen leben, ein hochgeschätzter Besitz.

[1]) Letters from Victorian Pioneers, 184.

[2]) Ebenda 273.

[3]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, 1882, XVI, 207. Die Ausdrucksweise der Frau beim Apostrophieren der getrockneten Hand bedeutet, daß sie kein Brot mehr backen werde. Vielleicht ist dies eine Anspielung darauf, daß der Mann mit Backen beschäftigt war zur Zeit, als er ermordet wurde, und in den Fingern Teig stecken hatte.

Obwohl Bäume mit natürlicher Bauchung vorgezogen werden, wie oben schon erwähnt, so sind sie doch nicht immer zu haben. „Stringy-bark" und die Rinde des allgemein unter dem Namen „grey-box" bekannten Baumes werden oft verwendet. Wenn die Rinde vom Baume abgestreift ist, wird an den Enden, auf je etwa einen Fuß Breite, etwas von der äußeren rauhen Schicht weggespalten, so daß nur die biegsame innere Rinde zurückbleibt. Die derart verdünnten Enden des Rindenstückes werden dann der Länge nach gefaltet und zusammengepreßt und mit einer starken Schnur rundherum umwickelt, welche aus der Faser des *kurrajong* oder „stringybark" erzeugt wird. Feste Stricke aus dieser zähen, faserigen Rinde oder aus dünnen Ranken werden dann an zwei oder drei Stellen von einem Rande zum anderen quer über das Fahrzeug gebunden, um seitliche Ausdehnung zu verhindern; und gebogene Spreizen in gleicher Zahl werden im Inneren des Kanus angebracht, um die Stelle von Rippen zu versehen und die Bordwände gegen Einfallen nach innen zu versichern. Die Faltung der Rinde hält sie nicht nur gerade, sondern bewirkt auch, daß sie sich nach aufwärts biegt, so daß die Enden, wenn das Binden fertig ist und das Fahrzeug vom Stapel geht, etwas höher sind als die Bordseiten des Kanus und über die Wasserlinie hervorragen.

In Neu-Südwales, Viktoria, dem südöstlichen Queensland, in Südaustralien und in Teilen des Nordterritoriums wird ein einziges Rindenstück zur Herstellung eines Kanus verwendet. In gewissen Teilen des Nordens gebrauchen die Eingebornen dazu zwei, drei oder mehr Stücke Rinde, und es ist bemerkenswert, daß solche Schiffe kunstvoller gearbeitet sind als die im Süden üblichen, eine Tatsache, welche fremden Einfluß, wie den von Malaien und Papuas, in relativ neuerer Zeit vermuten lassen möchte. Aber meines Erachtens ist das aus einem einzigen Stück Rinde gemachte Kanu eine rein australische Entwicklung, weil ich sein Vorkommen in irgend einem anderen Gebiete nicht zu entdecken vermochte. Die dicken, glattstämmigen Eucalyptusbäume Australiens mochten dem Verstande der Eingebornen die Verwendung der Rinde zu Hütten und Kanus leicht nahelegen. Dank der Wärme des Klimas ist der Saft während eines großen Teiles des Jahres in auf- und absteigender Zirkulation, wodurch das Abstreifen und Entfernen der Rinde vom Stamme eine einfache und leichte Arbeit wird, selbst mit einem so rohen Gerät, wie es das Steinbeil ist.

Flöße.

Auf den meisten größeren Flüssen Australiens sowie in den Buchten der Meeresküste war der Gebrauch von Flößen den Eingebornen bekannt. Am Shoalhaven River an der Südostküste von Neu-Südwales wurde der Stamm des Palmkohlbaumes, ein leichtes und starkes Holz, zum Floßbau verwendet. Gewöhnlich zwei, bisweilen auch drei trockene Balken von diesem Holze, 15—20 Fuß Länge, ausgesucht gerade, symmetrisch und in der Größe gleich, wurden mit Stricken aus der „stringybark"-Faser oder mit zähen Reben zusammengebunden und hatten so eine Tragfähigkeit von zwei oder drei Personen zum Übersetzen von Flüssen, schmalen Buchten u. dgl. Das Floß wurde durch ein Paddel oder eine Stange, mit der der Schiffer auf beiden Seiten, auf dem Fahrzeuge stehend, in das Wasser schlug, fortbewegt. In seichtem Wasser trieb er sein Floß vorwärts, indem er die Stange auf dem Boden des Flusses aufstützte.

Gelegentlich habe ich Jungen gesehen, die einen einzigen trockenen Balken benützten, auf den sie mit ausgespreizten Beinen saßen, die Füße im Wasser und mit den Händen oder einem Stück Rinde fortpaddelnd. Am Lachlan River, Neu-Süd-

wales, wo großes Schilfrohr in Menge wächst, wurde dieses, getrocknet, zum Floßbauen verwendet. Bündel von diesem Rohre wurden mit Stricken aneinander gebunden und dann drei, vier oder mehr solche Rohrbündel wie die oben erwähnten Balken behandelt, indem sie mit stärkerem Tau aneinander befestigt werden. Aus Unkraut oder grünem Gras, mit feuchter Erde bedeckt, wurde eine Stelle hergerichtet, auf der ein kleines Feuer unterhalten wurde. Die Vorwärtsbewegung erfolgte wie beim Holzfloß.

Die Flöße unserer Eingebornen sind vielfach im allgemeinen Prinzip der Konstruktion in allen Teilen Australiens und Tasmaniens, wo sie gesehen und beschrieben worden sind, die gleichen und ebenso die Arten der Vorwärtsbewegung. Der Gebrauch von Flößen ist bei verschiedenen primitiven Völkern über die ganze Welt bekannt, manche von diesen Flößen unterscheiden sich nicht erheblich von denen der Australier.

Obwohl das Kanu für dieselben Zwecke dienlicher ist als das Floß, so hat doch das letztere den Vorteil, daß es nicht so der Beschädigung bei einem Unfalle ausgesetzt ist. Anstoßen an einen scharfen Felsen oder ein anderes Hindernis mag einen der Balken oder eines der Bündel beschädigen, aus dem es besteht, ohne daß dadurch ernstlich die Fahrtüchtigkeit des Floßes tangiert würde. Bei einem Kanu kann aber ein derartiger Unfall eine Beschädigung verursachen, die nicht wieder zu beheben ist, oder sogar den Untergang herbeiführen. Vielleicht ist das der Grund, daß Flöße so allgemein in Brauch sind.

Der bei den Eingebornen der Cap York-Halbinsel, von Port-Darwin und anderen nördlichen Teilen Australiens gebrauchte *katamaran* und Einbaum („dug-out") ist hier beiseite gelassen, weil ich ihn nicht als rein australischen Ursprunges erachte, sondern als malaischen und papuanischen Import. Ich verweise daher diesbezüglich auf die Werke über den malaischen Archipel und Neu-Guinea.

Kamps und Wohnungen.

Ihre Hütten sind von der rohesten Art, selten mehr als Windfänge oder Schutzdächer. Zuerst wurde ein Gestell von Stäben errichtet, an dem Zweige, Rohr oder Gras in schräger Richtung befestigt wurden. Bei nassem Wetter wurde dieser rohe Bau mit Rinde gedeckt, wenn sie von Bäumen an der betreffenden Stelle leicht gewonnen werden konnte. Rinde kann natürlich nur zu der Jahreszeit abgeschält werden, wenn der Saft in Zirkulation ist. Ein Teil einer Seite oder eine ganze Seite des Daches wurde freigelassen als Eingang; dieser lag stets auf der der Richtung entgegengesetzten Seite, aus welcher der Wind kam. Vor dem Eingange wurde ein Feuer unterhalten.

Ihre Wohnungen waren selten länger als ein paar Tage nacheinander bewohnt, da der Aufenthalt von der Ergiebigkeit der Lokalität abhing. Wenn an einem Flusse oder einer Lagune kampiert wurde oder an einem Meeresarme, wo Fische reichlich vorhanden waren, oder wenn die Jahreszeit war, wo Überfluß an vegetabilischer Nahrung herrschte, mochten sie länger verweilen, als wenn der Unterhalt spärlich war.

Längs des Hawkesbury, Shoalhaven River und einiger anderer großer Flüsse, deren Ufer aus Hawkesburysandstein bestehen, hausten die Eingebornen häufig in Höhlen oder unter Felsdächern, in denen sie ein leichtes und bequemes Unterkommen fanden.

Sobald das, was die Natur als Nahrung bot, erschöpft war, waren sie gezwungen, nach einem neuen Kampplatze zu übersiedeln. Oder wenn in einem Teile des Kamp ein Todesfall sich ereignete, mußte jedermann es verlassen und nach einer anderen Örtlichkeit eilen. Bei diesen Reisen von Kamp zu Kamp schlagen die Männer gewöhnlich

einen Umweg oder unregelmäßigen Kurs ein in einzelnen Abteilungen, um einerseits auf diesem Wege, anderseits auf einem anderen nach dem in Aussicht genommenen Lagerplatze zu gelangen. Es wäre nicht vorteilhaft, um Wild zu erlegen oder irgend eine andere Nahrung zu suchen, wenn sie alle zusammen reisten. Die Frauen wurden in einem möglichst direkten Marsche geführt, da sie mit den Kindern und dem Gepäcke beschwert waren.

Die Lage der Hütten oder Dächer im Lager ist durch gewisse Gesetze geregelt. Wenn ein Kamp am Ufer eines Wasserloches oder Flusses ausgesucht ist, nehmen die ältesten Leute ihre Wohnungen zunächst dem Wasser, während die anderen ihr Lager weiter hinten aufschlagen. Die Eingänge in die Wohnungen sind gegen Nord oder Nordost gelegen, um die Strahlen der Morgensonne zuzulassen, außer es ginge der Wind aus dieser Richtung. Findet eine Versammlung der Nachbarschaft zu einem Corroboree statt, oder um die Initiationszeremonien zu erwarten, so schlägt zuerst das einheimische Volk seine Lager auf, und die besuchenden Stämme nehmen die Seite des allgemeinen Lagerplatzes für sich, welche in der Richtung liegt, in der ihre Heimat gelegen ist. Soweit die Beschaffenheit des Grundes es zuläßt, nehmen sie genau dieselbe gegenseitige Position zueinander ein, wie in ihrem eigenen Lande, also eine Art Miniaturdarstellung des Heimatkamps.

Wenn die Männer nicht auf der Suche nach Fleischnahrung sind, was natürlich den größeren Teil ihrer Zeit und Gedanken in Anspruch nimmt, besteht ihre Hauptbeschäftigung in der Herstellung von Waffen und Geräten oder in der Zubereitung von Häuten, um sich gegen die Witterung zu schützen. Den Frauen fällt die Aufgabe zu, die Pflanzenkost zu suchen, Holz für das Feuer zu sammeln, Netze, Beutel u. dgl. zu erzeugen.

Bumerangs, Keulen, Gefäße, Beutel usw. läßt man irgendwo auf dem Boden um die Wohnung des Eigentümers herum liegen, nur Speere werden stets entweder an einen nahestehenden Baum gelehnt oder vertikal in den weichen Boden gesteckt, um die Gefahr der Verletzung des Schaftes oder der Spitzen zu vermeiden.

Strecken oder Biegen von Holz ist bei der Herstellung von Waffen oder Geräten oft notwendig. Grünes Holz steckt man in heiße Asche, um es biegsam zu machen. Einreiben mit Fett und der Hitze des Feuers aussetzen, hat denselben Effekt bei trockenem Holze. Auch Aufweichen in Wasser wird angewendet, um Holzsachen in ihre Form zu biegen.

Körperbemalen.

Die Schönheitsmittel der Eingebornen bestehen aus rotem Ocker, Pfeifenton, Kohle und Fett; das letztere bildet die Grundlage aller kunstvollen Striche und Schmierereien, mit denen sie ihre Person schmücken. Als Schutz gegen die Kälte im Winter und gegen die Stiche der Moskiten, Ameisen und anderer Insekten im Sommer erwies sich das Fett sehr nützlich. Erfrischung bot auch seine Anwendung bei sehr heißem Wetter. Der Pfeifenton wird aus Gips gemacht, der im Feuer gebrannt und dann in hinreichendes Wasser getaucht wird, um eine zähe, dünne Paste zu bilden.

Bei der Vorbereitung eines Corroboree ist ein sehr wichtiges Moment im Fortgange der Zeremonie das „Herrichten". Die Männer zieren Gesicht, Körper und Gliedmaßen mit Strichen und phantastischen Zeichnungen in Weiß und Rot. Das erfordert einige Stunden geduldiger Arbeit und große Sorgfalt und Mühe werden auf die Einzelheiten aufgewendet. Die Männer tragen einen Federkiel oder ein Stück Gras oder Knochen im Nasenseptum und ihre Köpfe sind in fürchterlicher und wunderbarer Weise geschmückt.

Corroborees.

Diese Nationaltänze werden bei zeremoniellen und festlichen Anlässen aufgeführt. Die Nacht war die stets für diese Unterhaltungen gewählte Zeit, das Licht dazu gab der Mond oder das Lagerfeuer oder beide. Bei diesen freundlichen Begegnungen wechselte immer eine Partie von jedem Stamme mit der Aufführung eines nächtlichen Corroboree ab, während die anderen Stämme die Zuschauer abgaben. Vermengung verschiedener Stammesangehöriger unter den Aufführenden war nie zulässig.

Die Frauen stellten das Orchester bei, mit der flachen Hand auf eine gefaltete Hautdecke schlagend. Ein alter Mann leitete die Musik, indem er den für diese Darstellung eigentümlichen Gesang vortrug, wobei er zwei kurze trockene Stöcke oder zwei Bumerangs zusammenschlug. Bisweilen waren die Gesänge indezent und die Darstellung obszön.

Der Corroboree wurde stets auf einem ebenen Fleck Erde, frei von Bäumen und Gestrüpp, abgehalten, nachdem alle losen Stöcke, Steine usw. sorgfältig entfernt worden waren. Die verschiedenen anwesenden Stämme nahmen rund um diesen gereinigten Platz ihre Sitze ein, jeder auf der seinem Gebiete zugewendeten Seite.

Spiele und Unterhaltungen.

Ringen nimmt unter den Vergnügungen der Männer jederzeit einen hervorragenden Platz ein und wird auch bei zeremoniellen Versammlungen betrieben. Zufolge der eingebornen Sage war dieses Spiel schon bei den mythischen Vorfahren allgemein. Ein anderes Spiel wird mit einem Balle aufgeführt, der aus Stücken von Wallaby- oder Opossumhaut besteht, fest aufgerollt und zusammengenäht mit Sehnen. Bevor das Spiel beginnt, bilden sie zwei oder drei Parteien, deren jede aus den Männern und Frauen besteht, die zu einer bestimmten Zahl von Freunden gehören. Der Ball wird in die Luft geworfen und die Tendenz des Spieles ist, ihn ununterbrochen in Bewegung zu erhalten, ohne daß er den Boden berührt. Wenn eine Person den Ball auffängt, wirft sie ihn einem von ihrer Partei zu, während die Gegenpartei trachtet, ihn im Fluge aufzufangen. Das Spiel geht solange weiter, bis die Leute müde sind oder zu heiß bekommen.

Das *wity-wity*-Werfen war ein anderes Spiel. Dieses ist aus einem länglichen, 5 oder 6 Zoll langen und in der Mitte $1^1/_2$ Zoll dicken, gegen beide Enden hin in eine Spitze verlaufenden Stück Holz verfertigt. Eine dünne, zähe Rute, etwa 20 oder 30 Zoll lang, wurde an dem einen Ende mit Bindfaden und Gummi befestigt. Der Spieler wirft das *wity-wity* derart, daß es einige Schritte vor ihm den Boden berührt und im Grase auf eine ziemliche Distanz hin wegspringt. Derjenige, welcher sein Geschoß so am weitesten werfen kann, ist der Sieger. Öfters wurde ein *nulla-nulla* als *wity-wity* gebraucht und das Spiel genau so gespielt.

Speerübungen werden wie folgt vorgenommen: Eine Scheibe von grüner, harter Rinde, etwa einen Fuß im Durchmesser, wird von einem Baume abgelöst. Die Teilnehmer werden in eine Reihe gestellt, alle mit dem Gesichte nach derselben Richtung und ein kräftiger Mann nimmt seinen Platz etwa 10 oder 15 Yards vor dem einen Ende der Reihe ein. Wenn alle Männer ihre Speere in der Balance halten, wird ein Signal gegeben und der eine Mann wirft die Rindenscheibe auf der Kante über den Boden hin vor den Teilnehmern und parallel zu ihnen. Wenn sie dann so dahinrollt wie der Reif eines Knaben, schleudert jeder Mann seinen Speer auf sie, sowie sie in seiner Visierlinie vorüberkommt. Der beste Treffer wird durch den Beifall der Zuschauer belohnt.

In den wärmeren Monaten des Jahres bot Schwimmen in tiefem Wasser einen guten Zeitvertreib. Die meisten von uns haben als Knaben sich damit unterhalten, beim Tauchen zu sehen, wer es am längsten unter Wasser aushielte. Dasselbe tun auch die jungen Schwarzen. Auf ein gegebenes Zeichen tauchen die Konkurrenten zu gleicher Zeit unter, während einige alte Männer ihr Wiedererscheinen abwarten. Die Schwarzen tauchen stets mit den Füßen voran unter, gerade das Gegenteil von der europäischen Art, zu tauchen.

Waffen.

a) Speere. — Der Speer ist unzweifelhaft die hauptsächlichste Mordwaffe der Eingebornen und seine Herstellung erfordert oft einen großen Aufwand von Zeit, besonders wenn das Holz von der Seite eines Baumes mit der Steinaxt abgehauen werden muß. Kampfspeere werden aus dünnen Bäumchen von hartem Holze gemacht, sieben oder mehr Fuß lang, in heißer Asche gestreckt und in gleichmäßige Dicke zugerichtet. Das dicke Ende des Bäumchens wurde im Feuer gehärtet und gespitzt. Bisweilen wurden an einer oder an beiden Seiten des Speeres nahe der Spitze Widerhaken befestigt.

Jagdspeere waren leichter, etwa 7 Fuß lang, aus festem Rohre oder aus dem Stamme eines Grasbaumes gemacht. Die Spitzen waren aus hartem schweren Holze hergestellt und sorgfältig mit Schnur und Gummi an den Schaft angebunden. Zum Fischtöten gab es zwei Arten von Speeren. Die eine, zum Speeren der Meeräsche, Brasse u. dgl. benützt, hatte drei oder vier Zinken an einem Ende. Ein größerer Speer, aus einem Bäumchen gemacht, mit nur einer einzigen Spitze, oder vielleicht zwei, war im Gebrauche, um den Königsfisch, den Cossyphus oder andere große Fische zu töten.

Bei der Jagd wurden die Speere gewöhnlich mit einem *wommera* oder Wurfbrett geschleudert, aber einige schwere, von hartem Holze wurden direkt aus der Hand geworfen, indem man sie in der Mitte balancierte. Gezackte Speere wurden zum Kampfe und zum Speeren der Emus verwendet. Am stumpfen Ende des Speeres wird ein tiefes Loch gemacht, in das der Zahn des Wurfbrettes eingesetzt wird, wenn der Jäger nach irgendeinem entfernten Objekte zu werfen wünscht.

Wenn die Eingebornen einen Speer, ein *wommera,* einen Schild, Bumerang oder irgendeine andere Waffe machen, bei der Leichtigkeit ein wichtiges Erfordernis ist, so bringen sie diese zuerst roh in die gewünschte Form und lassen sie dann einen Tag oder zwei im Wasser weichen, um den Saft herauszuziehen und sie so leicht zu machen. Dies trifft ganz besonders bei langen Speeren aus Hartholz zu, welche mehr als einmal während der Dauer ihrer Herstellung im Wasser geweicht werden müssen.

b) wommera. — Das *wommera* oder Wurfbrett ist ein Stück Holz von wenig mehr als 2 Fuß Länge, $^3/_4$ Zoll dick und 2 oder 3 Zoll in der Mitte breit, an einem Ende in einen langen rohen Handgriff ausgehend, während das andere Ende in einen Haken oder eine Hervorragung an der oberen Seite ausläuft. Die Fläche des Schaftes des *wommera* wird horizontal gehalten, wenn es an das Speerende, zum Schleudern bereit, angelegt wird. Der erwähnte Haken ist bisweilen aus dem Holze voll herausgeschnitten, wie eine gewöhnliche Häkelnadel. In anderen Fällen wird er von einem besonderen Stück harten Holzes oder Knochens gebildet, das durch Gummi in seiner Stellung fixiert und mit Sehnen vom Wallaby, Känguruh oder einem anderen Tiere umwunden ist. Wenn ein Stück Menschenknochen zu dem Haken verwendet wird, glauben die Eingebornen, erhöht dies die Treffsicherheit und Kraft des damit geschleuderten Speeres.

Das *wommera* dient außer seiner Verwendung zum Speerwerfen in manchen Distrikten auch noch als Meißel und seine obere Fläche wird auch als Behältnis für Blut oder andere Flüssigkeiten gebraucht. Zu ersterem Zwecke ist das Griffende mit einem meißelscharfen Stein versehen, während zu letzterem der Mittelteil des Gerätes blattförmig gestaltet wird, in der Mitte breiter als an den Enden und auf der flachen Oberseite, auf der der Haken angebracht, leicht ausgehöhlt ist. Der Handgriff der Waffe kann endlich auch zum Lockern des Bodens beim Wurzelsuchen oder zum Ausgraben kleiner Tiere aus ihren Löchern dienen.

In Teilen von Queensland und an anderen Orten wird der Schaft des *wommera* beim Gebrauche in der vertikalen Ebene gehalten. Wenn derartiger Gebrauch beabsichtigt ist, ist der Haken oder Stift, der in das ausgehöhlte Ende des Speeres eingreifen soll, auf der oberen Kante des Schaftes des *wommera* am distalen Ende befestigt, statt, wie bei der im vorhergehenden beschriebenen Waffe, an der oberen Flachseite des Schaftes. In Nord-Queensland sah mein Sohn einige *wommeras* von der Art, welche eine einigermaßen bumerangähnliche Krümmung zeigten, wobei der Stift oder Haken auf der konkaven Kante der Waffe angebracht war.

c) Schilde. — Es gibt zwei Arten, eine zur Verteidigung im Speerkampfe, die andere für den Fall des Gefechtes mit Keulen. Die erstere bestand aus einem leichten Stück Holz oder Rinde mit einem besonderen Griffe, der auf der Rückseite in der Mitte befestigt war. Bisweilen war auch der Griff aus demselben Holzstück wie der Schild geschnitten.

Der Keulenschild war dick und fest, von feinfaserigem zähen Holze gemacht, um nicht so leicht zu zersplittern. Der für den Handgriff ausgesparte Balken war aus dem Ganzen herausgeschnitten, rundherum vertieft zur Aufnahme der Hand. Manche Schilde, sowohl die für Speere als die für Keulen, waren roh ornamentiert mit verschiedenen vertieft in die Oberfläche eingeschnittenen Mustern. Die Speerschilde waren von ovaler Form, mit konvexer äußerer und flacher innerer Oberfläche.

d) Keulen gibt es von verschiedener Art und Größe und sie können im Handgemenge oder zum Werfen nach dem Wild benützt werden. Das proximale Ende ist leicht eingekerbt, um der Hand einen festeren Halt zu bieten.

e) Beile. — Das Steinbeil war ein unentbehrliches Gerät. Einige dieser Beile waren kunstvoll in ihre Form zugeschlagen aus durch Witterungseinflüsse gebildeten Gesteinsstücken, die von den Eingebornen wegen ihrer geeigneten Form aufgelesen worden waren. Andere waren offenbar nur wohlgerundete, glatte Geschiebe der gewünschten Größe und Form, im Bette irgend eines Baches oder Flusses gefunden. In jedem Falle aber war der Stein an einem Ende in eine schneidende Kante zugeschliffen.

Das Schleifen und Schärfen dieser Beile geschah auf Sandsteinfelsen, zur Erleichterung der Arbeit an Plätzen in der Nähe von Wasser. Die durch das Reiben der Beile auf dem Felsen in diesem entstandenen Vertiefungen kann man an zahlreichen Stellen in verschiedenen Teilen des Landes sehen. Die Schwarzen trugen auch häufig ein flaches Stück Sandstein oder anderen passenden Gesteines mit sich, 5—6 Zoll lang, 3—4 Zoll breit und etwa 1 Zoll dick, das sie als Wetzstein benützten, um die Schneide ihrer Beile zu erneuern.

Der Griff des Gerätes war aus einer biegsamen Holzlatte irgendwelcher Art oder aus einem Stück einer Schlingpflanze gemacht, auf einer Seite flach geschnitten. Er wurde in warmer Asche erhitzt, geschmiert und dann wie eine Schlinge um den Stein herumgewunden. Die beiden losen Enden des Holzes oder der Rebe wurden auf-

einander gelegt und mit einer Schnur oder irgendwelchen tierischen Sehnen fest zusammengebunden. Ein starker Überzug mit einem aus Gummi bereiteten Kitt über und um die Holzschlinge diente zu deren Befestigung. Wenn der Gummi locker ließ infolge des Schlagens, wurde er über dem Feuer erweicht und wieder in seine Stellung gepreßt.

Um dem Griffe einen besseren Halt zu verleihen, wurde der Oberteil des Beiles dort, wo der Griff herumgelegt wurde, rauhgemacht. Dies geschah gewöhnlich durch Picken oder Schlagen mit einem Stück scharfen Steines, das der Arbeiter in der Hand hielt. In manchen Fällen wurde dies solange fortgesetzt, bis ganz herum um das Beilende eine Rille gebildet war, deren Tiefe — bei einer Breite von $^1/_2$—1 Zoll — in der Mittellinie von etwa $^1/_8$—$^1/_2$ Zoll variierte. Ein Stück biegsames Holz oder Rebe wurde um diese Rille oder um den rauhgemachten Teil herumgelegt und, wie bereits beschrieben, gebunden.

Mit diesem rohen Werkzeuge erlangte der Eingeborne das Material für seine Schilde, Speere, Keulen usw.; er schälte damit die Rinde für sein *gunyah* ab; er schnitt die Zweige für sein Winddach; er erstieg Bäume und hieb Löcher damit in sie, um Tiere oder Bienennester herauszubekommen. Gelegentlich wurden auch die Beile als Waffen im Kampfe benützt. Wenn der Jäger Löcher in den Stamm oder die Äste von Bäumen schlug, so hieb er stets parallel zur Faser des Holzes, statt quer auf sie, wie der Europäer täte, die Öffnung seitlich erweiternd, bis sie für den gewünschten Zweck groß genug war. Diese Methode wurde befolgt, weil es leichter war, die Splitter auf diese Art zu entfernen, als beim Hieb quer auf die Faser, der auch mit einem so primitiven Werkzeuge schwerer gewesen sein mochte.

f) Bumerangs. — Der zurückkehrende Bumerang ist eine einzige Waffe. Die Eingebornen Indiens und einiger anderer Gebiete erzeugten eine dem Bumerang einigermaßen ähnliche Waffe, die sie auf der Jagd oder im Kriege gebrauchten[1]), aber keine andere Gegend in der Welt hat die Abart dieses Instrumentes aufzuweisen, das, nachdem es abgeschleudert ist, in die Luft fliegt und bis auf wenige Fuß wieder zu dem Werfer zurückkehrt. Der rückkehrende Bumerang dient meist als Spielzeug, aber manchmal wird er auch benützt, um Enten und anderes Kleinwild umzubringen. Es sei indes daran erinnert, daß der Bumerang, um sicher zurückzukehren, nach dem Abschleudern mit nichts mehr in Berührung kommen darf; sowie er irgendeinen Gegenstand berührt, hört er auf, sich zu drehen, und fällt zu Boden.

Die Eigenschaft des Zurückkehrens wird durch eine leichte, aber ganz eigentümliche Drehung an beiden Enden hervorgerufen. Man kann sie charakterisieren, wenn man sich vorstellt, daß der Erzeuger den Bumerang an beiden Enden faßt und sie dann dreht, die linke Hand gegen vorn, die andere nach hinten. In der Praxis wird der Schwung, wenn er nicht schon von Natur in den Fasern des Holzes vorhanden ist, hergestellt, indem die eine Seite der Waffe erhitzt wird, so daß sie sich in der gewünschten Richtung wirft, wobei der Erzeuger mit den Händen mithilft. Er schabt und glättet das Holz, es immer wieder prüfend, und ändert solange, bis es fertig ist. Die vollendete Waffe ist auf der Unterseite flach, die Oberseite ist leicht gerundet. Die Kante der äußeren Biegung, der Rücken des Bumerang, ist etwas dicker als die innere Kante.

Die Drehung des Holzes im Vereine mit der Flachheit der einen Seite und der Konvexität der anderen erzeugt Differenzen im Luftdrucke an bestimmten Stellen,

[1]) Im British Museum ist ein altägyptischer Bumerang aufbewahrt, der sehr der australischen Varietät gleicht.

welche dazu dienen, der Schwerkraft entgegenzuwirken, so daß der Bumerang, wenn die ihm vom Werfer mitgeteilte Kraft verbraucht ist, noch seinen Flug fortsetzt, aber in einer gegen den Ausgangspunkt nach abwärts gerichteten Bahn.

Es gibt noch eine andere Art von Bumerang, zur Jagd und im Kampfe gebraucht, die aber in keinem Falle zu dem Werfer zurückkehrt. Er ist erheblich größer und schwerer als der zurückkehrende und hat eine mehr offene Biegung. Er erinnert einigermaßen an eine Säbelklinge und seine innere Kante ist scharf und gefährlich. Er ist eine sehr wirksame Waffe, wenn er unter irgendwelche Tiere geworfen oder im Kriege verwendet wird; er prallt in einer geraden Linie zurück.

Der verstorbene Edward Palmer konstatiert in seinem Berichte über die Eingebornen am Mitchell-, Palmer- und Walsh-River auf der Kap York-Halbinsel, daß „Bumerangs zum Töten von Federwild nur mit einer leichten Biegung gemacht werden und nicht wie die bei den Wide Bay-Schwarzen gebrauchten zurückkehren".[1]) Einer meiner auf der Halbinsel wohnhaften Korrespondenten schreibt mir, daß rückkehrende Bumerangs zwischen dem Mitchell-River und Kap York nicht erzeugt werden. Sie waren hier unbekannt, bis sie bei der Okkupation des Gebietes durch die Weißen als Tauschware hingebracht wurden.

Das *warridilla,* ein Jagdbumerang, etwa $2^1/_2$ Fuß lang, wird von den Eingebornen vom Sturt-Creek und Victoria-River im Nordterritorium erzeugt. Es besteht aus einem gebogenen, flachen Stück Holz mit einem an einem Ende auf der konvexen Kante (dem Rücken) der Waffe abstehenden Haken. Der Haken, der etwa 5 Zoll lang ist, geht nach rückwärts, am Fußpunkte einen Winkel von 30 oder 40 Graden bildend. Dieses Gerät steht in Gebrauch bei den Stämmen von der westaustralischen Grenze an gerade durch das Nordterritorium bis nach Queensland hinein, wo es Dr. Roth antraf.[2]) Es wird dann von D. W. Carnegie erwähnt, der es bei den Eingebornen Westaustraliens sah.[3]) Ich selbst habe diese Waffe schon früher beschrieben in der „Ethnological notes on the Aboriginal Tribes of the Northern Territory".[4])

Geräte.

a) Yamstöcke. — Dieses ausschließlich von Frauen benützte Gerät war aus einem Hartholzbäumchen von 4 oder 5 Fuß Länge und etwa $1^1/_2$ oder 2 Zoll Durchmesser gemacht. Das dicke Ende war zu einer breiten, scharfen, feuergehärteten Schneide, das dünne Ende zu einer Spitze zugeschnitten. Die Hauptbestimmung des Dinges war, Yams und andere Wurzeln damit auszugraben, oder kleine Tiere, welche ihre Behausung im Boden anlegen, hervorzustöbern. Mit Hilfe ihrer Yamstöcke lieferten die Frauen die vegetabilische Nahrung für das Kamp. Bei häuslichen Szenen im Kamp war der Yamstock eine furchtbare Waffe.

b) Steinmesser. — Die Erzeugung der Messer ist im Wesen gleich der der Beile, nur daß der Stein nicht so hart zu sein braucht und kleinere Stücke Verwendung finden können. Wenn sie in die richtige Form geschlagen waren, wurde durch Schleifen eine scharfe Kante hergestellt. Die kleineren Messer bestanden einfach aus Stücken, welche von größeren bei der Herstellung der Schneide durch das Schlagen abgebrochen waren. Griffe wurden nicht angebracht, sondern man hielt den Stein zwischen Daumen und den anderen Fingern fest. Verwendet wurden diese Messer

[1]) Journ. Antrop. Inst., XIII, 287.
[2]) Ethnological Studies, Queensland Aborigines, 145, Fig. 353.
[3]) Spinifex and Sand, 343.
[4]) Queensland Geograph. Journal, XVI, 84.

zum Abziehen und Ausnehmen der Tiere, zum Abkratzen und Zeichnen von hölzernen Geräten, zum Narbenschneiden am menschlichen Körper oder zu sonst einem Zwecke, zu dem sie gerade brauchbar waren.[1])

c) Meißel. — Der Meißel wurde hergestellt, indem man an das Ende eines kurzen Stockes mittels einer Schnur oder mit Gummi einen scharfen Feuerstein- oder Quarzsplitter oder ein Stück harten Steines, der zu einer schneidenden Kante zugeschliffen war, befestigte. Er war von großem Nutzen beim Schärfen von Speerspitzen, beim Einschneiden von Rillen in Schilde und Keulen, beim Herstellen hölzerner Wassergefäße und bei verschiedenen anderen Arbeiten. Manchmal war der ganze Meißel aus einem Röhrenknochen vom Beine des Känguruh gemacht, der an einem Ende zu einer Schneide zugeschärft war. Ein zweischneidiger Meißel ist am Victoria-River und im Nordterritorium im Gebrauche. Dieses Werkzeug wird aus einem Stück Hartholz hergestellt, dessen eines Ende mit einem schmalschneidigen Stein versehen ist, während am anderen Ende ein Stein mit breiterer Schneide befestigt ist; beide dienen dann zu verschiedenen Arbeiten.

d) Gefäße. — Rindengefäße zur Aufnahme von Wasser, Honig, Eßwaren oder sonstigem erhält man auf folgende Weise. Der Eingeborne sucht einen kleinen Baum mit natürlicher Krümmung und von der konvexen Seite wird ein etwa 18 Zoll langes und 9 Zoll breites Stück der Rinde losgeschält. Dies geschieht derart, daß die Rinde mit einem Beil rundherum längs des Randes des ausgesuchten Rindenstückes durchgeschlagen und dann abgehoben wird, indem ein spitzer Stock zwischen Rinde und Holz eingeschoben wird. Dieses Abschälen der Rinde kann nur zu der Jahreszeit vorgenommen werden, wenn der Saft in den Bäumen in Fluß ist. Wenn kein geeigneter Baum mit natürlicher Biegung gefunden werden konnte, wurde ein Stück dünner Rinde von einem geraden Baume abgeschnitten und an beiden Enden zusammengebunden, in derselben Weise, wie die Kanus gemacht werden.

Holzgefäße werden häufig auch in der Weise gemacht, daß, wenn ein Baum oder Ast gefunden wurde, der hohl ist und eine gutmarkierte Biegung hat, von der konvexen Seite ein Gefäß von gewünschter Größe mit dem Beile herausgehauen wird. Etwa an der Innenseite haftendes faules oder zerfallenes Holz wird herausgeschnitten und das Ganze durch Schaben und Reiben geglättet. Die Außenseite ist gewöhnlich mit parallel, längs um das Gefäß herumlaufenden, eingeritzten Linien verziert.

e) Berl-ye. — Ein kleines hölzernes Gerät, *berl-ye* genannt, etwa in der Größe eines Bleistiftes und einigermaßen ähnlich gespitzt, wird zum Haarkämmen und zum Vertilgen des Ungeziefers auf dem Kopfe verwendet.

f) Pfriemen, in Gebrauch zum Stechen oder Bohren, wurden allgemein aus der Fibula des Känguruh oder Emu gemacht, welche zu einer feinen Spitze zugeschliffen wurden.

g) Beutel, nett gewebt aus Schnüren, von gedrehten Rindenfasern, zähem Grase und Schlingpflanzen, werden gebraucht, um darin kleines Wild, Wurzeln, kleinere Geräte und Tand aller Art zu tragen. *Netze* von verschiedenen Mustern zum Fischfange werden von ähnlichem Materiale gemacht. Zwei oder drei Arten Maschen werden beim Beutel- und Netzweben angewendet.

h) Kalebassen aus Holz geschnitten, wie bereits beschrieben, dienen zum Aufbewahren und Tragen von Wasser. Gereinigte menschliche Schädel, deren Nähte mit

[1]) Gelegentlich wurde der rückkehrende Bumerang zum Abhäuten größerer Tiere benützt. Nachdem die Haut mit dem Steinmesser geöffnet war, wurde ein Ende des Bumerang zwischen Haut und Fleisch geschoben und die Haut so abgezogen.

Gummi verklebt sind, werden bei einigen Stämmen hiezu verwendet. Säcke zum Transporte von Wasser auf größere Distanzen werden aus der Haut des Känguruh, Wallaby und ähnlicher Tiere gemacht, wobei die Fleischseite der Haut nach innen gekehrt wird. Bei manchen Küstenstämmen von Neu-Südwales und Queensland werden Wassersäcke auch aus den Blättern des Bungalowbaumes oder aus Palmblättern erzeugt, die mit Tiersehnen zusammengenäht werden.

Größere Beutel oder Tornister bestanden aus einem groben, aus Fasern von Binsen oder aus der Rinde gewisser Bäume gefertigten Netz und wurden über die Schulter gehängt oder an einem Brustbande schräg über die Brust getragen. In diesen Quersäcken wurden schwerere Gegenstände, wie Steine zum Mahlen von Samen, Steinschaber oder Messer, Werkzeug usw., getragen.

i) Angelhaken. — Im Küstendistrikte von Neu-Südwales, von Sydney südwärts, fischte man früher mit Angelhaken, welche die Eingebornen selbst erzeugten. Von Collins[1]) wird uns berichtet, daß zur Zeit der ersten Okkupation des Gebietes durch Gouverneur Phillip die Eingebornen in der Nachbarschaft von Sydney Leinen aus der Rinde kleiner Bäume und Haken aus der Schale der Perlmuschel gebrauchten, welche sie auf einem Steine solange rieben, bis sie die gewünschte Form erhielt.

Gegenwärtig sind die Stahlangelhaken der Weißen bei allen Eingebornen in Gebrauch, aber ich habe in den Eingebornenkamps mit alten Männern und Frauen gesprochen, welche noch wußten, wie die Haken hergestellt wurden und sie auch noch gelegentlich anfertigten, wenn die Haken der Weißen eben nicht erhältlich waren. Sie nahmen eine Schale des *dhūlla* (Turbo stamineus) und schlugen den äußeren Teil weg, bis nur der feste, gewundene Teil übrig blieb, der zu einem rohen Haken gestaltet wurde. Durch Reiben auf einem Steine wurde er beiderseits geschliffen, bis er die richtige Dicke erhielt. Er war einfach gespitzt, ohne Widerhaken. Der Haken wurde mit samt dem Köder gewöhnlich vom Fische verschluckt, der dann eingeholt wurde.

Feuermachen.

Die Eingebornen erzeugen das Feuer mittels zweier Stücke trockenen Holzes, von denen eines, das als das „feststehende Brett" bezeichnet werden kann, meist weich ist, das andere, der „Drillstock", aus einem Stück härteren Materiales besteht. In ein ganz trockenes, weiches Stück Holz, etwa die Hälfte eines entzweigespaltenen Astes, wird eine kleine Kerbe oder Vertiefung eingeschnitten. Dieses wird nun flach auf den Boden gelegt, die Kerbe nach oben, und der Feuermachende hält es, in der üblichen Haltung der Eingebornen sitzend, fest mit seinen Füßen vor sich.

Ein runder, gerader Stab, roh zugespitzt an dem dickeren Ende, wird senkrecht auf die Kerbe oder den Einschnitt im „feststehenden" Stück Holz aufgesetzt. Nun wird dieser vertikale „Drillstock" kräftig und schnell zwischen den Handflächen vor- und rückwärts gequirlt, wobei die Hände fortwährend fest nach abwärts gepreßt werden. Durch das Ausüben dieses Druckes können die Hände leicht zu tief am Drillstocke hinabgleiten, aber der Mann hebt sie dann sofort wieder bis auf das obere Ende des Stockes hinauf und fährt mit dem Quirlen fort.

Im Laufe von einer oder zwei Minuten geht von der Berührungsstelle der Hölzer Rauch hervor, gefolgt vom Rotglühen der abgeriebenen Staubpartikelchen, an denen sich nun der aus gekrempelter Rindenfaser, trockenem Grase oder anderem leicht brennbaren Materiale gemachte und vorher schon rundherumgelegte Zunder entzündet

[1]) Account of the English Colony in New South Wales (London 1798), 556—557.

und zu glimmen beginnt. Sorgfältiges Blasen mit dem Atem erzeugt dann eine Flamme. Gewöhnlich sitzen zwei Männer einander gegenüber dabei, einer dreht rasch den Stock und der andere besorgt den Zunder.

Eine andere Methode der Feuererzeugung besteht darin, daß man ein Stück weiches Holz auf den Boden legt, welches an einem Ende gespalten ist. In diesen Spalt, der durch einen eingeklemmten Keil offen gehalten wird, wird nun etwas feingeriebene Rinde oder trockenes Gras gebracht. Eine querlaufende Kerbe wird in beide Seiten des gespaltenen Holzes geschnitten und ein Stück härteren Holzes, mit einer winkeligen Kante, die in die Kerbe eingepaßt ist, wird mit einer Sägebewegung und etwas Druck durch diese Kerbe schnell rück- und vorwärts gerieben. Das Holz in der Kerbe wird dadurch pulverisiert und erhitzt und, indem es in den Zunder in dem Spalt hinabfällt, kann es leicht von dem Gehilfen des Feuermachenden zu einer Flamme angeblasen werden.

Wenn die Eingebornen irgendwo reisen, tragen sie immer einen brennenden Stock in der Hand. Bei einer Jagdgesellschaft werden einer oder zwei derart ausgerüstet sein, so daß alles erlegte Wild geröstet werden kann. Doch um sich gegen einen Zufall bei dieser Art des Feueranzündens zu sichern, sind einige Männer auch mit den Reibhölzern versehen.

Auch die Frauen tragen ein Stück glimmenden Holzes vom Grasbaum oder Geißblatt oder einem anderen geeigneten Baume mit sich, um gleich Feuer machen zu können, sobald der Zug Halt macht. Es geschieht dies zum Teile aus Bequemlichkeit und zum Teile, um irgendwelchen Proviant, den man eben gerade bekommt, zu kochen; es ist auch ganz von der Temperatur unabhängig. Das Feuer wird am heißesten Sommertage ebenso getragen wie im Winter.

Kochen.

Eine gewöhnliche Art Fleisch von Tieren zu kochen war, eine kreisrunde Vertiefung im Boden zu machen, je nach der Größe des darin zu kochenden Tieres in Durchmesser und Tiefe variierend. Auf dem Boden und innen an den Seiten dieser Vertiefung wurden Steine gelegt, als eine Art Pflasterung oder Verkachelung, auf der ein großes Feuer angemacht wurde. Eine weitere Anzahl von Steinen und die beim Ausheben der Grube gewonnene Erde wurde ebenfalls an dieses Feuer gelegt, um erhitzt zu werden. Wenn das Feuer niedergebrannt war, wurden die Asche und die überschüssigen Steine herausgescharrt. Feuchtes Gras wurde dann auf die heißen Steine auf den Boden der Grube gelegt und darauf das Wild, mitsamt der Haut, und obendarüber noch mehr nasses Gras gestreut. Dann wurden die überschüssigen erhitzten Steine zunächst auf die Grasschichte daraufgeschlichtet und die ausgehobene heiße Erde zuoberst über alles als Decke aufgehäuft. Die Hitze der Steine und der eingeschlossene Dampf kochten zusammen das Fleisch. Wenn der vom Gras und Fleisch aufsteigende Dampf nicht als hinreichend zum Kochen erachtet wurde, wurden mit einem spitzen Stabe in die obere Decke Löcher gemacht, in welche zur Vermehrung der Dampfentwicklung Wasser eingegossen wurde. Bei dieser Art des Kochens behält der Braten alle seine Säfte und, wenn er aus dem Ofen herausgenommen wird, schält sich die Haut leicht ab. An Stellen, wo Steine spärlich waren, wurde Lehm als Pflaster für den Boden und die Seiten der Grube verwendet, um die Hitze und den Dampf zusammenzuhalten. Wenn kein Gras zu haben war, wurden Blätter statt dessen verwendet.

Kleine Vögel, Fische, Opossums und alle leichteren Säugetiere und Reptilien wurden geröstet, indem man sie einfach oben auf die Kohlen legte. Wurzeln, Knollen, Schellfische, Eier usw. wurden in heiße Asche vergraben, bis sie gar waren. In manchen Lokalitäten machen die Eingebornen kleine Tiere in eine dicke Hülle von Lehm ein und geben sie dann in die Asche eines großen Feuers und halten sie mit heißer Asche bedeckt, solange bis sie gekocht sind. Wenn sie dann herausgenommen wurden, gingen die Haut oder, je nachdem, die Federn mit der harten Lehmkruste weg und das Tier blieb rein und saftig zurück.

Kleidung und Schmuck.

Die einzige von den Eingebornen getragene Bedeckung waren die Häute von Tieren, wie Känguruh, Wallaby, Opossum, Bär, der einheimischen Katze. Decken wurden meist von Opossumfellen gemacht, mit den Sehnen des Tieres, von dem sie stammten, zusammengenäht, wobei ein scharfgespitzter Knochen als Nadel oder Ahle diente. Die Decken wurden, mit einer Schnur oder einem Stifte befestigt, quer über die Brust getragen, so daß der rechte Arm frei blieb, ganz ähnlich wie bei der römischen Toga, und reichten meistens bis zu den Knien hinab. Die haarige Seite wurde bei kaltem Wetter nach innen getragen, bei anderer Witterung die glatte. Bei Regen wurde die haarige Seite nach außen gewendet, weil der Mantel sonst, wenn die Fleischseite naß geworden wäre, beim späteren Trocknen in der Sonne steif und hart geworden wäre. Gewöhnlich gingen Männer und Frauen in Adams- und Evaskostüm umher; die Decken wurden nur im Kamp und nachts umgenommen.

Bedeutende Arbeit war bei der Zubereitung dieser Decken erforderlich. Man benötigte etwa 30 oder 40 Opossumfelle zu einer Decke für einen Erwachsenen. Wenn das Fell vom Tiere abgezogen ist, wird es flach auf einen trockenen, harten Fleck Erde gelegt und rundherum am Rande mit Pflöcken festgesteckt, wobei das Fell tüchtig angezogen wird, um es zu spannen. Wenn es trocken ist, wird es weggenommen und mit einem Steinmesser ringsherum in Rechtecksform zugeschnitten, indem der beste Teil behalten und die beschädigten Ecken weggeworfen werden. Die Oberfläche der Haut wird dann mit einem Steinschaber bearbeitet, um alle Fleischteilchen, welche etwa noch anhaften, zu entfernen, um sie weich und biegsam zu machen. Dann wird sie mit Fett und rotem Ocker eingerieben.

Wenn die nötige Anzahl von Fellen vorhanden ist, werden sie mit Sehnen, die vom Schweife von Beuteltieren gewonnen werden, zusammengeheftet; ein scharfer Knochen oder ein Holzstift dient dabei als Ahle, um die Löcher zu machen, durch die das Ende der Sehne mit der Hand durchgezogen wird. Manche Felle wurden auf der Fleischseite mittels einer Muschelschale oder eines scharfen Feuersteines mit rohen Zeichnungen verziert; die Behandlung mit rotem Ocker und Fett diente dazu, sie dichter zu machen und gegen Wettereinflüsse zu schützen.

Die Häute vom Känguruh, einheimischen Bär und Wallaby wurden in ähnlicher Weise zubereitet und es genügte eine geringere Zahl von ihnen zu dem Zwecke. Tatsächlich habe ich Männer gesehen, welche Mäntel aus bloß einem oder zwei Känguruhfellen trugen, mit denen sie sich an feuchten Tagen gegen den Regen schützten. Die Häute großer Vögel, wie des Pelikans, Emü und Schwanes, wurden gelegentlich zu demselben Zwecke verwendet. Auch als Matten wurden Häute gebraucht, um auf feuchtem Boden als Unterlage zu dienen.

Statt das Fell, wie oben beschrieben, auf dem Boden anzupflocken, wählte man hie und da für die Felle kleinerer Tiere dazu einen glattrindigen Baum oder ein Stück

Rinde, das das *gunya* (Dach) bildete, wurde zu diesem Zwecke benützt. Die in beiden Fällen verwendeten Nägel waren aus hartem Holze oder Knochensplittern gemacht.

Halsbänder werden von kurzen Stücken Rohr oder Grasstengeln gemacht, welche mit einer scharfen Muschelschale oder einem Steinmesser in Längen von etwa $^1/_2$ Zoll oder mehr zerschnitten und auf eine Fellschnur aufgefädelt werden, wie die Halsbänder von Röhrenperlen unserer weißen Kinder. An manchen Orten werden Muscheln zusammengereiht, an anderen Quandongkerne,[1]) an anderen Känguruh- und Hundezähne, sorgfältig an einer Fellschnur oder einem Streifen Känguruhfell befestigt. Das Material der Halsbänder wechselte mit der Lokalität.

Bei der Anfertigung der Muschelhalsbänder wird in jede Muschel ein Loch geschliffen oder gebohrt und die Schnur durch das künstliche Loch sowie durch die natürliche Öffnung der Muschel durchgezogen; infolgedessen befinden sich die Muscheln in keinerlei symmetrischer Anordnung zueinander, sondern hängen ganz regellos an der Schnur.

Um Moulamein, Swan Hill, Balranald und andere Orte in diesem Distrikte machten die Eingebornen Halsbänder von den Fühlern des Murrayhummers, die, gekocht, eine hellrote Korallenfarbe zeigen. Sie werden in Stücke von $^1/_2$ Zoll Länge gebrochen und auf Sehnen vom Känguruhschwanz aufgefädelt. Alle erwähnten Halsbänder bieten einen angenehmen Kontrast zu den ebenholzfarbenen Nacken und Schultern der Träger. Manche derselben werden einfach getragen, aber häufiger in zwei oder drei Windungen um den Hals. Fellschnurhalsbänder werden nur gelegentlich getragen.

Kopfbänder, aus dichtgeflochtenen Schnüren oder Menschenhaar gemacht, mit rotem Ocker oder Pfeifenton gefärbt, wurden um die Stirne getragen. Bisweilen wurden Vogelfedern in den Kopfschmuck eingefügt. Weiße Flaumfedern wurden öfter an der Stirne oder an anderen Körperteilen festgeklebt. Oft wurde aus nett und fest aneinandergefädelten Känguruhzähnen ein Kopfputz verfertigt. Die Schwanzspitzen von wilden Hunden wurden ebenfalls wie Quasten mit Gummi im Haare befestigt oder mit Schnüren angebunden getragen.

Armbänder wurden um den Biceps getragen. Sie waren aus Streifen von Tierfell gemacht, die Haarseite nach außen. Um die Knie oder Knöchel waren Schnüre gebunden, unter die belaubte Zweige nach abwärts hängend eingeschoben wurden.

Gürtel oder Binden, um die Hüften zu tragen, waren aus Opossumfell, Menschenhaar oder geflochtenen oder gedrehten Hautstreifen. Ein Schurz oder Schamquasten wurden durch Zerschneiden eines Känguruhrattenpelzes in schmale Streifen von 9—12 Zoll Länge je nach der Größe des verwendeten Felles hergestellt. An einem Ende des Felles wurde ein Saum oder Band unzerschnitten gelassen, von dem dann alle Streifen ausgingen. Dieser unzerschnittene Saum wurde unter den Hüftgürtel gesteckt und die Streifen hingen wie Quasten über die Scham herab. Der Schurz war so schmal, daß er eher dazu diente, die Aufmerksamkeit auf die Schamgegend zu lenken, als sie zu verbergen. Ein ähnlicher Schurz wurde am Gürtel hinten befestigt und einer an jeder Seite, zusammen vier. Das ist Brauch der Wirraidyuri; bei den Thurrawal und verwandten Stämmen wurden nur zwei Schurze getragen, einer vorn und einer am Rücken über die Spalte zwischen den Hinterbacken.

[1]) Santalum acuminatum. Der Übers.

Auf der Wanderung trugen die Männer oft einige von ihren Waffen, als Bumerang, Beil oder andere für notwendig erachtete Ausrüstungsgegenstände im Hüftgürtel. Unverheiratete Mädchen trugen Gürtel um die Hüften, von denen vorn Fransen von Fellstreifen, ungefähr einen Fuß lang, und auf eine Breite von 8 oder 9 Zoll zur Bedeckung der Pudenda herabhingen.

Tauschhandel.

Zusammenkünfte zum Austausche von Artikeln und Produkten fanden zwischen Stämmen statt, die über eine sehr bedeutende Strecke Landes zerstreut waren. Reisen ins Gebiet von Nachbarstämmen wurden gewöhnlich in Verbindung mit den Initiationszeremonien unternommen oder sie wurden mit Tänzen, Gesängen und Corroborees zur Vermehrung des Wildes oder zur Erwirkung von Regen oder schönem Wetter verknüpft. Die bei diesen Gelegenheiten eingeschlagenen Reiserouten scheinen von undenklichen Zeiten her fixiert und anerkannt worden zu sein.

Im Gebiete eines Stammes mochte Überfluß an Hartholz sein, das sich zur Anfertigung gewisser Waffen eignete, während an einem anderen Orte große Mengen von Stein zur Beil- und Messererzeugung oder zum Samenmahlen vorhanden waren, und in solch einem Falle mochte der Austausch der beiderseitigen Waren wohl für beide Völker einen Vorteil bieten. Die, deren Gebiet roten Ocker oder andere Farbstoffe produzierte, Tierhäute usw., mochten tauschen mit Stämmen, die Reichtum an seltenen Federn, Grasbaumholz zur Feuererzeugung durch Reiben oder sonstwelchen Produkten hatten.

Handwerksmäßige Erzeugnisse bildeten in gleicher Weise einen Gegenstand des Tauschhandels oder wurden als Geschenke gegeben. Beispielsweise mochten die einen, welche bei den großen Zeremonialversammlungen zugegen waren, Opossumfellschnüre, Hüftgürtel von Menschenhaar, Armbänder, Grashalsbänder oder dergleichen haben; andere vielleicht brachten prächtige Schilde, Steinmesser und Waffen aller Art mit, während wieder andere Dillybeutel[1]), Känguruhzähne, Fischnetze und dergleichen hatten.

Infolge dieses Tausches fanden verschiedene Artikel ihren Weg in Gegenden, die von ihrem Erzeugungs- oder Fundorte ziemlich entfernt waren. Die Murawarri-Eingebornen vom Culgoa-River mochten z. B. einer Zeremonialversammlung am Darling-River in der Gegend von Brewarrina anwohnen, wo sie dem Ugumbastamme vom Bogan begegnen konnten, und zahlreiche Artikel konnten zwischen diesen getauscht werden. Nehmen wir allenfalls einen aus einer besonderen Holzart geschnittenen Bumerang an, der, am Culgoa-River erzeugt, so am Bogan aufwärts nach Nyngan kam. Im Laufe eines oder zweier Jahre ging vielleicht der damalige Besitzer des Bumerang zu einer Versammlung der Wongaibon am Willandra Billabong und tauschte da die Waffe mit einem Manne. Der neue Eigentümer konnte sie nun zu einer „Messe" am Lachlan-River tragen und in späterer Zeit mochte sie vielleicht weiter bis zum Wirraidyuristamm am Murrumbidgu-River gebracht werden.

Obwohl die Geschäfte auf diesen Eingebornen-„Messen" sich größtenteils auf Tausch spezieller Artikel gegen solche ganz anderer Art beschränkten, wie etwa von Halsbändern gegen Bumerangs, ereignet es sich doch nicht so selten, daß einige Männer, die miteinander in freundschaftlicher Beziehung stehen oder zwischen denen

---

[1]) *Dilly* ist der Name aller kleinen Beutel, wie sie die Schwarzen tragen; das Wort gehörte wohl ursprünglich einer Eingebornensprache in der Gegend von Sydney an (?). R. H. M.

eine Art Verwandtschaft besteht, ähnliche Artikel wechseln, wie Schild gegen Schild, Speer gegen Speer, offenbar als Erinnerungszeichen. Dann werden wieder hie und da Geschenke an Verwandte gemacht oder an Männer, welche bestimmte Riten durchgemacht haben, ohne daß eine Gegengabe erfolgt.

Diese Versammlungen zum Tausche boten auch eine geeignete Vermittlung zum Austausche und zur Verbreitung des Folklore verschiedener Stämme, wie auch ihres Aberglaubens, ihrer Gesänge und Corroborees. Ihr traditioneller Glaube wurde weitweg von Stamm zu Stamm überbracht, und wenn auch die Details stark verändert wurden, um den Einklang mit der geänderten Umgebung herzustellen, so scheinen doch die essentiellen Elemente so mancher dieser Geschichten den Stempel ihres gemeinsamen Ursprungs erhalten zu haben.

In den meisten ihrer Sagen besteht die Neigung, irgendwelche Eigentümlichkeiten des tierischen Baues oder besondere Eigenschaften zu erklären, sowie auch für ungewöhnliche Formen von Seen, Flüssen, Bäumen oder anderen Naturerscheinungen Gründe anzugeben. Auf diesem Wege wurden zwischen entfernten Stämmen, welche nie miteinander verkehrt hatten, Ideen ausgetauscht. Einzelne Wörter einer Sprache konnten ebenfalls von Distrikt zu Distrikt über weite Länderstrecken hin verbreitet werden.

Crania salonitanea.

Beschreibung einer Reihe von Schädeln der altchristlichen Begräbnisstätte Salonas (bei Spalato, Dalmatien).

Von med. Dr. **A. Horváth**, Vereskő.

(Mit 3 Tafeln und 5 Tabellen.)

II.

Wir haben erwähnt, daß die vorliegenden Kranien dem Kreise der „kleinen Leute" Salonas angehört haben und, wie eine vorläufige Übersicht der Maßtabellen zeigt, werden sie auch durch wohlcharakterisierte kraniologische Merkmale einer und derselben „Varietät" zugeteilt. Kleinere, ganz unscheinbare Vorkommnisse außerdem lassen die Annahme einer engeren Zusammengehörigkeit nicht ganz von der Hand weisen. Das stete Vorhandensein oder doch die entschiedene Andeutung eines Stirngrates, die leichte bis sehr augenfällige Depression der parasagittalen Teile des Scheitels, welcher das konsekutive, oft starke Hervortreten des Sagittalfirstes nach sich zieht, die nahen Übereinstimmungen der seitlichen, besonders der occipitalen Konturen, der prinzipielle Mangel des Foramen supraorbitale, die Mächtigkeit des Stilfortsatzes und dessen knotenförmige Auftreibung, die jedesmalige Wiederkehr einer Spina suprameatum,[1]) die konstante Lücke zwischen den inneren Schneidezähnen, die schiefe Stellung dieser zueinander, vielleicht auch die in vivo vollkommenen Gebisse scheinen mir allesamt eben jenes engere Zusammengehören darzutun. Wir sind nach alledem berechtigt, unsere Schädelreihe als ethnische Gruppe zu behandeln.

Mit Ausnahme des juvenilen Gesichtsteiles Nr. 9, welcher eben seine permanenten Zähne erhalten hat, sind es teils Personen des entschieden vorgerückten Alters (um die sechziger Jahre herum), wie Nr. 1, 3, 6, 8, teils dem mittleren Lebensalter angehörig, wie Nr. 2, 4, 5, 10. Der Schädel Nr. 7 endlich gehört einem jungen Weibe, etwa im Beginne der zwanziger Jahre. Die Schläfennaht ist allenthalben nicht obliteriert resp. abgesprungen. Der Verknöcherung scheint die Lambdanaht am längsten widerstanden zu haben und die Sagittalis vor den anderen obliteriert zu sein. Der kraniologische Unterschied der Geschlechter scheint bei diesen Leuten von Salona nicht sehr augenfällig gewesen zu sein. Berücksichtigt man die Muskelansätze und etwa den Kubikinhalt, so sind entschieden weiblich die sehr grazilen Schädel Nr. 3, 6 und der eben erwähnte Nr. 7. Dubiös ist Nr. 5 trotz seines größten Rauminhaltes,

[1]) Toldt, „Anatomischer Atlas", siehe Fig. 127, S. 62.

dessen Rauhigkeiten relativ gering sind und dessen Oberkiefer im Vergleiche zu dem notorisch großen maxillaren Bau der übrigen zart zu nennen ist. Männlich sind demgemäß Nr. 1, 2, 4 (Nr. 8 unvollständig, Nr. 9 juvenil, Nr. 10 Débrises). Die Stirn- und Seitenwandhöcker zeigen nicht — wenigstens in dieser Serie nicht — zur Geschlechtsdiagnose verwendbare Eigentümlichkeiten.

Fernere Merkmale, welche zur Erwägung von biologischen und sonstigen Lebensverhältnissen unserer Schädel die Möglichkeit bieten, sind u. a. das seltene Vorkommen von Zahnkaries, bloß Nr. 3 weist solche auf (und Nr. 1, wenn der Unterkiefer Nr. 1 zu demselben gehört; unter den Unterkiefern hat dann bloß Nr. 4 Karies), dann die eben nur dem Alter entsprechende Abnützung der Zähne, überhaupt die Regelmäßigkeit der in vivo komplett ausgebildeten, mitunter schönen Gebisse. Beides sondert unsere Serie ab von einer großen Kategorie von Gräberschädeln der Völkerwanderungszeit und des angehenden Mittelalters, von welchen wir einen harten Kampf ums Leben Grund haben anzunehmen, und weist der Umstand auf eine weit weniger rauhe und primitive Nahrung und deren Verkleinerung hin. Auch sind Regelwidrigkeiten der Zahnfolge nicht zu finden. Ganz besonders aber ist das Fehlen von Schaltknochen[1]) und sonstigen Regelwidrigkeiten im Verlaufe der Nähte hervorzuheben, als Zeichen nämlich von normalen, ungestörten Wachstumsvorgängen dortselbst. Deshalb können wir bei Fehlen sonstiger weiterer Zeichen Rhachitis ausschließen, welcher Umstand wieder für nicht allzu nachteilige hygienische Lebensverhältnisse spricht. Der Kauapparat ist recht intensiv entwickelt gewesen. Der Schläfenmuskel hat ein besonders großes Feld eingenommen und ist dessen Insertionsgrenze hoch oben, stets den Seitenwandhöcker schneidend oder diesen unter sich lassend, jedesmal weit näher der Sagittalis als der Jochbeinwurzel. Besonders bei dem jungen Manne Nr. 2, wo der untere Rand der Schläfenlinie durch einen feinen, scharfen Grat markiert ist, und bei dem alten Weibe Nr. 3 nähern sich jene Linien erklecklich der Pfeilnaht: 44—32 *mm*. Die Kiefergelenke sind ungleich tief. An dieser Stelle ist die Beschaffenheit des Gaumenbodens zu erwähnen. Es handelt sich um eine mitunter besonders zierliche Leistenbildung, welche die Sutura palatina vom Foramen incisivum an zu ihren beiden Seiten auf ungleich weite Strecken begleitet. Mitunter werden die Leisten durch zahlreiche, von der Naht herkommende Spältchen von kapillarer Feinheit durchquert.[2]) An unserem Materiale sind diese Gebilde in mehr oder minder organischem Zusammenhange mit einer terminalen „Kielformation“ am Ende der Gaumenplatte.

Diese Vorkommnisse finden sich nur dem Grade nach etwas verschieden bei den alten Schädeln Nr. 1, 3, 6, dann bei Nr. 2 und 5, endlich auch bei dem allerjüngsten juvenilen Fragment Nr. 9. Bei dem jungen Weibe Nr. 7, dessen Gaumenboden wir „glatt“ benannten, sind bloß die kapillaren Ästchen vorhanden, aber ohne Erhöhung der Nahtränder. Ganz vermissen wir jene bei dem jugendlichen Manne Nr. 4 und älteren Manne Nr. 8.

In dieser Sphäre der hinteren Enden des Alveolarfortsatzes finden sich die schon beschriebenen gerundeten, zumeist spongiösen Knochenauftreibungen. Nr. 1 und 3 haben solche typisch ausgebildet, bei Nr. 4 außerdem auch auf den Flügelfortsatz übergehend, ebenso, nur in etwas kleinerem Maße, bei dem juvenilen Nr. 9 und dem jugendlichen Nr. 7. Frei von diesen Knochenwucherungen ist der mittelalte

[1]) Einen einzigen solchen — einer abgeschnürten Nahtzacke gleichend — finden wir nur bei Nr. 7 mit der Sutura metopica, und zwar in der Lambdanaht.

[2]) „Archiv f. Anthropologie“, Neue Folge, II, 3; Bauer, Harter Gaumen.

Mann Nr. 2, der alte weibliche Schädel Nr. 6 und die ebenfalls alten Reste Nr. 8. Schließlich müssen wir der Exostose gedenken, welche im Gehörgange des alten Schädels Nr. 8 beiderseits vorkommt und denselben nicht unwesentlich verengert, deren andeutungsweise Gegenwart auch bei Nr. 1 sichtbar ist, und einer Unebenheit im Bereiche der Kieferhöhle, die bei Nr. 1 und Nr. 6 vorkommt und, wie beschrieben, in glatten, seichten Wucherungen besteht. Ich habe diese mit einem halbzerronnenen Tropfen verglichen.

Schädelnummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Gaumenleiste	+	+	+	.	+	+	.	.	+	.
Oberkiefer-Exostosen	+	.	+	+	.	.	+	.	+	.
Exostose im Gehörgang und Kiefergelenk	+ Gelenk Gehörgang?	.	.	.	.	+ Gelenk	.	+ Gehörgang	.	.

Ohne in eine erschöpfende Besprechung dieser Verhältnisse einzugehen, bemerke ich nur, daß es nahegelegen wäre, diese Veränderungen hyperplastischer Natur am Gaumen (und Oberkiefer) als Produkt von chronischen Reizzuständen aufzufassen, durch differente Nährstoffe etwa bedingt, wozu noch eine besondere Neigung zu solchen Gewebsreaktionen innerhalb der „Rasse" vorauszusetzen wäre. Doch widerspricht dieser Auffassung, wenigstens was die Alveolarwulstungen betrifft, offenbar der Umstand, daß dieser Prozeß auch auf die Flügelfortsätze übergreift, ja, bei Nr. 9, welches Individuum sein Wachstum kaum beendet hat, dieser Vorgang insofern einen maximalen Grad erreicht hat, als die basalen Teile der Flügelfortsätze hoch oben von der Ostose ergriffen sind.

Offenbar haben wir es mit zwei genetisch auseinanderzuhaltenden Prozessen zu tun. Wir können nicht anders, als die Gaumenleiste (-„Wulst") für ein gemeinschaftliches Merkmal unserer Sippe hinzustellen, welches schon bei ganz jungen Individuen typisch auftritt. Hingegen dürften die Alveolarostosen, obwohl die Konkurrenz lokalen Nahrungsreizes doch nicht ganz auszuschließen wäre, mit jenen allerdings bloß beim alten Nr. 8 typisch vorhandenen Hyperostosen im Gehörgange, und jenen rundlichen, platten Unebenheiten in den Kiefergelenken, gemeinsame Ursache haben, nämlich in sogenannten rheumatisch-gichtischen Faktoren, welchen unsere Salonaleute vermöge spezieller klimatischer Verhältnisse etwa ausgesetzt waren.

Wie wir auf die Stärke der Kiefermuskulatur haben schließen können, ebenso bestimmt können wir dies auf die Mächtigkeit der Nackenmuskulatur tun, welche sich in den großen Rauhigkeiten der Facies muscularis kundtut, besonders in der Linea nuchae sup., die durchweg als rauhe Linie bis an die Warzenfortsätze heran zu verfolgen ist. Diese sind mit Ausnahme des jugendlichen Weibes Nr. 7 relativ sehr mächtig, bei Nr. 4 aber auffällig ungleich. Das Insertionsgebiet des Sternocleidomastoideus ist gleichfalls augenfällig rauh. Kurz, diese Vorkommnisse lassen auf intensive Betätigung der Nacken- und Halsmuskulatur bei den eigentlich nicht großen Leuten schließen, wie solche bei anhaltend physischer Tätigkeit vorkommt. Die Protuberantia occipitalis externa, der Hinterhaupthöcker, ist allenthalben überaus groß und ragend, auch dort, wo die Linea nuchae relativ minder ausgebildet ist, tritt also gewissermaßen als selbständige Bildung auf. Der Torus occipitalis gehört demnach zu den kennzeichnenden Merkmalen und ist nicht bloß als individueller sekundärer Folgezustand von Muskelarbeit anzusehen, wie die übrigen Insertionsstellen. Bei dem

jungen Weibe Nr. 7 sind die Muskelansätze und der Warzenfortsatz ganz mittelmäßig, ja, klein ausgebildet und trotzdem ist die Protuberantia occipitalis ext. ganz besonders hervortretend. Soweit der Kubikinhalt der Schädel meßbar ist, so drängt sich schon in dieser kleinen Reihe der geringe Rauminhalt einiger Kranien auf. Wir haben es innerhalb unserer Sippe mit Nannocephalie (Virchow) zu tun, nämlich mit den Kubikinhalten von 1150—1190, welche ausschließlich weiblichen Individuen angehören. Der Schädel Nr. 5 ist zu stark lädiert, um zu entscheiden, ob ab und zu eine Exzessivbildung bis zur Kephalonie (Virchow) anzunehmen ist.

Überblicken wir die Maße der Schädelkapsel, so zeigt sich die Längendimension als die variabelste, sie oszilliert zwischen 167 und 195 mit einer Variationsbreite von 28 *mm*. Die Breite (128—149) mit einer solchen von 21 *mm* in ganz gleichen Grenzen, von 12 *mm* bewegen sich die Gradehöhe und die Ohrhöhe (Virchow). Die Schädelbasislänge bewegt sich innerhalb 12 *mm*, die Breite der Mastoidealspitzen innerhalb 25 *mm*. Es sind Schädel mit durchweg charakteristischer Anlage und Tektonik des „langen Bautypus". Wie Tabelle V lehrt, sind Nr. 1, 2, 3, 6 dolichocephal mit dem *L/B, J.* 70·4—74·1, die Nr. 4, 5 mesocephal mit dem *L/B J.* 75·2—76·3, Nr. 7 brachycephal, *L/B J.* 80·2. Während die erste Gruppe die ganze Breite der Dolichocephalie vertritt, halten sich die Indices der Mesocephalen hart an der Grenze der ersteren. Der Brachycephale endlich vertritt den geringsten Grad der Kurzköpfigkeit.

Wir haben für die individuellen Variationen demnach die Oszillation der Längendimensionen als ausschlaggebend zu betrachten. In der Tat ist Schädel Nr. 7 auch nach v. Török „kurz", während sämtliche übrigen in die Kategorie „mittellang" hingehören.

Die Höheverhältnisse gruppieren sich derart, daß Nr. 1, 5 platycephale Indexwerte 69·2—69·9 aufweisen, 2, 3, 6 orthocephal, mittelhoch sind 70·3, 73·1—73·4, endlich 4, 7 hypsicephal hoch 75·2—78·4.[1])

Die Norma verticalis bietet überall das lange Oval mit dem schmalen hinteren Pole und größter Breite hinter der Mitte oder im Beginne des mittleren Drittels, also mit geringer Variation am Beginne der zweiten Hälfte. Eine Ausnahme macht der Brachycephale Nr. 7 durch seinen breiten vorderen Pol (Sutura metopica) bei ähnlicher Kontur. Ebenso gleichmäßig präsentiert sich der Schädelbau von der Seite gesehen. Der Stirnnasenwulst und die Supraorbitalleisten sind allenthalben charakteristisch und variieren letztere bloß bezüglich ihrer seitlichen Länge, mit Ausnahme von Nr. 7, wo beide Vorkommnisse fehlen. Des weiteren charakterisiert unsere Schädel die niedere Unterstirne, welche sich mit Ausnahme des Mesocephalen Nr. 4 und des Brachycephalen Nr. 7, 87°—85° schief, oft fliehend, 71°—75° durch Vermittlung der langen Stirnschuppe nach der variabel flachen, gestreckten Scheitellinie erhebt, die sich stets in der Mitte der Sagittalis oder noch vor derselben nach dem Hinterhaupte steil, dachartig senkt. Über der Hälfte der Sutura sagittalis geschieht der Abfall bloß bei Nr. 4, doch aus ganz lokalen Ursachen, indem die sagittale Entwicklung des Occipitales besonders ausgiebig ist und die lange Spitze dieses Beines hoch hinauf, gewissermaßen schon in das Obelion hineinreicht, die Sagittalis um so viel kürzend. Nach der stark ragenden Pars

[1]) Auf die „Ohrhöhe" Virchows bezogen und die Einteilung weiland Prof. v. Lenhosséks, meines verehrten Lehrers, zugrunde gelegt, welche er bei Lebenden angewandt hat: —65 platycephal, 65—73 orthocephal, 73— hypsicephal, erweisen sich sämtliche Schädel als „niedere" — platycephal, nur der leicht brachycephale Nr. 7 als „mittelhoch" — orthocephal. Der somatische Charakter der Schädel stimmt vollständig mit diesem Resultate überein.

cerebralis, deren Wölbung bloß jeweilen durch die starke Masse des Torus occipitalis larviert wird, senkt sich schief gebaucht die Silhouette dem Foramen magnum zu. Die schon berührte leichte Depression der Scheitelregion, welche eine Prominenz der Sagittalregion zur Folge hat, bewirkt auch, daß die Occipitalnorm durchweg einen recht steilen, firstartig zulaufenden Scheitelbogen zeigt, dessen Seitenwände so gut wie senkrecht abfallen. Nur bei Nr. 2 wird die Basis durch Auseinandertreten der Warzenfortsätze etwas breitspurig, bei allen anderen konvergieren diese Fortsätze nach innen zu.

Näheren Aufschluß über den Stirnbau siehe Tabelle II. Es ergibt sich aus derselben vorerst die charakteristische niedere Situierung der Stirnhöcker, ihre geringe prozentuelle Beteiligung an der sagittalen Entwicklung der Stirne, indem diese zwischen 24·1 und 31·6% schwankt. Ferner geht durch einen Vergleich der Tuberalhöhe mit der geraden Höhe der Stirne die recht große Neigung der Oberstirne hervor; in Prozenten der „geraden Höhe" beteiligt sich die Unterstirne (Tuberalhöhe) mit 37·9 bis 47·5%. Die Neigungswinkel der Oberstirne betragen 29°—36°. Die Wölbung der Oberstirne ergibt sich aus dem Vergleiche ihrer Bogen- und Sehnenlänge, sie bietet lediglich individuelle Schwankungen. Nicht minder ersichtlich aus Tabelle III sind die kraniometrischen Verhältnisse des Hinterhauptbeines. Ist die Sagittallinie des Cerebellarteiles des massiven Torus wegen durchweg etwas konkav, so sind die Teile, welche der Fossa occipitalis (Kleinhirnbasis) entsprechen, sichtlich konvex gebaucht, hievon, daß sämtliche Schädel eben auf diesen Teilen ruhen und auf den hinteren Abschnitten des Foramen magnum, wenn auf die Alveolarebene gelegt. Diese Vorwölbung des Kleinhirnteiles zieht natürlich das Vortreten des Hinterhauptloches samt den Kondylen zwischen den Warzenfortsätzen nach sich, eine Ausnahme bildet der grazile alte Weiberschädel Nr. 6, welcher auf den Mastoidealspitzen ruht, wegen des minder prononcierten eben erwähnten Vortretens der intermastoidealen Partien. Von Interesse ist das Verhältnis des Cerebral- zum Cerebellarteil des Occipitales. Wie die Tabelle III zeigt, ist die sagittale Längenentwicklung des Großhirnteiles allenthalben größer als die des Kleinhirnteiles.[1]) Die Differenz beider bewegt sich zwischen 4 und 44, die geringste findet sich bei dem brachycephalen Weibe Nr. 7. Wir haben demnach typisch „ausgezogene" Hinterhäupter vor uns, und da im Bereiche der Nähte notorisch keine Wachstumsstörung, speziell keine im Bereiche des Hinterhauptes sichtbare Nahtpersistenz, keine Schaltknochen, an der Basis keine rhachitischen Symptome vorhanden sind,[2]) so müssen wir das lange Hinterhaupt als in der ethnischen Anlage unserer Sippe begründet erachten, um so mehr, als beim Schädel Nr. 4, 7 mit „brachycephaler" Entwicklungstendenz ganz derselbe occipitale Bau zum Durchbruche gelangt. Das Hinterhaupt trägt, wie die ganze Anlage unserer Kranien, den bezeichnenden Charakter der Langköpfigkeit. Da die Länge der Pars cerebralis diejenige der Pars cerebellaris um ein ganz bedeutendes übersteigt, so haben wir offenbar die intensive (Längen-)Entwicklung des Hinterhauptlappens des Gehirnes als Grund für diese Erscheinungen anzusprechen. Diese erweist sich innerhalb unseres Schädelmateriales als überaus konstant, ebenso wie bei einer Variation der Unterstirnneigung[3]) die übrigen Bauverhältnisse der Stirne konstant sind.

---

[1]) Schliz, „Archiv für Anthropologie," Neue Folge, III, Drei künstlich deformierte Schädel, in welcher Studie die längere Oberschuppe als Zeichen von ursprünglicher Brachycephalie bemerkt wird.

[2]) Ranke, „Physische Anthropologie der Bayern", I.

[3]) 71°—75°, und 85°, 87° bei den Meso- und Brachycephalen 4, 7.

Der Lageindex des Foramen magnum ist entsprechend den eben behandelten Faktoren einer ganz kleinen Variationsbreite unterworfen, nämlich zwischen 49·1 und 50·10; den Index von 52·4 hat der bis zur Brachycephalie variierte Schädel Nr. 7.

Der Fronto parietal-Index (Schwalbe) bewegt sich zwischen den Werten von 70·2—73·5[1])—76·8, also die relativ breiteste Stirne, weist der brachycephale Schädel Nr. 7 mit der offen gebliebenen Stirnnaht auf. Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wollte man sich mit der dankbaren Analyse des oft erwähnten Schädels Nr. 7 und mit seiner Stellung innerhalb der Reihe beschäftigen. Repräsentiert dieser Schädel mit der Sutura metopica einen „brachycephalen" Einschlag von Kurzköpfigkeit im ethnischen Sinne oder ist er durch die etwa lokalbedingte Sutura metopica — bei sonst gemeinsamem Grundplan — zum Kurzkopf geworden, indem zufolge der abnormen Vorgänge im Bereiche der Nähte die Tendenz zum relativen Breiterwerden sich geltend machte? Der Fronto parietal-Index von 76·8 hebt diesen Schädel bezüglich dieser Verhältnisse von den übrigen weit ab. Werden so die vorderen Partien direkt durch die Stirnnaht in ihrem spezielleren Ausbau abgeändert resp. hervorgerufen, so sehen wir am anderen Pole des Schädels die alle anderen Exemplare konstant charakterisierenden Merkmale. Der Lageindex 52·4 dieses Schädels deutet auf eine intensive Ausbildung des Occipitales im Sinne des dolichocephalen Bauplanes.

Der Oberkieferknochen ist stark gebaut, hoch und der Alveolarabschnitt im Verhältnisse zur OK. Gesamthöhe lang; letzterer bewegt sch zwischen 18—28 *mm*, wovon die verhältnismäßig kleinsten Alveolarteile der mesocephale 4 und brachycephale 7 aufweist, 18—19 *mm*. Dieser Umstand bringt es mit sich, daß trotz der recht ausladenden Jochbeine und der abstehenden Jochbogen, wie die Indextabelle zeigt, das Mittelgesicht sowohl im Sinne des Kollmann'schen Jochbogen-Obergesichtsindex als wie im Hölder-Virchow'schen Obergesichte *H/B J.* leptoprosop erscheinen. Das Mittelgesicht unserer Leute ist demnach ohne Ausnahme hoch, leptoprosop. Bezüglich des „ganzen" Gesichtes (Kiefer fehlen) ist der alte Mann Nr. 1 ebenfalls hochgesichtig (leptoprosop), hingegen ist das junge Weib trotz der grazilen Jochbögen (lädiert), seiner relativ niederen Kieferhöhe wegen, breitgesichtig (brachyprosop).

Einer nicht minderen Konstanz begegnen wir prinzipiell bei den Neigungswinkeln des Gesichtsteiles. Ausnahmslos ist das Mittelgesicht orthognath, die Nummern 5, 6, 8 sogar hyperorthognath. Der Alveolarwinkel ausnahmslos prognath, 70°—82°.[2]) Der Profilwinkel (Ranke) endlich bewegt sich zwischen 84°—89°, ist also durchweg orthognath mit gelegentlicher „Neigung" zur Prognathie.[3]).

Zu den prägnantesten physiognomischen Charakteren gehört die schiefe, strebepfeilerartige Einfügung und die halbseitige Wendung des Wangenbeines nach vorn; bloß beim alten Manne Nr. 1 und dem jungen Weibe Nr. 7, also bei den Inhabern des kleinsten und größten Cephal *L/B J.*, ist das Os zygomaticum im lotrechten Sinne

---

[1]) Schwalbes Pithecanthropus-Studie; verglichen mit den diesbezüglichen Tabellen, bewegt sich unser Index innerhalb sehr mäßiger Grenzen.

[2]) Schürfungen der vorderen Alveolarpartien erfordern oft schätzungsweise Komplettierung des Randes. Die zumeist große Spina nasalis sendet gelegentlich eine derart starke Leiste nach unten, daß der wahre Grad der Prognathie für das Auge larviert wird.

[3]) Auf die komponierenden Faktoren geprüft, ergeben sich die jeweiligen individuellen Variationen unserer Schädel, welche die Schwankungen dieser Winkelverhältnisse bedingen. Die Neigung zur Prognathie (Ranke) bis 86° ist beispielsweise bei Nr. 4 (84°) durch die bald zu erwähnende abnorm tiefe Nasenwurzel gegeben, die hohe Orthognathie (89°) bei Nr. 6 hingegen offenbar durch die auffallend hohe Nasenwurzel, der Alveolarteil ist dabei sehr prägnant prognath.

stehend. Der Jochbogen, dessen Auswärtsschwenkung wir am besten mit dem Frontojugal-Index (Virchow)[1] bemessen, ist ausladend, und überblicken wir die kleine Reihe dieser Werte, so finden wir darunter zwei (Index-Tabelle V), welche von den übrigen sichtlich abweichen. Es sind die Schädel des mesocephalen Mannes Nr. 4 und des brachycephalen Weibes Nr. 7 mit höchstem Indexwerte von je 82·4, deren Jochbögen also überaus mäßig ausladen, während alle übrigen besonders niedere Frontojugal-Indices aufweisen. 69·7—78·0 ist die Bewegungsbreite dieses interessanten Index. Die am weitesten abstehenden Jugalbögen hat also der junge Mann Nr. 2, seine kleinste Stirnbreite macht bloß 69·7% der Spannungsweite seiner Jochbögen aus.

Die Augenhöhlen haben durchweg gerundete Ecken und durchlaufen die *B/H*-Indices ihrer Eingänge die ganze Skala der diesbezüglichen Grade zwischen 77·5 bis 75·6 einerseits und 90·2 anderseits. Nr. 1 und 8 sind hypsikonch, Nr. 2, 4, 5 und 7 und der Juvenile Nr. 9 mesokonch, endlich Nr. 3 und 6 chamaekonch. Die Mesokonchie herrscht also mit fünf gegen vier vor, wovon die Hälfte dieser hohe, die andere niedere Eingänge besitzt. Die Eingangsneigung (zur vertikalen) bewegt sich zwischen 71° und 78°, ist also mäßig geneigt, nach Ranke orthokonch. Die Längsseiten konvergieren medianwärts bei Nr. 3 viel nachdrücklicher als wie bei den anderen. Die beiden hypsikonchen Augenhöhleneingänge haben nahezu quadratische Form, die Differenz der Höhendurchmesser ist 6 *mm*, diejenige der Breite 4 *mm*, woraus hervorgeht, daß die Eingänge weniger nach der Breite zu oszillieren, als vielmehr die Tendenz haben, im Sinne von höher und niederer zu variieren.

Bezüglich der Nasenregion sehen wir, daß die Höhe (47—56) weit mehr wechselt als die Breite (23—27), und zwar um die größere Hälfte, 9 *mm* gegen 4 *mm*. Wie bei den Augenhöhlen also, ist auch hier die Höhendimension die variablere. Relativ zwischen den größten Grenzen aber bewegt sich die sogenannte obere Breite: 8—17, also im Raume von 9 *mm*.

Es ergibt sich daraus, daß sich die weitaus größten Unterschiede innerhalb der Wurzelregion abspielen werden. Die Index-Tabelle V zeigt, daß Nr. 1, 5, 7 Schmalnasen (leptorrhin), Nr. 2, 3, 6, 8 Mittelbreitnasen (mesorrhin), endlich Nr. 4 und der Juvenile Nr. 9 Breitnasen (platyrrhin) sind. Das dolichocephale Weib Nr. 3 und Nr. 6 sowie der mesocephale Mann Nr. 4 haben mehr oder weniger Neigung zu Pränasalgruben. Nasenstachel ist überall ausgebildet, mitunter recht stark. Der Nasenrücken scheint allenthalben hoch gehoben gewesen zu sein.

Indes bietet die Nasenwurzel und Interorbitalregion unserer Schädel das größte Interesse. Wie erwähnt, liegt das Nasion, mit Ausnahme von Nr. 7 und dem Juvenilen Nr. 9, durchweg tief, und ist der Basalrand der Nasenbeine ganz bedeutend und beinahe jäh in die Stirne eingeschnitten. Wenden wir die Betrachtungsweise Rankes an und bringen die „obere Breite" mit der Breite der Apertur in Beziehung, so bekommen wir über diese interessante Region unserer Schädel mittels des sogenannten *B/B*-Index ein anschauliches Bild der Gegensätze, welche uns daselbst entgegentreten. Es haben dann Nr. 1, 3, 6, 8 „relativ (mittel-) breite" Nasenwurzeln, Nr. 2, 4, 5 „sehr schmale", Nr. 7 und 9 „überaus breite" Nasenwurzeln.[2])

Vermöge des Baues ihrer Nasenbeine stehen die Schädel Nr. 2, 4, 5 der wahren Virchow'schen Katarrhinie außerordentlich nahe. Die obere Breite der Nasenbeine erreicht die Kleinheit von 8 *mm* (Nr. 2), 9 *mm* (Nr. 4), 9·5 *mm* (Nr. 5). Ihre *B/B*-Indices betragen 29·6, 37·5, 38.

[1]) Virchow, „Anthropologie der Deutschen". Berlin, Dümmler, 1877.

[2]) Nach dem Schema sind: 40 „schmal", 40—60 „relativ breit", 60 „sehr breit".

Gerade die entgegengesetzten Verhältnisse finden sich bei Nr. 7 und bei Nr. 9 vor, mit basalen Breiten von 17 resp. 15 *mm*, zugleich die Maxima unserer Reihe, ihre *B*/*B*-Indices betragen 73·9, 68·1.

Betrachten wir die obere Nasenbeinbreite vom Standpunkte ihrer prozentualen Teilnahme an der ganzen interorbitalen Breite,[1]) so ergibt sich für die schmalen, katarrhinen Nasenbeine eine solche mit 37·5, 32·1, 35·7%, für die mit „sehr breiten" Wurzeln mit 54·8, 57·6 (trotz der großen interorbitalen Dimensionen), endlich die Reihe der „mittelbreiten" Nasenwurzeln eine solche von 52·0 (Nr. 1), 60·0 (Nr. 3), 50·0 (Nr. 6), 45·2% (Nr. 8). Aus der Übersicht dieser Reihe ersehen wir, daß die prozentuelle Anteilnahme der oberen Nasenbeinbreite an der interorbitalen Breite bei den „Katarrhinien" folgerichtig die kleinste, bei den „sehr breiten" Basen, trotz der gleichzeitigen Breitezunahme der interorbitalen Dimension, noch eine recht große ist, in der Kategorie der „mittelbreiten" aber oszilliert dieser Prozentanteil zwischen 45·2 und 60·0%.

Dieser letztere Wert von 60·0% gehört dem Schädel Nr. 3 und zeigt uns an, daß die basale Breite im Verhältnisse zu der interorbitalen eine ganz bedeutende ist. Vermöge seines *B*/*B*-Index (44·4) aber hat dieser Schädel noch „eine Hinneigung zur Katarrhinie".[2]) Dieser Widerspruch erklärt sich indessen, wenn wir einerseits, das Wesen der Virchow'schen Katarrhinie vor Augen haltend, die einzelnen Komponenten der Nasenregion bei Nr. 3 einer Analyse unterwerfen. Wir haben in der ganzen Reihe die engste infraorbitale Breite vor uns, ferner die weiteste Apertur, die Nasenbeine, selbst absolut genommen, etwa mittelbreit. Betrachten wir so die Wurzelregion für sich, so finden wir überhaupt eine Andeutung zur Katarrhinie ausgeschlossen, indem die Nasenbeine über die Hälfte des Interorbitale ausmachen. Beziehen wir die Wurzelregion aber zur Apertura nasi, so stellt sich ein Verhältnis heraus (44·4), welches nach dem oben Gesagten einen katarrhinischen Charakter involviert. Ohne sich weiter in die Betrachtung der so wichtigen abnormalen Anordnung der Katarrhinie zu vertiefen, sei bloß erwähnt, daß der Index allein diese Verhältnisse ganz einseitig, nicht erschöpfend ausdrückt. Bei Schädel Nr. 3 ist die durch den Index ausgedrückte „Hinneigung" nicht dem wahren Wesen dieser Anomalie entsprechend, da der essentiellste Faktor, die Nasenbeine, überhaupt nicht abnorm, d. h. schmal sind, der Indexwert wird hier durch akzessorische, individuelle Vorkommnisse, durch die große Breite der Apertur bedingt, nämlich die Basalbreite erhält erst durch letztere Breite jene relative Schmalheit und kommt erst dadurch in jenes Verhältnis, welches der Index einseitig ausdrückt. Da neben dem Mißverhältnisse der basalen Breite resp. der Nasenbeine, überhaupt zu der Apertura nasi auch eine absolute Schmalheit der ersteren erforderlich ist, um von „wahrer" essentieller Katarrhinie sprechen zu können, so müssen wir unseren Schädel Nr. 3 in die Kategorie einer Art von Pseudokatarrhinie gehörend hinstellen. Es folgt von selbst ein weiteres disharmonisches Verhältnis aus dem eben Gesagten, nämlich die geringe oder gar minimale Teilnahme der so beschaffenen Nasenbeine an der Breite des Interorbitale, als zweiter komponierender Faktor der essentiellen Katarrhinie.

Die Folge dieser letzten Anordnung, so auch bei unseren katarrhinen Schädeln, ist für gewöhnlich die vikariierende Breitenzunahme des Processus frontalis des Ober-

[1]) Nach Schwalbes Pithecanthropus-Studie die beiden Punkte, wo die Crista lacrymalis an die Pars orbitalis des Stirnbeines stoßt.

[2]) Bis zum *B*/*B*-Index 45·9 eben obenerwähnter Skala haben wir noch eine solche Hinneigung anzunehmen (Ranke).

kiefers sowohl als auch eine Vorwärtswendung seiner Fläche. Eine „Füllung" dieser Gesichtsregion in physiognomischem Sinne wird von hier aus bedingt, welche besonders bei Schädel Nr. 2 in Erscheinung tritt.

Es ist nicht ganz ohne Interesse, das Verhältnis der interorbitalen Breite zu der sogenannten „inneren Biorbitalweite" kennen zu lernen. Wie die kleine Tabelle zeigt,

Nummer	Interorbital-breite	Innere Biorbitalbreite	Interorbital-Index	Bemerkungen
1	25	99	25·2	
2	24	101	23·7	Katarrhin
3	20	95	21·0	Mit kleinster Interorbitalbreite
4	28	102	27·5	Katarrhin
5	28	104	26·9	Katarrhin
6	22	96?	22·9	
7	31	101	30·6	Sutura metopica
8	26·5	—	—	
9	26	92	28·2	Juvenil
10	—	—	—	

bewegt sich der interorbitale Index (v. Török), Interorbitalbreiten-Index (Schwalbe) zwischen 21·0 und 30·6. Der kleinste Index gehört dem letzthin besprochenen Schädel Nr. 3 mit der relativ kleinsten interorbitalen Breite, die größten Indices denjenigen Nr. 7 und Nr. 9 mit breitester interorbitaler Weite. Die Indices der Katarrhinen dagegen zeigen keine exzessiven Schwankungen.

Der Gaumen haben wir bereits im Beginne gedacht und es bleibt bloß deren morphologischer Charakter zu besprechen. Wie aus Tabelle II zu ersehen, bewegt sich die Gaumenlänge zwischen 42 und 58 *mm*, die Breite zwischen 33 und 42 *mm*, somit ist es wieder die Länge (innerhalb 16 *mm*, dagegen die Breite innerhalb 9 *mm*), welche sich als der am meisten variable Faktor erweist (gleich der Länge des Schädels). Es sind fünf Schädel leptostaphylin, zwei meso- und zwei brachystaphylin. Diese letzteren sind der dolichocephale Schädel Nr. 3 mit der absolut weitesten Nasenapertur und der brachycephale Nr. 7 mit der persistierenden Sutura metopica.

Der Alveolarrand bildet ausnahmslos eine im Bereiche des dritten oder schon des zweiten Molaren leicht eingeschwenkte, also ellipsoide Kontur mit breit gerundetem Pole. Dieser wird bei Nr. 8 und Nr. 9 zugespitzt. Gerade, divergierend, ohne ellipsoide Einschwenkung, demnach parabolisch, ist der Alveolarumriß nur bei dem katarrhinen Dolichocephalus Nr. 3.

III.

Die Unterkiefer. Aus der Tabelle geht hervor, daß es sich unter den meist sehr lädierten Unterkiefern um kräftig ausgebildete Stücke handelt, dem Geschlechte nach sind IV und V als weiblich anzusehen, ihres grazilen Aufbaues, ihrer nach oben divergierenden Äste und vielleicht der größeren Gonialwinkel wegen. Besonders Nr. IV vereinigt alle diese Attribute in hervorragendem Maße. Die männlichen kennzeichnen kräftiger Aufbau, steile Äste; besonders fällt diesbezüglich der ganz jugendliche Kiefer Nr. II auf, und Nr. I mit seinen rauhen und „aufgekrempelten" Winkeln.

Dem Alter nach sind II und IV ganz jugendlich, mit kaum angedeuteter Abnützung, die übrigen, mit stark abgeschliffenen Kronen hingegen, gehören betagten Personen.

Muskelansätze rauh, das Kinn stark, die Spina mentalis interna bloß bei dem jungen Nr. II kaum sichtbar, sonst sehr entwickelt. Eine Gruppe von Foramina nutritiva ist auf der Stelle jener fehlenden Spina wahrzunehmen.

Das Foramen mentale ist bei Nr. II und V unter den beiden Prämolaren, bei den übrigen (auch bei Nr. I) entsprechend dem Raume zwischen dem zweiten Prämolar und ersten Molar zu finden, stets aber in der Mitte der Kieferfläche. Bei Nr. IV ist dieses Foramen durch eine minimale Leiste in zwei Teile geteilt, die Höhe des Körpers differiert nicht wesentlich vorn und seitwärts; nur bei Nr. IV zeigt sich eine größere Differenz zugunsten der vorderen Höhe.

Caries bei I und IV.

Bezüglich der Zugehörigkeit der Kiefer zu den Schädeln, gehört bestimmt Kiefer Nr. V zu Nr. 7, Nr. I aber wahrscheinlich zu Schädel Nr. 1.

IV.

So viel über die kraniologische Charakteristik der Salonitaner Schädel. Wenn wir diese in diagnostischer Kürze wiederholen wollen, so stellen sich die Schädel als typische Langköpfe dar von wechselnder Höhe und Neigung zur Nanocephalie (scheinbar vorwiegend beim weiblichen Geschlechte), mit niederer, meist geneigter Unterstirne, flacherem Scheitel, überwiegender und überragender Entwicklung der Hinterhauptlappen des Großhirns und vorgetriebener Intermastoidealregion. Torus occipitalis und zentrale Lage des Foramen magnum. Die Längendimension des Schädels ist die veränderlichste.

Augenhöhlen mit relativ größter Variabilität der Höhendimension. Die Nase wechselnd, mit Neigung zu Pränasalgruben. Auch hier die Höhendimension die variabelste. Die Nasenwurzel von größter Mannigfaltigkeit, von Katarrhinie bis „sehr breiter" Wurzel (*B/B J.*) variierend.

Starker Oberkiefer mit langem (hohem) Alveolarteil, die Jochbögen abstehend (Frontojugal-Index bis 69·7).

Alveolare Prognathie bei orthognathem Mittelgesichte (Profilwinkel orthognath).

Gaumen zu Leptostaphylinie geneigt, ist keinmal „nieder". Der Zahnbogen ellipsoid, die variabelste Dimension ist auch hier die Länge. Neigung zu ostitischen Prozessen am Gaumen („Leisten"bildungen), Oberkiefer, Gehörgang, Kiefergelenk.

Zweimal ist eine Sutura metopica vorhanden (eine beim zertrümmerten Schädel). Der intakte Schädel zeigt neben örtlicher Breitezunahme den charakteristischen Bau aller anderen.

Allgemeine Maßtabelle der altchristlichen Schädel aus Salona (Dalmatien).

Tabelle I.

	Kubikinhalt	Umfang		Größte Länge	Größte Breite	Gerade Höhe	Auriculare Höhe	Sagittale Bogenlänge			Basis		Foramen magnum		Basion-Extremum occipiti	Norma basilaris	Gelenkweite	Orbita		Orbitaneigung	Nase			Höhe des ganzen Gesichtes	Jugalabstand	Höhe des Mittelgesichtes	Breite nach v. Hölder	Breite nach Virchow	Oberkiefer		Abstand			Gaumen		
		horizontal	quer					Stirne	Wandbreite	Occipit.	Länge	Breite	Länge	Breite				Breite	Höhe		Breite	Höhe	obere Breite						Breite	Höhe	Länge	Dacryon	Interorbit.	Länge	Breite	Höhe
Nr. 1	1434	527	302	193	136	135	113	120	141	113	107	103	38	32	95	192	94	42	37	78°	23	54	13	123	128	75	113	94	65	69	57	20	25	51	35	15·5
„ 2	.	510	308	186	138	136	116	122	122	123	106	118	39	33	92	186	100	42	35	73°	27	55·5	8	.	139	73	119	103	69	71	60	23	24	58	35	15·5
„ 3	1160	510	289	182	130	128	106	123	119	114	99	95	38	31	91	183	91	40 41	31 31	77°	27	56	12	.	128	73	115	93	65	69	53	18	20	52	42	12
„ 4	1420	523	312	186	140	140	113	132	119	126	104	104	40	34	92	183	96	39 40	32 32	77°	24	47	9	.	125	63	117	96	65	58	52	24	28	51	37	15
„ 5	.	.	322	195	149	135	118	126	.	.	106	112	33	30	.	.	97	43	35	77°	25	54	9·5	.	137	74	121	101	61	72	56	.	28	54	35	14
„ 6	1150	488	300	181	128	133	114	124	131	107	98	93	36	29	88	174	89	. 40	31 31	75°	23	47	11	.	127	67	108	92	58	60	51	19	22	46	33	13
„ 7	1190	487	303	167	134	131	109	114	127	106	95	98	32	29	87	166	90	39·5 39	33 32	71°	23	49	17	111	125	68	112	90	62	60	47	27	31	42	37	14
„ 8	.	.	.	.	.	.	115	115	.	.	.	.	.	.	.	.	96	41	37	.	25	51	12	.	130	69	112	.	61	67	53	22	26·5	50	35	15
„ 9	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	37	30	.	22	43	15	.	.	58	.	.	.	.	.	.	26	.	.	.

Nähere Verhältnisse der Stirne.

Tabelle II.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Sehnenlänge des Stirnbeines [1]	108	111	109	114	113	111	100	104	.
Kleinste Stirnbreite	100	97	94	103	106	94	103	96	97
Größte Stirnbreite	114	116	108	120	116	105	119	110	.
Tuberalbreite	56	53	52	59	60	52	64	.	.
Tuberalhöhe	32	29	33	30	38	32	30	31	.
Gerade Höhe der Stirne	74	76	74	79	80	80	75	74	.
Bogenlänge der Stirne [2]	116	112	118	124	120	116	111	109	.
Neigung der Oberstirne	29°	35°	29°	35°	34°	36°	35°	34°	.
Bogenlänge der Oberstirne	84	83	85	94	82	84	81	78	.
Sehnenlänge der Oberstirne	79	78	79	88	78	79	76	76	.
Tuberalhöhe in Prozenten der geraden Höhe	43·2	38·1	44·5	37·9	47·5	40·0	40·0	41·8	.
Tuberalhöhe in Prozenten der Bogenlänge	27·5	25·8	27·9	24·1	31·6	27·5	27·0	28·4	.
Stirnwinkel	73°	71°	72°	87°	71°	73°	85°	75°	.

[1]) Vgl. die Sagittalmaße.
[2]) Beide gemessen vom Niveau der Fußpunkte der Tuberalhöhe.

Nähere Details über das Hinterhauptbein.

Tabelle III.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Länge	93	99	92	105	.	89	88	.	.
Breite	115	113	104	111	117	114	104	.	.
Sehnenlänge des cerebralen Teiles	69	69	59	82	.	64	53	.	.
Bogenlänge des cerebralen Teiles	78	71	71	91	.	69	55	.	.
Länge des cerebellaren Teiles	34	51	44	.	57	39	51	.	.

Unterkiefer der Schädel aus Salona.

Tabelle IV.

	Horizontale Länge des Körpers	Vertikale Länge des Astes	Gerade Höhe des Astes	Höhe des Körpers		Dicke des Körpers		Abstand		Breite des Kinnes	Länge der Bogenaxe	Gonialwinkel
				vorn	hinten	vorn	seitwärts	der Foram. mental.	der Kieferwinkel			
I [1])	84	76	71	30	30	17	12	49	113	20	67	101°
II	.	.	.	29	24·5	16	14	42	.	18	.	.
III	.	.	.	30	28·5	16·5	12	45	.	12	.	.
IV	70	56	44	32	28	13	9	46	92	10	59	131°
V [2])	76	60	53	26	26	14	11	44	90	14	68	125°

[1]) Zu Schädel Nr. 1 gehörig.
[2]) Zu Schädel Nr. 7 gehörig.

Index-Tabelle der altchristlichen Schädel aus Salona (Dalmatien).

Tabelle V.

Nummer der Schädel	Index L:B	Index L:H	Index L:AH	Frontoparietal-Index	Frontojugal-Index	Basis L:B	Lage-index des Foramen magnum	Orbita H:B	Nase H:B	Nase B:B	Ganzes Gesicht H:B	Obergesicht H:jbB	Obergesicht H:B Hölder	Obergesicht H:B Virchow	Gaumen L:B	Gaumen H:B	Mittelgesichtswinkel	Alveolarwinkel	Profilwinkel
1	70·4	69·9	58·5	73·5	78·0	96	49·1	88·0	42·5	56·5	96·0	58·5	66·3	80·8	68·6	44·2	87°	78°	86°
2	74·1	73·1	61·8	70·2	69·7	111	49·4	83·3	48·6	29·6	.	52·5	61·3	70·8	60·3	44·2	89°	81°	88°
3	71·4	70·3	58·2	71·4	73·4	95	49·7	77·5–75·6	48·2	44·4	.	57·0	63·4	78·4	80·7	28·5	87°	71°	84°
4	75·2	75·2	61·2	73·4	82·4	100	50·2	82–80	51·0	37·5	.	50·4	53·8	66·0	72·5	40·5	85°	78°	84°
5	76·3	69·2	60·5	71·1	77·3	105		81·3	46·4	38·0	.	54·0	61·1	73·2			92°	70°	88°
6	70·7	73·4	62·9	73·4	74·0	94	50·5	77·5	48·9	47·8	.	52·7	62·0	72·8	71·7	39·3	92°	76°	89°
7	80·2	78·4	65·2	76·8	82·4	103	52·4	83·5–82	46·9	73·9	88·8	54·4	60·7	75·5	88·0	37·8	89°	82°	89°
8	.	.	.	.	73·8	.	.	90·2	49·0	48·0	.	53·1	61·6	.	70·0	42·8	91°	75°	87°
9	.	.	.	.	.	.	.	81·1	51·1	68·1	.	.	58·0	77·3	65·9	33·3	.	.	.

LITERATURBERICHTE.

1.

Mertins, Oskar: *Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens.* Herausgegeben vom Vereine für das Museum schlesischer Altertümer. 150 S., 352 Abb. Breslau 1906.

Der Verfasser gewährt mit seinem uns in einer angenehmen Erscheinung gebotenen Werke nicht nur einen Überblick, sondern auch einen tieferen Einblick in die reichen urgeschichtlichen Altertümer Schlesiens und ihre zeitliche Aufeinanderfolge in stetem Anschlusse an die allgemeine kulturgeschichtliche Entwicklung Europas. So behandelt er, nachdem er kurz die Ausgestaltung der Urgeschichtsforschung, im besonderen auch der Provinz Schlesien, berührt hat, die großen kulturgeschichtlichen Perioden mit ihren einzelnen Stufen von der älteren Steinzeit angefangen bis in die slawische Zeit, in der die historische Forschung der geschriebenen Geschichte jene der archäologischen ablöst. Hiebei werden die wichtigsten Erscheinungen durch zahlreiche Abbildungen veranschaulicht.

Bei der gedrängten Fülle des gebotenen Stoffes ist es begreiflicherweise nicht möglich, auf einzelne Teile näher einzugehen. Im allgemeinen drängt sich die Ansicht auf, daß Schlesien im großen und ganzen eine Mittelstellung zwischen den kulturgeschichtlichen Gebieten Nordeuropas und Mitteleuropas einnimmt, daß es aber doch während der Steinzeit dem kulturgeschichtlichen Gesamtbilde des Nordens, in den folgenden Zeitaltern, also vom ersten Erscheinen des Metalles angefangen, dem Gesamtbilde Mitteleuropas näher steht. Das prägt sich einerseits durch zahlreiche Feuersteingeräte und ihre Typen, anderseits durch die gar nicht seltenen Kupferfunde aus, die, verbunden durch die gleichartigen Funde Mährens, den Typen der ungarischen Kupfersachen folgen, wogegen die ältesten Erscheinungen der Metallzeit des Nordens das Gepräge der gleichzeitigen britisch-irischen Funde an sich tragen. Noch deutlicher tritt die Annäherung an Mitteleuropa oder, genauer gesagt, an die Hallstatt-Provinz: Mähren, Nieder- und Oberösterreich, Steiermark und westliches Ungarn während der Hallstatt-Periode hervor. Als vollständige Gleichheit darf aber diese Annäherung nicht aufgefaßt werden, da Schlesien sich doch auch gewisse selbständige Züge im Gesamtbilde, wie z. B. die Gefäßmalerei während der Hallstatt-Periode, als eine völlig selbständige Kunstübung bewahrt, wogegen es anderseits gewisse Eigentümlichkeiten anderer Gebiete, z. B. die Verwendung der Spirale bei der Gefäß- und Metalldekoration, die im Norden und Süden in so umfassender Übung steht, fast gänzlich ablehnt. Es ist dies einer der Beweise, daß die urgeschichtliche Entwicklung Europas überhaupt ihre eigenen selbständigen Wege gegangen ist.

Solche Einblicke allein zeigen, wie dankenswert die vom Verfasser mit seinem Buche gewährte Übersicht über den Schatz der kulturgeschichtlichen Altertümer seiner Heimat für eingehendere Forschungen ist; es kann aber auch als Einführung in das Studium der Urgeschichte an der Hand bestimmter Funde bestens empfohlen werden. *M. Much.*

2.

Retzius, Gustaf: *Cerebra simiarum illustrata.* Das Affenhirn in bildlicher Darstellung. Gustav Fischer, Jena 1906.

Auf 67 großen Lichtdrucktafeln sind die mustergültigen photographischen Aufnahmen von Halbaffen- und Affengehirnen wiedergegeben. Jedes einzelne Gehirn wurde von den verschiedenen Seiten her aufgenommen, so daß die Abbildungen einen vollständigen Überblick über die Oberflächengestaltung gestatten. Den Lichtdrucktafeln sind entsprechende erklärende Konturtafeln beigegeben. Die Konservierung der Gehirne geschah in einer 2—5%igen Formollösung, und zwar wurden die Gehirne in dieser Flüssigkeit an der Arteria basilaris frei aufgehängt, wodurch eine Abflachung der Oberfläche gegen die Unterlage vermieden wurde und die Gehirne ihre natürliche, symmetrische Form beibehielten. Verfasser plante ursprünglich die Morphologie der Furchen und Windungen des Affengehirnes eingehend zu studieren und mit den Verhältnissen des Menschengehirnes zu vergleichen. Beim näheren Studium ergab sich aber, daß nicht nur Gehirne verschiedener Genera und Arten sich durch die Anordnung der Windungen voneinander unterscheiden, sondern daß auch eine und dieselbe Art bedeutende Variationen in dieser Beziehung bietet. Außerdem zeigte es sich, daß auch unter den Affen in der Morphologie des Gehirnes gar keine lückenlosen, phylogenetisch zusammenhängenden Serien vor-

kommen, sondern daß im Gegenteile teilweise ziemlich große „Lücken" bestehen, wodurch das Problem der Hirnmorphologie sehr erschwert, zum Teile sogar fast unmöglich zu lösen ist. Nachdem nun in den letzten Jahren eine Reihe von Arbeiten über die Morphologie des Affengehirnes erschienen ist, entschloß sich Verfasser, um Wiederholungen zu vermeiden, die Tafeln ohne begleitenden Text zu veröffentlichen und machte nur bei einigen Tieren (Fam. Hapalidae, Chrysothrix und Mycetes) eine Ausnahme, bei denen die bisherigen Beschreibungen nur mangelhaft waren. Von folgenden Arten sind die Gehirne abgebildet, und zwar bei manchen Spezies von mehreren Vertretern: Tarsius spectrum, Midas oedipus, Hapale jacchus und ursula, Pteropus medius, Chrysothrix sciurea, Mycetes (spec.), Cebus capucinus, hypoleucus und fatuellus, Ateles Geoffroyi und vellerosus, Cercopithecus collaris, ruber, melanogenus, albigularis, engythithea, petaurista, cynosurus und Diana, Cercocebus fuliginosus, Cercopithecus (spec.), Cynocephalus sphinx, mormon, babouin, hamadryas, porcarius, niger und anubis, Vendalus silenus, Pithecus inuus, Macacus nemestrinus, speciosus, erythraeus, maurus, cynomolgus, sinicus, ocreatus und rhesus, Semnopithecus entellus, leucoprymnus und maurus, Colobus vellerosus, Nasalis larvatus, Hylobates agilis, Hylobates (spec.), Simia satyrus, Anthropopithecus gorilla und Troglodytes niger. Einzelne wichtige Gehirngegenden sind auf den letzten Tafeln (zum Teile vergrößert) gesondert wiedergegeben, so die Affenspalte und ihre Übergangswindungen, die Fissura Sylvii und die Insula Reili, Partien der Hirnkammern, der Gyrus dentatus, Partien von Horizontal- und Frontalschnitten des vorderen und seitlichen Teiles der Hemisphären.

Mit vollem Rechte hofft Verfasser, daß das Werk auch in der vorliegenden Form für die vergleichende Anatomie des Gehirnes nicht ohne Nutzen und Wert sein wird, da es das erste größere übersichtliche Tafelwerk über schön präparierte Gehirne verschiedener Affenarten darstellt.

v. Schumacher, Wien.

3.

Stratz, C. H.: *Zur Abstammung des Menschen.* Nach einem Vortrage, gehalten zu Frankfurt a. M. 1906.

Durch die Vereinigung einer Reihe von primären Eigenschaften nimmt der Mensch die älteste Stufe der Sammelbildungen unter den Säugetieren ein. Es sind also nicht nur die Affen, sondern sämtliche jetzt lebenden Säugetiere jüngerer Abkunft als der Mensch. Mit Hilfe des biogenetischen Grundgesetzes und auf Grund der rudimentären Organe konstruiert Stratz als Stammform des Menschen und der Säugetiere überhaupt ein Mittelding zwischen Molch und Maus mit in Händen auslaufenden Gliedmaßen, kurzem Schwanze, vielen Brüsten und fast nackter Haut. Die Differenzierung des Menschen soll hauptsächlich durch die Erwerbung des aufrechten Ganges bedingt worden sein, der wieder die mächtige Gehirnentwicklung ermöglichte. Die Molchmaus ist vielleicht identisch mit dem nur durch seine Fährten bekannten Chirotherium der Permformation. Von allen Säugetieren haben die Affen am längsten mit der Entwicklung des Menschen gleichen Schritt gehalten und sich am spätesten von ihm entfernt. Den Neandertaler, besonders aber den Pithecanthropus erectus hält Stratz nicht für Vorfahren des heutigen Menschen, sondern für Seitenzweige des Menschheitsstammes.

Dr. G. Kraitschek.

4.

Wilser, Dr. L.: *Die Rassengliederung des Menschengeschlechts.* (Politisch-anthropologische Revue, V. Jahrgang, 7. und 8. Heft, 1906.)

L. Wilser glaubt gegenüber Schwalbe, der bekanntlich nur einen Homo primigenius und H. sapiens anerkennt, auch die ausgestorbenen Menschengeschlechter in zahlreichere Rassen einteilen zu müssen, die er in ihrer Gesamtheit als „Homo fossilis" den lebenden Rassen der Gegenwart gegenüberstellt.

Der Homo fossilis zergliedert sich nach ihm *a*) in den Proanthropus erectus (alias: Pithecanthropus erectus Dubois); *b*) den Homo primigenius (Neandertal, Spy, Krapina — La Naulette, Gourdan, Arcy, Malarnaud, Schipka, Ochos — Taubach); *c*) den Homo niger var. primigenia sive fossilis (Mentone); *d*) den Homo mediterraneus varietates fossiles (Galley-Hill, Tilbury, Engis, Engihoul, Clichy, Grenelle, Denise, d'Homme mort, Sorde, Beaumes chaudes, Bréchamps, Egisheim, Steeten, Höchst, Cannstadt, Brüx, Brünn, Sligo, Woisek, Gadounka, Ojcow, Chamblandes, Mentone, Olmo, Gibraltar); *e*) den Homo priscus (La Madeleine, Bruniquel, Solutré, Laugerie-Basse, Chancelade, Duruthy, Mentone, Předmost, Lautsch, Stangenaes); *f*) den Homo brachycephalus var. fossilis (Grenelle, Furfooz, Bas-Moulins usw.). Die lebenden Rassen (seit der jüngeren Steinzeit und später) gliedert der Autor *a*) in die farbigen

Rassen, und zwar: 1. in den Homo niger; 2. Homo brachycephalus; *b*) in die weißen Rassen, und zwar: 1. in den Homo mediterraneus var. recens; 2. Homo europaeus Linné; 3. Homo alpinus Linné.

Eine verfeinertere Gliederung, als sie Schwalbe mit vollem Rechte für die quartären Rassen vorgenommen, scheint dem Referenten angesichts des heute doch noch ziemlich spärlichen Fundmateriales und des zweifelhaften Alters so mancher auch von Wilser angezogener Funde zum mindesten für verfrüht. Ich halte es, nach eingehenden diesbezüglichen Studien in Westeuropa, z. B. für gewagt, die Funde von Clichy und Grenelle, Bréchamps, Tilbury, Galley-Hill, Furfooz u. a. als sicher quartär oder doch präneolithisch zu nehmen und auf ihnen Schlüsse aufzubauen. Auch die Verteilung der jüngstquartären Menschenreste, denen Gourdan desgleichen zugerechnet werden muß, auf die Gruppe des Homo mediterraneus (Lößmensch) und Homo pricus (Rentierjäger) würde einstweilen mit größerer Zuverlässigkeit auf Grund der archäologischen Stratigraphie denn rein anthropologischer Erwägungen vorgenommen werden. Dann aber müßten die Reste von Cro-Magnon, Solutré, Předmost entschieden der Lößstufe zugeteilt werden und nicht dem jüngeren Magdalénien. Daß der Urmensch Europas überhaupt älter als die „Eiszeit" ist und das mit Rücksicht auf sein Zusammenleben mit Hippopotamus usw., ist keineswegs erwiesen, da diese Tiere bekanntlich tatsächlich auch interglazial vorkommen, was M. Boule für das Seinebecken, englische Forscher für Südengland und deutsche Geologen für Taubach feststellten. Warum soll ferner der Rentierjäger (H. priscus) „mit einer neuen Welle an die zunehmende Kälte angepaßter Tiere", wie Mammut usw., aus nördlichen Gebieten gekommen sein, da tatsächlich bereits das Solutréen und noch mehr das Magdalénien postglazial sind, und so umgekehrt der Weg hinauf nach dem Norden immer eisfreier wurde? Die Lektüre der Wilser'schen anthropologisch so gedankenreichen Studie zeigt so recht, wie notwendig es für den Forscher, der sich mit dem fossilen Menschen beschäftigt, ist, sich mit den Ergebnissen der geologischen und archäologischen Chronologiesysteme des Quartärs bekannt zu machen, um eine einigermaßen sichere chronologische Ordnung auch in die anthropologischen Funde zu bringen. Ich glaube nicht, daß ohne diese Stützpunkte an eine nur in etwas zuverlässige Gruppierung aller der Quartärfunde gedacht werden kann, die rezenter als die Homo primigenius-Reste sind.

Der zweite Teil — lebende Rassen — ist ziemlich kurz behandelt. Die schwarze Rasse ist für Wilser aus der „voreiszeitlichen" europäischen Urnegerrasse hervorgegangen, die gelbe ist auf dem asiatischen Kontinentalblocke heimisch, die weiße hat Europa als Bildungs- und Verbreitungszentrum. Australien wird mit vollem Rechte als „Völkerheimat" abgelehnt. *Dr. Hugo Obermaier.*

5.

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Herausgegeben vom Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein.

Die in den Literaturberichten der „Mitteilungen" von 1906, Seite 254 ff., enthaltene Besprechung des von mir verfaßten zweiten Teiles des Textbandes zum oben genannten Werke nötigt mich, in einigen Punkten gegen den Berichterstatter Stellung zu nehmen. Ich will nicht jene unbedeutenden Richtigstellungen bekämpfen, wo Meringer in einzelnen Fällen Recht haben mag, während in der Regel eine genaue Feststellung volkstümlicher Benennungen bis auf den Buchstaben, von Anschauungen und Erklärungen vergangener Zustände in weiten Gebieten fast immer zweifelhaft bleiben muß. Wegen einzelner Beanstandungen meiner Ausführungen muß ich den Leser bitten, im Buche selbst nachzuschlagen, da ich das dort Angeführte zur Geltendmachung meiner Ansichten für hinreichend halte. Ich wende mich zuerst gegen den Vorwurf, der Pflicht, meine Leser über die vor Jahren von anderen dargelegten Meinungen zu orientieren, nicht nachgekommen zu sein, was sich hauptsächlich auf Meringer selbst bezieht. Dr. Haberlandt hat im ersten Teile des Textes unter „Geschichte und Literatur der Bauernhausforschung" dem in dieser Beziehung zweifellos in vorderster Reihe stehenden Meringer mit meiner Kenntnis und Zustimmung vollste Gerechtigkeit angedeihen lassen, im Literaturverzeichnisse seine Arbeiten angezogen und ich habe ihn im Texte, wo es besonders nötig schien, angeführt. Bei allen jenen meist ganz offen liegenden Beobachtungen und Aussprüchen, welche von Meringer und anderen einmal zuerst gemacht wurden, seither aber allgemein gang und gäbe sind, jedesmal den Namen anzumerken, ist zu viel verlangt, und bei Forschern vom Range Meringers gewiß nicht nötig. Der Vorwurf der Voreingenommenheit trifft mich daher unschuldig. Da ich z. B. Bosnien nur eine halbe Seite widmen konnte und auch wollte, war ich nicht imstande, seine Arbeiten darüber zu verwerten; Murkos ausgezeichnete Abhandlung über das südslawische Haus und Meringers „Das deutsche Haus" sind erst nach der Drucklegung meiner Arbeit erschienen.

Wichtig erscheint mir, meinen Standpunkt betreffs der Hausformenkarte und der nationalen bzw. Stammeseinteilung der Bauernhäuser gegenüber Meringer zu verteidigen. Ich habe in die Karte die Grenzen der Völkerstämme, Hausformen, des Fachwerkes, verschiedener Zierformen, der Einzelhöfe, Dörfer, Waldhufen, Pußten, Siedlungsdörfer in Südungarn und der großen Herrschaften eingetragen, Meringer verlangt aber vor allem das Verbreitungsgebiet der oberdeutschen Hausform. Diese findet sich nun bereits in der ganzen Monarchie, auch gegen Süden und Osten außerhalb, vorläufig dort noch nicht allgemein, doch rasch zunehmend. Dies hat aber kein volkstümliches Interesse, da die von Oberdeutschen erfundene und durch sie verbreitete Hausform bei Nichtdeutschen erst seit kurzem herrscht und dem Volkstum dort fremd ist. Die Volkskunde kann und wird sich doch auch nicht bei uns mit den neuen, nach städtischer Art auf dem Lande errichteten Bauernhäusern beschäftigen. Die rasch fortschreitende Verbreitung der oberdeutschen Hausform in der ganzen Monarchie darzustellen, ist nicht nur unnütz, sondern auch unmöglich. Man sollte doch endlich zwischem dem oberdeutschen und dem Hause nach oberdeutscher Art unterscheiden. Die ursprünglichen Häuser im Nord- und Südosten sowie im Süden der Monarchie nannte ich ebenso wie die ihnen in der Heizung ähnlichen Häuser in den Alpen, „Rauchstubenhäuser", was Meringer beanstandet. „Herdhäuser" sind eben auch beide.

Meringer tadelt auch, daß ich die Wohnsitze der Deutschen in der Karte durch roten Unterdruck hervorgehoben habe. Da das Werk ursprünglich nur dem deutschen Bauernhause gewidmet ist und die Häuser anderer Stämme nur zur Vervollständigung herangezogen wurden, da ferner die Eintragung der Völkerstämme für jedermann von großem Werte ist und weil schließlich das Haus des deutschen Bauers in der ganzen Monarchie das Vorbild für das der Slawen und Magyaren war, so mußte ich die Verbreitung desselben besonders hervorheben. Meine seit vielen Jahren im Inlande und im Deutschen Reiche gemachten zahlreichen Vergleichungen der Stammes- und Hausgrenzen bestätigen meine Behauptung, daß das deutsche Bauernhaus in seinen verschiedenen Formen fast genau den Stämmen entspricht. Meringers Satz, daß Kulturerscheinungen sich nicht schlankweg national oder nach Völkerschaften aufteilen lassen, mag für gewisse Zweige richtig sein, gilt aber deshalb noch nicht allgemein und hier gewiß nicht.

Die verschiedenen deutschen Hausformen gleichen sich freilich darin, daß jede mindestens Stube und Küche, weiters auch Vorraum und Kammern hat, doch die verschiedene Anordnung der Gemächer gegeneinander, die allmähliche verschiedenartige Weiterbildung, die abweichenden Benennungen derselben Räume, die Stellung des Wohntraktes gegen die anderen Hofteile u. a. bieten vollständig genügende Anhaltspunkte für die Einreihung. Zur Probe kann immer dann die Abstammung der Bewohner dienen. Dasselbe gilt vom Gehöfte, und ich behaupte, daß meine angegebene Charakteristik in beiden Fällen vollständig hinreichend ist. Daß Prof. O. Brenner mit dem Fragebogen über Hausformen zu keinem Ergebnisse gelangt ist, liegt gerade darin, daß man bei Verfassung desselben die schon von Henning und Meitzen klar erkannten Stammesformen geflissentlich übersehen und sich dabei einer großen Stütze bei Einteilung der Häuser begeben hat. Es kann daher dieser Mißerfolg nicht gegen meine Stammeseinteilung angeführt werden. Daß Bünker bei den Oberinntaler Häusern Schwierigkeiten bei der nationalen Einreihung gefunden hat, wundert mich nicht. Mir ging es im gleichen Falle ebenso und ich habe auf Seite 61 und 66 die Vermutung ausgesprochen, daß wir hier Abkömmlinge rätischer Hausformen vor uns haben, um so mehr, als ich in „Hunziker, Schweizerhaus", III. Bd., ähnliche Typen fand. Daß Bünker sogleich diese örtlichen Schwierigkeiten verallgemeinert und auf die anderen Hausformen ausgedehnt hat, wird hoffentlich nicht seine letzte Meinung sein. Übrigens haben wir gerade hier ein Beispiel, daß sich Häuser mit den allgemein vorkommenden Bestandteilen von den anderen Formen scharf abheben, was für meine Ansicht spricht.

Schließlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Meringer sich bei meiner Arbeit fast nur mit der Heizungsfrage und der nationalen Einteilung der Hausformen beschäftigt, einem verhältnismäßig kleinen Teil meiner Arbeit und das übrige, nicht weniger Wichtige nicht einmal titelweise erwähnt. Der Zweck der Literaturberichte ist doch, dem Leser mindestens einen Überblick des Inhaltes zu geben. Übrigens läßt sich aus dem bei einzelnen Abteilungen beobachteten Vorgange Meringers, auch ganz unbedeutende Einzelnheiten zu beanstanden, mit Recht annehmen, daß die von ihm nicht behandelten Teile seine vollständige Zustimmung finden und in seinen Augen fehlerlos sind, womit auch jene aufmunternden Worte übereinstimmen, die er mir am Schlusse zuruft und wofür ich ihm meinen Dank ausspreche.

Anton Dachler.

6.

Lankester, Dr. Edwin Ray: *Natur und Mensch.* Mit einer Vorrede von Dr. Konrad Guenther. Leipzig und London o. J. (1906). XXXII, 67 S. 8°.

Ein Vortrag des bekannten englischen Naturforschers und Präsidenten der British Association for Advancement of Sciences vor der Universität Oxford. Verfasser bemüht sich zu zeigen, daß dem Menschen eine besondere Stellung in der Natur zukomme, indem bei ihm die Wirksamkeit des Gesetzes der natürlichen Auslese sich vorwiegend auf die Entwicklung des Verstandes beschränke, durch welche er in den Stand gesetzt sei, die Schwierigkeiten, welche sich aus der ungenügenden Anpassung des Individuums an die Lebensbedingungen ergeben, siegreich zu überwinden. Von einer Rückkehr zur Natur, wie sie von manchen gewünscht wird, könne keine Rede mehr sein; Stillstand oder Rückschritt wäre sicherer Untergang des Menschengeschlechtes. Es sei daher notwendig, auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten und eine möglichst vollkommene Beherrschung des gesamten Naturreiches und der von ihm gebotenen Lebensbedingungen und Kräfte zu erreichen. Dazu ist aber vor allem ein höheres Maß von allgemeiner naturwissenschaftlicher Bildung notwendig, um einerseits den Staatslenkern ein größeres Interesse an der Forschung abzugewinnen und anderseits einen genügend zahlreichen Stab von Arbeitskräften für die Naturforschung heranzubilden. In diesem Sinne plädiert Lankester für eine Reform des Universitätsstudiums in England, besonders jenes in Oxford, wo bekanntlich die klassischen Studien jenen dominierenden Platz einnehmen, welcher ihnen auf dem Kontinente, speziell in Deutschland und Österreich, im humanistischen Gymnasium zukommt, dessen Reform zugunsten der naturwissenschaftlichen Richtung auch bei uns bekanntlich zu den brennendsten Tagesfragen gehört.

Wir können das Schriftchen wegen der klaren Durchführung des Themas der Aufmerksamkeit des Publikums nur angelegentlich empfehlen.

Wien. *Dr. Lasch.*

Zur Beachtung.

Weitere Literaturberichte finden sich in den „Sitzungsberichten" unter der Rubrik „Geschenke für die Bibliothek".

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

XXXVII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE VII. BAND.)

II. UND III. HEFT.

MIT 1 TAFEL UND 20 TEXTABBILDUNGEN.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1907.

Die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erscheinen jährlich in 6 Heften. Die gesondert paginierten Sitzungsberichte werden in der Regel den einzelnen Heften angeschlossen und nur von Fall zu Fall an die Mitglieder separat versendet.

Die Redaktion.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

R. Pöch: Einige bemerkenswerte Ethnologika aus Neu-Guinea. (Mit 1 Tafel und 8 Abbildungen im Texte) 57
H. Behlen: Der diluviale (paläolithische) Mensch in Europa. [2. Teil] 72

Literaturberichte.

Nr. 7—11 85

Sitzungsberichte (Seite [21]—[52]).

Monatsversammlung am 13. Februar 1907: *Zupanić,* Die Illyrier S. [21]. — Ausschußsitzung am 8. März 1907 S. [24]. — Geschenke für die Bibliothek S. [24] (mit Referaten). — Besichtigung der Sammlung Pöch S. [28]. — Jahresversammlung am 20. März 1907 S. [28]; Jahresbericht des Präsidenten S. [29]. — Bericht über die im Jahre 1906 in Österreich durchgeführten Arbeiten: Niederösterreich: *Mattula* S. [33]; Oberösterreich: *Schmidel* S. [35]; Salzburg: *Klose* S. [36]; Kärnten: *Frankl* S. [36]; Küstenland: *Moser* (mit 3 Abb.) S. [37]; *Gnirs* S. [39]; Dalmatien: *Bulić* S. [40]; Böhmen: *Čermak* (mit 4 Abb.) S. [40]: *v. Weinzierl,* Tätigkeitsbericht S. [41]; Mähren: *Rzehak* S. [45]; Bukowina, *Kaindl* S. [46]. — *v. Stefanović-Vilovsky:* Über einige in der Belgrader archäologischen Z[illegible] Studien des Dr. Miloje M. Vassits (mit 5 Abb.) S. [46]. — Geschenke für die Bibliothek S. [52].

Als Beilage: 1. Register zu Band XXXVI.
2. Verzeichnis der Mitglieder und des Schriftentau[illegible]

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Mitteilungen allein verantwortlich.

Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1907.

Protektor:

Seine kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Präsident:

*Dr. Karl **Toldt,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

Vize-Präsidenten:

Dr. Vratoslav **Jagić,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Matthäus **Much,** k. k. Regierungsrat.
*Franz **Heger,** k. k. Regierungsrat und Direktor der anthr.-ethn. Abteilung des k. k. naturh. Hofmuseums.

Sekretäre:

*Dr. Rudolf **Much,** k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Leo **Bouchal** (Redakteur der „Mitteilungen").

Rechnungsführer:

Dr. Karl **Außerer.**

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Rechnungszensoren:

Moriz **Wasserburger,** k. k. Postrat.
Dr. Oskar **Hovorka Edler v. Zderas.**

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl,** k. k. Ministerialrat i. P.
Anton **Dachler,** Ingenieur.
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Gustav **Kraitschek,** k. k. Gymnasial-Professor.
Hugo Freiherr v. **Kutschera,** k. u. k. Geheimer Rat und Sektionschef.
Dr. Richard **Lasch,** k. k. Bezirksarzt.
Dr. David Heinrich **Müller,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Eugen **Oberhummer,** k. k. Universitäts-Professor.
Karl **Penka,** k. k. Gymnasial-Professor.
Dr. Leo **Reinisch,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Leopold v. **Schroeder,** k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Hermann Ritter **Schullern zu Schrattenhofen,** k. k. Hofrat und Professor an der Hochschule für Bodenkultur.
Dr. Ernst **Sellin,** k. k. Professor an der evang.-theol. Fakultät.
Dr. Siegmund **Wahrmann,** prakt. Arzt.
Hans Graf **Wilczek,** k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer.
*Dr. Emil **Zuckerkandl,** k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

* Mitglieder des Redaktions-Komitees.

Zur gefälligen Beachtung.

Sendungen und Zuschriften für die Redaktion und Administration dieser Mitteilungen sowie für die Bibliothek und das Sekretariat der Anthropologischen Gesellschaft werden unter der Adresse *„Anthropologische Gesellschaft in Wien, I. Burgring 7",* erbeten. An dieselbe Adresse wolle man auch Anmeldungen zum Beitritte, welcher zu jeder Zeit erfolgen kann, gelangen lassen. — Der Jahresbeitrag beträgt für ein wirkliches Mitglied 10 Kronen, für ein unterstützendes Mitglied 20 Kronen. Geldsendungen sind ausschließlich an den Kassier der Gesellschaft, Herrn *Karl Freiherrn v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8,* zu adressieren.

Buchhändlerische Aufträge, welche unsere Mitteilungen betreffen, ersuchen wir an *Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien, I. Rotenturmstraße 13,* welcher den Verlag der sämtlichen Publikationen der Gesellschaft übernommen hat, zu richten.

Es wird ersucht, Bücher, von welchen eine Anzeige gewünscht wird, in zwei Exemplaren einzusenden, da die Gesellschaft die einlaufenden Geschenke dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum abgibt und eine Besprechung nur dann veranlassen kann, wenn sie für den Gebrauch des Referenten ein zweites Exemplar erhält.

Sonderabdrücke und Zeitschriftenartikel können unter keinen Umständen besprochen werden. (Beschluß des Redaktionskomitees vom 6. Dezember 1904.)

Das Sekretariat.

Einige bemerkenswerte Ethnologika aus Neu-Guinea.

Von Dr. **Rudolf Pöch** in Wien.

(Mit 1 Tafel und 8 Abbildungen im Texte.)

Im folgenden werden einige Objekte aus meiner ethnologischen Sammlung, welche ich auf meiner Studienreise nach Neu-Guinea in den Jahren 1904—1906 angelegt[1]) habe, abgebildet und besprochen.

Ein Pfeilschutz aus mehrfachen Baumbastlagen bei den Poum (Deutsch-Neu-Guinea).

Auf einer mehrtägigen Wanderung im Kailande hinter dem Sattelberge bei Finschhafen kam ich am Oberlaufe des Mape (Bubui) in die Nähe des Gebietes der Poum.[2]) In Sulukong, welches noch ein Kaidorf im Grenzgebiete ist, fand ich einen Poum-Mann, Namens Mazeng, der wegen „Diebstahles einer Frau", d. h. Ehebruch, zu den Kai geflohen war. Er wollte so der Strafe seiner Stammesgenossen entgehen, die in diesem Falle wohl die Todesstrafe gewesen wäre. In der Furcht, verfolgt und angegriffen zu werden, hatte er seine vollständige Kampfesausrüstung mitgenommen. Er hatte nicht nur seinen Bogen und einen größeren Vorrat Pfeile mit sich, sondern er trug auch zum Schutze gegen Pfeilschüsse mehrfache Lagen Baumbasttücher auf der linken Achsel. Einen solchen Pfeilschutz hatte ich früher nie gesehen. Es war ein besonders dicker, scheinbar weniger geklopfter Baumbast in vierfacher Lage, in der Weise angeordnet, daß zwei $^3/_4$ *m* breite und $1^1/_2$ *m* lange Stücke zunächst an den schmalen Enden zusammengenäht waren, dann war das Ganze in der Mitte einmal gefaltet, so daß der Bast jetzt vierfach lag. Ein durchgezogenes Bastband hielt ihn um den Hals, der Pfeilschutz hing daran aufgehängt über die linke Achsel herab. Der Baststoff war durch Einreiben von roter Erde gefärbt und schon etwas zerschlissen, man sagte mir, aus früheren Kämpfen. Der Name für den Schutz in der Sprache der Poum ist *„bunda"*.

Auf der hier reproduzierten Photographie (Abb. 1) ist Mazeng mit seinem Pfeilschutze aus Baumbast und mit Pfeil und Bogen, zielend, abgebildet. Er befindet sich nicht mehr in seiner Heimat im Hochgebirge am oberen Mape, sondern ist mir gegen die Küste zu bis auf den Sattelberg gefolgt, daher die Kokospalme und der breite Weg, beides Dinge, die es in seiner Gegend nicht gibt. Auffallend ist die schlanke, hohe Gestalt, die wadenlosen Unterschenkel, alles ganz abweichend von dem gewöhn-

[1]) Die ganze Sammlung ist in den Besitz der ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien übergegangen. Die hier besprochenen Stücke wurden der Anthropologischen Gesellschaft in Wien am 9. Jänner d. J. vorgelegt, anläßlich des „Berichtes über meine anthropologische Studienreise nach Neu-Guinea". Vgl. die Sitzungsberichte dieser Gesellschaft, 1906/07, S. [20].

[2]) Die Poum wohnen nicht nur an der Küste zwischen Festungshuk und Kap König Wilhelm, ihr Gebiet reicht auch weit landeinwärts, man trifft sie am Oberlaufe des Mape. Alle sprechen, nach der Aussage der Neuendettelsauer Missionare, eine Sprache.

lichen Typus eines Bergbewohners.[1]) Auf dem Kopfe trägt er die ballonartige Mütze der Poum, die auch aus Baumbast genäht ist, *„sabum“*, in der Sprache der Poum *„du“* im Kai genannt. In der durchbohrten Nasenscheidewand hat er zwei Hundezähne, *„pandami“*. Er spannt den Bogen, indem er den Arm im Achselgelenk stark hebt, den Vorrat an Pfeilen hält er mit der anderen Hand gegen das Holz des Bogens, er sieht beim Zielen über die linke Achsel und wird den Pfeil seitlich nach links,

Abb. 1. Poum-Mann mit Pfeilschutz aus Baumbast.

nahezu in der Verlängerung der linken Achsel, abschießen.[2]) In dieser Stellung schützen die über die linke Achsel herabhängenden Baumbasttücher den Oberkörper gegen Pfeilschüsse.

Mazeng zeigte uns einmal einen Kriegstanz, er schoß, rasch zielend, einen Pfeil nach dem anderen ab und tanzte hin und her. Die Beine wurden dabei abwechselnd unglaublich rasch nacheinander hinaufgezogen, so daß man sie gar nicht mehr recht sehen konnte und Mazeng wie fußlos über dem Erdboden hin- und herzuschweben schien. Die anwesenden Kaileute mußten über den ungewohnten, sonderbaren Anblick laut auflachen. Es mag sein, daß diese raschen Beinbewegungen den Zweck haben

[1]) Alle Leute, die ich aus dieser Gegend sah, waren höher gewachsen und schlanker als die Kai, zeigten also einen anderen Typus als die von O. Schellong gesehenen und beschriebenen Küsten-Poum. O. Schellong, Beiträge zur Anthropologie der Papuas, Zeitschrift für Ethnologie, XXIII, 1891, S. 171—178.

[2]) Dieselbe Stellung, en face genommen, zeigt ein bogenschießender Jüngling aus der Astrolabebucht bei B. Hagen, Unter den Papuas, Wiesbaden, 1899, Tafel 28.

sollen, die Beine, welche von den Basttüchern nicht mehr geschützt werden, nicht ein festes Ziel werden zu lassen. Zum Schlusse fühlte sich Mazeng auf dem Sattelberge so sicher, daß er mir sein „Kriegsschild" verkaufte.

Die Kai nennen die Poum *„Tepe"*; tepe heißt in der Kai-Sprache der Bogen, sie nennen sie also die Bogenschützen. Bei den Kai fand ich eine ganze Rüstkammer verschiedener Waffen: außer Pfeil und Bogen auch Speere, Keulen und Schlaghölzer. Von den Poum erzählten die Kai aber immer nur, daß sie Pfeil und Bogen hätten und gefürchtete Bogenschützen wären.

Feuermachen bei den Poum durch Sägen mit Rotang.

Das Feuermachen durch „Pflügen" wurde von O. Finsch[1]) in Neu-Pommern und von L. Biro[2]) in Berlinhafen beschrieben. Es wird mit einem harten, stabförmigen Holze an einem weichen, flachen gerieben oder, besser, „gepflügt", bis die

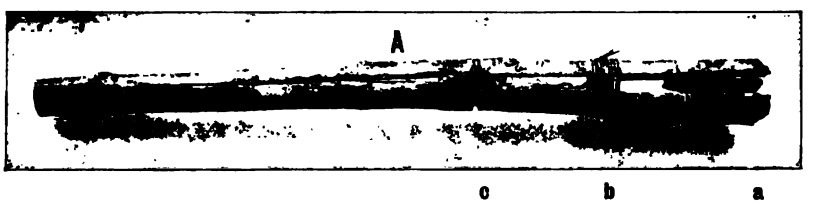


Abb. 2. Feuerzeug der Poum.

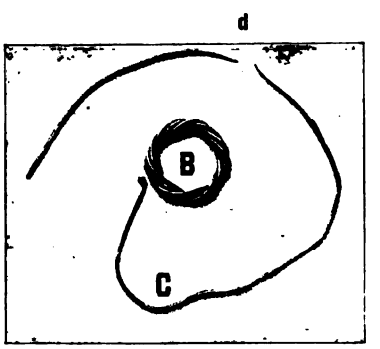


Abb. 3. Armband der Poum.

abgeriebenen Teile schließlich glimmen und Feuer entsteht. Auf dieselbe Weise sah ich von Baradóa, einem Manne von den deutschen Salomonsinseln, Feuer machen.

Eine andere Art der Feuerbereitung zeigte mir der vorher erwähnte Mazeng aus dem Stamme der Poum.

Mazeng ging dabei folgendermaßen zu Werke: er suchte sich einen trockenen, noch mit Rinde bedeckten Holzprügel aus, der etwa 1 *m* lang war und ungefähr 5 *cm* im Durchmesser hatte, und spaltete ihn an dem einen Ende längs ein (Abb. 2, *A*). In den Spalt keilte er ein kleines Holzstück hinein (bei *a*) und trieb so die beiden Hälften des Prügels etwas auseinander. Dann verschnürte er die beiden Enden mit einem Lianenstengel (bei *b*), so daß der Spalt von selbst nicht weiter gehen konnte. Der Prügel wurde nun in horizontaler Lage festgebunden, an Pfosten des Hauses. Als dies fertig war, riß Mazeng ein Stückchen Baumbast von seinem Pfeilschutze ab

[1]) O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke, Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Wien 1888, S. 62 und 102.

[2]) Ethnographische Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums, I, S. 28, herausgeg. von J. Jankó.

und stopfte das Baumbaststück in den schmalen Teil des Spaltes (bei *c*). Dann streifte er eines der vielen Rotangarmbände (Abb. 3, *B*), welche er trug, herunter und begann es aufzuflechten. Nun trat Mazeng auf die eine, ein anderer Mann seines Stammes auf die andere Seite des festgebundenen Prügels; das etwa 1 *m* lange Rotangstück (Abb. 3, *C*) hielten sie an den beiden Enden und legten es senkrecht zu der Achse des Prügels über diesen, genau über das eingeklemmte Baumbaststück. Mazeng sprach nun einen kurzen Zauberspruch, und darauf begannen die beiden Männer mit dem gespannten Rotang rasch auf dem gespaltenen Prügel hin- und herzusägen. In ganz kurzer Zeit stieg Rauch von der Stelle auf, wo gerieben wurde, und das Rotangstück zersprang. Es war in der Mitte durchgerieben worden (Abb. 3, *C*, bei *d*). Auch die Rinde war durchgerieben und eine schwarze Furche im Holze eingeschnitten (Abb. 2, bei *c*). Der Baumbast glimmte ein wenig und Mazeng fachte ihn durch Blasen weiter an. Schließlich zündete er seine Zigarette an dem glimmenden Feuer an. Das Feuermachen kann keine volle Minute gedauert haben.

Das Ganze wurde vorgeführt in Gegenwart des Missionars Keyßer, der schon seit vier Jahren unter den Kai wohnt. Keyßer hatte, obzwar ein sehr gründlicher Beobachter der Sitten dieses Volkes, diese Methode der Feuerbereitung noch nie gesehen, auch die umstehenden Kaileute schienen nicht vertraut damit.

Die Armbänder aus Rotang [1]) sah ich bei allen Poum-Leuten, denen ich begegnete (sie kamen alle aus dem oberen Mapetale); bei den Kai in der Sattelberggegend sind sie nicht üblich. Ein Zusammenhang zwischen dem Tragen dieser Armbänder und der Feuerbereitung ist möglich, so daß also jeder Poum-Mann immer sein Feuerzeug mit sich trägt.[2]) Baumbast ist auch immer zur Hand; wenn einmal der aus mehreren Lagen bestehende Pfeilschutz nicht getragen wird, so fehlt doch ein zwischen den Beinen durchgezogener Lendenschurz aus Baumbast niemals.

Der Holzprügel und das Rotangstück, mit welchem das Feuer entzündet worden war, nahm ich als Belegstücke mit.

Ein ähnliches Objekt sah ich einige Monate später im Australian Museum in Sydney, in der Ethnological Hall, welche dem Besuche zurzeit noch nicht offen stand, in welche mir aber zum Studium der überaus instruktiv aufgestellten Sammlungen der Eintritt gestattet war, durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Direktors des Museums, Curator R. Etheridge jun. Als Fundort ist angegeben: Slopes of Main Range, British New Guinea; als Spender ist genannt A. C. English, Ass. Res. Magistrate des Rigo Districts. Die Methode wird als „transversal Method" bezeichnet („longitudinal" ist das Pflügen, „circular" das Bohren).

An die eben besprochene Methode des Feuermachens bei den Poum reiht sich eine andere sehr ähnliche und nur in einem wesentlichen Punkte abweichende, über die ebenfalls aus Bergdörfern von der Nord- und Südküste Neu-Guineas berichtet wird.

Die Beobachtungen sind ältere; ich mache die Erwähnung aber absichtlich erst nach der Besprechung der vorangestellten Abbildung, damit das Gleiche und das Verschiedene der älteren Beobachtungen und der meinen ohne weiteres verständlich ist.

Die erste der beiden Nachrichten ist von N. v. Miklucho-Maclay, der im Jahre 1872 die Bergdörfer Englam-mana und Tiengum-mana an der Rhajküste (Maclayküste) besucht hatte. „Die Bergbewohner (der eben genannten Dörfer) verstehen Feuer zu erhalten, indem sie ein Stück sehr trockenen Holzes, das sie *Ilol* nennen,

[1]) Rotang, spanisches Rohr, eine Kletterpalme, Calamusart.

[2]) Calamusarten kommen im Poum-Gebiete häufig vor — der Rotang am Arme ist dem Manne aber näher und hat außerdem den Vorteil, gut ausgetrocknet zu sein.

oben mit ihrer steinernen Axt spalten, aber so, daß die beiden Hälften nicht ganz getrennt werden. In die Spalte wird eine starke Schnur (die nichts anderes als eine gespaltene Liane ist) eingeführt und, das Holzstück mit dem Knie oder dem Fuße am Boden festhaltend, setzt der Papua die Schnur in eine immer schneller werdende reibende Bewegung, bis die trockenen Kokosnußschalenfasern, die untergelegt sind, anbrennen. Diese Art des Feuermachens ist eine sehr unbehilfliche, es dauerte eine halbe Stunde, bis der Papua durch diese Prozedur mir Feuer machen konnte."[1])

Das Gleiche beobachtete O. Finsch im Jahre 1884 an der Südküste von Britisch-Neu-Guinea.

„Die Methode, Feuer zu reiben, wie ich sie bei den Koiäri im Inneren von Port Moresby sah, ist ganz verschieden von der in Neu-Britannien. Das Hauptinstrument, *Newäta* genannt, ist ein kurzes, von der Rinde entblößtes Aststück, an einem Ende längsgespalten und mittels eines eingeklemmten Steinchens klaffend gehalten. Der Eingeborene nimmt eine Handvoll trockenes Gras, reibt es, ballt es zusammen und legt es unter das Holzstück, auf welches er mit den Füßen tritt, um es festzuhalten. Mit einem langen Streifen gespaltenen Bambus, *Ana* genannt, das durch den klaffenden Spalt gesteckt wird, fängt er nun an, mittels Hin- und Herziehen zu reiben, wodurch häufig schon in 30 Sekunden das Gras in Brand gerät. Den Ana trägt jeder Eingeborene bei sich; Holz findet sich überall, da jedes trockene Stück genügt."[2])

Bei dieser hier von zwei Autoren beschriebenen Methode wird, im Gegensatze zur Methode der Poum, die Enge des Spaltes im Holze selbst mitbenützt, um Reibung zu erzeugen. Bei der Methode der Poum ist der Spalt lediglich ein Hohlraum zur Aufbewahrung des Zunders. Darin liegt der Unterschied.

Leo Frobenius teilt aber mit,[3]) O. Finsch habe ihm geschrieben, „daß es ein Versehen sei mit dem Ana, daß diese Ana nämlich nicht ein Bambus, sondern ein Stuhlrohrstreifen sei", also Rotang; L. Frobenius bildet auch das von O. Finsch mitgebrachte Exemplar des Newäta, welches sich im Berliner Museum für Völkerkunde befindet, ab[4]) und zeichnet darunter, wie er sich die Art der Anwendung vorstellt. Dabei läßt er den Rotangstreifen auch nicht durch den Spalt, sondern außen herum laufen, ähnlich wie bei meinem oben abgebildeten Stücke, nur zweimal und ganz herum; er ist dazu offenbar veranlaßt durch zwei schräge Furchen, welche das Holzstück nach der Abbildung zu haben scheint. Wo der Zunder hinkommt, ist nicht zu erkennen. Wenn L. Frobenius die richtige Erklärung getroffen hat, dann ist die Methode mit der von mir beobachteten im wesentlichen identisch; es müßte aber sowohl die von N. v. Miklucho-Maclay, als auch die von O. Finsch gemachte Beobachtung, der Rotangstreifen würde durch den Spalt gesteckt, ungenau sein.

Es scheint also wohl ein und dieselbe eigentümliche Methode der Feuerbereitung im Gebirge Neu-Guineas weit verbreitet zu sein, von der Nordküste zur Südküste. Genau dieselben Geräte zum Feuermachen, der gespaltene Holzprügel, das Rindenzeug und der Rotang, wurden durch C. Semper aus Nordost-Luzon von den Negritos mitgebracht.[5])

[1]) In: N. v. Miklucho-Maclay, Ethnol. Bem. über die Papuas usw., Natuurkundige tijdschrift voor Nederlandsch-Indië 1875, deel XXXV, S. 83.

[2]) O. Finsch, a. a. O., Bd. III, Heft 2, 1888, S. 323.

[3]) Leo Frobenius, Völkerkunde, Hannover 1902, S. 342.

[4]) a. a. O., Fig. 313.

[5]) Beschrieben und abgebildet von A. B. Meyer, Publ. des k. ethnogr. Museums zu Dresden, Bd. IX. Negritos. S. 5., Taf. II, 7*a—c*. — Eine verwandte Methode, bei welcher aber statt des Rotang ein festes Stück Holz zum Sägen benützt wird, beobachtete Walter E. Roth bei den Workai-a. North Queensland Ethnography, Bull. No. 7, Brisbane 1904, Sect. 9, plate II, 17.

Am nächsten schließt sich diese Methode der Feuerbereitung an das „Feuersägen" mit dem Bambus wegen des verwandten Prinzipes und der Nachbarschaft der Verbreitung.

Das Feuersägen ist genau beschrieben von Walter Hough;[1]) ein diesbezügliches Stück von den Nikobaren aus der Sammlung von E. H. Man findet sich auch im Wiener k. k. naturhistorischen Hofmuseum. E. H. Man selbst gibt in einer Notiz die genaue Beschreibung der Methode. Skerthly schildert die Feuersäge aus Nord-Borneo. Auf die Abbildung und ausführliche Beschreibung von Walter Hough verweisend, will ich nur kurz andeuten, daß das Feuer erzeugt wird, indem man mit einem an dem einen Rande scharf abgespaltenen Bambusrohrstücke auf einem halben Bambusrohre, welches, die konvexe Seite nach oben gerichtet, auf einer horizontalen Fläche fest aufliegt, sägt; sobald das Rohr durchgesägt ist, fällt der brennend heiße Sägestaub auf untergelegte trockene Kokosnußfasern und erzeugt Feuer.

Diese Methode ist auch eine „horizontale"; dann ist die Idee, Zunder unterzulegen, gemeinsam; in der Verwendung eines gespannten Rotangstückes statt der festen Bambussäge liegt der Hauptunterschied. Die Feuerbereitung des Sägens mit Bambus ist verbreitet unter den Chittagong-Hill-Stämmen an der Ostgrenze von Britisch-Indien, den Karens von Birma, den Bewohnern der Nikobaren, den Tungaras von Britisch-Nord-Borneo und den Malaien von Ternate.

Zufällig ist gerade die Gegend, wo ich das Feuersägen mit den Rotang beobachten konnte, auch an Bambus sehr reich; aller Wahrscheinlichkeit ist aber den Poum nur die beobachtete Art des Feuermachens, nicht auch die des Sägens mit Bambus bekannt.[2])

Trauerleibchen und Mütze mit Coix-Samen von der Nordostküste von Britisch-Neu-Guinea.

Die Samen des Hiobsträhengrases (Coix Lacryma L.) werden in dieser Gegend fast ausschließlich als Trauerschmuck getragen. Für Armbänder werden die Coix-Samen meist ganz verwendet, an allem anderen Schmucke erscheinen häufiger die in zwei Hälften gespaltenen Stücke. Der Trauerschmuck, bei dem Coix-Samen eine Rolle spielen, ist höchst mannigfaltig. Es gibt große, kreisrunde Ohrringe, Hals- und Brustketten, dreieckige Brustschmucke, Trauergürtel mit Coix-Samen verziert und außerdem noch ösenartige, mit Coix-Samen besetzte einfache oder doppelte elliptische Schleifen. Nur von Männern getragen wird eine Baumbasthaube, rückwärts lang herunterreichend, rautenförmig mit Coix-Samen geschmückt.

Die merkwürdigsten Stücke sind aber mit Coix-Samen besetzte ärmellose Leibchen und Mützen, die von trauernden Weibern getragen werden. Das filetgestrickte Leibchen ist nicht etwa aus einer vorderen und rückwärtigen Hälfte zusammengesetzt, sondern ist von vornherein rundherum, d. h. zylinderisch, gestrickt, die Achselbänder, welche das Leibchen tragen, sind nicht angestückt, sondern sie sind eine unmittelbare Fortsetzung der anderen Strickerei. Die Coix-Samen sind nun entweder auf dieses Leibchen in Schnüren aufgenäht, die sich kreuzen und ein rautenförmiges Muster bilden, oder sie sind dicht, die eine neben der anderen aufgereiht. In diesem Falle erhält das Leibchen das Aussehen eines Kürasses, wie das auf Abb. 4. Infolge der Tausende aufgenähter Coix-Samen ist das Gewicht dieses Trauerschmuckes ein ganz beträchtliches, das abgebildete Leibchen wiegt 1540 *g*. Sonderbarerweise trug die Frau,

[1]) Walter Hough, Annual Rep. of the Smithsonian Instit. Washington 1890, p. 569 und 1892, p. 399.

[2]) Feuermachen durch Quirlen (mit einem Speer) sah Br. Geisler im Hüongolf. A. B. Meyer, a. a. O., S. 6.

welcher ich es abkaufte, dieses Leibchen mit den Coix-Samen nach innen. Sonst sah ich aber immer bei allen ähnlichen Stücken die Coix-Samen nach außen gerichtet, so daß es wohl in diesem Falle eine Ausnahme war, die aber gewiß ihre Bedeutung hatte; leider habe ich sie hier nicht ermittelt. Die Frau gehörte dem Kworafi-Stamme an, sie war nach Cape Nelson gekommen. Ich wußte, daß sie schon

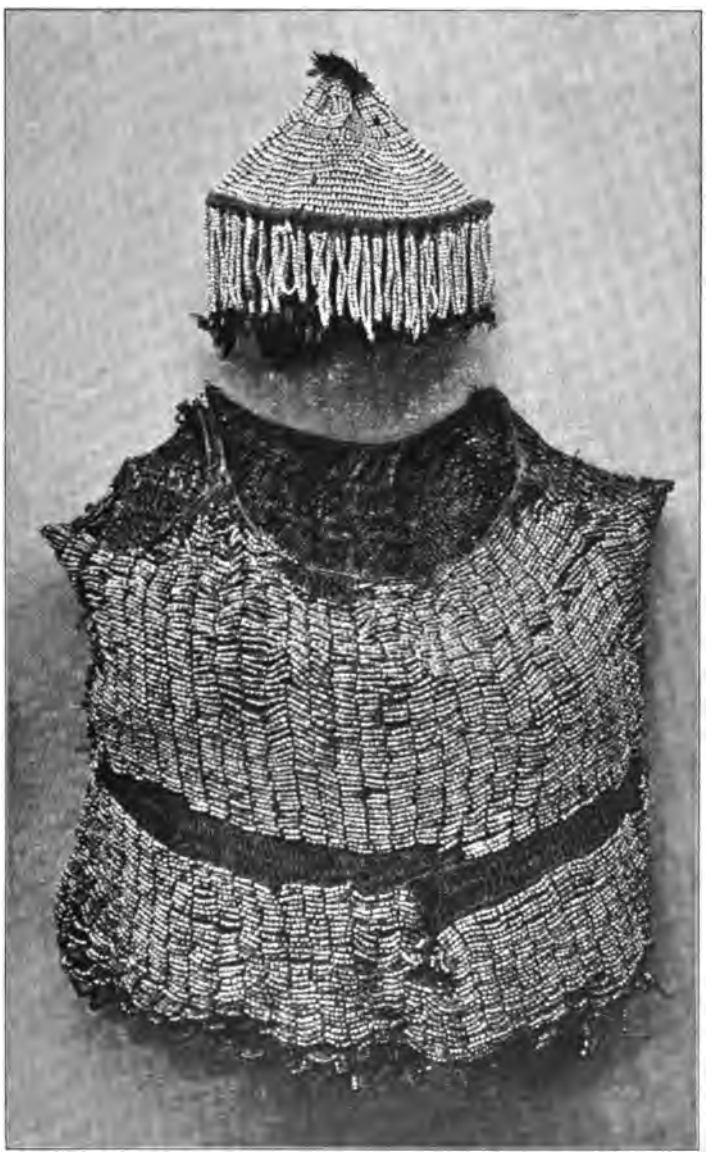


Abb. 4. Leibchen und Mütze für trauernde Frauen, Cape Nelson.

am Ende ihrer Trauerzeit angelangt war, und dann wird der Trauerschmuck abgelegt und vernichtet. Bevor ich das Trauerleibchen erhalten konnte, wurde jedoch früher noch ein männlicher Verwandter befragt, der ihr dann die Erlaubnis zum Verkaufe gab.

Es drängt sich nun die Frage nach der Entstehung eines Dinges auf, welches eigentlich ein ärmelloses Leibchen zu nennen ist und in seiner Art in dieser Gegend ziemlich unvermittelt dasteht. Irgend ein Einfluß von außen, z. B. europäischer, etwa

noch malaischer, sind gerade hier auszuschließen, aber auch wenn Berührungen stattgefunden hätten, sind sie zu flüchtig, um rasch die Nachahmung eines so komplizierten Gegenstandes zu veranlassen.

Ein Gegenstand, ein „Leibchen", der in späteren Kulturen als häufiges Bekleidungsstück eine gewisse Rolle spielt, dürfte hier spontan, und zwar nur aus rituellen Gründen, entstanden sein. Die Coix-Samen werden im Pidgin-English *„New Guinea beads"*, Neu-Guinea-Perlen, genannt. In der Kworafi-Sprache heißen sie *„bowóra"*. Das ganze Trauerleibchen hat auch keinen anderen Namen als *„bowora"*.

Im Maisin-Dorfe Uiaku sah ich bei trauernden Frauen außer eines Trauerleibchens auch eigentümliche, mit Coix-Samen besetzte Mützen (siehe auch Abb. 4). Aus Rotangstreifen ist ein runder, starrer Ring gebildet, von der Größe des Kopfumfanges, welcher das Gerüst des Ganzen und das einzige Feste an der Mütze ist. Der Ring ist mit Baumbast umwunden. Von dem Ringe nach oben geht ein aus Schnüren gemachtes Gewebe aus, das ganz spitz, kegelförmig nach oben zuläuft. Auf die Schnüre sind reihenweise Coix-Samen aufgefädelt. An der Spitze ist die Mütze mit einem Büschel roter Federn des weiblichen Eclectus pectoralis geschmückt. Von dem Ringe hängen quastenartig Schnüre, aufgefädelte Samen von Coix lacryma, herunter. An dem Ende jeder Quaste ist eine schwarze, harte Baumfrucht befestigt, daran wieder einige rote Federn.

Für die Mütze findet man Anhaltspunkte und Analogien an mancherlei Kopfbekleidungen und Kopftanzschmucken im Hüongolf. Anlehnungen daran sind möglich, die Modifikationen jedoch sind jedenfalls bedeutend; in der Gegend von Cape Nelson und Collingwood-Bay kommt weiter nichts ähnliches Mützenartiges vor, so daß auch dieses Stück bei seiner ausschließlichen Funktion zu rituellen Zwecken ähnlich bemerkenswert ist, wie das vorige.

Kopfschmuck von Cape Nelson und der Collingwood-Bay.

Auf eine Einladung des Resident Magistrate von Cape Nelson, die an die Küstenstämme der North Eastern Division ausgesandt wurde, fanden sich ungefähr 700 Männer auf der Regierungsstation zu einem großen Tanzfeste ein. Sie waren oft mehrere Tage weit im Kanu herbeigekommen und verweilten nun vier Tage hier, um ihre Tänze aufzuführen. Die Regierung verfolgt, während sie die alte Sitte der Tanzfeste anerkennt, den Zweck, auf diese Weise entlegene Stämme gegenseitig bekannt zu machen, bestehende Gegensätze zu mildern, stellt sich dabei in den Mittelpunkt des Festes und erhöht ihr Ansehen und ihren Einfluß.

Ich hatte während der vier Tage ein Schauspiel sondergleichen. Etwa um 10 oder 11 Uhr morgens begannen die Tänze, stammweise, immer von Gesang und Trommelschlag begleitet; allmählich tanzten immer mehr Gruppen, bis schließlich das ganze Grasfeld vor dem Stationsgebäude bedeckt war von Tanzenden. Laut ertönten ihre einfachen, nicht unmelodiösen Gesänge und dazu der immer gleiche Trommelschlag. Die Tänze dauerten bis in die späte Nacht hinein, bis der Beamte gegen 11 Uhr abends das Zeichen zur Ruhe gab. Von Europäern waren außer mir nur der Resident Magistrate und sein Assistent, zum Schutze der Station etwa 20 eingeborene Soldaten anwesend. Es herrschte durchweg Ordnung; durch keinen Streit, nicht durch den leisesten Mißton wurde das Fest gestört.

Die Tänze, welche ich in diesen Tagen zu sehen bekam, waren verschiedener Art. Die östlichsten Gäste kamen vom Cape Vogel, dort sind relativ ruhige Reigentänze üblich. Das Vollendetste und Lebendigste sah ich von Leuten aus dem Westen,

Abb. 2. Baifa-Mann mit Haarzopf.

Abb. 1. Maisin-Mann mit Kopfschmuck.

von der Gegend des Mambari-River. Die Tänze sind insgesamt nicht Maskentänze, Gesicht und Körper erscheinen vielmehr unvermummt und im natürlichen Zustande, der Schmuck konzentriert sich in einem gewöhnlich äußerst schön und geschmackvoll zusammengestellten Kopfschmucke. Ein breites Band von bunten Muschelstücken läuft quer über die Stirne. Ein diademartiges Geflecht, mit Nassamuscheln geschmückt, umrahmt die Stirne nach aufwärts. Dahinter steht, wie ein Strahlenkranz, eine Reihe von 5—7 radiär angeordneten oberen Schnäbeln von Nashornvögeln, darauf folgt eine Reihe gestutzter Kasuarfedern. Der ganze Kopfschmuck ist Stück für Stück aus lauter halbmondförmigen Abteilungen zusammengesetzt, jede Abteilung ist für sich mit Schnüren am Kopfe festgebunden. Es folgen Abteilungen mit den Schmuckfedern des roten Paradiesvogels, weiße Federn des Kakadus, im Zickzack eingeschnitten, die roten Federn des weiblichen Eclectus pectoralis bieten dazwischen Abwechslung. Nach rückwärts zu sieht man oft lange Schwungfedern des Habicht, nach ganz hinten, über die Schultern, hängen die roßschweifähnlichen Federn des Kasuars.

Die ganze Anordnung des Kopfputzes erscheint dem Europäer auch von vornherein fein und geschmackvoll; das Hin- und Herwallen der Federn beim Tanze gibt ein prächtiges Bild. Auf der Brust tragen die Tänzer eine Muschel, die oft beim Tanze selbst zwischen den Zähnen gehalten wird. In die Armbänder werden schmalgeschnittene Fellstreifen vom Cuscus (Baumbären) gesteckt, welche wie Hermelinschwänze herabhängen.

Anfangs schien es fast unmöglich, einen solchen Kopfschmuck zu erhalten, weil sie als Familieneigentum bezeichnet wurden. Einige Zeit nach den Tanzfesten konnte ich aber zufällig vier Stücke auf einmal in Wanigela (Collingwood-Bay) kaufen. Ich konnte dort auch die Bezeichnungen für die einzelnen Teile dieses Kopfschmuckes in der Sprache von Wanigela feststellen. Die Aufzählung ergibt, da alles an einem Kopfschmucke ermittelt wurde, gleichzeitig eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit seiner Zusammensetzung:

jakamuán, Nashornvogel (Buceros plicatus Penn.),
tumbóru, die gestutzten Kasuarfedern,
gomái, das Geflecht zur Stütze der Kasuarfedern,
kasák, Kakadu (Cacatua triton Temm.),
tatarsís, eine Feder, welche sägeartig beschnitten ist (meist eine Kakadufeder),
koakdu, kleine weiße Federn, die vom Kakadu kommen,
totóf, Paradiesvogel (Paradisea intermedia Vis.),
maúra, Krontaube (Goura),
bójo, rote Federn eines Papagei (Weibchen von Eclectus pectoralis St. Müller),
kárau, kleine rote Federn eines Lori,
sesép, Federn eines Habicht.

Abb. 1 auf der beigehefteten Tafel zeigt einen Maisin-Mann, der nach Cape Nelson zum Tanze gekommen war, mit seinem Kopfschmucke.

Haarzöpfe bei Männern, landeinwärts von Cape Nelson.

Zur Zeit, als ich in Cape Nelson war, befand sich in Verwahrung des Resident Magistrate ein eigentümlicher Zopf, der von einem Manne, Namens Wiribi, aus dem Orte Logua, westlich vom Musa River, landeinwärts von der Küste, herstammte. Wiribis Stamm hatte Kriegszüge gegen Nachbarstämme geführt; der Beamte von Cape Nelson kam mit der Eingeborenenpolizei hin, man fing Wiribi, und er wurde zu zwangsweiser Arbeit auf der Station Cape Nelson verurteilt. Wiribi fand nun seinen

1150 *g* schweren und 115 *cm* langen Zopf, der die Erde berührte, wenn er hockte, der an der Wurzel so fest und dick war, daß er den Kopf nicht wenden konnte, zu der Arbeit, die er jetzt verrichten mußte, so lästig, daß er sich ihn freiwillig abtrennen ließ. Der Beamte hatte ursprünglich die Absicht, Wiribi nach abgedienter Strafzeit mit dem abgeschnittenen Zopfe wieder in sein Heimatsdorf zu schicken. Später gab der oberste Gerichtsbeamte seine Einwilligung dazu, daß mir Wiribi den Zopf gegen ein amerikanisches Handbeil verkaufte.

Das erworbene Stück ist ganz ähnlich dem des abgebildeten Baifa-Mannes Zädi (Abb. 2 der Tafel). Dieser Mann war der Einladung zu den früher erwähnten Tänzen gefolgt und hatte die weite Reise von seinem Dorfe jenseits des Musa-River nach Cape Nelson gemacht. Sein Zopf ist bloß noch nicht so lang gewachsen, wie es der Wiribis war, sonst war die Anlage die gleiche. Es ist eigentlich ein Bündel einzelner Zöpfe, das ganze Kopfhaar ist in ihre Bildung mit einbezogen. Die einzelnen Zöpfe sind jedoch nicht verflochten, sondern jeder bleibt für sich, und jeder ist durch Umwicklung mit einem festen Rindenbaststreifen steif wie ein Stab geworden. An der Wurzel ist um die einzelnen Zöpfe ein gemeinsames Rindengehäuse herumgenäht, das haubenartig auf dem Hinterkopfe sitzt.

Man sagte mir, daß die Haare des Jünglings nach der Jünglingsweihe nicht mehr abgeschnitten würden, und daß er sich dann von diesem Zeitpunkte an den Zopf wachsen läßt.

Tapa-Industrie in der Collingwood-Bay und um Cape Nelson.

Die Bekleidung für Männer und Frauen in Cape Nelson und Collingwood-Bay ist geklopfter Baumbast, die *„Tapa"* der Polynesier. (Weiter östlich, am Cape Vogel, tragen die Frauen Röcke aus Pandanusblattstreifen.) Die Männer ziehen einen schmäleren Tapastreifen zwischen den Beinen durch, die Weiber schlagen um ihre Hüften einen Streifen, der um den Leib eng anliegt und bis zu den Knieen heruntereicht. Die Tapa wird meist bemalt, das Bedrucken ist unbekannt.

Abb. 5. Tapaklopfende Frauen, Uiaku in der Collingwood-Bay.

Es gibt Zentren für die Tapa-Industrie. Als ich einmal das Maisindorf Uiaku besuchte, hörte ich schon vom Boote aus den hellen Klang der Tapaklopfer. Im Schatten eines großen Baumes sitzen dort immer ältere Frauen eifrig bei dieser Arbeit. Über ein großes gefälltes Baumstück als Unterlage hatte man den nassen Baumbast gelegt und mit einem harten Palmholzknüppel wurde auf den Bast geschlagen (Abb. 5). Die Tapaklopfer sind ganz glatt. Zusammenkleben der Tapa aus mehreren Stücken oder mehreren Lagen sah ich nie. Ein Schurz ist ein natürliches Baststück, selten werden zwei Stücke zusammen- oder übereinandergenäht.

Die Schurze werden noch alle mit einheimischen Farben bemalt. Ich kaufte in diesen Gegenden im Laufe der Zeit über 60 Männer- und Frauenschurze an; bei jedem wußte man den Stamm, wo er erzeugt worden war, bei den meisten gab man dem Ornament einen Namen und eine Erklärung dazu. Ein besonders schönes Muster

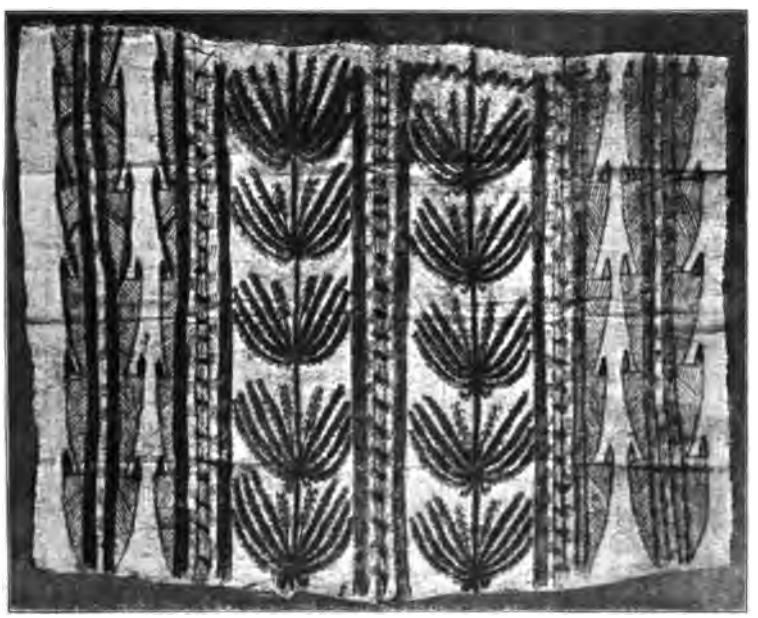


Abb. 6. Bemalter Frauenschurz aus Baumbast von den Koiakoia.

findet sich auf Abb. 6. Es rührt vom Stamme der Koiakoia her, aus dem Hinterlande; das Ornament wurde als ein Baum namens *„babadár"* bezeichnet (Wanigela-Sprache).

Der Baum, von welchem der Baumbast gewonnen wird, heißt *wuwúsi* in der Maisin-, *ara* in der Wanigela-Sprache; die Tapaschläger heißen in Maisin *fou,* in Wanigela *kóbuk.* In Wanigela nennt man den noch nicht geschlagenen Baumbast *kaisisip,* den geschlagenen, aber noch nicht bemalten *ef.*

Ausgrabungen alter Topfscherben in Wanigela, Collingwood-Bay.

Unter dem Amtsvorgänger des Resident Magistrate von Cape Nelson waren in der nahen Collingwood-Bay Ausgrabungen in Scherbenhügeln gemacht worden. Der größte Teil der ausgegrabenen und nach Cape Nelson mitgebrachten Scherben lag noch in der Nähe der Station auf einem Haufen beisammen, einige ausgewählte Stücke waren, wie man mir sagte, nach dem British Museum nach London gegangen. An den vorhandenen Stücken war eine größere technische Vollendung der Töpferkunst und eine dieser Gegend fremde Ornamentik sehr auffallend.

Ich begrüßte es daher mit großer Freude, als mir der gegenwärtige Resident Magistrate G. O. Manning Mitte Dezember 1905 Gelegenheit bot, zusammen mit ihm in seinem Waleboote in die Collingwood-Bay zu fahren. Es wurden Polizeisoldaten zur Beaufsichtigung der Arbeit, und Spaten und Hacken mitgenommen. Wir landeten nach einer eintägigen Ruderfahrt bei der Missionsstation in Wanigela, Collingwood-Bay. Wir bedauerten es sehr, den Missionar der anglikanischen Mission Mr. Money nicht angetroffen zu haben, da er bei den früheren Funden beteiligt war. Er mußte dieses Jahr während der Regenzeit die Station verlassen wegen des Schwarzwasserfiebers, da er schon einmal daran erkrankt war. Zunächst besuchten wir die Stelle im Dorfe Rainu, wo im Vorjahre die ersten Ausgrabungen bei der Anlage der Missionsstation gemacht worden waren. Es war ein etwa $1^1/_2\,m$ hoher, wohl ungefähr $5\,m$ breiter Hügel, der, wie man mir sagte, etwa $200\,m$ lang gewesen ist; derselbe war abgegraben und schon zum größten Teile weggeschafft. An dem restlichen Stücke sah man den Durchschnitt durch einen Sandhügel, reich an zerbrochenen Topfscherben.

Resident Magistrate C. A. W. Monckton schreibt im „Annual Report of British New Guinea, for the Year ending 30th June 1904", folgendes über diese Funde (S. 33):

„In some excavations carried ont by the mission and natives at Rainu, in Collingwood Bay, an interesting discovery was made of an old village site of a forgotten people, and a quantity of broken and ancient pottery found, of curious and unique design and shapes. The pottery was much superior to any now made or in use, and there is no tradition or record of the people by whom it was made. Among human remains, at a depth of 4 feet, two fragments of carved shell were found, placed, I think, originally in graves. The art of carving on hard shells is not now practised."

Auf drei Tafeln werden Abbildungen hiezu gegeben.

Ganz ähnliche, wie die von C. A. W. Monckton abgebildeten Stücke, konnte auch ich wieder mitbringen (Abb. 7 und 8).

Ich wählte zu meinen Ausgrabungen einen bis dahin noch ganz unberührt gebliebenen Hügel am Rande des nördlich von der Mission gelegenen Dorfes, der an Höhe und Breite dem schon abgegrabenen gleichkam, aber jedenfalls nicht so langgestreckt war. Ich ließ ihn der Quere nach durchstechen; das ausgegrabene Material wurde schichtenweise in Säcke verpackt. Etwa $1\,m$ unter der Oberfläche stieß ich auf vier menschliche Skelette, die, nach Lage und Vollständigkeit zu urteilen, dort begraben waren. Gerätschaften waren den Toten nicht beigegeben, dagegen fand ich ein Muschelstück, das scheinbar als Schmuck gedient hat.

Trotz der Skelettfunde halte ich jedoch den Hügel keinesfalls für einen Begräbnishügel, nicht etwa für einen „Tumulus", sondern für einen Abfallshügel, in welchen dann gelegentlich auch Tote bestattet wurden. Abfallshügel findet man oft in Neu-Guinea bei umfangreichen Niederlassungen, besonders an der Meeresküste, wo die Muschelabfälle reichlich Material dazu liefern. Hier war die Topfindustrie gewiß Veranlassung zu besonders großen derartigen Hügeln. Im Dorfe Uiáku beim Stamme der Maisin, etwas südlich im Winkel der Collingwood-Bay, sah ich einen Abfallshügel, auf welchem ein Haus erbaut war, offenbar der höheren und luftigen Lage wegen. Nun begraben die Papuas ihre Toten sehr häufig unter dem Hause, so daß mir in der Übertragung der gleichen Umstände auf den Fall in Wanigela, die natürlichste Erklärung für den Fund menschlicher Skelette in diesem Hügel gegeben scheint.

Außerdem fand ich in dem Hügel Knochen vom Schweine, Scherben und Henkel von Töpfen, Muschelschalen, die teils zum Schneiden gedient haben mögen, teils auch wohl nur den Überrest von Mahlzeiten vorstellten.

Während ich an dieser Stelle eine systematische Durchstechung des Hügels ausführen ließ, begannen die Eingeborenen auf eigene Faust an anderen Orten zu graben, darunter auch an einem weiter entfernten Hügel, eine gute Strecke landeinwärts, den ich nicht sehen konnte. Auch brachten sie besonders schöne Stücke zum Verkaufe herbei, die sie früher einmal gefunden und in den Häusern als Rarität aufbewahrt hatten. Natürlich wurde dabei auch der Versuch gemacht, da ja alle Funde belohnt wurden, mir auch ganz moderne Topfscherben zwischendurch anzubieten. Die beabsichtigte Täuschung konnte jedoch nicht gelingen, da die Unterschiede zwischen alter und neuer Töpferei zu auffallend sind. Die modernen Töpfe sind viel schwächer,

Abb. 7. Alte Topfscherben und eine geschnitzte Schneckenschale, ausgegraben in Wanigela.

dann fehlen in der modernen Töpferei die meisten Formen, welche die alten zeigen, und schließlich ist der Stil der Ornamente ein ganz anderer.

Von den früheren Bewohnern besteht heute keine Tradition, bloß die Töpferei ist an dem Orte geblieben, aber allem Anscheine nach nicht als Fortsetzung der alten Industrie, sondern bloß veranlaßt durch die Menge guten Tons. Es gibt heute mehrere Töpferzentren in dieser Gegend (z. B. Okeina), und es ist möglich, daß ein töpfereikundiger Stamm zu dem guten oder besseren Ton hinzieht. Es ist also von vornherein keine Veranlassung, zwischen der alten und neuen Bevölkerung einen Zusammenhang zu suchen.

Obzwar die Wanigela-Leute stets die alten Topfscherben finden, ist die neue Töpferkunst von der alten bis heute noch ganz unbeeinflußt. Dazu wohnen die neuen Bewohner wahrscheinlich noch zu kurz in dem Gebiete. Bis ans Meer kamen sie erst

vor wenigen Jahren, in den Sümpfen landeinwärts sollen sie auch nur seit einer Generation wohnen, wenn mir richtige Angaben gemacht wurden.

Die Schädel und Skelette sind bis jetzt noch zu wenig untersucht, um sagen zu können, wie viel Klärung der Frage von ihnen ausgehen kann. Bisher wurde nur der eine besterhaltene Schädel gemessen, mit einem Längenbreitenindex von 72·2. Auffallend ist eine außerordentlich starke Abnützung an den Kauflächen der Mahlzähne, die gemahlene Körnerfrüchte als Nahrung vermuten ließe (s. u.).

Die alten Töpfe müssen mitunter sehr groß gewesen sein und auch dem entsprechend dickwandig, oft sind sie im größten Umfange winkelig geknickt und dort besonders stark angelegt (Abb. 7 *B*). Sehr häufig haben sie einen breiten umgebogenen, verstärkten Rand. Einmal fand ich den Rand dreieckig durchbrochen (Abb. 7 *F*). Eine besondere Eigentümlichkeit der alten Töpferei waren Henkel, und zwar sind diese so mannigfaltig und vollkommen, wie sonst nirgends in Neu-Guinea (*G*); sonst

Abb. 8. Das Ornament von der Schneckenschale (Abb. 7 *C*), aufgerollt.

meist findet man nur kleine, ösenartige, hier aber konnte ich mir eine ganze Sammlung verschiedenartiger, wohlgestalteter Henkel anlegen. Sonderbar und auch der heutigen Töpferei unbekannt ist ein flaschenhalsähnliches Gebilde (*D*).

A auf Abb. 7 ist ein Stück eines zerschlagenen neuen Topfes der Wanigela-Leute. Er ist noch vom Ruß geschwärzt. Außerdem ist er viel dünnwandiger. Dann ist die Verzierung in Leistchen aufgeklebt, bei alten Topfscherben kommt das niemals vor. Auch wenn die Verzierungen bei neuen Töpfen eingeritzt sind, so sind sie roh gemacht im Vergleiche zu den alten Topfscherben.

Die vollkommenste Töpferei gibt es zurzeit auf der kleinen, zwischen Kiriwiwina (Trobriand) und Fergusson Island gelegenen Amphlettgruppe, nach den Erfahrungen des gegenwärtigen Gouverneurs der Kolonie, Exc. Captain F. R. Barton, der seit längerer Zeit auf seinen Inspektionsreisen Material zu diesen Fragen sammelt und auch mir bei meinen einschlägigen Studien viel geholfen hat. Was ich bisher von Töpferei von den d'Entrecasteaux-Inseln sah, war alles nicht so vollendet, wie die ausgegrabenen Stücke aus Collingwood-Bay. Ornamente sah ich nur wenig, und auch diese zeigten keine direkte Übereinstimmung.

Vielleicht können die Ornamente der verzierten Muschelstücke eher zur Aufdeckung der Verwandtschaft dieses Stiles mit einem der jetzt geübten dienen. Die beiden von C. A. W. Monckton gefundenen Stücke und das eine, welches ich mitbringe, sind alle drei sehr ähnlich.

Das Stück (Abb. 7, *C*) ist das obere, spitze Ende einer Konusschnecke und wurde, wie schon oben angedeutet, wahrscheinlich als Schmuck getragen. Unter den heutigen Kunstleistungen dieser Gegend finden sich keine geschnitzten Muscheln. Das Ornament ist auf Abb. 8 aufgerollt. Es besteht aus Spiralen, welche in sich zurücklaufen, dazwischen sind elliptische Mittelstücke eingeschaltet. Sowohl im Ornamente selbst als auch in der Anordnung und Einteilung könnte man vielleicht zum Massimdistrikt[1]) Beziehungen finden. Doch darf man sich mancherlei Verschiedenheiten beim näheren Vergleiche nicht verhehlen. Die „Spirale" ist im Massimdistrikt keine in sich zurückkehrende, meist ist sie ganz in konzentrische Kreise aufgelöst und endet in einem zentralen Punkte. Eine in sich zurückkehrende Spirale, wie sie in die Schneckenschale eingeritzt sind, ist aber als solche wieder kein sicherer Wegweiser, da sie in dieser Form allenthalben in Melanesien und Polynesien häufig wiederkehrt: um nur zwei extreme Punkte zu nennen, an der Nordküste von Deutsch-Neu-Guinea und auf Neu-Seeland.

Wenn man nun mit den heute noch lückenhaften Kenntnissen über diese Gegend doch eine Erklärung dieser Funde versuchen wollte, nur um zu einem vorläufigen Abschlusse zu gelangen, so könnte man diese verschwundene Töpferniederlassung als eine Kolonie von Stämmen aus dem Massimdistrikte auffassen. Man müßte aber Kunst und Bewohner nicht ohne weiteres mit der heutigen Kunst und den heutigen Bewohnern, z. B. der Trobriands-Inseln, in Verbindung bringen, sondern mit deren Vorfahren. Ob dies ausreicht, um über die Schwierigkeit der Verschiedenheiten des Stiles hinwegzuhelfen, ist nicht zu entscheiden, da wir über die Länge der Zeit, welche nötig ist, den Stil solcher primitiver Stämme zu ändern, keine Erfahrung haben. Für die höhere Kultur der Trobriands-Inseln selbst, die ausgebildete Häuptlingswürde usw., ist wohl polynesischer Einfluß anzunehmen, so daß diese Funde, mit dem Trobiands in Beziehung gebracht, auch Beeinflussung von der See aus vermuten lassen.

Das Ende dieser Töpfereiniederlassung mag durch die Bergvölker herbeigeführt worden sein. Diese drängen hier heute noch nach der Küste, mögen also vielleicht auch die früheren Bewohner dort überfallen, aufgerieben oder vertrieben haben. Die Bergbewohner kehrten wieder zurück. Später wanderten die Wanigela-Leute in das leere Gebiet.

Die vorstehende Mitteilung soll vor allem zu weiteren Nachforschungen in diesen Gegenden anregen; vielleicht bringt auch die Verarbeitung meines weiteren großen einschlägigen Materiales, das bisher noch nicht berücksichtigt werden konnte, neue Aufschlüsse.

Die Verhältnisse sind sehr kompliziert, andere Funde lassen sie vorläufig immer komplizierter erscheinen. So wurde im Inlande, in Yodda Valley, Northern Division, ein granitener Mörser mit Pistill gefunden, C. A. W. Monckton berichtet darüber in dem oben erwähnten Report. Man weiß nicht, ob Körnerfrüchte oder rote Farbe mit diesem Mörser gerieben werden sollten. Mais ist in dieser Gegend heute unbekannt.

Wenn man die ganz verschiedenen Typen der Menschen betrachtet, die von der Küste und die aus dem Inneren, die von verschiedenen Punkten der Küste und dann die von den Inseln, so wird man gewahr, daß man es hier mit Völkern zu tun hat, welche eine viele Jahrhunderte alte Geschichte von Wanderungen und Kriegszügen hinter sich haben müssen, aber leider eine ungeschriebene Geschichte, die man jetzt nach den geringen Resten und schwachen Anhaltspunkten nur nach langer Arbeit bestenfalls in den Hauptzügen wird rekonstruieren können.

[1]) A. C. Haddon, Decorative art of British New Guinea, 1894, p. 184.

Der diluviale (paläolithische) Mensch in Europa,

nach den neueren geologischen, paläontologischen und anthropologischen Forschungen; eine kritische Studie.

Von **H. Behlen** in Haiger.

(Schluß.)

III. Außeralpine Vorkommnisse. Wie sich die weiter ab liegenden paläolithischen Höhlenstationen, wie die an der Vezère usw., in die oben durchgeführte Altersordnung einfügen, ist leider nicht oder nicht sicher zu erkennen, da auf die Lagerungsverhältnisse mit Rücksicht auf den Löß nicht genügend geachtet worden ist. Sichere Fälle, wo die altdiluviale, wärmeliebende und die spätdiluviale, arkto-alpin-kontinentale Fauna in Höhlen übereinanderlagern, sind mir außer Mentone keine bekannt. In Deutschland käme vielleicht Heppenloch in der schwäbischen Alb in Frage. Selbst Höhlen, die nur die ältere, wärmere Fauna (ohne paläolithische Funde) bergen, sind, wenigstens diesseits der Alpen und Pyrenäen, nur in geringer Zahl bekannt. Ich führe an nach Schlossers Zoologieberichten im Archiv für Anthropologie: Montoussé (Hautes Pyrénées), Bd. 23, S. 120/1, und Bd. 27, S. 124; Montsaunés (Haute Garonne), Bd. 24, S. 156; Montsaunés, Es Taliens et Montoussé, Bd. 27, S. 166/7; dieselben und Montmaurin, Supplementband 1904, S. 121/2;[1]) Victoriahöhle (Settle Yorkshire), Bd. 27, S. 118. Über die neuesten Ausgrabungen des Fürsten von Monaco bei Mentone liegt nach Penck (Lieferung 7, S. 743) bis 1905 nur ein kurzer Bericht Boules vor. „Er (Boule) zeigt, daß in der Prinzenhöhle die mittleren und oberen Schichten Elemente der arkto-alpinen Fauna einschließen: wollhaariges Rhinozeros, Steinbock, Murmeltier, Ren; die unteren Straten bergen hingegen eine typische interglaziale Fauna mit Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii und Hippopotamus.“ Bei Mentone spielt also auch schon in diesen tieferen Schichten eine anscheinend rein südliche Form, Hippopotamus major hinein, die weiter nördlich, so in Frankreich, England, in Deutschland (nur bei Mosbach), neben anderen sehr alten Formen einer anscheinend viel älteren Zeit angehört, als das Gros der Stationen mit Rhinoceros Merckii und Elephas antiquus. Nach alledem dürfte Boule von seinem Standpunkte aus nicht so ganz Unrecht haben, wenn er alle Ablagerungen mit der arkto-alpinen Fauna in das obere Quartär stellt und auch Le Moustier mit seiner „letzten“ Vergletscherung parallelisiert, während er Ablagerungen mit Elephas antiquus und Rhinoceros Merkii (und im übrigen unserer Waldfauna und -Flora) zwischen die beiden letzten von ihm angenommenen Eiszeiten verlegt. Man braucht nur anzunehmen,

[1]) Vgl. hiezu die ausführlichen Mitteilungen von Dr. Hugo Obermaier, „Beiträge zur Kenntnis des Quartärs in den Pyrenäen“, 2. Teil, im Arch. f. Anthrop., V, 3 und 4, 1906.

daß eben die letzte Boule'sche Eiszeit den beiden Penck'schen letzten, nach meiner Ansicht durch eine kalte und trockene letzte Interglazialzeit kontinuierlich verbundenen Eiszeiten entspricht.

Bei Mentone war bisher, bis 1894, nur ein Unterkieferfragment von Renntier durch Abbot gefunden und 1899 von Verneau in einem kurzen Berichte (L'Anthropologie, S. 439/52, siehe auch Schlossers Zoologiebericht im Archiv f. Anthr., Bd. 27, S. 173) erwähnt. Nach Mortillet (Le Préhistorique, 3. Aufl., Paris 1900, S. 310 und 403) soll das Renntier sowohl in Italien wie jenseits der Pyrenäen gänzlich fehlen. Diesen bei Mentone gefundenen Rest des Renntieres hielt man für zufällig, für verschleppt. Seitdem haben die neuesten Ausgrabungen, die der Fürst von Monaco veranstalten ließ, nach dem erwähnten kurzen Berichte von Boule (siehe Penck und Brückner, Lieferung 7, S. 743, und vergleiche auch das Referat von Lissauer in der Zeitschrift f. Ethnologie, 36. Jahrg., Berlin 1904, S. 455) ergeben, daß, um mit Penck zu reden, „wir also hier eine regelrechte Überlagerung der interglazialen Fauna durch die arkto-alpine vor uns haben". Die arkto-alpine Fauna schließt dieselben Magdalénien-Feuersteintypen ein wie sonst; in der tieferen, interglazialen sollen Moustiertypen vorkommen. Näheres ist jedoch abzuwarten. Menschliche Gebeine hat diese neue Grabung in der „Prinzenhöhle" bisher nicht ergeben, während die „Kindergrotte" vier menschliche Skelette ergeben hatte. Diese Höhlen liegen nur wenige Meter über dem Spiegel der See und sind heute so gut wie unzugänglich. Wir haben also, wenn wir nur die sicheren Ergebnisse beachten, aus spätdiluvialer Zeit eine jungpaläolithische, eine altpaläolithische überlagernde Fundstätte mit derselben arkto-alpinen Fauna und denselben Feuersteingeräten wie sonst überall in Mitteleuropa, und zwar unmittelbar am Felsengestade des ewig blauen Mittelländischen Meeres, an der Riviera di Ponente, heute der wärmsten Gegend Europas, wo Palmen, wenigstens geschützt, im Freien fortkommen. Und ebenso hat Regalia auf der Insel Palmaria an der Riviera di Levante bei Spezzia in der Grotte dei Colombi neben Resten menschlicher Tätigkeit dieselbe spätdiluviale, arkto-alpine Fauna mit Schneeeule, Schneemaus, Schneehase, Hermelin, Vielfraß, Steinbock, Gemse und Murmeltier angetroffen und desgleichen in einer benachbarten Grotte auch Alpendohle (siehe Schlosser, Zoologiebericht im Archiv f. Anthr., Bd. 24, S. 152 und Bd. 25, S. 207). Da Palmaria heute Insel ist und die Grotten von Mentone von der See her heute unzugänglich sind, so muß, was auch aus der Verbreitung der englisch-irischen spätdiluvialen und heutigen Säugetiere und des spätdiluvialen Menschen nachweisbar ist (siehe Schlosser, Zoologiebericht im Archiv f. Anthr., Bd. 26, S. 163, über Scharff), Europa zur spätdiluvialen Zeit, spätestens zur Steppenzeit (wie auch Woldřich, Mitteil. d. Wiener Anthrop. Ges., 31. Bd., 1901 [130], folgert, der jedoch die Steppenzeit der diluvial-glazialen folgen läßt) auf einem höheren Sockel gestanden haben als heute, es muß durch eine vorübergehende Erdkrustenbewegung um so viel gehoben gewesen sein, daß diese Inseln mit dem Festlande zusammenhingen. Ob sich allein durch diese Vergrößerung des Festlandes der kontinentale Charakter der beiden letzten Eiszeiten und der letzten Zwischeneiszeit erklärt, ist freilich fraglich. Daß die Eiszeiten an sich nichts mit dieser Krustenbewegung zu tun haben, ist sicher, denn die Eiszeiten sind zirkumpolar, auch finden Krustenbewegungen zu allen Zeiten und an allen Orten fortwährend statt, ohne daß eine Eiszeit die Ursache oder Folge wäre. Vermutlich haben, den mächtigen Alluvionen in Mittel- und Nordeuropa nach zu schließen, die ältesten Eiszeiten unseren Erdteil oder Teile desselben gerade in einer tieferen Lage getroffen, wodurch sich auch sonst einige merkwürdige Erscheinungen erklären ließen.

IV. Langenaubach und Steeden. Lehren uns die vergletscherten Gebiete den Zusammenhang des paläolithischen Menschen mit den geologischen Zeitabschnitten und glazialen Ereignissen kennen, so dürfen doch daneben paläolithische Stationen außerhalb des eigentlichen glazialen Gebietes nicht gering geachtet werden. Wiederum, und sogar viel mehr noch als im eigentlich glazialen Gebiete, ist es für diese Gegenden der Löß, der einen unschätzbaren geologischen Horizont abgibt, der für unsere Zwecke um so wertvoller ist, als er fast überall verbreitet ist und stellenweise reichlichst paläolithische Geräte und auch menschliche Gebeine birgt — nicht nur in Freihimmelvorkommen, sondern auch, was bisher noch kaum berücksichtigt worden ist, in und vor Höhlen. An zwei spätdiluvialen Ablagerungen, dem Schuttkegel am Wildweiberhausfelsen bei Langenaubach im oberen Dilltale (Nassau) und am Felskopfe Schleißberg daselbst, sowie vor der Steedener Höhle „Wildscheuer", ist es mir vergönnt gewesen, über die Lagerung des Lößes zu den lößfreien, spätdiluvialen Ablagerungen einige Beobachtungen zu machen (über erstere vgl. Behlen, „Das Alter und die Lagerung des Westerwälder Bimssandes und sein rheinischer Ursprung" im Jahrb. d. Nass. Vereines für Naturkunde, Bd. 58, 1905, über letztere „Eine neue Nachgrabung vor der Steedener Höhle Wildscheuer nebst einem Exkurs über die diluvialen Höhlenablagerungen im allgemeinen in den „Annalen des Vereines für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung", Bd. 35, 1905). Am Wildweiberhausfelsen ruht — bezeichnend für die relativ geringe Spanne der seit dem Beginne der Ablagerung verflossenen Zeit — fast unmittelbar am rauschenden Aubach, kaum 4—5 *m* über seinem Spiegel, auf dem schräg ansteigenden Fuße des Felsens zu unterst 70 *cm* Löß mit Eluvium, in dessen unterster Schichte, als bisher einzige Anzeichen (?) von der Anwesenheit des Menschen, sich zerschlagene Knochen vom Renntiere gefunden haben. Löß ist heute der ganzen schon hochgelegenen rauhfeuchten Gebirgsgegend fremd bis auf diese Stelle und den Schleißberg (einen Kalkfelsen, $^1/_2$ Stunde entfernt vom Wildweiberhausfelsen, 1 *km* vom Aubach entfernt, 80 *m* über seinem Wasserspiegel). Am Schleißberg wiederholen sich im übrigen auch ungefähr die Lagerungsverhältnisse des Schuttkegels vom Wildweiberhausfelsen, weshalb hier nur letztere Ablagerung berücksichtigt zu werden braucht. Erst bei Wetzlar, im Lahn- und Dilltale, finden wir Löß überhaupt und in bedeutender Mächtigkeit wieder. Jedenfalls ist er in den auch in der kontinentalen spätdiluvialen Zeit feuchteren Gebirgsgegenden nur spärlich, im Windschatten von Felsen, zur Ablagerung gekommen und da auch später erhalten geblieben. In dieser Löß-Eluviumschicht am Wildweiberhausfelsen finden sich nun auf kleinster Stelle fast zahllose abgeworfene, jugendliche Renntiergeweihe und eine schier überreiche Fülle der von diluvialen Eulen herbeigeschleppten und in Gewöllen ausgespieenen spätdiluvialen, nordisch-alpinen Kleinfauna mit Halsbandlemming an der Spitze. Über der Lößschicht folgt 90 *cm* Eluvium mit rotbraunem Verwitterungslehm ohne Löß mit denselben Tierresten. Diese unteren Schichten werden durch das Siegel der rheinischen Bimssanderuption, deren Lapilli vom Laacher See bis hieher verweht und im Windschatten der Felsen abgelagert und ebenfalls wie die Reste des Lößes vor Abflößung bewahrt wurden, nach oben hin abgeschlossen. Der Bimssand, erst 10 *cm* grobe Lapilli, dann 30 *cm* Staub, ist 40 *cm* dick. Darüber folgt wieder 30 *cm* Eluvium mit rotbraunem Verwitterungslehm, unten mit derselben arktisch-kontinentalen Fauna, aber schon nicht mehr in der überwältigenden Fülle wie in der Lößschicht und der sie überlagernden lößfreien Eluviumschicht. Sehr bald finden sich Waldtiere ein, die bis zur Oberfläche, dem 30 *cm* dicken, obersten, jüngsten humosen Eluvium, anhalten, wenn

auch in sehr geringer Individuenzahl, da der Wald im Vergleiche zu der Gras- und Krautfülle der Steppe und Tundra nur sehr wenige Tiere ernährt.

Während also beispielsweise in der postglazialen Station Schweizersbild Löß nicht vertreten ist und auch nicht vertreten sein kann, ist in dem Langenaubacher Profil die interglaziale Steppenzeit, die Würm-Glazialzeit und die Post-Würm-Glazialzeit, die Übergangszeit zur Waldzeit und letztere selbst vertreten. Die stete Abwitterung des Felsens, an dessen Fuße die Abwitterungsprodukte der Zeitfolge nach geschichtet liegen, sichert in jeder Hinsicht die Kontinuität. Ein neues und höchst interessantes Moment bringt die — momentane — Ablagerung des Bimssandes in der Post-Würmzeit hinein. Auch hier wie am Martinsberg bei Andernach bedeckt der Bimssand die spätdiluvialen Ablagerungen, bei Andernach letztere allerdings unvergleichlich reicher, und darunter auch Menschenspuren.

Bei Steeden an der Lahn war in der Höhle Wildscheuer durch v. Cohausen zwar dieselbe arkto-alpine Fauna in noch größerer Artenfülle nachgewiesen und daneben auch reichliche Spuren des paläolithischen Menschen in Gestalt von Feuersteinen, Brandresten, zerschlagenen Knochen, Elfenbein- und Knochenwerkzeugen, selbst verzierten. Aber die Ausgrabungsmethode (Nass. Ann., Bd. 15, 1879, S. 305 f.) gab über die Lagerung der dortigen Schichten keinen Aufschluß. Löß war auch bei Steeden vertreten. Es kam mir darauf an, zu wissen: wie verhält sich Steeden zu Langenaubach? Zum Glück war vor der Höhle Wildscheuer noch ein Block fast unangetasteter Erde vorhanden. Der Nassauische Altertumsverein hatte die übrigens nicht sehr bedeutenden Mittel zu einer Nachgrabung bereitgestellt und so konnte denn im Sommer 1905 gegraben werden. Bimssand ist in der Umgegend von Steeden und selbst in der Leerschlucht, in der die Höhle liegt, vertreten. Ist er es auch vor der Höhle? Leider war in dieser Hinsicht das Resultat negativ, da sich die oberste Schicht als gestört, als durch wiederholte oberflächliche Nachgrabungen durchwühlt erwies. Erst 60 *cm* unter der Oberfläche waren die diluvialen Schichten intakt. Es folgte dann Löß mit Eluvium, wieder, wie bei Langenaubach, mit vielen abgeworfenen jugendlichen Renntiergeweihen, und auch hier der Lokalität (zerklüfteter Felsen) entsprechend mit der aus den Eulengewöllen stammenden arktisch-kontinentalen Kleinfauna. Deren Bestimmung sowie die der übrigen Tierreste ist hier wie am Wildweiberhausfelsen dem Herrn Dr. Max Schlosser in München zu danken. Der Erhaltungszustand sämtlicher bis in die zartesten Details intakter Knochen und Knöchelchen war in Steeden derselbe wie in Langenaubach. Neben den Renntiergeweihen und der Kleinfauna fanden sich in Steeden im Löß, wenn auch nicht so häufig wie in der gleich zu behandelnden tieferen Schicht, zerschlagene Knochen von Renntier, Pferd, Rhinoceros tichorhinus u. a.; dann Feuersteinmesser und -Schaber vorwiegend aus fremdem, also importiertem besseren Materiale, daneben aber auch gröbere aus an der Lahn einheimischem Kieselschiefer. Herdstellen fand man, vielleicht zufällig, im Löß nicht; das will nicht viel bedeuten, da wir wissen, daß anderswo gerade der Löß reich an solchen ist, z. B. in den großartigen paläolithischen österreichischen und mährischen Lößstationen. Während aber bei Langenaubach der Löß unmittelbar dem Felsen auflagerte, also dort die Ablagerung erst (übrigens aus rein lokalen Gründen) in der Lößzeit ihren Anfang nahm, so ward bei Steeden die Lößschicht unterteuft von einer rein lößfreien, ebenfalls zirka 60 *cm* starken Eluviumschicht mit rotem, zähem Verwitterungslehm. In dieser Schicht fanden sich Brandspuren, Feuersteinmesser (im Gegensatze zum Löß meist aus einheimischem Materiale) und eine Fülle der bekannten arktisch-kontinentalen, spätdiluvialen Fauna, nämlich:

Vulpes lagopus, Canis lupus, Ursus spelaeus, Hyaena spelaea (?), Cervus Maral (?), Rangifer tarandus, Antilope Saiga oder Antilope rupicapra, Equus caballus, Rhinoceros tichorhinus (?), Elephas primigenius und Tetrao urogallus. In der Mikrofauna vorwiegend Lemming. Diese Schicht ruhte unmittelbar auf dem Felsen auf. Sie hat sich nach gewöhnlichem menschlichen Ermessen in unendlich langen Zeiträumen gebildet. Sie hat in der Riß-Eiszeit ihren Anfang genommen, hat sich während der Lößinterglazialzeit weitergebildet und gewiß ebenso weitergebildet durch die letzte (Würm-) Glazialzeit und die ganze Postglazialzeit, wenn wir auch von der Steppenzeit an die Ablagerungen wegen der Durchwühlungen nicht mehr verfolgen können. Jedoch ergänzt hier Langenaubach in völlig klarer Weise das Profil. Beider Kombination bestätigt die oben gezogenen allgemeinen Schlußfolgerungen.

Auch hier sind die beiden letzten Glazialzeiten oder, um nur ganz Sicheres zu sagen, auch hier ist, auf Grund von Steeden, die interglaziale Steppenzeit, d. h. die Lößperiode und die ihr voraufgehenden, gerade hier an menschlichen Aufenthaltspuren so reiche vorletzte (Riß-) Glazialzeit nicht durch Ablagerungen eines warmen Abschnittes mit frühdiluvialen Formen, etwa wie Rhinoceros Merckii, getrennt.

Diese beiden Stationen stehen nicht allein, dieselben Verhältnisse wiederholen sich, wie eine einfache, aber genaue geologisch-paläontologische Analyse erweist, bei einigen anderen Höhlen, so besonders belgischen; man vergleiche Duponts exakten Bericht: „Les temps préhistoriques en Belgique, l'homme pendant les âges de la pierre dans les environs de Dinant sur Meuse", zweite Ausgabe, Brüssel 1873, und vor allem auch die in anthropologischer Hinsicht wichtigste belgische Ablagerung von Spy. Besonders erweist sich Duponts im wesentlichen mit der Lößperiode zusammenfallendes „âge du renne" nicht als letztdiluvial, denn über diesen Schichten folgen ja noch die der letzten Glazial- und Früh-Postglazialzeit. Offenbar hat Dupont diejenigen Lößhöhlen, wo zufällig Elephas primigenius und die übrigen ausgestorbenen spätdiluvialen Tiere vorkommen, in sein „âge du Mammut", diejenigen, wo solche zufällig nicht vorkommen, in sein „âge du renne" gestellt (siehe S. 130). Es resultiert eine völlig widersinnige und widerspruchsvolle Einteilung der Höhlen und ihrer Funde. Daß auch der Mensch und seine Ethnographie, wie sich Dupont ausdrückt, in beiden Ablagerungen dieselben sind, geht aus S. 128 hervor.

Der Löß, d. h. die Hauptbildung der letzten Interglazialzeit, bietet uns also besonders außerhalb der Alpen ein unschätzbares stratigraphisches Hilfsmittel. Seine Fauna ist dieselbe wie die der unmittelbar vorangehenden vorletzten und unmittelbar folgenden letzten Glazialzeit. Diese Fauna ist durch ihr jugendliches Alter ausgezeichnet und trägt den Charakter einer arkto-alpin-kontinentalen Steppenfauna. Gerade außerhalb des glazialen Gebietes birgt der Löß reiche archäologische Reste. Diese sind nicht zu unterscheiden von denen aus Ablagerungen, die der vorangehenden und folgenden Glazialzeit zuzurechnen sind. Ablagerungen aus der der vorletzten Glazialzeit voraufgehenden wärmeren Interglazialzeit sind wegen ihres hohen Alters und der Verhüllung durch die Bildungen der beiden letzten Glazialzeiten einschließlich Löß äußerst spärlich. Auch hatte Denudation sie schon meist vor Ablagerung der Produkte der vorletzten Glazialzeit entfernt. Nur im Gebiete der Alluvionen können wir hoffen, in unfangreicherem Maße auf solche zu stoßen. Gesichert scheinen solche Ablagerungen mit archäologischen Funden bis jetzt nur aus Krapina und Taubach vorzuliegen.

V. Krapina und Taubach. Ihrer Fauna und Flora nach älter als sämtliche bisher berührten paläolithischen Stationen und etwa gleich alt mit Hötting (?), Flur-

lingen, Dürnten und Wetzikon, leider aber geologisch nicht völlig klar ihrer Zeitstellung nach zu erschließen, sind zwei äußerst wichtige Ablagerungen: die von Krapina und Taubach. Bei beiden wurden Brandspuren, bearbeitete oder wenigstens gebrauchte Feuersteine, zerschlagene Tierknochen und zu wichtigst auch Menschenreste selbst gefunden. Die Feuersteine von Krapina sind, soweit die Abbildungen des Erforschers Dr. Gorjanović-Krambergers mir ein Urteil gestatten, zwar roh, jedoch im übrigen schließen sie sich denen der spätdiluvialen Zeit an. Vielleicht liegt das Rohe nur am Lokalfeuerstein. Die Ablagerung liegt in einer Nische, 25 *cm* hoch über dem Bache Krapinica. Zu unterst liegen 2·80 *m* Bachsedimente mit Biber, dann zirka 8 *m* Felsabwitterungsschutt mit den übrigen Tier- und Menschenresten. Die Fauna ist nach Gorjanović-Krambergers erster Angabe 1901: Wolf, brauner Bär und Höhlenbär, Marder, Otter (?), eine Katzenart, Murmeltier, Biber, Hamster, Pferd, wollhaariges Rhinozeros (antiquitatis Blumb. tichorhinus), Wildschwein, Rothirsch, Reh, Riesenhirsch (Cervus euryceros Aldr.) und Urstier. 1904 wird durch neue Funde die Katzenart, als: Wildkatze und das Nashorn als Rhinoceros Merckii nach Dr. Max Schlosser angegeben. Außerdem tritt neu hinzu die Ratte. 1905 wird nochmals für die Bestimmung des Rhinozeros als Merckii eingetreten, die auch Schlosser inzwischen in der Literatur energisch vertritt. Die Fauna ist die einer etwa unserer heutigen ähnlichen Waldzeit. Rhinoceros Merckii läßt aber nur an eine altinterglaziale Waldzeit denken. Etwas störend ist nur Murmeltier, und Gorjanović-Kramberger sagt ausdrücklich, daß hieraus auf eine intensivere Ausbreitung der Gletscher geschlossen werden müsse. Das würde nun wieder schlecht mit der Waldzeit stimmen. Wohl nur zufällig fehlt Elephas antiquus. Es fällt auf das Fehlen von weiteren altertümlichen Formen, wie solche, die den ältesten diluvialen Faunen, wie Mosbach und Süßenborn, das Gepräge geben: Equus Stenonis, Alces latifrons, Hippopotamus major, Rhinoceros etruscus, Trogontherium Cuvieri. Wir werden daher Krapina in eine zwar ältere Periode als die bisher betrachtete spätdiluviale, aber trotzdem in ein uns verhältnismäßig nahes, nämlich das vorletzte Interglazial stellen. Dagegen sprechen auch nicht die später im Zusammenhange zu behandelnden, wenn auch recht altertümlichen Menschenreste. Zwischen dem Löß und Krapina liegt nach Gorjanović-Kramberger eine kleine Faltung der Erdkruste, die natürlich alle vorher abgelagerten Bildungen (pliozän und postpliozän, einschließlich der dadurch etwas schiefgestellten untersten Wassersedimente der Nische von Krapina) betroffen haben soll. (S. die vorliegenden „Mitteilungen" 1901, S. 164 f.; 1904, S. 187, und 1905, S. 197.)

Taubach ist eine Kalktuffablagerung im Ilmtale. Derartige Kalktuffablagerungen finden sich an der Ilm, von Taubach an über Ehringsdorf bis Weimar, noch mehrere. Man hat (siehe Götze, „Die paläolithische Fundstelle von Taubach bei Weimar", Zeitschr. f. Ethn., 24. Bd.„ 1892, S. 316) geglaubt, diese Kalktuffe als Seesedimente deuten zu sollen. Schwerlich mit Recht! Es ist schlechthin unverständlich, wie in einem solchen Ilmsee solche Kalktuffe entstehen könnten. Sie scheinen nur Gehängebildungen, Quelltuffe in dem Kalkgebiete zu sein, die dem zeitweisen Austrocknen ausgesetzt waren. In einem einer solchen Austrocknung angehörigen Sande aus Kalkröhrchen der Characeen-Inkrustationen fanden sich vorzugsweise die menschlichen Reste. Diese Absätze müssen sich auch relativ schnell gebildet haben, da (wie aus Klaatsch, a. a. O., S. 245, zu sehen ist) ganze stehende Baumstämme versintert und so in ihrer Form konserviert wurden. Sie hatten also nicht so viel Zeit, um zu verfaulen. Dasselbe ist bei den Tierresten zu sehen. Ja, es sind Vogeleier- (?) und

Reptilieneiernester erhalten. Die Quellen, die diese Absätze nach und nach aufbauten, scheinen nur zeitweise an einer und derselben Stelle hervorgetreten zu sein, da sich ihre Absätze an verschiedenen Stellen der Ilm finden. Nach dem Versiegen derselben hörte dann lokal die Kalktuffbildung auf. Der Kalktuff von Taubach gibt uns also ein Momentbild aus alter Zeit. Die Fauna ist: Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Bison priscus, Bos primigenius, ein Bär, Schwein, einige große Hirsche, Reh, Biber, Pferd usw. Neben Elephas antiquus, der sehr häufig ist, soll auch Mammut, jedoch sehr selten, vorkommen, desgleichen neben dem sehr häufigen Rhinoceros Merckii, Rhinoceres tichorhinus. Da Taubach noch von Löß überlagert ist, so ist wohl sicher, daß diese spätdiluvialen Formen aus dem Löß stammen.[1]) In Taubach kommt auch eine unserer Flora ähnliche Flora vor. Die Pflanzen sind nach der gütigen Angabe Dr. E. Wüsts auf Grund der Bestimmungen von Dr. A. Schulz der im Mineralogischen Institute in Halle aufbewahrten Reste aus Weimar-Taubach: Hypnum, Chara, Pinus cfr. silvestris, Betula sp., Quercus cfr. Mammuthi Heer (?), Corylus Avellana, Tilia sp., Fraxinus excelsior, Hedera Helix und auffallenderweise Thuja occidentalis; aus gleichartigen Tuffen von Tonna kommt noch hinzu: Scolopendrium officinarum, Salix sp., Ilex aquifolium, Acer sp. und Fraxinus cfr. sambucifolia. Entgegenstehende Angaben in der Literatur wären demnach zu berichtigen. Kein Element weist also auf ein anderes Klima als auf ein dem unseren ähnliches hin. Wir möchten daher Taubach für noch etwas älter als Krapina halten, im übrigen aber in dieselbe vorletzte Interglazialzeit stellen. Daß Taubach der Fauna nach bedeutend jünger sein muß, als die benachbarte, im wesentlichen mit Mosbach übereinstimmende Kiesablagerung von Süßenborn, hat Wüst („Untersuchungen über das Pliozän und das älteste Pleistozän Thüringens" in den Abhandlungen der Naturf. Ges. zu Halle, 23. Bd., 1901, aus der Fauna und den Lagerungsverhältnissen nachgewiesen. Die Kiese von Süßenborn enthalten noch kein nordisches Material, während die Taubacher Schichten solches führen (a. a. O., S. 80), es kann also Süßenborn präglazial sein, während zwischen Süßenborn und Taubach mindestens eine (alte) Glazialzeit liegen muß. In Taubach fand Weiß bei der Suche nach Konchylien auch einen menschlichen Zahn (Milchzahn eines Kindes), später fand sich, auf die Anregung Nehrings hin, daß noch ein Mahlzahn eines Erwachsenen vorhanden ist. Über die Feuersteinartefakte bin ich nicht orientiert genug, ein Urteil abzugeben, nach Abbildungen von Götze (a. a. O., S. 372) und Klaatsch (a. a. O., S. 213) und nach dem, was mir jüngst Dr. A. Götze in Berlin und A. Möller in Weimar zeigte, sind sie zwar primitiv, aber nicht wesentlich von den spätdiluvialen abweichend. Taubach ist meines Wissens die älteste Urkunde der gesamten Menschheit.

VI. Die sogenannten Eolithe. Frühere menschliche Reste oder Spuren als die von Taubach sind mir nicht bekannt. Ich bezweifle daher mit Boule (siehe Schlossers Zoologie-Literaturbericht im Archiv f. Anthr., Bd. 26, S. 151), daß, abgesehen von den ebenfalls schon völlig zweifelhaften sogenannten Chelléen- und Acheuléen-Feuersteinen, die angeblich noch älteren sogenannten Eolithe als menschliche Artefakte gedeutet werden müssen oder können.

Schon die Art der Verbreitung dieser Eolithe mitten im Flußalluvium schließt jede menschliche Tätigkeit bei ihrer Ablagerung aus, es müßte also stets Umlagerung angenommen werden. Die an diesen angeblichen Feuersteinartefakten zu beobachtenden

[1]) In der Weimarer Sammlung habe ich mich nicht von der Anwesenheit von Mammut und Rhinoceros tichorhinus im Kalktuff überzeugen können, am allerwenigsten zusammen mit El. antiquus und Rh. Merckii.

Splitterungen und Ablösungen können durch natürliche Einflüsse entstanden sein. Andere menschliche Spuren, etwa in Gestalt von Brandstätten, zerschlagenen und angebrannten Tierknochen oder gar menschlichen Resten, sind niemals in diesen Flußalluvionen gefunden, obwohl Tierreste vom Alter von Taubach und noch ältere (der Mosbachstufe) häufig in diesen Sanden angetroffen werden. Ich schließe mich daher den Worten des Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft Hofrat Dr. Toldt (in der Jahresversammlung vom 23. März 1904, siehe Mitteilungen d. Wiener Anthrop. Gesellsch., Bd. 34, 1904, S. [25]) an, die lauten: „Der sichere Beweis, daß wenigstens ein Teil der Eolithen ihre Formen der gestaltenden Tätigkeit des Menschen verdankt, wird wohl erst dann erbracht sein, wenn sie zusammen mit unzweideutigen Spuren menschlicher Kultur oder mit Körperresten des Menschen gefunden werden. Erst dann würde die Existenz des Menschen in der Tertiärperiode erwiesen sein."

Der Exponent der Eolithenbewegung ist der Konservator am naturhistorischen Museum in Brüssel A. Rutot, von Fach Geologe. Rutot hat seine Ansichten niedergelegt (abgesehen von einigen kleineren, mehr geologischen Arbeiten, nämlich: „Comparaison du quaternaire de Belgique au Glaciaire de l'Europe centrale" im Bulletin de la Soc. Belge de Géologie, de Palaeontologie et d'Hydrographie, XIII. Bd., 1899, Brüssel 1902; „Esquisse d'une comparaison des couches pliocènes et quaternaires de la Belgique avec celles du Sud-Est de l'Angleterre", daselbst XVII. Bd., 1903, und dem geradezu erschreckend oberflächlichen Essai d'évaluation de la durée des temps quaternaires, daselbst XVIII. Bd., 1904) in dem Werke: „Le Préhistorique dans l'Europe centrale, Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre à l'exclusion du néolithique", Namur 1904. Es würde eine Analyse der Rutot'schen Ansichten den Umfang dieser Arbeit weit überschreiten. Ich muß mich daher damit begnügen, meiner auf ein beeinflußtes genaues Studium des Rutot'schen Werkes basierten Überzeugung dahin Ausdruck zu geben, daß noch selten mit mehr Oberflächlichkeit und mehr Phantasie ein einschlägiges wissenschaftliches Werk verfaßt worden ist. Ich kann aber nur eindringlich raten, sich die angeblichen Rutotschen Entdeckungen genau unter der Lupe zu besehen. Auch hier ist wieder ein Fall, wo die Archäologie, und dazu ein geologischer Archäologe, der Geologie zu geben vorgab, während in Wirklichkeit die Gabe meiner Ansicht nach wertlos ist.[1])

In Deutschland fand Rutot 1903 bei Klaatsch höchsten Beifall und nach diesem ist es besonders Hahne, der Rutots Funde ungeteilt bewundert. Seitdem ward Belgien das Mekka der Silexforscher. Klaatsch sagt 1903 (Zeitschr. f. Ethn., 35. Jahrg., 1903, S. 115): „Zur Klarheit über alle diese Silextypen und „-Perioden" gelangte ich erst durch meine Studien in Belgien. Auf der Reise von Paris zum Dortmunder (Anthropologen-) Kongreß nahm ich in Brüssel kurzen Aufenthalt, um Rutots Bekanntschaft zu machen, dessen Arbeiten über die primitiven Silexindustrien des belgischen Diluviums so großes Aufsehen hervorgerufen hatten. Die Lektüre seiner Schriften hatte mich zwar sehr interessiert, aber zur Erkenntnis der wahren Bedeutung der Tatsachen gelangte ich erst durch die Betrachtung von Rutots Sammlungen. Die zunächst nur kurze Besichtigung der wenig bearbeiteten Feuersteinstücke aus den tiefen Schichten des Diluviums der Gegend von Mons zeigte mir zur Genüge, daß hier der Mann und der Boden gefunden waren, die mir jene Klarheit geben konnten, welche ich in Paris vergeblich gesucht hatte." Aber in Deutschland ist es doch eigentlich Hahne, der, die Anregung von Klaatsch auf-

[1]) Dieses harte Urteil können auch nicht abändern Werke, wie das des Nachbeters Rutots, Georges Engerrand, „Six leçons de Préhistoire", Brüssel 1905, mit einer Vorrede von L. Capitan.

nehmend, mit großem Nachdrucke, leider aber auch mit großer Einseitigkeit für die Eolithen eingetreten ist. Freilich sind auch andere Forscher, wie Bracht (Zeitschr. f. Ethn., 35. Jahrg., 1903, S. 823) und Verworn (Korresp.-Bl. d. Deutschen Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch., 36. Jahrg., Maiheft, 1905, S. 63) mit kritischen Augen an die schnell berühmt gewordenen belgischen Silexfundorte herangetreten, und gerade deren Berichte sind die wichtigsten, leider sind sie negativ für den, der zwischen den Zeilen zu lesen weiß. Im wesentlichen skeptisch verhalten sich auch die deutschen Geologen, darunter Jentzsch, Wahnschaffe, Keilhack (Zeitschr. f. Ethn., 36. Jahrg., 1904, S. 301 f.), nicht sowohl gegenüber der Artefaktennatur der fraglichen Silexe, die sie von ihrem Standpunkte — d. h. von dem des uninteressierten Geologen — aus nicht für unmöglich, ja an sich, der Form nach, für wahrscheinlich halten, wohl aber gegenüber dem geologischen Alter und der Lagerung der Fundorte und besonders der Tertiärfunde. Wiederholt ist dabei Nachdruck darauf gelegt worden, daß zunächst einmal der sichere Nachweis geliefert sein müßte, daß die fraglichen Eolithen wirklich auf „alten Oberflächen" gefunden werden, Oberflächen, die sich durch ihre Verwitterung usw. in den Kiesen und Sanden abheben müßten.

Zu Ehren der deutschen Forschung muß es gesagt werden, daß, wenn auch der neue Anstoß zur Silexforschung von Rutot ausging, sich alle deutschen Forscher doch ausschließlich mit der rein wissenschaftlich gewandten Frage beschäftigt haben: Sind die angeblichen Silexmanufakte wirklich solche oder nicht, und wenn sie es sind, wie ist die Herstellungsweise? Und wenn nicht, wie sind die natürlichen Bedingungen ihrer Entstehung? Die leeren Phrasen Rutots über die Lebensweise, Wanderungen, Kämpfe usw. der angeblichen alten Bevölkerungen haben bei keinem deutschen Forscher Nachfolge gefunden. Auffallend bleibt es freilich trotzdem, daß ihnen Rutots zutage liegende Schwächen derart entgangen sein sollten, daß sie nicht einmal darauf hinwiesen.

Wenn nun auch noch auf dem letzten[1]) Anthropologenkongresse in Salzburg 1905 (siehe Korresp.-Bl. d. Deutschen Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch., 36. Jahrg., Oktoberheft, S. 108 f.) noch immer nach Hahne Rutots Ansichten über die Artefaktennatur der sogenannten Eolithe fest dastehen und seine eigenen Ansichten nicht minder, so ist doch jetzt schon aus der ganzen Art der Diskussion eine Defensivstellung der Eolithiker zu erschließen. In umfangreichem Maße wird die Möglichkeit der Entstehung der sogenannten Eolithe auf natürlichem Wege zugegeben und nur daneben die Artefaktennatur einer ganzen Reihe solcher Silexe aufrecht erhalten. Jedoch muß ich Birkner (daselbst S. 110) beistimmen, „daß die Absplitterung der Feuersteine und selbst eine scheinbar absichtliche Form allein nicht die Benützung durch den Menschen beweist, es müßte für jedes Stück bzw. für jede Fundstelle von sogenannten Eolithen der Beweis erbracht werden, daß eine natürliche Entstehung der Fundstücke ausgeschlossen sei, daß die Absplitterungen nur durch menschliche Tätigkeit entstanden sein können."

Denn auch nach dem enragiertesten Eolithenvorkämpfer, Rutot selbst, sind natürliche Feuersteinabsplitterungen in jenen alten Alluvionen massenhaft vorhanden. Dasselbe gilt natürlich auch für die sogenannten Chelléen- und Acheuléen-Werkzeuge. Im übrigen haben sich sicher in diese Eolithen, Chelléen- und Acheuléentypen eine ganze Menge neolithischer Instrumente eingeschlichen, da solche — man höre und staune — selbst oberflächlich vom Boden abgelesen sind, also nicht alle aus intakten, tiefen, alten Sand- und Kieslagen stammen (Coup d'oeil, S. 176). Und gerade solche

[1]) Geschrieben Frühjahr 1906.

Instrumente mögen Uneingeweihte bestechen. Jedenfalls ist es auch mehr als auffallend, daß eine ganze Serie dieser als neolithisch verdächtigen Chelléen-Werkzeuge bei Rutot schlechthin „aus der Umgebung von Binche“ (bei Mons) stammt, während sonst fast stets der genaue Fundort angegeben wird. Dieser Verdacht der neolithischen Herkunft wird natürlich nicht dadurch abgeschwächt, daß z. B. Bracht 1903 (a. a. O., S. 829) sich so ausdrückt: „Im übrigen fand ich zwar eine Anzahl Geräte, die mir nach allen Merkmalen zum Mesvinien (einer der vielen nach Örtlichkeiten getauften Eolithenstufen Rutots) zu gehören scheinen, deren oberflächliche Lagerung zusammen mit neolithischen Resten eine chronologische Stellung jedoch ausschließt, und betreffs deren ich noch Herrn Rutots Urteil erwarte“ ... und ... „Im übrigen stellt die Oberfläche der höher gelegenen Äcker bei Spiennes (einer der Hauptfundorte Rutots) richtige neolithische Werkstätten dar; obschon seit Jahrzehnten die weißgebleichten Abfälle und Späne, darunter solche von Handgröße, die langen prismatischen Messer, die zweispitzigen, ringsum beschlagenen Spitzhacken sowie Nuclei gesammelt, gegraben, zum Teile in Museen verschickt, große Mengen auch früher in gemahlenem Zustande zur Steingutfabrikation verwendet wurden, die Masse aber als Wegbeschotterung verbraucht wird, so zeigen sich die Felder stellenweise auch heute noch ganz weißscheckig von der Anzahl der Abfälle, durchgehend von dem bekannten rotfleckigen Äußeren, welches von der jahrhundertelang andauernden Reibung gegen die eisernen Ackergeräte herrührt. Die ausgefahrenen Geleise der Feldwege sind damit ausgefüllt und knirschend, wie über Glassplitter, gingen die Räder meines Wagens oft lange Strecken weit über diesen menschlichen Nachlaß hinweg, Dinge zermalmend, die in feuersteinarmen Gebieten als kostbare Objekte angesehen würden.“

Daß es bei einer solchen Fülle von schlechterdings nicht für die Eolithennatur beweiskräftigen natürlichen und neolithischen Splittern nicht schwer fällt, Sammlungen von angeblichen Eolithen ganz nach Willkür zusammenzustellen, begreift sich. Wichtig ist auch, daß Verworn (a. a. O., Augustheft, S. 63) an angeblich tertiären französischen Fundstellen, wie Puy de Boudieu neben angeblich sicher bearbeiteten Silex doch 15—20% nicht bearbeitete und 50—55% zweifelhafte fand. Wo hört bei Verworn, fragt man sich unwillkürlich, der Zweifel auf und wo fängt die Sicherheit an?

VII. Anthropologisches. Wie sah nun der diluviale, der paläolithische Mensch selbst aus, mit dessen Spuren wir uns bisher beschäftigt haben? Glich er uns oder war er anders und wie? Und gab es eine einzige Rasse oder mehrere? Zwar dürfen wir kaum hoffen, daß der diluviale Mensch noch einmal vor unseren Augen in Fleisch und Blut ersteht, wenn auch durchaus nicht ausgeschlossen erscheint, daß einmal ein diluvialer Mensch ebenso und eben dort auftaucht, wo auch das sibirische Mammut mit Haut und Haar erhalten ist. Wir müssen uns daher an die vom diluvialen Menschen erhaltenen Knochen und Zähne halten. Und auch da liegt heute schon ein äußerst wertvoller Besitz von Resten und von exakten Forschungen über diese Reste vor. In letzter Hinsicht verweise ich auf die kleine, aber nicht hoch genug zu schätzende Schrift von Prof. G. Schwalbe, „Die Vorgeschichte des Menschen“, Braunschweig 1904. Die folgenden Mitteilungen sind im wesentlichen ein kurzer Auszug aus dieser klassischen Schrift, und zwar nur insoweit, als der paläolithische Mensch in Frage kommt, während die weit über diese Epoche hinausgehenden entwicklungsgeschichtlichen, anatomisch-morphologischen Untersuchungen Schwalbes dieser Arbeit gänzlich fern liegen. Nur in wenigen Fällen, wo ich vom geologisch-paläontologischen Standpunkte Zweifel und Anstände habe, werde ich also aus dem rein referierenden

Stile heraustreten. Schwalbes Führung dürfen wir uns in dem so schwierigen Gebiete um so eher anvertrauen, als gerade er der Hauptvorkämpfer gewesen ist und noch ist für die Anerkennung der Neandertalrasse oder der von ihm sogenannten Homo primigenius-Rasse als einer selbständigen alten, der ältesten, primitiven Menschenrasse.

Bekanntlich sind durch Fuhlrotts Bemühungen 1856 die Reste eines Menschen, Schädeldach und einige Gliedmaßen, aus einer Höhle oder Nische in den Kalkbrüchen des Neandertales bei Düsseldorf gerettet und alsbald von Schaaffhausen wissenschaftlich bearbeitet worden. Schaaffhausen erkannte sogleich, daß man es hier mit einer sehr altertümlichen, von allen lebenden Menschenrassen weit verschiedenen Menschenrasse zu tun habe. Leider sind die Fundumstände nicht gesichert, so daß schon bald nach der Auffindung des Neandertalers nichts näheres mehr hierüber sich feststellen ließ. Heute ist die Stelle gänzlich ausgebrochen und der Kalkbruchbetrieb befindet sich schon mindestens 30—50 *m* weiter landeinwärts. Über die Fundumstände hat sich ein langwieriger wissenschaftlicher Streit entsponnen zwischen dem Archäologen Constantin Koenen und dem Geologen H. Rauff. Es wird aus der Lektüre der Schriften Beider klar, daß Koenen gegenüber den klaren, logischen und naturwahren Ausführungen Rauffs völlig erlegen ist; man vergleiche Rauffs klassisch abschließende literarische Studie: „Über die Altersbestimmung der Neandertaler Menschen und die geologischen Grundlagen dafür“ (in den Verh. d. Naturhist. Vereines d. preuß. Rheinlande, 60 Jahrg., 1903). Ich selbst habe 1904, noch ehe ich von Rauffs Arbeit Kenntnis hatte, das Neandertal aufgesucht und mir in einem tagelangen Studium der geologischen Verhältnisse ein eigenes Urteil erworben und mit Befriedigung später gefunden, daß fast alle meine Beobachtungen mit denen von Rauff übereinstimmten. Daß der Neandertaler diluvial ist, das ist alles, was wir von ihm wissen und wissen können. Welcher Stufe des Diluviums wir ihn zuweisen müssen, bleibt ewig völlig ungeklärt. Nur der Erhaltungszustand der Knochen kann hierüber einigen schwachen Aufschluß geben. Die im Neandertale gefundene Tierwelt ist rein spätdiluvial, so weit die Funde bis jetzt bekannt sind. Ein großer Teil des Materiales geht täglich unbeachtet verloren und was gerettet ist, meist von Dr. Rautert, liegt (1904) ungeordnet, unausgepackt, ungesichtet in den Räumen des Realgymnasiums in Düsseldorf. Besonders interessante, auch für die Silexkenntnis überhaupt wichtige Beobachtungen kann man an den dortigen Feuersteinen machen.

1886 haben Fraipont und Lohest in Spy in Belgien vor einer Grotte in diluvialen Ablagerungen zwei menschliche Skelette gefunden und genau beschrieben. (Julien Fraipont et Max Lohest, „La race de Neandertal ou de Canstadt en Belgique“. Recherches éthnographiques sur des ossements humaines découverts dans les dépôts quaternaires d'une grotte à Spy et détermination de leur âge géologique. Gent 1887.) Machte man vorher dem Neandertaler den Einwand der Vereinzeltheit, die nichts beweise, so waren hier zwei weitere altertümliche Menschenskelette gefunden, die in den wesentlichen Merkmalen mit dem Neandertaler übereinstimmten. Die zwei vollen Skelette waren hier in einer geologisch gesicherten Fundschichte gefunden (siehe den Bericht von de Puydt und Lohest, „L'homme contemporain du Mammut à Spy“, Namur 1887). Neben diesen Menschen fand sich die bekannte spätdiluviale, arkto-alpine Tierwelt, nämlich: Rhinoceros tichorhinus, Cervus elaphus (wohl Maral), Renntier, Bos primigenius, Mammut, Höhlenbär, Dachs, Höhlenhyäne. Wie ich in meiner angeführten Arbeit (in den Nass. Annalen) nachzuweisen versucht

habe, gehört diese Schicht der vorletzten Eiszeit an, jedenfalls unterlagert sie die der Lößperiode zuzuschreibende Schicht genau ebenso, wie die an Brandplätzen reiche lößfreie Schicht die Lößschicht bei Steeden.

Von den Funden des diluvialen Menschen in Europa, die man im Laufe der Zeit allmählich gemacht hatte, gehört, wie jetzt erkannt ist, zu derselben primitiven Rasse noch der 1866 von Dupont in der Höhle La Naulette in Belgien gefundene Unterkiefer, der in seinen primitiven Merkmalen mit den Spyer übereinstimmt, ohne Kinn mit starkem letzten Molarzahn (der bei den heutigen Menschenrassen kleiner ist als die vorhergehenden). Auf Grund einer stratigraphischen Analyse dürfte dieser Schädel vielleicht noch in die Lößperiode, also in die letzte Interglazialzeit hineinreichen. Die Fauna ist (S. 98) Mammut, Rhinozeros, Pferd, Schwein, kleines Rind (?), Ziege (?), Gemse, Renntier, Hirsch (Maral?), Reh (?), Murmeltier, Eichhorn (?), Feldmaus, Wasserratte, Hase, brauner Bär (?), Steinmarder, Wolf, Fuchs, Hund, Wildkatze, Wildente, Krähe, Stranddrossel (?), Frösche, Süßwasserfische, also, nach Ausscheidung des wohl versehentlich Hineingeratenen, spätdiluvial. Ihm schließen sich auf französischem Boden die Unterkiefer von Malarnaud und Arcy sur Cure an, über deren Lagerungsstätten ich zurzeit nicht näher unterrichtet bin, beide wahrscheinlich, letztere wohl sicher spätdiluvial, und ferner auf österreichischem Boden das berühmte Unterkieferfragment von Schipka, letzteres auf Grund von Walkhoffs Untersuchungen. Der Schipkaer Unterkiefer fand sich nach Maška („Der diluviale Mensch in Mähren", Neutitschein 1886, S. 71) in der untersten Schicht der Höhle unter dem gelbbraunen Höhlenlehm, der sich im Hintergrunde der Höhle verlor und den wir daher um so mehr als Löß deuten dürfen. Wir werden also auch die Fundschicht, genau entsprechend der untersten von Steeden und Spy, der vorletzten Glazialzeit zuweisen. Auch aus dieser Schicht von Schipka stammt eine spätdiluviale arkto-alpine Fauna (S. 76/77): Leo spelaeus Filhol, Leo nobilis, Leopardus pardus, Felis magna, Hyaena spelaea, Lupus vulgaris, Cuon europaeus Bourg, Vulpes vulgaris, Ursus spelaeus, Ursus priscus, Gulo borealis, Foetorius putorius, Arctomys, Myodes torquatus, Arvicola (gregalis?), Lepus (variabilis?), Castor fiber, Bos primigenius, Bos priscus, Capra (ibex?), Capella rupicapra, Rangifer tarandus, Cervus elephas-canadensis (wohl Maral), Equus Stenonis afinis Woldř., Equus caballus, Sus (scrofa?), Rhinoceros tichorhinus und Elephas primigenius, letzterer zu ergänzen nach S. 71 und 76. Über die Zeiteinordnung Maškas gehe ich hinweg. Die angeblich pliozänen Elemente sind, wenn überhaupt richtig bestimmt, höchstens zufällig. Im ganzen ist der Charakter derselbe wie in den bisherigen spätdiluvialen Ablagerungen mit Resten des Homo primigenius: Spy und La Naulette. Wir stellen auch Schipka ins vorletzte Glazial.

Ein ganz neues Element brachte die Auffindung der zwei Zähne aus dem altdiluvialen, der Fauna und Flora nach mindestens vorletzt interglazialen Schichten von Taubach, und mehr noch die der vielen menschlichen Skeletteile von Krapina, deren Auffindung dem Prof. Dr. Gorjanović-Kramberger und deren Bestimmung diesem Gelehrten und wiederum besonders Klaatsch zu danken ist. Nach den obigen Ausführungen dürfte es jedoch nicht richtig sein, diese Ablagerungen mit Schwalbe (S. 13) der ältesten Diluvialzeit zuzurechnen; vielmehr gehören sie zwar einer älteren Stufe als etwa der spätdiluvialen Mammutperiode, nämlich der Elephas antiquus-Stufe, an. Allein gerade die Elephas antiquus-Stufe dehnt sich in nebelhafte Ferne, an deren allerletzten Ende erst, soweit wir absehen können, etwa Mosbach, Süßenborn, St. Prest, Cromerbed mit ihrer fast pliozänen Fauna stehen.

Neben den bisherigen erwähnten altertümlichen Menschenresten haben wir zum Teile aus der Lößperiode, zum Teile aus späterer Zeit nach Schwalbe nur noch solche vom Homo sapiens, der noch lebenden Rasse. Jedoch ist zu bemerken, daß eine Reihe von Fäden doch auch die Homo primigenius-Rasse, besonders in ihren Krapinaer Vertretern, mit der Homo sapiens-Rasse verbindet.

Die Aufzählung der paläolithischen Schädel- und Skeletteilefunde der Homo sapiens-Rasse kann hier unterbleiben. Die Liste ist wegen der zeitlichen Nachbarschaft schon ziemlich lang. Diese so belegte Homo sapiens-Rasse würde also aufsteigen in die letztinterglaziale Lößperiode. Anderseits steigt auch, wie ich oben nachzuweisen gesucht habe, die Homo primigenius-Rasse herab von der frühdiluvialen, vorletzten wärmeren Interglazialzeit (Taubach und Krapina) durch die schon spätdiluviale vorletzte Glazialzeit wahrscheinlich bis in die Lößzeit (letzte Interglazialzeit) hinein. Daß beide Rassen noch einmal irgendwo in der interglazialen Lößzeit zusammen vorkommen werden, ist durchaus innerhalb des Rahmens des Möglichen. Daß dagegen die Primigenius-Rasse bis in die letzte Glazialzeit hinabreichen oder die Sapiens-Rasse sonderlich weit über die letzte Interglazialzeit (Lößperiode) hinaufreichen sollte, ist unwahrscheinlich.

(Frühjahr 1906.)

Anmerkung der Redaktion.

Die Redaktion behält sich Richtigstellungen und Ergänzungen der vorstehenden Arbeit an anderer Stelle vor, da sie sich nicht in allen Punkten mit den Ausführungen des Verfassers zu identifizieren vermag.

LITERATURBERICHTE.

7.

Woltmann, Ludwig: *Die Germanen in Frankreich.* Mit 60 Bildnissen berühmter Franzosen. Eugen Diederichs, Jena 1907. 151 S. 8°.

Seinem im Jahre 1905 erschienenen Werke: „Die Germanen und die Renaissance in Italien", auf dessen in dieser Zeitschrift erfolgte Anzeige (XXXV, 331) ich verweise, hat nun der Verfasser das vorliegende, den Einfluß der Germanen auf die Geschichte und Kultur Frankreichs und Spaniens behandelnde Buch folgen lassen, für das er das erforderliche ikonographisch-biographische Material in mühsamer Weise, hauptsächlich auf einer mehrmonatlichen Studienreise in Frankreich, gewonnen hat. Es wird in demselben nicht nur die hervorragende Stellung, welche die in die genannten romanischen Länder eingewanderten Germanen in Staat und Gesellschaft erlangten, sondern auch ihr durchgreifender Einfluß auf die Kunst und Literatur des Mittelalters nachgewiesen. Doch nicht nur während des Mittelalters, sondern auch in der neueren Zeit hatte die französische Kultur ihre anthropologisch-biologischen Wurzeln in dem germanischen Elemente, wofür der Beweis auf Grund der Ergebnisse der anthroposoziologischen Forschungen, der regionären Statistik der Talente in Vergleich mit der anthropologischen Struktur der einzelnen Provinzen und am entscheidendsten aus der Rassenabstammung der Talente geführt wird. Die Untersuchung von 250 berühmten Personen, die seit dem Ausgange des Mittelalters in Politik, Kunst und Wissenschaft sich ausgezeichnet, ergab dem Verfasser, daß ungefähr 70—75% dem nordischen, 20—25% dem gemischten und 5% dem brünetten Typus angehören. Es werden ferner die Ursachen des in Frankreich seit dem Mittelalter, namentlich aber in den letzten drei Jahrhunderten immer mehr fortschreitenden Rassenwechsels, durch den heute Frankreich nach der durchschnittlichen Form der Köpfe als ein brachycephales Land, wenn auch niederen Grades, bezeichnet werden muß, erörtert. Woltmann kommt zu dem Schlusse, daß die Franzosen eine anthropologisch und biologisch im Niedergange begriffene Nation sind. „Das bisher so kriegerische Volk wird friedliebend und ruhig, sucht den Frieden fast um jeden Preis. Die große Masse des Volkes nimmt immer mehr den psychischen Charakter des brachycephalen Menschen an. Ob die Nation noch einmal einen politischen Aufschwung erleben wird, wie zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons, muß die Zukunft lehren, doch ist es mehr zweifelhaft als gewiß. Indes flüchtet das germanische Element in die Regionen der geistigen Welt und sichert der französischen Nation in der Kunst die hohe Stellung unter den Völkern, die sie in Wirtschaft und Politik verloren hat." Auch den politischen und geistigen Verfall, den Spanien seit zweiundeinhalb Jahrhunderten zeigt, führt derselbe hauptsächlich auf das Aussterben der germanischen Herrenschicht zurück, welche als die Erzeugerin und Trägerin der politischen und geistigen Wiedergeburt dieses Landes nachgewiesen wird.

In trefflicher Weise erörtert auch der Verfasser allgemeine Fragen der Anthropologie, so die Grundfragen der historischen Rassentheorie, die Frage nach der Zahl und der Herkunft der europäischen Menschenrassen sowie das Verhältnis zwischen Rasse und Milieu.

Einzelne Behauptungen des Verfassers wird man mit Zweifel aufnehmen oder sie auch ganz zurückweisen, so seine Bemerkungen über die treibenden Kräfte und die Bedeutung der französischen Revolution, seine Ansicht über den Entstehungsherd der nordisch-arischen Rasse, seine Vermutung über die Wege, auf welchem die Italiker nach Italien gelangten, sowie über die Art und Weise, wie die brachycephalen Menschen nach Frankreich gekommen sind, ebenso seine Meinung über das Verhältnis der Träger der mykenischen Kultur zu den Hellenen. Auch wird man es nicht billigen können, daß er häufig die arische Rasse als „germanische Rasse" bezeichnet, dadurch Anlaß zu Mißverständnissen gebend.

Als Ganzes genommen ist Woltmanns Werk über die Germanen in Frankreich ein dankenswerter Beitrag zur historischen Anthropologie und durch seine lichtvolle Darstellung geeignet, den anthropologischen Studien neue Freunde zu gewinnen. Anerkennung verdienen auch die schön ausgeführten Bildnisse von 50 berühmten Franzosen. *K. Penka.*

8.

Karplus, J. P.: *Zur Kenntnis der Variabilität und Vererbung am Zentralnervensysteme des Menschen und einiger Säugetiere.* 162 S., 6 Tafeln, 57 Abb. im Texte. Verlag von F. Deuticke, Leipzig-Wien, 1907.

Die psychische Persönlichkeit des Einzelindividuums ist ein Produkt zweier Faktoren, äußerer Momente einerseits, des „Milieus", erziehlicher Einflüsse im engeren und weiteren Sinne, und anderseits einer ganz bestimmten, dem Individuum ureigenen angeborenen Veranlagung. Bedenkt man nun die große Bedeutung der Heredität, d. h. dieser erblich übertragbaren, kongenitalen Disposition des Zentralnervensystemes, so muß der Gedanke des Verfassers, nach Familienähnlichkeiten in der Morphologie der nervösen Zentralorgane zu fahnden, ein besonders glücklicher und vielversprechender genannt werden.

Schon in einer früheren Arbeit („Über Familienähnlichkeiten usw." 1905. Arbeiten aus dem neurologischen Institut an der Wiener Universität, XII) hatte Verfasser ungemein interessante Beiträge zu dieser Frage gebracht. Nunmehr liegt ein detaillierter Bericht vor, an der Hand eines großen, mühsam zusammengetragenen, mit außerordentlichem Fleiße studierten Materiales. (Zur Untersuchung gelangten 26 Gruppen von menschlichen Zentralnervensystemen, und zwar 20 Gruppen à 2, 5 à 3 und eine Gruppe à 5 Mitgliedern, d. h. Mutter und Kind, oder Geschwister usw., ferner 4 Macacus Rhesus (Mutter und Föten bzw. Sohn), 4 Hündinnen, 4 Katzen mit je mehreren Jungen und 3 Gruppen von Ziegen. Die Untersuchung erstreckte sich auf das makroskopische und teilweise histologische Studium des Großhirnes, in vielen Fällen auch des Hirnstammes und des Rückenmarkes.

Ein detailliertes Eingehen auf die ungemein sorgfältigen Studien, welche in minutiöser Beschreibung und zahlreichen Abbildungen niedergelegt sind, verbietet sich von selbst im Rahmen eines Referates, vor allem einer Besprechung in dieser Zeitschrift, die ja nicht an Hirnanatomen von Fach sich wendet. Nur einige der wichtigsten Ergebnisse seien hier angeführt.

Es ist die Tatsache als erwiesen anzusehen, daß es beim Menschen eine Vererbung der Großhirnfurchen gibt (sowohl des Gesamthabitus, wie einzelner Varietäten). Diese Vererbung läßt sich als gleichseitig konstatieren (d. h. eine bestimmte Furchenvarietät, welche bei der Aszendenz an der rechten Hemisphäre vorkommt, findet sich bei der Deszendenz gleichfalls nur auf der rechten Großhirnhalbkugel). Beim Macacus dagegen findet sich nur ausnahmsweise Familienähnlichkeit, dafür aber frappante Übereinstimmung der beiden Hemisphären desselben Gehirnes. Es würde sich ergeben, daß im Laufe der phylogenetischen Entwicklung die ursprünglich in bezug auf Furchenvarietäten weitgehende Übereinstimmung zeigenden beiden Hemisphären voneinander immer mehr differieren und daß die abweichenden Furchenvarietäten eines hoch differenzierten Gehirnes in weit höherem Grade die Neigung zu erblicher Übertragung zeigen, als die beiderseits übereinstimmenden Varietäten des weniger hoch differenzierten Gehirnes. Auch im Hirnstamme und Rückenmarke weisen sehr stark variierende, phylogenetisch jüngere Teile (Pyramidenbahn) weniger deutliche Familienähnlichkeiten auf, als weniger stark variierende, phylogenetisch viel ältere Teile (Hypoglossuskern). Eine exquisite Vererbbarkeit konnte Verfasser bezüglich vieler anderer individuell stark variierender Gebilde im Zentralnervensysteme beobachten, so z. B. am sogenannten Klangstabe, an den fasciculi arcuati super. isthmi, dem Pick'schen Bündel usw.

Besonders lobenswert und verdienstlich erachtet Referent auch die vielen Anregungen zu bisher ungelösten und vielfach bisher auch gar nicht aufgeworfenen Fragen, wie sie sich in den epikritischen Bemerkungen des Verfassers finden, und besonders rühmend sei zum Schlusse die kühle nüchterne Kritik und strenge Reserve in den Schlußfolgerungen des Verfassers hervorgehoben.

Die Arbeit Karplus' zeigt, welch ausgedehntes Arbeitsgebiet bisher ganz brach gelegen war und welch reichliche Ernte davon zu erwarten. Die Morphologie, aber auch die Biologie und Anthropologie hat von dieser Forschungsrichtung viel zu hoffen, und gewiß wird sich auch der Wunsch des Verfassers erfüllen, daß diese seine Untersuchungen den Anstoß geben werden zum systematischen Zusammenarbeiten mehrerer Forscher.

Wien. *Pilcz.*

9.

Contributions au Folklore érotique. Contes, chansons, usages etc. Recueillis aux sources orales.

Tome Ier. *Contes licencieux de Constantinople et de l'Asie mineure.* Recueillis par Jean Nicolaidès, Professeur au Lycée de Chios.

Tome II. *Contes licencieux de l'Alsace.* Racontés par le Magnin de Rougemont. Kleinbronn. Librairie dépositaire Gustave Ficker, librairie générale et internationale, rue de Savoie 4, Paris. Zwei Bände, Kl. 8⁰ geb.

Die beiden vorliegenden Bändchen sind der Anfang einer größeren Serie, welche die hauptsächlich im Munde des Volkes laufenden erotischen Erzählungen, Gesänge u. dgl. m. zur Darstellung bringen sollen. Die Gliederung erfolgt nach geographischen und ethnischen Gesichtspunkten, so daß die Eigenart eines jeden Landstriches gewahrt bleibt. Manche dieser Geschichten wiederholen sich in verschiedenen, oft räumlich ziemlich weit auseinanderliegenden Gegenden, allerdings in verschiedener Weise abgeändert und mit verschiedenartigen Zusätzen vermehrt. Diese verschiedenartigen Abänderungen, welche dem Volksgeiste angepaßt sind, sind für den Folkloristen von besonderem Interesse und gewähren diesem manchen Einblick in die Eigenart und Auffassungsweise einzelner Volkskreise. Sie bieten dem Forscher dadurch sehr erwünschte Anhaltspunkte, um das aus den anderen Lebensverhältnissen eines Volkes geschöpfte Bild zu vervollständigen. Inwieweit das durch diese Sammlung dargebotene Material für die Frage nach dem Ursprunge und der Wanderung übereinstimmender Stoffe von Bedeutung ist, wird sich erst nach einer kritischen Durchsicht der gesammelten Erzählungen nach Abschluß der ganzen Serie bestimmen lassen. Wir wünschen daher dem Unternehmer den besten Erfolg und werden später auf dieses Thema wieder zurückkommen. *F. Heger.*

10.

Brandstetter, Prof. Dr. Renward: *Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuche der malaio-polynesischen Sprachen für Sprachforscher und Ethnographen.* Luzern, E. Haag, 1906. 74 S. 8⁰.

Der durch seine Arbeiten zur vergleichenden malaio-polynesischen Sprachforschung rühmlichst bekannte Autor propagiert in dem vorliegenden Werkchen die Herausgabe eines vergleichenden Wörterbuches, das unter etwa 2000 Schlagwörtern (Artikeln) das zu einer Wortvergleichung nötige Material, aber natürlich nicht aus allen, sondern nur einer Auswahl von 12 Sprachen enthalten und dieses Material unter den betreffenden Artikeln von allen möglichen Gesichtspunkten betrachten soll. Der zweite Teil des Werkchens bietet mit 20 Artikeln (Bezeichnungen der Körperteile) ein Beispiel der Bearbeitung und läßt zugleich erkennen, welch gründliche Vorarbeiten der Autor bereits geleistet hat. Der Plan geht demnach weit über das, was man unter einem Wörterbuche versteht, hinaus. Erforderlichenfalls ist beabsichtigt, auch andere Sprachen als die 12 heranzuziehen. Gegen die Auswahl dieser 12 Sprachen ließe sich allerdings ebensoviel einwenden, als vielleicht für sie vorbringen: wir finden darunter das „Dajakische"; dieses ist nun keineswegs eine einheitliche Sprache, die etwa dem Tagalischen, Makassarischen oder Javanischen koordiniert werden könnte; es gibt vielmehr zahllose örtlich oft sehr beschränkte dajakische Mundarten, die außerordentlich voneinander abweichen. Das Willkürliche der Auswahl gerade dieser einen Mundart kann nur damit gerechtfertigt werden, daß die Vorbedingungen für eine Heranziehung derselben durch das Vorhandensein eines Wörterbuches und einer Sprachlehre gegeben sind. Es ist also diese „dajakische Sprache" bloß ein Repräsentant einer ganzen Gruppe, wie allenfalls das Tagalische ein Repräsentant der Philippinen-Sprachen, von denen das Wörterbuch aber zwei, nämlich auch das Bisaische, heranzieht und gelegentlich sogar noch andere, wie Pampanga, Iloko. Anderseits sind wir bei allen malaio-polynesischen Sprachvergleichungen das Balinesische, Sundanesische (Westjava) und Toumbulu'sche (Minahassa auf Celebes) schon so gewöhnt und sind diese Sprachen so gut bearbeitet, daß wir ihre regelmäßige Heranziehung vermissen. Auch die sehr wichtigen formosanischen Sprachen wären nicht abseits liegen zu lassen und tunlichst oft auszunützen, da sie — wie auch die Sprachen der angrenzenden Gebiete Mikronesiens und sogar das fernere Melanesien — uns oft Aufschluß zu geben berufen sein werden. Von den binnencelebischen Sprachen, unter denen besonders das Bareë ziemlich gut bekannt ist, wäre dieses als Typus der Toradjasprachen ebenso wichtig, wie die von Hardeland uns so trefflich zugänglich gemachte Dayaksprache, wenn auch da noch manche Vorarbeit nötig wäre. Die Sprache von Nias wäre indes ohne weiteres verwendbar und als Beispiel einer relativ ungestört entwickelten Sprache interessant. Auch von den philippinischen Sprachen wäre die geregelte Heranziehung der einen oder anderen noch von Nutzen; wie erwähnt, werden Pampanga, Iloko usw. gelegentlich verwendet. Alle die anderen, besonders aber die ganz kleinen Sprachgebiete im östlichen Archipel müssen natürlich unberücksichtigt bleiben und auch eine fallweise Heranziehung wird nicht viel nützen; denn sie sind mit wenig Ausnahmen (z. B. Bimanesisch, Sumbanesisch, Buru'sch, Galelaresisch) noch gar wenig bekannt.

Im übrigen stimme ich dem Verfasser vollkommen bei, daß jetzt schon die Zeit da sei, an ein solches Werk heranzutreten. Wie viel es zur Aufhellung so mancher noch unbekannten sprachentwicklungsgeschichtlichen Erscheinungen und Gesetze beitragen würde, braucht nicht erst betont zu werden.

Der erste Teil des „Prodromus" gibt ein sehr gründlich ausgearbeitetes Programm für die Anlage des Werkes und resümiert in großen Zügen so ziemlich unsere ganze Kenntnis der malaio-polynesischen Lautgesetze. Sehr begreiflich findet Referent den Unmut des Verfassers über die oberflächliche Art und Weise, wie bisher die Ergebnisse der malaio-polynesischen Sprachforschung seitens der Vertreter anderer Zweige der Linguistik behandelt wurden, wobei überdies meist noch Irrtümer unterliefen. Um die Ergebnisse der malaio-polynesischen Sprachforschung heute in ersprießlicher Weise verwerten und über sie urteilen zu können, bedarf es gerade bei dem Mangel neuerer zusammenfassender Werke eines gründlichen Studiums der sehr verstreuten Literatur.

Was die Schreibung anbelangt, möchte ich nur gern für das cerebrale *d* und *t* die üblichen Zeichen *d* und *t* verwendet sehen, da *d*̣ und *t*̣ bei anderen zur Bezeichnung mouillierter Dentale dienen.

Der dritte Teil der Arbeit, zu an sich wertvollen Schlüssen aus dem gewonnenen Materiale anregend, läßt aber erkennen, daß die beabsichtigte starke Einschränkung der Vergleichssprachen die Gewinnung von Resultaten wesentlich erschwert und vielfach erst noch die nachträgliche Heranziehung des Unberücksichtigten erforderlich wird.

Wenn aber der Verfasser auch bloß seinem Plane gemäß die Arbeit in die Hand nehmen würde, könnte er des Dankes der gesamten Sprachwissenschaft sicher sein. *L. Bouchal.*

11.

Schweisthal, M.: *Histoire de la maison rurale en Belgique et dans les contrées voisines.* Extraits des Annales de la Société d'Archeologie de Bruxelles, Tom. XIX und XX, 1905 und 1906. 17 + 113 S. 8°. Bruxelles, Vromant & Co.

Mit Freude begrüße ich die vorliegende Schrift, die uns ersehnte Nachricht über das belgische Haus bringt; mit Freude auch deshalb, weil sie Zeugnis davon ablegt, daß das Interesse für diese so wichtigen Fragen in immer weitere Kreise dringt.

Über den Inhalt der Schrift teile ich folgenden Brief Schweisthals an mich mit. Er hat darin einige von mir gestellte Fragen so präzise beantwortet, daß ich das Referat unmöglich besser machen könnte. Schweisthal schreibt:

1. Das belgische Haus in seiner Allgemeinheit ist unbedingt zum romanischen Kaminhaus zu stellen. Das Feuer wird unter dem mächtigen Kamin noch häufig zu ebener Erde oder, wie Goethe seinerzeit es gesehen, „ohne Basis" angezündet.[1]) Der Kamin muß hier sehr altertümlich sein; der Name „cheminée flamande" deutet schon auf autochthonen Ursprung und ist der Kamin, z. B. ein bekannter Brügger Kamin („La cheminée de Charles-Quint au Franc de Bruyes"), zu prunkvollster Monumentalität ausgebaut worden. Im Genter alten Grafenschlosse findet sich ein äußerst primitiver Kamin (Aussparung im Mauerwerke), welcher bis ins X. Jahrhundert zurückversetzt wird.

2. Der offene Herd findet sich meines Wissens nirgends in ganz Belgien.

3. Den Typus des oberdeutschen Hauses habe ich in der Gegenwart nie konstatiert. Es ist jedoch zu bemerken, daß zu des alten Breughels Zeiten der Herd häufig noch inmitten des Hauptraumes des Hauses stand (vgl. das Bild La Visite à la Ferme von Brueghel im Musée Royale d'Anvers, 645).

Eine besondere Abart des Kamines, speziell nach Luxemburg und Lothringen zu, ist die Tacke oder eiserne Kaminplatte, welche das gewöhnliche Kaminfeuer rückwärts abschließt und dazu dient, der rückwärtigen Stube etwas Wärme mitzuteilen.

4. Der Ofen kommt volkstümlich in Belgien nur als eiserner Fabriksofen vor. Von Kacheln und Kachelöfen keine Spur. Nur einmal habe ich einen Kachelofen gesehen, und zwar stammte derselbe nach glaubwürdiger Tradition aus einem Schlosse, welches seinerzeit von der Königin Maria von Ungarn, Schwester Karls V., als Statthalterin bewohnt wurde, und ist Import.

Das ist das Wichtigste in der Schrift von Schweisthal, was uns zunächst interessieren muß.

Danken wir Mart. Schweisthal für seine sehr wichtigen Mitteilungen und wünschen wir ihm von Herzen Glück zu seinen weiteren Forschungen, die er nun zunächst auf den Hausrat auszudehnen gedenkt. Zu seiner Zeit komme ich auf die Arbeiten unseres neuen, aufrichtig begrüßten Mitforschers wieder zurück.

Graz. *Rudolf Meringer.*

[1]) Schweisthal denkt hier an das Zitat in meinem Büchlein „Das deutsche Haus", S. 17. „Ohne Basis" gebraucht Schweisthal im selben Sinne wie ich: Das Feuer wird direkt auf dem Fußboden angemacht, ohne eigentliche Herdfläche.

Monatsversammlung am 13. Februar 1907.

1. Herr Dr. Niko Zupanić hält einen Vortrag über

Die Illyrier.

(Ein Profil aus der historischen Physioanthropologie der Balkanhalbinsel.)

Seit der letzten Generation wendet sich das gebildete Publikum mit Recht von der historischen Literatur, einer Disziplin, welche um die Mitte des XIX. Jahrhunderts in so hohen Ehren stand, ab. Die Schuld trifft jedoch nicht die Leser, sondern die Träger der Wissenschaft, welche es bis jetzt nicht vermochten — obgleich Fortschritte zu verzeichnen sind —, vollkommene oder wenigstens halbvollkommene Zeitbilder darzustellen, soweit es natürlich die Quellen ermöglichen. In den Restaurierungsversuchen wird das vergangene, entschwundene Leben kaum zu einem entstellten, unproportionierten Skelette aus trockenen Daten, Kriegsdaten und Jahreszahlen zusammengeschweißt, da gewöhnlich Unrichtiges in die Länge gezerrt, während gar wichtige Sachen nur flüchtig gestreift oder ganz weggelassen werden.

Vorzüglich enger geistiger Horizont und die Nichtkenntnis des wahren Lebens seitens der Geschichtsschreiber sowie der Literaturhistoriker erklärt die Tatsache, daß man nur allzuoft die oberste Aufgabe verkennt, Wichtiges vom Unwichtigen zu unterscheiden und nach kritischer Beleuchtung in der richtigen Stelle einzufügen. Der Mensch, die Völker und ihr Leben sind nämlich der komplizierteste Organismus und die Historiker sollten ihn nicht einseitig, sondern mit Hilfe möglichst vieler Wissenszweige erklären.

Eines der Hauptmomente, das die Geschichtsschreiber nicht beachten, ist das anthropologische, dessen Fehlen nicht nur in der historischen und ethnologischen, sondern auch in der schönen Literatur empfunden wird — es ist nämlich eine psychische Notwendigkeit.

Zur teilweisen Entschuldigung der angeführten Literaturzweige sei erwähnt, daß die Anthropologie denselben keine glänzenden Resultate bieten konnte, da diese Wissenschaft sehr jung ist und zuletzt hervorkam, wie der Mensch selbst als das letzte Glied in der Reihe der Schöpfung, weshalb sie auch ihre Aufgabe bis jetzt nicht voll ausführen konnte. Dieser Umstand gab dem Vortragenden die Veranlassung zum Entwurfe eines physioanthropologischen Bildes der Illyrier, wobei er auch die Griechen und Serben als die Nachbarn der ersteren stets im Auge behält, ob und inwieweit sich diese drei Völker gegenseitig durch Blutmischung beeinflußt haben mochten.

Nach der Besprechung der anthropologischen Literatur der Balkanhalbinsel findet der Redner die anthropometrische Methode A. Weisbachs als eine der mustergültigsten und anerkennt die Notwendigkeit der Messungen und statistischen Erhebungen nach der Komplexion und des Sammelns sonstiger Materialien für weitere Forschungen; man dürfe aber nicht dabei bleiben, weil sich die Wissenschaft dabei verflache und an Tiefe Einbuße erleide, obgleich sie an Breite und Umfang zunähme. Es wäre hoch an der Zeit, den Weg der Synthese einzuschlagen, das gesammelte Material zu verdauen und die physioanthropologischen Veränderungen und Differenzierungen der Völker auf Grund der Anatomie, Physiologie, prähistorischen Archäologie und Weltgeschichte genetisch zu erklären.

Den Ausgangspunkt der Besprechung bildeten die auf dem Gräberfelde von Glasinac (Bosnien) in den Jahren 1892 und 1894 geborgenen und von A. Weisbach gemessenen Schädel, welche sich durch dolichoide Form (29% Dolichocephale, 37% Mesocephale) auszeichnen. Mit Hilfe der beiliegenden Artefakte wurde den meisten dieser Knochenüberreste die Mitte der Epoche des frühen Eisens auf dem Rumpfe der Balkanhalbinsel (nach S. Müller VIII. bis V., nach Fr. Fiala VIII. bis II. Jahrhundert v. Chr.) zugewiesen, so daß sie ungefähr hundert Jahre vor und hundert Jahre nach 500 v. Chr. fallen würden.

Als Träger der Glasinac-Schädel und der dortigen Kultur werden die Illyrier, und zwar der Stamm der *Desitijaten* (auch Desijaten) im südöstlichen Bosnien erkannt.

Entgegen H. Kiepert, W. Tomaschek, M. Hoernes und A. Dimitz, welche die Illyrier als ein Volk von dunkler Komplexion und kurzer Schädelform (Virchow) darstellen, wurde auf Grund der anthropometrischen Erhebungen und antiker Literatur die Unrichtigkeit dieser Behauptungen erwiesen, da die alten Illyrier von nordischer Abkunft und xantho-dolichocephal waren.

Bevor es zum Vergleiche zwischen den Illyriern des V. und VI. Jahrhunderts v. Chr. und ihren heutigen Nachkommen, den Albanesen, kam, wurde der physische Habitus der letzteren in verschiedenen Teilen ihrer Heimat eingehend besprochen. Als ethnisch rein werden die Gegenden zwischen den Flüssen Škumbija

und Mat, sowie nordöstlich von Skadar (z. B. Pulati) hingestellt. Der ethnologischen Homogenität entspricht auch die somatologische, denn die Albanesen der erwähnten Gebiete sind durchweg brachycephal (100%), dunkelhaarig und dunkeläugig, also ein vollkommen ausgesprochener Kontrast ihrer Vorfahren aus der Hallstatt-Epoche.

Beim Forschen nach den Ursachen der körperlichen Transformation der europäischen Völker werden die Hypothesen von Schaaffhausen, Ranke, Baer, Nyström, Virchow verworfen und die im Inneren gestaltenden Kräfte den Körperchen des Chromatins der Ei- und Spermazellen zugeschrieben, welche sich nach festen Regeln der Vererbung äußern und einerseits in gewissem Maße die Beständigkeit der Rassen bewirken, anderseits dieselben zerstören oder umbilden.

Das melanobrachycephale Rassenelement betätigt sich bei den Blutmischungen mit anderen als durchschlagend und siegreich besonders gegenüber dem xanthodolichocephalen Elemente.

Die obere Mesocephalie und die unterste Brachycephalie sind keine bleibenden, sondern nur Übergangsformen, weshalb Denikers Einteilung der Europäer in sechs Haupt- und etliche Nebenrassen nicht haltbar ist.

Die Ansichten, als ob vorzüglich erst die Slawen kurze Formen der Hirnkapsel und dunkle Komplexion auf die Balkanhalbinsel (und auch sonst nach Mitteleuropa) gebracht und den Illyriern und Griechen ihren ursprünglichen leiblichen Typus genommen hätten, sind irrig und nicht stichhaltig. Man muß sich die Südslawen (von Pseudo-Cäsarius anno 525 p. Chr. n. Σκλαυηνοί = Slověne genannt) als einen Teil der „Venetarum natio" zur Zeit ihrer Ankunft auf der Balkanhalbinsel und in den östlichen Alpenländern als ein Volk von kräftiger, hoher Statur, dolichoidem Schädelbau (59% Langköpfe) und heller Komplexion vorstellen; die Hautfarbe zeigte einen stärkeren Rosainkarnat und das Haar einen rötlichen Schimmer. Diese Schilderung beruht auf den Berichten der arabischen Schriftsteller des VII. bis XII. Jahrhunderts, sowie besonders auf den Schilderungen des byzantinischen Historiographen Prokopius, de bello gothico III, cap. 14:

Σύμηκεῖς τε γὰρ καὶ ἄλκιμοι διαφερόντος εἰσὶν ἅπαντες τὰ δὲ σώματα καὶ τὰς κόμας οὔτε λεύκοι ἐς ἄγαν ἢ ξανδοί εἰσιν οὔτε πη ἐς το μέλαν αὐτοῖς παντελῶς τέτραπται ἀλλ' ὑπέρυδροί εἰσιν ἅπαντες.

Die erwähnten geschriebenen Quellen sowie die Schädelfunde in den hinterkarpathischen Ländern und im Königreiche Böhmen aus der Epoche (700—1200 n. Chr.) lassen für die Bosnier und Herzegowiner aus der Zeit ihrer Ansiedlung daselbst ein physioanthropologisches Bild entwerfen, welches sich bezüglich der Komplexion sowie der Hirnschädelform gar nicht oder vielleicht nur gering von demjenigen der Dänen und Schweden von heute unterscheidet. Die Dolichocephalie schwindet nämlich in Bosnien und der Herzegowina nach arithmetischer Progression, wobei die Differenz der Reihe pro (1) Jahr = $Ds = \frac{447}{10.000}$ beträgt und derjenigen in Böhmen *(Dč)* und in Südbayern gleich ist *(Db)*.

Die Differenz der wachsenden oder fallenden Reihe nennt der Vortragende „clavis morphologicus", mit dessen Hilfe man in die Möglichkeit versetzt wird, morphologische Werte der Zahlen in chronologische und umgekehrt umwerten zu können. Wenn A das Anfangsglied, T das Endglied, N die Anzahl der Glieder (Jahre), D die Differenz und S das sommatorische Glied der „Progression par Différence" bedeutet, dann ist gleich:

$$S = A+(A-D)+(A-2D)+(A-3D)+\ldots(A-ND)$$

$$N = \frac{A+D-T}{D}$$

$$D = \frac{A-T}{N-1}$$

$$T = A-(N-1)\ D$$

Ein Beispiel: Im Jahre 1895 besaßen die Bosnier und Herzegowiner bei der anthropometrischen Erhebung durch A. Weisbach noch 1·7% = *Ts* Dolichocephalie. Und wenn diese Serben zur Zeit ihrer Ankunft auf der Balkanhalbinsel in den Regierungszeiten der Kaiser Phokas (602—610) und Heraklius (610—642) kraniologisch wirklich so beschaffen waren wie die Russen (um 1000 n. Chr.) oder die Schweden unserer Tage, oder die Tschechen (um 600 n. Chr.), nämlich 58·83% dolichocephal (= *Ač* = *As*) und in Bosnien wie in Böhmen jährlich prozentuell $\frac{447}{10.000}$ = *Dč* = *Ds* = *Db* verloren geht, dann müssen die zum Verbrauche von (*As*—*Ts*) nötigen Jahre (= *Ns*) subtrahiert von 1895 ungefähr die Zeit der Ankunft (x) der Serben in Illyricum wenigstens auf ein oder zwei Jahrhunderte genau geben.

$$Ač = 58{\cdot}83$$

$$Ts = 1{\cdot}44$$

$$Dč = \frac{447}{10.000}$$

$$x = 1895 - Ns$$

$$Ns = \frac{A\check{c} + D\check{c} - Ts}{D\check{c}} =$$

$$= \frac{58{\cdot}83 + \frac{447}{10.000} - 1{\cdot}44}{\frac{447}{10.000}} = \frac{571.747}{447} = 1279$$

$$x = 1895 - 1279 = \mathbf{616\ p.\ Chr.\ n.}$$

So bekommt man aus morphologischen Zahlenwerten den Zeitpunkt der serbischen Niederlassungen in Bosnien und der Herzegowina nicht nur auf ein oder zwei Jahrhunderte, sondern auf Jahrzehnte, ja sogar auf Jahre genau; denn die Jahreszahl (616) fällt auffallenderweise in die Regierungszeiten der beiden genannten byzantinischen Kaiser (602—642).

Diese Genauigkeit bestätigt in klarer Weise die Richtigkeit der Annahme über die kraniologische Beschaffenheit der Serben zu Anfang des VII. Jahrhunderts p. Chr. n.

Es dürfen aber nicht die Schwierigkeiten verkannt werden, welche sich solchen Berechnungen in den Weg setzen, da die Regelmäßigkeit der Rassenmetamorphosen vielfach durch Migrationen, soziale Umwälzungen usw. gestört wird. Der prähistorischen Archäologie, der Paläoethnologie, wo man öfters nach mehreren Jahrhunderten und Jahrtausenden im unklaren ist, könnte hingegen der „clavis morphologicus" gute Dienste leisten.

Zuletzt wurden die Griechen vom XII. vorchristlichen Jahrhunderte bis auf heute besprochen und die Ansicht William Ripleys, als ob die Hellenen der ältesten Zeiten, wie auch besonders der klassischen Zeit, der mittelländischen Rasse („nur wenig verschieden von den Phöniziern und Iberern") angehört hätten, zurückgewiesen. Hauptsächlich besaßen die Hellenen jener Zeiten die Merkmale der Xanthodolichocephalie, obschon nebenbei die Melanodolichocephalie und auch Melanobrachycephalie merklich vertreten waren.

Die dorische Wanderung hat das nordische Rassenelement der Achäer verstärkt.

Sämtliche arischen Völker, die Thraker, Hellenen, Illyrier, Slowenen (Σκλαυηνοί = Südslawen), waren zur Zeit ihrer Ankunft im Südosten Europas physioanthropologisch gleich beschaffen: groß, weißhäutig (colosito roseo), helläugig, rötlichblond (πυῤῥοι), dolichoid, verloren aber mit der Zeit (etwa in 2000 Jahren) südlich des Alpen-, Karpathen-, Balkan-Gürtels die Xanthodolichocephalie.

Die Balkanvölker nach dem Schädelindex und der Komplexion in verschiedenen Zeitaltern.

	Ultra-dolicho-cephale	Hyper-dolicho-cephale	Dolicho-cephale	Meso-cephale	Brachy-cephale	Hyper-brachy-cephale	Ultra-brachy-cephale	Komplexion und Typus		
								heller	dunkler	gemischt
Die Illyrier anno 500 a. Chr. n.	5·26%	5·26%	18·42%	36·84%	26·33%	2·63%	5·26%	hell		
Die Illyrier anno 1907 p. Chr. n.	0%	0%	0%	0%	13·33%	46·66%	40·01%	dunkel		
Die Griechen des Altertums [1]	31%			59%	10%			hell		
Die Griechen anno 1880 p. Chr. n.	15%			31%	54%			6·66%	76·50%	16·84%
Die Serben anno 600 p. Chr. n. [2]	59%			36%	5%			hell		
Die Serben anno 1895 p. Chr. n.	0%	0%	1·44%	14·56%	47·64%	29·90%	6·46%	7·36%	42·93%	49·69%

Dr. Zupanić schloß seinen Vortrag mit den Worten: „Anderseits haben die Serben ihren heutigen leiblichen Typus meist den Illyriern zu verdanken, und zwar den Illyriern seit dem Anfange des VII. Jahrhunderts p. Chr. n., als dieselben physioanthropologisch ungefähr den Serben von heute glichen. Es fand ein Rassenaustausch statt, nur mit dem

[1]) Die morphologischen Zahlen basieren auf den Erhebungen von Cl. Stephanos, diejenigen der Komplexion auf denen von Dr. Ornstein. Der „blonde Typus" der Griechen ist nicht ganz äquivalent mit dem Weißbachs, weil Ornstein wahrscheinlich auch hellbraune Haarfarbe zu der blonden Gruppe gerechnet hat.

[2]) Diese Einteilung nach dem Längen-Breitenindex stützt sich nicht auf konkrete Schädelfunde, sondern auf theoretische Rückschlüsse und Berechnungen.

Unterschiede, daß nach dem Vererbungsgesetze die Melanobrachycephalie, welche die Illyro-Romanen und die Überreste der Illyrier den Serben durch Blutmischung übergaben, immer mehr durchdringt und siegreich die Xanthodolichocephalie verdrängt, bis die Serben schließlich beiläufig das sein werden, was die echten Albanesen von heute sind. Etwa im XXVII. Saeculum p. Chr. n. werden nämlich in Bosnien und der Herzegowina die helleren Farbentöne der Haare (rot, blond, hellbraun) wie der Iris (blau, blaugrau, grau, grün) verschwinden, natürlich im Serajewoer Kreise später, in dem von Bihać früher als durchschnittlich in den genannten Ländern. Und sollte vielleicht das Schicksal wiederum blonde, nordische Leute in jener fernen Zeit in die Länder des dinarischen Gebirgssystems bringen, so würden sie Grund genug dazu haben, die Autochthonen „Schwarze Serben" zu nennen, wie ja auch die blonden Serben des VII. Jahrhunderts p. Chr. n. die vorgefundenen Illyro- und Thrako-Romanen „Schwarzer Vlache" (= Maurovlache, Karavlache, nigri Latini, Morlake) nannten."

* * *

2. Herr Dr. Oskar Hovorka Edler von Zderas wird zum Rechnungszensor für das Jahr 1907 gewählt.

Ausschußsitzung am 8. März 1907.

Auszug aus dem Protokolle:

1. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren Kazimierz Stołyhwo, Direktor des Anthropologischen Laboratoriums in Warschau, und Albert Stummer, Weinbaupraktikant des k. k. Ackerbauministeriums in Wien.

2. Beratung der Wahlvorschläge für die Jahresversammlung.

* * *

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Anales del Museo Nacional de Montevideo. Vol. VI. Flora Uruguaya. Tomo III, entr. 1. Montevideo 1966.

Bünker J. R., Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Leipzig 1907. XVI, 436 S. 8°. Wird in den „Mitteilungen" besprochen.

Bulletin trimestriel. Société d'Émulation d'Abbeville. 1906, Nr. 1—4. Abbeville. 8°.

Ἐθνικὸν Πανεπιστήμιον · Ἐπιστημονικὴ Ἐπέτηρις 1902 bis 1903, 1905—1906. Athen 1904, 1906. 406, 559 S. 8°.

— Παράρτημα · Ὁ ἀληθὴς χαρακτὴρ τοῦ λεγομένου Γλωσσικοῦ Ζητήματος ὑπὸ Ἀνδρέου Ν. Σκιά. Athen 1904. 214 S. 8°.

Fritsch G., Die ethnographischen Probleme im tropischen Osten. (S.-A. aus der „Ztschr. f. Ethn.", 1906, S. 347—366.) Berlin 1906. 8°.

Fritsch, G. Über die Verbreitung der östlichen Urbevölkerungen und ihre Beziehungen zu den Wandervölkern. (S.-A. aus dem Globus, XCI, S. 8—14, 21—26, 37—44.) Braunschweig 1907. 4°.

Als Urbevölkerungen („protomorph" im Sinne Stratz') in Südostasien betrachtet Verfasser vorerst die Wedda auf Ceylon, die indes außer der Bewaffnung mit Bogen und Pfeil — der Waffe anscheinend aller Urbevölkerungen — nichts mit den Protomorphen Afrikas gemein haben; zweifellos aber stellen sie einen vorgeschobenen Posten der asiatischen Urbevölkerungen dar, zu denen auch die wilden Stämme Vorderindiens (Yuanga, Kurumba usw.) zu rechnen sind. Die Hieng in Hinterindien, die Miao-tse und andere Wildstämme Südchinas, die Senoi Malakkas sind wohl ebenfalls als versprengte Reste einer protomorphen Bevölkerung Asiens zu betrachten, deren weitgehende Differenzierung infolge der großen Ausdehnung des Gebietes nicht einmal auffallen könnte. Die Andamanesen, besonders von Man (nicht Mann!) untersucht, weisen nach Fritsch' Anschauung auf Afrika hin; gegen Osten zu aber mit ihnen verwandte Stämme zu finden, ist bisher nicht gelungen, vielleicht weil ihre Spuren durch die verschiedenen Invasionen aus Asien verwischt worden sind; erst in Melanesien findet sich der nigritische Typus wieder.

Im Archipel selbst sind den rezent-(küsten-) malaischen Einwanderungen der letzten Jahrhunderte hindostanische und noch früher chinesische Einwanderungen vorhergegangen. Daß Nias, Mentawei, wie Fritsch betont, nicht den „eigentlichen" Malaien zugerechnet werden können, darauf habe ich schon mehrmals gelegentlich hingewiesen (z. B. Globus, LXXXIV, 234*b*); sie bilden eben „ein von der indo-chinesischen Einwanderung unabhängiges Bevölkerungselement", von dem anscheinend auch auf den größeren Inseln Reste beobachtet worden sind; doch will Fritsch mit Recht in ihnen, wie in den Nikobaresen, auch wieder nicht eine eigentliche „Urbevölkerung" erblicken, sondern bloß „Vorläufer der späteren typisch-malaischen Volksströmungen". Ich nenne sie Primärmalaien.

Aber unter den Batak, die einerseits deutliche indische Beziehungen aufweisen, meint Fritsch, anderseits Einflüsse zu bemerken, die er auf die Vermischung mit den ursprünglichen Einwohnern zurückführt, von denen heute nur mehr spärliche Reste in den Kubu erhalten sind. Ob auch in den Baduwi und den Tenggeresen von Java protomorphe Elemente zu vermuten sind, will ich dahingestellt sein lassen; bemerkt sei aber, daß von den Baduwi sicher mehr als der Name bekannt ist, da wir über sie u. a. ein Werk von Jakobs und Meijer besitzen (De Badoejs, Haag 1891), während um unsere Kenntnis der Tenggeresen besonders Kohlbrugge sich verdient gemacht hat.

Im eigentlichen Polynesien sind nach Fritsch Reste einer Urbevölkerung nicht erkennbar; die Polynesier schließen sich den indonesischen — ich füge hinzu: nicht rezentmalaischen — Stämmen ohne Schwierigkeit an. Aber jede Spur älterer Bevölkerungselemente in Polynesien möchte ich doch nicht ganz ableugnen: man beachte z. B., wenn Seurat in der Nr. 28 der Révue Coloniale von 1905 bemerkt, daß man auf den Tuamotu-Inseln rarement crêpus cheveux finde (also immerhin!), und lese die Bemerkung Tregears in seinem Maori-Polynesian Comparative Dictionary über diese Inselgruppe (S. XXII).

Unter den Australiern unterschied der Verfasser zwei Typen: einen eigentlichen Urtypus (besonders in Queensland) und einen zweiten Mischtypus (besonders im Süden von Neusüdwales und Victoria und an der Südwestküste). Und bei der Bildung dieses letzteren Typus haben nach Fritsch' Anschauung nigritische Elemente mitgewirkt, die sich in Melanesien von den Papuas Neuguineas bis Tasmanien nachweisen lassen; daß die Papua für Nigritier so verhältnismäßig hell sind, führt Fritsch, selbst zögernd auf die Beimischung malaischen Blutes zurück; ich möchte dieser Annahme gegenüber auf das in jüngster Zeit bemerkte Vorkommen hellerer, weder australisch noch nigritisch anmutender Elemente gerade im Inneren Neuguineas hinweisen, deren äußere Erscheinung mich lebhaft an Typen von Mentawei erinnert, wie anderseits Landor in den Philippinen, besonders in den Mansaka von Mindanao, einen außerordentlich hellen Stamm, anscheinend ohne jedes mongoloide Merkmal, antraf. Auf gewisse Analogien zwischen Wuwulu und Engano hat schon Karutz[1]) hingewiesen. Und von der ersten Insel schreibt Parkinson[2]): „Die Matty- und Durourleute gehören unzweifelhaft dem malaiopolynesischen Stamme an und gehören möglicherweise zu den ursprünglichen asiatischen Auswanderern, welche, nach Osten vordringend, sich hier niederließen und mit den melanesischen Nachbarn niemals in Verbindung traten."

[1]) Globus, LXXXIII, 26.
[2]) Globus, LXXVIII, 78.

Wenn wir diese versprengten Vorkommen zusammenhalten, drängt sich uns die Erwägung auf, ob diese „primärmalaischen" Elemente — wohl zu trennen von den prämalaischen Protomorphen — wenigstens in einem Teile Neuguineas nicht vor den Papua dagewesen und von diesen ins Innere verdrängt worden sind, nicht ohne dabei infolge Mischungen viel von ihrer eigentlichen Dunkelheit einzubüßen. Eine Untersuchung der Binnenstämme Neuguineas wird vielleicht dieses Rätsel der Lösung nähern —, nicht unterlassen kann ich es aber, hier auf den Muschelhaufenfund Dr. Pöch's hinzuweisen, der in diesem Hefte der Mitteilungen abgedruckt ist. Jedenfalls müssen wir aber nach dieser primärmalaischen Bevölkerung noch spätere malaische Zuzüge annehmen, denen dann weitere Mischungen in Melanesien zu verdanken sind.

Auf den Salomonsinseln (besonders Buka) und in den Neuhebriden scheinen sich diese Nigritier, nach ihrer Dunkelheit zu urteilen, ungestörter erhalten zu haben. Ich möchte hiezu nur bemerken, daß aber die südlichen Salomonsinseln (besonders die Küstenbevölkerung) nicht so reine Nigritier bergen, sondern vielmehr eminent malaisch-polynesische Beziehungen erkennen lassen.[1])

In den primitiven Baining Neubritanniens dagegen, die von den umgebenden papuanisch-nigritischen Elementen erheblich abweichen, und einzelnen Stämmen Neuirlands glaubt Fritsch Reste einer der australischen Rasse verwandten Unterströmung zu erblicken. Jedenfalls werden — wie Verfasser mit Recht betont — physische Anthropologie und Linguistik hier vorerst noch ihre eigenen Wege zu gehen haben.

Australische Merkmale findet Fritsch auch an manchen Eingeborenen der Neuhebriden. Aber das „abstehende, flockige, nicht spiralig gedrehte Haar der Australier" weist ein Teil der philippinischen „Negrito" auf (besonders die Aeta) und „so ergibt sich die Anschauung, daß die Verbreitung australischer Bevölkerungselemente in der Zeit, bevor die nigritische und indo-chinesische Strömung sich im Archipel geltend machte, ... sich im Osten der asiatischen Inselwelt weit nördlich ausdehnte". Ob aber in den Urbewohnern Inner-Formosas, wie in manchen (Nicht-Negrito-) Stämmen der Philippinen und den Bewohnern von Nordost-Celebes nicht andere von Norden über Liu-kiu hereingekommene Elemente zu vermuten sind, das muß erst noch die Zukunft lehren; heute möchte ich die Zentralformosaner mit den Australiern wenigstens noch nicht in direkte Beziehung bringen, wenn auch vielleicht eine gewisse analoge Entwicklung beider Urbevölkerungsgruppen nicht von der Hand zu weisen ist.

[1]) Sehr zu beherzigen ist, was Fritsch wiederholt betont, daß man sich unter Nigritier eben nicht „den unglückseligen Neger nach Blumenbach" vorstellen darf; aber dasselbe gilt auch von dem größten Teile der in Afrika unter dem Begriffe „Neger" zusammengefaßten Stämme.

Einem Teile der sogenannten „Negrito" der Philippinen wird aber tatsächlich auch nach Fritsch der nigritische Habitus nicht abgesprochen werden können. Besonders verwirrend ist eben in diesem Inselgebiete, daß hier alle erdenklichen Typen zusammentrafen und die kompliziertesten Mischungsverhältnisse erwartet werden müssen: Nigritier, dann vielleicht nach Fritsch australoide, primärmalaische (indonesische), sekundärmalaische (Fritsch' indo-chinesische) und rezent-(küsten-)malaische Elemente, dazu eventuell noch die obenerwähnte, aus dem Norden gekommene Völkerwelle. Es wird also auch betreffs der Philippinen noch abzuwarten sein — wenn wir überhaupt je Klarheit in dieses Chaos bekommen —, ob nicht durch irgendwelche der zahllosen Mischungen hier selbständig ein australierähnlicher Typus zustandegekommen sein kann.

Nicht unterlassen möchte ich, bei dieser Gelegenheit — Fritsch kritisiert die unpräzise Verwendung der Termini „Negrito" und „Alfuren" — noch einen Namen zu nennen, der viel mißbraucht wird: auch der von Fritsch noch beibehaltene Ausdruck „Igorroten" wäre zu verbannen; denn die Unterschiede zwischen einem Bontoc- und Lepanto-Igorroten sind ungefähr dieselben, wie zwischen einem Dayak und einem Minahasser, also zu augenfällig, als daß man zwei so differente Elemente unter einer so willkürlich ausgedehnten Bezeichnung begreifen sollte.

Die Bagobos Mindanaos hat der Verfasser versehentlich nach Mindoro transplantiert; dort haben sie natürlich nie etwas zu suchen gehabt. Warum überhaupt Fritsch gerade diesen einen der zahlreichen[1]) unstreitbar malaischen Stämme der Philippinen herausgreift, ist nicht ersichtlich.

Außer in den philippinischen Negritos sind Nigritier noch in den Sĕmang von Malakka und vor allem in den Andamanesen zu erkennen.

Die „Alfuren" endlich sind, wie Fritsch meines Erachtens richtig behauptet, nicht papuanisch, sondern als Reste der alten prämalaischen Urbevölkerung zu betrachten. Die weddaähnlichen Toala von Celebes der Vettern Sarasin gehören hieher. Inwiefern aber speziell die Alfuren von Nordost-Celebes (Minahassa) mit den Alfuren der Molukken- und Banda-See — beides prämalaische Schichten — zusammenhängen und ob diese Verwandtschaft, wie erwähnt, über die Philippinen (Lepanto-Igorroten)[2]) nach Norden weiterleitet, das läßt sich wohl heute noch nicht erweisen.

1. Februar 1907. *L. Bouchal.*

[1]) Vgl. Montano im Arch. des Miss. Scientif. et Littér., 3e sér., XI, 39 und meinen Aufsatz in Mitt. d. Geogr. Ges. in Wien, 1905, 40. Ich halte die Bagobo eher für Primärmalaien, Fritsch weist sie der indo-chinesisch beeinflußten Schicht (Sekundärmalaien) zu. Die Tagalen sind sekundärmalaisch.

[2]) Mitt. d. Geogr. Ges. in Wien, 1906, 40.

Giuffrida-Ruggeri, Das sogenannte Aussterben der Neandertal-Spy-Rasse. (S.-A. aus dem „Globus", XC, Nr. 16.) Braunschweig 1906, 2 S. 4°.

Hrdlička, Aleš, Anatomical observations on a collection of Orang skulls from Western Borneo; with a bibliography. (S.-A. aus den „Proceedings of the U. S. Nat. Museum", XXXI, S. 539—568.) Washington 1906. 8°.

Kalkowsky, E., Geologie des Nephrites im südlichen Ligurien. („Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft". 1906, Heft 3.)

Die alte Ansicht von der ausschließlich asiatischen Heimat des in unserem Neolithikum verarbeiteten Nephrits ist seit längerem definitiv erschüttert. Dazu trug die im Jahre 1899 erfolgte Entdeckung eines 2140 *kg* schweren, im Serpentin anstehenden Nephritblockes bei Jordansmühl in Schlesien wesentlich bei; das Mur- und Santal haben seitdem ebenfalls über ein halbes Tausend natürlicher Nephritgeschiebe geliefert. Daß endlich Nephrite und Nephritoide sicher auch in den Zentralalpen lagerhaft vorkommen, erwies vor allem die Auffindung anstehender Nephrite im Wallis und von Chloromelaniten am Monte Viso, im Monte Rosa- und Gotthard-Gebiete, ferner im Zillertale (in der Grundmoräne des Schwarzensteingletschers am Übergange ins Arntal). Es ist von hohem Interesse, daß es E. Kalkowsky nunmehr gelungen ist, nach langen, mühsamen Recherchen Nephrit auch im südlichen Ligurien zu finden. Er stellt sich dort als ein durch Dislokations-Metamorphismus aus Serpentin entstandenes Gestein dar, dessen Gemengteile und Struktur Kalkowsky eingehend erörtert. Sein Vorkommen ist dort eben deshalb ausschließlich an den Serpentin gebunden und bislang auf 11 Plätze verteilt (Monte Bianco, Domenico-Paß, Libiolo, Gallinaria, Monte Pu, Mattarana, Levanto, Monterrosso al mare usw.), von denen die beiden äußersten durch 23 *km* Luftlinie voneinander entfernt sind. Die bisherige Ausbeute Kalkowskys betrug gegen 90 *kg*, die von mindestens 150 Stücken oder Stellen herrühren, welche lokal ganz außerordentlich variieren. Diese letztere Eigentümlichkeit verdient auch bezüglich der in den Schweizer Pfahlbauten verarbeiteten Nephrite hervorgehoben zu werden, allwo fast jedes Seengebiet seine charakteristischen Lokalnephrite aufweist. Interessant ist, was der Autor über den Mißbrauch in der „Nephritfrage" schreibt; daß dieses Gestein bislang verhältnismäßig so selten gefunden wurde und wird, führt Kalkowsky darauf zurück, daß es die Geologen nicht suchten und eben deshalb auch nicht fanden; dies schließt keinen Vorwurf in sich, denn nur die wenigsten von ihnen wußten, wie es anstehend aussieht. Tatsächlich ist es auch ein Mineral von mannigfaltigstem Habitus, der nur in seltenen Fällen am Anstehenden das „schöne, reine und typische" Äußere verrät, das man in Lehrsammlungen am Nephrite zu studieren und zu bewundern pflegt.

Derselbe, Der Nephrit des Bodensees. (Sonderabdruck aus den Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden, Jahrgang 1906, Heft 1.) Dresden 1906.

Gestützt auf zahlreiche Vorarbeiten, unternahm es Kalkowsky, zunächst die Nephrite der Pfahlbauten des Bodensees zu untersuchen. Er schätzt die Zahl der dort gefundenen ansehnlicheren Stücke auf rund 3000, deren mittleres Gewicht sich auf 33 *g* beläuft. Praktische Proben an ligurischem Nephrit lassen es dem Autor als wahrscheinlich erscheinen, daß der Pfahlbauer bei seiner Arbeitsweise zum mindesten das sechsfache Gewicht von Rohnephrit für ein Beil verbrauchte; demnach hätten die Pfahlbauern zur Herstellung der bisher gefundenen Exemplare etwa 600 *kg* dieses Gesteins benötigt. Kalkowsky vermutet, unter Erwägung der verschiedensten Faktoren, daß diese obige Ziffer etwa 10% aller Nephritbeile darstellt, die im Bodensee begraben liegen, daß also die Pfahlbauern deren 30.000 besessen haben mögen, wozu sie etwa 6000 *kg* Rohmaterial benötigten, was immerhin nur einem Rohblock von zwei Kubikmetern entspricht. Nephrite von natürlicher Geröllform kommen am Bodensee nicht vor, sie erscheinen vielmehr alle höchst sorgfältig zu Beilen und Meißeln verarbeitet, was wohl sicher an Ort und Stelle erfolgte. Beachtenswert ist, daß die Nephrite im Bodensee zum Teile von denen in den Schweizer Seen verschieden sind; ganz fehlen dort die hellgrünen, wolkenfarbigen und Faserarten, sodann jene mit Großkorn- und sphärulitischer Struktur. Vielleicht ist es einer nicht zu fernen Zukunft vorbehalten, uns die Heimat der lokalen, also sicher nicht allzufern gelagerten Abarten zu enthüllen.

Hugo Obermaier.

Karplus J. P., Zur Kenntnis der Variabilität und Vererbung am Zentralnervensysteme des Menschen und einiger Säugetiere. Leipzig-Wien 1907, 162 S. 8°, 6 Tafeln.

In den „Mitteilungen" besprochen.

Kohn, Dr. Emerich, Urgeschichte des Menschen. (Nr. 69 von „Hillgers illustrierten Volksbüchern".) Verlag Hermann Hillger. Berlin-Leipzig. Brosch. 30 Pfg., geb. 50 Pfg.

Eine auf 86 Seiten zusammengefaßte Übersicht über die verschiedenen prähistorischen Epochen bis herab zur La Tène-Periode (inklusive). Den Text begleiten 46, zumeist M. Hoernes und S. Müller entlehnte Illustrationen. *O.*

Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, XXXVII, Nr. 12; XXXVIII, Nr. 1.

Lasch, Dr. Richard, Das Marktwesen auf den primitiven Kulturstufen. (S.-A. aus der „Zeitschr. für Sozialwissenschaft", IX, S. 619--627, 700—715 und 764—780.) Berlin 1906. 8°.

Mémoires de la Société d'Émulation d'Abbeville. Tome XXI. (4e sér., T. V., 2e part.) Abbeville 1906. 8°.

Miehe H., Die Erscheinungen des Lebens, Grundprobleme der modernen Biologie. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlisher Darstellungen. Teubner, Leipzig-Berlin. Preis Mk. 1.

Eine kurz zusammenfassende Darstellung über das organische Leben, über dessen Äußerungen und über die Theorien der Entstehung und Entwicklung der Lebewelt. Die Abbildungen sind zum Teile Originale. Das Büchlein stellt eine Sammlung von Vorträgen dar, die der Verfasser im „Lyceum für Damen" zu Leipzig gehalten hat.

v. Schumacher, Wien.

Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg. (5. Beiheft zum Jahrbuche der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, XXIII, 1905.) Hamburg 1906.

Rasmussen, Knud, Neue Menschen. Ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpoles. Übersetzt von Elsbeth Rohr. Bern (A. Francke) 1907. VIII, 191 S. 8°.

Knud Rasmussen, einer der Teilnehmer von Mylius-Erichsens „dänischer literarischer Grönlandsexpedition" (1903/04), hat in dem Buche seine Erlebnisse unter den nördlichsten Eskimo, nördlich von Kap York an der grönländischen Westküste, niedergelegt. Selbst in Grönland aufgewachsen und der Eskimosprache völlig mächtig, war er besonders berufen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen und tiefe Einblicke in ihr Seelenleben zu tun. Trotz der etwas feuilletonistischen Färbung des ganzen ist doch das Buch bei dem Reichtume der Beobachtungen, die es birgt, eine auch für den Ethnographen wertvolle Bereicherung der Literatur über diesen nördlichsten, bloß über 200 Köpfe zählenden Stamm. Besonders der zweite Teil des Werkes enthält außerordentlich viel Bemerkenswertes, aus dem nur einige Themen hervorgehoben seien: Verbote, und zwar insbesondere bei Todesfällen, Geburten; Namengebung; religiöse Vorstellungen, „die zu keinerlei Anbetung von etwas Übernatürlichem führen, sondern eine Reihe Gebote und Maßregeln wider unbekannte Mächte enthalten, die den Menschen nicht wohlwollen"; Geisterglauben, besonders auch die Vorstellung, daß der Geist des Toten seinen Tod am Schuldtragenden rächt; Amulette, Zauberformeln, Schamanentum. Auch eine besondere Geistersprache wird erwähnt (S. 185). Unter den Sagenstoffen sei einer hervorgehoben, in dem ein Mädchen von einem Hunde Nachkommen empfängt (S. 79, 134), da dieser Vorwurf auch anderwärts begegnet. Leider sind die dem dänischen Originale noch angehängten Eskimosagen und -Fabeln weggelassen, wohl weil sie bei einem weiteren Leserkreise Anstoß erregen könnten.

Wir sehen nach dieser Probe den weiteren Veröffentlichungen der Ergebnisse der Expedition mit Erwartung entgegen. *L. B.*

Sachs H., Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. II. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Teubner, Leipzig-Berlin. Preis Mk. 1.

Ein Büchlein für solche, die nichts können und nicht viel lernen wollen. Hauptsächlich wird die Tätigkeit des menschlichen Körpers, die Physiologie, berücksichtigt, während die Lehre vom Bau des Körpers, die Anatomie, mehr in den Hintergrund tritt. Die Abbildungen sind fast durchweg schematisch, einige wohl zu schematisch gehalten.

v. Schumacher, Wien.

Schlaginhaufen, Dr. Otto, Beschreibung und Handhabung von Rudolf Martinis diagraphentechnischen Apparaten. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", XXXVIII.) Braunschweig 1907. 6 S. 4°.

— Ein Canalis craniopharyngeus persistens an einem Menschenschädel und sein Vorkommen bei den Anthropoiden. (S.-A. aus dem „Anatom. Anzeiger", XXX.) Jena 1907. 8 S. 8°.

— Über das Leistenrelief der Hohlhand- und Fußsohlenfläche der Halbaffen, Affen und Menschenrassen. (S.-A. aus „Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte", XV, S. 628—662.) Wiesbaden 1906. 8°.

Schliz A., Die Sammlungen des historischen Vereines Heilbronn. Heilbronn 1906. 8°.

Der vorliegende Bericht will ein kurzgefaßter Führer durch das Heilbronner historische Museum sein. Eine kurze Beschreibung ist der „naturhistorischen Abteilung" gewidmet, eine relativ eingehende der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung. Man kann dem Autor in bezug auf seine allgemeinen Theorien keineswegs in allen Punkten beipflichten. Es ist z. B. nicht richtig, die Hochterrasse der zweiten und dritten Eiszeit, die Niederterrasse der vierten Glazialperiode zuzuteilen; erstere charakterisiert vielmehr am ganzen Nordsaume der Alpen nur die dritte Eiszeit, die zweite ist durch die jüngere Decke dargestellt. Ob wir die ersten sicheren Menschenspuren der zweiten Interglazialzeit zuteilen dürfen, lasse ich dahingestellt. Die diesbezügliche Klassifikation A. Pencks basiert ausschließlich auf dem Vorkommnisse von Villefranche-sur-Saône, das von M. Boule, E. Gaillard u. a. mit Recht (wie ich auf Grund eigener Studien an Ort und Stelle desgleichen beifügen möchte) als ungleich jünger interpretiert wird; das Vorkommen des Acheuléen auf der vorletzten Eiszeitterrasse der Garonne spricht endlich kategorisch gegen die obige Auffassung. Taubach, das kein Höhlenfundort ist, wird also desgleichen der dritten Interglazialzeit zugeteilt werden müssen. Das Solutréen kann nach den Lagerungsverhältnissen von Sorthet (a. d. Neste, Pyrenäen) nur mehr als nacheiszeitlich, d. i. jünger als die vierte Eiszeit, gefaßt werden, welch letztere natürlich um Jahrtausende älter als die Kultur der „Kjökkenmöddinger" ist.

Die Wandlungen der verschiedenen Neolithkeramiken an der Hand einer Völkergruppe zu erklären, die schließlich — nach langer Odyssee — am Leinbache sich ansiedelt, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich: hier liegen große, langsam entstandene Kulturteppiche vor uns, im Norden die ältere Schnurkeramik, im Süden Mitteleuropas die alpine Gruppe; zwischen sie schaltet sich ein, jene Provinzen später teilweise überziehend, die von Osten kommende Bandkeramik. Ähnliche langsame Penetrationen — nicht große Völkerwanderungen — brachten die einzelnen Metallkulturen zu uns, deren Ansiedlungsformen Schliz so meisterhaft studiert hat.

Die weiteren Ausführungen gelten der Römerperiode sowie der alemannisch-fränkischen Zeit, endlich den mittelalterlichen und neuzeitlichen Sammlungen des Museums, auf die einzugehen wir uns versagen müssen. *Dr. H. Obermaier.*

Thilenius, Dr. G., Museum für Völkerkunde, Bericht für das Jahr 1905. (S.-A. aus dem „Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten", XXIII, 1905.) Hamburg 1906. 29 S. 8°.

Učenjija zapiski Imper. Kazanskago Universiteta. LXXIII, Nr. 11 und 12, Beilage zu Nr. 12, Kazan 1906. 8°.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Am Sonntag den 10. März, vormittags 11 Uhr, fand eine gemeinsame Besichtigung der Sammlungen des Herrn Dr. Rudolf Pöch im naturhistorischen Museum unter persönlicher Führung des Herrn Dr. Pöch statt.

Jahresversammlung am 20. März 1907.

1. Der Vorsitzende Hofrat Toldt eröffnet die Sitzung und konstatiert deren Beschlußfähigkeit.

Nach Begrüßung des Herrn Prof. v. Luschan und seiner Gemahlin erstattet der Vorsitzende den

Jahresbericht für das Jahr 1906.

In dem abgelaufenen Gesellschaftsjahre, über welches den statutengemäßen Bericht zu erstatten ich mich hiemit beehre, hat die Wiener Anthropologische Gesellschaft, getreu ihren Traditionen und stets eingedenk der von ihren Stiftern übernommenen Aufgaben, den verschiedenen Zweigen jener Wissenschaft, welche die Geschichte des Menschen in weitestem Umfange zum Gegenstande hat, ihre Tätigkeit zugewendet, soweit es die Umstände und die zu Gebote stehenden Mittel gestatteten.

Es möge jedoch nicht verschwiegen bleiben, daß unsere Gesellschaft leider schon seit einigen Jahren außerstande ist, jenem Teile der von ihr früher gepflegten praktischen Arbeiten, welche sich auf die Veranstaltung von prähistorischen Ausgrabungen bezieht, gerecht zu werden. Widrige Verhältnisse, welche hier nicht erörtert werden sollen, und dazu das Versiegen jener Geldquelle, welche in früheren Jahren unserer Gesellschaft zu diesem Zwecke die Mittel gab, sind die Ursache davon. Wir bedauern dies auf das lebhafteste, weil es uns gegenwärtig versagt ist, auf die Erschließung der in den weiten Gebieten Österreichs noch von dem Erdboden bedeckten Dokumente des vorgeschichtlichen Menschen und seiner Kultur einen unmittelbaren, richtunggebenden Einfluß zu üben. Wir bedauern es um so mehr, als vielfachen schlimmen Erfahrungen zufolge befürchtet werden muß, daß durch Zufall aufgedeckte Fundstellen ohne Zutun Sachverständiger in völlig irrationeller Weise ausgebeutet und die Fundgegenstände verstreut und verworfen, einer wissenschaftlichen Untersuchung für immer entzogen werden.

Indem wir der Hoffnung nicht entsagen, dieses hochwichtige Arbeitsfeld in absehbarer Zukunft wieder in das Bereich unserer Wirksamkeit einbeziehen zu können, werden wir in unentwegter Beharrlichkeit fortfahren, den uns vorgesteckten Zielen, soweit unsere Kräfte und Mittel reichen, zuzusteuern.

Indem ich nun an die Mitteilung über die Bewegung in unserem Mitgliederstande schreite, habe ich vor allem die Pflicht, unserer Trauer über den Verlust, welchen die Gesellschaft während des Berichtsjahres durch den Tod einer Anzahl ihrer Mitglieder erlitten hat, Ausdruck zu geben. Es sind gestorben: das Ehrenmitglied Geheimer Sanitätsrat Dr. Wilhelm Grempler in Breslau, dessen hervorragende Verdienste um die Ethnologie demnächst von berufener Seite in unseren „Mitteilungen" geschildert werden sollen, ferner die korrespondierenden Mitglieder Dr. Hermann Obst, Museumsdirektor in Leipzig, Dr. Emil Schmidt, Universitätsprofessor in Jena (beide zugleich wirkliche Mitglieder), und Geheimer Regierungsrat Dr. Albert Voß, Direktor des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin; endlich die wirklichen Mitglieder Hofrat Dr. Franz Hektor Ritter v. Arneth, Sektionschef Dr. Otto Benndorf, Direktor des k. k. archäologischen Institutes in Wien, Dr. Alfred Murmann, Assistent am anatomischen Institute in Wien, Hofrat Dr. Isidor von Neumann, Universitätsprofessor im Ruhestande in Wien, und Se. Hochwürden Bernhard Peitl, infulierter Prälat des Stiftes Klosterneuburg. Allen diesen verstorbenen Mitgliedern, welche unserer Gesellschaft ihr Interesse und ihre werktätige Unterstützung angedeihen ließen, werden wir stets ein ehrenvolles und dankbares Andenken bewahren.

Zugewachsen sind in dem Berichtsjahre 3 Ehrenmitglieder, 2 korrespondierende und 13 wirkliche Mitglieder. Mit Rücksicht darauf, daß durch Streichung und Austritt im ganzen 18 Mitglieder in Wegfall kommen, beläuft sich am 1. März d. J. unser Mitgliederstand auf

3	Stifter,
26	Ehrenmitglieder,
59	korrespondierende,
36	unterstützende,
335	wirkliche Mitglieder
im ganzen 459	Mitglieder.

Über die Geldgebarung der Gesellschaft wird Ihnen in dem später zur Verhandlung kommenden Rechnungsabschlusse eingehend berichtet werden. An dieser Stelle komme ich gern der Verpflichtung nach, für die auch in diesem Jahre uns zugeflossenen Spenden und Subventionen den ergebensten und tiefgefühltesten Dank zum Ausdrucke zu bringen, und zwar vor allem Sr. Majestät unserem allergnädigsten Kaiser, ferner Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, dem k. k. Ackerbauministerium, dem niederösterreichischen Landtag und der Stadtvertretung von Wien. Nur durch die hochherzige Unterstützung, welche uns von diesen Seiten zuteil geworden ist, war es uns möglich, unseren Aufgaben gerecht zu werden.

Hinsichtlich der Tätigkeit unserer Gesellschaft ist zunächst zu berichten, daß in den sechs statutenmäßigen ordentlichen Monatsversammlungen, bei welchen wir uns stets eines guten Besuches zu erfreuen hatten, wissenschaftliche, von Demonstrationen be-

Rechnungsabschluß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1906.

SOLL | **HABEN**

A. Kassa-Konto.

	K	h	K	h
Kassarest vom Jahre 1905	. .	.	17	28
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	400	—		
2. Subvention des k. k. Unterrichtsministeriums	1000	—		
3. Subvention vom niederösterreichischen Landesausschusse	100	—		
4. Subvention der Stadt Wien	400	—		
5. Subvention Sr. Durchlaucht des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein	100	—	2000	—
6. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 35 unterstützenden Mitgliedern à 20 K	700	—		
b) Jahresbeiträge von 329 wirklichen Mitgliedern . . . à 10 K	3290	—		
c) Nachzahlungen und Überzahlungen	68	80	4058	80
7. Für Verkauf von Druckschriften:				
a) laut Rechnung von Alfred Hölder	791	87		
b) durch das Sekretariat	97	69		
c) Ersatz für Tauschschriften	986	27	1875	83
8. Zinsen vom Anlagekapital	. .	.	120	—
9. Reserve für Druckerei-Auslagen (Postsparkassa)	.	—	1197	82
Summe	. .	.	9269	73

B. Fonds für praktische Arbeiten.

Kassarest vom Jahre 1905	3	36		
Subvention des k. k. Ackerbauministeriums	400	—	403	36
Zusammen	. .	.	9673	09

C. Wertpapier-Konto.

Anlagekapital: Allgemeine Staatsschuldverschreibungen (Juli-Rente) fl. 1500 zum Kurse von 100	3000	—		
daran haftende Zinsencoupons per 31. Dezember 1906	60	—	3060	—
Totalsumme	. .	.	12733	09

A. Kassa-Konto.

	K	h	K	h
1. Kosten der gesellschaftlichen Publikationen:				
a) Restzahlung für Druck der Mitteilungen 1905	. .	.	1600	—
b) Teilzahlung auf die K 4436·42 betragende Rechnung (Rückstand K 1400) für den Druck der Mitteilungen 1906	3036	42		
c) Klischees	587	—		
d) Zeichner	44	—		
e) Druckkosten für den Bericht über die Salzburger Versammlung	607	89		
f) Übersetzungen und Register	176	50		
g) Honorare für Literaturberichte	185	08	4636	89
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Remuneration des II. Sekretärs	800	—		
b) Lohn des Dieners	240	—		
c) Sekretariats-Auslagen	1180	29		
d) Auslagen des Kassiers	128	80		
e) Steuer	9	37	2358	46
3. Erlag als Reserve für Druckarbeiten	. .	.	650	—

B. Fonds für praktische Arbeiten.

1. Dem Herrn Lehrer Bünker für Forschungen im Lungau	. .	.	400	—

C. Wertpapier-Konto.

1. Allgemeiner Kassarest vom Jahre 1906	24	38		
2. Überschuß des Fonds für praktische Arbeiten	3	36		
3. Wert des Anlagekapitales (wie neben)	3060	—	3087	74
Totalsumme	.	.	12733	09

Wien, am 14. März 1907.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
dz. Kassier.

Dr. Karl Außerer m. p.,
dz. Rechnungsführer.

Der Ausweis wurde geprüft und richtig befunden:
Wien, am 14. März 1907.

Moritz Wasserburger m. p.,
dz. Rechnungsrevisor.

Dr. Oskar v. Hovorka m. p.,
dz. Rechnungsrevisor.

gleitete Vorträge über Gegenstände aus den verschiedenen Gebieten unserer Wissenschaft gehalten wurden. Darüber bringen unsere „Sitzungsberichte" nähere Mitteilungen. Eine außerordentliche Versammlung, welche wir im Vereine mit der Geographischen Gesellschaft vorbereitet hatten, um einen Vortrag des Herrn Alfred Raquez aus Marseille, über Laos und seine Bewohner, zu hören, mußte zu unserem Leidwesen in letzter Stunde abgesagt worden, da der berühmte Reisende kurz vorher an einer plötzlich aufgetretenen Krankheit gestorben ist.

Eine besondere Sorgfalt haben wir, wie bisher, der Herausgabe unserer Gesellschaftsschriften gewidmet. Unter der umsichtigen Redaktion des zweiten Sekretärs unserer Gesellschaft, des Herrn k. u. k. Rechnungsrates Dr. Leo Bouchal, ist in dem Berichtsjahre der XXXVI. Band der „Mitteilungen" erschienen; er enthält auf 267 Seiten nebst einer Anzahl von Literaturberichten acht Originalabhandlungen, von welchen drei prähistorischen, drei ethnologischen und zwei somatologischen Inhaltes sind. Beigegeben sind denselben im ganzen 9 Tafeln mit Abbildungen, 80 Textfiguren, 1 Karte und 5 Tabellen. Von dem XXXVII. Bande der „Mitteilungen" ist bereits das 1. Heft in Ihren Händen. Außerdem sind die „Sitzungsberichte" für das Jahr 1905/06 mit 155 Seiten Text und 18 Textfiguren vollendet und der erste Teil dieser Berichte für das Jahr 1906/07 erschienen. Dieselben enthalten zunächst den amtlichen Bericht über die vierte gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg, ferner kurze Mitteilungen über die Sitzungen des Ausschusses, die Berichte über die Jahres- und Monatsversammlungen und überdies eine Anzahl uns zugekommener kleinerer Abhandlungen.

Allen jenen Herren, welche uns, wie in früheren Jahren, Mitteilungen über Funde in den verschiedenen Gegenden Österreichs eingesendet haben, sei hiefür der verbindlichste Dank ausgesprochen.

Im Auftrage der Gesellschaft hat Herr J. R. Bünker im Laufe des verflossenen Sommers seine Flurforschungen im Lungau fortgesetzt, wozu ihm die uns vom k. k. Ackerbauministerium bewilligte Subvention von K 400 zur Verfügung gestellt wurde. Die Ergebnisse werden in unseren „Mitteilungen" zur Veröffentlichung kommen.

Am 10. Juni 1906 hat unsere Gesellschaft einen Ausflug nach Retz und Unterretzbach veranstaltet, um die Überreste prähistorischer Besiedelungen daselbst zu besichtigen. Ein Bericht darüber, sowie über die aus diesem Anlasse gehaltenen Vorträge des Herrn Prof. Dr. Rudolf Much und des Herrn Oberlehrers Ludwig Mattula ist in unseren Sitzungsberichten enthalten. Für das von allen Teilnehmern einstimmig anerkannte vorzügliche Gelingen dieses Ausfluges hat sich unser langjähriges, stets eifrig für die Interessen der Gesellschaft tätiges Mitglied, Herr Mattula, insbesondere auch dadurch verdient gemacht, daß er uns nicht nur seine wertvollen prähistorischen Objekte, sondern auch seine höchst interessante volkskundliche Sammlung in liebenswürdigster Weise zeigte und erklärte. Es sei ihm dafür, sowie für alle seine anderen Bemühungen Dank gesagt.

Am 12. Juni 1906 erfolgte ein Besuch der Indianertruppe bei Buffalo Bill's Wild-West im Prater, wobei die Teilnehmer Gelegenheit hatten, nicht nur die männlichen und weiblichen Mitglieder dieser Truppe, sondern auch ihr Lager zu besichtigen.

Am 10. März 1907 fand unter der Beteiligung einer ansehnlichen Zahl unserer Mitglieder die Besichtigung der ethnographischen Sammlung statt, welche Herr Dr. Rudolf Pöch von seiner Forschungsreise in Neu-Guinea mitgebracht hat und welche sich nun im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums befindet. Herr Dr. Pöch gab eingehende Erklärungen über Herstellungsweise, Verwendung und Bedeutung der zahlreichen ausgestellten Objekte und hat dadurch alle Anwesenden zu großem Danke verpflichtet. Der Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums sei für die freundliche Gestattung dieses Besuches der verbindlichste Dank ausgesprochen.

Bei der vom 16. bis 22. April 1906 abgehaltenen 13. Versammlung der internationalen Vereinigung für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Monaco war die Wiener Anthropologische Gesellschaft durch unseren Ehrenpräsidenten Freiherrn v. Andrian-Werburg vertreten, welchem wir auch eine in unseren „Sitzungsberichten" veröffentlichte Mitteilung über die wesentlichsten Vorkommnisse auf diesem Kongresse verdanken. Unter denselben sei besonders hervorgehoben die Beratung einer Spezialkommission zur Anbahnung einer Einigung über die anthropologischen Messungen, worüber bereits ein ausführlicher Bericht aus der Feder Professors v. Luschan („Die Konferenz in Monaco", Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXXVII. Jahrg., 1906, S. 53) vorliegt. Unserem Ehrenpräsidenten sind wir überdies zu ganz besonderem Danke verpflichtet für einen uns

freundlichst zur Verfügung gestellten Bericht über die am 15. April 1906 eröffnete Kolonialausstellung in Marseille; derselbe beschäftigt sich u. a. auch mit der daselbst ausgestellt gewesenen, seither in den Besitz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übergegangenen ethnographischen Sammlung, welche Herr Alfred Raquez auf seinen Forschungsreisen in Hinterindien in dem Gebiete von Laos erworben hat. Freiherr v. Andrian bezeichnet diese Sammlung als einzig in ihrer Art.

An dem im Juli 1906 in Wien abgehaltenen Geschichtsforschertage hat Herr Prof. Rudolf Much als Delegierter unserer Gesellschaft teilgenommen, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch Mitteilung zu machen über die Einleitungen, welche wir in bezug auf die Tagung des internationalen Amerikanistenkongresses im Sommer 1908 zu Wien getroffen haben. Ende Mai 1906 wurde uns zunächst unter Vermittlung des Herrn Vizepräsidenten Regierungsrates Heger in vertraulicher Weise bekanntgegeben, daß es erwünscht sei, im Jahre 1908 diesen Kongreß in Wien abzuhalten. Dies konnte nur dadurch ermöglicht werden, daß die Anthropologische Gesellschaft dazu die Initiative ergriff. Der Ausschuß fand sich hiezu bereit, hielt es jedoch für zweckmäßig, eine diesbezügliche Aktion nur in Gemeinschaft mit der Wiener Geographischen Gesellschaft anzubahnen und mit dieser darüber in Verhandlung zu treten. Nachdem wir uns versichert hatten, einerseits, daß die Angelegenheit den beiden Gesellschaften keine finanzielle Belastung auferlegen werde, anderseits, daß die Leitung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums bereit sei, bei diesem Anlasse den Teilnehmern des Kongresses ihre wertvollen und reichhaltigen amerikanischen Gegenstände zugänglich zu machen, faßten die Ausschüsse beider Gesellschaften den übereinstimmenden Beschluß, gemeinschaftlich eine formelle Einladung an den im August 1906 zu Quebec versammelten Amerikanisten-Kongreß ergehen zu lassen und gleichzeitig aus Mitgliedern beider Gesellschaften ein Komitee einzusetzen, welches unter der Obmannschaft des Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft die erforderlichen weiteren Vorbereitungen zu treffen hätte. Der internationale Amerikanisten-Kongreß zu Quebec wählte nun, unserer Einladung Folge leistend, Wien zum Orte seiner nächsten (XVI.) Tagung im Jahre 1908 und bestimmte entsprechend unserem vertraulichen Vorschlage die Herren Hofrat Tietze, Prof. Oberhummer und Regierungsrat Heger zu Mitgliedern des Organisationskomitees. Am 26. Jänner d. J. hat das vorbereitende Komitee seine konstituierende Sitzung abgehalten und nachdem Herr Hofrat Freiherr v. Weckbecker mit dem Vorsitze bei den Beratungen betraut worden war, die Grundlinien für das weitere Vorgehen festgestellt.

Wir glauben uns zur Hoffnung berechtigt, daß der Amerikanisten-Kongreß in unserer Stadt einen geeigneten Boden für seine Verhandlungen finden und daß durch ihn das Interesse für Amerikaforschungen in Österreich einen neuen Ansporn empfangen werde.

2. Der zweite Punkt der Tagesordnung betrifft die Wahlvorschläge, über welche sich der Ausschuß in seiner Sitzung vom 8. d. M. geeinigt hat.

Der Ausschuß schlägt Ihnen vor:

I. Die Wiederwahl jener Funktionäre und Ausschußräte, deren Mandatsdauer abgelaufen ist, auf drei Jahre, und zwar:

Des 1. Sekretärs Prof. Dr. Rudolf Much; der Ausschußräte: Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Dr. Richard Lasch, Hofrat Prof. Dr. Hermann R. v. Schullern, Prof. Dr. Ernst Sellin, Dr. Sigmund Wahrmann, Exzellenz Hans Graf Wilczek, Hofrat Prof. Dr. Emil Zuckerkandl; dann die Wahl der Herren Postrat Moriz Wasserburger und Dr. Oskar v. Hovorka zu Revisoren.

II. Die Wahl zu Ehrenmitgliedern der Herren Hofrat Dr. Albrecht Penck in Berlin, Emil Rivière, Präsident der Société préhistorique de France, Direktor der École des hautes Études au Collège de France.

III. Die Wahl zu korrespondierenden Mitgliedern der Herren Prof. Dr. Albert Grünwedel in Berlin, Dr. Alfred Götze in Berlin, Prof. Dr. Giuseppe dalla Vedova in Rom, Prof. V. Commont in Amiens und Prof. Dr. George Papillault in Paris.

Diese Wahlvorschläge werden mit Akklamation angenommen.

3. Den dritten Punkt der Tagesordnung bildet der Rechnungsabschluß der Gesellschaft für das Jahr 1906.

Nach Verlesung desselben durch den Rechnungsführer, Professor Dr. Ausserer, (s. S. [30]) und Erstattung des Berichtes der Revisoren wird das Absolutorium erteilt.

4. Prof. Luschan hält unter Vorführung von Lichtbildern und Demonstrationen einen Vortrag über Buschmänner und Hottentotten.

Derselbe wird ausführlich in den Mitteilungen erscheinen.

Bericht über die im Jahre 1906 in Österreich durchgeführten Arbeiten.

Niederösterreich.

Herr Lehrer Ludwig Mattula berichtet aus Unter-Retzbach:

In der Ried Sandgruben, entlang des Ortsbaches, fand ich auf dem Grundstücke des Johann Witzmann Bruchstücke einer Tonschüssel und mehrerer sonstiger Gefäße. Einige Scherben zeigten einfache lineare Verzierungen. Eine Rekonstruktion der Gefäße war leider unmöglich, da der Besitzer den größeren Teil der Scherben auf den nahe vorbeiführenden Weg geworfen hatte. Den Mitteilungen des Grundbesitzers konnte ich entnehmen, daß mehrere kleinere Gefäße, von einer größeren Schüssel überdeckt, in einer kleinen Aschengrube sich befanden, auf welche man beim Rigolen des Ackers gestoßen war.

Sonstige Geräte oder Beigaben wurden nicht gefunden. Nach den von mir gesammelten Scherben zu schließen, gehörten die Gefäße der frühen Bronzezeit an.

In derselben Ried, von der oben angeführten Fundstelle jedoch um zirka 400 *m* weiter östlich, stieß man beim Rigolen auf ein menschliches Skelett, welches jedoch schnell wieder eingescharrt wurde, weil der Grundeigentümer glaubte, es sei dies das Knochengerüst eines Franzosen. Ich erhielt erst einige Monate später von dem Funde Nachricht und konnte daher nichts mehr bestimmen.

Oberhalb des Dorfes, jedoch auf derselben Hügelkette, welche sich am linken Ufer des Ortsbaches hinzieht, wurden auf dem Acker des Johann Rauscher Teile eines menschlichen Skelettes gefunden. Die Knochen waren ganz mürbe und zerfielen sehr leicht an der Luft. Gefäße oder andere Beigaben wurden nicht gefunden.

In dieser Ried wurden von mir schon früher Aschengruben und einige wenige Einzelfunde konstatiert.

Am 25. November wurde mir die Nachricht überbracht, daß auf dem Grundstücke des Vinzenz Singer in der Ried „Leewern" die Arbeiter beim Rigolen auf eine mit schwarzer Erde gefüllte Grube gestoßen wären und auch einen Topf gefunden hätten.

Mit Bewilligung des Grundeigentümers nahm ich eine eingehende Untersuchung dieser Stelle vor.

Zuerst wurden eine Menge größerer Steine zutage gefördert, welche, wie sich gleich herausstellte, als Deckmaterial zu einem Kistengrabe gedient hatten. Fast genau 1 *m* unter der Oberfläche des Ackers zeigte sich nach vorsichtiger Abhebung der gesamten Erdmasse eine sehr schöne, sorgfältig hergestellte Steinkiste von 2 *m* Länge und 0·65 *m* Breite.

Die Lage der Steinkiste war durch die Richtung von Ost nach West gegeben.

Auf dem bloßen Erdboden lag eine zirka 1 *cm* starke Brandschichte, aus Asche vermischt mit kleinen Holzkohlenstückchen. Ungefähr in der Mitte befand sich ein einhenkliges Tongefäß von 15 *cm* Höhe, welches nach durchgeführter Rekonstruktion am Boden einen Durchmesser von 38 *cm*, am oberen Rande dagegen einen solchen von 57 *cm* hat. Das Gefäß ist sehr primitiv aus freier Hand gearbeitet.

Das Bodenstück hat eine Stärke von mehr als 1 *cm*.

Die Steine, welche die Wände der Kiste bildeten, und auch diejenigen, welche als Deckplatten dienten, waren Feldsteine, wie solche hier überall zu finden sind, hauptsächlich verwitterter Gneis.

In der Nähe des Gefäßes lag ein Stück eines angebrannten Knochens und ein Bruchstück eines Tierzahnes. Die Steine zeigten keinerlei Spuren von Bearbeitung. Ebenso wurden trotz der größten Aufmerksamkeit und der peinlichst genauen Untersuchung keine anderen Fundobjekte konstatiert.

Dieses hochinteressante Kistengrab repräsentiert den Typus der ältesten Brandbestattung in dem von mir bisher durchforschten Gebiete.

Ein ähnliches Grab wurde zur selben Zeit in der Ried „Tällern" der benachbarten Gemeinde Schattau auf dem Acker des Josef Prey in einer Tiefe von $1^1/_2$ *m* entdeckt, war aber schon früher vollständig zerstört worden. Es fanden sich nur mehr die Steine, die zur Errichtung der Steinkiste gedient hatten, und zwei kleine Tonscherben vor.

Die Ried „Tällern" schließt unmittelbar an unser Gemeindegebiet „heiliges Tal" an, von dem schon mehrfach in den Mitteilungen Erwähnung geschah.

Am Westausgange des Dorfes baute sich der Inwohner Johann Dungl auf dem Acker des Kaspar Fiala Nr. 64 im Laufe des Jahres 1906 ein neues Häusl. Bei der Herstellung der Zufahrt stieß man wieder auf einen Erdstall, bestehend aus einer Kammer und einer Röhre, die unter das Haus des Fiala führt.

Die neuentdeckten Teile des Erdstalles sind die letzten Ausläufer des Höhlensystemes, das sich unter den Häusern und Gärten Nr. 34—64 auf der sogenannten Sommerseite unseres Dorfes hinzieht.

Eine weitere Ausdehnung dieses großen Höhlensystemes gegen Westen ist durch einen ziemlich tiefen Hohlweg, den oberen Mühlweg, der nach Schattau führt, verhindert.

In Anbetracht des Umstandes, daß im Herbste des Jahres 1906 gegen 200 Viertel Weingärten neu angelegt wurden und die hiezu ausgewählten Grundstücke auf 40—60 *cm* tief rigolt werden mußten, ist die Anzahl der von mir konstatierten prähistorischen Punkte doch recht gering. Erklärlich ist dies nur damit, daß die eigentliche prähistorische Fundschichte bei uns durchschnittlich 1 *m* unter der Oberfläche sich befindet und nur an Stellen, welche durch die Tagwässer abgewaschen werden, ist die Höhe der Deckschichte eine geringere.

Anfang Juli teilte mir Herr Lehrer Rankl in Zellerndorf mit, daß in dem dortigen Ziegelwerke des Johann Paß ein menschliches Gerippe ausgegraben worden war. Ich eilte noch selbigen Tages dorthin und konstatierte das fast völlig erhaltene Gerippe eines liegenden Hockers. Das Skelett lag kaum 40 *cm* tief unter der Oberfläche, in einer mit schwarzer Erde und Asche gefüllten Grube, auf welche man beim Erdabgraben im Ziegelwerke gestoßen war. Bei dem Gerippe soll sich auch ein starkwandiges Gefäß befunden haben, welches der Arbeiter in Bruchstücken in einen nahe befindlichen Getreideacker geworfen haben wollte. Tatsächlich fand ich auch einige Wochen danach, nach dem Schnitte, einige Scherben davon, welche bezeugten, daß das Gefäß einer sehr frühen Besiedelungsepoche angehörte.

Die Lage des liegenden Hockers konnte ich nicht mehr bestimmen, da die einzelnen Skeletteile von dem Erdarbeiter in eine Ecke geworfen worden waren. Der Schädel, ein typischer Langkopf, und einige Halswirbel wurden von mir geborgen und mit nach Hause genommen, um denselben gelegentlich unserem geehrten Präsidenten zu übersenden.

Aber schon am nächsten Tage erschien bei mir der Totengräber von Zellerndorf und erzählte, daß von dem Skelettfunde eine gerichtliche Anzeige gemacht worden sei und eine Gerichtskommission zur Untersuchung schon angemeldet wäre.

Ich überließ dem Totenmanne den erwähnten Langkopf gegen das Versprechen, mir denselben nach geschehener gerichtlicher Untersuchung wieder zurückzuerstatten.

Die Gerichtskommission betraute den dortigen Gemeindearzt und den Ortsgendarm mit der Untersuchung des Falles und diese Untersuchungskommission kam einstimmig zu dem Beschlusse, daß das Skelett einem vor 40 Jahren gefallenen Preußen angehöre, und der Kopf samt den noch vorhandenen sonstigen Knochenteilen wurde am Friedhofe eingeschart.

Das Naheliegendste in diesem Falle wäre wohl das gewesen, wenn man mich der „Untersuchung" beigezogen hätte, und so ging ein für die Erforschung der Heimat gewiß wertvoller Fund durch Nichterfassung der Tatsache völlig verloren.

In Watzelsdorf untersuchte ich auf dem Grundstücke des J. Rack mehrere große Aschengruben von ziemlich bedeutender Tiefe; fand jedoch nur einige Stücke Gefäßscherben aus Ton, welche der frühen Bronzezeit angehörten. Ähnliche Aschengruben sollen sich auch noch auf den benachbarten Grundstücken vorfinden. Alle diese Äcker bilden eine kleine Hügelwelle entlang des linken Ufers des Pulkaubaches, der hier unmittelbar vorbeifließt. Am entgegengesetzten Hügelkamme, auf dem sogenannten „Hühnerkogel" (Heañkopp'l), wurde vor einigen Jahren eine neolithische Ansiedelung aufgedeckt, von der ich seinerzeit an dieser Stelle berichtete,

Im Laufe des Berichtsjahres konnte ich an Einzelfunden erwerben:

Eine dreieckige Dolchklinge aus Bronze mit zwei Nietenlöchern am breiten Ende; Länge 27 *mm*. Fundort: Altstadt Retz.

Eine eiserne Lanzenspitze von 17·5 *cm* Länge. Das Blatt erreicht eine größte Breite von 2·7 *cm*. Die Dülle hat die ziemlich beträchtliche Länge von 8 *cm* und einen inneren Durchmesser von 1·5 *cm*. Fundort: Karlsluster Wald.

Durch Kauf erwarb ich einen schön erhaltenen Bronzepalstab, welcher eine Länge von 16 *cm* und an der Schneide eine Breite von 4 *cm* besitzt. Die Seitenlappen überragen beiderseits den Körper mit je 1 *cm*; am rückwärtigen Ende sind rechts und links Einschnitte zur Befestigung angebracht. Fundort: Umgebung von Retz.

In Sitzendorf erhielt ich von Herrn Oberlehrer Lukas ein sehr gut erhaltenes Flachbeil aus schwarzem Quarzschiefer; gefunden in Sitzendorf. Aus demselben Orte erwarb ich eine dreieckige Lanzenspitze aus Bronze von 12 *cm* Länge; am unteren Ende sind drei Nietlöcher angebracht; ferner eine Bronzeschmucknadel mit scheibenförmigem Kopfe. Die Ziernadel besitzt eine Länge von 26·5 *cm*; von der Kopfscheibe 4·5 *cm* entfernt ist die Nadel walzenförmig verdickt und durchlocht. Ober- und unterhalb der Verdickung sind zur Verzierung Kreise angebracht. Als drittes Objekt gehört noch ein Bruchstück einer

Fibel mit einem Stücke eines aufgeschobenen Spiralröhrchens aus Bronze dazu.

Sämtliche drei Gegenstände sind bei einem Brunnenbau gefunden worden.

Ein kleines gut erhaltenes Flachbeil wurde in Unter-Retzbach gefunden, ein zweites ähnliches überließ mir der Oberlehrer von Groß-Meiseldorf, Herr Johann Bauer.

Einen halben Steinhammer erhielt ich von Pleissing und ein schönes, durchlochtes Steinbeil aus Diorit von Znaim.

Im Ziegelwerke der Aktiengesellschaft vormals Karl Schlimp in Schattau wurden mehrmals fossile Zähne und diverse Knochen gefunden, welche mir der dortige Ingenieur Herr Karl Möst in liebenswürdigster Weise gelegentlich zukommen ließ.

Zn Ende des Jahres erhielt ich einen 4 *mm* starken bronzenen Armring von 40—44 *mm* Durchmesser, welcher an sieben Stellen mit kreisförmigen Einkerbungen versehen ist, sowie eine Ziernadel von 16 *cm* Länge und eine kleine, 3 *cm* lange Gürtelschnalle; beide letzten Stücke gleichfalls aus Bronze. Fundort obiges Ziegelwerk; die Gegenstände waren jedoch von einem Arbeiter verschleppt worden.

Der Armring ähnelt dem im vergangenen Jahresberichte abgebildeten Armringe, der gleichfalls in demselben Ziegelwerke gefunden wurde.

Oberösterreich.

Herr k. k. Konservator E. Schmidel berichtet aus Steyr:

Ich habe in den mir als Konservator zugewiesenen Bezirken Steyr und Kirchdorf eine größere Tätigkeit auf prähistorischem Gebiete angeregt, in Zeitungsartikeln auf Funde aufmerksam gemacht und um deren Mitteilung ersucht und gehe daran, die in den Sammlungen verwahrten Funde in einem genauen Zettelkataloge zu beschreiben und eine Fundkarte anzulegen.

In der Umgebung Steyrs wurde auf einem in der Talsohle gelegenen Wiesengrunde des Schönbaumgartengutes beim Ausroden eines Baumes in einer Tiefe von zirka einem Meter ein Fragment eines auf der Drehscheibe erzeugten grauen unglasierten Tongefäßes gefunden. Ein Teil des flachen Bodens und der etwas ausbauchenden Wandung ist erhalten, der Boden dürfte einen Durchmesser von etwa 15 *cm* gehabt haben. Das erhaltene Fragment ist 10 *cm* breit und 15 *cm* hoch. In einer Höhe von 13 *cm* läuft außen eine vertiefte Linie um das Gefäß, darüber eine Wellenlinie und darunter eine von nach unten ausbauchenden Bögen gebildete Linie.

Die Scherbe und das Ornament erinnern an die am Birglstein bei Salzburg gefundenen Gefäße, es läßt sich eben nicht mit Sicherheit bestimmen, ob das Objekt prähistorisch oder römisch ist, doch dürfte eher das erstere anzunehmen sein.

Ich ließ an der Stelle nachgraben, fand aber nichts.

In der nächsten Nähe liegt ein Sandsteinbruch, von dessen Abraum vor Jahren ein geglätteter Steinhammer und vor zirka zwei Jahren eine wohl prähistorische Scherbe herabfiel. Eine Nachschau hatte kein Resultat; bezeichnend ist, daß das Plateau ober dem Steinbruche Leichberg heißt.

Von großer Wichtigkeit ist ein zwischen Kirchdorf und Micheldorf im Kremstale gemachter Fund. Der Baumeister Ignaz Schrems in Kirchdorf fand in seiner Sandgrube zunächst vier Skelettgräber ohne Spuren von Särgen. Die Skelette lagen 40 *cm* tief in der 50 *cm* starken Humusdecke. Beigaben fehlten.

Nördlich von dieser Fundstelle fanden sich in einer Tiefe von 70 *cm* der 1 *m* starken Humusdecke weitere vier Gräber. Die Skelette lagen mit den Köpfen nach Norden. In diesen Gräbern fanden sich Scherben von roten Terra sigillata- und schwarzen Gefäßen, die durch Beimengung von Granit ein glitzerndes Aussehen haben.

In dem einen der Gräber lag ein eisernes, einschneidiges, also messerartiges, 70 *cm* langes Schwert in der Art der Scramasaxe der fränkischen Gräber. Das Grab barg auch Bronzeteile eines Wehrgehänges. Dazu gehören zunächst fünf viereckige, durchbrochene, 3·7 cm breite und 2·3 cm hohe Beschläge, in deren Ecken Nägel zur Befestigung von Leder angebracht waren; drei davon haben an Scharnieren gleichfalls durchbrochene Anhänger. Ein 11 *cm* langes, 3 *cm* breites, ortbandartiges Bronzeobjekt zeigt auf der einen Seite übereinander vier vierfüßige Tiere (Pferde), auf der Rückseite ein strähniges Bandornament. Ferner fanden sich fünf durchbrochene Riemenzungen, deren Metall erst zu untersuchen ist, ein sehr zierliches Beschläge mit Palmettenornament, Schnallen, Zierstücke usw. Augenscheinlich gehören die Gräber in ihrer Mehrzahl Römern, und zwar nach in nächster Nähe gefundenen drei Münzen dem 3. und 4. Jahrhunderte an. Das Grab mit dem Wehrgehänge ist aber in die Völkerwanderungszeit zu setzen.

Hofrat Al. Riegl hat in dem Jahrbuche der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale (Neue Folge, I. Band, 1903) einen Goldfund von Tirana in Albanien beschrieben. Einzelne Objekte desselben sind

in Form und Ornament Teilen des Kirchdorfer Wehrgehänges sehr ähnlich, so die fünf durchbrochenen Beschläge mit den Greifengestalten des Kirchdorfer Fundes dem als Fig. 229 abgebildeten Goldbeschläge (S. 282). Die Riemenzungen stimmen mit den Goldschnallen Fig. 231, S. 284, und der Riemenzunge Fig. 232, S. 286, überein. Hofrat Riegl setzt den Fund von Tirana in das 7. Jahrhundert.

Das strähnige Bandornament an einzelnen Stücken des Kirchdorfer Fundes mahnt an den von Hofrat Riegl an der zitierten Stelle publizierten Fund eines Pferdegeschirres, das zwischen Csorna und Raab gefunden wurde.

Salzburg.

Herr k. k. Konservator Prof. Olivier Klose sendet aus Salzburg folgenden Bericht über:

Funde im Jahre 1906: Neolithisches Steinbeil aus Serpentin, 12 *cm* lang, 2·9 bis 3·07 *cm* breit und 2·1 *cm* stark, gut erhalten. Gefunden in der Nähe des St. Peter-Hofes, der bei Erbauung des neuen Rangierbahnhofes (Gnigl) abgetragen wurde.

Vasenkopfnadel aus Bronze, 17·8 *cm* lang, patiniert (wie bei J. Naue, Bronzezeit, Taf. XXXI. 7, aber weniger exakt gearbeitet). Bronzehülse in der Form eines Kegelmantels von 2 *cm* unterem Durchmesser und 19·4 cm Höhe; 1·4 *cm* oberhalb der Basis durchlocht, vorderes Loch 4 *cm*, rückwärtiges 3 *cm* im Durchmesser, patiniert. Gefunden angeblich in der Nähe des am Georgsberge befindlichen Besitzes des Leistenbauers Dürrnberger in Kuchl.

Gefäße (noch nicht präpariert), eine Bronze-Kahnfibel mit langem Fuße (die Form wie bei M. Hoernes im Archiv f. Anthrop. 1905, S. 251, Fig. 10, die Strichverzierung anders) und eine eiserne, rautenförmige Gürtelschließe (schadhaft), jetzt noch 5·2 *cm* lang, aus vier Hügelgräbern (wahrscheinlich Hallstattkultur) vom Tannberge in der Nähe von Köstendorf. Ausgegraben unter Leitung des Berichterstatters.

Einzelne Scherben zahlreicher Gefäße der Bronze- (?) und Hallstattkultur. Gefunden bei durch Sprengungen veranlaßten Grabungen auf dem westlichen Teile des Rainberges bei Salzburg.

Flache Bronzeschnalle, fast in der Form eines gothischen Bogens, 4·8 *cm* Grundlinie und 4·5 *cm* Höhe, mit unbedeutender Kerbenornamentik, patiniert; Zunge aus Eisen. Gefunden nebst Knochen in Wört (bei Rauris) bei einer Erdrutschung.

Kleines Bruchstück eines flachen Bronzeknopfes mit Blattornamentik. Gefunden angeblich in Maxglan, Haimlgasse Nr. 3 im Garten.

Römische Münzen: Großerz, nur Kopf nach rechts erkennbar; gefunden Maxglan, Haimlgasse Nr. 3 — Großerz des M. Jul. Philippus (= Cohen^2, Nr. 105, aber ohne Punkt zwischen PAX AETERNA). — Mittelerz des Domitianus — Kleinerz, Kopf nach rechts; die drei letzten Münzen gefunden angeblich in Salzburg. — Kleinerz des Licinius; gefunden bei der alten Fronfeste in Salzburg. — Kleinerz Constantins d. Gr., ausgegraben Salzburg, Arenbergstraße Nr. 1 im Garten. — Kleinerz: Av.:... NVSPFAVG. Rev.: VICTORIA ROMANORVM; ausgegraben Maxglan, Reichsstraße Nr. 30 im Garten.

Parthische Münze der Arsakiden, ungefähr aus dem Beginne unserer Zeitrechnung. Gefunden angeblich von einem Bauer auf dem Wege von Anthering nach Vockenberg.

Mit Ausnahme der kegelförmigen Bronzehülse befinden sich alle obigen Gegenstände im hiesigen Museum.

Römische Gebäudereste bei Hellbrunn mit zahlreichen Einzelfunden (demnächst behandelt vom Berichterstatter in d. Mitteil. der k. k. Zentral-Kommission).

Kärnten.

Herr k. k. Konservator Dr. P. Odilo Frankl berichtet aus St. Paul a. d. Lavant:

I. Im Jänner 1906 hat der fleißige Sammler von Altertümern, Herr Lackenbucher in Wolfsberg, $3^1/_2$ Stunden nordwestlich dieser Stadt, beim Gehöfte vulgo Hefterbauer der Gemeinde Prebl Nr. 33 neben einer Kellerstiege, zur gelegentlichen Vermauerung bestimmt, einen römischen Inschriftstein gefunden, der ziemlich gut erhalten, 63 *cm* breit, 48 *cm* hoch und im Durchschnitte 13 *cm* dick, in fünf Zeilen folgende Legende aufweist:

Domitius
Attunis F sib
Et Mossicuni
Ux et Qartae F
Pientissimae.

Der Stein befindet sich nunmehr in der Monumentenhalle des Geschichtsvereines in Klagenfurt. (Carinthia, I, 1906, Heft 2, S. 62 und Heft 4, S. 128.)

II. Der Lamprechtskogel, zirka 20 Minuten östlich der Pfarre St. Georgen am Weinberge bei Völkermarkt, ist ein bekannter Fundort prähistorischer und römischer Altertümer. (Jabornegg-Altenfels: „Kärntens röm. Altentümer", S. 117, Kunst-Topographie Kärntens, S. 153.) Am Südabhange dieses Kogels wurde auf einer steil abfallenden

Ackerfläche am 14. September 1906 von Georg Dreier, vulgo Kogelnigsohn, beim Pflügen eine Grabstätte mit einem menschlichen Skelette bloßgelegt, das, durch das Anfahren des Pfluges arg zertrümmert, in der Kirche von St. Georgen hinterlegt wurde. Ein ungefähres Zusammenlegen der vorhandenen Reste ergab für den Schädel 18 *cm* Länge und 14 *cm* Breite, so daß der Längenbreiten-Index von 77·7 *mm* auf die mesocephale Gruppe verweisen würde. Die Schädelkapsel war leer, die Knochen erschienen gebleicht und gaben beim Klopfen einen hellen Klang; sehr gut erhalten zeigten sich die Molarzähne. Eine nähere Messung eines erhaltenen Unterschenkelknochens ergab für das aufgefundene, wahrscheinlich männliche, Skelett die Länge von 165 *cm*.

Dabei fanden sich folgende Funde: ein 7 *mm* breiter Bronzering (Armband) mit Schlangenköpfen ähnlich geformten, zusammengebogenen Enden, weiter eine gleichfalls aus Bronze verfertigte, in eine scharfe Spitze auslaufende und kreisrund zusammengebogene, 13 *cm* lange Nadel mit zierlich geformtem Knöpfchen, endlich ein 19 *cm* langes Messer aus stark verrostetem Eisen. [1])

Die ursprüngliche Lage dieser Gegenstände zum Skelette ließ sich nicht mehr näher bestimmen, da der Boden von vielen Neugierigen zertreten war und der Finder auf diesen Punkt nicht geachtet hatte. Wohl aber wußte er anzugeben, daß das Skelett bei der Auffindung mit dem Gesichte nach Osten gekehrt auf dem Rücken lag und die Hände geradeaus an den Seiten des Körpers hinabgelegt waren. Von vermodertem Holze oder Steineinfassung u. dgl. fand sich keine Spur.

III. Herr Lackenbucher in der vulgo Weinzierlei, Ortschaft Zellach bei Wolfsberg, hat auch im Berichtsjahre seinen Sammeleifer mit Glück betätigt. Referent sah bei ihm im November 1906 eine beträchtliche Menge antiker Münzen, kleinere Steinfunde vom Strappelkogel am Forst, endlich ein „Tetragrammaton" von St. Gertraud bei Wolfsberg.

Küstenland.

1. Herr Dr. L. Karl Moser berichtet aus Triest:

I. Über einige prähistorisch-neolithische Funde aus der Riesengrotte bei Briščiki nächst der Südbahnstation Prosecco. Schon zur Zeit des Baues der Südbahnstrecke wurde diese Grotte bekannt, da sie damals von den Ingenieuren hinsichtlich der Tragfähigkeit ihrer Decke untersucht wurde. Seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts also wurde sie von niemandem mehr besucht, bis im Jahre 1896 einige beherzte Mitglieder des Triester Touristenklubs unter großen Gefahren diese in mehreren senkrechten Abstürzen zur Tiefe ziehende Grotte befahren hatten, wobei sie die Vermessung derselben vornahmen. Zu meinem Erstaunen brachten mir die jungen Herren aus einem unter dem Haupteingange befindlichen Schuttkegel, von dem die Höhe der Höhle mit 150 *m* gemessen wurde, einige Gefäßreste und einen römischen schlecht erhaltenen Denar, worüber ich seinerzeit an die k. k. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmale berichtete.

Im Jahre 1905 faßte der Klub den Entschluß, diese großartige Höhle zugänglich zu machen, zufolge welchem die Höhle neuerdings befahren wurde. Herr Leutnant F. Mühlhofer, der die Expedition mitmachte, hielt bei dieser Gelegenheit sein Versprechen, indem er mir aus dem erwähnten Schuttkegel einige der gefundenen Objekte mitbrachte, von denen ich fünf Stücke in Abb. 1 wiedergebe. Unter den vielen rohen und doch verschiedenen Gefäßbruchstücken fand ich das Randstück in Fig. 3 aus rotem Ton mit eingebackenem Kiesel, von einer Schale herrührend, zwei Bruchstücke von Knochendolchen, Fig. 1 aus Hirschgeweih und Fig. 2 mit abgebrochener Spitze aus Knochen, deutlich geschliffen und geglättet; endlich zwei Flintstücke, von denen das eine in Fig. 4 die Form eines Messers mit einseitiger sägeartiger Schneide aus braunem Flint und das in Fig. 6 abgebildete einen Splitter aus schwarzem Flint darstellt. Diese Fundobjekte fand Herr Mühlhofer nahe unter der Oberfläche des aus Lehm und Steinen aufgeführten Schuttkegels. Mit der Zugänglichmachung dieser tiefen Grotte wird die Möglichkeit zur Erforschung des Schuttkegels gegeben sein.

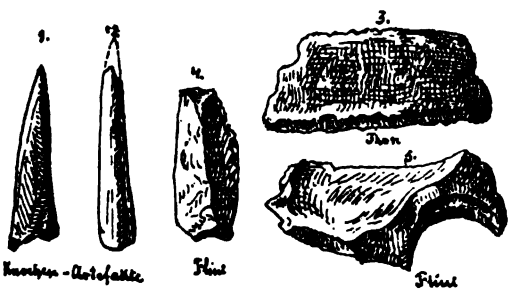


Abb. 1.

[1]) Diese drei Stücke hat, wie Herr Konservator Dr. A. v. Jaksch mitteilt, der Kärntner Geschichtsverein erworben.

II. Über einige Flintartefakte als Zufallsfunde.

Nach den im Frühlinge des Jahres 1905 niedergegangenen starken Regen besuchte ich im April den kahlen, von Wasserrissen und Hohlwegen durchsetzten Hügel von S. Luigi im Osten von Triest und auf der durch Weganlagen aufgelockerten Erde fand ich nach sorgfältiger Prüfung des Bodens eine schöne Pfeilspitze aus weißem Flint, beiderseits mit ausgezackter Schneide und an der Basis ausgebrochenem Flügel, wie die Abb. 2 in Fig. 1 zeigt. Eine oberflächliche Rekognoszierung

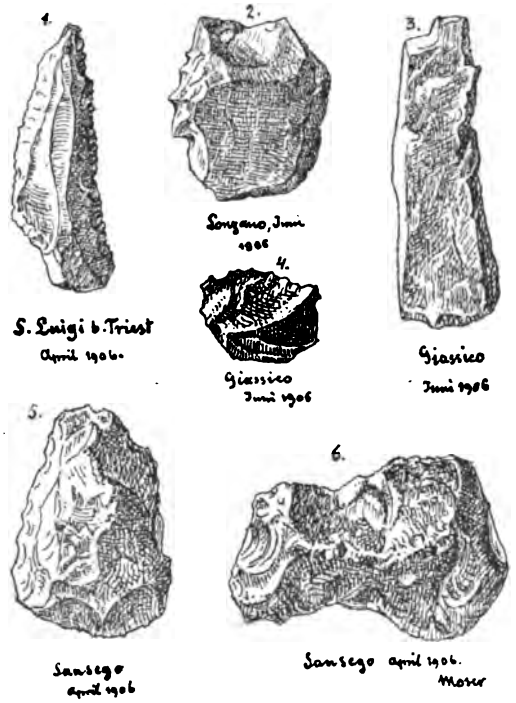


Abb. 2.

dieser Fundstelle ließ vermuten, daß dieser Punkt in uralten Zeiten besiedelt war. Die Lage des Punktes mit großer Rundsicht über die Meeresküste und den umliegenden Höhenzügen gibt dieser Vermutung Raum.

III. Bei einem dreitägigen Aufenthalte zu Ostern vergangenen Jahres auf der geologisch merkwürdigen Sandinsel Sansego, einer der im Altertume genannten Absyrtideninsel Istriens, fand ich beim Durchstreifen der Sanddünen auf einer wallartigen, stellenweise mit Gras bewachsenen Anlage, auf dem höchsten Punkte der Insel, ein Stück Feuerstein von schwarzbrauner Farbe, das an den Kanten und Ecken eine starke Abnützung sowie deutliche Schlagmarken zeigt, überdies noch an einer Stelle die charakteristische weiße Kruste besitzt, die auf seine Provenienz aus den Kreideschichten schließen läßt. Dieses Artefakt (Abb. 2, Fig. 6) mußte, nach seiner Abnützung zu urteilen, lange Zeit, vielleicht zum Feuerschlagen, im Gebrauche gewesen sein. Das zweite Stück, (Fig. 5) in Form einer roh zugehauenen Pfeilspitze, besteht aus einem rauchbraunen, stellenweise weißgefleckten Feuerstein, welcher an den Seiten besonders schön die Schlagmarken zeigt. Ich fand dieses Artefakt am Meeresufer an der „il Porto" genannten Lokalität, inmitten des durch die Brandung stark zerklüfteten und zu Schutt zerstörten Kreidekalkes, der hier die Basis der Sandinsel bildet.

IV. Der Grenzfluß Judrio empfängt nördlich vom Grenzorte Brazzano ein Flüßchen, Rugo fedrigo genannt, welches zwischen den Ausläufern des Monte Quarin und den Hügeln delle Vallade dahinfließt. Über Wiesen führt ein Weg zur Wirtschaft von Lonzano, welche von einem ungefähr 2 *m* hohen Damme von einem Hohlwege gut abgegrenzt sind. An einer vom Grase entblößten und mit Sand bedeckten Stelle sammelte ich mehrere Splitter eines leberbraunen Feuersteines auf, unter denen sich ein ganz deutlich gearbeiteter Schaber befand, den ich in Abb. 2, Fig. 2, abbilde, auch er zeigt recht deutliche Schlagspuren, die kunstvoll am linksseitigen Rande angebracht sind.

V. Südlich von Brazzano, etwa in der Höhe des Grenzortes Giassico, befindet sich mitten im diluvialen Schotter eine kleine Bodenschwellung, welche einen Kalksteinbruch enthält. Auf einem der vor dem Steinbruche gelegenen Felder fand ich die in Abb. 2, in den Fig. 3 und 4 dargestellten Stücke aus hellrotem Jaspis, von denen insbesondere das eine Stück deutliche Schlagmarken zeigt. Der zwischen dem Felde und dem Steinbruche führende Weg zeigt auffallend schwarze Erde; verkohlte Knochen finden sich nicht selten.

VI. Flintartefakte vom Zirknitzer See. Die in Abb. 3, in den Fig. 7—13 dargestellten Stücke habe ich im Juli v. J. bei einem Besuche an den Ufern des Zirknitzer Sees aufgesammelt. Unterhalb Unter-Seedorf, in der Nähe des Saugloches Retje, da, wo die Straße über den See führt, und dort, wo sie unter dem „Gorica" benannten, gelegenen bewaldeten Hügel ausmündet, konnte ich größere Mengen eines glänzenden tiefschwarzen Feuersteines aufsammeln, von denen ich eine Auswahl traf, Stücke, die ebenfalls deutliche Schlagmarken zeigen, und Formen von Pfeilspitzen, Messern und Schabern aufweisen, wie sie in unseren Felsenhöhlen des Triester Karstes angetroffen werden.

Erhöht wird das Interesse für dieses Flintvorkommen durch eine merkwürdige Bohnerzbildung, die aus einem umgewandelten Nummulitenkalk hervorgegangen ist und hier überall gleichzeitig mit dem schwarzen oder weißgebänderten Feuerstein auftritt. In der Nähe des Saugloches „Retje" fand ich in einem Sandeinschnitte Randstücke von Töpfen mit stark umgebogenem Rande, vom Aussehen und der Beschaffenheit der auf der

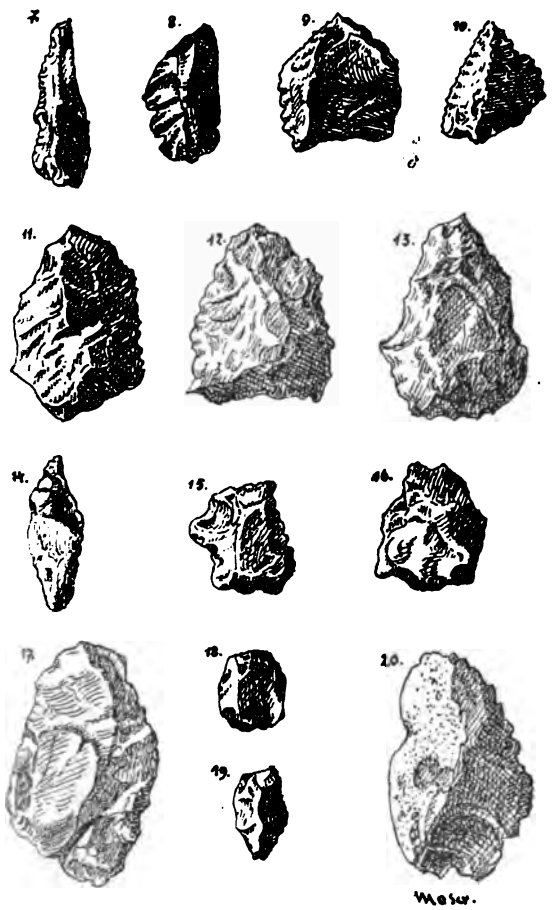


Abb. 3.

Drehscheibe gefertigten Töpfe, wie man sie in unseren Felsenhöhlen in den obersten Schichten antrifft. Sie zeigen meist das Wellenornament und sind sicher auf römische Provenienz zurückzuführen.

VII. Flintartefakte vom Jäger (il Cacciatore) bei Triest.

In den Fig. 14—19 der Abb. 3 habe ich einige Bruchstücke von Steinartefakten abgebildet, die ich an einer Lokalität unter dem Jäger aufsammelte, wo sie durch ihr Vorkommen zugleich mit anderen hier fremden Steinen auffallen. Die Stücke in den Fig. 14 und 19 sind aus rotem Jaspis, 15 und 16 aus typischem hellbraunen und 18 aus weißem Flint geschlagen, während Fig. 17 einen Schaber aus dunkelgrünem, braun gefleckten Jaspis darstellt. Die Bruchstücke der Artefakte aus typischem Flint, in den Fig. 15, 16 und 18 dargestellt, weisen durch ihre Glätte an den Kanten verwitternden Einfluß der Atmosphärilien auf.

An dieser Lokalität sammelte ich ferner ein größeres Stück Flint, mit der weißen Kruste und deutlichen Schlagmarken versehen, zwei Stücke von weißem Fettquarz, von braunen Adern durchzogen, ein angebrochenes Geschiebe von einem lichtgrauen Schriftgranit, drei Bruchstücke von Bandjaspis, einen gelblichgrünen Kiesel und zahlreiche geschiebeähnliche, gekritzte Stücke von Serpentin, in allen Farbentönen von schwarzgrün in hellgrün und selbst in braun und grau. Die Geschiebe von Walnuß- bis Erbsengröße sind meist ganz, seltener angebrochen und lassen auf den Bruchflächen einen schillernden, batistartigen Einschluß erkennen. Alle sind magnetisch, die hellgrünen Stücke sind durchscheinend. Außer diesen genannten Varietäten von Quarz und Serpentin fand ich noch ein Stück strahligen Pyrit, der schon zum Teile in Brauneisen umgewandelt ist, und eine Meeresschnecke, von der Art Nassa reticulata, wie dieselbe noch heute in unserer Adria vorkommt. Aus diesen verschiedenartigen Stücken, die ich im Umkreise von vielleicht 3 m^2 aufsammeln konnte, von denen der Feuerstein deutliche Spuren von Bearbeitung zeigt, könnte man sich leicht zur Annahme versucht fühlen, daß dieselben von hier einst wohnenden Menschen zusammengetragen wurden. Durch den Fund eines Bronzeringbruchstückes wurde ich in meiner Ansicht noch mehr bestärkt.

VIII. In der Fig. 20 der Abb. 3 gebe ich einen Schaber aus braunem, weißgeflecktem Flint wieder, der einerseits bearbeitet ist, anderseits aber noch die weiße Verwitterungskruste trägt. Ich fand dieses Artefakt im Gemüsegarten des Hofgartens von Miramar.

* * *

2. Herr k. u. k. Professor Dr. Anton Gnirs berichtet aus Pola über die

Ergebnisse der prähistorischen Forschung im südlichen Istrien, 1906 bis Frühjahr 1907.

In den letzten Jahren standen im Mittelpunkte der prähistorischen Erforschung Istriens die beiden neu aufgedeckten Nekropolen von Nesactium (erste Station der antik-

römischen Straße an der istrischen Ostküste nördlich von Pola) und Pola (Capitolium). Die Forschungsergebnisse sind topographisch von Bedeutung. Ferner stellten sie die Zusammengehörigkeit der in den neuen Fundplätzen etablierten Kastellierkultur mit den Pizzughinekropolen dar, die sich nach ihren Funden noch der „Gruppe von Este", allerdings mit mancher scharf ausgeprägten Eigenart anschließt.

Die durchforschten Nekropolen enthielten bisher Brandgräber, die entweder am Rande der befestigten Kastellierplateaus oder peripherisch am Fuße der Burghügel angelegt sind.

Im vergangenen Jahre ergab sich Gelegenheit, eine zweite Gruppe von Kastelliernekropolen bei einigen schönen Kastellieren aus der Gegend zwischen Rovigno und Pola, wie auf der Insel Brioni grande festzustellen. Es handelt sich um Höhennekropolen, die wie die Ansiedlung das Plateau oder den Gipfel eines benachbarten Hügels okkupieren. Die Grabeinrichtung besteht aus einer in den gewachsenen Felsen versenkten Steinkiste (durchschnittliche Abmessung: 1·5 *m* × 0·5 *m* × 0·65 *m*), die den liegenden Hocker aufnahm. Grabbeigaben äußerst arm und spärlich. Als äußeres Grabzeichen erhebt sich über dem Bestattungsplatze ein Steintumulus, aus dessen Struktur in einzelnen Fällen noch auf einen ursprünglichen massiven Bau geschlossen werden konnte, der die Form der steinernen Kegelhütte imitiert, wie sie sich als älteste Hausform bis heute in einzelnen Küstenpunkten der Adria erhalten hat. Nicht zu übersehen ist die Konstruktionsanalogie dieser Grab- und Hausbauten mit den nach dem Prinzipe der Überkragung eingedeckten mykenischen Grabhäusern. Darüber handelt mein Artikel in den Mitt. der Z.-K., III. F., V. Bd., S. 300 ff: Tumulusgräber in der Kastellierzeit Istriens.

Im Frühjahre 1907 wurde durch eine größere Erdbewegung am Fuße des Capitolhügels in Pola nächst der Porta aurea ein weiterer Teil der vorrömischen Nekropole erschlossen, die drei zeitlich voneinander getrennte Epochen unterscheiden läßt.

I. In einer unmittelbar auf dem gewachsenen Fels liegenden fluviatilen Kjökkenmödding-Schichte wurden liegende Hocker angetroffen (ohne jede Spur von Grabbau und ohne jede Beigabe).

II. Südlich davon wurden ungefähr 200 Brandgräber der estensischen Kultur (späte Kastellierzeit) geöffnet. Grabeinrichtung: Kleine, aus Steinplatten gefügte Kassetten mit kleinen, meist bemalten Ossuarien. Das Grab deckt meist eine mächtige Steinplatte. Grabbeigaben: Reste verbrannter Bronzearmbänder, Bronzeringe, selten Glasperlen, Tonperlen, Knochenscheiben, welche als trennende Glieder zwischen die Perlen der Kette gefügt waren.

III. Skelettgräber der La Tène-Zeit in den obersten Schichten. Grabeinrichtung: Aus Platten gefügte Steinkiste, mit Steinplatten dachförmig eingedeckt. Beigaben: Fibeln, an denen sich noch textile Reste erkennen lassen.

Dalmatien.

Herr Regierungsrat Monsignore Bulić berichtet aus Spalato:

In meinem Konservatorialkreise (ehemaliger Kreis von Spalato und jetzt Bezirkshauptmannschaften Spalato, Sinj, Imotski, Metković, Makarska, Lesina, S. Pietro della Brazza) sind auch heuer keine systematischen Forschungen auf prähistorischem Felde vorgenommen worden. Es wurden aber folgende zufällige Funde gemacht:

Im Dorfe Gjeverske (Gjeversko Polje) auf der Reichsstraße zwischen Scardona und Kistanje, in einem Grunde des Josef Ardalić, wurden 112 kleine fragmentarische Stücke von Messern und Pfeilspitzen aus Feuerstein gefunden, je ein Fragment einer Axt aus Sandstein (55 *mm* lang), aus Melaphir (40 *mm* lang) und aus Phtanit (45 *mm* lang); zwei kleine Fragmente sind aus Obsidian. Nach Aussage des Ardalić, von welchem diese Gegenstände für das hiesige Museum erworben wurden (Kat. *N*, Nr. 215), sind dieselben von Knaben in seinem Grunde gefunden worden, und dürfte somit diese Gegend ein sehr fruchtbares Feld für Forschungen auf prähistorischem Gebiete sein.

In Gardun (römisches Standlager Delminium nach Mommsen C. J. L. III. S. 358) wurde eine 0·09 *m* lange Axt aus Phtanit gefunden und für das Museum erworben (Kat. *N*, Nr. 216).

In Dugopolje, Ortschaft der Gemeinde Clissa (Klis), in einem Grunde des Dujam Vučković, wurden anläßlich der Anlegung einer Zisterne aus einer Tiefe von 3 *m* folgende Gegenstände zutage gefördert, welche sich im Museum befinden: eine 17 *cm* lange Axt aus Kalkstein (Nr. 217 *N*), ein 67 *mm* langes Messer aus Feuerstein (Nr. 218 *N*) und zwei Fragmente von Messern aus Feuerstein, das eine (Nr. 219 *N*) 50 *mm* lang, das andere (Nr. 220 *N*) 35 *mm* lang.

Böhmen.

1. Herr k. k. Konservator Klemens Čermák, Obmann der Museumgesellschaft in Čáslau, berichtet daher:

Die neolithische Station von Drobovic ($^1/_2$ Stunde südlich von Čáslau) lieferte heuer wieder interessante Funde. Man grub hier in einer Ziegelei, wo einst eine Winteransiedlung stand. Es waren in den Herden viele Mahlsteine, Scherben mit geo-

Abb. 1. Ein Topf aus der neolithischen Station von Dobrovic.

metrischen Ornamenten, hübsche und fein zugeschlagene Feuersteinmesserchen und einige Äxte von Amphibolitschiefer. Auf dem anderen Ufer des Baches Brslenka befindet sich die

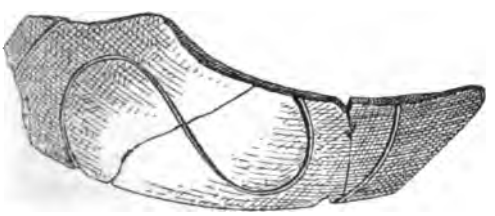


Abb. 2. Eine neolithische Scherbe von Groß-Mašovic.

Sommerstation mit derselben Kultur. Es siedelten hier Landleute und Viehzüchter. In einem Herde der Winterstation fand man zwei hübsch profilierte Töpfe mit einem Henkel und ohne

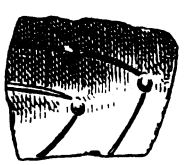


Abb. 3. Eine Scherbe von Groß-Mašovic.

Ornamente (Abb. 1). Diese Leute standen auf gleicher Kulturstufe, wie die westböhmischen Ansiedler von Dobřan und wie die Landleute bei dem alten Welehrad und in Groß-Mašovic in Mähren (Abb. 2 und 3). Ich machte deshalb einen Ausflug nach Welehrad und fand dort auf der Flur Dolní Rákoš Scherben mit gleichen Ornamenten, zwei flache Eskimomesser und eine Skulptur (Weiberbüste?), die denen von Znaim-Neustift ähnelt. Es war eine verzierte Handhabe von einem Gefäße.

Nur zwei Scherben von der Drobovicer Ansiedelung zeigten die jüngere Phase dieser Kultur, der die Ansiedelungen bei Čáslau (Swornost) angehören und die mit der reichen neolithischen Ansiedelung von Hodonice bei Znaim (Palliardi) gleichen Charakters und Alters ist (Abb. 4). Eine vor dem Grenzwalde Ljubac und die andere schon in Mähren.

In der sehr wenig durchforschten Gegend am Flusse Sazawa fand man einen steinernen

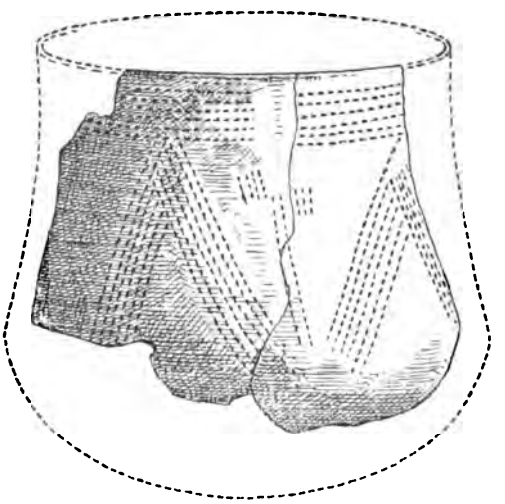


Abb. 4. Ein Stück eines Gefäßes von Hodonice bei Znaim.

Hammer bei Ledeč, dann eine hübsch polierte Axt aus Serpentin mit Granaten aus Zdeslawic bei Čihošt und zwei flache Keile von Urschiefer bei Owesná Lhota und Smrdow. Es scheint, die Gegend an der Sazawa war auch in den uralten Zeiten bewohnt, was auch die Bronzefunde von Rataj (Buckelarmbänder) von Melechov (Absatzäxte) und die Urnen von Ledeč und von Swětlá bezeugen.

* * *

2. Herr k. k. Konservator Robert Ritter von Weinzierl sendet aus Teplitz einen

Tätigkeitsbericht des urgeschichtlichen Zentralmuseums resp. des prähistorischen Inspektorates für die deutschen Landesteile in Böhmen im Jahre 1906.

In dem verflossenen Jahre wurden zu Bereisungen neuer Gebiete 72, zu kontrollierenden Bereisungen bekannter Fundstätten und kleineren Grabungen 57, zu planmäßigen Grabungen 51 Tage, in Summa 180 Tage, zu wissenschaftlichen Forschungen aufgewendet.

1. Bereisungen neuer Gebiete.

Bereist wurde die Gegend südlich der Eger zwischen Postelberg und Saaz und zwar: Drachomischl, Dubschan, Litschkau, Liebeschitz, Dobritschan und Trnowan; Satkau; Teschnitz; Netschenitz; Hohe Guck; Wellhütten; Seltsch und Michelob.

Bei Drachomischl, nordwärts des Ortes, wurde infolge einer Meldung der Gutsverwaltung, nach einer Tiefackerung, eine große weit ausgedehnte, bandkeramische Ansiedelung konstatiert. An der Ostgrenze dieser Ansiedelung steht ein $2^1/_2\,m$ hoher, aufrechter Quarzitblock, der dorthin gebracht und vom Steinzeitmenschen aufgestellt wurde; dieser ist als „Menhir" anzusprechen. Das p. Inspektorat veranlaßte bei dem Grundbesitzer Herrn Anton Dreher, daß dieser Menhir zum ewigen Gedächtnisse stehen bleibe und vor Vernichtung geschützt werde, was von seiten des genannten Besitzers schriftlich zugesagt wurde. Im Westen dieser Ansiedelung reiht sich eine bronzezeitige Siedelung an; die Untersuchung derselben ergab Kleinfunde und Keramik der Lausitzer Kultur.

Es konnten nach Klarstellung der nachgewiesenen Kulturepochen in die entsprechenden Kartenblätter eingetragen werden: Drachomischl, Litschkau, Netschenitz, Hohe Guck, Dubschan.

Die bereits im Vorjahre vom p. Inspektorate bereisten Gebiete von Netschenitz, Teschnitz, Satkau, Seltsch, Wellhütten und Michelob wurden infolge verschiedener Aufschlüsse eingehend untersucht und klargestellt.

Netschenitz mit einer bandkeramischen Ansiedelung, im Westen des Ortes mit einem slawischen Begräbnisplatze; im Osten frühbronzezeitige Metallfunde;

Teschnitz mit Bandkeramik und Bronzezeitfunde;

Satkau mit bandkeramischen, bronzezeitigen und La Tène-Funden;

südwestlich von Teschnitz, in der Waldparzelle „Fleischbank", konnten drei Grabhügel konstatiert werden. Bezüglich deren Durchforschung sind die Unterhandlungen mit dem Grundbesitzer noch nicht abgeschlossen;

in Seltsch wurde nachgewiesen: eine bandkeramische Siedelung, frühbronzezeitige Kulturgruben, eine La Tène-Ansiedelung und markomannische Funde;

in Wellhütten eine ausgedehnte, bandkeramische Ansiedelung (westlich derselben stehen zwei Grabhügel) und eine slawische Begräbnisstätte;

in Litschkau bandkeramische Funde;

Michelob, dessen Weichbild und weitere Umgebung von dem verstorbenen Dr. Tischer vor Jahren eifrig durchforscht wurde und dessen aufgesammeltes, prähistorisches Material sich in der Kollektivwidmung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen im urgeschichtlichen Zentralmuseum befindet, veranlaßte den Inspektor, behufs genauer Sicherstellung der einzelnen Kulturen die ganze Umgebung zu durchforschen. Das Ergebnis war ein ebenso interessantes wie reiches und ist in und um Michelob vertreten: Die neolithische Kulturepoche mit beiden Kulturphasen, die Bronzezeit, sowohl die ältere wie auch die jüngere Kultur, die Slawenzeit und Spät-La Tène-Funde mit römischen Typen;

die Durchforschung von Liebeschitz ergab kein abschließendes Resultat, dagegen konnte in Dobritschan konstatiert werden: die Bandkeramik, die Lausitzer Kultur, Spuren der Völkerwanderungszeit, so insbesondere Nachklänge der Markomannenkultur;

in Trnowan ist die Steinzeit vertreten;

bei Saaz, nordwestlich der Stadt, am linken Egerufer wurde eine steinzeitige Begräbnisstätte angeschnitten; die Untersuchung einer Bestattung (liegender Hocker) ergab Funde vom Rössener Typus, mit einem wohlerhaltenen, massiven Armring aus weißem Marmor. Es sind an der Eger, wenige Kilometer voneinander, in Saaz und östlich davon in Horka zwei Begräbnisplätze der Bandkeramik mit dem Rössener Typus vertreten. Das Zentralmuseum besitzt von beiden Orten je einen guterhaltenen Marmorarmring;

am südlichen Ausgange von Saaz wurde ein Urnengrabfeld der Hallstatt-Kultur angeschnitten;

die weitere eingehende Untersuchung der Umgebung von Postelberg, und zwar südwärts, diesseits und jenseits der Eger, ergab bezüglich der La Tène-Kultur ein sehr günstiges Resultat. Am rechten Egerufer, westwärts der Zuckerfabrik, befindet sich eine ausgedehnte Niederlassung der La Tène-Kultur und sind deren drei Hauptabschnitte durch typische Funde nachgewiesen. Außerdem wurden römische Typen, so auch Münzen aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr., gefunden;

Duppau. Im Goldbachtale bei Duppau wurde der interessante, geschlossene Ringwall und dessen Umgebung genau untersucht und ein Gutachten zum Zwecke einer eingehenden Durchforschung dem Stadtrate von Duppau übermittelt. Aus der engeren und weiteren Umgebung von Duppau wurden steinzeitige

Streufunde unter dem Materiale für das zu gründende Stadtmuseum sichergestellt, und zwar von Duppau, Dunkelsberg, Dörfles, Niemtschau und Sachsengrün. Es sind dies meist bandkeramische Typen, darunter sind Stücke aus schönen, lauchgrünen Zoisit-Augitgestein. In der Waldparzelle „Schwarze Hölle" beim oben zitierten Ringwalle wurden eine rundköpfige Bronzenadel und eine Früh-La Tène-Fibel aus Bronze gefunden;

die weitere Durchforschung des nördlichen Ufers des ehemaligen Kommerner Sees ergab einen neuen Fundort für Bandkeramik in Ulbersdorf; in einer nächst Kradrob gelegenen Ziegelei wurden in einer bedeutenden Tieflagerung im Löß ein Menschenskelett gefunden. Des eingetretenen Frostes und Schneefalles wegen wurden die Grabungen dort eingestellt, so daß erst im kommenden Frühjahre die Örtlichkeit untersucht wird, ob nicht etwa die paläolithische Kulturepoche hier nachgewiesen werden kann;

bei Bodenbach wurde in einer Ziegelei eine Niederlassung der La Tène-Kultur angeschnitten. Auf dem Plateau des Quaderberges wurde die Lausitzer Kultur durch Scherbenfunde nachgewiesen. Einzelnfunde, Feuersteinartefakte deuten die Steinzeitkultur an;

Wellemin im Mittelgebirge. Im Dorfe selbst wurde beim Abgraben eines Lehmhügels in einem Bauernhause eine steinzeitige Ansiedelung angeschnitten; Streufunde, meist Steinmeißel und gelochte Äxte aus dem Dorfgebiete, lassen auf eine große Ansiedelung schließen. In der weiteren Umgebung des Dorfes wurden wiederholt steinzeitige Streufunde gemacht, und zwar hauptsächlich in der Richtung gegen den Wostreyberg und den Markt Milleschau zu. In Milleschau selbst konnte ebenfalls eine steinzeitige Ansiedelung konstatiert werden. Dadurch nun ergibt sich, daß die Verbindungsstraße zwischen den weit ausgedehnten Siedelungen und Begräbnisplätzen von Lobositz nach den Siedelungen und Begräbnisplätzen von Schallan, Ratsch, Webeschan usw. über Wchinitz, Wellemin, Milleschau, Kostenblatt, Tschentschitz führte;

Lichtowitz. Der Ort wird von zwei kleinen Bächen durchflossen und liegt auf einer schräg gegen die Elbe stark geneigten Anhöhe. Das ganze Gebiet zwischen den beiden Wässerchen, das Dorf selbst und westwärts ober dem Dorfe ist eine große Ansiedelung, wo bis nun die Steinzeit, Bronzezeit und Markomannenkultur konstatiert werden konnten. Das p. Inspektorat wird im kommenden Frühjahre zur weiteren Aufklärung dieses wichtigen neuen Fundortes Probegrabungen veranlassen, um die Ausdehnung dieser Siedelung zu konstatieren und um zu prüfen, ob es sich hier nicht um ein ausgedehntes Grabfeld, ähnlich wie in Libochowan, handelt.

Die Kartenblätter haben durch diese Forschungsergebnisse und Konstatierung von 16 neuen Fundorten eine wesentliche Ergänzung gefunden.

In Dobrzan bei Pilsen wurde das aufgesammelte Material des Lehrers Andress überprüft und wurden folgende Kulturen konstatiert: Die Bandkeramik, die Lausitzer Kultur und die Slawenzeit.

2. Kontrollierende Bereisungen und kleinere Grabungen.

In der Zeit von 57 Tagen wurden die bisher bekannten Fundstätten im ganzen nördlichen resp. nordwestlichen Böhmen sektionsweise kontrolliert und hiebei auch, wie in den verflossenen Jahren, ein besonderes Augenmerk auf die diluviale Lagerung von Knochenfunden gerichtet. Unter den vielfachen diluvialen Tierresten, welche die Museumsgesellschaft akquirierte, wäre insbesondere zu nennen ein wohlerhaltener Schädel vom doppelhörnigen Nashorn aus dem Bielatale. Verschiedene neue Fundorte lieferten Reste vom Mammut, Nashorn, Pferd, Renntier usw. Das Murmeltier wurde das erstemal in den Lößablagerungen von Liquitz konstatiert.

Kontrolliert wurden folgende Fundorte: Modlan, Weschen, Prosmik, D.-Mlikojed, Leitmeritz, Türmitz, Aussig, Schönpriesen, Nestomitz, Kl.-Tschernosek, Pistian, Kutterschitz, Karbitz, Kuttowitz, Schwaz, Raudnig, Schönfeld, Wicklitz, Herbitz, Loosch, Hundorf, Hostomitz, Schellenken, Tschausch, Kommern, Triebschitz, Kosten, Gr.-Tschochau, Liquitz, Wellhotta, Zwettnitz, Hochpetsch, Bieloschitz, Kosel, Kollosoruk, Luschitz, Briesen, Prödlitz, Kleischa, Pockau, Dux, Sobrusan, Obergeorgenthal, Tschernitz, Bertelsdorf, Schießglock, Potscherad, Weberschan, Postelberg, Mraiditz, Sterckowitz, Horka, Sellowitz, Twerschitz, Stankowitz, Saaz, Libotschan und Neusattel.

3. Planmäßige Grabungen.

Gr.-Tschernosek. Im Anschlusse an die jährlichen, stückweise fortgesetzten Grabungen in Gr.-Tschernosek wurde im verflossenen Jahre eine große Grabung auf allen drei nebeneinanderliegenden Parzellen (Franz Parthe, Ivan Hausmann, Nikolaus Parthe) auf Kosten des Museums durchgeführt. Es wurden in der neolithischen Kulturschichte neun Gräber und eine Kulturgrube gefunden, außer-

dem noch eine große Anzahl von Einzelnfunden.

Grab 48. Kind, liegender Hocker, Orientierung nach Süden. Beigabe: eine kleine Schale.

Grab 49. Bestattung von sieben Individuen in einer elliptischen Grube ohne Beigaben. Zwei brauchbare dolichocephale Schädel.

Grab 50. Kind, liegender Hocker, Orientierung nach Süden. Keine Beigaben.

Grab 51. Weib, etwa 40—50 Jahre alt. An der rechten Seite zwei Kinderskelette von Säuglingen, liegende Hocker, Orientierung nach Süden. Der komplette Schädel dolichocephal. Beigaben: sieben Gefäße.

Grab 52. Doppelbestattung. Liegende Hocker, Orientierung SSW. Der wohlerhaltene Schädel der jüngeren Bestattung dolichocephal. Beigaben: vier Gefäße.

Grab (53). Herdstelle mit Resten zweier Erwachsener und eines Kindes; ohne Schädel.

Grab 54. Dreifache Bestattung übereinanderliegender Hocker, Orientierung SSW. Die unterste Bestattung mit einem Ohrgehänge aus Kupferdraht (rechts), bei der rechten Hand eine Kupferdrahtspirale. Beigaben: 12 Gefäße, darunter zwei Schalen mit Füßen. Die Schädel waren unbrauchbar.

Grab 55. Weib, liegender Hocker, Orientierung OSO. An der rechten Ohrseite ein Ohrgehänge aus Kupfer (einfacher Ring). Sonstige Beigaben: vier Gefäße. Diese wohlerhaltene Bestattung wurde ausgehoben und übertragen und wird später einmal, bis es die Raumverhältnisse gestatten, im Zentralmuseum aufgestellt werden.

Grab 56. Liegender Hocker, sehr schlecht erhalten, mit südlicher Orientierung. Beigaben: drei Gefäße.

Die in derselben neolithischen Kulturschichte gefundene Kulturgrube enthielt ein großes Scherbenmaterial von gleichartigen Gefäßen mit Ansa lunata, woraus sich fünf Gefäße nahezu ganz rekonstruieren ließen. In der dieser neolithischen Schichte überlagernden bronzezeitigen Schichte, sowie in der darüber befindlichen La Tène-Kulturschichte wurden mehrere Kulturgruben mit typischem keramischen Material gefunden.

Die in den neolithischen Gräbern gefundenen Urnen sind außerordentlich typisch und gehören dem schnurkeramischen Formenkreise an.

Der Fund von Kupfer im Grabe 54 und 55 ist neuerdings ein eklatanter Beweis, daß die Schnurkeramik an das Ende der Steinzeit gestellt werden muß und daß die Keramik der frühbronzezeitigen Skelettgräber, mit der sogenannten Aunetitzer Kultur, sich aus den Formen der spätschnurkeramischen Typen ableiten läßt.

Langugest. Auf der Parzelle 650 (Anton Hofmann) wurde heuer im Herbste die Schlußgrabung durchgeführt. Es wurde nach genauer Untersuchung des Sandes, in welchem die Gräber eingeschachtet sind, auf einem über die Grenzen des Friedhofes hinausreichenden Komplexe gefunden:

Der Rest des Grabes 64, welcher von der Nachbarparzelle 661/62 unter dem Feldrain herüberreichte, mit drei Bronzearmringen.

Grab 111. Mann mit Eisenschwert, Lanzenspitze und Schildeinfassung von Eisen, einer Fibel und einer bronzenen Rosette vom Wehrgehänge.

Grab 112. Ohne Beigaben.

Grab 113. Weib mit Lignitring, einer winzigen Bronzepfeilspitze und einer massiven Eisenfibel.

Grab 114. Mann mit Schwert und Lanzenspitze aus Eisen, sowie drei Rosetten aus Bronze vom Wehrgehänge.

Die Grabinventare sind durchweg typisch Früh-La Tène und besitzt nunmehr das urgeschichtliche Zentralmuseum die Gesamtfunde des durchforschten elliptischen Friedhofes von Langugest. Das große, wissenschaftlich höchst wertvolle Material soll nunmehr im Jahre 1907 von dem gefertigten Inspektor durch das Erscheinen des zweiten Bandes weiter publiziert werden. Auf der Parzelle 661/62 wird ab und zu ein zerstreutes Steinzeitgrab gefunden und wiederum kam ein neolithischer, liegender Hocker vor. Beigaben: eine Bernsteinperle und zwei kupferne Nadeln (Aunetitzer Typus). Außer den Gräbern 111—114 wurden zwei La Tène-Kulturgruben 15 und 16 gefunden und untersucht.

Kulturgrube 15. Abfallgrube 1·7 *m* tief, 3 *m* Durchmesser. Inhalt: eine Unmenge Asche und Holzkohle, typische Topfscherbe, Eisenfragmente, Eisenschlacke, geknickte Tierknochen, Spinnwirtel, eine gelochte Tonscheibe und drei Feuersteine.

Kulturgrube 16. Wohngrube, 0·5 *m* tief, 2·5 *m* Durchmesser. Inhalt: Zerstreute Topfscherbe und Tierknochen. Auch das Material aus den sorgfältig durchforschten 16 Kulturgruben von Langugest ist wissenschaftlich von hohem Werte und ungemein reichhaltig.

Wisterschan. Beim Grundgraben zur Erweiterung der Fabriksräume der Firma Gebrüder Grohmann in Wisterschan wurden drei La Tènegräber aufgedeckt und untersucht. Die in denselben gefundenen Spangen und Fibeln aus Bronze sind durchweg typisch Früh-La Tène.

Bilin. In der Titzlerischen Sandgrube, östlich des Chlum, wurde ein großer Abschnitt weiter durchforscht. Bei diesen Arbeiten wurden dermalen keine neolithischen Hockergräber mit jener prachtvollen Schnurkeramik gefunden, wie sie dieser Fundort im Zentralmuseum aufweist. Die untersuchte Kulturgrube der bronzezeitigen Nachbesiedelung ergab ein reiches und interessantes keramisches Material der Lausitzer Kultur, darunter zahlreiche Fragmente von Etagengefäßen.

Lobositz. Auf der Lößkuppe, südöstlich von Lobositz, wurde weitergeforscht. Außer einigen an Funden armen neolithischen Kulturgruben wurde kein Hockergrab mit typischer Schnurkeramik gefunden. Es dürften aber im nächsten Jahre, da ein weiterer Abschnitt des Ziegeltonlagers verarbeitet wird, wieder mehrere Gräber gefunden werden, da scheinbar noch im Spätherbste, vor Einstelllung der Arbeit, eine neue Gräbergruppe angeschnitten wurde.

Mähren.

Herr Prof. A. Rzehak berichtet aus Brünn:

An Neuerwerbungen des mährischen Landesmuseums auf prähistorischem und ethnographischem Gebiete wäre nachfolgendes anzuführen:

I. Prähistorie:

1. Strzelitz: Steinwerkzeuge.
2. Lultsch: desgleichen.
3. Umgebung von Wischau: desgleichen.
4. Gaya: Depotfund, umfassend sieben Flachbeile mit niedrigen Randleisten, ein Beil mit stufenförmigem Absatze („Rast"), sechs „Halsringe", zwei lange Armspiralen, zwei dünne Blechspiralen, ein schmaler Dolch mit zwei Nieten. Die Gegenstände scheinen durchweg aus nahezu reinem Kupfer zu bestehen; die Analyse eines Stückchens der großen Armspiralen ergab 99·9% *Cu*.
5. Boskowitz: ein Bronzekelt, ein Dolch, zwei Steinhämmer.
6. Obrzan: ein Bronzearmring.
7. Przestawlk bei Olmütz: Durch persönliche Intervention bei dem Olmützer Fürsterzbischofe Dr. F. Bauer ist es mir gelungen, die besten Stücke (etwa 70) des hochinteressanten, von mir in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens" (1900, S. 306 f) kurz beschriebenen Bronzedepotfundes von Przestawlk für das mährische Landesmuseum zu erwerben. Durch die Mannigfaltigkeit der Objekte ist dieser Fund ohne Zweifel der bemerkenswerteste, der bisher in Mähren gemacht worden ist, und ich beabsichtige deshalb, ihn demnächst eingehend zu beschreiben.
8. Bölten: Gefäßscherben von einer Ansiedelung der jüngeren Bronzezeit.
9. Strutz bei Brünn: Urnen vom Burgwalltypus mit verschiedenartigen Eisengeräten aus Skelettgräbern.

II. Ethnographie:

Aus dem Nachlasse des verstorbenen k. u. k. Marinestabsarztes Dr. H. Wawra Ritter von Fernsee: eine reiche Kollektion verschiedenartiger Gegenstände (zumeist Keramik, Beinschnitzereien und Metallwaren) aus Ostasien.

Ich erlaube mir noch beizufügen, daß ich im städtischen Museum in Znaim folgende neue Funde untersuchen konnte: 1. Depotfund von Bonitz, umfassend Sicheln, Fragmente von Schwertern, Hohlkelte, Sicheln, Nadeln, Armringe und sonstige Kleinsachen, ferner mehrere Gußklumpen. Das Metall eines Sichelfragments erwies sich als zinnfreie Antimonbronze. 2. Znaim: Hockergrab mit dreieckigem Bronzedolch. 3. Zuckerhandel: Depotfund, bestehend aus Fragmenten von Ringen, Nadeln, Messern u. dgl.

Im städtischen Museum in Olmütz sah ich unter dem reichen keramischen Materiale aus dem großen Urnenfelde von Horkau bei Olmütz auch schöne „Zonenbecher" und andere Gefäße der ältesten Bronzezeit, ferner ein typisches Gefäß der Keramik der bronzezeitlichen Hockergräber, welches im Weichbilde von Olmütz gefunden wurde. Im Rathause deponiert, sah ich eine kleine, von Czellechowitz (offenbar aus einem Brandgrabe) stammende Kollektion von recht interessanten Bronzen der La Tène-Zeit, nämlich: eine schöne Gürtelspange; zwei kleine Fibeln, wovon die eine an das von mir in der „Zeitschrift d. mähr. Geschichtsvereines" (1902, S. 21, Fig. 24) aus Eisgrub beschriebene Stück erinnert; eine zierliche Kette mit knopfförmigen Endgliedern; ein Armreif, einfach; teilweise zusammengeschmolzene „Hohlbuckelarmbänder".

In der Sammlung des Herrn Zuckerfabriksdirektors Worliczek in Mähr.-Kromau sah ich eine eigentümliche, meines Wissens bisher noch nicht beschriebene Type von neolithischen Gefäßen. Es sind dies bauchige Krüge mit fünf horizontalen Ösen, von denen drei symmetrisch verteilt am oberen Ende des Gefäßbauches, die anderen zwei auf der unteren Hälfte desselben lotrecht unter den obenstehenden angebracht sind. Ein ähnliches, mit Voluten verziertes Gefäß sah ich in der

Kollektion Virchow in Berlin (aus Dehlitz). Ähnliche Anordnung der Ösen zeigt auch ein Gefäß aus Velim in Böhmen (cf. Píč, I, Tab. XXXVI, Fig. 6).

Bukowina.

Herr Univ.-Prof. Dr. R. F. Kaindl berichtet aus Czernowitz über:

Neue Funde der altmykenischen Kulturschichte in der Bukowina und in Galizien. Schon wiederholt wurde in diesen Blättern über die reichen neolithischen Funde berichtet, welche seit 15 Jahren zu Szipenitz in der nördlichen Bukowina gemacht und vom Unterzeichneten zuletzt ausführlich im Jahrb. d. k. k. Zentralkommission I u. II behandelt wurden. Diese Funde sind vor allem durch einen großen Reichtum an gutem Tongeschirr der mannigfaltigsten Form und mit oft sehr interessanter Malerei ausgezeichnet. Auch die zahlreichen Menschen- und Tierfigürchen aus demselben Materiale, die neben Stein- und Knochenwerkzeugen gefunden wurden, sind merkwürdig. Die Malerei der Gefäße und diese Figürchen weisen klar darauf hin, daß wir eine Kulturschichte vor uns haben, welche der altmykenischen Periode nahe steht und sich über das Schwarze Meer nordwärts ausgedehnt hat. Die ersten Funde dieser Art wurden 1884 in Kukuten bei Jassy in Rumänien gemacht und vom rumänischen Gelehrten Odobesku am Pariser archäologischen Kongreß von 1889 besprochen. Seither sind Funde im benachbarten Teile Rußlands (Ukraina), Galizien, Bukowina und Ungarn gemacht worden. Unter diesen zeichnen sich jene von Szipenitz durch ihren erstaunlichen Reichtum aus. Auch im Jahre 1906 hat Herr Gutsbesitzer von Kostin, der jetzt selbständig die Ausgrabungsarbeiten fortsetzt, eine große Menge von Scherben, Gefäßen, Werkzeugen und Knochen zustande gebracht. Zusammen mit seinen früheren Grabungen hat Herr von Kostin bisher an das Naturhistor. Museum in Wien 68 Kisten mit Scherben und 143 zusammengestellte Gefäße geschickt; ins Museum nach Czernowitz kamen 166 Gefäße; zahlreiche andere wurden verschenkt; andere wurden nach Bukarest zur Ausstellung gesandt; nur eine kleine Anzahl behielt Herr von Kostin für sich. Sehr zu bedauern ist, daß bei diesen umfangreichen Grabungen die näheren Fundumstände nicht festgestellt werden. Wir sind durch dieselben wohl in den Besitz einer reichen Fülle von Einzelfunden gelangt, aber die Kenntnis von der Form der Ansiedelung, die Art der menschlichen Wohnungen usw. ist dadurch leider nicht gefördert worden. Dadurch sind unumgänglich systematische Ausgrabungen nötig.

Eine neue reiche Fundstelle dieses Kulturkreises ist auf dem Gute des Herrn J. Bernstein in Koszyłowce (Ostgalizien) entdeckt worden. Durch die Vermittlung meines Kollegen Univ.-Prof. Herzberg-Fränkel ist es mir im Herbste 1906 möglich geworden, nähere Nachforschungen vorzunehmen, wobei ich von der Familie des genannten Herrn Gutsbesitzers, insbesondere auch Herrn Bernstein jun., tatkräftig unterstützt wurde. Es ist gelungen, eine durch Feuer zerstörte, ziemlich umfangreiche Ansiedelung aus der jüngeren Steinzeit festzustellen. Massenhaft findet sich vor allem leicht gebrannter Lehmverputz der Wände; die Holzstäbe, aus denen diese bestanden, sind an den Eindrücken in den Lehmklumpen zu erkennen. Im großen Reichtume an Gefäßen, Gefäßformen und Ornamenten steht Koszyłowce anderen ähnlichen Fundstätten nicht nach. Auch Webstuhl- oder Fischnetzgewichte aus Ton, Feuersteinwerkzeuge und Tonfigürchen sind gefunden worden. Fast alle diese Objekte sind einer Grube entnommen, die Herr Ludwig Bernstein jun. bereits begonnen hatte und deren Durchforschung in meiner Anwesenheit fortgeführt wurde. Eine zweite Grube habe ich gar nicht begonnen. Daraus ist zu ersehen, wie völlig unrichtig der Bericht des Herrn W. Przybysławski in den „Sprawozdania“ der ostgalizischen Konservatoren, 1906, S. 21, ist. Ich hoffe, die Ausgrabungen weiter fortsetzen zu können, da ich hiezu bereits die Zusage des Herrn Gutsbesitzers Bernstein erhalten habe. Die Ergebnisse werden so wie jene über die Ausgrabungen in Szipenitz in den Schriften der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale veröffentlicht werden. Fräulein Theodora Bernstein hat in dankenswerter Weise zahlreiche Illustrationen nach der Natur hergestellt.

* * *

Das korrespondierende Mitglied Herr Theodor Ritter v. Stefanović-Vilovsky, königl. serb. Sektionschef a. D., übersendet einen Bericht

Über einige in der Belgrader archäologischen Zeitschrift „Starinar“[1]) erschienenen Studien des Dr. Miloje M. Vassits.

Herr Dr. Miloje M. Vassits, Konservator des Belgrader Nationalmuseums, beschreibt zuerst ein in Serbien gefundenes prähistorisches

[1]) Organ der Serb. archäologischen Gesellschaft in Belgrad, Nr. 1, Jahrg. 1906.

Votivarmband und bespricht hierauf die bis jetzt beobachteten mykenischen Einflüsse in Serbien. Der zweite Aufsatz, der hier übergangen werden soll, weil er dem Gebiete der klassischen Archäologie angehört, behandelt römische Ziegel aus Ritopek bei Grozka. Im dritten Aufsatze werden die altserbischen Fundorte behandelt, bei welcher Gelegenheit Herr Dr. Vassits auch die Überreste der altserbischen Kultur und deren Fundorte bespricht.

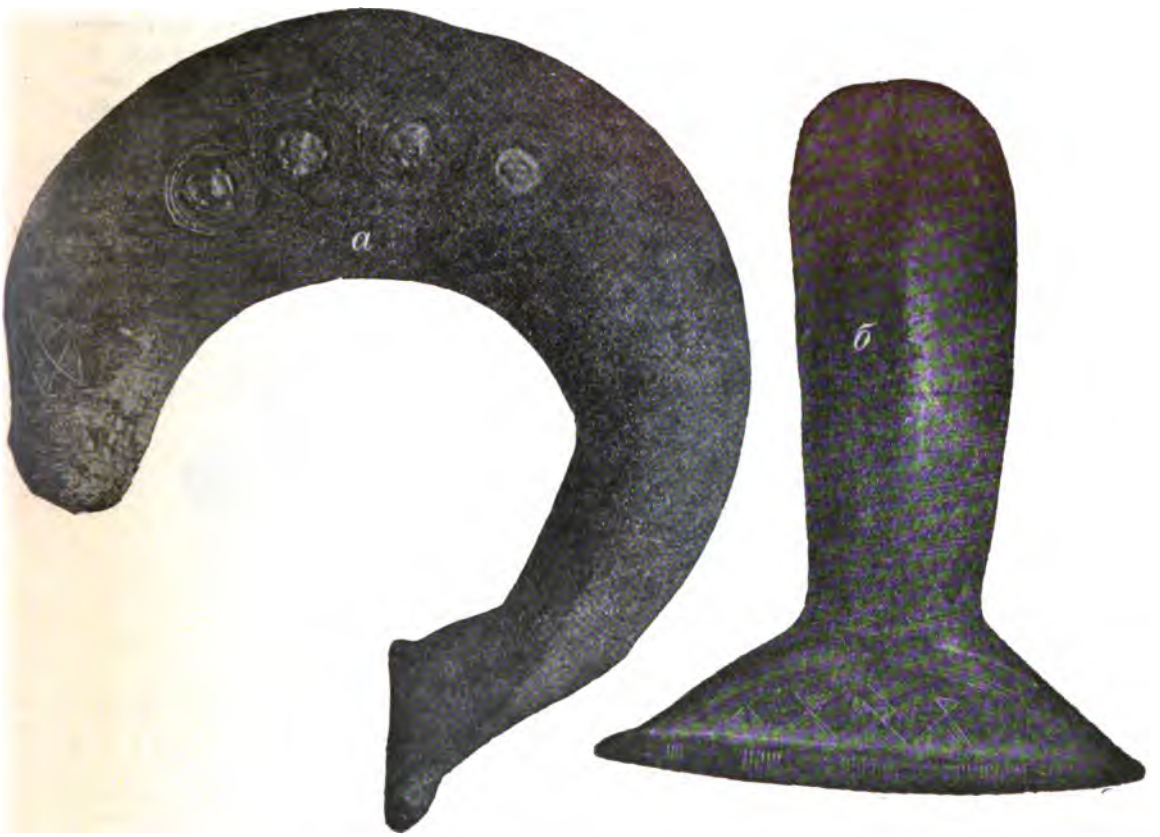


Abb. 1.

Ein prähistorisches Votivarmband und die mykenischen Einflüsse in Serbien.

Abb. 1 stellt zwei fragmentierte Bronzearmbänder vor, von welchen das unter *a* bezeichnete in der Nähe von Kostolac (Viminacium) gefunden wurde. Dasselbe gehört jetzt dem Nationalmuseum in Belgrad. Das zweite Fragment (*b*) gehört dem Herrn Georg Weifert. Sein Fundort ist unbekannt geblieben.

Das Fragment *a* ist 10·3 *cm* hoch, 15·7 *cm* breit, die Breite des erhaltenen Endes beträgt 13·6 *cm*; der Vertikaldurchmesser durch die Mitte des Armbandes beträgt 5·6 *cm*, der Horizontaldurchmesser an derselben Stelle ist 7 *cm*. Das Fragment *b* hat etwas kleinere Dimensionen; die Breite seines erhaltenen Endes beträgt 11·5 *cm*. Für diese Armbandform sind die ausgebreiteten Enden das am meisten charakteristische Merkmal.

Ihrer Größe nach sind diese Armbänder, ähnlich denjenigen aus Traunkirchen, als Votivarmbänder zu betrachten. Die Armbänder in Abb. 2 dagegen wurden als wirklicher Schmuck gebraucht. Abb. 2 stellt fünf Stücke Bronzearmbänder des erwähnten Typus dar, welche aus verschiedenen Fundorten in Serbien herrühren. Wir kennen bis jetzt 19 Exemplare derartiger Bronzearmringe aus Serbien. Aus Ungarn sind uns nur zwei Exemplare bekannt, von denen eines bei Bodajk (Kom. Stuhlweißenburg) gefunden wurde.

Beide Fragmente in Abb. 1 sind hohlgegossen. Auf ihren Innenseiten befinden sich runde Löcher, die einen rein technischen Zweck haben. Durch dieselben gingen die Stifte hindurch, welche den Lehmkern beim Gusse gehalten haben. Die geflickte Stelle an der Außenseite, welche sich diametral von dem Mittelloche an der Innenseite des Frag-

mentes *a* befindet, verdankt derselben Ursache ihre Entstehung. Die ausgebreiteten Enden sind vollgegossen. In Bezug auf die Herstellungstechnik gleichen diese Fragmente vollauf den Bronzearmbändern von Traunkirchen.

Auf dem Fragmente *a* befinden sich vier runde, mit eingegossenem Golde ausgefüllte Vertiefungen, deren Profil demjenigen an den mykenischen Schwertern gleicht.

Die Ornamentik beider Fragmente (Abb. 3, *a, b*) ist desgleichen höchst interessant. Die Ornamente sind nicht graviert, sondern zu gleicher Zeit mit dem Armbande gegossen.

Das Fragment *b* ist ausschließlich mit geradlinigen geometrischen Ornamenten verziert, von welchen die Rhomben hervorzuheben sind, die nicht durch gegenübergestellte Dreiecke gebildet sind.

Viel bezeichnender ist das kreuzförmige Motiv, welches stets als der zentrale abschließende Teil der ornamentierten Fläche erscheint. Die geographische Verbreitung dieses kreuzförmigen Ornamentes umfaßt bislang Troja (das älteste Beispiel), Cypern (Ormidia und Citium), Glasinac (in Bosnien), Italien (Narcia, III. bis IV. Bronzeperiode) und Georgien am Kaukasus. Die jüngsten Erscheinungen dieses Motives sind diejenigen in Italien und Georgien, woraus sich auch ihre am meisten fortgeschrittene Degeneration erklärt.

Auf dem Armbande *a* befinden sich auch krummlinige Ornamente, beispielsweise konzentrische Kreise, die, allerdings in anderer Technik, auf den Exemplaren von Traunkirchen die ausschließliche Verzierung bilden. Außer den konzentrischen Kreisen findet sich noch ein anderes krummliniges Ornament, dessen Entstehung und Bedeutung festzustellen sind. Das Ornament bildet nicht sich berührende Halbkreise, weil bei solchen die Zentren angedeutet zu sein pflegen. Diese letzteren finden wir aber bei unserem Motive nicht.

Auf den Gegenständen der Bronzezeit in Ungarn und Böhmen finden wir dasselbe Ornament wie auf dem Armbande Abb. 1 *a*. Die in Abb. 5[1]) zusammengestellten Beispiele zeigen deutlich das Degenerieren des Motives in Bezug auf die Entstehungszeit, ebenso wie in Bezug auf den Ursprungsort der einzelnen Exemplare. Räumlich nimmt das Degenerieren in der Richtung gegen Nordwesten zu.

Den Sinn und den Ursprung dieses Ornamentes wird man unter seinen südöstlichen

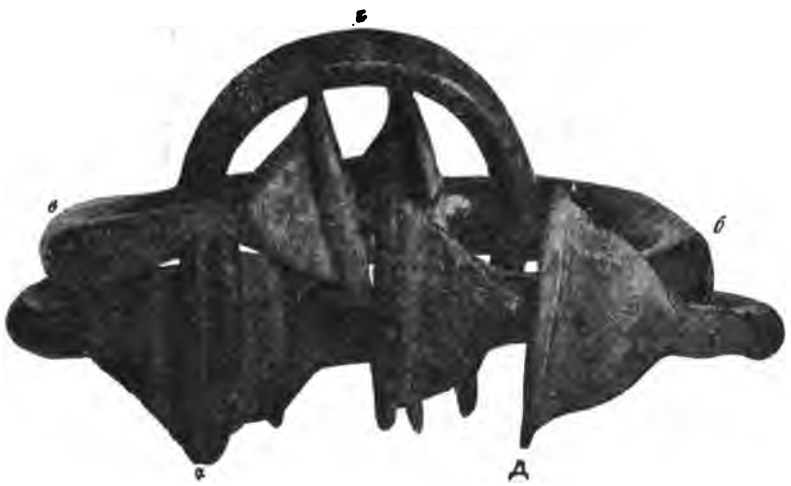


Abb. 2.

Erscheinungsformen zu suchen haben. Solche Beispiele sind in Abb. 4 *a—f* zusammengestellt und sie stammen aus Troja, Mykenä, Sizilien, Tera und wieder Mykenä. Auf Grund dieser Beispiele läßt sich dieses Ornament als ein naturalistisches, und zwar als Lilienblume erklären. Dasselbe Motiv ist in dem mykenischen Kulturkreise von außen her (Ägypten oder Asien) übernommen worden.

Abb. 5 stellt die Ornamente auf den vollgegossenen Armbändern aus Abb. 2 vor. Die Komposition dieser Ornamente, wie auch sie selbst, verraten deutlich das Vereinfachen und das Degenerieren derselben; die jüngere Entstehungszeit dieser Exemplare verraten aber die ausgehämmerten Enden, welche auch die gravierten Ornamente aufweisen. Demnach sind die Fragmente auf Abb. 1 *a, b* relativ älter als diejenigen der Armbänder in Abb. 2 und 5.

[1]) Vgl. Starinar, a. a. O., S. 10.

Der Fundort des Armbandes auf Abb. 1 *a* ist in der Nähe des Dorfes Kličevac, in dessen Nekropole schon früher das bekannte Idol, wie auch andere Gegenstände gefunden wurden. (Vgl. Revue archéologique, 1902, I, S. 172—190.) In dieser Revue wurden auch bereits die verschiedenen Erscheinungen, welche mit den Produkten der mykenischen Kultur im Südosten in Verbindung stehen, besprochen. Unter diesen Erscheinungen ist zunächst die Darstellung an der Urne Nr. 6 (Revue archéol., a. a. O.) zu erwähnen, deren Analogien auf mykenischen geschnittenen Steinen zu finden sind. Weiter ist zu erwähnen der Gegenstand Nr. 12 (Revue archéol., a. a. O.) ein Altar, zu dem auf verschiedenen Darstellungen aus Mykenä und Knossos verschiedene Analogien vorliegen. Wichtig für die genauere Datierung der Gegenstände von Kličevac ist der Dolch (Abb. 8),[1]) welcher in der Urne Nr. 4 (Revue archéol., a. a. O.) gefunden wurde, wodurch der durch Dr. C. Truhelka gegen die Echtheit dieser Funde ausgesprochene Zweifel gründlich widerlegt erscheint.

Derartige Dolche sind in Mykenä in den Burggräbern gefunden worden, die bekanntlich der sogenannten Dolchzeit angehören. Auf einem solchen Dolchschwerte ist auch die Liliendarstellung vertreten, mit der wir das Ornament auf dem Armbande (Abb. 1 *a*) in Zusammenhang gebracht haben. Die Technik des Goldtauschierens kehrt gleichfalls auf den Dolchen aus Mykenä wieder. In einem Burggrabe ist auch das Goldplättchen mit der Darstellung des Altars, wie sie auch in Kličevac ist, gefunden worden. Dasselbe gilt von dem Goldplättchen mit der Liliendarstellung.

Auf Grund dessen darf man das Armband auf Abb. 1 *a* ebenso wie die Gegenstände aus Kličevac in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. datieren und somit im großen und ganzen als gleichzeitig mit der mykenischen Kultur der Dolchzeit betrachten. Etwas jünger dürfte das Fragment auf Abb. 1 *b* sein. Die Armbänder in Abb. 2 dürften etwa in die Übergangszeit von der Bronze- in die Eisenperiode, also etwa nur 1000 Jahre v. Chr. zu setzen sein. Diese Datierung stimmt in der Hauptsache mit derjenigen der Fundgegenstände aus den erforschten Fundorten von Poljna und Varvarin-Gornji-Katun überein.

Die Bronzearmbänder in Abb. 2 und 5 sind in der Nähe der ebenerwähnten Fundorte (Poljna usw.), und zwar in einem

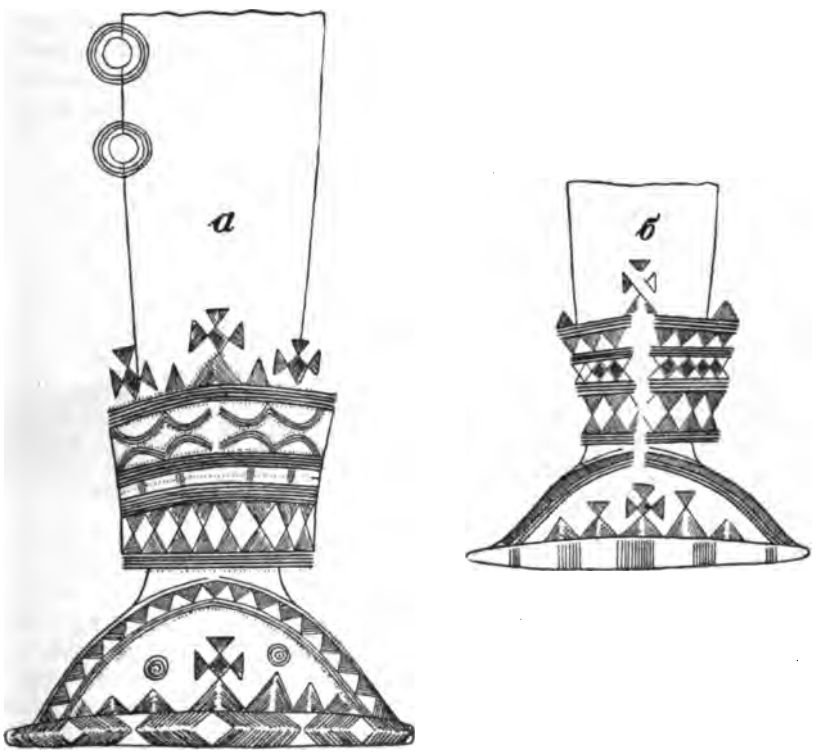


Abb. 3.

[1]) Vgl. Starinar, a. a. O., S. 19.

engeren geographischen Gebiete, als dessen Zentrum das Gebirge Juhor zu bezeichnen wäre, gefunden worden. Deshalb sind diese Armbänder als Lokalprodukt zu betrachten. Die ungarischen Exemplare sind dagegen Importstücke aus dem Juhorgebiete. Auch das Armband auf Abb. 1b ist als Lokalprodukt des jetzigen Gebietes von Serbien zu bezeichnen, obzwar der Fundort selbst unbekannt ist.

In Bezug auf das Armband auf Abb. 1a dagegen kann man nicht mit Sicherheit entscheiden, ob es Lokalprodukt seines Fundgebietes oder Import aus dem weiteren Südosten ist, denn auf demselben Armbande findet man verschiedene Erscheinungen, welche ebenso für die erstere wie auch für die letztere Annahme sprechen. Dem Armbande ist die Technik des Goldtauschierens fremd,

Die Darstellung auf der Urne Nr. 6 und der Altar Nr. 12 haben überdies eine religiöse Bedeutung. Auf Grund dieser Erscheinungen, sowie auf Grund dieser inneren Abhängigkeit des Kličevacer Idoles von demjenigen auf Kreta (Πρινιάς), welche wieder von der Bronzestatuette der sogenannten „Schlangengöttin" aus Knossos abhängig sind — darf man annehmen, daß übereinstimmende religiöse Anschauungen hier wie dort geherrscht haben.

Ein ganz anderes Verhältnis besteht zwischen den analogen Erscheinungen einerseits in Serbien und im weiteren Südosten und anderseits in Ungarn und weiter in Mitteleuropa. Solch ein Verhältnis läßt sich sehr gut beobachten beim Vergleiche des Kličevacer Altars (Nr. 12) mit den sogenannten „Feuerhunden" usw. aus Lengyel, Ödenburg

Abb. 4.

dasselbe gilt von dem kreuzförmigen Ornamente, dessen Ursprung schon M. Hoernes im Südosten gesucht hat, sowie auch von der degenerierten Liliendarstellung. Derartig stilisierte Lilienblumen findet man schon auf den Gegenständen aus Troja und Mykenä, die als dortiges Lokalprodukt der sogenannten „demokratischen Kunstindustrie" zu betrachten sind. Für ein solches Stilisieren dieses naturalistischen Motivs haben wahrscheinlich die Spirale und die Doppelvolute als Vorbild gedient. In derselben stilisierten Form findet man das Ornament auch in Ungarn. Ganz anders dagegen ist die Lilienblume auf Sizilien dargestellt worden.

Ähnliche Erscheinungen wie in der Darstellung des Lilienornamentes findet man beim Vergleiche der Darstellungen auf der Urne Nr. 6 mit denjenigen auf den mykenischen geschnittenen Steinen; man könnte daraus schließen, daß das Armband auf Taf. I*a* ebenso wie die Urne Nr. 6 ein Lokalprodukt ist.

usw. In dem vorliegenden Falle besteht ja nur der Kultureinfluß des Südostens auf den Nordwesten; aber er entbehrt eines jeden nationalen Charakters, wie man ihn z. B. in dem Verhältnis der serbischen Erscheinungen zu den südöstlichen Erscheinungen wohl noch mit Recht voraussetzen darf. In dieser Beziehung schließt sich Herr Dr. M. Vassits jener Theorie an, nach welcher die Bewohner der östlichen Hälfte der Balkanhalbinsel in engerer oder weiterer nationaler Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Bewohnern im Süden der Balkanhalbinsel gestanden sind.

Nach völliger Übergehung des zweiten Aufsatzes gelangen wir zum dritten Aufsatze des Herrn Dr. Vassits, welcher von den Überresten der altserbischen Kultur handelt und den Titel „Altserbische Fundorte" führt. Es sind dies die ersten Beiträge zur Kenntnis der altserbischen materiellen Kultur. Von den sechs bis jetzt festgestellten Fundorten: Basat, Stalać, Nabrdje, Begaljica,

Vinča und Kostolac sind nur Basat und Kostolac systematisch untersucht worden.

In Basat sind Gruben unter den Wohnungen und Feuerherde gefunden worden. Von Kleinfunden sind hervorzuheben: Eisengußklumpen, verschiedenes Hausgerät und viele Gefäßfragmente. In einem wahrscheinlich dieser Ansiedelung angehörigen Grabe wurde ein silberner Schläfenring entdeckt. — Auf Grund der gefundenen Spornteile darf man diese Ansiedelung bis in die Zeit am Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts n. Chr. datieren.

In Stalać sind die Profile der einst unter den Wohnhäusern befindlichen Gruben beobachtet, außerdem sind daselbst Gefäßfragmente gesammelt worden.

Nabrdje ergab nur einen Münzenfund. Die Münzen (192 Stück) waren in einem Topfe. Sie gehören der Zeit Kaiser Duschans (1346—1355 n. Chr.) an.

In Begaljica wurde neben einem Feuerherde ein fragmentierter Topf gefunden. Aus Vinča stammt ein bronzener Schläfenring. Er trat oberhalb einer prähistorischen Ansiedlung in den sogenannten altserbischen Gräbern zutage.

Der interessanteste altserbische Fundort, der auch für die Erforschung der byzantinischen, römischen und prähistorischen Kulturperioden eine große Bedeutung hat, ist unstreitig Kostolac.

Die prähistorischen Funde von Kostolac gehören der Bronzezeit, die byzantinischen der Zeit von 527—602 n. Chr. an und die altserbischen Überreste könnten frühestens in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. datiert werden.

Aus den bisherigen stratigraphischen Beobachtungen kann man hinsichtlich der Datierung einzelner Fundstücke vorläufig noch keine endgültigen Schlüsse ziehen, weil der Boden dieser Lokalität öfters umgegraben wurde. Eine spätere Forschung wird in dieser Beziehung möglicherweise sicherere Anhaltspunkte ergeben.

Von allen hier gefundenen Gefäßen ist dasjenige, das in Fig. 28[1]) abgebildet ist, das wichtigste. Es gehört der Übergangszeit von der römischen in die slawische Kulturperiode, also der byzantinischen Zeit, an. Letzteres ist allerdings nur eine Annahme, die, wenn sie sich erhärten ließe, sehr viel zur Erklärung des Ursprunges vieler Erscheinungen auf den slawischen Gefäßen beitragen würde.

In den Betrachtungen am Schlusse dieses Aufsatzes wird die Lage dieser Fundorte und Ansiedelungscharakter besprochen. Diesbezüglich können als sichere Fundorte jene von Basat, Stalać, Begaljica und Kostolac bezeichnet werden, während man dasselbe von Nabrdje und Vinča nicht behaupten kann. Der Charakter der Ansiedelung der genannten Fundorte wird bestimmt durch ihre Lage, dann aber auch durch die Feuerherde, die Gruben unter den Wohnhäusern (wie z. B. in Basat, Stalać und Kostolac) und schließlich durch die Funde selbst.

Des weiteren wird am Schlusse des Vassits'schen Berichtes ausgeführt, daß die

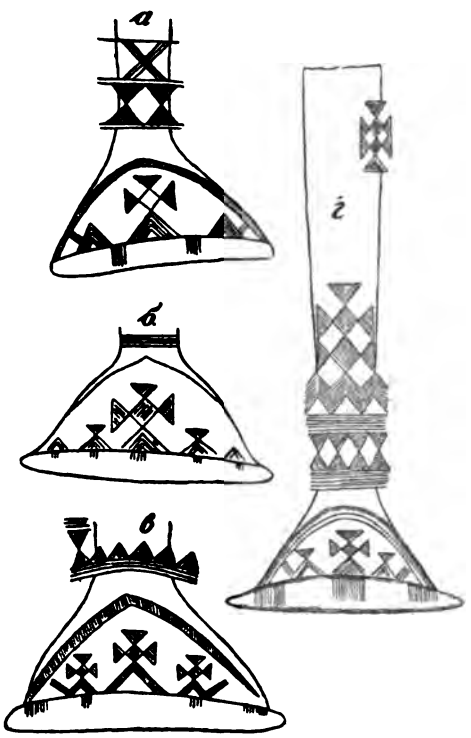


Abb. 5.

Gruben, die unter den Wohnhäusern gefunden wurden, denjenigen von Böhmen gleichen, sowie daß die Wohnhäuser aus Holz gebaut waren. Endlich werden die Schläfenringe besprochen, von denen das Basater Exemplar der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts n. Chr. angehört.

Ein weiterer Abschnitt handelt über die Keramik im engeren Sinne und über die Erscheinungen auf derselben, wobei auch die diesbezügliche Keramik vom Kaukasus in das Bereich der Betrachtungen gezogen wird. — Bei der Besprechung der Wellenlinien wird darauf hingewiesen, daß, nach der Behauptung von M. Much, dieselben noch gegenwärtig

[1]) Vgl. Starinar, a. a. O., S. 65.

auf der kleinasiatischen Küste des Schwarzen Meeres im Gebrauche sind, während von anderer Seite die Tatsache hervorgehoben wird, daß in Bythinien schon im 7. Jahrhundert n. Chr. eine slawische Kolonie bestand. Diese Tatsachen erhöhen die Bedeutung der archäologischen Erforschung der slawischen Ansiedelungsplätze in Bythinien.

Die bekannten Marken auf den Böden der slawischen Gefäße sind auch in Serbien gefunden worden. Diese Marken werden in Böhmen in die Zeit des 10. bis 14, in Slawonien des 11. Jahrhunderts gesetzt. Sie fehlen in der Zeit vor dem 10. Jahrhundert in Ungarn. In Serbien gehören sie der Zeit seit dem 7. Jahrhundert (Kostolac) bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts n. Chr. (Stalać) an. Die Kaukasusbeispiele datiert E. Chantre in die Zeit seit 7. Jahrhundert vor bis 7. Jahrhundert n. Chr. (?)

Das Aufkommen der glasierten Gefäße in den erwähnten serbischen Fundorten (Basat, Stalać und Kostolac) läßt eine von beiden Annahmen zu: 1. entweder sind die aufgefundenen serbischen Beispiele bedeutend jünger als diejenigen aus Böhmen, oder 2. haben die Serben, die in viel engeren Beziehungen zu der nachklassischen Kultur gestanden sind, diese Technik des Glasierens früher als die Westslawen kennen gelernt. Das letztere ist wahrscheinlicher.

Die Gefäße mit dem weißen Überzuge auf der Oberfläche sind als unvollendet zu betrachten. Der weiße Überzug (in Wasser aufgelöster Pfeifenton) hatte aber noch eine technische Bedeutung, indem er die darauf folgende Glasur heller abtönen sollte. Derselbe Vorgang wird noch gegenwärtig bei der Verfertigung serbischer Töpfe beobachtet.

Das bemerkenswerteste ornamentale Motiv bei diesen keramischen Funden ist die Spirale, die sich auch sonst in der serbischen nationalen Ornamentik erhalten hat und auf deren Beziehungen zu der byzantinischen beziehungsweise klassischen Kultur schon A. Riegl mit Recht hingewiesen hat. Die Erklärung aller dieser übereinstimmenden Erscheinungen auf dem keramischen Gebiete einerseits bei den Slawen und anderseits am Kaukasus sucht H. Vassits in den Beziehungen dieser Gegenden zu Byzanz, Kleinasien und Syrien. Diese Beziehungen scheinen sich durch den Handel und das sich ausbreitende Christentum in den betreffenden Gegenden erhalten zu haben. Übrigens wird diese Annahme auch durch die Datierung einzelner Erscheinungen in ein und denselben Gegenden wesentlich bekräftigt.

Am Schlusse seiner Ausführungen weist Herr Dr. M. Vassits auf die innigen Beziehungen hin, die zwischen der archäologischen Erforschung der serbischen Vergangenheit und der ethnographischen Erforschung der niederen serbischen Volksschichten zu bestehen scheinen, weil sich, wie dargetan wurde, eine trennende Grenzlinie zwischen diesen beiden Gebieten nicht ziehen läßt.

* * *

Als Geschenke für die Bibliothek eingelaufen:

Anthropological Papers of the American Museum of Natural History. Vol. I, part I. New-York 1907. 17 S. 8°, 4 Tafeln.

Enthält eine Arbeit von Ch. W. Mead über die Technik einiger südamerikanischer Federarbeiten.

Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Herausgegeben von W. Schmidt, Verlag Zaunrith, Salzburg. II. Jahrgang, 1907. Heft 1.

Der erste Jahrgang des „Anthropos" hat bereits in seiner Gesamtheit so glänzend abgeschlossen, daß sich diese Zeitschrift mit ihm einen ersten Platz unter den bedeutendsten wissenschaftlichen Revuen der Gegenwart erworben und gesichert hat. Mit dem vorliegenden ersten Hefte des zweiten Jahrganges erscheint diese Publikation nicht mehr vierteljährig, sondern zweimonatlich und überdies noch in vergrößertem Formate. Der Inhalt ist durchweg wieder bedeutsam, insbesondere verdienen auch die zahlreichen (32!) mustergültig ausgeführten Tafeln die höchste Anerkennung; sie werden von den Anthropologen, Ethnologen und Geographen dankbarst geschätzt werden. Aus dem Inhalte seien besonders hervorgehoben die anthropologisch wichtigen Arbeiten von F. G. A. Morice über die Great Déné Race (englisch), Ae. Müller (Wahrsagerei bei den Kaffern, deutsch), E. Rougier (Krankheiten und Heilmittel bei den ehemaligen und heutigen Bewohnern der Fiji-Inseln, französisch). Für die prähistorische Archäologie bedeutsam ist die mit 10 Ganztafeln illustrierte Studie von L. Levistre über Dolmenstationen in Algier (französisch), für den Linguisten jene von H. Müller über die Grammatik der Mengensprache (deutsch), für den Geographen vorab jene von G. Arnáiz (Bewohner von Chiang-chiu, französisch) und W. Lehmann (Bibliographische Monographie über die Osterinsel, französisch). Der Ethnologe und Religionsforscher findet reiches Originalmaterial sowohl in vielen der vorerwähnten Arbeiten, als auch in jenen von M. Egidi (Über den Stamm der Kuni, italienisch); P. Caius (Über indische Kasten, französisch); C. van Coll (Matrimonia indigenarum

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

XXXVII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE VII. BAND.)

IV. UND V. HEFT.

MIT 1 KARTENBEILAGE UND 22 TEXTABBILDUNGEN.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1907.

Schluß der Redaktion am 1. September 1907.

Die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erscheinen jährli in 6 Heften. Die gesondert paginierten Sitzungsberichte werden in der Regel den ei zelnen Heften angeschlossen und nur von Fall zu Fall an die Mitglieder separat versende

Die Redaktion.

INHALT.

Abhandlungen. S

R. Lasch: Über Sondersprachen und ihre Entstehung . . .
J. R. Bünker: Polnische Häuser und Fluren aus der Gegend von Zakopane und Neumarkt in Galizien. (Mit 22 Abbildungen im Texte und 1 Kartenbeilage) . . .
R. Pöch: Einige bemerkenswerte Ethnologika aus Neu-Guinea. (Nachtrag) . . .

Literaturberichte.

Nr. 12-21 . . .

Sitzungsberichte (Seite [53]—[62]).

Monatsversammlung am 10. April 1907: *v. Schullern,* Die Besiedlungsfrage S. [56]. — Monatsversammlung am 15. Mai 1907: *La* Die Prometheussage im Lichte der vergleichenden Völkerkunde S. [56]; *R. Much,* Anthropologisches in der Edda S. [56]; Jubiläum des J. D. E. Schmeltz S. [56]. — Ausschußsitzung am 18. Juni 1907 S. [57]. — Ausflug nach Melk und Willendorf am 29. Juni 1 S. [57]. — Geschenke für die Bibliothek S. [58]. — Inhaltsverzeichnis S. [61].

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Mitteilungen allein verantwortlich.

Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1907.

Protektor:

Seine kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Es

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Präsident:

*Dr. Karl **Toldt**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

Vize-Präsidenten:

Dr. Vratoslav **Jagić**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Matthäus **Much**, k. k. Regierungsrat.
*Franz **Heger**, k. k. Regierungsrat und Direktor der anthr.-ethn. Abteilung des k. k. naturh. Hofmuseums.

Sekretäre:

*Dr. Rudolf **Much**, k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Leo **Bouchal** (Redakteur der „Mitteilungen").

Rechnungsführer:

Dr. Karl **Außerer.**

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Rechnungszensoren:

Moriz **Wasserburger,** k. k. Postrat.
Dr. Oskar **Hovorka Edler v. Zderas.**

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl,** k. k. Ministeri rat i. P.
Anton **Dachler,** Ingenieur.
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek,** k. k. Hofrat und Universitä Professor.
Dr. Gustav **Kraitschek,** k. k. Gymnasial-Professor.
Hugo Freiherr v. **Kutschera,** k. u. k. Geheimer Rat u Sektionschef.
Dr. Richard **Lasch,** k. k. Bezirksarzt.
Dr. David Heinrich **Müller,** k. k. Hofrat und Universitä Professor.
Dr. Eugen **Oberhummer,** k. k. Universitäts-Professor.
Karl **Penka,** k. k. Gymnasial-Professor.
Dr. Leo **Reinisch,** k. k. Hofrat und Universitäts-Profess
*Dr. Leopold v. **Schroeder,** k. k. Universitäts-Professo
Dr. Hermann Ritter **Schullern zu Schrattenhofen,** k. k. H rat und Professor an der Hochschule für Bodenkul
Dr. Ernst **Sellin,** k. k. Professor an der evang.-theol. Fakul
Dr. Siegmund **Wahrmann,** prakt. Arzt.
Hans Graf **Wilczek,** k. u. k. Geheimer Rat und Kämme
*Dr. Emil **Zuckerkandl,** k. k. Hofrat und Universitä Professor.

* Mitglieder des Redaktions-Komitees.

Zur gefälligen Beachtung.

Sendungen und Zuschriften für die Redaktion und Administration dieser Mitteilungen sowie für Bibliothek und das Sekretariat der Anthropologischen Gesellschaft werden unter der Adresse *„Anthropologis Gesellschaft in Wien, I. Burgring 7",* erbeten. An dieselbe Adresse wolle man auch Anmeldungen zum Beitritte, welc zu jeder Zeit erfolgen kann, gelangen lassen. — Der Jahresbeitrag beträgt für ein wirkliches Mitglied 10 Kronen, für unterstützendes Mitglied 20 Kronen. Geldsendungen sind ausschließlich an den Kassier der Gesellschaft, He *Karl Freiherrn v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8,* zu adressieren.

Buchhändlerische Aufträge, welche unsere Mitteilungen betreffen, ersuchen wir an *Alfred Hölder, k. u. k. H und Universitäts-Buchhändler, Wien, I. Rotenturmstraße 13,* welcher den Verlag der sämtlichen Publikationen der Ges schaft übernommen hat, zu richten.

Es wird ersucht, Bücher, von welchen eine Anzeige gewünscht wird, in zwei Exemplaren einzusend da die Gesellschaft die einlaufenden Geschenke dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum abgibt und ei Besprechung nur dann veranlassen kann, wenn sie für den Gebrauch des Referenten ein zweites Exemplar erhi

Sonderabdrücke und Zeitschriftenartikel können unter keinen Umständen besprochen werden. (Besch des Redaktionskomitees vom 6. Dezember 1904.)

Das Sekretariat.

Über Sondersprachen und ihre Entstehung.[1])

Von Dr. Richard Lasch in Wien.

Es ist wohl überflüssig, auf die Bedeutung der artikulierten Sprache für die Stellung des Menschen im Naturreiche, insbesondere im Gegensatze zu den hochorganisierten, jedoch über eine lautliche Verständigung nur in rudimentärem Maße verfügenden Tieren noch eigens hinzuweisen. Ebenso kann die Wichtigkeit der Sprache als eines sehr wertvollen klassifikatorischen Momentes für die Gruppierung der einzelnen Zweige des Menschengeschlechtes und ihrer gegenseitigen verwandtschaftlichen Beziehungen als bekannt vorausgesetzt werden. Mit diesen beiden Funktionen ist jedoch die Rolle, welche die Sprache durch ihre Eigenschaft als eines der wertvollsten Bestandteile des menschlichen Kulturbesitzes in der Geschichte dieser Kultur einzunehmen berufen ist, noch nicht genügend gekennzeichnet und erscheint namentlich die Bedeutung der Sprache und Sprachbildung als Hilfsmittel für die Erforschung der Details der materiellen und geistigen Kultur der Menschheit namentlich in den ethnologischen Fachkreisen noch immer nicht ausreichend gewürdigt. Und doch vermag gerade der Völkerkundige und Kulturforscher — die Aufdeckung der Eigentümlichkeiten und Gesetze des Sprachbaues, der Wort- und Satzbildung usw. dem Linguisten überlassend — durch Analyse der Wortbedeutungen und Vergleich gewisser, bei vielen auch der Rasse und Sprache nach nicht verwandten Völkern wiederkehrenden Sprachphänomene und Ergründung der Ursachen ihrer Verbreitung der Wissenschaft große Dienste zu leisten und für manche dunkle Probleme der Herkunft und Entwicklung der Kultur wichtige Aufklärungen zu liefern.

Unter allen Kulturerrungenschaften des Menschen ist die Sprache wegen ihrer Körperlosigkeit die wandelbarste, am meisten der Veränderung unterworfene. Weder die sozialen noch die wirtschaftlichen Einrichtungen der Völker können sich in dieser Hinsicht mit der Sprache messen. Diese Wandelbarkeit entsprimgt jedoch nicht immer, vielleicht sogar in der geringsten Zahl der Fälle, einer beständigen Veränderung der Begriffe, sie scheint vielmehr teils auf inneren, der Menschheit innewohnenden Trieben, teils auf äußeren Einflüssen zu beruhen. Naturgemäß ist aber die Neigung zu sprachlicher Veränderung und Zersplitterung auf den niederen Kulturstufen eine weitaus größere als bei höher zivilisierten Völkern, bei welchen die Hilfsmittel der Schrift und des Druckes einem allzuraschen Wechsel der Sprachformen entgegenwirken. Doch auch da fehlt dieser nicht ganz. In Deutschland drohte vor Jahren unter den Angehörigen der gebildeten Klassen die richtige Aussprache des „r“ zu verschwinden und an seiner Stelle begann sich ein affektiert klingendes „a“ einzuschleichen („miâ“ statt mir, „Vata“ statt Vater usw.); es ist ein großes Verdienst Vischers gewesen, diese anscheinend von Berlin ausgehende Modetorheit

[1]) Erweiterte Bearbeitung eines am 11. April 1905 in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrages.

bekämpft und aufgehalten zu haben.[1]) Auch Sprachfehler und Sprachlaunen einflußreicher Leute werden leicht maßgebend für ihre Umgebung; zweifellos können auf diese Weise neue, wenn auch nur auf einen engen Kreis beschränkte Dialekte entstehen und mit dem Absterben ihrer Urheber auch wieder vergehen.

In der Begründung dieser in der Völkerpsyche selbst zu suchenden Ursachen der unaufhörlichen Sprachwucherungen und -wandlungen und in der Feststellung der für letztere wirksamen Gesetze ist die Ethnologie leider bisher nur wenig vorwärts gekommen; vielleicht hat die geradezu überwältigende Vielheit von Sprachen und Dialekten auf unserer heutigen Erde auf die Forschung abschreckend oder lähmend gewirkt.[2])

Während Friedrich Müller und seine Schüler in der Isolierung der Sprache die Wirkung des Zusammenschmelzens von Völkern erkennen wollen, deren Idiom früher eine größere Verbreitung aufwies,[3]) zieht Max Müller bereits die soziale und religiöse Sphäre als Moment für die Sprachveränderung heran[4]) und Hale findet die letzte Ursache der Sprachverschiedenheiten der Völker im sprachbildenden Instinkte der Kinder, im Spieltriebe.[5])

Das über die Ursachen der Vielsprachigkeit der Völker gebreitete Dunkel beginnt jedoch sich allmählich zu lichten. Wie die Idiome der Eingeborenen Amerikas schon lange von allen Linguisten wegen der Gemeinsamkeit des Sprachbaues als zusammengehörig und ihre Träger daher als Mitglieder einer Menschenfamilie betrachtet werden, läßt sich jetzt auch bei den zahlreichen Sprachen Australiens eine nahe Verwandtschaft des Sprachbaues konstatieren und die Sprachen Neuguineas und Melanesiens werden nunmehr mit Sicherheit in papuanische und melanesische unterschieden, wenn auch das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Gruppen noch nicht genügend geklärt ist. Zweifellos geht das heute so bunte Sprachenbild aller Ländergebiete auf eine relativ kleine Anzahl von Ursprachen zurück und liegt das scheinbar Unbegreifliche nur in der geradezu staunenswerten Neigung und Fähigkeit der Sprache selbst, sich nach Zeit, Ort, Individuum und besonderen äußeren oder inneren Umständen zu verändern und zu neuen Dialekten auszugestalten.

Wenn wir diese sprachgestaltenden und sprachverändernden Faktoren näher untersuchen, so finden wir zunächst, daß das anthropologische Moment, die Rassen- und Völkermischung daran nur wenig beteiligt ist. Sicher trifft dies bei den Naturvölkern zu, also gerade jenen Gliedern des Menschengeschlechtes, bei denen die Sprachvielheit und Sprachveränderlichkeit ihre höchste Stufe erreicht.

Dagegen spielen eine wichtige sprachbildende Rolle die Beziehungen des Menschen zur belebten und unbelebten Natur, zu seinesgleichen und zu höheren Wesen.

---

[1]) Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 481.

[2]) Nach Waitz (Anthropologie d. Naturv., I, S. 280) beträgt die Zahl der in Afrika gesprochenen Sprachen 114, jener in Ozeanien 117, der in Amerika 423. Diese Zahlen sind älteren Datums und bleiben weit hinter der Wirklichkeit zurück. Schon Rivero und Tschudi berechnen die Zahl der in Südamerika allein gesprochenen Sprachen mit 340. Auf der ostindischen Insel Timor mit zirka 100000 Einwohnern sollen 40 Dialekte bestehen (Crawfurd, History of Ind. Archipelago, II, p. 79). Das prägnanteste Beispiel einer Sprachzersplitterung liefert wohl die der Nordküste von Neuguinea vorgelagerte, nur 500 ha große Insel Tumléo, auf welcher in vier Dörfern mit zusammen 294 Einwohnern vier verschiedene Dialekte gesprochen werden! (Erdweg, Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 32. Bd.)

[3]) F. Müller, Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl., S. 29.

[4]) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1865.

[5]) Hale, The Origin of Language and the Antiquity of Speaking Man (Proceed. of Americ. Assoc. of Advanc. of Sciences, vol. XXXV, 1886).

Bekanntlich weist die Sprache der Naturvölker, entsprechend dem niedrigen geistigen Niveau ihrer Träger, eine große Armut an Ausdrücken für abstrakte Begriffe, dagegen einen ungeheuren Reichtum von Worten für konkrete Dinge, welche mit der umgebenden Natur und mit dem Alltagsleben im Zusammenhange stehen, auf. Wenn wir Nahrungsmittel zu uns nehmen, sei es Suppe, Brot, Fleisch usw., bedienen wir uns stets des Wortes essen; die Huronen wechseln aber immer den Ausdruck, je nach der Verschiedenheit des Genossenen. Die Eskimos besitzen Sonderausdrücke für das Fischen, je nach den angewandten Geräten.[1]) In der Aymarasprache gebraucht man zwölf verschiedene Worte für tragen, je nachdem leichte, schwere, große, kleine, lebende oder unbelebte Wesen getragen werden.[2])

Dieses Bestreben des Naturmenschen, die Beziehungen zwischen seiner Person und der äußeren Umgebung sprachlich präzis zum Ausdrucke zu bringen, muß, da es infolge von Ortsveränderungen und Naturereignissen doch niemals an neuen Wahrnehmungsobjekten ganz fehlen kann, eine, wenn auch nur langsame, so doch beständige Änderung der Sprache hervorrufen.

Daß die Beziehungen des Menschen zu seinesgleichen und den höheren Wesen, kurz, daß die sozialen und religiösen Verhältnisse auf die Entwicklung und Veränderung der Sprache von wesentlichem Einflusse sind, hat schon Max Müller hervorgehoben und auf verschiedene Sitten und Gebräuche der primitiven Völker dabei hingewiesen. Das Verbot der Namensnennung des Königs und seiner nächsten Verwandten, die Vermeidung der Nennung des Namens Verstorbener, der Geister und anderer übernatürlicher Wesen mußte notgedrungen zur Bildung neuer Wortformen und damit zur Sprachveränderung Ursache geben.

Aber außer all diesen äußeren Momenten ist die Wirksamkeit einer inneren sprachverändernden Kraft nicht zu übersehen. Hale ist wohl der Erste, welcher auf sie aufmerksam gemacht hat: es ist der Spieltrieb der Kinder und des Wilden. Wie bei uns die Kinder oft Lautgruppen ersinnen, die allgemein unverständlich sind und oft nur durch strenge Zucht seitens der Eltern wieder abgewöhnt werden können, so werden die in Banden von wenigen Köpfen die Urwälder durchstreifenden südamerikanischen Jäger ihren Nachbarn durch Entwicklung solcher Mundarten oft unverständlich.[3]) Dieser Prozeß der Sprachveränderung vollzieht sich mitunter sehr schnell, bei den Indianern Guianas in dem Zeitraume von nicht viel mehr als einer Generation.[4])

Nach dem Angeführten wird die Tatsache der stetigen Umbildung der Sprachen, namentlich der Naturvölker, etwas weniger überraschend und unbegreiflich erscheinen. Damit wird auch uns erklärlich, wie es innerhalb eines begrenzten Sprachgebietes zur Entstehung von Sondersprachen kommen kann. Genau dieselben Umstände, welche bei der Umbildung der Gesamtmasse einer Sprache tätig sind, können ihren Einfluß auch nur auf einen Teil derselben beschränken und es kommt dann eben nicht zur Entstehung eines neuen Dialektes, sondern nur zu einer Sprachvariation, welche neben und innerhalb der eigentlichen Stammessprache besteht. Die begriffliche Fixierung der Bezeichnung „Sondersprache“ ist jedoch nicht ganz leicht; meistens haben wir es in praxi nur mit einem Komplex von wenigen Wörtern oder Wortgruppen zu tun, welche eine Sonderstellung aufweisen; viel weniger häufig

[1]) Peschel, Völkerkunde, 5. Aufl., S. 117.
[2]) Bastian, Der Mensch in der Geschichte, I, S. 431.
[3]) Peschel, Völkerkunde, 5. Aufl., S. 109.
[4]) Im Thurn, Among the Indians of Guiana, p. 185.

mit einer ausgebildeten Sprachform, welche durch selbständige Wort- und Satzbildung charakterisiert ist. Das Wesentliche ist wohl in allen Fällen die Art der Anwendung dieser Sprachformen, ihre Beziehung zu den wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Einrichtungen und Vorstellungen der Völker. Neben diesen für den Ethnologen in erster Linie wichtigen Fragen tritt das linguistische Moment der sprachlichen Entstehung der Sonderdialekte in den Hintergrund, obwohl es natürlich darüber nicht vollständig vernachlässigt werden darf.

Je genauer und gründlicher man die wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen primitiver Völker kennen lernt, desto schärfer stellt sich die Grenze dar, welche zwischen den einzelnen Volkselementen durch die Wirksamkeit jener Einrichtungen gezogen ist. Ein solches Moment, wohl das wichtigste unter allen, ist die Art des Nahrungserwerbes. Bekanntlich wird es heute als ausgemacht angesehen, daß die Frau es war, welche die Kunst der Bodenbestellung zuerst übte und verbesserte, bis letztere — allerdings erst auf einer verhältnismäßig vorgeschrittenen Kulturstufe — in die Hände des Mannes überging. Jede Beschäftigung erfordert naturgemäß ihre eigenen Fachausdrücke, welche nur für denjenigen Sinn und Interesse haben, welcher eben der betreffenden Interessensphäre angehört; wir werden daher kaum einen Fehlgriff tun mit der Annahme, daß alle Ausdrücke, welche zum primitiven Ackerbau in irgendeiner Beziehung stehen, von den Frauen selbständig geschaffen und, wenigstens anfänglich, allein gebraucht wurden, daher eigentlich in die Kategorie der Sondersprachen einzurechnen sind.

Ebenso wie beim Landbau muß es natürlich bei allen anderen im primitiven Leben vorkommenden Tätigkeiten, welche auf die Beschaffung der Nahrung und die Erhaltung der Existenz überhaupt sich beziehen, zur Entstehung besonderer Fachausdrücke kommen, so z. B. für die Jagd, Fischerei, den Krieg usw.

Auch jene Individuen beziehungsweise Gruppen von solchen, die im Verkehre mit der Götter- und Geisterwelt die Vermittler zu spielen vorgaben, schufen sich ihre Sonderausdrücke, welche sie zur Erhöhung ihres Ansehens oft mit einem mystischen Nimbus umgaben. Es tat ihrer Anwendung keinen Eintrag, wenn dabei der Sinn der Worte nach und nach oft gänzlich in Vergessenheit geriet und dieselben einfach zu toten Formeln herabsanken.

Außer diesem wirtschaftlichen Momente kommt für die Entstehung der Sondersprachen noch das soziale in Betracht. Dasselbe dürfte sogar bei der Entstehung der sogenannten „Frauensprachen“ eine wesentliche Rolle gespielt haben. Die soziale Sonderstellung des Weibes bei den Naturvölkern ist ja eine so verbreitete Erscheinung, daß sie auch auf die sprachliche Entwicklung nicht ohne Folgen bleiben konnte.

Ähnliche soziale Kräfte haben jedenfalls auch bei der Entstehung der Hof- und Priestersprachen, vielleicht auch der Geheimbunddialekte mitgeholfen.

Ein drittes Moment, vielleicht neben dem wirtschaftlichen das wichtigste, ist das religiöse. Das Band, welches sich zwischen der Sprache und der Außenwelt, zwischen einem Worte oder Namen und dem damit gemeinten Lebewesen oder Gegenstande knüpft, ist dem primitiven Menschen ein sehr reelles; die Aussprache eines bestimmten Wortes oder Namens kann für ein anderes Individuum von weittragendem Einflusse, namentlich in bösem Sinne sein. Deshalb müssen dagegen Schutzmaßregeln in Gestalt der so weit verbreiteten Sprachverbote[1]) aufgerichtet

[1]) Vgl. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. 1878, S. 176 f. — v. Andrian-Werburg, Über Wortaberglauben („Korrespondenzbl. der Deutschen Anthrop. Gesellsch.“, 1896, Nr. 10). — Frazer, Le Rameau d'Or. I, p. 383 f.

werden. Zumeist beschränkten sich diese Verbote oder Tabus allerdings nur auf Eigennamen und auf mehr oder minder bestimmte enge Verwandtschaftsgrade, so daß die dadurch gesetzte Sprachveränderung, bestehend in der Bildung von Sonderausdrücken zum Ersatze der ausgefallenen Worte, demgemäß verschiedene Dimensionen erreichen kann. Außer den Namen der Angehörigen sind es die aller Verstorbenen überhaupt, der Könige und Gottheiten, welche nicht genannt und daher durch Ersatzwörter umschrieben werden müssen. Nicht selten wird dabei so weit gegangen, daß nicht bloß die betreffenden Eigennamen, sondern alle gleich oder ähnlich klingenden Silben und Worte ausgemerzt und durch neugebildete ersetzt werden. Es ist leicht einzusehen, daß die auf diese Weise entstandenen sprachlichen Veränderungen sehr bedeutend sein können; doch ist dies in Wirklichkeit deshalb nicht der Fall, weil diese Modifikationen der Sprache oft nur sehr vorübergehender Natur sind, so daß zur Entstehung eigentlicher Sonderdialekte die nötige Zeit fehlt. Außerdem haben die Namennennungsverbote, soweit sie Herrscher und Gottheiten betreffen, für die ganze Volksgemeinschaft Geltung und es kommt alsdann nur insofern zu einer wirklichen dauernden Scheidung der Stammessprache in zwei gesonderte Dialekte, als manchmal der eine Teil — die Aristokratie oder Hierarchie — die dem gemeinen Volke verbotenen Ausdrücke als Hof- oder Priestersprache übernimmt.

Der primitiven, in animistischen Vorstellungen befangenen Weltanschauung entspricht es, daß auch die Tiere des Waldes und Wassers als beseelt und, wenn nicht gewisse Kautelen angewendet, der Menschheit feindlich gedacht werden. Deshalb sehen wir auch so oft das Wort-Tabu auf Tiere übertragen, was zur Entstehung eigener Ausdrücke führt, wenn der Mensch in nähere Berührung zu den Tieren zu treten gezwungen ist, wie auf der Jagd und dem Fischfange. Aber nicht nur auf diesem eigentlich noch dem Wirtschaftsleben angehörigen Gebiete vereinigen sich ökonomische und religiöse Beweggründe zur Bildung von Sondersprachen. Auch bei anderen Beschäftigungszweigen (Kampfersuche, Bergbau, Schiffahrt) finden wir aus der vereinten Wirkung beider Motive entstandene Sondersprachen; anderseits dürfen wir dort, wo heute nur eines — zumeist das religiöse — Moment deutlich zutage liegt, das Vorhandensein des wirtschaftlichen zum mindesten vermuten. So mögen die Erntesprachen des malaiischen Archipels, welche heute nur aus mystischen Rücksichten, um die bösen Geister zu besänftigen, gesprochen werden, ursprünglich aus landwirtschaftlichen Fachausdrücken sich entwickelt haben, die vielleicht sogar anfänglich ein geistiger Alleinbesitz des weiblichen Geschlechtes, eine „Frauensprache", gewesen sind. Sicherlich ist bei wenigen ethnologischen Phänomenen eine solche Konkurrenz der Motive zu beobachten, wie gerade bei den Sondersprachen.

Der bereits erwähnte allen Kindern innewohnende Trieb, die Umgangssprache zu verändern und nach Willkür Sonderausdrücke zu schaffen, um darin ihre Gedanken in einer den übrigen nicht verständlichen Weise auszutauschen, deutet darauf hin, daß auch viele Sondersprachen der Naturvölker ähnlichen Ursprunges sind und lediglich zu geheimer Verständigung dienen sollen, ohne daß gerade gleichzeitig ein religiöses, soziales oder wirtschaftliches Moment im Spiele wäre.

Allerdings können später solche Momente hinzutreten, wenn sich gewisse Stände oder Gruppen, insbesondere die Priesterschaft, des Mittels der geheimsprachlichen Verständigung zu ihren besonderen Zwecken bedienen und es dazu weiter ausbilden. Sonst ist das Dasein jener auf dem Spieltriebe basierender Sondersprachen meistens ein mehr ephemeres und überdauert selten eine oder zwei Generationen;

oft verschwinden sie sogar schon viel früher aus dem Gebrauche, wie wir dies so häufig bei den geheimen Sprachweisen der Kinder beobachten können.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Entstehungsursachen der Sondersprachen wären noch einige orientierende Worte über die sprachlichen Prozesse selbst zu sagen, deren Produkt die Sondersprachen darstellen. Im allgemeinen sind es immer und immer wieder dieselben Mittel, deren sich die Sprachbildung in dem vorliegenden Falle bedient.

Es sind dies:

1. Die Paraphrase (Umschreibung), wobei das ganz auszulassende oder wenigstens temporär zu vermeidende Wort durch mitunter sehr poetische Umschreibungen, die selbst ganze Sätze darstellen können, ersetzt wird. So heißt z. B. in der Frauensprache der afrikanischen Wakonde die Sonne das „Scheinende", der Weg das „Begangene"; in der Kampfersuchersprache der Malaien sagt man „weittönend" statt Flinte, „Grasfrucht" statt Reis; in der Erntesprache der Posso-Alfuren statt laufen „hinken", statt Hand „womit man faßt", statt Fuß „womit man hinkt", statt Holz „was man auf der Schulter trägt" usw.

2. Die Entlehnung aus fremden Sprachen. Dieselbe ist zwar weniger weit verbreitet, kommt aber doch vielfach vor; so enthält die oberwähnte Kampfersuchersprache auch eine Anzahl Jakunworte, die Frauensprache der Karaiben arawakische Elemente, die Sprache der Goldgräber auf Sumatra niederjavanische Ausdrücke usw.

3. Archaismen. Manchmal ist die Sondersprache auch nur ein von wenigen ängstlich gehüteter Rest der alten ursprünglichen Stammessprache. Man darf sich dann das Verhältnis zwischen der Sondersprache zur Volkssprache dann so vorstellen, wie das des Mittelhochdeutschen zu unserer heutigen Umgangssprache, oder der toten Sprachen des klassischen Altertums zu den jetzt herrschenden Idiomen Italiens und Griechenlands. Datieren jene Sprachreste in eine sehr entfernte Vergangenheit zurück, so kann es wohl vorkommen, daß die Bedeutung der Worte selbst für die Eingeweihten gänzlich oder teilweise verloren gegangen ist; die Worte dieser Art von Geheimsprache werden dann zu bloßen Formeln, welche bei gottesdienstlichen Handlungen wohl gebraucht werden können, als geheime Verständigungsmittel jedoch keinerlei Bedeutung mehr besitzen (Priestersprachen der Dajak, Polynesier usw.).

4. Die Wortveränderung durch Umstellung, Einfügung und Verdoppelung von Lauten und Silben. In ähnlicher Weise wie z. B. unsere Kinder durch Einschiebung des Lautes „P" sich die „P-Sprache" konstruieren (z. B. Ipich hapabepe eipeinepen Huput = Ich habe einen Hut) oder in Kleinrußland die Dorfburschen, um von den Mädchen nicht verstanden zu werden, vor jede Silbe eines jeden Wortes das Element „chyr" setzen (z. B. Chyr O — chyr le — chyr na — chyr dur — chyr na *olena durna* = Helene ist dumm), gerade so verfahren auch die südafrikanischen Buschmänner, welche eine Silbe bald an den Anfang, bald an das Ende, auch in die Mitte der Worte versetzen, um deren Sinn für den Uneingeweihten unverständlich zu machen. In ähnlicher Weise bilden sich auch die Ababdeh Nubiens, die Maorikinder usw. ihre Sondersprachen.

Als Beispiel der Silbenumstellung, bei welcher oft die letzte Silbe vor das Wort als Präfix gesetzt wird, diene folgendes, welches aus dem Kinyume, der Geheimsprache der Suaheli, genommen ist. Statt *mbuzi* (Ziege) sagt man *zi—mbu,* statt *kitanda* (Bettstelle) *nda—kita* usw. Ebenso verfährt man im sogenannten Kawi, einer Geheimsprache der Tagalen auf den Philippinen, in welcher für *tubig*

(Wasser) gesagt wird *big—tu* usw. Kawi selbst ist durch Metathesis aus *wika* (= sprechen) gebildet.

Mit diesen relativ einfachen Mitteln der Umschreibung, Einschaltung und Umstellung haben nahezu die meisten Völker zur Bildung ihrer Sondersprachen das Auslangen gefunden. Daneben spielt die Verwendung archaistischer Ausdrücke oder aus fremden Sprachen entlehnter Wortformen eine mehr untergeordnete Rolle. Allerdings läßt sich bei unserer oft noch sehr mangelhaften Kenntnis vieler Sondersprachen ein abschließendes Urteil über dieselben kaum geben und wird es notwendig sein, ihren lexikalischen Inhalt und ihre grammatikalischen Regeln vorerst noch genauer zu erforschen. Sicherlich sind auch schon viele Sondersprachformen wieder in Vergessenheit geraten, nicht nur ohne daß sie den Gegenstand der Forschung abgegeben, sondern ohne daß überhaupt von ihrem Dasein die Kultur- und Sprachwissenschaft Kenntnis erlangt hätte.

Auf den folgenden Seiten sollen nun die verschiedenen bisher bekannt gewordenen Sondersprachen, namentlich jene der primitiven Völker, einzeln besprochen und die darüber in der ethnographischen Literatur ziemlich zerstreut zu findenden Angaben gesammelt und geordnet werden. Ein Anlauf zu einer solchen Zusammenstellung wurde bereits vor Jahren in der Zeitschrift „Am Urquell" (Bd. II—V) in Gestalt einer Umfrage über „geheime Sprachweisen" gemacht und ist damals auch viel interessantes Material namentlich über die Geheimsprachen der galizischen Kleinrussen und anderer europäischer Völker zusammengekommen. Insbesondere hat Sartori im Jahrgange V (1894) der obgenannten Zeitschrift die Frage der Sondersprachen nach ihrem wirklichen Vorkommen und ihrer Rolle in Sage und Märchen behandelt. Die nachfolgende Zusammenstellung läßt jedoch das mystische Element gänzlich beiseite und beschäftigt sich nur mit den wirklich gesprochenen Sondersprachen und Rudimenten von solchen. Auch sollen die Beziehungen derselben zu den wirtschaftlichen, sozialen und Kultureinrichtungen, welche in der lediglich als Materialsammlung gedachten Arbeit von Sartori keine oder nur ungenügende Berücksichtigung gefunden haben, ausführlicher erörtert werden.

Die Einteilung der Sondersprachen, welche wir der nachfolgenden Zusammenstellung zugrunde legen, ist die allgemein übliche, nach den Personen, von welchen, und den äußeren Anlässen, bei welchen diese Sprachweisen gebraucht werden. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß dieses Schema nicht auf alle Formen paßt und namentlich den inneren Motiven, welche an der Entstehung der Sondersprachen beteiligt sind, nicht ausreichend Rechnung trägt. Doch wird sich eine bessere Gruppierung nicht leicht finden lassen. Das linguistische Prinzip eignet sich zu klassifikatorischen Zwecken gerade bei diesem Thema nur wenig, da die den verschiedensten Motiven entspringenden und den mannigfaltigsten Zwecken dienenden Sonderdialekte in sprachlicher Beziehung, wie bereits oben erwähnt, eine große Gleichförmigkeit aufweisen.

I. Frauensprachen.

Eine der am längsten bekannten Formen von Sondersprachen, deren Kenntnis uns zuerst gelegentlich der Entdeckung und Besiedelung der neuen Welt vermittelt wurde, stellen die Frauensprachen dar. Es war der Dominikanermönch Wilhelm Bréton, der 1634—1641 als Missionär auf Guadeloupe und 1641—1653 auf Dominica unter den Karaiben wirkte, welcher uns die ersten Nachrichten davon gegeben hat.

Er sagt in seinem Wörterbuche der Sprache dieses Volkes[1]) über die Art der Entstehung der Frauensprache auf Dominica, daß „le chef caraïbe avail exterminé tons les naturels du païs à la reserve des seules femmes qui ont toujours gardé quelque chose de leur langue".

Danach wäre also die Frauensprache Westindiens ein durch ausschließliche Fortpflanzung in der weiblichen Generation erhaltener Rest der Sprache der ursprünglichen arawackischen Bevölkerung jener Inselwelt.

Alle späteren Berichte [von Rochefort,[2]) Du Tertre[3]), Lafitau[4]) und Labat[5])] lehnen sich enge an die Angaben von Bréton an, ohne ihnen etwas neues hinzuzufügen. Nur Rochefort sagt noch: „. . . . Les hommes ont beaucoup d'expressions qui leur sont propres, que les femmes entendent bien, mais qu'elles ne prononcent jamais; et les femmes ont aussi des mots et des phrases, dont les hommes n'usent point, à moins que de se faire moquer. De là vient, qu'en une bonne partie de leur entretien, on diroit que les femmes ont un autre language que les hommes . . ." Rochefort weist weiters darauf hin, daß die Karaiben des Festlandes, im Gegensatze zu ihren Brüdern auf den westindischen Inseln „hommes et femmes, parlent un même language, n'ayant point corrompu leur langue naturelle par des mariages avec des femmes étrangères".

Diese Ansicht der älteren Autoren findet auch die volle Zustimmung Humboldts,[6]) welcher den Unterschied in der Sprechweise zwischen beiden Geschlechtern beim karaibischen Stamme größer und auffälliger erklärt als den bei anderen amerikanischen Nationen (Omaguas, Guaranis, Chiquitos), bei welchen er nur wenige Begriffe betrifft, wie z. B. die Worte für Mutter und Kind. Bei den karaibischen Völkern sei der Unterschied in den Mundarten beider Geschlechter hingegen so bedeutend, daß man zur befriedigenden Erklärung mit der Annahme von der abgeschlossenen Lebensweise der Weiber allein nicht auskomme und sich daher nach einer anderen Quelle umsehen müsse. Diese findet Humboldt in der barbarischen Sitte, die männlichen Gefangenen zu töten und die Weiber in die Sklaverei fortzuführen. Die Weibersprache bildete sich nun in dem Maße, als die Sieger mit fremden Weibern sich verbanden. Nur insoweit weicht Humboldt von Bréton und seinen Nachfolgern ab, als er die Frauensprache nicht lediglich aus dem Arawackischen herstammen läßt, und Waitz[7]) meint, im allgemeinen den Humboldtschen Anschauungen beitretend, daß die Sprachen der Weiber unter sich sogar sehr verschieden gewesen sein müssen, da die Karaiben sich mit ihrem Weiberraube gewiß nicht auf die Arawacken beschränkt hätten.

Die Wirkungen der Sprachtrennung nach Geschlechtern haben sich merkwürdigerweise bei den auf Dominica und St. Vincent vorhandenen Resten der karaibischen Urbevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Sätze des männlichen und weiblichen Dialektes sind stets in den Anfangs- und Endworten voneinander verschieden. Fast als Regel kann aufgestellt werden, daß ein Wort, welches in der Männersprache mit „B" anlautet, im weiblichen Dialekte mit einem „N"

[1]) Bréton, Dictionnaire caraïbe-françois. Auxerre 1664.

[2]) Rochefort, Histoire Naturelle et Morale des Iles Antilles de l'Amérique. Ed. Amsterdam, 1716, p. 449—450 (die erste Ausgabe erschien 1658).

[3]) Du Tertre, Histoire Générale des Antilles habités par les François. Paris 1667. II, p. 361.

[4]) Lafitau, Moeurs des Sauvages Amériquains. Paris 1724. I, p. 55.

[5]) Labat, Nouveau Voyage aux Iles de l'Amérique. La Haye 1724. II, p. 129.

[6]) Humboldt, Reise nach den Äquinoktialgegenden. Ausgabe von Hauff. 1859. IV, S. 326 f.

[7]) Waitz, Anthrop. d. Naturvölker, III, S. 356.

beginnt. Auch heute noch werden gewisse Worte ausschließlich von den Frauen gebraucht.[1])

Daß Humboldts oben angeführter Erklärungsversuch für die Entstehung der karaibischen Frauensprache nicht ausreicht, liegt auf der Hand. Weiberraub wurde früher und wird heute noch von den Karaiben Guianas geübt,[2]) ohne daß wir etwas von Frauensprachen unter ihnen wissen. Es muß unbedingt noch ein weiteres soziales Moment hinzugetreten sein. Josef Rat auf St. Kitts, ein genauer Kenner der heutigen karaibischen Sprache auf Dominica erblickt dieses ergänzende Prinzip in der durch das Stammesgesetz gebotenen Bestimmung, daß die von den kriegsgefangenen Weibern in die Sprache eingeführten Worte ausschließlich auf den Gebrauch der Frauen unter sich beschränkt bleiben mußten.[3])

Diese Ansicht nähert sich schon etwas der ungefähr gleichzeitig in die Öffentlichkeit getretenen Auffassung Sappers, welcher außer dem sozialen noch das wirtschaftliche Moment zur Erklärung heranzieht. Nach ihm ist außer der bekanntlich fast bei allen Naturvölkern anzutreffenden sozialen Sonderstellung des Weibes auch die scharfe Trennung der Beschäftigungssphären die Ursache der Differenzierung von Männer- und Frauenausdrücken in der Sprache gewesen. So erklärte Sappers Dolmetscher Wörter wie *rugúma* (Schlange) und *butári* (Röstteller) schlechtweg als weibliche Benennungen, obgleich auch die Männer sie vorkommendenfalls brauchen; es gibt jedoch auf diesem Gebiete auch verschiedene Fälle, wo Männer und Frauen denselben Begriff mit verschiedenen Bezeichnungen belegen. Man kann die Berechtigung zu einer solchen verschiedenartigen Benennung desselben Gegenstandes, zur Bildung von Synonymen, damit begründen, daß die Beziehungen des Mannes zu ihm infolge der ausgesprochenen Arbeitstrennung eben andere sind als die der Frau.[4])

Mit dieser Theorie, welcher auch wir uns rückhaltslos anschließen, stimmt die Tatsache überein, daß entgegen der Humboldt'schen Annahme die Unterschiede zwischen Männer- und Frauensprache bei den Karaiben nicht so groß sind, als man anfänglich, auf die älteren Quellen gestützt, geglaubt hatte. Unter den 2000 bis 3000 Wörtern der Sprache gibt es überhaupt nur 400, die doppelt vorhanden sind, außerdem eine doppelte Reihe von Pränominalsuffixen und ein zweifaches Vereinigungszeitwort.[5])

Im Grunde genommen sprechen aber beide Geschlechter, abgesehen von wenigen, auf bestimmte Beschäftigungszweige und verwandtschaftlichen Beziehungen beschränkten Ausdrücken, sonst ein und dieselbe Sprache.

Daß die Niedermetzelung der männlichen Urbevölkerung der Antillen und der Raub ihrer Frauen durch die karaibischen Eroberer mit der Herkunft der Frauensprache unter den letzteren nichts zu tun hat, daß vielmehr solche Sondersprachformen schon vor jenem Ereignisse auf den westindischen Inseln existiert haben dürften, dafür spricht mit großer Wahrscheinlichkeit der Umstand, daß bei den heutigen Arawacken des Festlandes (in Surinam) noch Spuren eines besonderen Frauendialektes zu finden sind. „Wenn bei ihnen ein Mann etwas mit ‚Ja' bestätigen

[1]) Globus, Bd. 38, 1880, S. 268, nach F. A. Ober.
[2]) Im Thurn, Among the Indians of Guiana. London 1883. p. 186.
[3]) Journal of Anthrop. Instit. of Gr. Brit., vol. XXVII, p. 311.
[4]) Sapper, Mittelamerikanische Karaiben. Intern. Arch. f. Ethnogr. 1897. X, S. 57 f.
[5]) Adam, Du parler des hommes et des femmes dans la langue Caraïbe. Paris 1879. p. 2.

will, muß er sagen ‚Ehe' oder ‚Tasi'; die Bejahung der Frau lautet ‚Taré'. In der Männersprache heißt ‚geloben' ‚bahassida', im Frauendialekte ‚bahára'."[1])

Spuren solcher Frauensprachen finden sich übrigens durch den ganzen amerikanischen Kontinent, vom äußersten Norden bis nach Patagonien hinab. Die Frauen der Tschiglit-Eskimo im Mackenzie-Delta „ont des expressions, des mots et des finales de mots que n'emploient point les hommes".[2]) Bei den Tschokta-Indianern werden ebenfalls einige Worte ausschließlich durch Frauen gebraucht, z. B. ehwá oder ehwak (Pfui!).[3])

Auch die Krihk- und Hitschiti-Indianer haben eine altertümliche Frauensprache, die bei den Krihk auch „alte" Sprache genannt wird. Die alten Leute der Hitschiti erinnern sich noch recht gut an die Zeit, als diese Frauensprache häufiger gebraucht wurde, und sprechen sie vielleicht selbst noch hie und da.[4]) Bei den Karayas in Zentralbrasilien findet sich ebenfalls eine besondere Männer- und Frauensprache. Doch sind, wie überall, nur wenige Wörter gänzlich verschieden und handelt es sich meistens nur um unwesentliche Modifikationen in der Form. Wo z. B. im Männerdialekt Vokale aufeinanderfolgen, steht im Weiberdialekte zwischen beiden ein *k*. So heißt Regen in der Männersprache *bīū*, in der Frauensprache *bikū*, Mais *mahî*, beziehungsweise *makî* usw. Bisweilen hat das weibliche Wort nur eine Endsilbe mehr. Ob Ehrenreich, der uns dies mitteilt,[5]) mit seiner Annahme recht hat, daß die Weiber nur eine altertümliche Form der Sprache beibehalten haben, sei dahingestellt. Möglicherweise handelt es sich auch um willkürliche Sprachveränderung, wie wir sie ja so oft bei den zum Scherze und Spiele erfundenen Sprachweisen der Kinder und Großen allenthalben auf der Erde beobachten können.

Auch bei den Chiquitos in Bolivia bedient sich angeblich der Mann für viele Begriffe ganz von jenen der Frau verschiedener Ausdrücke, während in anderen Fällen beide Geschlechter wohl dieselben Worte anwenden, die Frauen dabei jedoch die Endung ändern. Vater heißt z. B. in der Männersprache *Yyàî* und in der Frauensprache *Ischupu*.[6]) Auch von den Stämmen des nördlichen Chaco wird uns durch ältere Autoren das Vorkommen besonderer Weiberdialekte berichtet. So wurden bei den Guaycurus manche Gegenstände von den Frauen mit anderen Worten bezeichnet als von den Männern;[7]) auch bei den Mbayá waren die Bedeutungen der Worte, manchmal auch die Worte selbst verschieden, je nachdem ein Mann oder eine Frau sprach,[8]) ebenso bei den Mokoví.[9]) Bei den nunmehr ausgestorbenen Abiponern war es sogar angeblich die Aufgabe der alten Weiber, neue Wörter zu erfinden.[10]) Allerdings wird als Motiv hiefür die Furcht vor den Verstorbenen genannt, welche die bekanntlich universelle Sitte mit sich brachte, daß deren Namen nicht mehr genannt und die gleichlautenden Ausdrücke durch willkürlich gebildete ersetzt

[1]) van Coll, Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenk. van Ned.-Ind. 7. Volgreks. D. I., 1903. S. 467.

[2]) Petitot, Les Grands Esquimaux. Paris 1887. p. 140.

[3]) ten Kate, Reizen en Onderzoekingen in Nord-Amerika. Leiden 1885. S. 406.

[4]) Gatschet, A Migration Legend of the Creek Indians. vol. I. Philadelphia 1884. p. 79.

[5]) Ehrenreich, „Zeitschrift f. Ethnologie", Bd. XXVI, S. 23—24, und Veröffentl. aus dem kgl. Mus. f. Völkerkunde in Berlin, Bd. II, 2. Heft, S. 9.

[6]) D'Orbigny, L'Homme Américain. Paris 1839. II, p. 135, 163.

[7]) Prado, bei v. Eschwege, Journal von Brasilien. Weimar 1818. II, S. 283.

[8]) Azara, Voyages en l'Amérique du Sud. Paris 1801. II, p. 106. — Colini bei Boggiani, I Caduvei, Roma 1895. Appendix, p. 326.

[9]) Koch, Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. 33, 1903, S. 29.

[10]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. 1783. II, S. 235.

wurden. Es fällt uns jedoch schwer, zu glauben, daß diese neugebildeten Worte auch zum Gebrauche der Männer bestimmt waren. So denkfaul auch der Wilde ist, so wenig wahrscheinlich ist es doch, daß er die Schaffung von Ersatz für tabuierte Laute und Worte den Frauen überließ, wenn es sich um die Sprachweise der Männer handelte. Dobrizhoffers Angabe wird daher wohl auf eine auch bei den Abiponern gebrauchte Frauensprache zu beziehen sein, welche jedoch aus den von ihm angeführten vollkommen plausiblen Gründen beständigen Änderungen unterworfen war.

Eine reiche Ernte an hieher gehörigen Sondersprachformen liefert auch Südafrika. Zahlreiche Berichte besagen, daß bei den Kaffern Mann und Frau verschiedene Sprachen sprechen, weil die Frau kein Wort über ihre Lippen bringen darf, welches in dem Namen irgend eines mit ihr verschwägerten Mannes vorkommt.[1]) Für diese Sprachweise gibt es sogar eine eigene Bezeichnung; bei den Natalkaffern „Izwi lezifazi" (nach Döhne), bei den Xosa „Uku-hlonipa" (Kropf und Appleyard), bei den Zulus „Ukuteta kwabafazi" (Kranz). Bei den Zulus ist es namentlich die Schwiegertochter, die den Namen ihres Schwiegervaters und den seiner Brüder nicht aussprechen darf und, wenn in der Unterhaltung ein ähnliches Wort oder eine ähnliche Silbe wie dieser Name vorkommt, ein anderes dafür gebrauchen muß. In der königlichen Familie steigert sich diese Schwierigkeit, die Frauensprache zu verstehen, noch dadurch, weil die Frauen nicht nur den Namen ihres Gemahles, sondern auch den seines Vaters und Großvaters, sowie den seiner Brüder vermeiden müssen. Sie haben daher immer neue Worte und Silben zu erfinden und je nach den eintretenden Umständen zu verändern. Würde also der betreffende Name ein „z" enthalten, so müßte *amanzi* (das Wasser) in *amandabi* umgeformt werden usw.[2])

Auch bei den den Kaffern nahestehenden Sotho oder Basuto haben Männer und Frauen gleichsam ihren besonderen Dialekt. Die Männer wissen mitunter gar nicht, wie die Weiber dies oder jenes bezeichnen, was die letzteren besonders betrifft und umgekehrt. Ja oft haben die Männer für dasselbe Ding eine ganz andere Benennung als die Frauen.[3]) Die gleiche Sitte besteht auch im Nkondeland, nördlich des Nyassasees. „No woman will state the name of her husband or even use a word that may be synonymous with his name. If she were to call him by his proper name, she considers it would be unlucky and affect the powers of conception. In the same way the women do not, for superstitious reasons, use the common names of articles of food but special terms peculiar to the women's use."[4]) Nach Cleve, der sich wieder auf die Berichte des Missionärs Schüler stützt, ist es jedoch nicht der Name des Gatten, sondern der des Schwiegervaters und seiner Brüder, der nicht genannt werden darf, ebenso alle jene Worte, die mit diesen Namen im Zusammenhange stehen. Da aber die Männernamen Zusammensetzungen von Bezeichnungen für Objekte der Wirtschaft und des täglichen Gebrauches sind, gewöhnen sich die Frauen an Umschreibungen und Ersatzworte, die eine lernt von der anderen, und so entstand allmählich eine eigentümliche Frauensprache. Dieselbe ist jedoch nicht zur Geheimsprache geworden, sondern hat eher an Terrain gewonnen, da die Männer mehr und mehr von der Redeweise der Frauen annahmen. Die den Wakonde benach-

[1]) Mac Lean, Kafir Laws and Customs. p. 95. Vgl. auch Kropf, Das Volk der Xosa-Kaffern, S. 150, und Appleyard, The Kaffir Language comprising a sketch of its history, 1850.

[2]) Kranz, Natur- und Kulturleben der Zulus. Wiesbaden 1880. S. 114—115.

[3]) Endemann, Zeitschrift f. Ethnologie. Bd. VI, 1874, S. 65.

[4]) Johnston, British Central Africa. 2d Ed. London 1898. p. 452.

barten Wakinga kannten diese Sitte bisher nicht; je mehr jedoch der Verkehr zwischen beiden Stämmen zunimmt, desto geneigter sind sie, dieselbe anzunehmen.[1])

Auch bei den ostafrikanischen Wasuaheli und Wasaramo soll es eine besondere Frauensprache *(Kike)* geben; nur wird die Sache als Geheimnis betrachtet, in das man Europäer nicht eindringen läßt. Insbesondere sollen sich die Frauen dieser Sprachform bedienen, wenn sie untereinander von ihren Frauenleiden sprechen.[2])

Auch bei den Bakongo im Staate San Salvador in Westafrika gibt es Wörter, die nur von Frauen gebraucht werden dürfen.[3]) Von den Lokele an den Stanley-Fällen des Kongo gibt Rev. Stapleton ein ganze Liste solcher „Hlonipa"-Wörter, d. i. Ersatzausdrücke für Worte, deren Gebrauch aus Verwandtschaftsgründen verboten ist.[4])

Ebenso mangelt es in Asien keineswegs an hieher gehörigen Sprachformen. So bedienen sich die malaiischen Frauen besonderer Worte und Ausdrücke, die den Männern kaum bekannt sind. Zur Mitteilung von Geheimnissen haben sie auch mehrere besondere Formen der Rede, welche von den übrigen nicht verstanden werden.[5]) Insbesondere scheinen in Brunei auf Borneo die Frauen diese Sprachweise zu einem förmlichen System, einer „Bahâsa Balik" (verkehrten Sprache) ausgebildet zu haben. Entweder werden die Silben der Worte vertauscht, oder jeder Silbe eine neue angehängt, wie bei den Geheimsprachen unserer Schulkinder. Z. B. statt *mari* (kommen) sagen sie *malah rilah.* Diese Geheimsprache ändert sich beständig und junge Mädchen sind oft damit beschäftigt, ein neues System auszudenken, das sie nur ihren engsten Bekannten anvertrauen.[6])

Bei den Korjäken in Nordostasien haben die Frauen eine andere Aussprache als die Männer, z. B. geht bei ihnen tsch in z über.[7]) Ob diese Sprachverschiedenheit so weit geht, daß man von dem Bestande einer besonderen Frauensprache reden kann, muß bei der Dürftigkeit der Nachrichten unentschieden bleiben.

Überblicken wir nochmals die im vorstehenden beschriebenen Formen der Frauensprachen, so zeigt sich, daß unter den Entstehungsursachen die exogamische Raub- oder Kaufehe sicherlich die geringste Rolle spielt und die Annahme, daß die Frauensprachen das Idiom der fremden Stämme darstellen, aus denen die Frauen genommen wurden, nicht zutrifft. Vielmehr sind es außer den in der wirtschaftlichen Sphäre der Frau gelegenen Einflüssen religiöse und animistische Vorstellungen, welche für die Bildung der Frauensprachen entscheidend waren. Daneben ist auch des Spieltriebes nicht zu vergessen, welcher namentlich beim weiblichen Geschlechte das Kindesalter häufig überdauert und bei einigen Frauensprachen sicher das Hauptmotiv abgegeben hat.

Es liegt aber die Frage nahe, warum gerade in den Frauendialekten die Sprachverbote der Namensnennung eine so große Bedeutung erlangt haben, daß sie oft die Wurzel und der alleinige Beweggrund der Sprachänderungen geworden sind. Die Erklärung hiefür liegt teils in der durch das sexuelle Tabu und die exogamischen Ehegesetze begründeten sozialen Sonderstellung der Frau selbst und in dem allenthalben

[1]) Cleve, Zeitschrift f. Ethnologie. Bd. XXXVI, 1904, S. 460—463.

[2]) Cleve, l. c. S. 461.

[3]) Bentley, Dictionary and Grammar of the Kongo Language. London 1886. — Meinhof im Globus. Bd. 75, 1899, S. 364.

[4]) „Journal of African Society", January. 1906. p. 209 f.

[5]) Swettenham, Malay Sketches. London 1896. p. 8.

[6]) Spenser St. John, Life in the Forests of the Far East. 2d Ed. London 1863. II, p. 289.

[7]) Enderli, Petermanns Geogr. Mitteil. 1903, S. 221.

verbreiteten Glauben an die Wirksamkeit magischer Kräfte. Furcht vor Bezauberung war es, die das Verbot schuf, daß die Frauen die Namen der angeheirateten männlichen Verwandten nicht nennen dürfen. Die Frauen sind ja bei allen Naturvölkern Zauberinnen par excellence. Da zwischen der Familie der Frau und jener des Mannes weder das Band der Verwandtschaft noch in der Regel auch das der Sympathie bestand, fehlte es an einem ethischen Rückhalte, um der Entfaltung der vom Volksglauben der Frau beigelegten magischen Kräfte vorzubeugen.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Oppert den Unterschied in der Redeweise der Männer und Frauen auf die bereits im Kindesalter bestehende Trennung nach Geschlechtern zurückführt. Diese hat zur Folge, daß Personen desselben Geschlechtes, wenn sie zueinander reden, immer die gleichen Ausdrücke gebrauchen, während Personen ungleichen Geschlechtes sich verschiedener Worte bedienen. Doch sind diese Variationen in der Sprache der Männer und Frauen in verhältnismäßig enge Grenzen beschränkt und würde, falls es dadurch zur Entstehung wirklicher Sonderdialekte käme, die Sprache ihre Aufgabe als Verständigungsmittel über Wahrnehmungen und Begriffe nicht erfüllen können.[1])

Es sind auch wohl nur jene originären Differenzen in der Sprachweise der beiden Geschlechter gemeint, auf welchen Frazer seine Hypothese von der Entstehung des Genus in den Sprachen aufgebaut hat und worin er das männliche und weibliche Geschlecht der Substantive mit der jeweiligen Provenienz des betreffenden Hauptwortes aus der Männer- oder Frauensprache in Zusammenhang bringt.[2])

[1]) Oppert, On the Classification of Languages in conformity with Ethnology. Journal of Anthrop. Instit., vol. XIII, 1883—84, p. 40—41.

[2]) Frazer, Suggestions as to the Origin of Gender in Language. Fortnightly Review, January 1900.

(Fortsetzung folgt.)

Polnische Häuser und Fluren aus der Gegend von Zakopane und Neumarkt in Galizien.

Von J. R. Bünker, Ödenburg.

(Mit 22 Abbildungen im Texte und 1 Kartenbeilage.)

Ich hatte während der Sommerferien des Jahres 1904 im Auftrage des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines in deutschsprachigen Gebieten Oberungarns Hausaufnahmen für das groß angelegte Werk „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Nebenländern", welches vor kurzem zum Abschlusse gekommen ist, durchzuführen. Bei der Erteilung dieses Auftrages war seitens der Leitung des genannten Vereines der Wunsch geäußert worden, ich möchte für das im Erscheinen begriffene Werk auch aus dem angrenzenden Galizien einiges Material liefern, welchem Verlangen ich bereitwilligst nachkam.

Bei den Aufnahmen für das vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereine herausgegebene Werk traten selbstverständlich die konstruktiven Elemente des Hauses in den Vordergrund; da jedoch das Bauernhaus, wo immer es sich auch findet, für den Volksforscher ein Produkt des schaffenden Volksgeistes ist, so war es natürlich mein Wunsch, auch der ethnographischen Seite des zu studierenden Bauernhauses in Galizien mein Interesse zuwenden zu können. Dies zu erreichen, nämlich dem Studium des Hauses dortselbst als ethnographischem Objekte die nötige Zeit und Arbeit widmen zu können, wandte ich mich an den löblichen Ausschuß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien um eine entsprechende Subvention, die mir unter der Bedingung bewilligt wurde, daß ich auch den Dorffluren jener Gegend, der ich zum Studium das Bauernhaus entnehme, mein Interesse zuwenden möge. Für die Subvention sei dem löblichen Ausschusse der Anthropologischen Gesellschaft auch an dieser Stelle mein wärmster Dank gesagt. Die Frucht jenes Teiles meiner Arbeit, die durch diese Subvention mir ermöglicht wurde, folgt im nachstehenden.

a) Das Haus.

Einzelne Gebiete Galiziens sind in bezug auf das Bauernhaus bereits durchforscht worden. Von Arbeiten, die in deutscher Sprache erschienen sind, nenne ich besonders die in diesen „Mitteilungen" erschienenen verdienstvollen Abhandlungen Dr. Raimund Friedrich Kaindls über das Haus der Huzulen (Bd. XXVI, S. 147 ff.; Bd. XXVII, S. 210 ff., und Bd. XXVIII, S. 223 ff.) und die eben jetzt im Erscheinen begriffene Arbeit Dr. Ivan Frankos, „Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland" („Zeitschrift f. österr. Volksk.", XI Jahrg., 1. bis 2. Heft; Schluß folgt). Kaindl behandelt das Haus der ruthenischen Huzulen im gebirgigen Osten Galiziens, Franko das Gebirgshaus der ebenfalls ruthenischen Bojken im mittleren Teile des Karpathenkranzes, nämlich im Gebiete der Flüsse Opir und Stryj südlich von Lemberg.

Das Gebiet, welches ich durchforscht, liegt nun noch weiter nach Westen, und zwar direkt im Norden der hohen Tatra, es ist die Gegend zwischen Zakopane und Neumarkt am schwarzen Dunajec.

Während der Oberlauf des schwarzen Dunajec am Fuße der hohen Tatra durch gebirgiges Gelände eingeschlossen ist, wird sein Unterlauf beiderseits von Hügelland begrenzt, bis sich dies gegen den Zusammenfluß des schwarzen mit dem weißen Dunajec bei Neumarkt zur Ebene verflacht. Neumarkt (Nowy-Targ) bildet den Mittelpunkt einer polnischen Landschaft, es ist die „Metropole von Podhale" (vgl. Habdank-Dunikowski in „Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild", Band „Galizien", S. 70). Seine bodenständigen Einwohner sind durchwegs Polen, so auch die Bewohner der hievon südlich gelegenen gebirgigen Gegend um Zakopane; letztere werden jedoch zum Unterschiede von den Bewohnern des Flachbodens Goralen genannt. Sie sind die Nachbarn der östlich an sie stoßenden und von Osten her durch die Bojken eingeschlossenen ruthenischen Lemken, von denen Franko a. a. O. sagt, daß sie historisch, linguistisch und ethnologisch auch heute noch ein Rätsel bilden.

Wie das bereits bekannte Haus der ruthenischen Huzulen und Bojken, so ist auch das Haus der polnischen Bauern in der Gegend von Zakopane und Neumarkt höchst einfach. Es ist in seiner Entwicklung über die ersten Schritte, wie sich zeigen wird, noch nicht hinausgekommen. Ich beginne mit der Besprechung der einfachsten Hausformen, die mir untergekommen sind.

1. Das Haus Nr. 492 in Zakopane ist ein altes, ärmliches Häuschen, das Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereint. Das Steildach erreicht fast das Doppelte der Höhe des Balkengefüges des Hauses. Es ist aus langen Brettern von Nadelholz gebildet. Die beiden Giebel sind in einer für die ganze Gegend charakteristischen Weise ausgestaltet. Die obere Hälfte eines jeden der beiden Giebel bildet ein durch schräggelegte Bretter gebildetes Dreieck. Am unteren Rande dieses Dreieckes springt dann ein Dach hervor, das die untere Hälfte des Giebels verdeckt und die darunter liegende Giebelwand des Hauses zu beschirmen hat. Die Wände des Hauses sind im Blockverbande aus Stämmen von Nadelholz hergestellt. Hiebei sind die Innenseiten und jene beiden Seiten, mit denen die Balken *(belki)* aufeinander liegen, glatt behauen, die Außenseiten dagegen bleiben unbehauen und werden nur der Rinde entblößt. Die Fugen zwischen den Balken werden sorgsam mit Moos, in neuerer Zeit mit Holzwolle ausgefüllt. Die Dicke der Balken beträgt 19 *cm*. Das Blockhaus *(ociosany dom)* ist die die ganze Gegend beherrschende Art des Bauernhauses.

Abb. 1 bringt den Grundriß des Hauses. Wie aus demselben zu ersehen, liegt das Haus mit seiner Hauptfront gegen Osten gekehrt. Es ist dies eine ganz außergewöhnliche Lage, denn der Gorale legt sein Haus, wenn es die Bodenverhältnisse nur erlauben, stets so, daß die Hauptfront, in der sich dann immer die Eingangstüre und die Fenster befinden, nach Süden gerichtet ist.

Die Wohnräume dieses Häuschens bestehen aus nur zwei Gelassen. Jener Raum, der durch die Haustüre betreten wird, ist nur 1·54 *m* breit, durchläuft aber das Haus in seiner ganzen Tiefe. Es ist der Hausgang oder Flur *(wjazd)*. Die Wände, die ihn von rechts und links einschließen, bestehen aus roh behauenen Balken, die etwas weniger stark als die Balken der Außenwände des Hauses sind. Sie zeigen die natürliche, durch das Alter gebräunte Farbe des Holzes. Die Decke des Hausganges besteht aus einer einfachen Bretterlage, der Fußboden aus festgestampftem Lehm *(podłoga z gliny ubita)*. Im Hintergrunde des Hausganges leitet bei *St* eine Stiege *(schody*

na strych) zum Dachboden empor. Unter derselben ragt bei *T* eine Mehltruhe *(skrzynia na mąkę)* hervor. Ihr gegenüber stehen bei *W* an der anderen Wand hölzerne, kannenförmige Wassergefäße *(konewka)*. Die punktierte Doppellinie bei *G-St* deutet eine von der Decke hängende Gewandstange an. Über *St* ist eine Stellage für Kochgeschirr *(półka)* angebracht.

Vom Hausgange rechts liegt die Wohnstube *(izba, pokój)* des Hauses. Die Wände zeigen auch hier die natürliche Farbe des Holzes. Der Fußboden ist gedielt *(podłoga smrekowa)*, die Decke ist eine Doppeldecke *(powała podwójna)*, die von zwei Unterzugbalken *(tragarrzyska)* getragen wird.

Die Stube erhält nur durch zwei ganz kleine Fenster Licht. Sie sind nur 20 *cm* breit und 30 *cm* hoch. Es fällt hier wieder als ganz außergewöhnlich auf, daß sie in der Rückwand des Hauses angebracht sind. Unter den Fenstern läuft bei *Ba* eine stabile Bank *(ława)* an der Wand hin. *B* und B_2 deuten die Betten *(łóżko)* an. Die punktierte Doppellinie über derselben bezeichnet eine Gewandstange. *O* ist der Stubenofen *(piec)*, der zugleich als Backofen *(piec piekarski)* dient. Vor ihm steht bei *Sp-H* ein Sparherd. Beide sind aus Steinen aufgemauert.

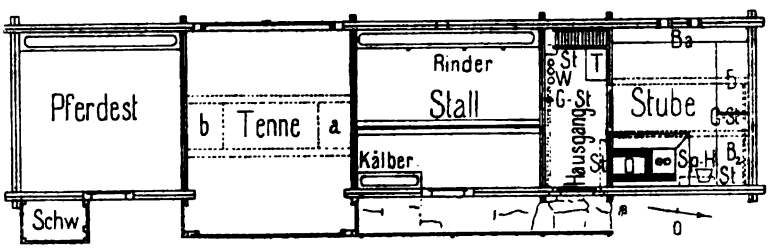


Abb. 1. Grundriß des Hauses Nr. 492 in Zakopane (1:200).

Sparherd und Ofen sind von einer Bank, die sich vor der Sparherdecke rechtwinkelig bricht, eingeschlossen. Ein Tisch *(stół)* fehlt in dieser Stube. Die Einrichtung derselben ist im allgemeinen außerordentlich ärmlich.

Es mag am Platze sein, schon hier von den Feuerstellen des polnischen Bauernhauses zu sprechen. In dem in Rede stehenden Häuschen kommen nur zwei Wohnräume vor. Diese beiden Räume fehlen in keinem Wohngebäude, das auf den Namen Haus *(dom)* Anspruch erheben kann.

Die beiden Räume, für sich allein genommen, zeigen demnach die primitivste Form des polnischen Hauses. Der Hausgang ist nicht nur in diesem Hause, sondern wohl in allen polnischen Häusern ursprünglicher Ausgestaltung unheizbar, weil er keine Feuerstelle besitzt. Es kam mir in keinem der zahlreichen Häuser, die ich betrat, eine Feuerstelle im Hausgange unter. Der feuerstellenlose Hausgang ist demnach charakteristisch für das polnische Haus.

In der Stube stehen Herd und Ofen in engster Verbindung miteinander. Der Herd *(watra, nalepa, komin)* ist, wie bereits erwähnt, ein Sparherd. Daß es ein solcher ist, deutet schon auf eine Neuerung im Hause hin. Das offene Herdfeuer ist seit Jahrzehnten auch bereits in den abgelegenen Gebirgsgegenden Galiziens polizeilich verboten. Die Feuerstellen zeigen also nirgends mehr ihre alte Einrichtung, doch fast allenthalben im großen und ganzen noch die alte Form. Ich bin leider nicht in der Lage, den Herd aus dem Hause Nr. 492 in Zakopane im Bilde zu bringen, doch zum Ersatze hiefür das Bild eines ähnlichen oder fast gleichen aus einem Bauernhause in Neumarkt unter Abb. 2. Es ist so wie jener ein aus einem

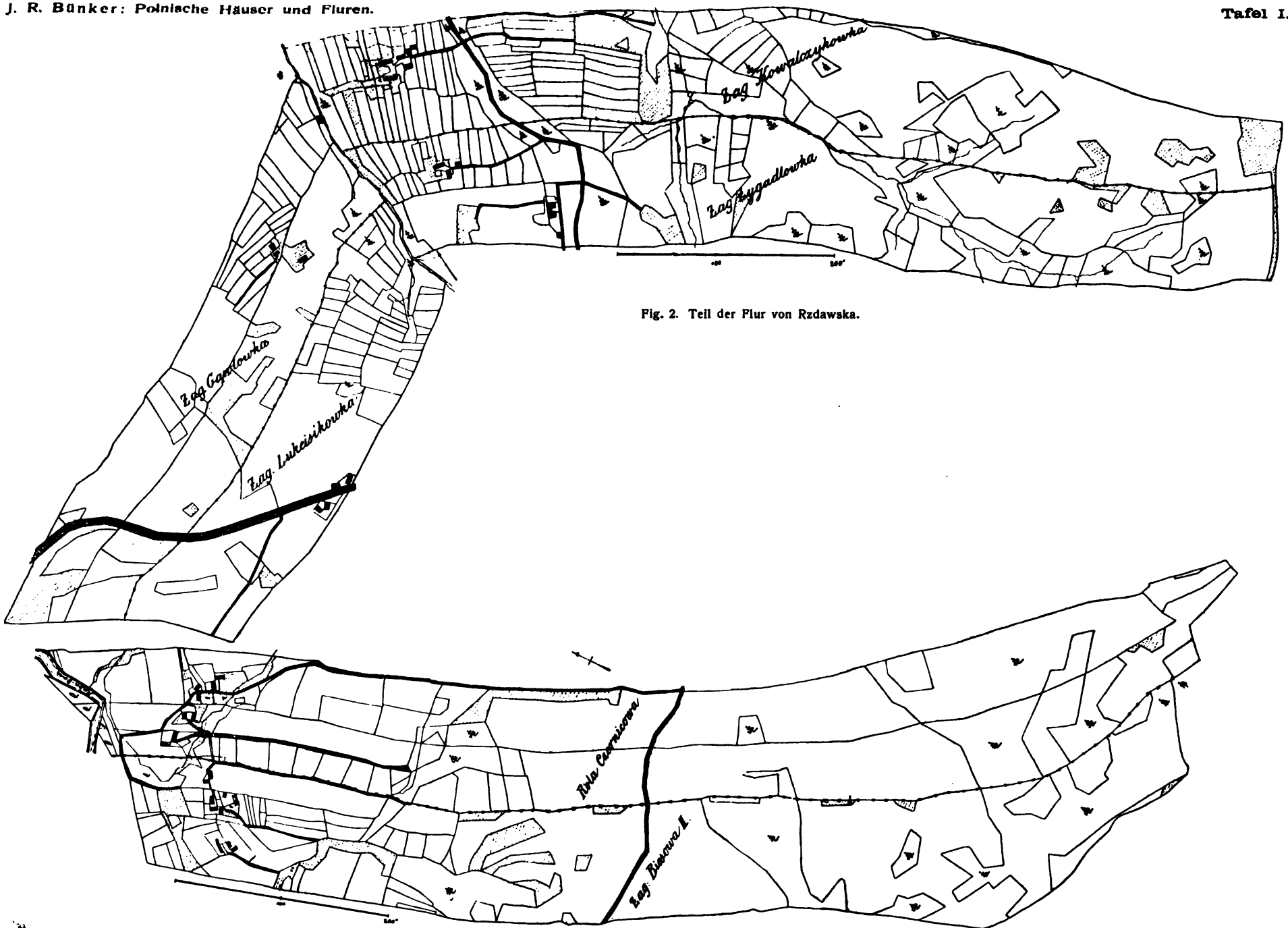


Fig. 2. Teil der Flur von Rzdawska.

offenen Herde umgemodelter Sparherd, dessen durch ein Türchen verschließbare Heizöffnung und dessen offenes Aschenloch deutlich im Bilde erkannt werden können.

Abb. 2. Herd aus einem Hause in Neumarkt.

Auf seiner Oberfläche stehen irdene Töpfe und eiserne Kasserolle in größerer Zahl. Darüber erhebt sich ein glockenförmiger Mantel, der in einen vierkantigen Schlot übergeht. Der Mantel hat den Dunst, der vom Herde aufsteigt, aufzufangen und der Schlot leitet ihn ab. Dies war jedoch nicht die Bestimmung von Schlot und Mantel, als der Herd noch in seiner ursprünglichen Form dastand. Damals brannte das Feuer offen dort, wo jetzt die Töpfe stehen, und die Kochgeschirre wurden rundum an das Feuer hingestellt. Der Mantel hatte dann den Rauch vom offenen Herdfeuer aufzunehmen und ihn abzuführen; dies geschah kurzweg in den Dachraum des Hauses. Schornsteine, wie einen solchen auch bereits das ärmliche Häuschen Nr. 492 aufweist, gab es damals in polnischen Häusern noch nicht. Der Rauch suchte sich seinen Ausgang durch Rauchlöcher, die gewöhnlich in den Giebeldreiecken angebracht waren, oder durch die Fugen des Daches.

Im Hintergrunde des Herdes öffnete sich damals das Heizloch, durch das der stets hinter dem Herde angebrachte Ofen geheizt werden konnte. Der Rauch strömte aus dem Ofenloche hervor und wurde ebenfalls von dem Rauchmantel des Herdes aufgefangen und abgeleitet. So waren die Feuerstellen des polnischen Bauernhauses noch vor wenigen Jahrzehnten ausgestaltet und nebeneinander angeordnet. Beide befanden sich stets in ein und demselben Raume, nämlich in der Stube, und nicht, wie im oberdeutschen Hause, nur der Ofen in der Stube und der Herd in einem eigenen Kochraume, der Küche. Das alte polnische Haus kann, da es neben der Stube keinen eigenen Herdraum aufweist, nicht zu den oberdeutschen Hausformen gerechnet werden, sondern es schließt sich jener Art des Hauses an, das unter dem Namen ostdeutsches Haus bekannt ist.

Um die Beschreibung des Häuschens Nr. 492 zu Ende zu bringen, habe ich noch der Wirtschaftsräume kurz zu gedenken. Sie gliedern sich den beiden Wohnräumen unter demselben Firste an.

Auf den Hausgang folgt unmittelbar der geräumige Stall *(stajnia)* für Rinder und Kälber. Seine Decke bildet eine Lage von runden, dünnen Stämmen, die so wenig dicht aneinander gereiht sind, daß Halme von dem Heu, das darüber im Dachraume eingelagert ist, zwischen den einzelnen Rundhölzern in den Stall hinabhängen. Der Fußboden ist derart gedielt, daß er zwei Flächen bildet, die sich gegen die Mitte des Stalles schwach abwärts neigen, damit die Jauche dorthin abfließen kann. Hier wird sie durch eine aus einem halbrunden Stamme gebildete Jauchenrinne aufgefangen und abgeleitet.

Vor dem Stalle und dem Hausgange leitet ein mit Steinplatten ausgelegter Treppelgang zur Tenne *(boisko)*. Diese springt um die Breite des Ganges aus dem

Abb. 3. Haus Nr. 132 in Zakopane.

Hause vor. Zu beiden Seiten des vorspringenden Teiles sind Türen angebracht, so daß man durch diese Türen die Tenne durchschreiten kann. Die Vorder- und Rückseite der Tenne nehmen große, zweiflügelige Tore ein. Die Tenne kann also auch durchfahren werden. Der Boden besteht aus einer festgestampften Lehmschichte, die Decke aus einer einfachen Lage von Brettern, die über *a* und *b* Öffnungen zum Verladen von Heu und Stroh frei lassen. Die punktierten Doppellinien deuten Trambalken an, die die Decke tragen.

Der nächstfolgende Raum ist ein Pferdestall *(końska stajnia)*. Über dem Barren *(złób)* ist eine Krippe *(drabin)* angebracht. Dem Pferdestall ist ein kleiner Schweinestall *(chler dla srń)* vorgelegt.

2. In Abb. 3 erblicken wir ein kleines Gehöfte (Nr. 132 in Zakopane), bei dem Wohn- und Wirtschaftsräume nicht unter einem Dache vereint, sondern in eigenen Gebäuden voneinander getrennt sind. Das kleinere Gebäude, welches uns die Front zuwendet, ist das Wohnhaus. Sein Dach besteht ebenfalls aus langen Brettern und ist noch steiler und höher als jenes des vorbesprochenen Hauses. Das Haus ist wieder ein Blockbau. Hier sind die Fugen zwischen den einzelnen Balken nicht nur mit Moos verstopft, sondern sowohl außen als innen mit Lehm verschmiert und mit Kalkmilch geweißt.

Abb. 4 zeigt den Grundriß des ganzen Gehöftes. Das Wohnhaus liegt hier, der Regel nach, mit seiner Hauptfront fast ganz direkt gegen Süden gewendet, es kehrt also der an der Nordseite vorbeiführenden Straße die fensterlose Rückwand zu. Am ganzen Hause ist überhaupt nur ein einziges Fenster (62 : 45 *cm*) angebracht, welches in der Hauptfront liegt und die Wohnstube erhellt. Das Wohnhaus umschloß ursprünglich auch hier nur zwei Räume, die Stube und den dieser vorgelegten Hausgang, welcher das Haus von vorn nach rückwärts in seiner ganzen Tiefe durchlief. Jetzt erscheint vom Hausgange das letzte Drittel durch eine Bretterwand abgetrennt. Es wurde dort eine Kammer *Ka (komora)* und darunter ein ganz seichter Keller *(piwnica)* angelegt.

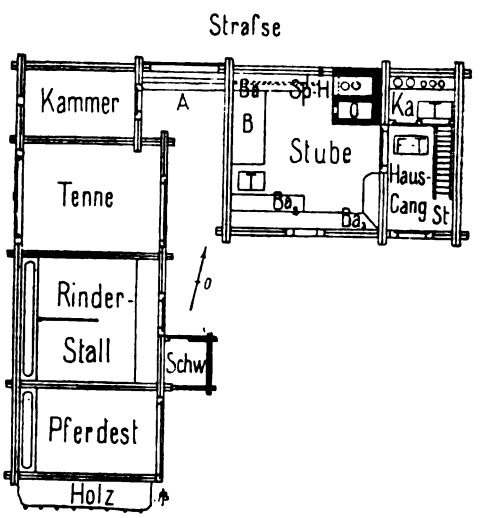


Abb. 4. Grundriß des Hauses Nr. 132 in Zakopane (1:200).

Kammer und Keller sind durch eine Lage von Rundbalken voneinander getrennt. Die obere Seite dieser Balkenlage ist mit einer Schichte von Lehm bedeckt, so daß die Kammer einen Lehmfußboden aufweist. Einen gleichen Boden besitzt auch der Hausgang. In der Ebene desselben ist

bei *F-T* eine Falltüre *(sionka)* angebracht, durch welche man über zwei hohe Erdstufen in den niederen Keller gelangt, in dem vornehmlich Kartoffeln untergebracht werden. Bei *St* leitet eine Stiege auf den Dachboden.

Die Decke der Stube ist eine Doppeldecke, getragen von zwei Tramen, die selbst wieder von einem starken Unterzugbalken gehalten werden. Der Fußboden ist gedielt. Im innersten Winkel der Stube stehen Sparherd *Sp-H* und Ofen *O* nebeneinander. Neben dem Herde ist in der Blockwand etwa in Augenhöhe ein Loch angebracht, dessen Durchschnitt beiläufig die Größe eines $^1/_2$ dm^2 beträgt. Es ist dies ein Guckloch, durch das die Vorgänge auf der Straße beobachtet werden können. Wird es nicht gebraucht, so bleibt es mit einem Bündel aus alten Lappen verstopft. *Ba*, Ba_2 und Ba_3 deuten Bänke an. Über *Ba* hängt eine Gewandstange. Unter *B* steht ein Bett, unter *T* der Tisch. Über dem Tische ist an der Wand ein Schüsselkorb *(półka na miski)* angebracht, über diesem hängen eine Anzahl Bilder von Heiligen. Hierin besteht das ganze Um und Auf des Häuschens, das sich sonach von den Wohnräumen des Hauses Nr. 492¦ nur durch die in neuerer Zeit errichteten Kammer mit dem unter derselben angebrachten Keller unterscheidet.

Zwischen dem Wohnhause und dem Wirtschaftsgebäude befindet sich bei *A* der Abort *(wychodek, tranzet)*. Er besteht aus zwei Brettern. Auf das eine setzt man sich, das andere dient den Füßen zur Unterlage. Von der Straße ist diese Einrichtung nur durch eine Wand aus wagrecht liegenden Brettern getrennt.

Die Bestimmungen der einzelnen Räume des Wirtschaftsgebäudes sind durch die Einzeichnungen erklärt.

3. Das Gehöft Nr. 363 liegt in der Nachbarschaft des eben besprochenen Gehöftes in Zakopane.

Auch hier liegen die Wirtschaftsgebäude im rechten Winkel zum Wohnhause. Lage, Bauart und äußere Form des Wohnhauses unterscheiden sich vom Hause Nr. 132 in keiner Weise, die innere Ausgestaltung weist jedoch eine höhere Stufe der Entwicklung auf. Da das Wirtschaftsgebäude jenem des vorbesprochenen Hauses fast ganz gleich ist, konnte ich mich der Mühe entheben, vom ganzen Gehöfte den Plan zu zeichnen. Abb. 5 bringt sonach nur den Grundriß vom Wohnhause dieses Gehöftes. Schon auf den ersten Blick fallen uns hier nebst dem Hausgange zwei Stuben auf. Hierin besteht also die höhere Stufe der Entwicklung dieses Hauses. Der Hausgang durchläuft hier wieder das ganze Haus. Er ist gedielt. Seine Decke bildet eine lose Bretterlage.

Im Hintergrunde des Hausganges führt eine Stiege *St* zum Dachboden hinauf. Neben der Stiege steht bei *M-Tr* eine Mehltruhe. Vor derselben liegt im Fußboden eine Falltüre *F-T*, durch die man in den unter dem Hausgange liegenden Keller steigt. Unter der Stiege stehen Schmalz- und Milchkübel *(skopiec)*.

Jede der Stuben besitzt einen Sparherd der bereits bekannten Form und einen dahinter angebrachten Ofen. Dies war ehedem nicht der Fall, denn der Regel nach ist in polnischen Häusern, in denen zwei Stuben vorkommen, stets nur eine Stube mit Herd und Ofen versehen, die andere ist unheizbar. Die heizbare Stube ist dann immer die Wohnstube, während die andere Stube mehr den Charakter einer Gast- oder Paradestube zeigt. Da besonders zu jener Zeit, als das Herdfeuer allgemein noch

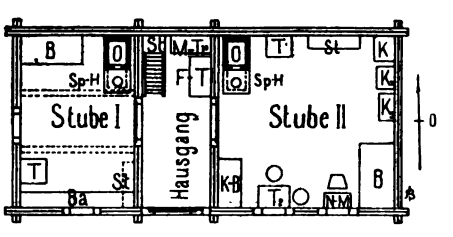


Abb. 5. Grundriß des Hauses Nr. 363 in Zakopane (1:200).

offen in der Stube flackerte, die Wohnstube leicht vom Rauche geschwärzt wurde, nannte man die Wohnstube die schwarze Stube *(czarna izba)*, die Paradestube, welche vom Rauche nicht geschwärzt werden konnte, die weiße Stube *(biała izba)*. Diese Ausdrücke sind natürlich auch heute noch im Gebrauche, wenn auch die beiden Stuben sich in ihrer Farbe nicht mehr unterscheiden.

Die Einzeichnungen in der kleinen Stube I, welches die schwarze Stube ist, erkläre ich folgendermaßen: *Sp-H* = Sparherd, *O* = Ofen, *B* = Bett, *T* = Tisch, *Ba* = Bank, *St* = Stellage, an der Wand hängend. Zwischen Fenster und Stellage hängt ein Löffelhalter *(łyżnik)* an der Wand.

Die weiße Stube, Stube II, hat der Besitzer des Hauses an einen Schuhmacher vermietet. Es war darum notwendig, auch in diesem Raume einen Herd *Sp-H* und einen Ofen *O* zu errichten.

Die weiteren Einzeichnungen in dieser Stube erkläre ich wie folgt: *T* = Tisch, *St* = Stellage, K-K_3 = Kästen, *B* = Bett, *K-B* = Kinderbett, T_2 = Arbeitstisch des Schuhmachers, *N-M* = Nähmaschine.

4. Das Haus, das die Abb. 6 zeigt, liegt unter Nr. 215 in der Nähe des zuerst geschilderten Hauses Nr. 492, ebenfalls in Zakopane. Dieses Haus ist nicht wie die bisher besprochenen mit Brettern, sondern mit Schindeln gedeckt. Es ist wieder direkt nach Süden gerichtet und in seinem Äußeren den beiden zuletzt besprochenen Häusern ganz ähnlich. Das Wirtschaftsgebäude liegt analog denjenigen der beiden vorstehend besprochenen zum Wohnhause im rechten Winkel und zeigt die gleiche Ausgestaltung wie jene; ich bringe unter Abb. 7 darum wieder nur den Grundriß des Wohnhauses.

Wir ersehen daraus, daß der Hausgang, welcher hier größere Breite aufweist und wieder die ganze Tiefe des Hauses einnimmt, beiderseits von je einer Stube eingeschlossen wird. Zu diesen drei Räumen tritt nun in diesem Hause noch ein vierter, der sich an die Wohnstube (schwarze Stube) anschließt und mit dieser durch eine Tür verbunden ist.

Es ist eine Kammer, die als Vorratsraum dient. Sie ist schon bei der Erbauung des Hauses in den Plan aufgenommen gewesen. Das Haus umfaßt also vier Räume und übertrifft sonach die drei vorherbeschriebenen Häuser in bezug auf die Zahl der Räume.

Der Hausgang hat einen gedielten Fußboden und eine einfache Bretterdecke, die von zwei Tramen getragen wird. *St* = Bodenstiege, *F-T* = Falltüre, die zum Keller führt.

Abb. 6. Haus Nr. 215 in Zakopane.

Jede der beiden Stuben hat eine Doppeldecke, die von zwei Tramen und einem Unterzugbalken getragen werden.

Sowohl die Bretter der Decke als auch die Trame und Unterzugbalken sind an ihren Kanten zierlich abgefast, der Unterzugbalken ist zudem mit schön geschnitzten Rosetten geziert. Auch ist auf dem der Stube I, welches die schwarze Stube ist, der Name des Erbauers des Hauses und die Jahreszahl der Erbauung, 1835, eingeschnitten. Beide Stuben sind gedielt und in jeder steht ein Herd und ein Ofen.

In Stube I: *Sp-H* = Sparherd, *O* = Ofen, *T* = Tisch, *Ba* = Bänke, *B* = Betten, *W* = Wiege, die an Stricken wie eine Schaukel von der Decke hängt.

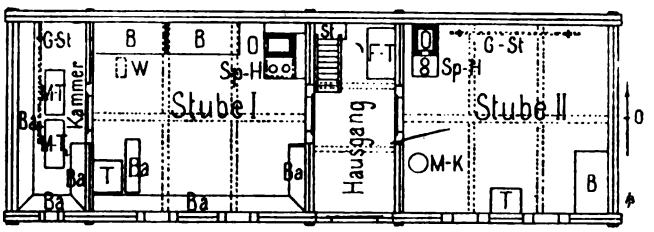


Abb. 7. Grundriß des Hauses Nr. 215 in Zakopane (1:200).

Unter dem Bette, das in der Ecke steht, befindet sich ein zweites niederes Bett, das sich wie eine Schublade hervorziehen läßt. Es ist dies eine Einrichtung, der man ebenso wie der hängenden Wiege in polnischen Häusern häufig begegnet. In der Nische hinter dem Herde ist verschiedenes Kochgeschirr untergebracht. Über der Bank, welche sich neben der Stubentüre befindet, hängt ein Schüsselkorb und darüber Heiligenbilder. Solche hängen auch über dem Tische in größerer Zahl. Die Möbel dieser Stube — es ist eine der besten, die ich im gebirgigen Teile meines Forschungsgebietes betrat — sind äußerst primitiv gearbeitet, so daß die Stube, trotz der schönen Decke, immerhin noch den Eindruck des Ärmlichen hervorruft.

Stube II ist nur mangelhaft möbliert. Sie ist auch kaum bewohnt und dient vornehmlich als Aufbewahrungsort für Kleider, die in großer Menge auf der im Hintergrunde der Stube angebrachten Gewandstange *G-St* und an hölzernen Nägeln an den Wänden hängen. *Sp-H* = Sparherd, *O* = Ofen, *B* = Bett, *T* = Tisch, *M-K* = großer Milchkübel, der mindestens 1 *hl* Milch zu fassen vermag.

Die Kammer hat nur eine einfache Decke und ist wie die anderen Räume des Hauses gedielt. *B* = Bänke, *M-T* und $M\text{-}T_2$ = Milchtische, *G-St* = Gewandstange. Auf und unter den Bänken stehen hölzerne Kübel mit Schmalz in großer Zahl. Außerdem ist hier allerlei Werkzeug untergebracht.

Abb. 8. Häuser Nr. 218 und 219 in Neumarkt.

Die Häuser, die ich im vorstehenden geschildert habe, bilden

Typen der Gebirgshäuser von der einfachsten bis zur ausgebildetsten Form. Es ist mir nämlich im gebirgigen Teile des abgesteckten Gebietes kein Bauernhaus vorgekommen, das weitere Entwicklung gezeigt hätte, als das zuletzt geschilderte Haus. Wenn ich nun auf die Beschreibung einzelner Häuser übergehe, die dem Flachlande, speziell der Stadt Neumarkt, entnommen sind, so wird sich trotz der unwesentlichen Verschiedenheit in der Anlage der meisten derselben und trotz einer nicht zu verkennenden Weiterentwicklung, welche einzelne derselben aufweisen, zeigen, daß das polnische Haus auch dort — wie ich schon eingangs hervorgehoben — nur die ersten Stufen des Entwicklungsganges durchgemacht hat. Selbst in einer ausgedehnten Stadt wie Neumarkt, in der Hunderte von Bauernhäusern gezählt werden können, steht kein einziges Bauernhaus, das ein Obergeschoß aufzuweisen vermöchte.

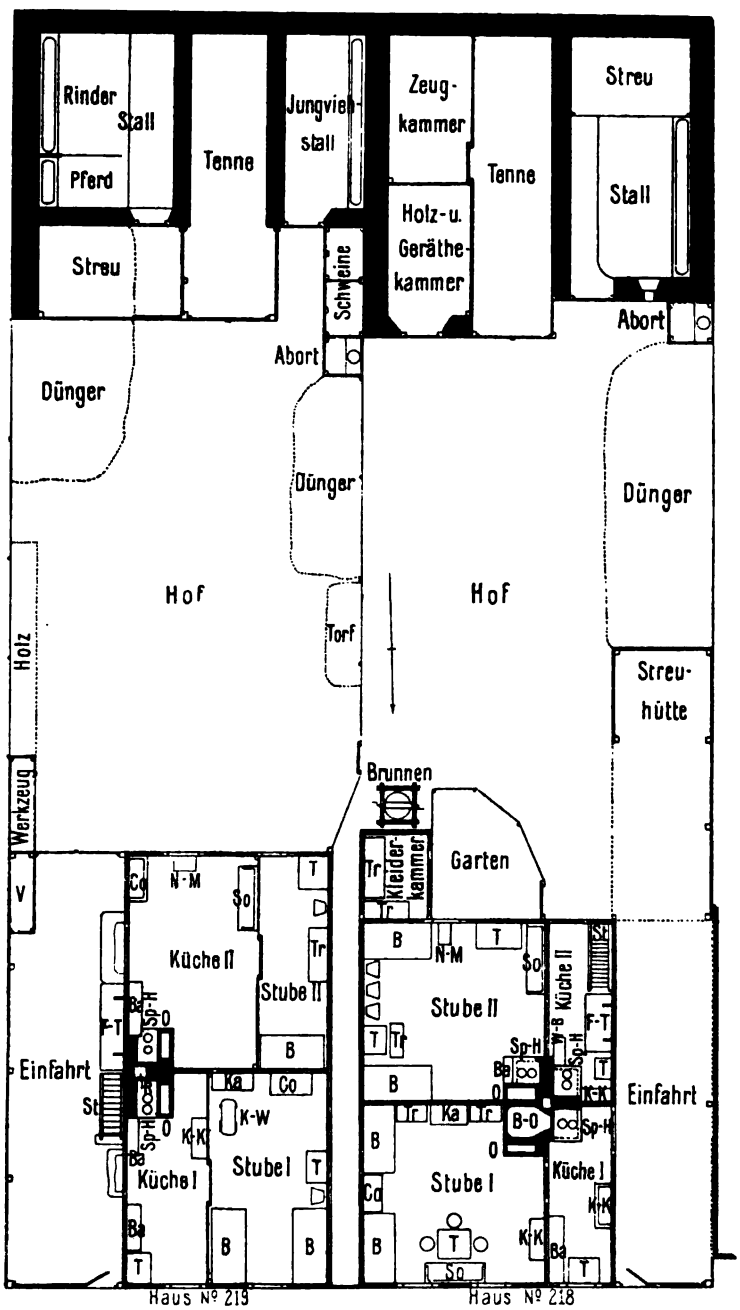


Abb. 9. Grundrisse der Häuser Nr. 218 und 219 in Neumarkt (1:200).

5. und 6. Abb. 8 bringt das Bild zweier Häuser aus Neumarkt, und zwar der Häuser Nr. 218 und 219. Beide kehren ihre Giebelseite der Straße zu. Die Dächer sind jenen der Häuser im Gebirge ähnlich, nur fehlt hier eine kegelförmige Giebelzierde fast nie und die Giebeldreiecke, deren Größe wie eben auch bei den in Rede stehenden Häusern nicht gleich ist, sind häufig in schönster Weise verziert. Während das im Vordergrunde stehende Haus Nr. 218 im Giebeldreiecke unten eine zierliche Galerie von kleinen Säulchen, die oben mit halbrunden Bogen verbunden sind, aufweist, über welcher ein Fächer von Leisten über die schräggestellten Bretter gelegt ist, so zeigt das zweite Haus vor dem obersten Teile des Giebeldreieckes als Zierde ein kleines, vorspringendes Dach von

der Form eines senkrecht durchschnittenen Kegels. Beide Arten der Verzierung des Giebeldreieckes sind nicht nur in Galizien weit verbreitet, sondern lassen sich auch in Oberungarn bis herab nach Rimaszombat im Gömörer Komitate verfolgen. Der kleine Dachvorsprung wird in der Zips die „Dachnase" genannt, die fächerartige Leistenverzierung am Giebeldreiecke aber wird in Galizien als eine Erinnerung an einen vor Jahrhunderten gepflegten Sonnenkult angesehen. Die fächerförmig auseinandergehenden Leisten werden nämlich als Sonnenstrahlen gedeutet.[1])

Die Blockwände der Häuser sind in derselben Weise gefügt wie im Gebirge, nur ersieht man aus dem Bilde, daß die Außenwände der Häuser in der Stadt durchweg geweißt sind. Zu bemerken ist in bezug auf das Äußere der beiden abgebildeten Häuser noch, daß jedes derselben ein großes Tor *(brama wjazdowa)* besitzt, in dem sich ein kleines Türchen *(mała brama przechodnia, drzwi do bramy)* angebracht findet.

Abb. 10. Haus Nr. 243 in Neumarkt mit Frauenbüste als Giebelzier.

In Abb. 9 bringe ich die Grundrisse dieser beiden Häuser. Sie liegen auf gleich breiten und gleich langen Hofstätten. Die Wohnhäuser liegen vorn an der Straße, die Wirtschaftsgebäude zu diesen parallel am Ende der Hofstätte. Zwischen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden sind geräumige Höfe freigelassen.

Ich gehe nun vorerst auf die Besprechung des Grundrisses des Hauses Nr. 219 ein. Durch das Tor gelangt man in eine geräumige Einfahrt *(wjazd)*, welche auch an ihrer Rückseite durch ein zweiflügeliges Tor geschlossen werden kann. Die Einfahrt hat als Fußboden die natürliche Erde und als Decke eine einfache Bretterdecke. An der linksseitigen Bretterwand hängen Wagenleitern, Sensen, Sägen und Ketten. Unter *V* ist ein Verschlag für Kleider angebracht. An der rechtsseitigen Blockwand führt bei *St* eine Stiege zum Dachraume empor. *F-T* bezeichnet eine Falltüre, die zu den Kellern hinabführt.

Rechts von der Einfahrt lagen ursprünglich die beiden einzigen Wohnräume des Hauses. In neuester Zeit sind aus den beiden Räumen durch Errichtung von

---

[1]) In Rimaszombat sah ich Giebeldreiecke, bei denen der Punkt, von dem die Leistenstrahlen auslaufen, in den Mittelpunkt des dreieckigen Feldes verlegt war, so daß die Strahlen nach allen Seiten ausliefen. Ihre Enden waren dann schließlich durch halbrunde Bogen dergestalt verbunden, daß das Giebeldreieck wie von einer riesigen, vielblätterigen Rosette belegt erschien. Es gehört keine Phantasie dazu, in einer solchen Rosette das Bild der Sonne zu erblicken. Auf dem Hause Nr. 243 in Neumarkt fand ich, wie die Abb. 10 ersehen läßt, eine geschnitzte Frauenbüste als Giebelzier angebracht. Aus dem Kopfe ragt ein Kopfschmuck, ähnlich einer Lanzenspitze, empor. Ich sah die gleiche Giebelzier in Neumarkt auf noch zwei weiteren Häusern. Ob diese Büsten nicht etwa die Sonne personifizieren oder ob nicht noch andere Anhaltspunkte da sind, die auf einen vor Zeiten geübten Sonnenkult schließen lassen, vermag ich nicht anzugeben. Aufmerksam machen möchte ich aber noch darauf, daß auf dem zweiten Hause in Abb. 10 (Haus Nr. 244) als Giebelzier ein doppeltes Kreuz angebracht ist. Sonst sah ich in Neumarkt an einzelnen Häusern den Doppeladler als Giebelzier verwendet.

Bretterwänden vier Räume entstanden. Jeder der beiden ursprünglichen Räume konnte, wie dies auch noch jetzt der Fall ist, von der Einfahrt aus durch eine Tür betreten werden, außerdem standen beide Räume durch eine Tür in Verbindung, die auch jetzt noch vorhanden, aber durch einen Kasten verstellt ist. Die gegen den Hof zu gelegenen beiden Räume werden nämlich von der Besitzerin des Hauses bewohnt, während die beiden gegen die Gasse gekehrten Räume an eine der in Neumarkt zahlreichen israelitischen Familien, von denen nur ein Bruchteil eigene Häuser hat, vermietet sind. So ist denn der Gebrauch der Verbindungstür überflüssig geworden.

Sowohl die vordere als auch die rückwärtige Wohnung besteht, wie mir dies deutlich gesagt wurde, aus einer „Küche" *(kuchnia)* und einer „Stube" *(izba)*. Jede der Küchen verfügt über einen Sparherd und einen daneben angebrachten gemauerten Ofen. Die beiden Stuben sind unheizbar. Wir haben somit auch in diesem Hause neben der Einfahrt jene beiden Wohnräume, hier jetzt freilich doppelt, vor uns, die uns nur unter anderen Namen, „schwarze Stube" und „weiße Stube", aus dem entwickelteren Gebirgshause bekannt geworden sind. Es ist wohl nichts natürlicher, als daran zu denken, daß auch die beiden ursprünglichen Räume, bevor nämlich die scheidenden Bretterwände aufgeführt wurden, denselben Charakter an sich trugen. So ist es nun auch. Wie mir als bestimmt versichert wurde, war der gegen den Hof gelegene Raum mit Herd und Ofen ausgestattet, also die schwarze Stube, während der gegen die Gasse gewendete Raum unheizbar war, also als Paraderaum oder als weiße Stube galt. Das war sonach die primitivste Ausgestaltung der polnischen Häuser, wie wir sie für städtische Verhältnisse, wenigstens für die jüngstverflossenen Jahrhunderte, voraussetzen dürfen.

Ob nämlich bei der Gründung der polnischen Orte dieser Gegend in früherer Zeit, wohl sicher im 13. Jahrhunderte, wie sich später ergeben wird, nicht die einfachere Form der Häuser, die nur aus Einfahrt und schwarzer Stube bestand, welche Form sich im Gebirge, wie oben nachgewiesen, noch häufig findet, die vorherrschende war, mag dahingestellt bleiben.

Über ein Element des polnischen städtischen Hauses muß ich hier noch eingehender sprechen. Es ist dies die Einfahrt.

Wie sich weiter unten ergeben wird, wurden die Dorffluren eben des Teiles Galiziens, den ich bereiste, vollkommen planmäßig und durchgehends nach demselben Prinzipe angelegt.

Ebenso wurden auch die größeren Orte, vornehmlich Märkte und Städte, hier nach feststehenden Grundsätzen errichtet. Ein Blick in die Spezialkarten dieser Gegend genügt, um diese Tatsache zu erhärten. Besieht man sich den Plan der Stadt Neumarkt, so fällt in der Mitte derselben der vollkommen quadratische Platz („Ring") auf. Um ihn gliedern sich die weiteren Gassen parallel und rechtwinkelig zueinander an, so daß man allsogleich zur Einsicht dessen kommt, daß hier der Geometer seine Hand im Spiele hatte. Hiefür spricht dann auch, worauf ich oben schon hingewiesen, die heute noch fast vollkommen gleiche Breite und Länge der Hofstätten (man vergleiche die Abb. 9 und 12). Auf diesen verhältnismäßig schmalen Hofstätten geschah die Aufstellung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude am praktischsten so, wie sie in der Tat durchgeführt wurde. Das Wohnhaus wurde an die Gasse gelegt, das Wirtschaftsgebäude an das rückwärtige Ende der Hofstätte. Um von der Gasse zu den Wirtschaftsräumen gelangen zu können, mußte eine Einfahrt errichtet werden. Sie fehlte nun auch bei keinem einzigen, jener systematisch angelegten Bauernhäuser, die im Bereiche des ältesten Teiles der Stadt, der auf deren Gründung zurückgeht, liegen.

Die Einfahrt hat etwas Hütten-, Lauben- oder Vorhallenartiges an sich. Dadurch, daß sie stets überdacht ist, ist sie in die Architektur des Hauses aufgegangen. Ich irre wohl nicht, wenn ich im Hausgange des Gebirgshauses diese vorhallenartige Einfahrt wieder erblicke. Sie ist hier jedenfalls als ein Vorraum, der sich als praktisch erwiesen, in verkümmerter Form beibehalten worden.[1])

Es erübrigt mir nun noch, in bezug auf das Haus Nr. 219 in Neumarkt die Einzeichnungen, wie folgt, zu erklären.

Küche I: *Sp-H* = Sparherd, *O* = Ofen, *R* = Rauchschlot, *Ba* = Bänke, *T* = Tisch, *K-K* = Küchenkasten.

Stube I: *B* = Betten, *T* = Tisch, *Co* = Kommode, *K* = Kasten, *K-W* = Kinderwagen.

Küche II: *Sp-H* = Sparherd, *O* = Ofen, *Ba* = Bank, *Co* = Kommode, *So* = Sofa, *N-M* = Nähmaschine.

Stube II: *T* = Tisch, *Tr* = Kleidertruhe, *B* = Bett.

Den Einzeichnungen im Wirtschaftsgebäude und im Hofe habe ich nichts beizufügen.

Ich gehe nun auf die Besprechung des Hauses Nr. 218 über. Von der Einfahrt dieses Hauses ist zu erwähnen, daß sie keine eigene Decke besitzt, sondern nur das Dach des Hauses über sich hat. Sie trägt daher noch mehr den Charakter des Hütten- oder Laubenartigen an sich. An der Rückseite der Einfahrt befindet sich hier kein Tor. Die Einfahrt geht in eine Streuhütte über, die sich weit in den Hofraum hinein erstreckt.

Vom Hause selbst ist zu sagen, daß es jene vier Räume, die im Hause Nr. 219 erst durch Unterteilung entstanden sind, schon vom Bauplane her hat. Wie sich aus dem Grundrisse Abb. 9 ersehen läßt, haben die vier Räume genau dieselbe Bestimmung wie jene des Hauses Nr. 219.

---

[1]) Die Entstehung der Vorhalle des ebenfalls zum „ostdeutschen Hause" zu zählenden Székler Hauses erklärt Gabriel Szinte in seiner Arbeit „A székelyi ház" (A Magy. Nemz. Muz. Népr. Oszt. Értesitője, 1. Jahrg., Heft 2 [Beiblatt der „Ethnographia", Budapest 1900]), welche ich unter dem Titel „Das Székler Haus" auszugsweise ins Deutsche übertragen habe (Zeitschrift des Ver. f. Volksk., Heft 1, Berlin 1904), in so natürlicher und einleuchtender Weise, daß ich es geboten erachte, den betreffenden Passus aus seiner Arbeit hier zu wiederholen. Was nämlich Szinte in bezug auf die Vorhalle des Székler Hauses sagt, das gilt zwar nicht immer, aber doch wohl in vielen Fällen für die Entstehung der Vorhallen. „In einem Holzhause kann die Feuerstelle, des leicht entzündlichen Materiales wegen, nur in der Mitte angebracht werden. So finden wir dies in den Waldhütten der Italiener, der Székler und Rumänen in gleicher Weise. In der Decke befindet sich eine breite Lücke, durch welche der Rauch in den Dachraum entweicht und seinen Ausgang durch irgendeine Öffnung findet. In der Stube wollte es nachgerade durchaus nicht mehr passen, daß der Herd die Mitte einnehmen sollte; man war darum bestrebt, ihn in eine Ecke oder wenigstens an die Wand zu schieben. Der Székler fand es am besten, ihn an die Mitte der Wand zu stellen. Die Wand wurde durch eine Aufmauerung in der Höhe des Feuers geschützt, über der Feuerstelle aber die Rauchkammer, d. i. der Kachelaufbau, angebracht. Von der Decke der Rauchkammer leitet ein Schlot, der entweder aus vier Brettern besteht oder aus Ruten geflochten und außen und innen dicht mit Lehmteig verschmiert ist, durch die Stubendecke in den Dachraum. Selbst ein schräg nach aufwärts geführter Schlot bot zur Zeit, als das Strohdach noch vorherrschte, nicht Sicherheit genug, denn er kam dem feuergefährlichen Deckmaterial immer noch sehr nahe. Es mußte hier darum Abhilfe geschaffen werden. Man half sich hiebei so, daß man die Dachfläche, welche sich über der Eingangstüre erhob, weiter hinaus verlegte und sie durch Säulen stützte." Was Szinte hier sagt, wird auch durch den Namen der Vorhalle des Székler Hauses, die „eresz" heißt, unterstützt. *„Eresztení* = lassen, loslassen; *kieresztení* = auslassen, ausladen, auch hinausschieben; *eresz* = die Ausladung des Daches, die Traufe; *eresz* dann auch noch das Vordach und der Raum unter demselben, die Vorhalle, d. i. das Ausladende, das Hinausgelassene, das Vorgeschobene."

Abb. 11. Häuser Nr. 168 und 498 in Neumarkt.

Wir finden auch hier zwei Küchen und zwei Stuben, nur begegnen wir da dem Unterschiede, daß die Küchen, da sie neben den Sparherden keine Öfen enthalten, tatsächlich „Küchen" nach oberdeutschem Begriffe sind. Küche I und Stube I sind auch hier an eine israelitische Familie vermietet, während Küche II und Stube II der Bauer selbst bewohnt.

Beide Küchen sind innen geweißt, so auch Stube I, Stube II ist sogar gemalt. Alle vier Räume haben Doppeldecken, jene der beiden Stuben werden durch drei Trambalken gehalten.

Küche I: *Sp-H* = Sparherd, *T* = Tisch, *Ba* = Bank, *K-K* = Küchenkasten. — Stube I: *O* = Ofen, *B-O* = Backofen, *T* = Tisch, *So* = Sofa, *B* = Betten, *Co* = Kommode, *K* = Kasten, *Tr* = Truhen, *K-K* = Küchenkasten.

Küche II: *Sp-H* = Sparherd, *W-B* = Wasserbank, *K-K* = Küchenkasten, *T* = Tisch, *F-T* = Falltüre, die zum Keller, *St* = Stiege, die zum Dachboden führt. — Stube II: *Sp-H* = Sparherd, *O* = Ofen, *Ba* = Bank, *T* = Tische, *So* = Sofa, *N-M* = Nähmaschine, *B* = Betten, *Tr* = Truhe.

Die Einzeichnungen im Hofe und in den Wirtschaftsgebäuden sprechen für sich selbst.

7. und 8. Die beiden Häuser, die in Abb. 11 abgebildet sind, gleichen in ihrer Anlage und in Hinsicht auf das Baumaterial den eben beschriebenen, nur kehren sie nicht die Giebelseiten, sondern eine Breitseite des Daches der Straße zu. Beide Häuser liegen wie die vorbeschriebenen in Neumarkt, und zwar in derselben Gasse. Das im Vordergrunde stehende Haus hat die Nr. 168, das andere die Nr. 498. Hier sind die Hauptfronten, nämlich die Gassenfronten, der Regel nach gegen Süden gewendet.

In Städten, wo die Häuser nicht nach Willkür errichtet werden können, kann dies, wie bei den vorstehend besprochenen Häusern, nicht immer der Fall sein. Die Häuser Nr. 168 und 498 liegen an der Nordseite der Gasse, jene an deren Südseite. So haben denn letztere die Gassenfront nach Norden gerichtet.

Jedes der beiden Häuser Nr. 168 und 498 hat seine Einfahrt. Hier liegen diese einander zugekehrt und sind nur durch eine Bretterwand voneinander geschieden. Jedes der beiden Häuser weist, wie sich aus Abb. 12 ersehen läßt, außer der Einfahrt, hiedurch der althergebrachten Gepflogenheit folgend, nur zwei Räume auf, eine Küche und eine Stube. Da die Küchen nur einen Herd und jede der Stuben nur einen Ofen besitzen, so haben wir hier in beiden Häusern nicht nur Küchen und Stuben nach oberdeutscher Art, sondern tatsächlich oberdeutsche Häuser, d. h. Herdraum-Ofenraumhäuser vor uns.

Während mir solche im Gebirge nicht untergekommen sind, sind sie in der Stadt schon zahlreich vertreten. Der Einfluß des praktischeren oberdeutschen Hauses macht sich sonach in der Stadt schon stark geltend und es ist vorauszusehen, daß er nach und nach weitere Gebiete erobern wird. Über die Grundrisse dieser beiden Häuser habe ich weiter nichts mehr zu bemerken als das etwa, daß sie auch für die Wirtschaftsgebäude Blockbau nachweisen, während die Grundrisse in Abb. 9 die Wirtschaftsgebäude in Mauerwerk aufgeführt andeuten.

Einzeichnungen im Grundrisse des Hauses Nr. 168:

Einfahrt: *Tr* = Truhe, *K-K* = Küchenkasten, *G-St* = Gewandstange.

Küche: *Sp-H* = Sparherd, *W-B* = Wasserbank, *Ba* = Bänke, *H* = Hechel.

Stube: *O* = Ofen, *Ko* = Koffer, *B* = Betten, *a* = Stellage mit sehr viel schönem Geschirr, *U* = Uhr, *So* = Sofa, *N-M* = Nähmaschine, *T* = Tisch.

Einzeichnungen im Grundrisse des Hauses Nr. 498:

Einfahrt: *R* = Wäscherolle, *B* = sehr lange Bank, darüber an der Wand hängend, *W-K* und *St* = Wandkasten und Stellage.

Küche: *Sp-H* = Sparherd, *K-K* = Küchenkasten, *T* = Tisch, *Ba* = Bank, *B* = Bett, *Tr* = Truhe, über der Truhe eine Gewandstange.

Stube: *O* = Ofen, *T* = Tisch, *B* = Betten, *Co* = Kommode.

9. und 10. Ich habe nur mehr zwei Häuser, auch diese hauptsächlich nur ihrer Vorhallen wegen, vorzuführen. Beide liegen in Neumarkt. Das in Abb. 13 wiedergegebene Haus hat die Nummer 800. Es wendet der Straße seine Giebelseite zu und dieser ist in der Breite der Einfahrt eine zierliche Vorhalle

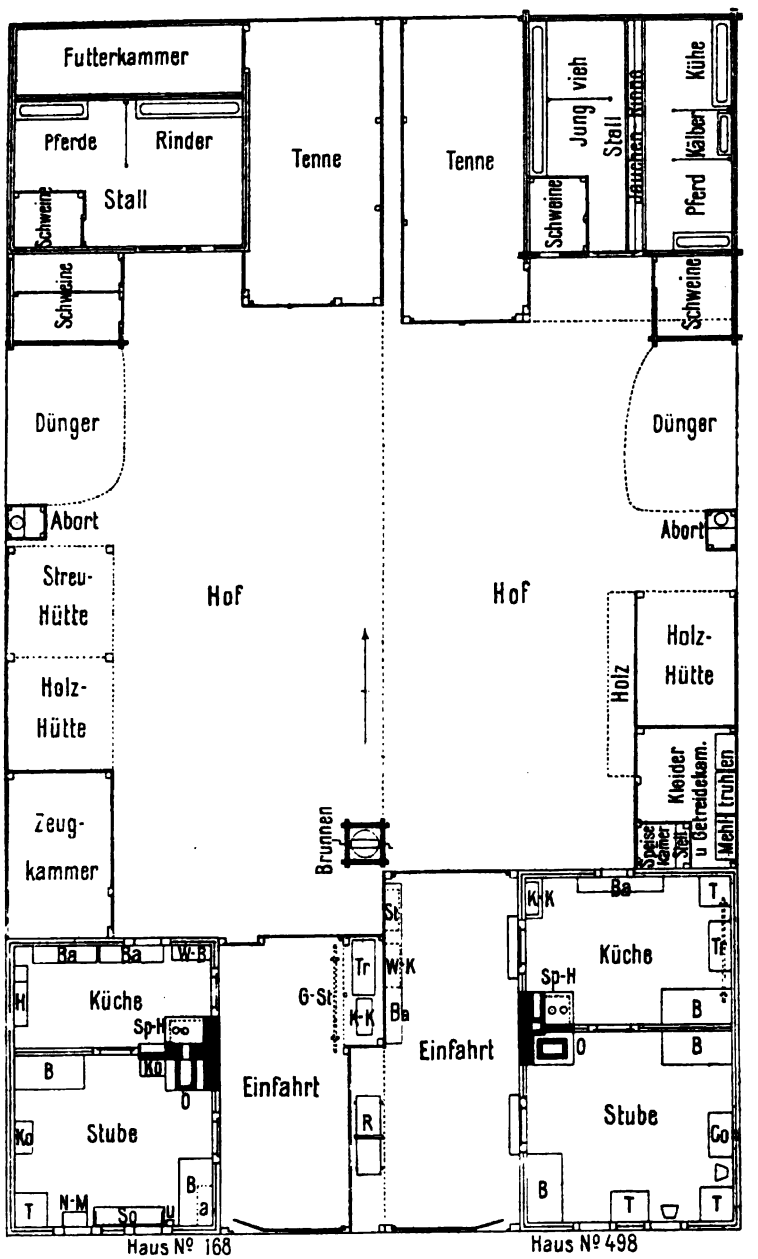


Abb. 12. Grundrisse der Häuser Nr. 168 und 498 in Neumarkt (1:200).

Abb. 13. Haus Nr. 800 in Neumarkt.

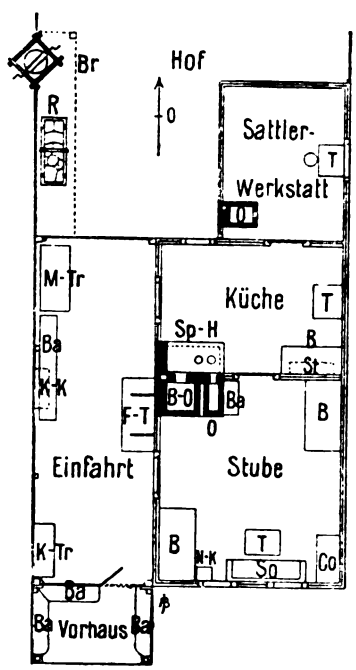


Abb. 14. Grundriß des Hauses Nr. 800 in Neumarkt (1:200).

vorgelegt. Hiedurch ist der Zweck der Einfahrt keineswegs verloren gegangen, denn die in derselben angebrachten Bänke sind entfernbar und die Rückwand der Halle bildet ja, wie Abb. 14 zeigt, das Tor, durch welches eingefahren werden kann.

Auch dieses Haus hat oberdeutschen Charakter. Daß in seiner Stube neben dem eigentlichen Stubenofen ein Backofen angebracht ist, stört den oberdeutschen Charakter durchaus nicht, denn dies ist im oberdeutschen Hause, in dem ja oft der Stubenofen selbst als Backofen dient, eine häufige Erscheinung. Die dem Hause angefügte Werkstätte ist neueren Ursprunges. Die Wirtschaftsgebäude sind hier, um Raum zu ersparen, im Grundrisse weggeblieben. Ich konnte sie weglassen, weil ihre Anordnung jener der aus Neumarkt bereits besprochenen Häuser vollkommen gleicht.

Vorhaus: *Ba* = Bänke.

Einfahrt: *K-Tr* = Kleidertruhe, *Ba* = Bank, darüber *K-K* = Küchenkasten, *M-Tr* = Mehltruhe, *F-T* = Falltüre.

Küche: *Sp-H* = Sparherd, *T* = Tisch, *B* = Bett, darüber *St* = Stellage.

Stube: *O* = Ofen, *BO* = Backofen, *T* = Tisch, *So* = Sofa, *Co* = Kommode, *N-K* = Nachtkästchen, *B* = Betten, *Ba* = Bank.

Sattlerwerkstätte: *O* = Ofen, *T* = Tisch.

Im Hofe: *R* = Wäscherolle, *Br* = Brunnen.

Das Haus in Abb. 14 besitzt die Nummer 919. Die Vorhalle ist hier dem Hausgange vorgelegt. In diesem Hause befindet sich, wie aus dem Grundrisse, Abb. 16, erkannt werden kann, keine Ein-

fahrt. Das Haus, ein Bau aus neuerer Zeit, liegt außerhalb des alten Teiles der Stadt auf breiter Hofstätte, die die Anlage der Zufahrt zum Wirtschaftsgebäude, das hinterhalb des Hauses parallel zu diesem liegt, rechts neben dem Hause ermöglichte.

Abb. 15. Haus Nr. 919 in Neumarkt.

Wie im Gebirgshause der Hausgang häufig die Mitte zwischen zwei Stuben hält, so ersehen wir dies aus dem Grundrisse auch hier. Hofseitig ist jedoch jeder der beiden Stuben eine Küche angegliedert, so daß wir hier so wie im Hause Nr. 219 zwei Wohnungen begegnen. Wir haben es hier sonach mit einem Doppelhause zu tun, dessen beide Teile wieder oberdeutschen Charakter zeigen. Unter all den Bauernhäusern, die ich in Galizien besuchte, weist dieses Haus die am weitesten gehende Entwicklung auf.

Vorhaus: *Ba* = Bänke.

Hausgang: *St* = Stiege.

Küche I: *Sp-H* = Sparherd, *T* = Tisch, darüber *G-St* = Gewandstange, *R* = hölzernes Ruhebett, *W-B* = Wasserbank.

Stube I: *O* = Ofen, *BO* = Backofen, *Tr* = Truhe, *R* = hölzernes Ruhebett, *T* = Tisch, *Co* = Kommode, *B* = Bett.

Küche II: *Sp-H* = Sparherd, *K-K* = Küchenkasten, *Ko* = Koffer, *B* = Bett.

Stube II (ist mit Küche II an zwei israelitische Mädchen vermietet, die die Mauteinnahme besorgen): *O* = Ofen, *T* = Tisch, *So* = Sofa, *B* = Betten, *Sch* = Schreibtisch, *Ka* = Kasten.

Im Hofe: *A* = Abort.

In bezug auf die Vorhallen an polnischen Häusern in der Form, wie sie die beiden zuletzt besprochenen Häuser zeigen, habe ich zu bemerken, daß sie nicht allzuhäufig wenigstens in der Gegend vorkommen, die ich bereiste. Eine Vorhalle hat ja übrigens, worauf ich oben schon hinwies, der Form nach jedes polnische Haus, das, wie die aus Neumarkt beschriebenen Häuser, eine Einfahrt besitzt. Und daß der charakteristische Hausgang im Gebirgshause ebenfalls den Charakter des Vorhallenartigen an sich trägt, weshalb ich ihn als eine verkümmerte Einfahrt ansehe, das

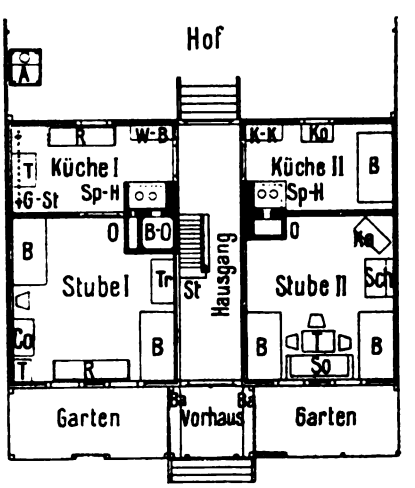


Abb. 16. Grundriß des Hauses Nr. 919 in Neumarkt (1:200).

habe ich oben ebenfalls schon ausgeprochen. Die aus den Häusern vorspringenden Vorhallen (Vorhäuschen), wie wir solchen bei den beiden zuletzt herangezogenen Häusern Nr. 800 und 919 begegneten, sind ja eigentlich nichts anderes als verlängerte Einfahrten oder Hausgänge, genau so wie jene Streuhütte im Hofe des Hauses Nr. 219 in Neumarkt.

Daß diese zierlichen Vorhäuschen von profilierten Säulen getragen und entweder ganz luftig oder nur einseitig mit Brettern verschlagen sind, kann uns vielleicht ein Hinweis darauf sein, daß auch die Einfahrten in früherer Zeit, besonders dort, wo die Hofstätten breit genug waren, denselben Charakter trugen, also tatsächliche Vorhallen waren. In dieser Annahme können uns die alten Holzkirchen Galiziens, die fast immer Vorhallen aufweisen, bestärken.[1])

b) Die Dorffluren.

Das Gebiet Galiziens, welches ich in bezug auf das Studium seiner Dorffluren mir erwählte, ist, wie schon oben erwähnt, dasselbe, in dem ich auch das Haus studierte. Es umfaßt den polnischen Bezirk Neumarkt. Es wird von West nach Ost vom schwarzen Dunajec durchflossen. Bei Neumarkt mündet, von Süden kommend, der weiße Dunajec in den ersteren. Der mittlere Teil des Bezirkes, in dessen Mittelpunkt Neumarkt liegt, ist eben. Hier liegen die größten Ortschaften, nebst diesem nach Osten die Orte Waksmund und Ostrowsko, nach Westen Ludzimierz und Rogoźnik, nach Süden Szaflary, die erste Station an der nach Zakopane führenden Eisenbahn. Schon hier beginnen sich die Vorberge der im Süden den Bezirk begrenzenden Hohen Tatra zu erheben. Nördlich der Ebene steigt waldiges Hügelland an. Hier und im Vorgebirge der Tatra liegen zahlreiche Ortschaften teils in den Tälern, teils auf den Bergrücken der Höhenzüge zerstreut. Schon aus der Spezialkarte ist in Hinsicht auf die meisten dieser Dörfer eine eigenartige, gemeinsame Erscheinung zu erkennen. Je nachdem der Bergrücken oder der Wasserlauf, an den sich das Dorf legt, eine gerade oder krumme Linie bildet, so bildet auch das Dorf, dieser Linie folgend, eine langgestreckte Reihe von Häusern, die sich wie die Glieder einer Kette eines an das andere anschließen. Die Kette, welche die Häuser bilden und welche die Ortschaft ausmachen — von Dorf im landläufigen Sinne des Wortes kann hier kaum gesprochen werden —, erstreckt sich nicht selten auf 4—7 *km*. Dem Eingeweihten ist es alsbald klar, daß er es hier mit einer eigenen Anlage der Ortschaften zu tun hat, die unter dem Namen der Waldhufenanlage bekannt ist. Die Hufen der Siedler sind in Waldland ausgetan worden, die Orte sind also durch Rodung von Wäldern entstanden. Was sich sonach schon aus der Spezialkarte erkennen ließ, fand ich dann bei der Durchsicht des Flurkartenmateriales bestätigt. Das Material, welches den Gegenstand meines Studiums bildete, besteht in den Katastermappen des Grundbuchamtes in Neumarkt. Herr Bezirks-Oberkommissär Zaczkiewicz und Herr Bezirksrichter Landesgerichtsrat Wincenty Łobos erteilten mir mit Bereitwilligkeit die Erlaubnis, die Katasterkarten zu studieren und Pausen daraus zu entnehmen, wofür den beiden Herren auch hier der beste Dank ausgesprochen sei.

Ich habe sämtliche aufliegenden Karten durchgesehen und kann konstatieren, daß alle Orte des Bezirkes, mehr denn dreißig an der Zahl, in Form von Waldhufen angelegt sind. Einige Beispiele werden genügen, um das Wesen der Waldhufenorte der Gegend klarzustellen.

[1]) Vgl. „Österr.-ung. Mon. i. Wort u. Bild", Bd. „Galizien", S. 667 u. 669.

1. Chabowka. Die Gemeinde dieses Namens ist die nördlichste des Bezirkes Neumarkt. Ihr nördlichster Teil wird durch den Rababach durchflossen. Derselbe liegt in einer Höhe von etwa 500 *m* über dem Meere. Gegen Süden steigt die Flur bis zu 715 *m* an.

Die Flur bestand früher aus 22 arrondierten Bauernanwesen. Die Grenzen dieser alten Bauerngüter sind in der Katasterkarte der Flur mit gelber Farbe angegeben. Die Katasterkarte enthält ein Croquis, welches in kleinem Maßstabe eine Übersicht über die ganze Gemarkung der Gemeinde ergibt. In diesem Croquis erscheinen die 22 arrondierten Güter wieder voneinander abgegrenzt und jedes der Güter ist durch einen Buchstaben des Alphabetes bezeichnet. Zum Croquis, das die Abb. 17 wiedergibt, gehört ein erklärendes Verzeichnis, das die Namen der einzelnen Besitztümer der Reihe nach aufzählt. Die Namen nennen die Familiennamen der alten Besitzer. (Schon hier kann darauf hingewiesen werden, daß im Laufe der Zeit die meisten der alten Besitztümer arg zerstückelt worden sind.) Jedem dieser Namen ist dann noch

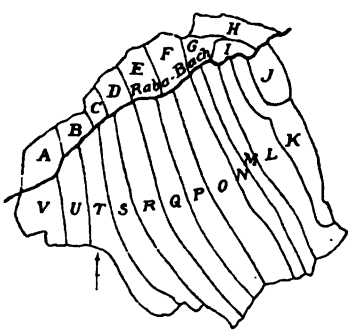


Abb. 17. Croquis der Flur von Chabowka.

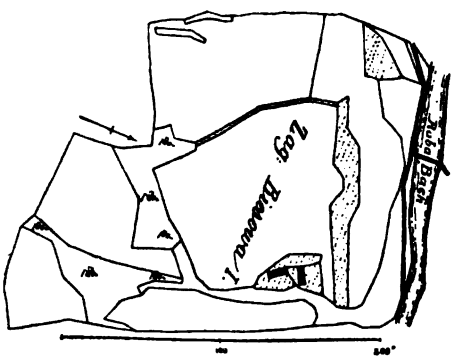


Abb. 18. Zagroda Biesowa in der Flur von Chabowka.

ein Wort, das den Charakter oder die Art des Gutes näher bestimmt, vorgesetzt. Wir finden da außer der selten vorkommenden deutschen Bezeichnung „Ried" die Benennungen Zagroda, Zarembeg und Rola.[1])

Nach dem das Croquis erklärenden Verzeichnisse sind vier Güter mit Ried, und zwar die Güter *A*, *E*, *H* und *U*, neun Güter mit Zagroda und neun Güter mit Rola bezeichnet. Die Bezeichnung Zarembeg kommt in diesem Verzeichnisse nicht vor. Es fällt nun wohl auf, daß eben unter 10 der größten Besitztümer, die sich durch ihre Streifenform auszeichnen, neun die Bezeichnung Rola führen, während den kleinen mehr blockförmigen Gütern entweder die Benennung Zagroda oder Ried beigelegt ist. Vielleicht haben wir es in Chabowka nur mit 9 resp. 10 ursprünglichen

[1]) Trotz der eifrigsten Umfragen konnte ich die klare Deutung dieser Benennungen nicht erfahren. Selbst der Grundbuchsführer konnte sie mir nicht geben. Herr Landesgerichtsrat Łobos vermochte mir nur soviel zu sagen, daß Rola ein großes Bauerngut, Zarembeg etwa die Hälfte davon und Zagroda ein ganz kleines Gut bedeute. Der Herr Landesgerichtsrat war so freundlich, mich auf den Titel eines Buches aufmerksam zu machen, das mir genaue Aufschlüsse erteilen könne. Der Titel heißt: „Übersichtliche Darstellung der auf das Untertansverhältnis in Galizien bezugnehmenden Gesetze und Verordnungen. Herausgegeben vom k. k. Statthalterei-Präsidium. Lemberg 1864." All meine Mühe, Anfragen bei der Direktion der k. k. Hofbibliothek, bei der kais. Akademie der Wissenschaften in Krakau, bei Gelehrten, Buchhändlern und Antiquaren in Lemberg, um in den Besitz dieses Buches zu kommen, bleiben erfolglos. Doch hoffe ich, daß diese Zeilen Veranlassung zur Klarstellung der Bedeutung der angeführten Worte geben dürften.

Gütern zu tun, während die 12 kleinen Besitztümer etwa als jüngere Austuungen aus ehemaligem Gemeinland anzusehen sein dürften.

Um nun auch ein Bild zu bieten von den einzelnen Gütern, habe ich aus der Mappe von Chabowka eines der kleineren Güter und zwei nebeneinander liegende größere Güter im Maßstabe der Katasterkarte gepaust. Die Pausen sind hier verkleinert wiedergegeben. Abb. 18 bringt die Kartenskizze jenes Gutes, das im Croquis, Abb. 17, mit dem Buchstaben *V* bezeichnet ist und in dem dazugehörenden Verzeichnisse den Vermerk „Zagroda Biesowa" aufweist. Es ist ein Gut, das 19 Kat.-Joch, 925 □⁰ mißt und heute noch ungeteilt ist. Von den großen, streifenförmigen Gütern habe ich jene zwei aus der Katastermappe gepaust, die im Croquis die Buchstaben *T* und *S* zeigen. In die Kartenskizze, Fig. 1 auf Tafel I, sind die Namen eingetragen. Das erstere ist die Zagroda Biesowa II, das zweite die Rola Czernicowa.

Die Grenze zwischen beiden deutet jene lange Linie an, die durch kleine Kreuzchen gekennzeichnet ist. Jedes der beiden Güter umfaßt ungefähr 56 Kat.-Joch. Die Zagroda Biesowa II weist heute schon vier Besitzer auf, ebensoviel die Rola Czernicowa. Bei letzterer geschah die Teilung, wie aus der Skizze deutlich ersichtlich, so, daß die Rola vorerst ihrer ganzen Länge nach in zwei gleiche Hälften geteilt wurde. Jede der beiden Hälften wurde dann wieder geteilt, so daß sich in das ursprüngliche Gut jetzt vier Besitzer teilen.

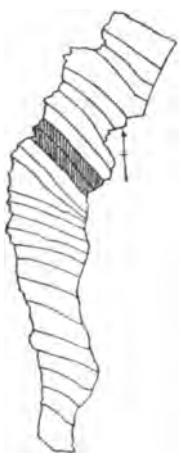


Abb. 19. Croquis der Flur von Groń.

2. Groń. Diese Ortschaft liegt 7 *km* südlich von Ostrowsko, dieses 5 *km* östlich von Neumarkt. Zum weitaus größten Teile bildet der Lesnicabach, von Süden nach Norden fließend, die westliche Grenze der Flur von Groń, die Ostgrenze bildet stellenweise der Kotelnicabach, der sich ebenfalls von Süd nach Nord ergießt. Zwischen diesen beiden Wasserläufen steigt die Gemarkung von Groń in Form eines schmalen Streifens von Nord nach Süd an. Ein Croquis zur Mappe der Flur war wohl vorhanden, doch waren durch dasselbe nur die Mappenblätter bezeichnet, die einzelnen Güter waren jedoch in demselben nicht so wie in dem Croquis von Chabowka eingezeichnet. Abgegrenzt waren dieselben aber in der Katastermappe genau in derselben Weise wie in der Mappe von Chabowka durch gelbe Linien. Es bildete mir daher keine Schwierigkeit, in das gepauste Croquis die Grenzen der alten Güter an der Hand der Mappe einzuzeichnen. So gibt nun das Croquis, Abb. 19, wieder ein übersichtliches Bild der Flur von Groń, der Lage der 26 alten Bauerngüter zueinander. Ihre Namen sind nicht mehr erhalten. Es fällt also gleich in die Augen, daß die Güter nicht die gleiche Größe haben. So ist, von Nord nach Süd gezählt, gleich oben das erste Gut doppelt so groß als das zweite, oder das erste fast genau so groß als das zweite und dritte zusammengenommen. Das vierte Gut ist wieder annähernd so groß als das erste, oder so groß als das fünfte und sechste zusammengenommen. Es ist darum als wahrscheinlich zu nehmen, daß die größten Hufen als Doppelhufen aufzufassen sind. Aus der Katastermappe der Flur von Groń pausierte ich jene zwei Güter des nördlichen Teiles, die in der Abb. 19 senkrecht schraffiert sind.

Diese beiden Güter stellt die verkleinerte Kartenskizze Abb. 20 dar. Es ist auch hier eine gekreuzelte Linie, welche die Grenze zwischen beiden Gütern angibt. Jedes der beiden Güter umfaßt annähernd 58 Kat.-Joch. Das nördlich liegende Gut ist heute

schon in sieben fast gleiche Teile zerfallen, während das südliche Gut vier Besitzer aufweist.

3. Rzdawska. Die Flur der Gemeinde Rzdawska stößt südlich an die Gemarkung von Chabowka. Sie liegt in einem sich von Süd nach Nord erstreckenden Seitentale des Rabatales. Der Rzdawskabach durchfließt dieses Tal. Es steigt im Bereiche der Flur von 536 *m* auf 840 *m* an. Zu beiden Seiten des Flüßchens sind die Waldhufen an den sich nach Ost und West erhebenden Lehnen ausgetan worden. Zur Mappe der Flur gehört ein Croquis, in dem die Grenzen der alten Güter eingetragen sind, und ein Verzeichnis der Namen der Güter. Das Croquis ist in Abb. 21 gegeben. Die Güter ordnen sich hier wie die Adern eines Blattes oder wie Fischgräten an. Wir zählen im Croquis nicht weniger als 36 Güter. Hievon sind jene Güter, welche mit den Buchstaben *a*—*e* und *g*—*m* bezeichnet sind, ferner jene, die die Zahlen 7—10 tragen, nach dem Verzeichnisse als „Rola" benannt. Die Güter von 4—6, von 11—17, von *n*—*q* und das Gut *s* führen nach dem Verzeichnisse die Benennung „Zarembeg". Die Güter 1, 2, 3 und *r* werden Zagroda genannt.[1]) Es sind die kleinsten Besitztümer. Es fiel mir auf, daß dem größten Gute keine dieser Bezeichnungen beigelegt war, es führt aber den Namen Sołtýstwo. Ich glaube, daß sich in dieser Bezeichnung das deutsche Wort Scholz oder Schulze verbirgt. Es mag daher die Doppelhufe des Schulzen sein, der die Kolonisation der Siedler leitete. Aus dieser Flur pausierte ich jene Güter, die im Croquis mit *p*, *q*, 14 und 15 bezeichnet sind. (Taf. I, Fig. 2.) Im Verzeichnis, das das Croquis erläutert, sind alle diese Güter als Zarembeg bezeichnet, in der Mappe aber führen sie durchgehends den Namen Zagroda. Die beiden westlich gelegenen kleineren Güter weisen jedes ungefähr ein Ausmaß von 29 Kat.-Joch auf, von den beiden östlich liegenden Gütern ist jedes mehr als doppelt so groß, sie messen jedes 62 Kat.-Joch. Obwohl jedes dieser vier Güter nicht mehr nur einem Besitzer angehört, so ist hier doch die Zerstückelung

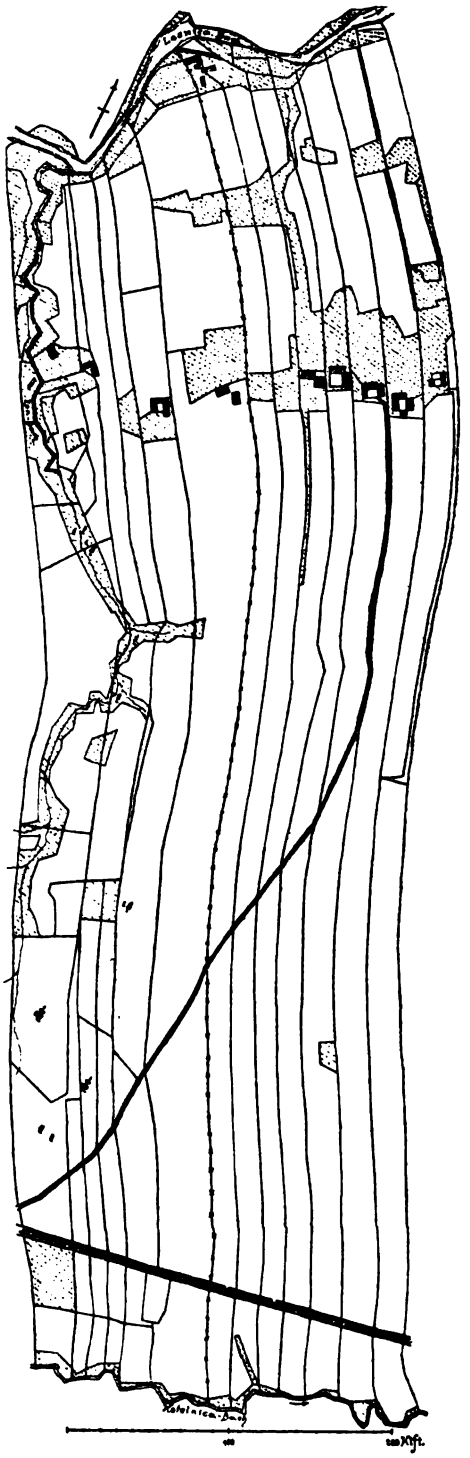


Abb. 20. Teil der Flur von Groń.

[1]) Ich muß hiezu bemerken, daß mit diesen Angaben die Einzeichnungen in der Mappe sich nicht durchgehends decken.

noch nicht weit vorgeschritten und das Bild einzelner derselben hat noch viel von seiner Ursprünglichkeit erhalten.

4. Ostrowsko. Dieses Dorf — die Häuser liegen eng beisammen, so daß man hier wohl von Dorf sprechen kann — ist östlich von Neumarkt nur 5 *km* entfernt. Nördlich und südlich des Dunajec, der die Flur von West nach Ost durchquert, ist die alte Waldhufenanlage noch deutlich zu erkennen. Neben dieser sind im Laufe der Zeit neue Gewanne ausgetan worden, außerdem besteht noch viel unaufgeteiltes Land in der Flur, so im Norden Wald-, im Süden Moorland. Der südliche Teil der Flur ist vollkommen eben, der nördliche steigt von 650 *m* (Wasserspiegel des Dunajec) bis auf 840 *m* an. In jenem Teile der Flur, wo die Waldhufenanlagen noch erkennbar sind, sind in der üblichen Weise die alten Güter in der Mappe durch ihre gelben Grenzlinien noch fixiert. Sie liegen nördlich und südlich vom Dunajec und stoßen senkrecht auf diesen. Aus der nördlich vom Dunajec gelegenen Gruppe pausierte ich zwei der Güter. Abb. 22 gibt ein verkleinertes Bild derselben. Zu dieser Kartenskizze ist zu bemerken, daß sie die beiden Güter nicht in ihrer ganzen Länge wiedergibt. Der nördliche Teil derselben besteht aus Wald. Dieser nimmt in stets gleicher Breite eine Länge von 765 Klaftern ein, da die kürzere Hälfte der beiden Güter, wie sie die Abb. 22 bietet, nur 543 Klafter in der Länge mißt, müssen die Güter etwa eineinhalbmal so lang gedacht werden, als die Skizze sie zeigt. Der Wald wurde weggelassen, um die Wiedergabe des Bildchens im Drucke zu erleichtern. Aus dem Bildchen und dem Gesagten ist nun zu entnehmen, daß die alten Güter in Ostrowsko aus außerordentlich (1398 Klafter) langen und verhältnismäßig schmalen (30 Klafter) Streifen bestanden. An Fläche ergibt dies 24 Joch 840 □°. Es ist dies ein Ausmaß, das der bisher berechneten Größe einer Rola (für Chabowka 56 Joch, für Groń 58 Joch, für Rdzawska 62 Joch) nicht einmal zur Hälfte nahe kommt. Es werden daher wohl die in Abb. 22 skizzierten zwei Güter zusammen als e i n e ursprüngliche Hufe aufzufassen sein. Auch so noch bliebe sie in ihrem Ausmaße, rund 49 Joch, hinter den Ausmaßen der alten großen Hufen der besprochenen drei Gemeinden zurück.

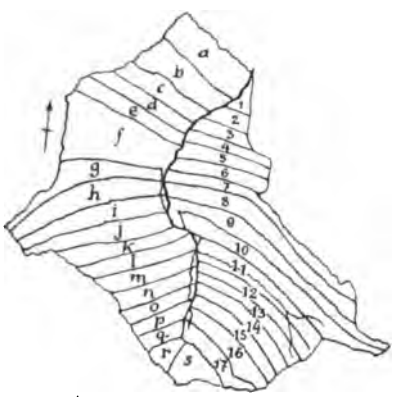


Abb. 21. Croquis der Flur von Rzdawska.

Sind sonach wohl sicher die beiden von der Katasterkarte als Vollhufen angegebenen Güter als Teilhufen aufzufassen, hat also die ursprüngliche Hufe hier in einem Orte, der in der Ebene, also in günstigerem Terrain liegt, wo die Orte rascher zu größeren Gemeinden anwachsen als im Gebirge, schon vor Zeiten eine Teilung der Hufen stattgefunden, so ist seit dieser Zeit die Zerstückelung der Teilgüter noch weiter fortgeschritten. Wir sehen in Abb. 22 im westlichen Gute zwar nur zwei, im östlichen Gute nur drei Häuser eingezeichnet, doch teilen sich in jedes der beiden Güter so viel Besitzer, als jedes derselben schmale Streifen aufweist. Das westliche Gut ist daher in sieben, das östliche in acht Besitztümer zerfallen. Es ist klar, daß einer der Streifen den Ertrag für den Unterhalt einer Familie nicht liefern kann; darum war es notwendig, neue Gewanne (Riede) anzulegen, von denen schon oben die Rede war und in denen die Gemeindeangehörigen neue Felder erhielten, die in einer Weise das Besitztum des einzelnen Bauern vergrößerte, daß er seine Familie aus dessen Ertrag ernähren konnte.

Nachdem ich durch die kurze Besprechung der Gemarkungen der Gemeinden Chabowka, Groń, Rzdawska und Ostrowsko die Waldhufenanlagen im abgesteckten Bereiche nachgewiesen und von den Waldhufenanlagen der Gegend ein hinreichend klares Bild gegeben habe, erübrigt mir noch, über die Ausdehnung der Waldhufendörfer in dem in Rede stehenden Teile Galiziens und über die Zeit ihrer Gründung einiges beizubringen.

In westlicher Richtung konnte ich die Waldhufenanlagen an der Bahnstrecke von Neumarkt bis Szuchahora genau bis zur ungarisch-galizischen Grenze unmittelbar vor Szuchahora verfolgen. Wo der Schienenweg nicht gerade durch Waldland führte — hier sind die Grenzen der Waldhufen nicht markant angegeben —, konnte ich durchaus an der Bahnlinie die stets parallel liegenden und gleich breiten Bauernhufen ganz deutlich gewahren. Als Grenzen zwischen denselben hoben sich begraste Raine oder schnurgerade verlaufende Feldwege vom Ackerboden ab. Wie man an Bahnlinien im fahrenden Zuge von Telegraphensäule zu Telegraphensäule stets die gleiche Anzahl von Sekunden zählen kann, so konnte ich auch hier von Grasrain zu Grasrain oder von Feldweg zu Feldweg die gleiche Zahl von Sekunden in der Fahrt, somit die den Waldhufen eigentümliche gleiche Breite konstatieren. Mit dem Überfahren der Landesgrenze hörte diese Erscheinung mit einem Schlage auf.

Aus der oben erwähnten Arbeit Frankos entnehme ich, daß auch im östlich liegenden Bojkenlande Waldhufenanlagen vorkommen. Franko schreibt „Z. f. ö. V.", 1905, S. 28: „Je reicher der Bauer ist, je breiter also sein Grundstück (ursprünglich waren alle Grundstücke gleich lang, von der Grenze bis an die Grenze des Dorfgebietes und unterscheiden sich nur durch ihre Breite), desto länger ist auch das Gebäude, desto mehr Abteilungen und Verließe hat es." Durch diese Worte sind auf das zuverlässigste Waldhufen charakterisiert. Kommen sie also auch im Bojkenlande — und wie nach dem im allgemeinen gehaltenen Tone des Zitates zu sein scheint — allgemein vor, so dürften sie auch in dem gebirgigen Gebiete, das sich zwischen dem Bojkenlande und dem Bezirke Neumarkt ausdehnt, nicht fehlen. Ob Waldhufenanlagen auch noch östlich vom Bojkenlande sich vorfinden, kann ich nicht konstatieren.

Über das Alter der in verschiedenen Teilen Österreichs und Deutschlands vorkommenden Waldhufenanlagen im allgemeinen hat Meitzen in seinem bekannten Werke[1]) geschrieben. Bd. II, S. 329, hat Meitzen festgestellt, daß die Waldhufen ihr Entstehen planmäßiger Zuteilung ganzer zu rodender Wälder an Kolonen durch Landesfürsten oder andere

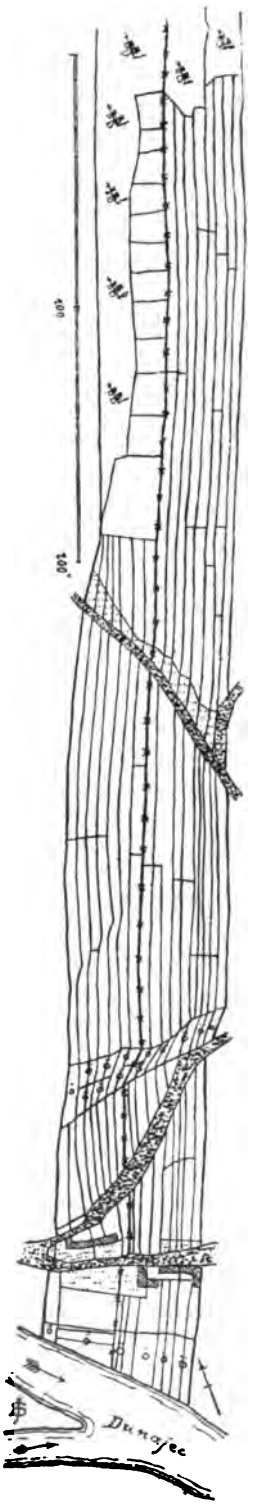


Abb. 22. Zwei Güter aus der Flur von Ostrowsko.

[1]) August Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, der Kelten, Römer Flamen und Slawen. 1895, Berlin.

Machthaber verdanken. Wo demnach Waldhufenanlagen in größerer Zahl oder in geschlossenen Gebieten auftreten, ist stets an Kolonisation in größerem oder kleinerem Maßstabe zu denken. Über Kolonisationen, die in Galizien durchgeführt wurden, gibt uns „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild", Band „Galizien", Aufschluß.

Daß Neumarkt, wie dort S. 90 von Emil Ritter von Habdank-Dunikowski geschrieben wird, im 13. Jahrhunderte gegründet wurde, ward schon oben gesagt. Anton Lewicki erzählt uns S. 148: „Die deutsche Kolonisation unter Heinrich dem Bärtigen in Schlesien schon weit vorbereitet, eröffnete sich den Weg zu den übrigen polnischen Gebieten. . . . Der erste Antrieb hiezu war schon früher, namentlich von seiten der Zisterzienserklöster gegeben, jetzt wetteiferten Fürsten, Klöster, geistliche und weltliche Herren in Gründung deutscher Ansiedelungen. . . . Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurden auch eine Anzahl deutscher Stadtgemeinden in den polnischen Ländern gegründet."

Ludomił German berichtet a. a. O. S. 463 unter Berufung auf Urkunden näheres über die deutsche Kolonisation in Städten und Dörfern Galiziens nach den vernichtenden Tartarenzügen von 1241. So erwähnt er unter anderem, daß die Unternehmer der Kolonisation von Städten *„advocatis"*, die der Dörfer *„scultetis"* (Schulzen) genannt wurden und letztere nebst Rechten und Freiheiten eine Anzahl Hufen nach fränkischem Maße als erblichen Besitz erhielten (S. 464). Die Kolonisation hat sich jedoch nicht allein auf das 13. Jahrhundert beschränkt, sondern es zieht sich, wie German mitteilt, eine unabsehbare Reihe von Lozierungen auch durch das 14., 15., 16., ja bis ins 17. Jahrhundert. Die letzten deutschen Ansiedelungen in Galizien geschahen sogar erst unter Kaiser Josef II. Die besprochenen Waldhufenanlagen werden wohl der ältesten Zeit der Kolonisation, nämlich dem 13. und 14. Jahrhundert, angehören, denn der Mittelpunkt der besprochenen Waldhufendörfer, Neumarkt, wurde im 13. Jahrhundert gegründet. Nähere Aufschlüsse sind durch archivalische Studien zu erwarten. Vom deutschen Element der ehemals deutschen Siedler ist heute, nach 600 Jahren, freilich nichts mehr wahrzunehmen.

Nachträge zu
„Einige bemerkenswerte Ethnologika aus Neu-Guinea“

von Dr. R. Pöch, dieser Jahrgang, S. 57—71.

S. 59, Z. 11 v. o. L. Biró beschreibt das „Feuerreibholz“ aus der Gegend von Berlinhafen als ein Stück weiches Holz, das mit einem harten Holzstäbchen gerieben wird; das Stück von O. Finsch stammt aus der Blanchebucht (Neu-Pommern) und ist im Wiener Hofmuseum (27.513). Beide Teile sind augenscheinlich von derselben Holzart und eher ein weiches als ein hartes Holz zu nennen. Ein ebensolches Feuerzeug aus Neu-Seeland, aus der Kollektion Reischek (42.450), besteht in beiden Stücken auch aus derselben Holzart, diesmal ist es ein hartes Holz. (Die beiden Urteile über die Beschaffenheit des Holzes in diesen beiden Stücken des Wiener Hofmuseums verdanke ich Herrn Mus.-Assist. der botan. Abteil. Dr. Rechinger.) E. Stephan sah wiederholt mit Stücken desselben Holzes Feuer machen, und zwar einer beliebigen Holzart. E. Stephan, Neu-Mecklenburg, Berlin 1907, S. 56 (und S. 10).

S. 59, Z. 2 v. u. Unter gewöhnlichen Umständen wird der Holzprügel wohl auf den Boden gelegt und mit den beiden angestemmten Fußsohlen fixiert. Vgl. die Abbildungen in W. E. Roth, North Queensland Ethnol., Bull. 7., Brisbane 1904, Sect. 9. plate II., 7, und C. A. W. Monckton, Abbildung zu Rep. Nr. 108. Annual Rep. on Brit. New-Guinea 1907.

S. 61, Z. 4 v. u. Auch im Zentralgebirge von Britisch-Neu-Guinea, beim Kambisa-Stamm, Tal des Chirima, Mount Albert Edward, beobachtete C. A. W. Monckton 1906 dieselbe Methode des Feuermachens (oben zit.). Ein Feuerzeug von anderem Typus wurde mir von Dr. Nuoffer im königl. ethnographischen Museum zu Dresden gezeigt. Es stammt aus Deutsch-Neu-Guinea (Astrolabebucht), das Feuer wird nicht mit einem Rotangstreifen gerieben, sondern mit einem pinzetteartigen Rotangstück gesägt. Dr. Nuoffer, dem ich die Kenntnis von diesem Stück und von seiner Verwendung verdanke, beabsichtigt, gelegentlich ausführlich darüber mitzuteilen.

S. 62, Z. 10 v. u. Das Wort „Filetgestrickt“ ist auch für die Technik der Tragbeutel dieser Gegenden in der Literatur allgemein gebraucht (wahrscheinlich seit O. Finsch) und auch hier übernommen. Es scheint mir aber heute die Bezeichnung „Fadenflechtarbeit“ entsprechender. Bei dieser Arbeit wird nicht geknotet, also auch nicht „genetzt“, es wird auch nicht gestrickt. In der Gegend von Cape Nelson und Collingwood Bay sah ich eine Nähnadel (mit Öhr) aus dem Armknochen des fliegenden Hundes in Verwendung, sonst wird wohl meist einfach mit den Fingern geflochten. Es wird um ein Maschenmaß aus Bambusstreifen, Blattsteifen, Holz oder Schildpatt gearbeitet.

S. 65, Z. 9 v. u. Da das S in Maissin deutlich scharf lautet, möchte ich es vorziehen, diese Schreibweise mit Doppel-S in die Literatur einzuführen. (Maissin hat gar nichts zu tun mit A. Haddons Massim-Distrikt.)

S. 70, Z. 7 v. o. Betelkauen kann unter gewissen Umständen die Zähne auch stark abnützen, wie ich seither an einigen wenigen Schädeln sehen konnte. In der Regel reibt aber das Betelkauen in Neu-Guinea die Zähne nicht nennenswert ab, da die Nüsse dort, wo die Betelpalme wächst, frisch, also noch weich, gekaut werden.

S. 71, Z. 9 v. u. C. A. W. Monckton fand bei den Kambisa (2. Juni 1906) ein steinernes Pistill, unten rot vom Zerreiben roter Erdfarbe (oben zit. Report).

LITERATURBERICHTE.

12.

Driesmans, H.: *Der Mensch der Urzeit.* Kunde über Lebensweise, Sprache und Kultur des vorgeschichtlichen Menschen in Europa und Asien. 1. bis 15. Tausend. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1907. 8°. XVI + 198 S. 8 Tafeln und 60 Figuren.

Das Buch, eine für weite Kreise berechnete Zusammenfassung, macht auf den ersten Blick infolge seiner äußeren Vorzüge einen guten Eindruck. Bei näherem Einblicke aber gewahrt man, daß die glänzende, von vielen Zeitungen, wie der Unfug nun einmal ist, nachgedruckte Verlagsrezension einem Autor gilt, dessen Kenntnisse für sein Unternehmen nicht ausreichten. Daher die zahlreichen groben Irrtümer, welche das Buch zur Einführung in die Wissenschaft ungeeignet erscheinen lassen. Weder dem Verleger noch dem Autor geschieht mit dem Urteile Unrecht, daß es eine nachlässige Kompilation seitens eines mit dem Gegenstande nur oberflächlich bekannten Verfassers ist. Im folgenden der Beweis.

Im Literaturverzeichnis fehlt bald Datum, bald Erscheinungsort, bald Titel, häufig mehreres zugleich.

In einem „Handbuch der Paläanthropologie", wie der Verfasser sein Buch stolz im Geleitworte nennt, mit welchem er glaubt, allen bezüglichen „Ansprüchen genügt zu haben", darf man nicht alle Kulturzustände bis zum Neolithikum durcheinandermischen; ja auf S. 25 sind unter der gemeinsamen Bezeichnung „älteste Steinwerkzeuge" ein Chelles-Fäustel, ein Madeleinemesser und ein Knochenstück mit Kerben abgebildet. Auf S. 35 und XV wird ein Höhlenbärenunterkiefer als Unterkiefer des Krapinaschädels (Menschenschädels) dargestellt. Auf S. 36 heißt es „Nuesch berechnet das Alter der ältesten menschlichen Reste auf 20.000 Jahre". Dem Verfasser ist es nicht aufgefallen, daß diese Berechnung (zudem gibt er nur den höchsten Grenzwert an) sich nur auf den Menschen vom Schweizersbild bezieht, also nur für die letzte Kulturperiode des Paläolithikums gilt. Ein Satz auf S. 35 macht es klar, daß die Vermengung der paläolithischen Kulturstufen (trotz der Reproduktion einwandfreier Tabellen am Schlusse) nicht etwa nur der Vereinfachung wegen vorgenommen wurde, sondern im Gehirne des Verfassers präexistierte: „Dieser Urmensch" (der von Krapina) „mag um die Zeit des paläolithischen Menschen gelebt haben, der vor etwa 20 Jahrtausenden in der Schweizersbildfelsnische von Schaffhausen hauste." Etwas zuviel ist auch auf S. 38 gesagt: „Die Schädel von Neandertal und Spy erinnern an die der Friesen." Sehr lustig ist die Abhandlung neolithischer Gräber samt ihrer Schnur- und Bandkeramik und ihren durchlochten geschliffenen Beilen mitten in der älteren Steinzeit.

Auf S. 46 hat der Verfasser („unüberbrückte Kluft zwischen älterer und jüngerer Steinzeit") schon vergessen, was er S. 20 über das mesolithische Zeitalter gesagt. Auf S. 53 ist von einer der „Hallstattkultur entsprechenden Kultur der älteren Steinzeit" die Rede. Was soll das heißen? Auf S. 57 wird anstehender Nephrit aus Steiermark erwähnt. (Der Verfasser hat von den Geschiebefunden gehört.) Etwas stark ist auch die Anwendung des biogenetischen Grundgesetzes auf die Materialbenützung seitens der Kinder (S. 67). Weil kleine Kinder zunächst noch keine Metallsachen haben (so ausschließlich richtig ist das auch nicht), findet Driesmans Steinzeit und Metallzeit im Kindesalter wiederholt. Freunden des Humors sei auch folgender Satz empfohlen: „Die jüngere Bronze- oder ältere Eisenzeit, beide sind nur schwer zu trennen; sie werden auch als Hallstattperiode bezeichnet" (77). Die geweckte Heiterkeit wird nicht vermindert, wenn man den Burgberg von Mykenae (mit dem Löwentor) als Hissarlik-Troja bezeichnet sieht (zweimal, zwischen S. 128 und 129 und S. XIII). Die rührende Unkenntnis des Verfassers über das zeitliche Verhältnis zwischen Eiszeiten und Kulturperioden geht am schlagendsten aus folgenden Sätzen hervor (147): „Die Wanderzüge ... haben sich wahrscheinlich in der Stein-Kupferperiode vollzogen und haben ... ihre Ursache in den Klimaschwankungen, welche die wiederholten Vereisungsperioden Nordeuropas mit sich brachten." Da wundern wir uns auch nicht mehr, daß die südfranzösischen Höhlenzeichnungen in die mesolithische Periode gestellt werden (179),

oder, daß die Periodeneinteilung verschiedener Forscher ohne weitere Bemerkung das eine Mal von oben nach unten, das andere Mal (daneben) von unten nach oben, und zwar das eine Mal mit der Bezeichnung des unteren, das andere Mal des oberen als „I" aufgezählt werden (177—179). In der Tat ein „Handbuch der Paläanthropologie, wie es bisher noch nicht vorliegen dürfte" (S. VIII).

Graz. *V. Hilber.*

13.

Pohlig, H.: *Eiszeit und Urgeschichte des Menschen.* Nach seinen Vorlesungen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1907. 8°. VIII + 142 S. 1 Tafel und 22 Figuren. (Aus „Wissenschaft und Bildung", herausgegeben von Paul Herre.)

Aus des Verfassers Gliederung der känozoischen Vergletscherungen kann man folgende Tabelle zusammenstellen:

- Diluvium
  - Berolinisches Glazial (Riss-Eiszeit):
    - Jüngeres:
      Euanthropen (Cro-Magnon, Engis).
    - Älteres:
      Neandertaler (S. 102 und 110) (Spy, Pódbaba, Neandertal?)
    - Neandertaloïde:
      Löß von Brünn.
  - Helvetisches Interglazial:
    Neandertaler (Krapina, Taubach), Elephas antiquus, primigenius, Trogontherii.
    - Taubachium
    - Mosbachium
    - Süssenbornium
    - Rixdorfium
  - Saxonisches Glazial (Mindel-Eiszeit):
    Pithecanthropus, Elephas Trogontherii; E. meridionalis in Indien.
- Tertiär
  - Norfolk-Interglazial:[1])
    Elephas meridionalis.
  - Skanium-Glazial.

Pencks Günzeiszeit, die dieser Autor nach der Schneckenfauna für diluvial erklärt, erscheint nicht berücksichtigt. Geikies und Pencks nachberolinische Eis- und Zwischeneiszeiten werden, wie von anderen (genannten) Autoren, als Schwankungen in die berolinische Eiszeit einbezogen.

Die für die Eis- und Zwischeneiszeiten gewählten Bezeichnungen dürften ihrer Deutlichkeit und Eindeutigkeit wegen der allgemeinen Annahme zu empfehlen sein.

Manche Einzelheiten erfordern eine Richtigstellung. Auf S. 25 werden die Endmoränen auch als Drümlin bezeichnet, auf der gleichen Seite ist Uznach fälschlich in das Interglazial gestellt. Nicht zu billigen ist auch, daß unbewiesene Anschauungen mehrfach als sicher hingestellt werden (S. 64: je 50.000 Jahre dauernde Eiszeiten mit ebenso langer Zwischenzeit aus astronomischen Ursachen, S. 66: Entstehung der Flußtalsysteme während der Eiszeit durch Fallen des Ozeans; dahin gehört auch die scharfe Polemik gegen die äolische Lößtheorie, bei welcher Pohlig (S. 74) bis zu der Behauptung geht, Hydrobia und Ancylus wären im Löß nicht erhaltungsfähig und deshalb nicht vorhanden. (Und die zarten Succineen des Löß?) In einem Buche, welches den Stand der Wissenschaft geben will, darf man auch nicht als sicher hinstellen, daß der Löß in der berolinischen Glazialzeit entstanden ist (75). Ganz unbegründet ist die Behauptung, daß der Pithecanthropus von Java mit der Begleitfauna (nach den bisherigen Artlisten lauter ausgestorbene Säuger!) zur saxonischen Eiszeit gelebt habe, „daß sonach die Wiege des Menschengeschlechtes während der stärksten Vergletscherung in der tropischen Zone gestanden habe" (88). Darin liegt auch ein Widerspruch gegen den S. 4 vom Verfasser betonten ursächlichen Zusammenhang zwischen Vereisung und Menschwerdung.

Darauf folgt ein wichtiger Abschnitt: „Der Mensch der großen Eiszeit." Entsprechend dem schon früher vom Verfasser vorgreifend erwähnten wird der Affenmensch von Java, dessen jungpliozänes Alter kaum einem Zweifel unterliegen kann, in das ältere Quartär gestellt. Bei Erörterung des „Neandertalmenschen der helvetischen Interglazialzeit" wird mit Recht Gorjanović-Krambergers Funden von Krapina der Vortritt gelassen. Unrichtig ist die allerdings von Kramberger selbst gewählte Bezeichnung des Fundortes als einer Höhle. Es ist ein „Unterschlupf" („abri sous roche"). Fälschlich

[1]) Auf S. 120 und 121 ist von skanischem Interglazial die Rede.

wird auch Rutot die Erfindung des Wortes „Eolithen" zugeschrieben. Daß der Verfasser in der Prähistorie noch nicht vollständig bewandert ist, geht auch aus der Legende zu Fig. 12 und der eingeklammerten Beifügung zu folgendem Satze hervor: „Diese" (ein Teil der Steingeräte von Krapina) „lassen deutlich die Gestalten von Messern, Schabern, Spitzen von Pfeilen oder Lanzen erkennen – solchen von Moustier in Frankreich . . . am ähnlichsten (sogenanntes Mesvinium)" [1]) (98). Zu wenig nüchtern ist auch der Satz (98) „ist die Tatsache, daß der Neandertalmensch von Taubach solche Krapina-Werkzeuge offenbar aus Südosteuropa mitgebracht hatte". Die wichtigen Funde von Mentone (Grimaldirasse) scheinen dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein.

Die paläolithischen Stufen sind nicht, wie es leider bei uns üblich ist, mit den französischen, sondern mit den lateinischen Endungen bezeichnet („Chellium, Moustiérium"). Der Referent würde die Abkürzungen aus „Chelleanum, Mousterianum" „Chellean, Mousterian" vorziehen, weil sie den französischen Bezeichnungen fast und den englischen ganz gleichen. Nebenbei sei erwähnt, daß Chelles nicht bei St. Acheul (104), sondern östlich von Paris liegt. Vielleicht infolge dieses Irrtumes erscheint die Stufe des Acheuléums gar nicht erwähnt. Das Moustiérium hat seit den Werken der Mortillet, aus welchen der Verfasser hier hauptsächlich geschöpft hat, eine viel reichere Industrie geliefert. Auf S. 107 soll es wohl über das Magdalénium statt „da gab es allerlei Hefte und Griffe aus Hirschgeweih" heißen „aus Rengeweih".

Vertrauensvoll darf man dem Verfasser in dem neunten Kapitel (durch Druckfehler dem zehnten des Textes) „Die tierischen Begleiter des Menschen in der großen Eiszeit" [2]) folgen, worüber der Verfasser wichtige Monographien veröffentlicht hat.

Der letzte Abschnitt führt uns kurz „von der großen Eiszeit bis zu der geschichtlichen Epoche". Hier kann man die Parteinahme für den Fischer'schen Standpunkt in der Nephritfrage (135) (ohne Erwähnung einer anderen Ansicht) nicht billigen, ebensowenig den Satz, daß das Bronzezeitalter in der Hallstattperiode seinen Höhepunkt erreichte (138), als dessen Konsequenz die Bezeichnung der La Tène-Stufe als älterer Eisenzeit (139) hervorgeht. Diese veralteten Bezeichnungen hervorzuholen, läge kein Grund vor. Hier handelt es sich aber um einen Irrtum Pohligs in der Sache, wie aus dem Satze auf S. 138 hervorgeht: „Während Eisenerze in rohem Zustande" (?) „schon früher hier und dort zu Werkzeugen verarbeitet worden waren, bestand von der Herstellung der Bronze an bis zur Verhüttung des reinen Eisens aus seinen Erzen noch ein langer Zeitraum. Derselbe endigte mit der älteren Eisenzeit von La Tène . . ." Und die eisernen Hallstattschwerter?

Graz. *V. Hilber.*

14.

Wilser, L.: *Menschwerdung.* Ein Blatt aus der Schöpfungsgeschichte. 1. bis 20. Tausend. Stuttgart, Strecker & Schröder 1907. 8°. VIII + 144 S. 7 Tafeln und 21 Figuren.

Das Buch erörtert in gemeinverständlicher, streng beim Gegenstande bleibender Weise den *Pithecanthropus* von Java und die Neandertalart.

I. „Abstammung." Der Verfasser teilt den Standpunkt, daß der Anfang des heutigen Lebens sich um den Nordpol entwickelt habe. Auch das Ursprungsland des menschlichen Stammvaters sucht er in höheren Breiten. Den gemeinsamen (unbekannten) Urahnen des höheren Affen und des Menschen hat er *„Pithecanthropus atavus"* genannt. Abgesehen von der nicht in die Nomenklaturgesetze passenden, wenn auch mehrfach geübten derartigen Benennung unbekannter Wesen ist die Anwendung des Gattungsnamens unzulässig. Denn als *Pithecanthropus* ist vor Wilser, wie ihm bekannt war, ein in der Entwicklung vorgeschrittenes Wesen bezeichnet worden. In ähnlicher Weise hat sich Wilser beim allerdings konsequenten Ersatz des Gattungsnamens der Spezies *Pithecanthropus erectus* durch *„Proanthropus"* über die erwähnten Gesetze hinausgesetzt. Das gleiche gilt für *Homo primigenius* Wilser,[3]) gegenüber dem älteren Namen *Homo Neandertalensis* King. Damit hat Wilser so ziemlich alles, was in sein Bereich kam, rechtswidrig umgetauft.

II. „Der Vormensch." Dieser Abschnitt bespricht den Affenmenschen von Java. Entsprechend seinem theoretischen Standpunkte betrachtet ihn Wilser als einen Einwanderer aus dem Norden. „Als die ersten Großaffen den Gleicher erreichten, müssen in den nördlichen Gebieten der alten Welt schon Zwischenstufen von der Art des *Proanthropus* und, als diese auf Java eintrafen, schon richtige sprach-

[1]) Dieses, ein eolithischer Horizont und von dem Moustiérium weit getrennt, hat noch keine Werkzeugformen geliefert.

[2]) Darunter versteht Pohlig alle seine drei Eiszeiten zusammen.

[3]) Dieser Name hat sich allerdings, wie Wilser sagt, eingebürgert, aber den Gesetzen der Priorität zuwider.

begabte Menschen gelebt haben." (S. 72.) Dieser Satz geht noch weiter als der an sich unbewiesene der nordischen Abstammung, indem er eine Zeitgleichung einführt, für deren Aufstellung die Anhaltspunkte fehlen.

III. „Der Urmensch." Dieser Abschnitt ist der Besprechung der Neandertalart, die der Verfasser, wie erwähnt, statt des älteren Namens *Neandertalensis primigenius* nennt, gewidmet. Fund- und Deutungsgeschichte sowie das über die Anatomie Gesagte werden klar vorgetragen. Das Fehlen des Kinnvorsprunges, die schwache Entwicklung der gegen den Zug der Sprachmuskeln gerichteten Bälkchen im Unterkiefer, die starke Schmelzfältelung der Backenzähne, lauter wichtige pithekoide Merkmale, werden merkwürdigerweise in einem Buche von so enger Umgrenzung des Stoffes nicht erwähnt. Die von Gorjanović-Kramberger zur Rassentrennung benützten Verschiedenheiten der Menschen von Krapina hält Wilser als durch Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten erklärbar. Als Begleiter des Menschen von Krapina wird nach Krambergers ersten Mitteilungen noch das wollhaarige Nashorn angeführt, welche Bestimmung von ihm später nach Schlosser in *R. Mercki* richtiggestellt wurde. Nach der von Wilser selbst angeführten Fauna von Spy ist auch der Satz für das Alter der Fundschichte des Menschen von Spy unrichtig: „Das Erdalter ist damit unzweifelhaft sichergestellt, ältestes Diluvium und beginnende Eiszeit" (90).

Nicht ohne Widerspruch können auch folgende zwei Anschauungen bleiben. Die Ursache der Eiszeit sieht Wilser in der stetig zunehmenden Abkühlung der Erde. Aber nicht einer Abkühlung über die heutige hinaus, sondern bei der allmählichen Erkaltung kam es zu einem Punkte, bei welchem gewaltige Niederschläge eintraten, auf den Hochgebirgen als Schnee. Durch die damit verbundene Wärmebindung steigert sich der Vorgang. „Je umfangreicher die Eisdecke, desto stärker selbstverständlich die Wärmebindung, desto ausgiebiger die Niederschläge. Da jedoch die Aufnahmsfähigkeit der Luft für Wasserdampf mit der Wärme abnimmt, mußte schließlich der Vorrat sich erschöpfen und die abschmelzende Wirkung der Sonnenstrahlen zu überwiegender Geltung kommen" (99). Mit dieser Theorie der Selbsterzeugung und Selbstvernichtung der Eiszeit wird Wilser schwerlich den Beifall der Meteorologen finden. Gleich originell ist Wilsers Theorie, daß die Haarlosigkeit des Menschen vom Sitzen herrührt; durch das Sitzen entsteht Kahlheit der Sitzflächen. „Eine kahle Stelle aber zieht, wie man an jeder Glatze beobachten kann, die fortschreitende Enthaarung der benachbarten Teile mit sich" (106); und dabei erwähnt Wilser auf derselben Seite die Kahlheit der Gesäßschwielen, der Hohlhand und der Sohle bei Affen. Am Ende rührt die bedauerliche Zunahme der Kahlheit beim männlichen Geschlechte gar von der Benützung ungepolsterter Stühle her.

IV. „Ausblicke" kommt zu dem Schlusse, daß „der Mensch, wenigstens in den höheren Rassen, als Endglied einer langen Entwicklungskette, den Gipfel möglicher Vollendung erreicht hat" (136). Zwingende Gründe für die Richtigkeit dieses von mehreren Seiten ausgesprochenen Satzes liegen nicht vor. Übrigens hält der Verfasser feinere Ausgestaltung des Gehirnes und Zunahme der geistigen Fähigkeiten für möglich.

Schließlich sei noch zu S. 15 bemerkt, daß jungpliozän und pleistozän nicht dasselbe ist.

Ein dankenswertes Verzeichnis einschlägiger Schriften macht den Schluß.

Graz. *V. Hilber.*

15.

Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral unter redaktioneller Mitwirkung und Mitarbeiterschaft von Prof. Dr. Thomas Achelis, Dr. Iwan Bloch, Prof. Dr. Franz Boas, Dr. Georg Buschan, Prof. Dr. A. Eulenburg, Prof. Dr. Anton Herrmann, Prof. Dr. Juljan Jaworskij, weiland Prof. Dr. B. H. Obst, Dr. Giuseppe Pitré, Dr. J. Robinsohn, Prof. Dr. Karl von den Steinen und anderen Gelehrten, herausgegeben von **Dr. Friedrich S. Krauß.** II. und III. Bd. Leipzig, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, 1905, 1906. (Privatdruck: Nur für Gelehrte, nicht für den Buchhandel bestimmt.) XVI, 480 S., VI, 449 S., Lex. 8^0.

Über die außerordentliche Nützlichkeit dieser „Jahrbücher" für die ethnologische Forschung wurde gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes (Mitteil. 1906, Heft 1) bereits eingehend gesprochen. Der erste Band war fast ganz den südslawischen Volksüberlieferungen gewidmet. Das in den beiden vorliegenden Bänden enthaltene Material ist nun viel mannigfaltiger, indem es sich auf verschiedene Gebiete des Sexuallebens und auf eine ganze Reihe geographischer Provinzen erstreckt. Um nur das Wichtigste hervorzuheben, so finden wir im zweiten Bande ein „Idioticon viennense eroticum" und eine

„Auslese von erotischen Wörtern und von Kraftausdrücken der Berliner Mundart" von Karl Reiskel und „Beiträge zum erotischen Lexikon der Deutschen in Nordböhmen" von Josef Schwab — Beiträge, in denen der Sprachforscher manch wertvolles altes Sprachgut finden dürfte. K. Blümml, F. S. Krauß und K. Reiskel teilen „Erotische Lieder aus Österreich" mit, meist mit den Melodien; im ganzen wohl echte Volkslieder, ebenso wie die von Julius Fohn beigesteuerten „Magyarischen Reigentanzlieder aus der Großwardeiner Gegend". Hingegen scheinen mir die von Krauß und Reiskel mitgeteilten Rätsel, Rätselfragen, Sprichwörter und Erzählungen niederösterreichischer Stadtleute zu sehr individuelles Gepräge zu tragen, der Alkohollaune einzelner entsprungen, als daß sie als Äußerungen der Volksseele gelten könnten. Es ist auffällig, wie geistlos und witzlos diese städtischen Erzeugnisse zumeist sind, wenn man sie mit wirklich volkstümlichen Sprichwörtern, Rätseln und Schwänken, sei es der deutschen oder der südslawischen Bauern, vergleicht. Linguistisch und kulturhistorisch sehr interessant ist noch der Aufsatz „Elsässische Erotik" im zweiten Bande.

Eine ganze Reihe von höchst wertvollen Beiträgen bringt aber der dritte Band. So ist gleich die „Umfrage" von F. S. Kraus über „Beischlafausübung als Kulthandlung" ebenso wichtig für die Religionsgeschichte wie für die Ethnologie des Geschlechtslebens. Mit Recht wendet sich Krauß dagegen, daß man diese Sitten als „Prostitution" überhaupt oder als „heilige Prostitution" bezeichnet. „Die Bezeichnung Prostitution ist in diesem Falle ganz unangemessen, denn es handelt sich dabei keineswegs um eine berufsmäßige Ausübung des Geschlechtsaktes wider Sitte und Brauch der Gesellschaft, vielmehr um einen frommen, vom Glauben gebotenen, von der Gesellschaft gebilligten, gelegentlichen Opferdienst" (S. 20) — anstatt „Opferdienst" würde ich lieber sagen „Zauberbrauch", sonst aber unterschreibe ich den Satz vollständig. Es scheint mir überaus wichtig, daß man diese religionsgeschichtlich hochwichtigen Kult- und Zauberbräuche nicht mit den Fragen der Geschlechtsmoral und der Geschichte der Ehe verquicke. Es ist sehr zu wünschen, daß diese „Umfrage" fortgesetzt und alles einschlägige Material zusammengetragen werde; dann wird sich wohl zeigen, wie wenig Prostitution und angebliche Promiskuität mit diesen religiösen Bräuchen zu tun haben.

Nicht minder wertvoll sind die Erhebungen von A. M. Pachinger (Linz) über „die Geburt in Glauben und Brauch der Deutschen in Oberösterreich, Salzburg und den Grenzgebieten" sowohl für die Religionsgeschichte als auch für die Geschichte der Volksmedizin. Zur „Umfrage" über „Liebeszauber der Völker" gibt Krauß interessante Mitteilungen aus dem serbischen Volksglauben.

Sehr reichhaltig sind auch in diesem Bande die Beiträge zur erotischen Volksliteratur. E. K. Blümml teilt „Reime beim Fensterln (Gasselreime) aus Steiermark" mit. Sammlungen magyarischer Volksreime, Lieder und Erzählungen steuert Julius Fohn bei. Eine sehr reichhaltige Sammlung von erotischen Schwänken und Schnurren („Deutsche Bauernerzählungen") aus dem Elsaß gibt F. Wernert. Daran schließen sich elsässische, magyarische und französische Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten, Rätsel und Rätselfragen und Blümml setzt die Sammlung erotischer Volkslieder aus Österreich fort.

Großer Beachtung wert sind die von W. Godelück im Elsaß gesammelten „Erotischen und skatologischen Kinder- und Jugendreime". Wie der Sammler mit Recht bemerkt, verdienen diese Lieder und Weisen die Beachtung aller derer, die sich für Fragen des Jugendschutzes interessieren. Nicht nur Wohnungsnot, Schlafgängerwesen und Prostitution sind vielfach die Ursachen frühzeitiger Verrohung in den Großstädten, sondern auch das Tingltangl und die rücksichtslose Gewohnheit der Erwachsenen, obszöne Lieder vor Kindern zu singen, ja sie ihnen selbst zum Lernen vorzusingen. Ob auch die skatologischen Reime und Witze nur von Erwachsenen angelernt sind oder in der Kinderwelt spontan entstehen, wird sich erst entscheiden lassen, wenn diese Sammlung fortgesetzt sein wird. Jedenfalls verdienen diese Kinder- und Jugendreime, auch von sozialpädagogischen Gesichtspunkten aus, sorgfältig studiert zu werden. Manche dieser Lieder sind wohl eigentliche Volkslieder, die nur zufällig auch von Kindern gesungen werden, so die wirklich schönen Lieder auf S. 242 und 243.

Dem dritten Bande sind auch einige Tafeln mit Abbildungen beigegeben. Über die Mittel zur Verhinderung des Beischlafes eröffnet Krauß eine Umfrage, die durch das Bild eines Keuschheitsgürtels aus der Sammlung Pachinger (Linz) in interessanter Weise illustriert wird. Ein erotischer Alptraum als Holzschnittwerk aus Neu-Irland ist nach dem im Museum für Völkerkunde in Leipzig befindlichen Original abgebildet und erklärt. Phallische Amulette aus Oberösterreich beschreibt mit Abbildungen A. M. Pachinger. Altperuanische Grabgefäße mit erotischen Gestalten sind nach den Exemplaren des Berliner Museums für Völkerkunde abgebildet und von Krauß beschrieben.

In die tiefsten Abgründe des Sexuallebens führen uns die Mitteilungen von O. Knapp über „die Homosexuellen nach hellenischen Quellenschriften", die Umfrage von A. Hellwig über Volksglaube und Sexualdelikte und die von F. S. Krauß mitgeteilten südslawischen Volksüberlieferungen von sodomitischen Verirrungen. In dem letzteren Aufsatze hätte sich allerdings der Herausgeber seine miso-

gynischen Ergüsse (z. B. S. 283f.) ersparen können; sie haben mit der Wissenschaft nichts zu tun und sind in jeder Beziehung fehl am Orte.

Eine Reihe von Buchbesprechungen beschließen diesen überaus dankenswerten dritten Band, dem wir noch viele gleich reichhaltige Nachfolger wünschen. *M. Winternitz.*

16.

Finot, Jean: *Le préjugé des races* (Die Rassenvorurteile). Paris, 1906. Alcan éd. 8⁰, 518 S.

Kein geringerer als Rudolf Virchow hat sich ständig gegen die voreiligen Verallgemeinerungen in der Anthropologie erhoben. Wir meinen, er hatte völlig recht. Und so stimmen wir auch Jean Finot bei, welcher in seinem interessanten Buche denselben aufgeklärten Standpunkt behauptet.

Der französische Verfasser beschränkt sich auf die Rassenfrage. Die moderne Anthropologie hält die Diskussionen über die Rassenmerkmale für ziemlich untergeordnet. Zu wiederholtenmalen haben anthropologische Kongresse die Unmöglichkeit einer strengen Durchführung der diesbezüglichen Klassifikationen anerkannt. Das große Publikum aber weiß wenig davon. Noch immer werden von demselben verschollene Theorien zu verschiedenen, oft nichts weniger als edlen Zwecken angewandt.

Ein großes Verdienst des Finot'schen Buches ist, die Schwäche dieser Theorien vom anthropologischen Standpunkte aus dargetan zu haben.

Im ersten Teile seines umfangreichen Buches zieht er die verschiedenen charakteristischen Merkmale, auf Grund deren man Rasseneinteilungen aufbaut, in Erwägung. Er beweist, daß die Kraniologie ebensowenig als Gesichtswinkel, Nasenindex, Wuchs, Gesichtsfarbe, Haareigenschaften usw. eine wissenschaftliche Basis in dieser Beziehung ergeben können. Ein interessantes geschichtliches Kapitel („Das Evangelium der Ungleichheit und dessen Propheten") sowie eine verständliche naturhistorische Diskussion der Rassenfrage („Tier- und Menschenrassen", „Varietäten und Abarten in der Tier- und Pflanzenwelt", „Unterschiede zwischen den menschlichen Abarten und denjenigen der zwei anderen Welten") vervollständigen diese Abteilung.

In der zweiten Abteilung behandelt Jean Finot die Frage der Faktoren, welche die anthropologischen Unterschiede zwischen den einzelnen Menschengruppen verwischen. Als solche sieht er hauptsächlich das Milieu, die Kreuzungen und das Gesetz der organischen Koordination an.

Die letzten zweihundert Seiten erörtern die Nichtigkeit mehrerer dem Boden der Rassenidee entsprungenen Irrtümer. So gibt der Verfasser eine kritische Übersicht des Standes der arischen Frage, zeigt, wie geringen Wert die Streitigkeiten haben, ob in den französischen und deutschen Adern Gallier- oder Germanenblut fließt. Mit feiner Ironie liefert er den Beweis, daß eigentlich die modernen Deutschen als Nachkommen der Gallier anzusehen wären, während die Franzosen par excellence Germanensöhne sind.

Ebensowenig Nachsicht findet bei Finot der römische Ursprung der modernen romanischen Völkerschaften.

Im Schlußkapitel bekämpft der französische Schriftsteller die Theorie von der Inferiorität gewisser Rassen.

Ein Buch wie „Le préjugé des races" war sowohl für das große Publikum als für die Anthropologie selbst nötig. Es vermindert keineswegs den Wert der anthropologischen Nachforschungen, macht uns aber auf die Nachteile der unvorsichtigen Folgerungen aufmerksam.

Paris. *Dr. W. Bugiel.*

17.

Philipp, Max: *Beiträge zur ermländischen Volkskunde.* Dissertation. Kneike, Greifswalde 1906. 8⁰, 153 S.

Die Arbeit entstammt den Übungen aus dem Gebiete der deutschen Volkskunde des germanistischen Seminares in Greifswalde und gereicht Lehrer und Schüler zur Ehre.

Philipp spricht zuerst über die Geschichte Ermlands in Ostpreußen; dann behandelt er I. die Flurauftteilung, II. die Flurnamen, III. Haufendorf und Straßendorf, IV. das Bauernhaus, V. die ermländische Tracht, VI. Sitte und Brauch.

Man sieht, daß kein großes (und ich kann hinzufügen: auch kein kleineres) Kapitel der Volkskunde unberücksichtigt bleibt. Ich will hier nur auf einige Kapitel eingehen.

Das ermländische Haus ist oberdeutsch, was uns bei der geographischen Lage des Landes interessieren muß; und zwar bewahrt es eine Form, die zeigt, daß das oberdeutsche Haus, als es hieher verpflanzt

wurde, noch recht ursprünglich aussah. Der Flur (*hus* genannt) enthält die Küche, d. h. also, es ist der Herd im *hus* mit Wänden eingeschlossen worden, so daß eine Küche im „Flur" entstand. Daneben finden wir eine Stube mit Ofen und Kammern.

In der Stube befindet sich auch ein „Kamin", „der in Meterhöhe vom Fußboden in die Mauer eingelassen ist und durch eine Rauchleitung mit der Küche in Verbindung steht" (S. 53). Leider erhalten wir über diesen Kamin keine nähere Auskunft. Ist es ein Leuchtkamin? Oder aber wird dort sogar gelegentlich gekocht? Wenn das letztere der Fall ist, dann ist es mit dem oberdeutschen Ckarakter des ermländischen Hauses nicht weit her. Leider beschreibt Philipp auch die Stubenöfen nicht, so daß dem Leser wichtige Kriterien der Herkunft des Hauses ganz vorenthalten werden.

Durch die Küche hätte ein senkrechter Schnitt gelegt werden müssen, damit man die Anlage des Schornsteines erkennen kann (S. 56). Es scheint sich um eine „Trichterküche" zu handeln, wie sie in Oberdeutschland oft vorkommt. Ich schließe das daraus, daß Philipp den Schornstein als Lichtquelle bezeichnet (a. a. O.).

S. 79 wird uns eine Flachsbrechstube gebracht. Sie enthält einen in der Mitte stehenden „Herdofen". Wie sieht er aus? heißt wieder die Frage, die man zu stellen nicht müde werden darf. Abbilden! ist die Forderung der Wissenschaft. Eine arme Skizze zeigt mehr als ein Wortschwall.

Wenig Freude habe ich mit Philipps genetischen Betrachtungen (S. 77), weil der Verfasser die Literatur nicht in entfernt genügendem Maße zu Rate gezogen hat.

Der Abschnitt „Sitte und Brauch" ist sehr lehrreich. Man übersehe nicht S. 109, wo vom übermäßigen Alkoholgenusse die Rede ist. Wichtig ist S. 115 ff. über das Gildewesen. S. 123 wird von den Mitteln, die Rückkehr der Seelen der Verstorbenen zu verhindern, gesprochen. Ich möchte hier auf eine wichtige Stelle in Fr. Nansens „Eskimoleben", übersetzt von M. Langfeldt, S. 217, verweisen: „Die Toten werden sofort nach dem Ausscheiden hinausgebracht, und zwar, wenn sie in einem Hause gestorben sind, durch das Fenster; sterben sie aber im Zelte, so durch eine eigens für diesen Zweck in die Hinterwand gemachte Öffnung. Dies stimmt merkwürdig mit der in Norwegen allgemein verbreiteten Sitte, die Leichen durch eine für diesen Zweck gemachte Öffnung in der Wand hinauszutragen." Dieser Brauch, dem die Schließung des Loches natürlich folgte, war auch in Deutschland nicht unbekannt und dürfte bei den Eskimos wohl Entlehnung aus der skandinavischen Kultur sein.

Zu S. 80 will ich bemerken, daß das, was Philipp aus dem *„domus ipsa"* des Planes von St. Gallen schließt, ich schon 1893 daraus geschlossen habe. Vgl. jetzt Verfasser, Das deutsche Haus, S. 25, 78.

Möge Philipp auch in Hinkunft seine in dieser Schrift bewährte Geschicklichkeit in den Dienst der Volkskunde und Hausforschung stellen!

Graz. *Rudolf Meringer.*

18.

Naukowyj zbirnyk pryświaczenyj M. Hruszeuśkomu (Wissenschaftliches Sammelwerk Professor M. Hruszeuskyj gewidmet). Lemberg 1906.

Im Jahre 1894 wurde auf den Lehrstuhl für ruthenische Geschichte in Lemberg ein junger ukrainischer Gelehrter, Michael Hruszeuskyj, berufen. Seine emsige Arbeit fand viel Anerkennung; als Frucht dieser Anerkennung ist ein Sammelwerk anzusehen, welches ihm von seinen Zöglingen und Freunden zur Würdigung der zehnjährigen Tätigkeit gewidmet wurde.

Die Sammlung besteht aus 25 Abhandlungen, von denen sieben das Folklore betreffen.

Dr. Iwan Franko lieferte zwei Beiträge. Im ersten untersucht er die Quellen der Legende von Nalewajko. Nalewajko war der Häuptling eines Kosakenaufstandes (1597). Vom polnischen General Stanislaus Żółkiewski besiegt, wurde er nachher in Warschau enthauptet.

Doch Jahrhunderte hindurch las man in polnischen, ruthenischen und russischen Geschichtswerken, sein Tod sei viel schrecklicher gewesen. Man hätte ihn in einen ehernen Stier verschlossen, ihm eine glühende kupferne Krone aufgezwängt und ihn dann lebendig verbrannt.

Obwohl im 17. Jahrhunderte ähnliche Greueltaten überall verübt wurden, so müssen wir doch zu Ehren Polens erklären, Nalewajkos Schicksal sei weniger grausam gewesen. Er starb unter der Henkershand, aber ohne Greulichkeiten. Es sind eben ruthenische Schriftsteller, vor allen W. Domanyćkij, welche dies umständlich dargetan haben. Den besten Beweis liefert nach Domanyćkij der Brief des Ruthenen Felix Skumyn, welcher ein Augenzeuge des Todes des Kosakenhäuptlings war. Sein Ursprung und seine ausgesprochenen Sympathien für die Kosaken hätten ihn sicher dazu bewogen, nichts von den Martern Nalewajkos zu verhehlen, wenn dieselben stattgefunden hätten. Nun schreibt er an Christoph Radziwill, Nalewajko sei bloß enthauptet und dann geviertteilt worden.

Diese glücklicherweise widerlegte Legende sucht Dr. Franko auf ihre Quellen zurückzuführen.

Unleugbar ist ein gewisser Zusammenhang zwischen der Phalaris- und der Nalewajkolegende. Iwan Franko gibt eine gute Übersicht der Phalarisliteratur, zieht auch die Manassiasepisode aus der Bibel zum Vergleiche heran (wobei er eine Fassung dieser Episode aus einer ungedruckten ruthenischen historisch-theologischen Kompilation des 18. Jahrhunderts mitteilt) und gelangt zum Schlusse, die Nalewajkolegende sei unzweifelhaft unter dem Einflusse der Phalarislegende entstanden, ohne jedoch ein Abklatsch davon zu sein.

Die andere Arbeit Frankos führt den Titel „Beiträge zur ruthenischen Onomastik". Der Verfasser beschränkt sich auf historische Akten aus dem 16. Jahrhundert, seine Folgerungen sind nicht unanfechtbar; da aber die Diskussion eigentlich einen philologischen Charakter haben müßte, so lassen wir die Sachen auf sich beruhen.

Vortrefflich ist Wladimir Hnatiuks „Volksnahrung bei den Bojken". Es ist dies die Fortsetzung seiner schon vor 1899 begonnenen Studien (vgl. seine Arbeit „Volksnahrung im Buczaczer Bezirke in Materjały do ukraińsko-ruskoji Etnologiji", I, p. 96—110). Mögen auf diese Abhandlung noch andere diesbezügliche folgen.

Von demselben Verfasser sind die „Kulturellen Beziehungen zwischen den Ruthenen und Serben". Die Arbeit hat einen geschichtlichen Charakter, sie könnte aber auch einen folkloristischen haben. Im 18. Jahrhundert nämlich wurde eine große Strecke Südrußlands von serbischen Auswanderern besiedelt. Dieselben sind jetzt bald ruthenisiert, bald russifiziert worden. Es wäre erwünscht gewesen, daß W. Hnatiuk, der ein ausgezeichneter Kenner der ruthenischen und serbischen Folklore ist, der Frage der gegenseitigen Beeinflussung der beiden Volksliteraturen und Volkssitten nachginge.

Wertvoll ist die Abhandlung über das Tabakschmuggeln in den galizischen Karpathen, welche der Pfarrer von Mszaniec, Michael Zubryckij, geliefert hat. Ebenfalls nur Gutes kann der Arbeit Dr. Zenon Kuzelas nachgesagt werden. Der Verfasser behandelt die slawischen Balladen, in denen der junge Mann sich als Mädchen verkleidet oder in einen Sack vernähen läßt, um so in eine Frauenwohnung zu gelangen und in den Besitz der schönen Bewohnerin derselben zu kommen.

Mit viel Scharfsinn untersucht Dr. Kuzela die erste Untergruppe und dann die zweite. Die erste (Verkleidung) ist insbesondere in den böhmischen Ländern vertreten, den tschecho-slowakischen Fassungen gesellt sich eine ruthenische (aus Nordungarn) und eine wendische zu. Alle diese Lieder bilden jedoch nur einen Abast der westeuropäischen Balladen, die in Italien (La falsa monaca), Frankreich, Spanien, Deutschland (Zeit bringt Rosen), Holland, Dänemark (Hafbur und Signild) zu wiederholten Malen verzeichnet wurden.

Doch auch in dieser Untergruppe bestehen zwei Varietäten, die zwar einander in gewisser Beziehung beeinflußt haben, in gewisser Beziehung aber voneinander abstechen. Denn der junge Mann ist bald (Westslawen, Italien) ein reicher Wollüstling, der nur des Mädchens habhaft werden will, bald (Deutschland, Dänemark) ein Bewerber, dem der stolze Vater das Mädchen abgeschlagen hat und der durch List den Sieg davonträgt. Zu dieser Kategorie schlägt Kuzela zwei stoffverwandte serbokroatische Lieder.

Dr. Kuzela hat nicht nur seine Materialien emsig gesammelt, auch deren Beleuchtung macht ihm Ehre. Er faßt die Ballade als vereinzelten Ausdruck eines Motives auf, der allgemein menschlich ist und in den verschiedensten Literaturen vorkommt. Bei Somadewa pflegt ein junger Mann Umgang mit einer Königsfrau, nachdem er sich als Mädchen verkleidet und in den Dienst der genannten Dame getreten. In einem spanischen Märchen vermummt sich ein Königssohn als eine alte Frau und bringt die Nacht im Bette drei junger Mädchen zu. Doch die jüngste fast Verdacht, bindet ihn fest und wirft ihn aus dem Bette hinaus.

Die schwedische Ballade „Wallewans]Verkleidung" erzählt, wie Wallewan auf einem Schiffe vor das Haus einer schönen Jungfrau kommt, sich bei ihr für eine Königstochter ausgibt, ihr Herz gewinnt und sie dann auf sein Schiff verlockt, um mit ihr davonzusegeln.

Das serbische Lied „Seń Iwans Heirat" handelt von Iwan, welcher das türkische Mädchen Ajkuna liebt, sich, um mit ihr beisammen zu sein, als Weib verkleidet, mit ihr allerlei Hausarbeiten verrichtet und sie dann heimlich hinwegführt.

Zwei neugriechischen Balladen liegt dieselbe Verkleidung zugrunde.

Ein italienisches Märchen unterhält uns von einem Könige, der seine Tochter versteckt hält und sie nur demjenigen zu geben verspricht, welcher sie auffindet. Giuseppo läßt einen Drachen bereiten und verbirgt sich in dessen Innerem. Man bringt den Drachen auf den Königshof, der König zeigt ihn der der Tochter, worauf Giuseppo in des Königs Abwesenheit aus dem Drachen hervortritt und die Bekanntschaft der königlichen Jungfer macht.

Dieses Märchen erinnert an die zweite Untergruppe, wo ein Herr in den Besitz der hübschen Müllerstochter auf diese Art gelangt, daß er sich in einem Sack in die Mühle bringen läßt.

Und doch sind alle diese Lieder und Märchen keine Fassungen der von Kuzela untersuchten Balladen, denn in anderen Episoden unterscheiden sie sich davon wesentlich. Sie bilden nur den Ausdruck derselben Denkungsweise.

Aus diesem Grunde ist auch jedes geschichtliche Substratum (bei den Slowaken ist der Held der Ballade Matthias Corvinus) in unserem Volksliede zu leugnen.

Die zweite Gruppe ist bei den Deutschen, Holländern, Wenden und Polen vertreten. In künstlerischer Hinsicht muß der Vorrang dem polnischen Texte zuerkannt werden.

Obgleich die beiden Balladen dem allgemein menschlichen Boden entsprungen sind, kann man doch den Zentren nachgehen, in welchen dem gegebenen Stoffe die entsprechende literarische Form verliehen wurde.

Dr. Kuzela meint, daß in der ersten Untergruppe die Heimat des Versifikators in Frankreich oder Deutschland, in der zweiten in Deutschland zu suchen wäre. Vom Westen sei die Ballade nach Osten eingedrungen.

Es wäre dagegen nichts einzuwenden. Die Verfassung einer Ballade erheischt einen gewissen Grad der Kultur; da dieselbe Ballade in West- und in Osteuropa vorkommt, so kann leichter angenommen werden, sie sei im kulturell höher entwickelten Westen entstanden. Die Entstehungsart fällt wahrscheinlich mit der Trubaduren- und Meistersingerepoche zusammen.

Den Band beschließt die ethnographische Parallele Dr. Fedor Wolkows „Der Kaukasus und die Karpathen". Der Verfasser findet viel Ähnlichkeit zwischen den huzulischen und kaukasischen Kleidungsstücken und alltäglichen Gebrauchsgegenständen. Seine sinnigen Beobachtungen hätten an Wert noch mehr gewonnen, wenn den Text entsprechende Abbildungen begleitet hätten.

Paris. *Dr. W. Bugiel.*

19.

Vier philosophische Texte des Mahâbhâratam: Sanatsujâta-parvan, Bhagavadgîtâ, Mokshadharma, Anugîtâ. In Gemeinschaft mit Dr. Otto Strauß aus dem Sanskrit übersetzt von **Dr. Paul Deussen.** Leipzig, F. A. Brockhaus, 1906. XVIII und 1010 S., 8°.

Kein Werk der indischen Literatur ist für den Völkerforscher von größerer Wichtigkeit als das Mahâbhârata. Ist ja dieses „Epos", wie es gewöhnlich genannt wird, gar kein Epos im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr eine ungeheure Enzyklopädie, in welcher das Dichten, Denken und Wissen von Jahrhunderten aufgespeichert ist. Von seinen ungefähr 100.000 Versen enthält nur ein kleiner Bruchteil die Reste der alten Heldendichtung. Daneben enthält es eine Fülle von Mythen, Sagen und Legenden, Fabeln, Parabeln und moralische Erzählungen, zahllose Sprüche von der Art, die indische Spruchweisheit so berühmt gemacht hat, und schließlich auch ganze lange Abschnitte über Recht und Sitte, sowie über Philosophie und Religion. Manche dieser Abschnitte, wie die in dem vorliegendem Bande übersetzten, können als selbständige Lehrgedichte bezeichnet werden. Es ist klar, von wie großer kulturgeschichtlicher und namentlich religionsgeschichtlicher Bedeutung das Mahâbhârata ist, und es ist gewiß zu bedauern, daß es bis jetzt noch keine vollständige deutsche Übersetzung des Werkes gibt. Es ist daher jede gute Übersetzung irgendwelcher größerer Abschnitte dieses merkwürdigsten aller indischen Literaturerzeugnisse dankbar zu begrüßen. Die vorliegenden Übersetzungen von vier philosophischen Texten des Mahâbhârata durch Paul Deussen und seinen Schüler Otto Strauß können Nichtindologen um so wärmer empfohlen werden, als sie mit Klarheit und Verständlichkeit die größte philologische Treue und Zuverlässigkeit verbinden.

Deussen ist längst als Philosoph wie als Sanskritphilolog gleich bekannt und geschätzt und ihm verdanken wir nicht nur ausgezeichnete Werke über die indische Philosophie, das „System des Vedânta" (2. Aufl., Leipzig 1906) und die „Allgemeine Geschichte der Philosophie", deren bisher erschienene Teile die Philosophie des Veda (Leipzig 1894, 2. Aufl. 1906) und die der Upanischads (Leipzig 1899) behandeln, sondern auch die vortrefflichen Übersetzungen der „Sûtra's des Vedânta" (Leipzig 1887) und der „Sechzig Upanischad's des Veda" (Leipzig 1897, 2. Aufl. 1905). Auch der vorliegende Band von Übersetzungen ist zunächst als Quellenwerk für die Geschichte der indischen Philosophie gedacht und soll die Grundlage für den zu erwartenden dritten Teil von Deussens „Allgemeine Geschichte der Philosophie" bilden. Man glaube aber deshalb nicht, daß das Werk nur für Indologen von Fach oder für Philosophen von Fach Interesse haben könne. Zunächst sind diese „philosophischen" Texte keineswegs bloß philosophisch; insbesondere der „Mokshadharma", dessen

Übersetzung den größten Teil des Bandes füllt, enthält mancherlei Sagen und Erzählungen, die mit Philosophie wenig oder gar nichts zu tun haben. Ferner aber ist in Indien die Philosophie stets untrennbar mit der Religion verbunden und alle hier übersetzten Texte sind von dem größten religionsgeschichtlichen Interesse. Endlich liegt der Schwerpunkt der Philosophie, um die es sich in den hier übersetzten Texten handelt, in der Ethik. Ich glaube aber, daß die Zeit gekommen ist — Edward Westermarcks großes Werk „The Origin and Development of the Moral Ideas" ist mir ein Beweis dafür —, wo die Völkerkunde sich ebenso intensiv mit der Entstehung und Entwicklung der sittlichen Ideen beschäftigen wird, wie sie sich bisher mit der Erforschung von Waffen und Werkzeugen, Schmuck und Kleidung und anderen Erscheinungen der materiellen Kultur und mit dem Studium der äußeren Lebensformen der Völker befaßt hat. Für dieses ethnologische Studium der sittlichen Ideen gibt es aber keinen günstigeren Boden als Indien. So wie die Religionswissenschaft, so wird auch die ethnologische Ethik die reichen Schätze der altindischen Literatur — und nicht zum mindesten des Mahâbhârata — als unentbehrliche Quellen schätzen lernen.

Gerade weil der Titel des hier besprochenen Werkes dem Ethnologen zunächst nichts zu versprechen scheint, glaubte ich die Leser dieser „Mitteilungen" darauf aufmerksam machen zu sollen. Es sei allen, die sich für die Wissenschaft vom Menschen im weitesten Sinne des Wortes interessieren, aufs wärmste empfohlen. *M. Winternitz.*

20.

Thomas, Northcote W.: *Kinship Organisations and Group Marriage in Australia.* XIII, 163 S., 8°. Cambridge 1906.

Über die australischen Klassenorganisationen und Eheformen ist bekanntlich schon viel geschrieben und debattiert worden; auch die deutsche Literatur besitzt darüber ein für den damaligen Stand der Forschung ausgezeichnetes und heute noch immer sehr brauchbares Spezialwerk (Cunow, „Die Verwandtschaftsorganisationen der Australneger", Stuttgart 1894). Thomas unterzieht in seinem oben angeführten Buche die gesellschaftlichen Einrichtungen der Ureinwohner des fünften Erdteiles einer scharfsinnigen kritischen Untersuchung an der Hand des namentlich in den letzten Jahren durch die Forschungen von Roth, Mathews, Spencer, Gillen u. a. immer reichlicher zugeflossenen Materiales und gelangt hiebei zu wesentlich anderen Resultaten als seine Vorgänger. Die sogenannten Phratrien, in welche die australischen Stämme zerfallen (die Bezeichnung stammt von Morgan), sind ihm im Wege der natürlichen Entwicklung umgewandelte Heiratsgruppen, die nur neue Namen erhalten haben; die Heiratsklassen haben sich wieder aus den Phratrien herausentwickelt und sind daher eine jüngere soziale Erscheinung wie diese. Thomas verwirft gänzlich die Morgan'sche Theorie von der ursprünglichen Promiskuität der Australier und erblickt auch in dem Pirauru-Eheverhältnis der Dieyerie im Gegensatze zu Cunow u. A. weder eine Gruppenehe noch auch einen Beweis für das frühere Vorhandensein einer solchen. Wegen weiterer Details sei auf das sehr inhaltsreiche, wenn auch stellenweise nicht ganz leicht verständliche Werk selbst verwiesen, welches zweifellos in der Erkenntnis der so komplizierten sozialen Einrichtungen der Australier einen bedeutenden Fortschritt darstellt. Gewiß ist damit die Forschung nicht abgeschlossen; doch bei der Menge vager Hypothesen, mit welchen die Vorgänge und Einrichtungen des australischen Gesellschaftslebens bisher erklärt wurden, muß es als ein wahres Verdienst bezeichnet werden, wenn ein durch die gründliche Kenntnis und Verarbeitung der einschlägigen Literatur befähigter Ethnologe uns endlich ein zusammenfassendes objektives Bild aller einschlägigen Verhältnisse gegeben hat, eine Grundlage, auf welcher andere nun weiter bauen können. Wenn Cunow mit Recht Morgan als den ersten hinstellt, der die Identität der nordamerikanischen Totemverbände mit den römischen Gentes erkannt und unsere heutigen Verwandtschaftssysteme als Ergebnisse langer Entwicklungsprozesse erwiesen hat, so hat Thomas unseres Erachtens nunmehr den vollgültigen Beweis geliefert, daß auch die australischen Verwandtschaftssysteme und Familienformen keineswegs zu den primitiven gerechnet werden dürfen, vielmehr ebenfalls Endglieder langer Entwicklungsreihen darstellen und daß daher die Verwertung dieser Einrichtungen zu gewagten Schlüssen auf die menschlichen Urzustände unzulässig, zumindest aber verfrüht ist.

Wien. *Dr. Rich. Lasch.*

21.

Schuller, Rudolfo R.: *Sobre el orígen de los Charrúa,* réplica al doctor Jorje Friederici, de Leipzig. Publ. en los anales de la Universidad de Chile, Tomo CXVIII, Número de Marzo i Abril. Santiago de Chile, 1906. —8°. 158 pp. 2 Beilagen, 1 Karte.

Der bekannte und gelehrte Amerikanist G. Friederici hat („Globus", Bd. 89 [nicht 39], 1906, S. 30—34) die Ansicht entwickelt, daß die Charrua, die heute als Stamm erloschen sind, und deren Verwandte (die Minuanes oder Yaro) mit den Tupi, respektive den Lenguas des Chaco in Verbindung zu bringen sein möchten. Hiebei stützte er sich weniger auf sprachliche Beweise, da einerseits zu wenig von den Sprachen der Charrua und Lenguas bekannt ist, anderseits das Wenige nicht hinreicht, um eine alte und enge Beziehung der Tupi mit den „Chaqueños" auszuschließen. Dagegen gründet sich der Beweis enger Verwandtschaft der genannten Stämme auf die merkwürdige und nur selten in Südamerika beobachtete Sitte des Tränengrußes sowohl bei Tupistämmen in alter Zeit als auch bei den Lenguasindianern des Chaco.

Schuller macht nun, um diese „Theorie" zu bekämpfen, eine sehr breit angelegte Entgegnung, die an Klarheit recht viel zu wünschen übrig läßt. Zunächst gibt Schuller die spanische Übersetzung der erwähnten Arbeit Friedericis und fügt in die Abhandlung nicht weniger als drei Bibliographien ein (S. 5--7, S. 30—36, S. 147—153).

Schuller lehnt (S. 28) eine Verwandtschaft des Tupi mit den Guaycuru mit Recht ab; aber er tut Friederici bitter Unrecht, wenn er ihm eine derartige Behauptung zuschiebt. Nirgends hat Friederici etwas derartiges ausgesprochen, da er vielmehr nur ethnologisch Tupi und Charrua vergleicht, welch letztere Schuller seinerseits zur Südgruppe der Guaycurufamilie (S. 37—38) rechnet. Obgleich Schuller selbst in seiner Einleitung zur Ausgabe der Reisen Azaras die Zugehörigkeit der Charrua zu den Chacoindianern auf ethnographische und anthropologische Merkmale stützt, spricht er die Berechtigung eines Vergleiches der somatischen und anderer Eigenschaften der Tupi und der Lenguas dem genannten Friederici einfach ab.

Des äußerst langatmigen Beweises, daß eine Verwandtschaft der Guaycurusprache mit dem Tupi-Guarani nicht besteht (S. 51), hätte es entweder gar nicht bedurft oder dieser hätte viel kürzer erbracht werden können. Schuller behauptet, daß Friederici diese Theorie zwar nicht offen ausspreche, aber sie doch durchblicken lasse (S. 57). Das ist aber durchaus nicht der Fall, da Friederici, wie gesagt, lediglich ethnologisch, und besonders auf die Sitte des Tränengrußes sich stützend, die Charrua mit den Tupi — anscheinend mit gutem Grunde — in Zusammenhang bringt. Wenn Schuller die Charrua zu den Guaycuru rechnet und von Friederici annimmt, daß dieser die Charrua mit den Tupi auch sprachlich zusammenbringt, dann ist es doch etwas kühn, aus der Arbeit Friedericis das Fazit zu ziehen, daß letzterer sprachliche Beziehungen zwischen dem Tupi-Guarani und dem Guaycuru aufstelle.

Die diesbezüglichen Ausführungen, die mancherlei Vokabulare und grammatische Bemerkungen enthalten, erstrecken sich bis über S. 128, wo Schuller die Mataco-Mataguayos der linguistisch doch kaum mehr haltbaren „Nú-Gruppe" zuweist.

Von einer exakten wissenschaftlichen Widerlegung Friedericis durch diese Abhandlung Schullers kann um so weniger die Rede sein, da Schuller offenbar die Arbeit Friedericis in den wesentlichen Punkten mißverstanden hat.

Die ethnographische Karte, die Schuller noch beifügt und deren Erklärung die Seiten 143 bis 147 gewidmet sind, erhebt den Anspruch, dem gegenwärtigen Stande der Forschung zu entsprechen. Sie zeichnet sich aber durch eine außergewöhnliche Oberflächlichkeit aus. Es werden in Farben zehn Hauptgruppen in Südamerika unterschieden, dagegen alle näheren Unterabteilungen nur im Texte aufgezählt, aber in keiner Weise kartographisch fixiert. Die Bedeutung der zehn Farben ist nur aus dem Index S. 158 zu erraten. Der einzige geographische Name auf der Karte ist der des Rio de la Plata. Über den Ursprung der Charrua, wovon die Arbeit eigentlich handeln sollte, erfahren wir leider eigentlich gar nichts.

Von den zielbewußten und sorgfältigen Abhandlungen Friedericis sticht diese polemische Kompilation Schullers in für letzteren nicht gerade vorteilhafter Weise ab.

Berlin. *Dr. W. Lehmann.*

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

XXXVII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE VII. BAND.)

VI. HEFT.

MIT 10 TEXTABBILDUNGEN.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1907.

Schluß der Redaktion am 10. Dezember 1907.

Die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft i.. ... jährlich in 6 Heften. Die gesondert paginierten Sitzungsberichte werden ... einzelnen Heften angeschlossen und nur von Fall zu Fall an die Mitglieder ...

Die ...

INHALT.

Abhandlungen. Seite

R. Pöch: Ausgrabungen alter Topfscherben in Wanigela (Collingwood-Bay). (Mit 1) Abbildungen im Texte) 137
R. Lasch: Über Sondersprachen und ihre Entstehung (2. Teil) 140
M. Much: Die Hausberge in Niederösterreich. Ihre Bedeutung und Zeitstellung 163

Nekrolog.

F. Heger: Wilhelm Grempler † 172

Literaturberichte.

Nr. 22—41 174

Titel und Inhalt zu Band XXXVII.

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Mitteilungen allein verantwortlich.

Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1908.

Protektor:

Seine kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Präsident:

*Dr. Karl **Toldt**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

Vize-Präsidenten:

Dr. Vratoslav **Jagić**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Matthäus **Much**, k. k. Regierungsrat.
*Franz **Heger**, k. k. Regierungsrat und Direktor der anthr.-ethn. Abteilung des k. k. naturh. Hofmuseums.

Sekretäre:

*Dr. Rudolf **Much**, k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Leo **Bouchal** (Redakteur der „Mitteilungen").

Rechnungsführer:

Dr. Karl **Außerer.**

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Rechnungszensoren:

Moriz **Wasserburger**, k. k. Postrat.
Dr. Oskar **Hovorka Edler v. Zderas.**

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl**, k. k. Ministerialrat i. P.
Anton **Dachler**, Ingenieur.
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Gustav **Kraitschek**, k. k. Gymnasial-Professor.
Hugo Freiherr v. **Kutschera**, k. u. k. Geheimer Rat und Sektionschef.
Dr. Richard **Lasch**, k. k. Bezirksarzt.
Dr. David Heinrich **Müller**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Eugen **Oberhummer**, k. k. Universitäts-Professor.
Karl **Penka**, k. k. Gymnasial-Professor.
Dr. Leo **Reinisch**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Leopold v. **Schroeder**, k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Hermann Ritter **Schullern zu Schrattenhofen**, k. k. Hofrat und Professor an der Hochschule für Bodenkultur.
Dr. Ernst **Sellin**, k. k. Professor an der evang.-theol. Fakultät.
Dr. Siegmund **Wahrmann**, prakt. Arzt.
Hans Graf **Wilczek**, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer.
*Dr. Emil **Zuckerkandl**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

* Mitglieder des Redaktions-Komitees.

Zur gefälligen Beachtung.

Sendungen und Zuschriften für die Redaktion und Administration dieser Mitteilungen sowie für die Bibliothek und das Sekretariat der Anthropologischen Gesellschaft werden unter der Adresse *„Anthropologische Gesellschaft in Wien, I. Burgring 7"*, erbeten. An dieselbe Adresse wolle man auch Anmeldungen zum Beitritte, welcher zu jeder Zeit erfolgen kann, gelangen lassen. — Der Jahresbeitrag beträgt für ein wirkliches Mitglied 10 Kronen, für ein unterstützendes Mitglied 20 Kronen. Geldsendungen sind ausschließlich an den Kassier der Gesellschaft, Herrn *Karl Freiherrn v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8,* zu adressieren.

Buchhändlerische Aufträge, welche unsere Mitteilungen betreffen, ersuchen wir an *Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien, I. Rotenturmstraße 13,* welcher den Verlag der sämtlichen Publikationen der Gesellschaft übernommen hat, zu richten.

Es wird ersucht, Bücher, von welchen eine Anzeige gewünscht wird, in zwei Exemplaren einzusenden, da die Gesellschaft die einlaufenden Geschenke dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum abgibt und eine Besprechung nur dann veranlassen kann, wenn sie für den Gebrauch des Referenten ein zweites Exemplar erhält.

Sonderabdrücke und Zeitschriftenartikel können unter keinen Umständen besprochen werden. (Beschluß des Redaktionskomitees vom 6. Dezember 1904.)

Das Sekretariat.

Ausgrabungen alter Topfscherben in Wanigela (Collingwood-Bay).

Von Dr. **Rudolf Pöch** in Wien.

(Mit 10 Abbildungen im Texte.)

Anläßlich des Berichtes über meine anthropologische Studienreise nach Neu-Guinea, den ich am 9. Jänner d. J. der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erstattete, legte ich eine Anzahl Topfscherben[1]) vor, die ich bei Wanigela, in der Collingwood-Bay (Britisch-Neu-Guinea), ausgegraben hatte. In den „Mitteilungen" dieser Gesellschaft (Bd. XXXVII, S. 67—71) wurden diese Funde besprochen und einige wenige Proben abgebildet.

Im folgenden soll diese erste Veröffentlichung eine Ergänzung erfahren. Es ist wohl wert, noch einige Stücke mehr von diesen merkwürdigen Funden abzubilden

a *b* *c* *d*

Abb. 1 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

und zu zeigen, einen wie hohen Grad technischer und künstlerischer Vollendung diese „prähistorischen" Stücke aufweisen. Als prähistorisch kann man sie wohl bezeichnen, da eine Tradition, welche die einzige ungeschriebene Geschichte Neu-Guineas ist, über sie nicht besteht. Damit ist gleich gesagt, daß man diese prähistorischen Funde Neu-Guineas nicht in so ferne Zeiten zurückverlegen muß, wie die Vorgeschichte anderer Länder; anderseits sind die bisher gefundenen Dinge, Tonscherben, Muschelstücke, Obsidiansplitter u. dgl., eingebettet in einen trockenen Sand, derart, daß ihre relativ gute Erhaltung nicht gegen ein höheres Alter spricht.

[1]) Die Stücke sind nun in der ethnographischen Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

Abb. 1 zeigt vier besonders große und schöne Randstücke (alle $^1/_3$ der natürlichen Größe). Sie sind auch sehr gut geformt, wohl geglättet und schön gebrannt. Ein sehr häufiges Motiv ist die Spirale. Eine echte Spirale zeigt *b*, während *a* und *d* Ornamente zeigen, die aus konzentrischen Kreisen bestehen. Auf den beiden Scherben, Abb. 2 und 3, kehren diese beiden Motive, der konzentrische Kreis und die Spirale, wieder.

Häufig kommen dreieckige Felder vor; diese sind entweder im Inneren freigelassen, wie auf den Scherben Abb. 1 *c*, oder der Innenraum ist durch parallele Schraffierung ausgefüllt, wie bei dem Stück *a* dieser Abbildung. Dasselbe zeigt auch

Abb. 2 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

Abb. 3 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

Abb. 4 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

Abb. 2 unter dem Motive der konzentrischen Kreise; hier sieht man auch die Technik dieser Linien genauer; es sind parallele Rinnen, die wahrscheinlich mit einem stäbchenartigen Holze eingeritzt worden sind. Punktierte Linien verlaufen längs des Randes und zwischen den Abteilungen der Ornamente auf allen vier Stücken der Abb. 1 und auf Abb. 3.

Abb. 4 zeigt ein Randstück, welches unterhalb des Randes selbst ausladet; auf diese Weise ist der Topf verstärkt. Diese Ausladung ist mit Eindrücken, wie von Fingerkuppen herrührend, verziert.

Abb. 5 und 6 zeigen noch solche Randstücke mit dellenartigen Verzierungen.

Abb. 5 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

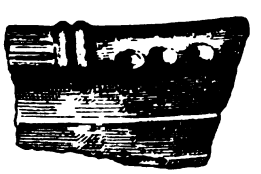


Abb. 6 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

Abb. 7 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

Abb. 8 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

Abb. 7 gibt ein sehr kompliziertes Muster, bestehend aus Stäben und Dellen, an einem Randstücke wieder. Besonders schön ist der Rand von Abb. 8. Es ist wie ein Bündel von Stäben, welches von einer darüber laufenden Bindung zusammengehalten wird.

Eine Besonderheit dieser Töpfe waren Henkel. Die Sammlung enthält eine große Menge solcher Stücke, die einen großen Formenreichtum zeigen. Abb. 9 zeigt ein besonders großes und schönes Stück in der Vorderansicht und von der Seite, von der Bruchfläche aus. Es ist nur eine ösenartige Öffnung da, welche zeigt, daß der eigentliche Gebrauch des Henkels gegen seine ornamentale Funktion zurücktritt. Oft stehen mehrere Henkel nebeneinander, wie am Randstücke 10; es kann schließlich ganz rund um den Topf herum eine Reihe von solchen Henkeln oder Henkelrudimenten ziehen.

Viele dieser Töpfe haben eine sehr bedeutende Größe gehabt; sie sind oft sehr dickwandig und meist sehr schön und gleichmäßig gebrannt.

Bisweilen sind die Tonscherben an der Außenseite auffallend glatt und wie mit einer schwarzen Masse eingerieben; einige Stücke wieder sind aus einer auffallend guten, ziegelroten Erde sehr schön gebrannt.

Über den Ursprung dieser Töpferkunst, welche die heutige in derselben Gegend, wahrscheinlich die von Neu-Guinea überhaupt übertrifft, wurden schon in dem früheren Artikel Vermutungen ausgesprochen. Man hat zwei Wege: entweder man nimmt an, die Leute seien als ursprüngliche Bewohner Neu-Guineas ein mächtiger, in der Kultur weit vorgeschrittener Inlandstamm gewesen, oder man denkt an eine Einwanderung

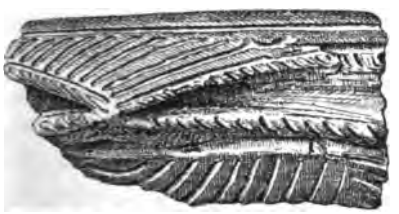
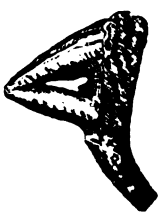


Abb. 9 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).



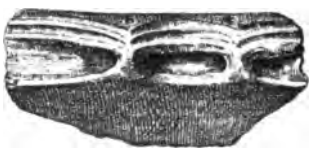


Abb. 10 ($^1/_3$ d. nat. Gr.).

von der See aus. Nun sind allerdings vor und nach diesen Ausgrabungen auch weiter inlandwärts, im Yodda Valley, noch andere Zeugen einer früheren höheren Kultur gefunden worden, wie Steinmörser mit Pistill, besonders schöne Steinäxte. Die Annahme, es habe sich hier im Inlande ein isoliertes höheres Kulturzentrum entwickelt, hat aber trotzdem etwas sehr Gewagtes, da es gegen alle allgemeinen Erfahrungen spricht und da man sonst nirgends in Neu-Guinea im Inneren eine ähnliche höhere Kulturentwicklung vorfindet. Es bleibt immer das näher Liegende, anzunehmen, daß diese Völker, welche die höhere Kultur hatten, von der Küste aus gegen das Inland weiter vorgedrungen waren. Wie schon früher erwähnt, werden wir in dieser Annahme bestärkt, wenn wir die heute noch höhere Kultur auf den Trobriands-Inseln und die Töpferei auf der Amphlettgruppe sehen. Woher aber die Kultur überhaupt in diese Gegend kam, oder wie weit sie sich dort entwickelt hat, muß heute noch unentschieden bleiben.[1])

[1]) Während der Korrektur kommt mir ein Sonderabdruck aus der Tylor-Festschrift vom 2. Oktober d. J. zu: C. G. Seligmann and T. A. Joyce, On prehistoric objects in British New Guinea, welcher die meisten bisher in Britisch-Neu-Guinea gemachten Funde zusammenhängend bespricht. Außer den von C. A. W. Monckton in Rainu (Wanigela) ausgegrabenen Topfscherben und geschnitzten Muscheln (vgl. die „Mitteilungen" dieser Gesellschaft, Bd. XXXVII, S. 68) und dem Mörser und Pistill aus Yodda-Valley (siehe ebendort, S. 71) sind prähistorische Topfscherben von der Insel Dauko bei Port Moresby abgebildet und erwähnt, die von C. G. Seligmann gesammelt wurden. Diese Töpferei ist sowohl von der modernen in Port Moresby, als von der eben besprochenen prähistorischen von der Nord-Ost-Küste verschieden. Das merkwürdigste Objekt ist aber eine Obsidianaxt aus Yodda-Valley. In Rainu (Wanigela) wurden sowohl von C. A. W. Monckton als auch von mir nur kleine, scharfe und spitze Obsidianwerkzeuge gefunden. C. G. Seligmann ist der Ansicht, daß mit diesen Splittern die kunstvoll ornamentierten Schnecken beschnitzt wurden.

Über Sondersprachen und ihre Entstehung.

Von Dr. Richard Lasch in Wien.

II. Zauber- und Geistersprachen.

Ebenso wie die Frauensprachen zum Teil eine natürliche Folge der beruflichen Sonderstellung und Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechtes sind, finden wir in der Beschäftigungssphäre der Männer zahlreiche Tätigkeiten und Verrichtungen, bei welchen besondere Sprachformen gebraucht werden. Es wäre jedoch voreilig, das Vorhandensein derselben ausschließlich aus den eigenartigen Anforderungen der betreffenden Berufe und Beschäftigungen selbst abzuleiten; im Gegenteil, diese Momente treten gegenüber den auf religiösen Einflüssen basierenden Sprachverboten weit zurück. Namentlich bei den Naturvölkern sind es fast ausschließlich die Sprachverbote, welche zur Entstehung der so zahlreichen und bei den verschiedenartigsten Verrichtungen gebrauchten Sondersprachen Ursache gegeben haben; aber auch bei den Kulturvölkern Europas herrschen sie in gewissen Volksschichten und Berufszweigen in ziemlich ausgedehntem Maße. Allerdings sind sie dann meist nur auf den Gebrauch einiger weniger Wörter beschränkt, und kommt es wirklich einmal zur Ausbildung eines besonderen Jargons, dann sind eben noch andere Ursachen im Spiele.

In diesem Kapitel sollen jedoch nur jene Sondersprachen, an deren Entstehung Religion und Aberglauben hauptsächlich beteiligt sind und welche eben nur zu dem Zwecke gebraucht werden, um bei gewissen Anlässen und Tätigkeiten bei den höheren Wesen nicht Anstoß zu erregen oder überhaupt den Verkehr mit den letzteren ständig zu vermitteln, besprochen, die auf rein berufliche Momente zurückgehenden Sprachformen dagegen in einem späteren Abschnitte behandelt werden.

a) Fischer- und Schiffersprachen religiösen Ursprungs.

Schon auf europäischem Boden begegnen wir auf den Fischfang und die Schifffahrt bezüglichen Sprachverboten, welche zur Entstehung besonderer Ausdrücke für bestimmte Begriffe geführt haben. Nach schottischem Fischeraberglauben dürfen die Worte „Geistlicher“ und „Kirche“ auf hoher See nicht ausgesprochen und muß, wenn die Rede dennoch darauf kommt, zu Umschreibungen Zuflucht genommen werden, wie „der Mann mit dem schwarzen Rock“ und „das Glockenhaus“.[1]) Auch nach schwedischer Sitte darf man auf See einen Geistlichen nur „sidkofta“ (Langrock) nennen und in der Normandie „les pêcheurs se défendent de parler, sur leur barque, de plusieurs choses, telles que des prêtres et des chats“.[2]) Einer ähnlichen, nur von

[1]) Gregor, An Echo from the Olden Time from the North of Scotland. 1874 cit. bei Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 359. — Vgl. auch Rorie, Some superstitions of the Fifeshire fisherfolk, Folk-Lore XV, 1904, p. 95—98, und Cameron, Folk-Lore XIV, 1903, p. 304.

[2]) Bosquet, La Normandie, cit. bei Liebrecht, S. 359.

Fischern auf dem Fange gesprochenen Redeweise begegnen wir auch auf der malaiischen Halbinsel. Auf See werden die Namen von Vögeln und anderen Tieren nicht genannt, sondern alle mit *chêweh* bezeichnet, an welche Silbe dann der Laut, den das betreffende Tier von sich gibt, angehängt wird. So ist das Schwein das „grunzende chêweh", der Büffel das „chêweh, welches nak sagt" usw.[1]) Auch auf Borneo bedienen sich die Dajak, wenn sie mit der Tuba-Wurzel (Derris elliptica) die Fische betäuben, einer besonderen Sprache, um sich reiche Beute zu sichern.[2]) Bei den Atschinesen auf Sumatra „there are a number of words which cannot be uttered without danger at sea. This holds good for other fishermen as well as the pukat-fishers (Schleppnetz-Fischer), and in some degree for all seafaring men . . . For instance, those at sea must not call a mountain by its proper name, *gunòng,* lest waves as high as mountains should overwhelm their vessel; the euphemism employed is *tanòh manyang* = high ground. *Gajah,* the elephant, is called by his nickname *pó meurah.* If the fisherman wishes to say that something is „ready" he must not use the ordinary word *Cheuëh,* because this has also the meaning of „free" or „loose" and its use might give the imprisoned fish a chance of escaping, accordingly the less dangerous synonym *leungka* is employed. If he wants to speak of a rope being cast of, he uses in place of *Cheuëh* its synonym *leupaïh;* so too, *lōb* „to pass something by stooping", and several other words have to be replaced by synonyms or paraphrases by those who are fishing or on a voyage".[3])

Auch an der Nordküste von Java können ganze Listen von Wörtern gesammelt werden, die auf See verboten sind und durch andere ersetzt werden müssen.[4]) Auf den Sangir-Inseln wird bei der Fahrt auf dem Meere, um die Pläne der Schiffer vor den Wassergeistern zu verbergen, das sogenannte „Sasahara" (vom Mal. *sahara,* Jav. *sĕgara* abgeleitet = Seesprache) geredet.[5]) Dieselbe ist auf Siau, einer der Sangir-Inseln, von der Landsprache dadurch verschieden, daß viele Wörter anders lauten: z. B. heißt die Banane in der Landsprache „intang", im *Sasahara* „pilunggulang". „Wenn man zur See ist, muß man, um die Meeresgeister nicht zu erzürnen, sich der Seesprache bedienen."[6]) Anfänge zu einer ausschließlich auf Seefahrten gebrauchten geheimen Sprachweise finden sich auch bei den Papua der Geelvink-Bai in Nord-Neuguinea.[7]) Die Wortveränderungen beschränken sich jedoch bloß auf die Namen der Inseln und Küsten, die vor dem Bug des Fahrzeuges auftauchen.

Im westlichen Teile der chinesischen Provinz Sze-ch'uan gebrauchen Soldaten und Bootsleute niemals das Wort „kai" für kochen, sondern sagen dafür „chang". Bootsleute gebrauchen nie das Zeitwort „tao" (ankommen), sondern „lung", dann ein anderes ebenfalls „tao" ausgesprochenes Wort bedeutet „umwerfen". Anstatt „ta'o ch'a" (Tee ausgießen) sagen sie „yao ch'a" oder „chun ch'a" usw.[8])

---

[1]) Skeat, Malay Magic. London 1899, p. 193 und 315.

[2]) Furness, Folk-Lore in Borneo. Wallingford 1899, p. 27.

[3]) Snouck-Hurgronje, The Achinese. Transl. by O'Sullivan. Leiden 1906. I. p. 280—281. (I, 303 der holländ. Originalausgabe.)

[4]) Snouck-Hurgronje, The Achinese. I, p. 281. — Vgl. auch Hazeu in Tijdschrift v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 46, 1903, S. 290 f.

[5]) Adriani, Sangireesche Spraakkunst. Leiden 1893, S. 7, 53.

[6]) v. Dinter, Eenige geographische en ethnographische aanteekeningen betreffende het eiland Siaoe. Tijdschr. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. D. 41, 1899, S. 386.

[7]) v. Hasselt, Tijdschr. v. Taal-, Land- en Volkenk., D. 45, 1902, S. 279.

[8]) Rockhill, Diary of a Journey through Mongolia and Tibet. Washington 1894, p. 160.

Anhangsweise wollen wir das Wenige, was über primitive Jägersprachen bekannt ist, anführen: Auf der Hirschjagd der Malaien „the gibberish employed by the *Pawangs* (medicine-men) when the latter enter the jungle, is intended to induce the wood demons and earth demons to recede or to dissuade them from active interference with the proceedings. (Skeat, Malay Magic, p. 173.) In Atschin darf man im Walde nicht das Wort *rimung* (Tiger) aussprechen, ohne ein Epitheton ornans (z. B. *tuan* = Herr) vorzusetzen; ebenso darf man nicht den Namen des Elefanten *(gadjah)* aussprechen, sondern muß ihn durch das Eigenschaftswort *pomĕrah* (Sanftmütiger) umschreiben. (Jacobs, Het Familie- en Kampongleven op Groot-Atjeh, I, S. 297.) Auch die Javaner haben bei der Jagd gewisse Sprachverbote (*tembung sirikan),* z. B. darf der Name des Tigers oder Krokodils nicht ausgesprochen werden, wenn eines in der Nähe ist. (Hazeu, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 46, 1903, S. 291.)

b) Sprache der Kamphersucher.

Eine ausführliche Betrachtung erfordert speziell die ebenfalls unter die Sondersprachen religiösen Ursprungs gehörige Kamphersuchersprache Malaiisch-Indiens schon aus dem Grunde, weil wir über sie besser unterrichtet sind, als über andere ähnliche Sonderdialekte. Bei der Einsammlung des von Dryobalanops Camphora kommenden sogen. Baros- oder Borneo-Kamphers wird außer der strengen Beobachtung eigentümlicher Bräuche auch eine Sondersprache *Bahâsa kapur* oder *Pantang kapur* geredet. Während des Suchens nach dieser Drogue enthalten sich die Orang Benua oder wilden Malaien der Halbinsel gewisser Arten von Nahrungsmitteln, essen dafür etwas Erde und bedienen sich einer künstlichen Sprachweise, wobei für die gewöhnliche Bezeichnung eines Gegenstandes häufig ein aus einer besonderen Eigenschaft desselben abgeleitetes Wort gesetzt wird, z. B. Grasfrucht statt Reis, weittönend statt Flinte, kurzbeinig für Wildschwein usw.

Es wird fest geglaubt, daß, wenn bei der Kamphersuche nicht die *Bahâsa kapur* geredet wird, die Kampherbäume nur mit sehr großen Schwierigkeiten zu finden sind und selbst im Falle des Entdeckens der Bäume jene Stellen in den letzteren, die kristallinische Kamphermassen (sogen. Nester) enthalten, sich dem Finderglücke des Eingeborenen entziehen.

Logan, dem wir vorstehende Nachrichten verdanken,[1]) teilt auch eine Liste von 80 Wörtern dieser Kamphersuchersprache mit und bezeichnet hievon nur 33 als malaiischen Ursprungs. Der russische Forscher Miklucho-Maklay hat die Herkunft der angeblich nichtmalaiischen Bestandteile damit zu erklären gesucht, daß er letztere als das Idiom der prämalaiischen Urbewohner der Halbinsel (Semang und Sakai) ansah, welche von den eindringenden Malaien aus ihren angestammten Wohnsitzen vertrieben und zu herumschweifendem Leben gezwungen wurden. Deshalb wären sie auch imstande gewesen, ihre Stammessprache besser zu bewahren als jene, die in der Nähe der Malaien lebten und mit ihnen Handel trieben.[2])

Hervey, welcher das bisher bekannte Vokabular der Kamphersuchersprache noch einigermaßen vervollständigte,[3]) ist ebenfalls der Ansicht, daß die Jakun oder

---

[1]) Logan, The Orang Binua of Johore. Journal of Indian Archipelago, I, 1847, p. 249, 263–266.

[2]) Dialects of the Melanesian Tribes in the Malay Peninsula. Journal of Straits Branch B. Asiat. Soc., Nr. 1, 1878, p. 39—40. — Vgl. auch Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 23, 1876, S. 305.

[3]) Hervey, A Trip to Gunong Blumut. Journal of Straits Branch B. Asiat. Soc. Nr. 3, 1879, p. 113—114.

wilden Malaien unfähig waren, eine solche Sondersprache zu erfinden und daß letztere nur ihr altes, im gewöhnlichen Leben bereits abgekommenes Stammesidiom darstelle.[1])

Die Anschauungen über die Natur dieser Sondersprachen haben sich seither in bedeutendem Maße geklärt. Lake machte aufmerksam, daß fast alle Ausdrücke sich im Grunde als nur stark veränderte und verderbte malaiische Worte darstellen[2]), und Skeat hat sich in seinem neuesten erschöpfenden Werke über die wilden Stämme der malaiischen Halbinsel[3]) mit aller Entschiedenheit dahin ausgesprochen, daß die Jakun, wie alle Stämme von malaio-polynesischer Abkunft, die unter ihren Stammesbrüdern weitverbreitete Neigung zur Spezialisierung der Sprache je nach den besonderen Anlässen schon aus der Urheimat mit sich brachten und daß es nicht erst der Einwirkung der viel später gekommenen Malaien zur Bildung dieser Sondersprache bedurfte. Wenn nun letztere schon zu einer Zeit gebraucht wurde, wo das eigentliche Stammesidiom noch allgemein gesprochen wurde, kann sie in ihrer ursprünglichen Form nicht mit der Umgangssprache zusammenfallen, sondern muß — nach der Analogie mit anderen Tabusprachen zu schließen — unbedingt eine Modifikation von ihr darstellen.

Der nähere Zweck der Geheimsprache und der Zeremonien bei der Kampher-suche ist nach der allgemein verbreiteten Ansicht der, den Geist des Kampherbaumes, welcher unter dem Jakunnamen *Bisan* (Weib) bekannt ist, zu besänftigen. Eine etwas andere Erklärung der Sitte gab *Dato* Abdul Rahman, der malaiische Sekretär des Sultans von Dschohore[4]): Man glaubt, der Geist des Kampherbaumes verstehe die malaiische Volkssprache, das reine Malaiisch, und ebenso das reine Jakun. Daher sei es nötig, wenn man sich den Kampherbaumbeständen nähert, einen Jargon zu reden, welcher der *Bisan* unverständlich ist, und wurde aus diesem Grunde die Kampher-suchersprache geschaffen.

Interessant ist, daß zur Zeit, während welcher die Kamphersucher auf ihrer Expedition begriffen sind, die zu Hause gebliebenen Männer und Frauen ebenfalls „Pantang kapur" reden müssen.[5])

Auch auf Sumatra, in Siak, müssen die Kamphersucher eine ganz besondere Sprache sprechen, die nichts mit dem Malaiischen gemein haben soll.[6]) Bei der einen Zweig des großen Battakvolkes darstellenden Bewohnerschaft der Distrikte Groß-Mandheling und Batang Natal in West-Sumatra bedient man sich auf der Kamphersuche ebenfalls einer besonderen Sprache.[7]) Ebenso haben die Battakstämme des Toba-Hochlandes ihre eigene Kamphersuchersprache, *Hata ni partodung*.[8]) Bei den Dairi-Battak im Hinterlande von Baros ist es ebenfalls eine der wichtigsten Vorschriften, sobald man den Kampherbaumwald erreicht hat, nicht mehr die Sprache des gewöhnlichen Lebens zu sprechen, sondern die Kampher-sprache. Das Wort *hutan*

[1]) Hervey, The Endau and its Tributaries. Journal of Straits Branch B. Asiat. Soc. Nr. 8, 1882, p. 101.

[2]) Lake, Johore. Geogr. Journal, III, 1894, p. 286.

[3]) Skeat and Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula. London 1906, II, p. 416 f.

[4]) Bei der Diskussion des Lake'schen Vortrages über Dschohore in der Royal Geogr. Soc. of London. Geogr. Journal, III, 1894, p. 298.

[5]) Skeat, Malay Magic, p. 213.

[6]) Hijmans van Anrooij, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. XXX, 1885, S. 279.

[7]) Heyting in Tijdschr. van het Kon. Nederl. Aardr. Genootschaap, 2. Ser. D. XIV, 1897, S. 276.

[8]) v. d. Tuuk, Tobasche Spraakkunst. Inleiding, S. V; v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras, S. 354.

(Wald) darf beispielsweise dann nicht mehr gehört werden und statt seiner muß man vielmehr *kĕrrĕnggĕttĕt dung* sagen.[1])

Auch auf Borneo dürfen viele Stämme auf der Kamphersuche nicht in ihrer gewöhnlichen Sprache reden, sondern müssen sich einer Sondersprache bedienen. Besonders die Malanaus in Sarawak sind in dieser Hinsicht sehr strenge, denn die Kampherkristalle würden sich sofort wieder verflüchtigen, wenn eine andere Sprache als die vorgeschriebene gebraucht würde. Das Malanauwort für zurückkehren ist *muli;* in der Nähe eines Kampherbaumes sagt man aber *betekŭ;* sich verstecken heißt sonst *palim,* in der Kampher sprache aber *krian.* In ähnlicher Weise sind alle Namen für Werkzeuge und Nahrungsmittel geändert. Auch hier würde man meinen, daß im Kampherdialekte ein interessanter Rest einer alten Sprache zu finden ist, doch ist es sehr zweifelhaft, ob ein solcher wirklich darin enthalten ist.[2]) Unsere Kenntnis der Kamphersprachen des Archipelagus ist eben, bis auf die Malaien der Halbinsel, eine ganz unzureichende und beschränkt sich zumeist überhaupt nur auf die bloße Tatsache des Vorkommens solcher Dialekte. Hoffentlich wird dieser interessanten Erscheinung seitens der auf ethnographischem Gebiete unermüdlich tätigen holländischen Gelehrten und Beamten in Hinkunft größeres Augenmerk zugewendet werden.

c) Sprache der Adlerholzsucher.

Auch bei der Einsammlung des als Räuchermittel geschätzten, von Aguilaria gallocha und Aguilaria malaccensis (Fam. Thymelaceae) stammenden Adlerholzes, im Malaiischen und Javanischen *kalambak* oder *kalambah,* auch *garu* genannt, wird vielfach eine besondere Sprache gesprochen. Hervey hat einige Worte derselben, wie sie bei den Mantras, einem wilden Malaienstamme in Malakka, im Gebrauche sind, mitgeteilt.[3]) Danach scheint allerdings bei den Mantras, und wohl bei den Malaien überhaupt, eine eigentliche *pantang garu* kaum zu bestehen und die Sprachänderung sich auf den Ersatz der Ausdrücke *tras* und *garu* durch die angeblich aus der Sprache nichtmalaiischer Urwaldstämme herrührenden Worte *isi* und *tabak* zu beschränken.[4]) Hingegen gebrauchen die Tschâm und Orang Glaï Indochinas (hauptsächlich in der annamitischen Provinz Binh-Thuân wohnhaft, wo das Adler- oder Aloëholz, *gahlao,* zu dem jährlichen Tribute gewisser Distrikte, insbesondere des Dorfes Balap, gehört) beim Suchen dieses Holzes einen künstlichen Jargon. In demselben nennen sie das Feuer das „Rote", die Ziege „Spinne" usw. Die Ausdrücke, die nicht durch Umschreibung gebildet werden, sind angeblich den Dialekten der Nachbarstämme entlehnt. Wie bei der Kamphersuche, müssen auch die zu Hause Gebliebenen sich gewisser Worte, die den Baumgeist beleidigen könnten, enthalten.[5])

d) Erntesprachen.

Den bei der Einsammlung der Waldprodukte gesprochenen Sondersprachen ihrer Entstehung und Anwendungsweise sehr nahestehend sind die speziell im Malaiischen Archipel besonders verbreiteten sogenannten Erntesprachen.

[1]) Pleyte, Tijdschr. Kon. Nederl. Aardr. Gen. 2. Ser. D. XVII, 1900, S. 27—28.

[2]) Furness, Folk-Lore of Borneo. Wallingford 1899, p. 27; und Furness, Home-Life of the Borneo Head-Hunters. Philadelphia 1902, p. 168—169.

[3]) Hervey, Notes and Queries (issued with Journal of Straits Branch R. Asiat. Soc. Nr. 14). Nr. 1, p. 8—9.

[4]) Skeat, Malay Magic, p. 208.

[5]) Aymonier, Revue de l'Histoire des Religions, XXIV, 1892, p. 278; Niemann in Bijdragen v. Taal-, Land- en Volkenk. van Nederl.-Indië, 6e Volgks., D. I, 1895, S. 335.

Sprachverbote speziell für die Erntezeit finden sich auf Java, wo sie, wie die für die Jagd gültigen, *tĕmbung sirikan* heißen. Wird nach der Reisernte der *padi* in die Reisscheuer *(lumbung)* gebracht, so darf dabei das Wort *lumbung* nicht ausgesprochen, sondern muß durch die Umschreibung *gedong pĕtĕng* (das dunkle Packhaus) ersetzt werden.[1])

Auch die Sassaks auf Lombok haben solche Sprachtabus bei der Ernte; z. B. gebrauchen viele dabei nicht das Wort „djim" (Geist) aus Furcht, daß die bösen Geister dann die Feldfrucht beschädigen könnten.[2]) Auf Nias wird zur Zeit der Reisernte, um deren Erträgnis nicht zu schädigen, jedes Ding mit anderen Ausdrücken als gewöhnlich bezeichnet und entsteht dadurch ein besonderes Kauderwelsch, Feldsprache genannt.[3])

Auch die To-Radja in Zentral-Celebes erfreuen sich des Besitzes einer ähnlichen, ziemlich ausgebildeten Erntesprache. Sie meinen, daß die Geister dann die in dieser geführten Gespräche der Menschen nicht verstehen und in ihnen daher keinen Anhaltspunkt finden können, um die Ernte zu verderben. Die To-Radjas dürfen auch, wenn Trockenheit herrscht und sie wünschen, daß es so bleibe, beileibe nicht das Wort *udja* (Regen) aussprechen, sonst glaubt der Regen, daß er gerufen wird und kommt. In der Landschaft Pakambia darf man dies Wort sogar das ganze Jahr nicht gebrauchen; dies würde schweres Unwetter zur Folge haben, wie sie dort nicht selten sind. Man sagt daher für Regen stets *sese ngkadju* (Baumblüten). Desselben Ausdruckes bedienen sich auch die To-Radjas zur Erntezeit, wo man den Regen verwünscht. Die Erntesprache scheint auch in der Dichtung gebraucht zu werden und enthält außer den Umschreibungen Synonyma der gewöhnlichen Umgangssprache, des Barĕe.[4])

Eine ähnliche Erntesprache findet sich auch bei den Singhalesen auf Ceylon. „While they are thrashing, ‚tee' or ‚dummy' names are used for all tools etc.; and no one may swear, or say devil, tiger, fire etc., or the corn (the rice) will be spoilt.[5])

e) Goldsucher- und Zinngräbersprache.

Auch beim Aufsuchen der im Flußsande oder gar im Schoße der Erde versteckt ruhenden metallischen Schätze dürfen gewisse Ausdrücke nicht angewendet und müssen daher durch andere ersetzt werden. Dies ist z. B. unter den Mantras in Malakka beim Goldsuchen der Fall[6]) und auch in Mittel-Sumatra ist es allgemeine Regel, daß in den Goldminen bestimmte Worte, namentlich Namen von Tieren, nicht ausgesprochen werden dürfen, um die *Bunian* oder Minengeister nicht zu ärgern. Um den betreffenden Gegenstand dann zu bezeichnen, gibt man ihm einfach einen anderen Namen. So sagt man für Huhn, dessen gewöhnlicher Name, *ajam*, nicht genannt werden darf, *manuk* (Jav. = Vogel); für Pferd *adjaran*, für Büffel

---

[1]) Hazeu, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 46, 1903, S. 291.

[2]) van Eerde, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 45, 1902, S. 569.

[3]) Modigliani, Un Viaggio a Nias. Milano 1890, p. 593.

[4]) Kruijt, Bijdragen v. h. Taal-, Land- en Volkenk. v. Nederl.-Indië, 5e Volgks. D. VIII, 1893, S. 232—233; Meded. Nederl. Zend. Genootsch. Bd. 40 (1896), S. 271 und Bd. 42 (1898), S. 436; Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 44, 1901, S. 8.

[5]) Monthly Literary Register or Notes and Queries of Ceylon. Colombo 1896, p. 149; zitiert von Drummond, Folk-Lore XII, 1901, p. 458.

[6]) Hervey, Notes and Queries (iss. with. Journ. Straits Branch. R. Asiat. Soc. Nr. 14). Nr. 1, p. 8.

taraṇaq, für Katze *panjoeq*, für Ziege *si-bideq*.[1]) Viele Ausdrücke dieser Sondersprache sind entlehnt aus dem Nieder-Javanischen, welches früher, zur Zeit der javanischen Herrschaft auf der West- und Südhälfte der Insel, über einen großen Teil derselben verbreitet war. Die heutige Bevölkerung scheint allerdings die Herkunft dieser Ausdrücke völlig vergessen zu haben und sich ihrer nur deshalb zu bedienen, weil sie ihr altertümlich und fremdartig erscheinen und daher einen gewissen mystischen Anstrich besitzen.

In Kinta auf der malaiischen Halbinsel bedient sich der Pawang oder Zauberpriester beim Aufsuchen der Zinnlager ebenfalls einer *bahâsa pantang* (verbotenen Sprache), worin für gewisse Begriffe Sonderausdrücke gebraucht werden müssen, während die gewöhnlichen Bezeichnungen nicht angewendet werden dürfen. Auch hier sind es hauptsächlich Tier- (Elefant, Büffel, Katze) und Pflanzennamen, die nicht genannt, sondern durch Umschreibung oder in anderer Weise ersetzt werden müssen. So sagt man statt Elefant der große Herumläufer, statt Katze die in der Küche Herumwandernde usw.[2]) Ebenso ist in Selangore beim gleichen Anlasse ein besonderer Wortschatz in Gebrauch, dessen Anwendung früher besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde.[3])

f) Kriegssprachen.

Wenn schon die friedlichen Beschäftigungen zur Entstehung so zahlreicher Sonderdialekte geführt haben, kann es nicht wundernehmen, daß auch bei der wichtigsten und ehrenvollsten Betätigung des Mannes, im Kampfe und Kriege, Sprachverbote und Sondersprachen eine große Rolle spielen. Sie dienen, wie die vorerwähnten Jargons, durchaus nicht dem Zwecke der Geheimhaltung der Feldzugspläne vor dem Feinde, wie man aus naheliegenden Gründen vermuten könnte, sondern der Besänftigung und Günstigstimmung der Kriegsgötter. So haben auch die Festlandsmalaien ihre *bahâsa pantang p'rang*, eine verbotene Sprache für den Kampf, in welcher in ähnlicher Weise wie in den anderen Geheimsprachen dieses Volkes die Worte der gewöhnlichen Umgangssprache durch Umschreibungen ersetzt werden, wobei namentlich die Bezeichnungen für die Kriegswaffen in euphemistischer Weise geändert sind. Statt *kris* (Dolch) sagt man z. B. *kambang putih* (weißer Käfer), statt *mĕriam* (Kanone) *batang kabu-kabu* (= Stamm des Eriodendron- oder Baumwollenbaumes) usw.[4]) Auch die Karaiben Westindiens hatten eine solche, den Frauen und Kindern unverständliche Kriegssprache, in der die Männer ihre Beratungen abzuhalten pflegten; die Jünglinge durften erst, wenn sie einen Beweis von Tapferkeit abgelegt, diese Sprache erlernen.[5]) Meinhof nimmt auch bei den Bantu Südafrikas eine eigene Kriegersprache an,[6]) doch ist die Sache etwas zweifelhaft und handelt es sich gewiß nicht um einen Dialekt religiösen Ursprungs.

---

[1]) Couperus, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 5, 1856, S. 131. — v. Hasselt, Volksbeschrijving vom Midden-Sumatra. Leiden 1882, S. 402. — van der Toorn, Bijdragen v. Taal-, Land- en Volkenk. v. Nederl.-Indië. 5e Volgks. D. 5, 1890, S. 100.

[2]) Hale bei Skeat, Malay Magic, p. 253—254.

[3]) Skeat, Malay Magic, p. 269.

[4]) Skeat, Malay Magic, p. 523—524.

[5]) Rochefort, Histoire naturelle et morale des Antilles, p. 313 u. 450. — Waitz (Anthropol. d. Naturvölker, III. Bd., S. 356) bezeichnet mit Unrecht diesen Bericht als Fabel.

[6]) Globus, Bd. 75, 1899, S. 363.

g) Eigentliche Priester- und Zaubersprachen.

Wie bereits mehrmals angeführt wurde, ist der Hauptzweck der soeben betrachteten Sonderdialekte, zu vermeiden, daß der mündliche Gedankenaustausch der Stammesgenossen untereinander Anstoß bei den Geistern errege. Entweder will man ihnen direkt unverständlich sein, damit sie nicht von den Plänen der Menschen Kenntnis erhalten und sie durchkreuzen; oder dadurch, daß gewisse Worte und Sätze, welchen höheren Wesen unangenehm oder beleidigend klingen, durch andere ersetzt werden, sollen jene bei guter Laune erhalten werden. Es gibt aber auch eigentliche Geistersprachen, d. i. Dialekte, welche nur für den direkten mündlichen Verkehr zwischen Mensch und den höheren Wesen, d. i. für das Gebet und die Beschwörung, reserviert sind. Insoweit diese Vermittlung durch bestimmte Personen, die Priester und Zauberer, geschieht, fallen die Geistersprachen mit den Priester- und Kirchensprachen zusammen.

Solche Geistersprachen finden wir vor allem in großer Verbreitung bei den malaio-polynesischen Völkern. Bei den Battak heißt diese Sprechweise *hâta-pangaraksâon* und bedienen sich ihrer die Zauberer, wenn sie mit Hilfe eines Mediums (*sibaso*) die *Begu* oder Geister anrufen. Sie gebrauchen dabei jedoch nicht künstlich veränderte Worte, sondern mehr gezierte und umschreibende Ausdrücke, wobei auch leblose Gegenstände, wie wenn sie belebte Personen wären, angeredet werden. Statt Feuer (*api*) sagt man *si-adji-ma-hirlo-hirlo* (Fürst Flackerer).[1])

Von dieser Sprachform, durch welche der Priester durch das Medium zu den Geistern spricht, ist wieder die Sprache, in welcher die letzteren zu antworten pflegen, verschieden. Diese zweite Art der Geistersprache heißt bei den Battak *hâsa-begu-na-sijar* = Sprache des herniedergestiegenen Geistes. Jeder Begu oder Geist verfügt nämlich bei diesem Volke über ein spezielles Medium, in das er hinabsteigt und durch dessen Mund er spricht. Um mit dem Geiste durch sein Medium zu reden, bedarf jedoch der Battak in der Regel eines Vermittlers, *pagondijan*, der gewöhnlich ein *Datu* oder Priester ist; es scheint also schon bei diesem primitiven Volke die Kenntnis der Geistersprachen ein Privileg der Priestergeschlechter zu bilden.[2]) Auch diese zweite Form der Geistersprache bedient sich wohl von der ersten verschiedener, jedoch in ähnlicher Weise gebildeter Ausdrücke und Umschreibungen (Moosfresser für Fisch, „was beschützt und deckt" für Haus usw.).

In ähnlicher Weise spricht auf der Java vorgelagerten Insel Madura der in den Körper des Schamanen (*kĕdjhiman*) herniedergefahrene Geist (*djîn*) eine fremde Sprache, zumeist Malaiisch oder Javanisch, das auf der Insel nicht verstanden wird und erst durch einen Helfer in die Landessprache, das Maduresische, übersetzt werden muß.[3])

Die Bissus oder heidnischen Priester und Priesterinnen der Makassaren und Buginesen auf Celebes bedienen sich im Kult ebenfalls einer besonderen Sprache, die allerdings in vieler Beziehung mit dem Alt-Buginesischen, wie es z. B. im Heldengedichte *La-galigo*[4]) gebraucht wird, übereinstimmt.[5]) So wird z. B. bei der Ein-

[1]) v. d. Tuuk, Tobasche Spraakkunst. Inleiding, S. V. — Wilken, Handleiding van de vergelijkende Volkenk. v. Nederl.-Indië, S. 148.

[2]) Neumann, Tijdschr. Nederl. Aardr. Gen. Amsterdam, 2e Ser. D. III, 1887, Afdeel. meer uitgebr. artikelen, S. 520. — Pleyte, Der Urquell, N. Folge, I, 1897, S. 322 f.

[3]) Lekkerkerker in Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 45, 1902, S. 283.

[4]) In demselben werden Bataru-Gurus, des ältesten Sohnes des Himmelsgottes und seiner Nachkommen, Taten auf der Erde besungen.

[5]) Matthes, Over de bissoes of Heidensche Priester en Priesteressen der Boeginesen. Amsterdam 1872, S. 2.

setzung eines neuen *Bissu* der Lebensgeist *(sumanga)* desselben durch den *Puwa-matôwa*, das Oberhaupt der Priesterschaft, dreimal in der Göttersprache angerufen.[1]) Von der letzteren anscheinend verschieden ist jedoch die *Bâsa to-Bâkkâ* (d. i. Sprache des Mannes von Bakkâ, einem Orte im Reiche Soppeng), welche hauptsächlich in Gedichten zur Anwendung kommt und sich durch ihren Bilderreichtum auszeichnet.[2])

Ebenso sprechen die Balians oder Priesterinnen der Dajak beim Verkehre mit den Sanggiang oder Geistern die *bhâsa sanggiang* (Geistersprache), welche von der Volkssprache verschieden ist. Die in ersterer abgefaßten Gesänge haben sich durch Tradition seit Jahrhunderten unverändert erhalten. Namentlich beim *Tiwa-* oder Totenfeste ist die Geistersprache stark im Gebrauche und hat Hardeland unter dem Titel „Augh olo balian hapan tiwa" (= Spruch der Balian, gebraucht beim Totenfeste) ein Beispiel davon publiziert.[3])

Andere Proben dieser Geistersprache, für welche er auch die Bezeichnung *Batang Danum Marirai* anführt, gibt auch der Missionär Hupe.[4]) Diese Sprachform ist reich an antiquierten Ausdrücken, welche augenscheinlich noch aus dem Sanskrit stammen, welches zur Blütezeit der Hindukultur auf Java wohl auch in Südost-Borneo gesprochen wurde.[5])

Auch die *dajung* oder Priesterin der Bahaustämme in Mittel-Borneo bedient sich während ihrer Amtshandlungen einer besonderen älteren Sprache, die von der gegenwärtigen verschieden ist und *dahaun to* (Geistersprache) genannt wird.[6]) Die Sprache, welcher sich die *Manang* oder Zauberdoktoren der Seedajak in Sarawak bei ihren Beschwörungen bedienen, ist sogar vielen derselben selbst unverständlich und wird von den Nichteingeweihten als *bungea jake*, d. i. Zauberer-kauderwelsch, bezeichnet. Macdougall hielt diese Sprachform der *Manang* für den Rest der Sprache irgendeines viel älteren Stammes,[7]) der also in den See-Dajak aufgegangen sein müßte; Brooke Low meint dagegen, daß es nur eine archaische Form der gewöhnlichen Umgangssprache sei, untermischt mit kabbalistischen und Zauberformeln für die verschiedensten Zwecke.[8]) Es ist natürlich schwer zu sagen, ob und welche fremde Elemente bei der Entstehung dieser Zaubersprache beteiligt sind, bevor nicht die Texte genau aufgenommen und analysiert sind; doch dürfte, im Gegensatze zu Süd-Borneo, das Sanskrit dabei nicht in Frage kommen, da die Nordküste vom Hindueinflusse vollkommen unberührt geblieben zu sein scheint.[9])

Zu den Geistersprachen können wir wohl auch die sogenannte *andung-* oder Trauersprache rechnen, welche von den Battakfrauen gebraucht wird, wenn sie bei einem Todesfalle wehklagen. Dieselbe besteht ebenfalls vorwiegend in gezierten Ausdrücken, die altertümliches Gepräge tragen, und umschreibenden Sätzen, welchen man durch das Vorsetzen des Präfixes „si" die Form eines Substantives gibt; z. B. *si-mandjo-djak* (Platzschreiter) statt *pat* (Bein).[10]) Die Anwendung dieser Sprachweise

[1]) Matthes, op. c. S. 25.

[2]) Matthes, Supplement tot het Boegineesch. Hollandsch Woordenboek 1889, S. 162.

[3]) Hardeland, Versuch einer Grammatik der dajakischen Sprache. Amsterdam 1858, S. 4—7.

[4]) Hupe, Tijdschr. v. Nederl.-Indië. VIII. Jahrg., 1846, D. 3, S. 166—167. — Salomon Müller, Reizen en Onderzoekingen in den Ind. Archipel. 1857, I, S. 249.

[5]) Vgl. darüber Hein, Die bildenden Künste bei den Dajaks auf Borneo. S. 126 f.

[6]) Nieuwenhuis, Quer durch Borneo. Leiden 1904, I, S. 111.

[7]) Transact. of Ethnolog. Soc. of London. N. Ser., vol. II, 1863, p. 32.

[8]) Brooke Low, in Ling Roth, Natives of Sarawak and British North Borneo. London 1896, p. 269—270.

[9]) Hugh Low, Sarawak, its Inhabitants etc. London 1848, p. 253.

[10]) v. d. Tuuk, Tobasche Spraakkunst. Inleiding, S. V.

erfolgt ähnlich wie bei der Geisterbeschwörung wohl aus Rücksicht und Hochachtung für den Dahingeschiedenen, denn dessen Geist war, besonders in den ersten Tagen nach dem Tode, ja noch viel mehr zu fürchten als die übrigen Bewohner der Geisterwelt und mußte daher seine Empfindlichkeit auf alle mögliche Weise geschont werden, damit die Überlebenden von seinem Zorne nichts zu leiden hatten.

Auch die Polynesier hatten ähnliche Geister- und Priestersprachen. Bei den Maori waren die *karakia,* Gebete zu den Göttern, in einer eigenen, dem gemeinen Volke unverständlichen Mundart abgefaßt, von welcher Dieffenbach als unentschieden läßt, ob sie den Überrest einer jetzt vergessenen alten Sprache darstellt oder eine auf einen engen Kreis von Eingeweihten beschränkte religiöse Geheimsprache bildet.[1]) Sie durfte nur an einsamer Stelle und in der Tiefe der Nacht den Jüngeren gelehrt werden.[2]) Auch auf Fidschi ist die Sprache der Götteranrufungen von jener des Alltaglebens gänzlich verschieden.[3]) Eine dem Volke unverständliche liturgische Sprache gab es auch auf Hawaii und nimmt Chamisso an, daß sie wahrscheinlich die ältere, unveränderte Sprache des Volkes dargestellt habe.[4]) Ebenso gab es eine solche heilige Sprache auf Tahiti[5]) und auf Mangarewa.[6])

Chamisso vermutet auch, daß es diese ältere liturgische Sprache war, womit Tupia, Cooks tahitianischer Begleiter, sich mit den Neu-Seeländern verständigte, während es anderen Mitgliedern seines Volkes, die aber den niedrigen Ständen angehörten und die alte Sprache daher nicht verstanden, nicht gelang.[7]) Waitz vermutet aus dem Umstande, daß die heilige Sprache auf Tahiti hauptsächlich im Besitze der Arreois, einer aristokratisch-religiösen Gesellschaft, war, die sich in Nukahiva und Rarotonga wieder findet, daß auch Spuren jener Sprache hier anzutreffen sein müßten.[8])

Auf Tonga und Samoa ist sie ohnehin nachgewiesen. Mariner beobachtete ihre Anwendung auf Tongatabu bei der Leichenfeier eines *Tuitonga* (Oberhäuptlings) und konnten die Eingeborenen keine Kunde geben, woher diese Sprache stammte, denn der Gesang sei vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, aber niemand verstand den Sinn des Liedes.[9]) Aus Samoa erwähnt Pickering die liturgische Sprache.[10]) In Nukahiva hat auch in der neuesten Zeit v. d. Steinen eine Geheimsprache entdeckt, doch scheint dieselbe mehr Spielerei gewesen zu sein und höchstens nur gelegentlich religiösen Zwecken gedient zu haben.[11])

Waitz hält mit Chamisso die polynesischen sakralen Sprachen nur für die älteren Formen der Mundarten, die sich auf den betreffenden Inseln später entwickelt haben.[12]) Schirren hat auch direkt an einer von Mariner mitgeteilten Probe der liturgischen Sprache der Tonganer zu zeigen versucht, daß man es im Grunde nur

[1]) Dieffenbach, Travels in New Zealand. London 1843, II, p. 119.
[2]) Thomson, History of New Zealand. London 1859, I, p. 80 u. 116.
[3]) Williams and Calvert, Fiji and the Fijians. London 1870.
[4]) Chamisso, Bemerkungen und Ansichten. Wien 1825, S. 63.
[5]) Chamisso, ib. — Moerenhout, Voyages. I, p. 484.
[6]) Jacquinot bei D'Urville, Voyage au Pole du Sud et en Océanie. Zoologie, p. 261.
[7]) Chamisso, ib. S. 63.
[8]) Waitz, Anthropol. d. Naturvölker. V. Bd., 2. Teil, S. 226.
[9]) Mariner, An Account of the Natives of the Tonga Islands. 1818, II, p. 217. — Deutsche Übersetzung. Weimar 1819, S. 485.
[10]) Pickering, Memoir on the Language and Inhabitants of Lord North's Island. Cambridge 1845, p. 89.
[11]) v. d. Steinen, Globus, Bd. 87, 1905, S. 119.
[12]) Waitz, Anthropol. d. Naturvölker. V. Bd., 2. Teil, S. 227.

mit archaistischen Formen von Wörtern aus der heutigen Tongasprache zu tun habe.[1]) Leider wissen wir aber noch nichts über das Verhältnis der sakralen Sprachen der einzelnen Inselgruppen zu einander und wird daher einstweilen das Problem der Herkunft der polynesischen religiösen Sondersprachen ungelöst bleiben müssen.

Sehr zahlreich sind auch in Amerika die religiösen Sondersprachen. Schon bei den Eskimo von Baffinland und von Grönland haben die Angakok (Priester oder Schamanen) ihre eigene heilige und geheimgehaltene Sprachweise. „The sacred language of the Eskimo of Cumberland Sound contains a number of words which occur in other dialects of the Eskimo language, while others are descriptive words. These words are used by the shamans in all their incantations. The identity of a number of these words in the sacred language of Greenland and Baffinland proves the great antiquity of this form of speech.“[2]) In der Angakok-Sprache der Eskimo von Port Clarence in Alaska „some of the words are simply taken from dialects of neighbouring tribes. Some words are simply descriptive. A number of these agree with the descriptive words of the Angakok languages of the East, as for instance *pōuk* (bag) for mother. The word for ‚dead‘ is interesting on account of its meaning, the literal translation being: he falls through a hole (*igukartoq*).[3]) Die Dakotas oder Sioux „have a common and a sacred language. The conjurer, the war prophet and the dreamer employ a language in which words are borrowed from other Indian tongues and dialects; they make much use of descriptive expressions, and use words apart from the ordinary signification.“[4]) Ein anderer Indianerstamm, die Odschibwäs, „abbreviate their sentences and employ many elliptical forms of expression, so much so that half-breeds, quite familiar with the colloquial language, fail to comprehend a medicine-man in the full flow of excited oratory.“[5]) Bei den Winnebago-Indianern waren die Zauberformeln und Gebete des Medizinmannes ebenfalls teilweise in altertümlichem Dialekte abgefaßt, von einer Generation der Zauberärzte zur anderen überliefert und verstehen die jungen Leute von heute den Inhalt dieser Formeln nur zum Teile.[6]) Wenn bei den Apachen jemand krank ist, gebrauchen die Medizinmänner häufig ein scheinbar sinnloses Kauderwelsch, welches in geheimnisvoller Weise die Vertreibung der Krankheit jeder Art bewirken soll.[7]) Die Treue, mit der sie alle an dieser Art von Worten festhalten, läßt vermuten, daß diese aus einer längst außer Gebrauch gekommenen Sprache abstammen.[8]) Bei den Queres- oder Keresan-Indianern des Pueblo von Laguna in Neu-Mexiko „some of the old man know and still use in certain ceremonies an archaic language which the younger generation can neither speak nor fully understand. The old men of the tribe guard this archaic speech with great jealousy. This ceremonial language is known as *Hamašija*, which means ‚old‘, ‚ancient‘.“[9]) Auch die Guaymis in Panama

[1]) Schirren, Wandersagen der Neuseeländer. Riga 1856, S. 51 Anm.

[2]) Boas, Journal of American Folk-Lore, VII, 1894, p. 46—47.

[3]) Boas, Journal of American Folk-Lore, VII, 1894, p. 207.

[4]) Hind, Narrative of the Canadian Red River Exploring Expedition of 1857 and of the Assiniboine and Saskatchewan Explor. Exped. of 1858. London 1860. II, p. 155. — Riggs (Dakota Grammar, Texts and Ethnography. Ed. by Dorsey. Washington 1893, p. 166) sagt: „This sacred language is not very extensive, since the use of a few un-intelligible words suffices to make a whole speech incomprehensible.“

[5]) Hind, op. c. II, p. 155.

[6]) Mrs. Bergen, Journ. of American Folk-Lore, IX, 1896, p. 54.

[7]) Bourke, 9th Ann. Report of Bureau of American Ethnology, p. 462—463.

[8]) Bourke, Folk-Lore, II, 1891, p. 430.

[9]) Hrdlicka, Americ. Anthropologist, N. S., vol. V, 1903, p. 730—731.

haben Gesänge, die in einem besonderen Dialekte abgefaßt sind und welche die *sukias* (Priester), die Häuptlinge und hervorragende Persönlichkeiten des Stammes allein verstehen. Pinart glaubt, daß dieser von den Indianern heilig gehaltene Dialekt (*chakatare* genannt) einfach aus Worten der heutigen Umgangssprache, denen eine andere konventionelle Bedeutung gegeben wurde, entstand; häufig nimmt man auch, wie bei den Indianern in Darien, Zuflucht zu Paraphrasen, welche nur die Eingeweihten verstehen können.[1]) Auch in Alt-Peru redeten die Priester in einer dem Volke unverständlichen, nur für den Kult bestimmten Sprache zum Gotte.[2]) Die heutigen Kampas- oder Anti-Indianer in Ostperu sollen nach dem Reisenden Gastelu, einem Ketschua-Indianer, der viele Jahre unter ihnen lebte, sich bei den Geisterbeschwörungen anläßlich einer Sonnenfinsternis, eines Erdbebens oder Hurrikanes gewisser Formeln bedienen, welche in einem von der gewöhnlichen Umgangssprache verschiedenen Dialekte abgefaßt sind und deren Sinn sie wahrscheinlich selbst nicht mehr verstehen. Auch die Wilden am Ucayali gebrauchen nach den Angaben der Missionäre des Klosters Ocopa bei gewissen Zeremonien eine besondere religiöse Sprache. So rufen z. B. bei den Conibos die Priester die Geister in einer besonderen Sprache an, die auch in einer Litanei vorkommt, deren Sinn die Neubekehrten nicht imstande waren, den Missionären zu übersetzen.[3]) Die Medizinmänner von Cumana heilten ihre Kranken „con palabras muy revesadas y que aun el mismo médico no las entiende".[4]) Bei den Azteken waren die Hymnen an die Götter in einer Sprache abgefaßt, die nur den Eingeweihten bekannt war.[5]) Die Tlascalteken hatten Redner „que hablaban Gerigonça (Kauderwelsch).[6]) Auch bei den Mosquito-Indianern weicht die Sprache der Gesänge weit von jener des täglichen Lebens ab.[7])

Auch in Afrika sehen wir an einigen Orten für die Zwecke der Religion eine besondere Sprache im Gebrauche. So weicht die Redeform der Fetischpriester und des Fetischdienstes an der Guineaküste von der jeweiligen Orts- und Landessprache ab, z. B. in Atakpame, im Ewe-Gebiet, Deutsch-Togoland.[8]) Ferner ist im Bakokoland (in Süd-Kamerun) mit dem Dschengu- und Melidienst eine Geheimsprache verbunden, die früher öffentlich nicht gebraucht, jetzt aber vor aller Ohren geredet werden darf.[9]) Nach Bischof Callaway „the charm songs of the Zulus are often quite unintelligible to themselves.[10])

Hier scheint die passende Gelegenheit sich zu bieten, jene Geheimsprachen anzureihen, welche entweder bei bestimmten Anlässen im menschlichen Leben (Knaben- und Jünglingsweihe) oder von gewissen geheimen Organisationen beim Verkehre der einzelnen Mitglieder untereinander geredet

[1]) Pinart, Revue d'Ethnographie, VI, 1887, p. 40.

[2]) Gomara, Historia general de las Indias (Ed. Vedia 1852), p. 232.

[3]) Ordinaire, Revue d'Ethnographie, VI, 1887, p. 280 und 310.

[4]) Gomara, Historia, p. 208.

[5]) Duran, Historia antigua de la Nueva España, vol. III. — Sahagun, Historia general de las cosas de la Nueva España. Mexico 1829. — Vgl. auch Müller, Geschichte der amerikan. Urreligionen, S. 458.

[6]) Herrera, Historia general de los Hechos de los Castellanos en las Islas y tierra firme. Madrid 1726, Dec. II, Lib. 6, p. 163.

[7]) Bancroft, The Native Races of the Pacific States, vol. I, p. 727.

[8]) P. Müller im Globus, Bd. 81, 1902, S. 279.

[9]) Meinhof, Globus, Bd. 66, 1894, S. 117 f.

[10]) Callaway, Religious System of the Amazulu, p. 413.

werden. Wenn auch soziale Einflüsse und reine Zweckmäßigkeitsgründe bei der Entstehung dieser Sondersprachformen gewiß eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben, so läßt sich anderseits die Wirksamkeit des religiösen Prinzipes dabei keineswegs in Abrede stellen. Im Gegenteil, in vielen Fällen dürfte es sogar das primäre Motiv abgegeben haben, nur daß es später zugunsten der anderen zurücktrat, von ihnen gänzlich überwuchert wurde. Aber auch der Spieltrieb, der sich in den Sondersprachbildungen der Kinder in so auffälliger Weise äußert, dürfte namentlich bei der Entstehung der Geheimbundsprachen mit in Rechnung zu setzen sein; entspricht doch die Lust an Zeremoniell und Wichtigtuerei der menschlichen Natur, und scheinen die Geheimbünde mit ihrem Hokuspokus nicht in allen Fällen einen ernsten Zweck gehabt zu haben, sondern manchmal gleichzeitig oder ausschließlich ein willkommener Zeitvertreib gewesen zu sein.

h) Geheimbundsprachen und Verwandtes.

Nach der bekannten Theorie von Schurtz[1]) verdanken die Geheimbünde vorwiegend ihr Dasein einer allgemein menschlichen inneren Veranlagung, dem Geselligkeitstriebe, sie sind gleichzeitig die Endprodukte einer langen Entwicklungsreihe, deren einzelne Stufen sich durch die Altersklassen, die Männerhäuser und Klubs verfolgen lassen. Eine der Hauptsätze der geheimen Gesellschaften bilden nun gewisse mystische Gebräuche, die teils aus religiösen Ideen abgeleitet, teils symbolischer Natur sind und in beiden Fällen häufig an die bei der Knaben- und Jünglingsweihe der Altersklassenperiode geübten Zeremonien anknüpfen; zu denselben gehört auch die Anwendung besonderer Sprachweisen.

So finden wir bei der australischen Knabenweihe eine Geheimsprache im Gebrauche, deren sich die Männer bedienen, die aber nie in Gegenwart von Frauen gesprochen wird oder in Anwesenheit solcher Jünglinge, die noch nicht den vorgeschriebenen Unterricht in den Stammesmysterien erhalten haben. Während nämlich die Novizen unter Aufsicht der Alten des Stammes sich im Busche aufhalten, werden ihnen die magischen Bezeichnungen für die Gegenstände der umgebenden Natur, Tiere, menschlichen Körperteile, sowie kurze Sätze zu allgemeinem Gebrauche beigebracht. Diese Geheimsprache variiert in den verschiedenen Horden.[2]) Daneben gibt es eine Reihe von bei diesen Zeremonien gesungenen Liedern in einer den heutigen Eingeborenen unverständlichen Sprache, von welcher Mathews annimmt, sie sei das Idiom erobernder Stämme der Vergangenheit.[3])

Auch die afrikanische Knabenweihe ist häufig mit dem Gebrauche einer besonderen Sprachform verbunden. Bei der Beschneidungsfeierlichkeit der Basuto wird den Novizen eine Art Geheimsprache gelehrt.[4]) Auch die Bawenda in Südafrika bedienen sich bei der Beschneidung besonderer Sprüche, die sie nicht weiter sagen und welche gewissermaßen als Parole gelten, um sich auszuweisen.[5])

[1]) Schurtz, Altersklassen und Männerbünde. Berlin 1902, S. 347 f.

[2]) Mathews, Compte-rendu du Congrès Internat. d'Anthrop. et d'Archéol. Préhist. 12ème session, p. 494; derselbe im Journal of Roy. Soc. of N. S. Wales, vol. 36, 1902, p. 157—160 (Vokabular des Tyakĕ oder der Geheimsprache der Kurnu), und Queensland Geogr. Journal, vol 17, 1901/02, p. 61 bis 63 (Geheimsprache der Thoorga).

[3]) Mathews, Queensl. Geogr. Journal, vol. 17, p. 61—63; Proc. Americ. Philosoph. Soc. Philadelphia, vol. 39, p. 556 f.; Americ. Anthropol. N. S. II, 1900, p. 144; Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. Wien, Bd. 33, 1903, S. 328; Zeitschrift für Ethnologie, 1904, S. 33.

[4]) Mabille führt in seinem Sesuto-Wörterbuch (Moria 1893) eine Reihe von solchen Geheimwörtern auf.

[5]) Meinhof, Globus, Bd. 75, 1899, S. 364.

Eine weitaus größere Rolle spielt die Anwendung geheimer Sprachweisen in den Riten und Gesetzen der in Afrika so zahlreich vorkommenden geheimen Gesellschaften, die zum Teil religiösen Ursprungs, ihrer Mehrzahl aber Klassen- und Geschlechtsorganisationen sind. Um im Süden des Kontinentes zu beginnen, so finden wir im Königreiche Kongo bei der Initiation in den Geheimbund Ndembo die Erlernung einer Art Geheimsprache vorgeschrieben, die den gewöhnlichsten Dingen phantastische Namen gibt, jedoch einen sehr unvollkommenen Wortschatz hat und daher praktisch so gut wie nicht gebraucht wird. Neben dem Ndembo existiert bei den Bakongo ein zweiter Geheimbund, Nkimba, dessen Mitglieder ebenfalls eine geheime Sprache sprechen, die aber viel vollkommener ist als die des Ndembo. Der Nkimbawortschatz ist allerdings auch beschränkt und das Kimbwamou, wie man die Sprache nennt, gekennzeichnet durch das System der alliterierenden Übereinstimmung. Einige Wörter sind durch Veränderungen der gewöhnlichen Umgangssprache entstanden, andere haben gar keine Ähnlichkeit mit derselben. Die Nkimbasprache durfte den Frauen niemals enthüllt werden.[1]) Eine Hypothese Johnstons, daß in diesem Sonderdialekte eine archaistische Ursprache vorliege, von welcher sich vielleicht alle Bantuidiome ableiten lassen, wird von Mense, der die Nkimbasprache auf Grund eingehender Studien im Sinne Bentleys als Kunstprodukt erklärt, zurückgewiesen.[2])

Auch bei den Mpongwe am Gabun ist unter den Stammesältesten eine Geheimsprache im Gebrauche, die Ewiria oder „dunkle Sage", welche von den Nichteingeweihten nicht verstanden wird, selbst wenn eine ganz öffentliche Ratsversammlung stattfindet. Sie wird gebildet, indem man die Wörter willkürlich verändert, und das Geheimnis wird keinem anvertraut, der nicht 25 Jahre alt ist, und auch dann nur unter der eidlichen Versicherung der Verschwiegenheit.[3]) Eine Reminiszenz an die Beziehungen der Geheimsprache zur Pubertätsweihe ist also noch vorhanden. In welchem Verhältnisse die Ewiria zu den Geheimbünden der Mpongwe *Nda* (Männer) und *Njembe* (Weiber) steht, läßt sich bei der Dürftigkeit der Nachrichten nicht feststellen; daß solche Beziehungen bestehen, darf mit Rücksicht auf die ähnlichen Verhältnisse bei den Geheimbünden anderer Negerstämme wohl mit Sicherheit angenommen werden.

Auch bei den Bubis auf Fernando Po gibt es eine Geheimgesellschaft und eine Geheimsprache.[4]) Bei der Initiation in den Semo-Geheimbund der Susus in Senegambien werden die Novizen ebenfalls in einer Geheimsprache unterrichtet und dürfen erst, wenn sie dieselbe verstehen, in die geheiligten Wälder gehen und an den Versammlungen der Semo-Mitglieder teilnehmen.[5]) Bei den Bullam bestand ein Frauengeheimbund, *Attonga*, dessen Mitglieder, wenn sie im Beisein anderer Leute miteinander sprachen, die Landessprache dergestalt zu verdrehen und die Worte so zu versetzen wußten, daß sie niemand verstand.[6]) Auch die Mitglieder der Mumbo-

[1]) Bentley, Dictionary and Grammar of the Kongo Language. London 1886. — Johnston, Der Kongo von seiner Mündung bis Bolobo. Deutsche Übersetzung. Leipzig 1884, S. 379. — Nipperdey in Revue Coloniale Internationale, 1887, T. I, p. 284. — Ward, Fünf Jahre am Kongo. S. 31—32.

[2]) Mense, Festschrift der Deutschen Anthropol. Gesellschaft zur XXVI. allgem. Anthropol.-Versammlung zu Cassel 1895.

[3]) Cust, Modern Languages of Africa, II, p. 419.

[4]) Miss Kingsley, Travels in West-Africa, 2d Edit. London 1897, p. 61.

[5]) Winterbottoms Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste und ihren Bewohnern. Aus dem Englischen. Weimar 1805, S. 183. — Caillé, Journal d'un Voyage à Timbouctou et à Jenné. Paris 1830. I, p. 228 f.

[6]) Winterbottom, op. c. S. 307.

Jumbo-Gesellschaft, eines Männerbundes, unter den Mandingo, sprechen ihre eigene Sprache, die sie vor den Frauen geheim halten.[1])

Auf den Marianen-Inseln hatten die *Ulitao*, die eine geschlossene Gesellschaft unter dem Schutze der Götter bildeten, ohne daß sie eigentlich priesterliche Funktionen versahen, für ihre Feste bestimmte Lieder erotischen Inhaltes, aber in einer anderen als der gewöhnlichen Sprache gedichtet. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine ältere Sprachform.[2]) Da die *Ulitao* jedoch eine ähnliche Stellung eingenommen zu haben scheinen, wie die *Arreoi*-Priester auf Tahiti, erscheint es zweifelhaft, ob hier nicht doch noch eine der früher besprochenen Priestersprachen vorliegt.

Die weite Verbreitung des Gebrauches einer von der allgemeinen Umgangssprache verschiedenen Redeweise in den Kulthandlungen der Naturvölker hat ihre Parallelen in der Geschichte der Kulturvölker und ihrer großen Religionen. Hier wie dort bediente man sich mit Vorliebe älterer schon dadurch geheiligter Sprachformen bei der Anrufung der Gottheit. In Babylonien blieb auch nach dem Siege der semitischen Sprache das alte Sumerisch noch lange als Sprache der Priester lebendig, in Indien das Sanskrit, in Abessinien das *Gheez*, heute eine tote, selbst den meisten Priestern unverständliche Sprache. Selbstverständlich geht auch die Entwicklung unserer heutigen Kirchensprachen in letzter Linie auf dieses offenbar der Menschheit als solcher innewohnendes Bestreben, den Eindruck und das Ansehen der mit der Gottesverehrung im Zusammenhange stehenden Handlungen durch allerhand geheimnisvolles, auf die Phantasie wirkendes Zeremoniell zu erhöhen, zurück, wobei sich gerade die Sprachveränderung als ein geeignetes Mittel zum Zwecke erwies. Und selbst die überraschende Tatsache, daß manche sogar den Priestern und Zauberern bereits völlig unverständlich gewordene religiöse Archaismen, Sondersprachen und Zauberformeln sich weiter erhalten, findet ihre ausreichende Erklärung in der nicht nur von Naturvölkern gehegten, sondern auch noch im Mittelalter bei den Kabbalisten stark verbreiteten Anschauung, daß Worte ohne Sinn den größten Einfluß auf die Dämonen haben.[3])

III. Sondersprachen sozialen Ursprungs.

a) Hofsprachen.

Der Ursprung der Hofsprachen ist das Worttabu, das Verbot, den Namen des Herrschers, seiner Familie oder sozial Höherstehender überhaupt auszusprechen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die gleichklingenden Wörter der Sprache durch andere zu substituieren und damit schließlich eine nicht unbeträchtliche Sprachveränderung.

Allerdings ist in vielen Fällen die Entwicklung nicht über die Anfänge, das reine Namenstabu, hinausgediehen. So z. B. in China („characters occurring in names of emperors are tabooed") und in der Mongolei (in Baron T'saidam „salt is called *hsin*, not *dábesu*, because the latter word entered into the name of the grandfather of the present chief").[4]) Den Untertanen der Königin von Gera (im Gallalande) war es bei Todesstrafe verboten, den Namen der Herrscherin, *Karré*, auszusprechen.

[1]) Frobenius, Die Masken und Geheimbünde Afrikas. Halle 1898. — Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, S. 413.

[2]) Freycinet, Voyage autour du monde, bei Waitz, Anthrop. V, 2. T., S. 148.

[3]) Vgl. Brinton, Religion of Primitive Peoples. New-York 1898, p. 92.

[4]) Rockhill, Diary of a Journey through Mongolia and Tibet. Washington 1894, p. 160.

Die Folge war, daß die ähnlich klingenden Wörter *hara* (Rauch), *arré* (Lasttier) und *gudaré* (Kartoffeln) im ganzen Lande durch *urmo*, *kulula* und *lutscho* umgeändert wurden.[1]) Wenn bei den Ba-Ronga in Südafrika der Häuptling den Namen eines wilden Tieres oder irgendeines Gegenstandes führt, hört man auf, dasselbe oder denselben mit seinem gewöhnlichen Namen weiters zu belegen und erfindet dafür ein neues Wort.[2]) Auf Tahiti hieß der Gebrauch, Wörter, die den Namen des Königs oder eines seiner nächsten Verwandten ganz oder auch nur zum Teil enthielten, und alle Silben von anderen Wörtern, die einen ähnlichen Klang hatten, zu vermeiden und dafür neue Ausdrücke zu ersinnen, *tepi*[3]). Außer diesen durch die Tabugesetze bedingten Änderungen gibt es aber noch andere Abweichungen von der gewöhnlichen Umgangssprache beim Verkehre mit den Höheren und Vornehmen, welche hauptsächlich in dem Gebrauche gewählterer Ausdrücke und Euphemismen bestehen.

So hatten auf Samoa die Häuptlinge ihren eigenen Dialekt, welcher für alle ihre Handlungen, Körperteile usw. andere Namen festsetzte, als sie im Volke gebräuchlich waren. Bei den Häuptlingen heißt Kopf (in der Volkssprache *ulu*) *ao*, Haar (*fulufulu*) *lanao*; Nase (*isu*) *fofoga*; sterben (*ati*) *ma-liu*.[4]) Ebenso waren auf Tonga dem *Tuitonga*, dem mit religiöser Autorität bekleideten und nahezu göttlich verehrten Oberhäuptlinge gewisse Worte zu ausschließlichem Gebrauche vorbehalten.[5]) Noch heute sind „a number of special words for the verbs of sensation .... used in speaking of, or to, the King or the Deity".[6]) Auf Hawaii herrschte eine eigene Hofsprache, die dem Volke unbekannt bleiben mußte, andernfalls wurde sie von den Häuptlingen abgeändert. Diese Sprache scheint aber außerdem auch ganz willkürlichen Änderungen ausgesetzt gewesen zu sein. So soll König Kamehameha im Jahre 1800 gelegentlich der Geburt eines Sohnes eine ganz neue Sprache ersonnen und eingeführt haben, deren Wörter angeblich mit keiner der Wurzeln der ursprünglichen Landessprache verwandt waren; selbst die Partikeln, mit welchen die Formen der Syntax ersetzt wurden, waren auf gleiche Weise umgeschaffen. Mächtige Häuptlinge, denen die Neuerung mißfiel, räumten das Kind, das unschuldig dazu Veranlassung gegeben, durch Gift aus dem Wege. Nach dessen Tode wurde dann die alte Sprache wieder aufgenommen und die neue geriet rasch in Vergessenheit.[7]) Nach dieser Darstellung könnte es sich wohl um eine mit dem Worttabu zusammenhängende Sprachänderung gehandelt haben, welche überflüssig wurde, als der Träger des betreffenden Namens nicht mehr am Leben war.

Außer dem bereits erwähnten *tepi* oder Sprachverbote für die Eigennamen der Mitglieder der königlichen Familie hatte man auch auf Tahiti eine ganz besondere Sprache der Etikette dem Könige gegenüber. So nannte man die Häuser des Königs

---

[1]) Cecchi, Fünf Jahre in Ostafrika. Deutsch v. Rumbauer. Leipzig 1888, S. 480.

[2]) Junod, Les Ba-Ronga. Bull. Soc. Neuchatel de Geogr. T. X, 1898, p. 155.

[3]) Hale, Ethnography and Philology of the U. S. Exploring Expedition, 1846, p. 288.

[4]) Wilkes, Entdeckungsexpedition der Ver. Staaten. Deutsche Übers. I, S. 201. — Bastian, Inselgruppen in Ozeanien, S. 49. — Pratt, Grammar and Dictionary of Samoan Language. London 1878. — Newell, Chief's Language in Samoa (Transact. of the Ninth Intern. Congress of Orientalists, London 1893, t. II, p. 784—799). Daneben besteht in ganz Samoa auch das reine Worttabu: „Es ist eine samoanische Sitte, daß man in Gegenwart einer Person kein Wort ausspricht, welches ihrem Familiennamen gleicht." (Krämer, Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Stuttgart 1906, S. 467.)

[5]) Mariner, Account of Tonga Islands, II, p. 142.

[6]) Thomson, The Diversions of a Prime Minister. Edinburg und London 1894, p. 68.

[7]) Chamisso, Bemerkungen und Ansichten, S. 64.

„die Wolken", den abendlichen Fackelschein in denselben „Blitz", des Königs Stimme „Donner", seinen Kahn „Regenbogen", seine Reisen durch das Land „Fliegen".[1]) Auf den Palau-Inseln bediente man sich, um mit dem Könige zu reden, ebenso überhaupt wenn sich der Niedrigere an den Höhergestellten wendete, einer besonderen Sprachweise.[2]) Zweifellos handelte es sich um eine Höflichkeitssprache, wie auch auf Kusaie (Ualan), wo ebenfalls die Häuptlinge in einer solchen verfeinerten Redeweise angesprochen werden mußten.[3]) Bei den stammverwandten Malaien finden wir gleichfalls sowohl das Worttabu als auch die Hofsprache. So werden, wenn vom Könige die Rede ist, gewisse Ausdrücke als tabuiert, nicht gebraucht, durch andere ersetzt. Insbesondere gilt dies von den Worten Essen, Schlafen, Baden, Kranksein, Sterben.[4]) In Java wird außerdem an den Höfen der Herrscher (Jogjakarta, Surakarta) die *Båså Kědaton* (auch *Bagongan* genannt) durch alle Leute, Hoch und Nieder, den Sultan allein ausgenommen, untereinander im *Kraton* (Palast) in Gegenwart des Herrschers oder des Kronprinzen gesprochen. Außerdem wird sie in Dienstbriefen gebraucht, da man, wenn letztere auch nicht an den Sultan gerichtet sind, doch für möglich hält, daß sie in seiner Gegenwart vorgelesen werden können. So schreibt z. B. der Reichsverweser an den *wedånå-kori* (Chef des Kabinetts) jederzeit seine Briefe in *Bagongan*. Die *Båså-Kědaton* besteht aus *Kråmå*, jenem Dialekte der javanischen Sprache, der von jedem Niederstehenden zum Höheren gesprochen werden muß,[5]) doch mit einigen Abweichungen. Der Sultan selbst spricht zu den Untertanen wie jeder Höherstehende zu den Niedrigen, *Ngoko*, die Volkssprache, nur wenn er von sich selbst spricht, gebraucht er *Kråmå*. Ebenso wird zum Sultan und Kronprinzen *Kråmå* gesprochen, auch reden die Frauen untereinander *Kråmå* doch mit den Männern *Bagongan*.[6]) Ebenso bestehen im Sundanesischen der Preanger Regentschaften mehrere Sprachformen: *Basa lěměs, basa panĕngah* und *basa kasar*, je nachdem man zu einem Höher-, Gleich- oder Niedrigerstehenden spricht.[7]) Auch im Sundanesischen von Süd-Bantĕn (Bantam) bestehen diese Unterschiede, doch nur noch in sehr geringem Maße, und beschränken sich auf die Pronomina und eine geringe Zahl von Substantiven, die man verwendet, um die Häupter zu ehren. So nennt der *Desa*-Mann (Bauer) sein Haus stets *imah* oder *rorompok*, dagegen sagt er von der Wohnung eines inländischen Beamten *bumi*.[8]) — Auch bei den malaiischen Hova in Madagaskar „besides special words which are the exclusive property of kings and queens, there are a number which are common to kings and chiefs, but cannot be used in the same manner by the other people".[9])

[1]) Ellis, Polynesian Researches. London 1829, II, p. 360.

[2]) Ausland, 58. Bd., S. 789.

[3]) Waitz, Anthropol. V., 2. T., S. 121.

[4]) Skeat, Malay Magic, p. 35.

[5]) Die Volkssprache, welche das gewöhnliche Volk unter sich und der Höhere zum Niedrigen redet, ist das *Ngoko*. (Raffles, History of Java, I, p. 366.) Über *Kråmå* und *Ngoko* vgl. Brandes, Bijdragen tot de vergelijkende klankleer der Westersche Afdeeling van de Malaisch-Polynesische Taalfamilie, S. 79f. — An dieser Stelle sei bemerkt, daß Kern (Bijdr. v. Taal-, Land- en Volkenk. v. Nederl.-Indië, 5e V., D. VIII, 1893, S. 126) den Unterschied der Sprachen in Java direkt auf eine Ausbreitung des Pamali- oder Sprachtabus zurückführt.

[6]) Oudemans, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 37, 1894, S. 105—111. — Maaijer, De Javaan, als mensch en als lid vom het Javaansch huis gezin. Batavia 1894, S. 17. Nur in Surakarta wird gegenwärtig noch mehr Wert auf den Gebrauch der Båså Kědaton gelegt — das hängt vom Fürsten selbst ab.

[7]) Coolsma, Soendaneesch-Hollandsch Woordenboek.

[8]) Maaijer, Bijdr. v. Taal-, Land- en Volkenk. v. Nederl.-Indië. 5e V. D. V, 1890, S. 225.

[9]) Last, Journal of Anthrop. Instit. of Gr. Brit., vol. XXV, 1896, p. 66—67.

Außerdem darf, wenn vom Könige oder der Königin die Rede ist, das gemeine Volk nicht die Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens, sondern muß andere gebrauchen, besonders wenn es sich um die Person, Gesundheit, Beschäftigungen des Herrschers handelt. Von einem Malagasy-Herrscher darf man beispielsweise nicht sagen, „er ist krank" (*marary*), sondern „er ist eher warm" (*mafánafána*). Die Herrscher sterben nicht (*maty*), sondern kehren den Rücken oder zerbrechen (*folaka*) usw.[1])

Auch in dem südindischen Staate Travancore gibt es eine eigene Hofsprache, welche für die Verrichtungen des Herrschers und alle ihm und seiner Familie zugehörigen Gegenstände Sonderausdrücke hat. Anderseits ist es den Pulayern und anderen niedrigen Kasten in Malabar verboten, für ihre Kinder, Hütten und Geräte sich der allgemein üblichen Wörter zu bedienen.[2])

Sondersprachen, die das Vorrecht der Herrscher und Vornehmen waren, lassen sich auch in Amerika nachweisen. So sprachen bei den Dakota die Häuptlinge unter sich den bereits früher erwähnten Priesterdialekt, um sich dadurch gegen das Volk mehr abzuschließen.[3]) Am Hofe der Inkas in Peru gebrauchten die königliche Familie selbst und die Höflinge unter sich viele Wörter in anderem als im gewöhnlichen Sinne, redeten sogar angeblich eine andere Sprache: „Y es de saber, que los Incas tuvieron otra Lengua particular, que hablaran entre ellos, que no entendian los demàs Indios, ni les era licito aprenderla, como Lenguage Divino. Esta me escriven del Perû, que se ha perdida totalmente; porque como pereció la Republica particular de los Incas, pereció tambien el Lenguage dellos."[4]) Markham hält diese Hofsprache für nichts anderes als ein künstlich erfundenes Mittel vertraulichen Verkehres, doch scheint zwischen der Hofsprache und der Volkssprache ein tiefgehender Unterschied bestanden zu haben.[5]) v. Tschudi macht aufmerksam,[6]) daß Garcilassos Bericht durch das aus dem Jahre 1586 datierende „Relatorio de la Villarica de Oropesa y minas de Guancavelica"[7]) seine Bestätigung finde. Dort heißt es: Die Inka und ihr Stamm sowie die Orejonen (Adligen) sprachen eine andere (nämlich vom Khetšua verschiedene) Sprache, von welcher weder die Kaziken noch irgendein anderer Bewohner des Reiches auch nur ein Wort lernen durfte. — D'Orbigny hat seinerzeit die Ansicht aufgestellt, die Sondersprache der Inkas sei das Aymará gewesen, Waitz ist ihm gefolgt[8]) und auch v. Middendorf schließt sich darin an. Nach ihm waren die Inkas ein alter Aymará- oder Collastamm, der sich aus religiösen Gründen frühzeitig vom Grundstocke losgelöst hatte, erobernd auftrat und in der neuen Heimat die Sprache des vornehmsten Stammes der unterjochten Völker, das Khetšua, annahm, sein altes Idiom aber als eine Art hieratische Sprache beibehielt.[9]) Damit stimmt aber nicht die oben zitierte spanische Quelle, wonach kein anderer Bewohner des Reiches

[1]) Sibree, Journal of Anthrop. Instit., vol. XXI, 1891, p. 217 f. — Derselbe, Madagáscar. Leipzig 1881, S. 165, 187.

[2]) Jagor, Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthropol. 1878, S. (237).

[3]) Riggs, Dakota Grammar, ed. by Dorsey, p. 166.

[4]) Garcilasso de la Vega, Comentarios Reales. Prima Parte. Lib. VII c 1 (vgl. auch Lib. I, c. 24). P. Oliva, Histoire du Pérou. Trad. p. Ternaux Compans. Paris 1857, p. 18, schreibt wohl Garcilasso ab.

[5]) Journal of Roy. Geogr. Soc. of London, vol. 41, 1871, p. 292.

[6]) Naturhistor. und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru (Wien 1891), S. 77. — Der nämliche Autor hielt in einem früheren Werke (v. Tschudi, Peru 1846, II, S. 378) die Geheimsprache der Inca für einen verfeinerten Dialekt des Khetšua, untermischt mit einzelnen Aymará-Wörtern.

[7]) Abgedruckt in Relaciones geogr. Peruanas ed. Jimenez de la Espada, II. p. 7.

[8]) Waitz, Anthropol. IV, S. 396.

[9]) v. Middendorf, Die einheimischen Sprachen Perus, Bd. V, Aymarágrammatik. Leipzig 1891.

die Hofsprache erlernen durfte; wäre diese das Aymará gewesen, so hätte sie doch ein großer Prozentsatz der Untertanen (fast alle Aymarástämme gehorchten den Inkas) eo ipso verstehen müssen.

Auch die Sprache der Mokoví und Abiponen im Chaco zeigt Ansätze zur Bildung einer Art Hof- oder Vornehmensprache. Es gibt nämlich einen Unterschied je nach den Personen, zu denen man spricht. „Redet bei den Mokoví der Indianer mit jemandem, der nicht zu den Vornehmen gehört oder einer aus den Tapfersten ist, so bedient er sich der gewöhnlichen Sprache; im Verkehre mit Angesehenen erhält aber das Wort je nach seiner Eigenschaft entweder am Ende oder in der Mitte einen Zusatz; anders spricht der Indianer z. B. mit dem Sohne eines Kaziken, anders mit einer Verheirateten, anders mit einer Ledigen. Besonders wird beim hinweisenden Fürworte durch Zusatzsilben der Stand der Person ausgedrückt."[1]) Bei den Abiponen unterschieden sich die *Hēcheri* oder der Adel vom gemeinen Volke durch die Sprache. Sie gebrauchten wohl die nämlichen Wörter, verunstalteten sie aber durch das Dazwischensetzen und Anfügen anderer Buchstaben dergestalt, daß man eine ganz neue Sprache zu hören glaubte. Die Namen der Männer, die in die Adelsklasse gehörten, endigten auf „in", die der Weiber auf „en". Diese Silben mußte man, wenn man mit Männern oder Weibern aus dem Adel redete, sogar den Zeit- und Hauptwörtern anhängen.[2])

b) Diebs- und Gaunersprachen.

Hervorgegangen wohl hauptsächlich aus Zweckmäßigkeitsgründen, haben auch sie im Laufe der Zeit manchmal mystischen Anstrich erlangt; auch der Verbrecher glaubt ja, des Schutzes seiner Gottheiten zum glücklichen Ausgange der Tat nicht entbehren zu können. Ein Diebsjargon ist von den Battak bekannt,[3]) ferner von den Malaien von Padang in Sumatra. Die javanische Diebssprache besteht im Distrikte Magetan hauptsächlich im Verdrehen der gebräuchlichen Wörter und Ausdrücke, oder in der Änderung der Bedeutung der gewöhnlichen Bezeichnungen, in Verkürzungen usw.[4]) Auch die Forderung von Lösegeld für gestohlene Besitztümer vom Beschädigten geschieht in einer besonderen Sprache, in welcher die Worte einen anderen Sinn haben, als ihre ursprüngliche Bedeutung ist.[5]) Auch die Mörder haben auf Java ihre besondere Sprache.[6]) Das bereits in der Einleitung einmal erwähnte *Kawi* der Tagalen auf Luzon ist wohl eigentlich ebenfalls eine Diebssprache, wie, auch die Alfuren der Minahassa und die Orang Biadjus bei ihren Seeräubereien an der Küste von Celebes und Borneo sich einer ähnlichen Geheimsprache bedienen.[7]) Bei den Nuforesen in Neu-Guinea existiert eine *sarbeer* genannte geheime Sprachweise, welche bei Plünderungszügen und Kopfjagden gebraucht wird. In derselben wird die umschreibende Redeweise viel angewendet und klingt die Sprache der europäischen Gaunersprache sehr ähnlich. Hat man es z. B. auf der Kopfjagd auf eine bestimmte Person abgesehen, so deutet man das mit den Worten

[1]) Kobler, Pater Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay. Regensburg 1870, S. 272.

[2]) Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, II, S. 236.

[3]) v. d. Tuuk, Tobasche Spraakkunst. Inleid., S. V.

[4]) Knebel, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 44, 1901, S. 40.

[5]) Knebel, l. c. p. 44. — Auch Hazeu, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 46, 1903, S. 297, spricht von einer ähnlichen Geheimsprache *omongan tĕbalik*, die in einigen Kampongs bei Batavia im Gebrauche ist und in Java überhaupt noch ziemlich verbreitet sein soll.

[6]) Knebel, l. c. p. 45.

[7]) Wilken, Handleiding voor de vergelijkende Volkenk. v. Nederl.-Indië, S. 148—149.

an: „Ich habe ein Schwein!“ oder „Ich suche mein gemästetes Schwein!“ Fordert man jemanden zur Teilnahme am Unternehmen auf, so fragt man ihn: „Ißt Du mit?“[1])

In China haben die Diebe und die Mitglieder der Triad-Gesellschaft eine Art Rotwelsch, in welchem den Worten der Umgangssprache fremde substituiert werden. In Amoy wird ein Dieb seinen Kumpan mit den Worten „Mein kleiner Drache, die Flut kommt!“ warnen; das bedeutet: „Kamerad, hier ist etwas nicht ganz in Ordnung!“ Ein großes Huhn heißt „große Ananas“.[2]) Das Bestehen einer ähnlichen Diebssprache unter den in Nordamerika eingewanderten Chinesen erwähnt auch Culin.[3]) Auch die Mördersekte der Thugs in Indien hatte ihren eigenen Jargon;[4]) ebenso hatten die Sancholus, ein wandernder Diebsstamm, im Deccan „a slang peculiar to themselves“.[5])

O'Flaherty berichtet in seinem Lugandawörterbuche[6]) ebenfalls über eine Art Gaunersprache. Er übersetzt das Lugandawort *kekera* mit „Rotwelsch sprechen, mit einem Schnalzlaut sprechen“. Meinhof knüpft an diese Angabe die Vermutung, daß die Wagandadiebe die Laute der Zwergvölker nachahmen, indem sie gewisse Buchstaben in ihrer Sprache mit Schnalzlauten vertauschen, um so für den Nichteingeweihten unverständlich zu werden.[7]) Auch der Zweck des *Kinyume,* der Sondersprache der Suaheli, ist wohl ein ähnlicher; daß dabei die letzte Silbe der Wörter als Präfix vor die Wörter gesetzt wird,[8]) wurde schon früher einmal erwähnt. Wenn die Buschmänner eine Silbe an den Anfang, das Ende oder in die Mitte der Wörter setzten, um ihre Sprache für alle nicht Eingeweihten unverständlich zu machen,[9]) so dürfte wohl die Hauptgelegenheit, bei welcher das Verfahren in Anwendung kam, der Viehdiebstahl gewesen sein.

Auf die europäischen Gaunersprachen kann hier nicht weiter eingegangen werden; wer sich darüber Auskunft verschaffen will, sei vor allem auf die ausgezeichneten Arbeiten von Biondelli,[10]) Avé-Lallement[11]) und Kluge[12]) verwiesen. Auch die Aufsätze von Wilde[13]) geben einen guten geschichtlichen Überblick über die bereits mit dem 16. Jahrhunderte beginnende umfangreiche Literatur über dieses Gebiet.

c) Kaufmanns- und Marktsprachen.

Eine besondere Marktsprache ist in Unjoro in Zentralafrika beobachtet worden.[14]) Auch die Kabylen von Algerien „are said to have developed trade jargons to such good purpose, that no one, not even a native who is not in the freemasonry of their business, can understand them“.[15]) Die Ababdehs, ein Nomadenstamm der ägyptischen Wüste, haben ebenfalls eine Art Rotwelsch, dessen Erfinder der Schech

[1]) v. Hasselt, Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk., D. 45, 1902, S. 280 u. 558.
[2]) Schlegel, im Toung P'ao, II, 1891, p. 161.
[3]) Culin, Folk-Lore Scrap Book, Journal of Americ. Folk-Lore, III, 1890.
[4]) (Sleemann) Ramaseeana, or Vocabulary of the peculiar language used by the Thugs. Calcutta 1836.
[5]) Gunthorpe. im Journal of the Anthrop. Society of Bombay, I (1886—1889), p. 162.
[6]) O'Flaherty, Collections for a Lexicon in Luganda and English. London s. a.
[7]) Globus, Bd. 66, 1894, S. 118.
[8]) Steere, Handbook to the Suaheli Language, p. 425.
[9]) Schultze, Psychologie der Naturvölker. Leipzig 1900, S. 89.
[10]) Biondelli, Origine, diffusione ed importanza delle lingue furbesche (Studî linguistici Milano 1850).
[11]) Avé-Lallement, Das deutsche Gaunertum, III. Bd.
[12]) Kluge, Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprachen und der verwandten Geheimsprachen. 2 Bde. Straßburg 1901—1902.
[13]) Journ. of American Folk-Lore, II (1889), p. 301 f; III (1890), p. 303 f.
[14]) Emin Bey in Petermanns Geogr. Mitt., 1879, S. 187 u. 189.
[15]) Wilkin, Among the Berbers of Algeria. London 1900, p. 232.

Hassan Chalifah sein soll und dessen sich die Schechs nur im Verkehre untereinander, mit ihren Wekilen und den Chabiren (Wegführern) bedienen.[1]) Auch in Süd-Indien „the traders have a custom of talking, when they meet together, in a peculiar language, which has a conventional meaning among themselves, with the object of keeping chance listeners ignorant of their transactions and tricks. Thus, when one trader asks another what the price of a certain piece of cloth is, he will answer it is *puli*, meaning ten rupees, for among all the Tamil traders, from Cape Comorin to Tirupati, *puli* means ten rupees, while in the ordinary language it means „tiger".[2]) Eine solche Kaufmannssprache findet sich übrigens auch in Nord-Indien.[3]) Über noch lebende Krämersprachen in Deutschland handelt auch Kluge in seinem bereits zitierten Werke.[4])

d) Handwerker-, Studenten-, Soldatensprachen usw.

Von Handwerkersprachen der Naturvölker sei hier noch jene der Schmiede unter den Massai in Ost-Afrika erwähnt,[5]) doch scheint Meinhof recht zu haben, der annimmt, daß es sich hier um die Sprache eines fremden, in das Massaivolk aufgegangenen Stammes handelt.[6]) Dagegen soll die Geheimsprache der Wandorobo-Jäger nur ein verändertes Massai sein,[7]) wie auch die Dialekte der Pariastämme Yibir und Midghán (Eisenarbeiter) unter den Somali auf der Somalsprache fußen sollen.[8])

Im übrigen soll auf diese, wohl hauptsächlich in den kultivierten Ländern der alten Welt zur Ausbildung gelangten Sondersprachen, mit Rücksicht auf die darüber bereits bestehende ziemlich zahlreiche Literatur, nicht näher eingegangen werden und begnügen wir uns mit der Anführung der wichtigsten literarischen Nachweise, wobei jedoch keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird.

Über Handwerkersprachen siehe Drechsler;[9]) über Studentensprache in Deutschland Kluge[10]) und Rühlmann,[11]) in der Schweiz Hoffmann-Krayer,[12]) in Norwegen und Schweden Berg;[13]) über Soldatensprachen in Deutschland Horn,[14]) in Dänemark Larsen.[15]) Über Seemannssprachen Dettloff;[16]) über Bergmannssprachen Gätzschmann.[17]) Über die slawischen geheimen Sprachweisen überhaupt vgl. Jagič[18]) und speziell über die Bulgaren Schischmanov.[19])

[1]) v. Kremer, Ägypten, I, S. 125 u. 131.

[2]) Pandit Natesa Sastri, Indian Antiquary, XXIII, 1894, p. 49—52. Vgl. dazu auch Kerns Bemerkungen im Indian Antiquary, XXIV, 1895, p. 82.

[3]) Temple, Indian Antiquary, XIV, p. 157 f.

[4]) Kluge, Rotwelsch, I. Bd. (1901).

[5]) Hollis, The Massai. Oxford 1905, p. 330.

[6]) Zeitschr. f. Ethnologie, 1905, S. 639.

[7]) Kannenberg, Mitt. aus deutsch. Schutzgeb., XIII, 1900, S. 168.

[8]) Kirk, Journ. of African Soc., IV, 1904, p. 91.

[9]) Drechsler, Handwerkersprache und -Brauch. In „Beiträgen zur Volkskunde. Festschrift, Karl Weinhold zum 50jähr. Doktorjub. dargebracht". (Germanistische Abhandlgn., XII. Heft, 1896.)

[10]) Kluge, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895.

[11]) Rühlmann, Wissensch. Beilage zur Leipziger Zeitung, 1900, Nr. 28.

[12]) Hoffmann-Krayer, Das Berner „Matten-Englisch". Schweizer. Archiv. f. Volkskunde, IV, 1900, S. 39 f.

[13]) Berg, Skolpojks-oik studentslang. Svenska Landmålen, 1900, XVIII, S. 1 f.

[14]) Horn, Die deutsche Soldatensprache. Gießen 1899 (Neue Aufl. 1905).

[15]) Larsen, Om dansk Argot op Slang. Dania I u. II. — Derselbe, Dansk Soldatensprog til Lands og til Vands. Kopenhagen 1895.

[16]) Dettloff, Aus der deutschen Seemannssprache. Progr. 1903.

[17]) Gätzschmann, Sammlung bergmännischer Ausdrücke. 1859.

[18]) Jagić, Die Geheimsprachen bei den Slawen. Wien 1895 (Akad.).

[19]) Sbornik, Sofia 1895, XII, p. 62.

IV. Scherzsprachen der Kinder und Erwachsenen.

Wie schon in der Einleitung erwähnt, verdankt eine große Zahl von Sondersprachen ihre Entstehung dem kindlichen Spieltriebe, ohne daß damit irgendein ernster Zweck im gesellschaftlichen Leben angestrebt und erfüllt wird. Sie sind Produkte der Laune und Erfindungsgabe und führen nur ein ephemeres Dasein. Bezüglich der europäischen und amerikanischen scherzhaften Geheimsprachen sei vor allem auf die bereits zitierte Umfrage in den Jahrgängen II—V der Zeitschrift „Am Urquell" verwiesen,[1]) zu welcher hier nur einige Ergänzungen aus dem Bereiche der Naturvölker beigebracht werden sollen.

Von der Scherzsprache der Maori auf Neuseeland sagt Taylor: „The natives have another amusement, which consists in rendering their conversation unintelligible to strangers, by adding one or more letters to each word as they may previously agree upon, so that only they who are in the secret, can understand what is said: thus, instead of saying ‚kei te, haere au ki reira', they would say ‚te-kei te-i te te-haere-te-re te-a te-u te-ki te-re-le-i-te-ra'. Few can find this out when spoken quickly. This is called ‚He Kowetewete'."[2]) Williams übersetzt dieses Wort mit „flüstern, murmeln, schimpfen", Tregear fügt noch hinzu „Grimassen schneiden, Kauderwelsch und eine Art von Kindern im Spiel gebrauchter Geheimsprache".[3])

Während die Scherzsprache der Maori demnach nicht durch Silbenumstellung, sondern durch Einschaltung eines neuen Elementes zwischen die einzelnen Worte und Silben zustande kommt, ist der Hauptwitz in der Geheimsprache der *Hapaa,* eines in der Nähe des Hafens von Taiohae seßhaften Stammes auf Nukahiva (Marquesas-Inseln), die Vertauschung der Konsonanten, welche jedoch in viersilbigen Wörtern sich auf das erste Silbenpaar zu beschränken pflegt (z. B. statt Nukuhiva Kunuhiva). Diese Geheimsprache heißt „eo uhitua" oder Sprache, die den Rücken (d. i. die Oberfläche) verdeckt. v. d. Steinen, welchem wir die Kunde von dieser Geheimsprache verdanken, vermutet, daß diese Spielerei gerade bei dem Hapaastamme, bei dem ewigen Wechsel feindlicher und friedlicher Beziehungen zu den Nachbarn in Taiohae, unter Umständen einen wirklichen praktischen Wert besessen habe.[4]) Die Geheimsprache auf Samoa heißt „gagana liliu" (*gagana* Sprache, *liliu* umdrehen) oder auch (nach ihrem angeblichen Erfinder, einem Seminaristen der Mission in Malua, zwei Stunden von Apia) „gagana Malua". Da der Vater des Erfinders längere Zeit in Niutao (Ellice-Inseln) als Missionär tätig war und sein Sohn dort geboren sein soll, hält Schultz es für möglich, daß es sich nicht um eine samoanische Erfindung, sondern um eine von Niutao nach Samoa verpflanzte Spielerei handelt. Wie auf Nukuhiva, werden dabei die Konsonanten sowie die Vokale vertauscht; dabei kommen aber auch Variationen, auf Willkür der individuellen euphonischen Gefühle beruhend, vor. Die *gagana liliu* ist hauptsächlich bei der Jugend im Gebrauche.[5])

Ebensowenig wie wir v. d. Steinen beistimmen können, wenn er den Waitzschen Gedanken wieder aufnimmt, daß den Geheimsprachen der Markesaner und

[1]) Über die vlämischen Kindersprachen, s. noch de Cock in der Zeitschrift „Volkskunde", Gent, XIV, 1901, S. 89, und das Werk von de Cock und Teirlinck, Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland, 1901.

[2]) Taylor, Te Ika a Maui. 2d Ed. London 1870, p. 340.

[3]) v. d. Steinen, Globus, Bd. 87, 1905, S. 120.

[4]) v. d. Steinen, Globus, Bd. 87, 1905, S. 119—120 (Andree-Festnummer).

[5]) Schultz, Globus, Bd. 88, 1905, S. 17.

Neuseeländer eine uralte Gemeinsamkeit zugrunde liege und daß diese Sprachen nicht unabhängig voneinander erfunden sein können,[1]) ebensowenig ist es nötig, sich mit der Importierung der samoanischen Sondersprache von Mikronesien (die Ellice-Insulaner gehören zu den sogenannten Mikronesiern) zu identifizieren. Der Spieltrieb bringt überall die gleichen Blüten hervor und es ist ganz gut möglich, daß auf den Inselfluren des großen Ozeans solche Scherzsprachen wiederholt und unabhängig voneinander entstanden sind und in Zukunft entstehen können. Es ist eben diese Tendenz keineswegs eine Rasseneigentümlichkeit der Malaio-Polynesier (wie auch Skeat anzunehmen scheint[2]), sondern ein allgemein menschlicher Zug überhaupt.

Auch in Amoy in Süd-China haben die Chinesenkinder eine ganz ähnliche scherzhafte Geheimsprache, die *sa-la*-Sprache, welche dadurch gebildet wird, daß die Silben verdoppelt oder verdreifacht und der Anfangskonsonant in s oder l verändert wird.[3])

Wenn wir am Schlusse die aus unserer Zusammenstellung sich ergebenden Tatsachen nochmals rasch überblicken, können wir nur den von Schultze gemachten Ausspruch, daß die Sprache der Naturvölker ein getreues Spiegelbild ihres geistigen Zustandes gewähre,[4]) dahin erweitern, daß das Gesagte in noch größerem Ausmaße von den Sonder- und Geheimsprachen gilt, welche sowohl nach ihren Entstehungsursachen, wie in ihrem linguistischen Aufbaue jene große Gleichförmigkeit zeigen, welche bekanntlich für die übrigen kulturellen Besitztümer und Errungenschaften, namentlich in der geistigen Sphäre, auf der primitiven Stufe geradezu typisch ist.

Weiters ergibt sich aus unserer Betrachtung neuerdings die tiefe Wahrheit jenes alten Satzes von der Ähnlichkeit der psychischen Veranlagung des Naturmenschen mit dem Kinde, welche in dem Vorwalten der triebartigen Bewußtseinsvorgänge unter den Entstehungsursachen vieler menschlicher Handlungen und gesellschaftlichen Einrichtungen ihren Ausdruck findet. Sind es doch die Lust an Scherz und Spiel, sowie der instinktive Hang zur Geselligkeit und Geheimbündelei, welche bei der Bildung und Entwicklung der Sondersprachen von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen sind.

---

[1]) v. d. Steinen, loc. c. S. 120.

[2]) Skeat & Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula, II, p. 416.

[3]) Schlegel, Toung P'ao, II, 1891, p. 161.

[4]) Schultze, Psychologie der Naturvölker, S. 91.

Die Hausberge in Niederösterreich.

Ihre Bedeutung und Zeitstellung.

Von Dr. **Matthäus Much** in Wien.

Selten hat eine wissenschaftliche Arbeit eine so entgegengesetzte Beurteilung erfahren, wie der von Dr. Oskar Firbas unternommene Versuch, die von anderen angenommene fränkische Besiedlung des Viertels unter dem Manhartsberge (V. u. M. B.) in Niederösterreich abzulehnen, dagegen einen älteren, schon vor der Einwanderung der Baiern im Lande seßhaft gewesenen germanischen Völkerrest zu erweisen.[1]) Denn während der ungenannte Referent in den Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. in Wien (Bd. XXXVI, S. [53]) diese Arbeit als eine vortreffliche bezeichnet, erklärt sie Anton Dachler (Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Jahrg. VI, S. 326) als mißlungen und bedauert, daß der Verfasser mit ihr, insbesondere in Hinsicht auf das geachtete Organ, in dem er sie niedergelegt, der Forschung keinen guten Dienst erwiesen habe, da auf diesem Wege unbegründete Nachrichten verbreitet würden, was ein — wie ich übrigens beifügen muß, vollkommen objektives, jede Zustimmung oder Ablehnung vermeidendes — Referat in der Zeitschrift Globus (Bd. XCII, S. 19) beweise, durch das die irrigen Forschungen des Verfassers rückhaltlos anerkannt seien.

Ich fühle mich nicht befähigt, für oder wider eines dieser Urteile Partei zu ergreifen, ich muß vielmehr die Entscheidung den dazu Berufenen überlassen; allein da im Streite auch mein Name genannt wurde, möchte ich mir doch auch das Wort erbitten, um mich über einen besonderen Gegenstand, über unsere „Hausberge", auszusprechen, damit es nicht scheine, daß ich der Ablehnung der einst von mir über sie geäußerten Ansicht jetzt zustimme.

Oskar Firbas stützt sich nämlich zum Erweise einer allzeit überaus dichten Bevölkerung des Viertels unter dem Manhartsberge auf die ungewöhnlich reichhaltige Hinterlassenschaft aus allen prähistorischen Zeitaltern, welche dieses Gebiet aufweise, woraus seine vorzügliche Eignung zu einer gedeihlichen Besiedlung und dauernden Erhaltung der einmal darauf seßhaft gewordenen Stämme hervorgehe. Zu dieser Hinterlassenschaft gehören vor allem auch die eigentümlichen Bauwerke, die insbesondere dem Viertel unter dem Manhartsberge ein bestimmtes Gepräge geben: die Leeberge, die Hausberge und die Erdställe, die Firbas insgesamt mit der vor der baierischen Besiedlung hier seßhaften germanischen Bevölkerung in Verbindung bringt und von denen er insbesondere die Hausberge hervorhebt, deren Durchforschung mich — es sind seither 32 Jahre vergangen — bestimmte, sie als Stätten heidnischer Gottesverehrung zu erklären.

---

[1]) Dr. Oskar Firbas, Anthropogeographische Probleme aus dem Viertel unter dem Manhartsberge in Niederösterreich. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausgeg. von Dr. A. Kirchhoff, Bd. XVI.

Dem widerspricht Anton Dachler, indem er a. a. O., S. 332, sagt, „daß die Ansiedlung Stillfried und die Leeberge in die römische Zeit fallen, die Hausberge dagegen späteren Ursprunges sind, wie die Funde dieser letzteren beweisen". Dachler beruft sich hiebei auf die Untersuchung von Professor Moriz Hoernes auf den Hausbergen von Stronegg und Hippersdorf.

Dagegen möchte ich mir gestatten, zunächst das Versehen zu berichtigen, das in der Meinung liegt, daß die Ansiedlung Stillfried und die Leeberge der römischen Zeit angehören. Die Leeberge, freistehende, kegelförmige Hügel ohne Wall und Graben, erwiesen sich ausschließlich als Gräber vornehmer Leute aus der Blütezeit der Hallstatt-Periode, wogegen Stillfried wohl auch zur Römerzeit noch bestanden hat, aber schon weitaus früher besiedelt worden ist. Wenn wir von den steinzeitlichen Funden daselbst absehen, so bezeugen uns doch zahlreiche andere Funde, daß hier schon in prähistorischer Zeit Menschen gewohnt haben, deren Ansiedlung, wie die Gräberstätte aus dem ersten Abschnitte der Hallstatt-Zeit beweist, eine nicht geringe Bedeutung gehabt haben muß, die sich bis in die Römerzeit ungeschwächt erhalten hat, was sich aus dem Umstande ergibt, daß die Römer sich im großen Markomannenkriege veranlaßt sahen, hier eines ihrer Kastelle jenseits der Donau zu errichten. Zahlreiche Funde aus der Bronzezeit, der Hallstatt-Zeit, der La Tène-Zeit, der Römerzeit, der Zeit nach der Völkerwanderung, der Zeit des romanischen und gotischen Kunststiles bezeugen uns, daß der Boden des prähistorischen Stillfried seit der Gründung des Ortes dauernd bis zu der Zeit besiedelt war, als man an den Bau der jetzt vereinsamten, in ihren Elementen gotischen Kirche ging.

Was die Hausberge betrifft, so schienen mir von allem Anfange an alle Umstände gegen die Eigenschaft von Burganlagen oder Burgställen, d. i. von Bauwerken einzelner Adeliger oder Adelsfamilien wider feindliche Angriffe, zu sprechen, dagegen aber auf Stätten heidnischer Gottesverehrung zu verweisen. Ich habe mich darüber eingehend in den Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. in Wien und an anderen Orten ausgesprochen. Der damals kundgegebenen Anschauung bin ich noch heute.

Es ist mir nicht bekannt geworden, welche Tatsachen dafür sprechen sollen, daß der Hausberg von Hippersdorf einst eine mittelalterliche Burg getragen habe; soweit ich den Ort kenne, und ich glaube, ihn ziemlich genau zu kennen, dürfte es nicht möglich sein, aus den Funden, wie Dachler sagt, oder auch aus anderweitigen Umständen den ehemaligen Bestand einer Burg auf dem von Wall und Graben umgebenen, doch durch die anstoßenden bäuerlichen Baulichkeiten vielseitig geschädigten Hügel nachzuweisen. Mauerwerk und Bauschutt hätten gerade durch diese Eingriffe zum Vorscheine kommen müssen, allein sie fehlen, und anderweitige mittelalterliche Hinweise sind mir nicht bekannt geworden. Die ebene Fläche des Hügels ist unbedeutend, weshalb nur eine beschränkte, und zwar bei dem Mangel von Bauschutt, dürftige Holzburg auf ihm hätte Platz finden können. Dagegen fand ich zahlreiche Scherben von Freihandgefäßen aus den verschiedenen Abschnitten der Bronze- und der Hallstatt-Periode; auch Gräber dieser Zeit fehlen nicht. Mit diesen Hinweisen ist allerdings nicht gesagt, daß auch das gesamte Bauwerk aus dieser Zeit stamme, obwohl wir gerade in Stillfried nachweisen können, daß man schon in der Hallstatt-Periode Wälle und Gräben hergestellt hat. Immerhin ist es deutlich, daß die Ansiedlung weit über die Zeit zurückreicht, als man in Österreich Burgen zu bauen begann, von der uns hier keine Überbleibsel Nachricht zu geben vermögen.

Man macht trotz der tatsächlichen Zeugnisse für eine ältere Besiedlung des Ortes einerseits und des Mangels positiver Hinweise auf einen mittelalterlichen Burg-

stall anderseits gegen meine Anschauung, daß hier eben niemals eine Burg bestanden habe, geltend, und auch Oskar Firbas erhebt das Bedenken, daß der Name „Hausberg" an sich schon auf eine Burg verweise, weil das Wort Haus sehr oft für Burg gebraucht wird und Hausberg sonach mit Burgberg gleichbedeutend sei. Ich sehe davon ab, daß mir der Name Hausberg noch auf keiner Stelle begegnet ist, wo wir wirklich alte Burgen oder Burgtrümmer vor uns haben, sowie man anderseits ebensowenig bei den Hausbergen alte Burgenreste findet; aber ich habe mich auch vergeblich bemüht, einen Nachweis von Burgen auf unseren Hausbergen in den Urkunden zu finden. Was Hippersdorf betrifft, so werden wohl in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Adalbero und späterhin ein Otto und ein Ruger Hipleinsdorfer genannt, die man mit Hippersdorf in Verbindung bringt, aber Name und Beziehungen zum Schottenstifte machen es wahrscheinlich, daß diese Hipleinsdorfer nach Hipples bei Groß-Rußbach (vormals Hipleins, Hipelinesdorf) gehören. Jedenfalls aber ist mit diesem Namen noch nichts von einem Burgstall in Hippersdorf gesagt.

Bei dem Hausberge von Stronegg liegen die Tatsachen beim ersten Anscheine gegen mich. Dieses Bauwerk besteht aus einem mächtigen Kegelstutz und einem davor stehenden niedrigen Pyramidenstutz, die von einem gemeinsamen Wall und Graben umschlossen werden. Bei meiner wiederholten Anwesenheit konnte ich nur wenige mittelalterliche Scherben auflesen; in sehr großer Zahl sind diese jedoch später unter der das Bauwerk überdeckenden Grasnarbe zum Vorscheine gekommen und diese Funde sind es, welche auf ein mittelalterliches Bauwerk verweisen sollen. Da die Fläche des Hügels groß genug ist, könnte immerhin eine Burg auf ihr gestanden haben, allerdings auch nur eine vergängliche Holzburg, weil keine Mauerreste, kein Bauschutt, keine sonstigen Überbleibsel auf eine halbwegs ausgestattete, der ansehnlichen Größe der Gesamtanlage entsprechende gemauerte Burg zu schließen gestatten. Vergebens habe ich mich bemüht, urkundliche Nachrichten über eine hier bestandene Burg zu ermitteln. Also, die Scherben allein, sonst nichts verweisen auf eine solche; ist man aber berechtigt, sie als ein vollgültiges Zeugnis gelten zu lassen?

Zur richtigen Beurteilung dessen möchte ich den Leser auf einen anderen Hausberg führen, nämlich auf jenen von Mitterstockstall (oder Mitterstockstal). Es ist ein zum Teil aufgeschütteter, von einem tiefen Graben eingeschlossener Kegelstutz. Als ich ihn betrat, fand ich dessen eine Seite im wahren Sinne des Wortes mit mittelalterlichen Scherben übersäet. Also, wie in Stronegg ein mittelalterlicher Burgstall, könnte man sagen, der, da Mauerschutt fehlt, abermals eine Holzburg getragen hat. Wer sich aber mit diesem Funde nicht zufrieden gibt und einen Blick in die anstoßenden Weingärten sendet, der kann auch Scherben von groben, vielleicht gar steinzeitlichen Freihandgefäßen, sicher aber von Hallstatt-Gefäßen bis herab zu den Töpfen mit dem Wellenornament, Knochen u. dgl. finden.

Ich gebe die Möglichkeit zu, daß die auf dem Hügel liegenden Scherben in den Weingärten aufgelesen und dorthin geschleudert worden sind, so daß darin keine tiefere Bedeutung zu suchen wäre, denn es genügt, daß dicht neben unserem Hausberge schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Ansiedlung bestanden hat.

Es gibt aber noch eine andere Erklärung für die Scherbenansammlung auf dem Hügel. Etwa 30 Minuten Weges nördlich von Isper im Viertel ober dem Manhartsberge befindet sich eine eigentümliche Felsgruppe, deren mächtige Blöcke so übereinander gelagert sind, daß sie eine Grotte mit einer oder zwei Öffnungen bilden. Auch hier ist der innere Raum mit Scherben übersäet, die durch eine der Öffnungen hineingeworfen wurden; selbst Stücke von Ofenkacheln befinden sich

darunter. Es ist nicht anzunehmen, daß es sich dabei um eine Ablese aus den benachbarten Feldern handle, da sonst auch Steine darunter sein müßten und da man sich gewiß nicht die Mühe gegeben, die Scherben einzeln in das Innere der Grotte zu werfen, sondern sich begnügt hätte, die gefüllten Körbe einfach vor der Grotte auszuleeren. Es könnte sich also hier um ein heidnisches Überbleibsel, um ein Opfer handeln. Von befreundeter Seite wurde ich in dankenswerter Weise aufmerksam gemacht, daß noch unter Karl dem Großen im Fuldaischen Tausende abschwören mußten: „de his, quae faciunt super petras". Was alles und wo allwärts noch in unseren Tagen geopfert wird, lehrt ein Blick in Richard Andrees „Votive und Weihegaben". Es ist derselbe Brauch, der heute noch im Oriente geübt wird, wo an gewissen Stellen die Vorübergehenden einen Stein, eine Scherbe, einen Kleidfetzen als Opfer hinwerfen. Auf einem unserer Leeberge steht eine Kapelle, deren Fußboden mit Kupfermünzen, darunter gar nicht selten außer Kurs gesetzten, die durch die offenen Fenster hineingeworfen werden, in ähnlicher Weise übersäet ist, wie das Innere der Grotte im Ispertale und der Kegelstutz auf dem Hausberge von Stronegg. Besteht in diesen Gebräuchen ein Unterschied im Wesen des zugrunde liegenden Gedankens?

Ich will keinen allzu großen Wert auf diesen Versuch einer Erklärung der angeführten Erscheinung durch transzendente Vorstellungen legen; es soll ganz dem Ermessen des Lesers anheimgegeben sein. Auch wenn man von seiner Zulässigkeit ganz absieht, bleibt eine andere Tatsache um so beachtenswerter, nämlich die Gepflogenheit, christliche Gotteshäuser und andere Kultzeichen innerhalb der Wälle von Hausbergen oder doch in unmittelbarer Nähe eines künstlich aufgeführten Tumulus, wahrscheinlich des letzten erhaltenen Kernes von Hausbergen, zu errichten. Auf dem Pyramidenstutze des dem Stronegger in jeder Weise gleichartigen Hausberges von Wultendorf stand bis vor wenigen Jahren die Pfarrkirche, was um so auffallender ist, als dieser Hausberg in einiger Entfernung vom Orte liegt. Ebenso stand einst die Kirche von Obergänserndorf auf dem ringwallumschlossenen Hügel daselbst und so stehen noch heute die Pfarrkirchen von Schrick, Fallbach, Höflein, Gnadendorf, Pyrawarth, Oberweiden, Hagenberg, Kronberg, Spannberg, Ebenthal, Reisenberg und andere innerhalb der Ringwälle oder dicht neben den alten Tumulis, und die Tumuli von Staatz, Herrnals und Maria-Lanzendorf sind in Ölberge und heilige Gräber, also in Gnadenorte besonderer Art umgewandelt. Während wir also eine Anknüpfung der Hausberge und verwandten Bauwerke zu noch bestehenden oder wirklich dagewesenen Burgen weder durch beweiskräftige Überreste noch durch Urkunden nachweisen können — auch in Stronegg und Wultendorf wissen die Urkunden nichts von Burgställen — sehen wir viele und enge Beziehungen jener Bauwerke zu den christlichen Weihestätten, ein nicht abzuleugnendes Zeugnis, daß sie einst eben auch Stätten der Gottesverehrung, nämlich der heidnischen, also zur Zeit des Überganges in den christlichen Gebrauch der germanisch-heidnischen gewesen sind. Infolge einer Weisung des Papstes Gregors des Großen wurde den neuen Christen zwar gestattet, „auch ferner rund um die heidnischen Stätten," also wohl auf den sie umschließenden Ringwällen, „zu lagern, in gewohnter Weise Tiere zu schlachten und zu verzehren", diese Stätten sollten eben nicht zerstört, sondern in christliche Kirchen umgewandelt werden, um nun nicht mehr den Teufel, sondern Gott anzubeten. Derselbe Gedanke hat den hl. Altmann veranlaßt, das von ihm gegründete Gotteshaus in Göttweig in ein heidnisches Heiligtum zu stellen, „quod adhuc fossae et valles testantur et antiqua aedificia vel idola ibi reperta", das mit diesen Worten deutlich als ein Hausberg gekennzeichnet ist. In den südlichen Ländern ist die Kirche selbst mit der Besitz-

ergreifung zahlloser Kultstätten des klassischen Heidentums vorangegangen; es war eine allgemeine, durch die Päpste sanktionierte Übung.

Es ist also kaum ein Trugschluß, wenn man annimmt, daß der Hausberg von Stronegg, obwohl nun nichts mehr daran gemahnt, einst ebenfalls eine heidnische Kultstätte gewesen ist, wie der vollkommen gleichgebaute Hausberg von Wultendorf, der in ein christliches Heiligtum umgewandelt wurde.

Bei diesen beiden Hausbergen fehlt uns vorläufig freilich jede unmittelbare Anknüpfung an eine ältere Zeit, aber nur deshalb, weil sie nicht genauer untersucht worden sind; ich möchte deshalb hier gleich des Hausberges in Geiselberg mit seinem dreifachen Ringwall gedenken, nicht nur weil er einer der größten und besterhaltenen ist, sondern weil dicht neben ihm, gleich jenem von Stockstal, ein hohes Altertum sich kund tut. Auch hier lohnt sich dem, der sich nicht mit dem mächtigen Eindrucke begnügt, den er von dem Anblicke dieses Bauwerkes empfängt, die aufmerksame Umschau auf den unmittelbar anstoßenden Feldern, auf denen er bald Überbleibsel vorgeschichtlichen Alters entdecken wird, zwar durch die Unbill der Zeiten vielfach geschädigte, kümmerliche Zeugen, die aber weder durch die Hufe der Ackerpferde noch durch die Pflugschar während jahrhundertelanger Angriffe mundtot gemacht werden konnten. Ich habe hier Bruchstücke von zwei Steinbeilen, eines Flintmessers, Flintsplitter, einen Obsidiansplitter und Scherben der Hallstatt- und La Tène-Zeit und der Zeit der Römerherrschaft aufgelesen. Das sind Beweise, daß der Ort seit der jüngeren Steinzeit besiedelt war, wogegen es auf dem umschlossenen Kegelstutze selbst an Bauresten, Bauschutt oder anderen Funden fehlt, die auf eine mittelalterliche Burg verweisen könnten. Aber selbst von einer vergänglichen Holzburg kann nicht die Rede sein, denn die ältesten Nachrichten über Geiselberg (14. Jahrhundert) nennen nur ein Dorf dieses Namens, von einem Burgstalle wissen sie nichts.

Ähnlich verhält es sich mit den Wallbauten von Obersulz, die den besonderen Namen „Wachtberg" führen, aber der Klasse der Hausberge angehören. Es sind drei naturgewachsene, nur äußerlich einigermaßen geformte Hügel, die ein gemeinschaftlicher Wall umschließt. Spuren mittelalterlicher Benützung fehlen; ich konnte aber auf der freien Oberfläche einige wenige Scherben der Hallstatt-Zeit auflesen. Ein Burgstall wird in den Urkunden, soviel ich ermitteln konnte, nicht genannt; der Ort war vielmehr der Herrschaft Wilfersdorf untertänig, was auf das Fehlen einer eigenen Burg deutet.

Ähnliches gilt vom Hausberge in Groß-Weikersdorf, einem aus dem Höhenplateau herausgeschnittenen Kegelstutz, von Wällen umgeben, die im Verlaufe der Zeit zu Stufen eingeebnet worden sind, wie es auch bei jenen von Ober-Gänserndorf, Pyrawarth, Obersulz der landwirtschaftlichen Benützung wegen geschehen ist, und bei unserem schönsten und besterhaltenen Hausberge in Stronegg eben leider geschehen soll. Auf den Feldern nebenan fand ich vereinzelte Scherben von Freihand- und mittelalterlichen Gefäßen.

Man könnte nun einwenden, daß die sich allerdings wiederholenden Beziehungen der Hausberge zu den benachbarten vor- und frühgeschichtlichen Ansiedlungen rein örtliche, zufällige seien, und fragen: Was sagt ihr Inneres? Wenn wir von der Annahme ausgehen, daß die Hausberge Kultstätten sind, dann müssen in ihrem Innern nicht gerade auch Gräber oder sonstige Überbleibsel sich finden; es darf daher nicht auffallen, daß die von mir durchgeführte Durchgrabung zweier derartiger Bauwerke, nämlich des „Hutsaulberges" von Lichtenwarth und des von einem doppelten Ring-

walle umschlossenen Tumulus von Rabensburg, ohne Erfolg in irgendeiner Richtung blieb. Der Hutsaulberg ist ein wie manche andere Hausberge zum Teil aus dem Boden geschnittener Kegelstutz; der Tumulus von Rabensburg ist samt den Wällen aus dem Schotter der Umgebung aufgeschüttet. Urkundliche Nachrichten über alte Burgställe an diesen beiden Stätten fehlen gänzlich.

Steht die Erfolglosigkeit dieser Grabungen der Anschauung, die in den Hausbergen Kultstätten sieht, nicht entgegen, so spricht sie anderseits ganz entschieden gegen eine noch so bescheidene Burganlage, da man sich eine Burg ohne Unterbau, seien es auch nur Vorratsgruben oder Ställe einer Holzburg, ohne Wasserbehälter, ohne Küchenabfälle nicht denken kann.

Allein anderenorts liegt die Sache noch ganz anders, weshalb ich den Leser einladen möchte, mich zunächst auf den Schliefberg bei Kreuzenstein zu begleiten. Hier trifft man einen breiten, regelmäßigen, kreisrunden Hügel in der Form eines Kugelabschnittes, der von einem Ringwalle umschlossen ist. Se. Exzellenz Graf Hans Wilczek ließ ihn vor einer Reihe von Jahren auf das genaueste untersuchen, wozu er mich beizuziehen die Güte hatte. Da zeigten sich nun auf der höchsten Stelle des Hügels in seichter Lage die Skelette von Bestatteten, davon einer Gefängnisketten an sich trug, während man bei einem anderen eine Glaskapsel fand, die ein Papier mit einem in spanischer Sprache geschriebenen Gebete enthielt. Es konnte festgestellt werden, daß es Reste von Gehenkten waren. Also nichts anderes als ein Gerichtshügel, wird man sagen. Aber es kamen dann doch auch andere Dinge zum Vorschein, insbesondere Topfscherben, darunter viele aus der Hallstatt-Zeit, endlich ein Bronzeknopf und ein kurzer, dreiseitiger, prächtig patinierter Bronzedolch, also ein Stück aus einem älteren Abschnitte der Bronzezeit. Da die Grabungen außerhalb des Ringwalles erfolglos blieben, müssen wir annehmen, daß sich das Leben auf den umwallten Raum beschränkt hat, daß es keine Ansiedlung gewesen, sondern ein Ort, auf dem man schon in prähistorischer Zeit, ähnlich wie etwa auf der bekannten Opferstätte Langacker bei Reichenhall, nur in vermindertem Maße, zusammengekommen ist, um den Göttern Opfer darzubringen, worauf auch die Haustierknochen, insbesondere jene vom Pferde, als dem vornehmsten Opfer, verweisen. Und die Richtstätte? Heidnische Kultplätze, die in christliche Kirchen nicht verwandelt wurden, hatten deshalb ihre Bedeutung nicht verloren. Es blieben ja noch viele Leute versteckte Anhänger des alten Glaubens, für sie wohnten auf den Hausbergen noch immer die mildtätigen Götter und sie vermittelten ihre Treue den Nachkommen; für die Bekehrten aber hauste, wie aus dem Wortlaute der Weisung des Papstes Gregors des Großen hervorgeht, der Teufel innerhalb der verlassenen Wälle. So hat dann der neue Glaube solche Orte mit einer gewissen Scheu umgeben und dieser Vorstellung ist es offenbar zu danken, daß man auf dem ohnehin gefürchteten und deshalb gemiedenen Orte, auf dem sich Geister und Dämonen aufhielten, den Galgen aufrichtete; vielleicht wirkte auch eine alte Überlieferung mit, daß der Hügel seit uralter Zeit Gerichtshügel gewesen ist.

Ein anderes, doch außerhalb Niederösterreich gelegenes Bauwerk dieser Art, das bis auf den Grund untersucht worden ist, ist der „Götschenberg" bei Bischofshofen. Haben wir in Niederösterreich abgerundete Rasenkuppen, so ist es hier ein durch die grellrote Farbe des Gesteins aus dem üppigen Grün der Umgebung herausleuchtender Felskopf, der von einem doppelten Walle ganz in der Weise wie unsere Hausberge umgeben ist. Die von meinem Sohne, Professor Rudolf Much, geleitete Ausgrabung erschloß in der Hauptsache eine Werkstätte, in der Steinwerkzeuge — Beile und Hämmer — offenbar für den Vertrieb in Gegenden, denen es an geeigneten

Gesteinsarten mangelte, wie z. B. in den oberösterreichischen Pfahlbauten, hergestellt wurden. Sie ist gekennzeichnet durch fertige, halbfertige und mißlungene Stücke, durch Serpentingeschiebe, die schon annähernd die Form von Steinbeilen haben und nur noch der Überarbeitung bedürfen, durch Stücke mit dem Sägeschnitt, durch Arbeits- (Klopf-) und Schleifsteine. Diese Funde sind begleitet von Gefäßscherben, von denen einige wenige die Verzierungsweise der Pfahlbauten zeigen, und durch Knochen der verzehrten Tiere. Dazu kommen dann noch vereinzelte La Tène-Scherben, ein Hufeisen und einige Eisenstücke der allerjüngsten Zeit.

Wir sehen also auch hier wieder die typische Erscheinung des Hausberges in unmittelbarer, ein lebendiges Ganzes bildender Verbindung mit prähistorischen Funden und wenn wir auch aus ihr nicht folgern, daß die Wälle schon während der jüngeren Steinzeit erbaut worden sind, so fehlt doch weitaus mehr jede Grundlage zur Annahme, daß die Wälle des Götschenberges eigentlich Burgwälle seien, und sollten sie auch nur eine der vergänglichen, aber eben deshalb stets notwendigen Holzburgen umschlossen haben. Auch hier kein Mauerschutt, kein Unterbau, kein Hinweis in den Urkunden auf einen einstigen Burgstall. Zwar wird in diesen eine Burg bei Bischofshofen erwähnt, aber diese ist auf einer Anhöhe näher am Orte durch vorhandene Mauerzüge mit bearbeiteten Steinen aus der Zeit des romanischen Baustiles sicher nachgewiesen und somit fehlt auch hier jeder Grund für die Annahme einer Burg wie bei jedem anderen Hausberge.

Nach diesen tatsächlichen Befunden auf den bisher genannten, durch ihre hervorragende Erscheinung, durch ihre gute Erhaltung und durch das, was sie sonst noch boten, ausgezeichneten Hausbergen könnte ich diesen Bericht schließen. Der Vollständigkeit wegen möchte ich aber doch noch einige wenige der öfter genannten derartigen Bauwerke kurz in Betracht ziehen.

Da ist zunächst der Hausberg von Ober-Gänserndorf zu nennen mit seinen beiden Abstufungen, die, wie schon bei früherer Gelegenheit bemerkt wurde, nicht eigentliche Stufen, sondern eingeebnete Wälle sind. Das Bauwerk trägt nun den Ortsfriedhof. Geschichtlich erscheint der Ort zuerst als „Ganstribendorf", d. i. ein Dorf von Gänsezüchtern; eine Burg wird weder irgendwo genannt, noch läßt sie sich sonst irgendwie nachweisen.

Dann haben wir den Hausberg von Klein-Ebersdorf, einen Kegelstutz mit zweifachem Ringwall. Funde sind nicht bekannt, auch wird der Ort in älterer Zeit nicht erwähnt. Die Leute erzählen aber, daß einst eine Burg auf ihm gestanden, die vom Besitzer aufgegeben wurde, wofür er das Schloß Ernstbrunn erbaute. Diese Sage entbehrt jedoch aller gegenständlichen und urkundlichen Grundlage und ist nur ein Spiel der Phantasie des Volkes, das sich Wälle nicht anders zu erklären weiß, als in Verbindung mit dem Zwecke der Verteidigung. Für den Mangel der Burg am Orte muß dann eine andere herhalten.

Etwas mehr eigengeartet ist der Hausberg von Hornsburg bei Groß-Rußbach. In seinem unteren Teile wahrscheinlich aus einer vorspringenden Terrainecke geformt, und von einem doppelten Ringwalle umgeben, unterscheidet er sich in seiner äußeren Erscheinung nicht von anderen Hausbergen dieser Art, aber er schließt sich unmittelbar an einen, stellenweise bis zu 6 *m* hohen Wall an, der ein beiläufig hundert Joch Waldland enthaltendes Geviert umfängt. Eine nähere Untersuchung hat nicht stattgefunden, weshalb auch keine Funde von hier bekannt sind; man darf aber vermuten, daß in dem umschlossenen Raume eine prähistorische Ansiedlung bestand oder, was wahrscheinlicher ist, daß das Ganze ein, wie noch heute, tief im Walde gelegenes Refugium

bildete, in das die benachbarten Anwohner bei bedrängter Zeit auch mit ihren Herden flüchten konnten und an das sie gleich auch eine Stätte für die Götter anschlossen, in deren Schutz sie sich begaben. Wie in Klein-Ebersdorf, hat man auch hier, und zwar von gelehrter Seite, eine Burg auf den wallumschlossenen Hügel gestellt, welche in den Kämpfen gegen Mathias Corvinus zerstört worden sei, eine durch gar nichts begründete Vermutung, da die Fläche des Kegelstutzes gar nicht Raum genug für eine Burg bietet, da in den Tagen des Mathias Corvinus wohl nicht mehr von einer kümmerlichen Holzburg die Rede sein kann, Mauerreste aber durchaus fehlen und in den Urkunden kein Sterbenswörtchen darüber zu finden ist. Der heutige Name Hornsburg kann für eine Burg nicht sprechen, weil der Ort, der erst im 16. Jahrhunderte in den Urkunden erscheint, damals und noch im 17. Jahrhunderte nicht Hornsburg, sondern Hornsberg geheißen hat und offenbar erst durch die Phantasie eines Schreibers zu dem inhaltsreicheren Namen Hornsburg gekommen ist.

Hornsburg mit seiner ausgedehnten Umwallung bietet uns den Übergang zu zwei anderen, eine größere Area einschließenden Umwallungen, nämlich zu den Ringwällen, die den Buschberg bei Ober-Leis und einen felsigen Grat bei Nappersdorf umfangen. Es läßt sich noch nicht beurteilen, ob diese Wallbauten als zeitweilige Refugien oder als Kultstätten gedient haben, wahrscheinlich wie Hornsburg als beides. Jedenfalls waren sie nicht imstande, eine größere Menge von Menschen und insbesondere Herden auf längere Zeit aufzunehmen, da es sowohl auf den wallumschlossenen felsigen Gipfeln als in der nächsten Umgebung an Trinkwasser fehlt. Auf dem Buschberge fand ich unter der mageren Rasendecke Scherben von Freihandgefäßen, fein geriffelte Scherben (La Tène-zeitlich?) bis zum mittelalterlichen Wellenornament, Knochen von den Mahlzeiten und anderes dergleichen. Es ergibt sich daraus, daß der Ort schon in sehr früher Zeit betreten worden ist, ist er doch der höchste Punkt im Viertel unter dem Manhartsberge, dessen Ausblick ein weites Gebiet beherrscht. Anhaltsgründe für die Annahme einer Burg fehlen, abgesehen von den erwähnten Resten aus jüngerer Zeit, in jeder Beziehung: kein Wasser, kein Mauerschutt, keine urkundliche Nennung, nicht einmal eine gelehrte oder ungelehrte Meinung. Das einzig Sichere für die Zeitbestimmung sind die Wälle und die wenigen Reste von Freihandgefäßen.

Der umwallte Berggrat bei Nappersdorf macht einen ähnlichen Eindruck wie der umwallte Buschberg, hat auch sonst den gleichen Charakter, nur umschließt er ein kleineres Terrain. Ich habe dort einige Scherben von bronzezeitlichen Freihandgefäßen aufgelesen, Zeugen dafür, daß die Menschen auch diese Stätte schon in früher prähistorischer Zeit aufgesucht und sich länger da aufgehalten haben, womit ebensowenig wie beim Buschberge gesagt sein soll, daß in eben dieser Zeit auch schon die Wälle gebaut worden seien, ebensowenig als man annehmen kann, daß es erst in der Zeit geschehen, als man bei uns Ritterburgen zu bauen begonnen hat. Grund- und gemeinderechtlich gehört die in Rede stehende Bergkuppe zur kleinen Gemeinde Haslach, die in den Urkunden stets nur als Dorf erscheint, das beliebig verschenkt wird.

Um so eifriger ist auch hier die Kraft der Volksseele, alte Mythen zu bewahren und lebendig auszugestalten, tätig gewesen; sie baute auf dem Felsgrat eine Burg, in der zwei Schwestern wohnten, milde, verehrte Wohltäterinnen des ganzen Landes rings umher und durch viele Jahre hindurch. Diese Burgfräulein sind zwei der Nornen, der germanischen Schicksalsjungfrauen, die das Volk auch auf anderen Stätten im Lande, z. B. in den Ruinen der Burg Liebnitz a. d. Thaya, kennt und denen Adalbert Stifter ein so schönes Denkmal in seinem „Hochwald“ gesetzt hat. Es waren eben,

wie schon bemerkt wurde, nicht überall Unholde und Quälgeister, die in den alten Hausbergen seßhaft geblieben sind; es gab dort auch milde, menschenfreundliche Wesen und so bezeugen auch unsere wohltätigen Burgfräulein den Zusammenhang der Hausberge und Ringwälle und der um sie wohnenden Menschen mit einer älteren Zeit.

Überaus zahlreiche mythische Namen, Sagen und Gebräuche knüpfen sich an die in ihrem Wesen verwandten Bauwerke, wie die „Riswalar" (Riesenwälle), „Denghooge" (Dinghügel), „Hilligenörter", „Börter" usw., auf den schleswigschen Inseln. (Siehe darüber Chr. Jensen, Grabhügel und Hünengräber der nordfriesischen Inseln in der Sage. Globus, Bd. LXXIII.)

Ich habe im vorstehenden über alles Wesentliche berichtet, was mir von unseren Hausbergen bekannt ist, und gewissenhaft nichts verschwiegen, was einer anderen Anschauung als der meinigen zur Stütze dienen könnte; ich habe aus diesem Grunde auch die schriftlichen Urkunden reden lassen, ob nicht sie etwa von den verschollenen Burgen zu erzählen wüßten. Es war vergebens; nichts war zu finden, was ein halbwegs sicheres Zeugnis dafür gegeben hätte, daß auch nur eine jemals auf einem unserer Hausberge gestanden wäre.

Ich bestreite keineswegs, daß einzelne unserer Hausberge im Mittelalter aus Holz hergestellte Türme ohne das sonstige Bauwerk, das wir bei unseren Burgen finden, getragen haben, gleichsam als Nachfolger der römischen Specula und als Vorläufer des Donjons der späteren Mauerburgen; allein das schließt noch nicht ein, daß auch der Unterbau dieser Zeit angehört. Man hat einfach den ringwallumschlossenen Tumulus als willkommene Gelegenheit benützt, um darauf einen hölzernen Turm zu stellen.

Erwiesen ist dagegen durch viele und mannigfaltige Zeugnisse der Zusammenhang der Hausberge und Ringwälle mit einer über alle Burgen zurückliegenden Ära und ihr sakraler Charakter durch ihren Zusammenhang mit den späteren christlichen Weihestätten. Dagegen muß zugestanden werden, daß der Nachweis noch aussteht, in welche enger umgrenzte Zeit ihre Erbauung fällt. Vorläufig vermag ich nur die Vermutung auszusprechen, daß sie im Verlaufe der La Tène-Periode entstanden und daß ihr Bau den Kelten zuzuschreiben ist. Endgültige Aufschlüsse werden wir vielleicht aus dem Westen erhalten, wo wir in der Schweiz und ganz insbesondere in Frankreich Erscheinungen in überraschend ähnlichen Formen, wie sie bei uns vorkommen, wiederkehren sehen.

In Frankreich ist unter der Leitung des um die Erforschung dieser Bauwerke hochverdienten Professors Dr. M. A. Guébhard eine eigene „Commission d'étude des enceintes préhistoriques et fortifications anhistoriques" tätig, die sich diese Erforschung zur besonderen Aufgabe macht. Es wäre wünschenswert, daß auch bei uns eine solche Kommission zusammentritt, die sich die nämliche Aufgabe stellt, vor allem aber mit ganzer Kraft für die Erhaltung dieser Denkmäler wirkt, die, wenn nicht jetzt in letzter Stunde tatkräftige, erfolgsichernde Maßregeln in Anwendung kommen, nach den betrübenden Erfahrungen der letzten Zeit und bei der Vergeblichkeit der bisher um ihre Erhaltung gemachten Schritte, in zehn Jahren verschwunden sein werden.

NEKROLOG.

Dr. Wilhelm Grempler †.

Mit dem am 8. Januar d. J. in Breslau erfolgten Hinscheiden des Geheimen Sanitätsrates Professor Dr. Wilhelm Grempler ist ein Nestor der deutschen Altertumsforschung dahingegangen. Er gehörte jenem illustren, heute schon überaus gelichteten Kreise von Männern an, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an der Wiege der prähistorischen Wissenschaft gestanden sind und einen Teil ihres Lebens dem Dienste derselben geweiht haben.

Wilhelm Grempler wurde am 26. Januar 1826 in Opatow, Kreis Kempen, Provinz Posen, nahe der preußisch-schlesischen Grenze geboren, wo sein Vater als königl. Distriktskommissär tätig war. Er studierte in Greifswalde und Breslau Medizin und ließ sich nach Ablegung des medizinischen Doktorexamens im Jahre 1853 in letzterer Stadt als praktischer Arzt nieder. Er erwarb sich hier nach und nach eine hervorragende Praxis, so daß er bald zu den hervorragendsten und gesuchtesten Ärzten der Provinz Schlesien zählte und hier überall in den besten Kreisen gute Verbindungen hatte, welche ihm für seine spätere Tätigkeit von großem Nutzen werden sollten. Als praktischer Arzt richtete er im Jahre 1866 in Breslau ein Kriegslazarett ein; in den Jahren 1870 und 1871 stand er im Auftrage des Johanniterordens einem Lazarette in Neunkirchen vor.

Seine Tätigkeit auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung in Schlesien beginnt mit dem Jahre 1884, als es ihm durch seine Beziehungen zu den deutschen Urgeschichtsforschern gelang, daß die XV. Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Breslau stattfand. Auf derselben hielt er als lokaler Geschäftsführer eine längere Begrüßungsrede, welche den damaligen Stand der vorgeschichtlichen Forschung in Schlesien skizzierte. Bald darauf hatte er das große Glück, den berühmten Fund von Sackrau zu machen und wissenschaftlich zu verwerten. Dem ersten Funde folgte infolge seiner energischen Tätigkeit bald ein zweiter und endlich ein dritter Fund, so daß diese Lokalität vollständig ausgebeutet wurde. Über diese für eine bestimmte Periode überaus wichtigen Funde referierte er auf den Anthropologenversammlungen in Stettin (1886) und Nürnberg (1887). In letzterem Jahre kam sein großes Werk „Der Fund von Sackrau" heraus, dem im nächsten Jahre unter dem Titel „Der II. und III. Fund von Sackrau" ein zweites Werk folgte. In beiden behandelte er den Stoff in mustergültiger Weise und legte dadurch die Grundlage zur richtigen wissenschaftlichen Beurteilung der bis dahin ziemlich rätselhaften anderen Funde aus derselben Periode.

Zum Schlusse des Jahres 1884 wurde er zum Vorstande des Vereines für schlesische Altertümer (des späteren Schlesischen Altertumsvereines) gewählt, dessen Seele er von jetzt an blieb. Hier entfaltete er nun eine unermüdliche Tätigkeit, welche auf die möglichste Zusammenfassung aller in Preußisch-Schlesien gefundenen Altertümer, namentlich solcher aus vorgeschichtlicher Zeit, gerichtet war und welche das Museum dieses Vereines zu einem Muster der Lokalmuseen gestaltete. Aus bescheidenen Anfängen hatte er durch eine zielbewußte Tätigkeit, wobei ihm seine vielen Beziehungen in der Provinz trefflich zu statten kamen, es verstanden, dieses Museum zu einem wissenschaftlichen Institute von hoher Bedeutung auszugestalten.

Im Jahre 1889 gab Grempler seine ärztliche Praxis auf und widmete sich von da ab gänzlich seinen Studien sowie seinem geliebten Museum. Von da an datieren auch seine alljährlich ausgeführten größeren Reisen. Zu Anfang 1890 besuchte er den Archäologenkongreß in Moskau, wo er mit den leitenden Personen der vorgeschichtlichen Forschung in Rußland Beziehungen anknüpfte. Nach dem Schlusse dieses Kongresses reiste er nach St. Petersburg und von da über Kiew und Odessa nach Kertsch. Noch im Sommer desselben Jahres trat er in Gesellschaft des Referenten eine zweite große Reise nach Südrußland an. In Kertsch erwarb er für das königl. Antiquarium in Berlin eine Anzahl kostbarer Funde aus dem alten Panticapaeum. Über Batum ging die weitere Reise nach Tiflis, wo er die Altertumsfunde in dem dortigen Museum studierte. Von da wurde ein Ausflug nach Eriwan und nach Elschmiadzin gemacht, dem berühmten armenischen Kloster am Fuße des Ararat. Nach Tiflis zurückgekehrt, wurde die Rückreise über den Kreuzbergpaß nach Wladikawkas angetreten, von wo er einen Ausflug nach dem Ossetenaule Tschmy machte, in dessen Nähe mehrere wichtige prähistorische Nekropolen liegen.

In Wladikawkas erwarb er auch eine größere Sammlung kaukasischer Altertümer für das Museum für Völkerkunde in Berlin. Der Rückweg führte ihm von hier über Asow abermals nach Kertsch und dann weiter in die Krim, wo er einigen Ausgrabungen beiwohnte. Über Odessa kehrte er damals nach mehrmonatlicher Abwesenheit heim.

Im Jahre 1896 besuchte er den russischen Archäologenkongreß in Riga, wo er auch, wie seinerzeit in Moskau, Vorträge hielt. Inzwischen bereiste er alljährlich nach und nach einen großen Teil Europas, in den verschiedenen Museen seine Kenntnisse bereichernd und seinen speziellen Aufgaben nachgehend. Diese Reisen führten ihn auch nach Spanien und endlich nach Ägypten. Viele Jahre sahen die deutschen Anthropologenversammlungen ihn als ständigen, stets gern gesehenen Teilnehmer. So war er auch bei der XX. gemeinsamen Anthropologenversammlung im Jahre 1889 in Wien anwesend, wo er einen Vortrag über Hacksilberfunde hielt. Desgleichen konnten wir ihn auf der gemeinsamen Anthropologenversammlung in Innsbruck im Jahre 1894 begrüßen. Auch an der Exkursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1895 nahm er teil. Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hatte ihn schon vor vielen Jahren zu ihrem korrespondierenden und in letzter Zeit zu ihrem Ehrenmitgliede gewählt.

Noch war aber seine Lebensaufgabe nicht vollendet. Diese galt dem Neubau eines Museums in Breslau. Die vielgestaltigen Phasen dieses Unternehmens, für das er seine ganze Energie und seine vielvermögende Persönlichkeit einsetzte, sind nur von lokalem Interesse, weshalb sie hier nicht näher berührt werden sollen. Es gab große Schwierigkeiten zu überwinden. Ein einziges Mal war er schon nahe daran, Breslau zu verlassen und sich in Berlin anzusiedeln. Aber die Liebe zu der Stadt, wo er groß geworden, ließ ihn alle die sich seinem Lieblingsplane entgegentürmenden Schwierigkeiten überwinden und so erlebte er in seinen späten Jahren noch die Genugtuung, ein neues, prächtiges Museumsgebäude erstehen zu sehen, dem heutigen Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, dessen untere Räume zur Aufnahme der reichen Sammlungen des alten Museums bestimmt waren. Er vermachte auch der Stadt sein bedeutendes Vermögen, von dem der größte Teil zur Förderung der wissenschaftlichen Aufgaben des Museums, in erster Linie der urgeschichtlichen Sammlung, verwendet werden sollte. Damit hatte er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt an der Stätte, welche er als neue Heimat seiner geliebten Altertümer unter seiner Förderung erstehen sah. In Worten des Jubels teilte er dem Schreiber dieser Zeilen den endlichen und glücklichen Ausgang dieser Angelegenheit mit, die ihn so lange beschäftigt und ihm so viele schwere Stunden bereitet hatte.

Grempler war ein ganzer Mann, in seinem Wirken wie im persönlichen Verkehre. Sein Humor machte ihn überall beliebt und überall wurde das Erscheinen des alten Herrn freundlich begrüßt. Als im Januar 1896 in Breslau sein siebzigstes Geburtsfest gefeiert wurde, da gestaltete sich diese Feier zu einer großartigen Kundgebung, bei der alle Gesellschaftskreise Breslaus und Schlesiens, sowie manche seiner Freunde aus der Ferne vertreten waren. Es war eine selten erhebende Ehrung eines Mannes, der mit jeder Fiber der Stadt angehörte, in der er durch Jahrzehnte gelebt und gewirkt hatte.

Einige Jahre später feierte er sein 50jähriges Doktorjubiläum, bei welcher Gelegenheit er von der Universität Breslau das Ehrendoktorat der Philosophie und vom Staate den Titel eines Professors zuerkannt erhielt.

Grempler erhielt sich bis in sein spätes Alter eine seltene Rüstigkeit; namentlich war er geistig überaus frisch und rührig, selbst noch später, als der Körper nicht mehr recht mit wollte. Als Schreiber dieser Zeilen im Spätherbste 1902 seine erste Ostasienfahrt antrat, teilte er vor der Abreise diese Tatsache Grempler mit. In dem bald darauf eingetroffenen Antwortschreiben mußte er den Vorwurf Gremplers hören, ihm den Plan zu dieser Reise nicht früher mitgeteilt zu haben, da er gern mitgegangen wäre; er stand damals in seinem 77. Lebensjahre. Ein Jahr später zog Referent abermals nach dem fernen Osten aus. Diesmal zeigte er seine Reise rechtzeitig dem alten Freunde an, ihn zur Mitreise auffordernd. Doch wie anders lautete diesmal die Antwort: „Im vorigen Jahre wäre es noch gegangen; heuer geht es nicht mehr.“ Das Alter war über ihn gekommen. Von da an ging es mit dem so rüstigen Manne körperlich immer mehr herab, so daß an seinem 80. Geburtsfeste jede Feier unterbleiben mußte. Fast ein Jahr später hat er seine müden Augen für immer geschlossen. Seinem Wunsche gemäß wurde sein Leichnam nach Gotha zur Verbrennung überführt; die Reste sind heute in einer im Museum aufgestellten Urne aufbewahrt, inmitten der von ihm gesammelten Schätze. Sie bleiben dort für kommende Geschlechter aufbewahrt, für die sie eine Erinnerung bilden sollen an den Schöpfer dieses Werkes. Die ihn aber näher gekannt und wegen seines biederen und offenen Wesens, seiner durch und durch ehrlichen Natur schätzen und lieben gelernt haben, werden ihn nie vergessen. Den wenigen aber, die sich seiner seltenen Freundschaft rühmen konnten, bleibt er wohl für immerdar ein leuchtendes Vorbild edler Männlichkeit und Treue.

Wien, im November 1907. *Franz Heger.*

LITERATURBERICHTE.

22.

Kienitz-Gerloff, Felix: *Physiologie und Anatomie des Menschen mit Ausblicken auf den ganzen Kreis der Wirbeltiere in methodischer Behandlung.* Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen. Herausgegeben von Schmeil in Wiesbaden und Schmidt in Leipzig. Bd. II, Heft 8, 130 S. Verlag von Teubner, Leipzig und Berlin 1907. Preis Mk. 3.

Der Verfasser versteht es, in gedrängter Form eine leicht faßliche Übersicht über den Bau und die Funktionen des menschlichen und tierischen Körpers zu geben, und zwar in der Art, daß gleichzeitig mit der Physiologie auch die makroskopische und mikroskopische Anatomie eines jeden Organsystems besprochen wird. Den Ausgangspunkt der Betrachtungen bilden stets der Mensch und die übrigen Säuger; außerdem werden auch die anderen Wirbeltiere vergleichshalber kurz herangezogen. Zahlreiche gute Abbildungen, die bekannten medizinischen Atlanten und Lehrbüchern entnommen sind, erleichtern wesentlich das Verständnis. Als bekannt vorausgesetzt werden die Anfangsgründe der Physik und Chemie. Der Stoff wird seit langen Jahren an der Landwirtschaftsschule zu Weilburg a. d. Lahn als tierphysiologisch-anatomischer Kursus vorgetragen und in 64 Stunden erledigt. Mit Recht gibt sich der Verfasser der Hoffnung hin, daß das Buch nicht nur zu Nutz und Frommen der Schüler geschrieben ist, sondern daß auch mancher Lehrer die Arbeit zur Vorbereitung für seinen Unterricht in sachlicher wie in methodischer Hinsicht mit Vorteil wird benützen können. *S. v. Schumacher, Wien.*

23.

Schlaginhaufen, Dr. Otto: *Die Körpermaße und der äußere Habitus eines jungen weiblichen Schimpansen.* Abhandlungen und Berichte d. k. Zool. u. Anthrop. Mus., Dresden, Bd. XI (1907), Nr. 4.

S. beabsichtigt, in mehreren Mitteilungen die anatomischen Befunde an einem etwa vierjährigen weiblichen Schimpansen zu besprechen. Dabei soll auch das übrige dem Dresdener Museum gehörende Schimpanse-Material nach Möglichkeit bearbeitet werden. In der vorliegenden ersten Mitteilung über diesen Gegenstand werden Größen- und Proportionsverhältnisse, Farbe und Relief der Haut, Form des Ohres, Behaarung und Nägel behandelt.

Die Körpermaße wurden nach anthropometrischen Methoden genommen. Will man die Körpergröße der Anthropoiden mit der des Menschen vergleichen, so darf bei ersteren nicht der Abstand vom Scheitel zur Ferse direkt gemessen werden. Infolge der Winkelstellung der einzelnen Abschnitte der unteren Extremität bei den Anthropoiden würden beim Vergleiche mit der menschlichen Körpergröße projektivische mit direkten Maßzahlen verglichen werden. Es wird daher die Länge der unteren Extremität aus den direkten Längenmaßen ihrer einzelnen Teile berechnet (Eminentia ileopectinea bis Kniegelenkspalte + Kniegelenkspalte bis zur Spitze des Malleolus internus + Spitze des Malleolus internus bis Niveau der Plantarfläche). Die Untersuchung des Hautreliefs beschränkt sich auf die Hautfalten und Leisten an Hand und Fuß. Außer den volaren Hautleisten kommen auch Hautleisten an der Dorsalseite der Finger vor, wie dies zuerst von Kidd festgestellt wurde. Während Kidd nur von den Leisten an den Endphalangen spricht, fand sie S. am schönsten auf den Mittelphalangen ausgebildet; ferner stellte sich der Verlauf als nicht so einfach heraus, wie es Kidd an seinen Tieren feststellte. Auch an den Zehen waren dorsale Leisten, allerdings weniger gut entwickelt, zu sehen. Die Maße der Ohrmuschel fallen in die Variationsbreite des erwachsenen Menschen. Mit Ausnahme der fünften Zehe wird an allen Nägeln die Länge von der Breite wesentlich übertroffen. An Hand und Fuß kommt dem Nagel des ersten Strahles die schwächste Krümmung zu, während die stärkste Krümmung an der Hand — wie es gewöhnlich beim Menschen der Fall ist — auf den vierten Finger, am Fuße auf die fünfte Zehe fällt.

S. v. Schumacher, Wien.

24.

Klotz, Ernst: *Der Mensch — ein Vierfüßer.* Eine anatomische Entdeckung samt neuer Erklärung der bisher falsch gesehenen menschlichen Fortpflanzungsorgane. Leipzig (O. Wigand) 1908. Preis Mk. 5·70.

Von Linnés Klassifikation des Menschen als Vierfüßer ausgehend, betrachtet der Verfasser auch die weiblichen Geschlechtsorgane in ihrer Lage bei Gang auf allen vier Extremitäten. Dies involviert eine Umdrehung der Orientierung der einzelnen Teile des weiblichen Geschlechtsapparates im Sinne von oben und unten; die Clitoris erscheint wie bei Vierfüßern, unterhalb der Urethraöffnung situiert, diese wieder unterhalb des orificium vaginae. Die Konsequenz aus der bisherigen Betrachtung ist auch die Erkennung der bisherigen verbreitetsten „Kulturform" des Coitus als antiorganisch. Begründet wird diese Ansicht des weiteren durch die Situation der Reizstellen am männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane; durch den Coitus in dieser Stellung werden erst die Funktionen der Clitoris, des Musculus bulbocavernosus, die gefaltete Schleimhaut an der der sensiblen Unterseite des Penis in dieser Coitusstellung zugekehrten Vaginawand geklärt und ermöglicht und die anscheinend zwecklose Anordnung mancher Teile (Hymen) als zweckentsprechend erkannt. Die Betrachtungsweise des Autors, der von Fach Maler, nicht Anatom ist, ist eine ganz neue und verdient jedenfalls die Beachtung und nähere Verfolgung durch Anatomen, da in dieser Richtung noch nicht beobachtet wurde. Unnötig ist nur die durch die ganze Arbeit durchziehende antikirchliche Polemik.

25.

Bölsche, W.: *Die Abstammung des Menschen.* Mit zahlreichen Abbildungen. 50. bis 65. Tausend. Neu durchgesehene und stark vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Kosmos, 1907. 112 S.

Von diesem populären Büchlein ist die erste Ausgabe 1904 erschienen. In meisterhafter Darstellung führt der Verfasser zunächst den diluvialen Menschen, darauf dessen tertiären Vorläufer vor, um dann die ganze Abstammungsreihe des Menschen mit Bezug auf Entwicklungsgeschichte und Paläontologie durchzugehen bis zu den einzelligen Organismen. Diese Methode, von den heutigen Zuständen auszugehen und die anschließenden Bilder der Vergangenheit rückwärts zu verfolgen, ist für die gemeinverständliche Darstellung außerordentlich geeignet. Der Referent selbst hat sie seit 12 Jahren bei der Aufstellung der geologischen Abteilung des steiermärkischen Joanneums und in den öffentlichen, die Aufstellung erläuternden Vorträgen, sowie seit 1901 auch im gedruckten Führer der Abteilung angewendet und sehr gute Erfolge in Verständlichkeit und Weckung des Interesses mit Hilfe dieser Methode bemerkt.

Auszustellen wäre nur weniges. So lautet der Satz: Der Mensch „selbst ist auf der Erde annähernd eine Million Jahre alt" doch viel zu bestimmt (S. 13). Auch die, allerdings nur als Einwand gebrachte Äußerung, es müßten „echte Menschenknochen versteinert in den Schieferfelsen neben den Gerippen der Ichthyosaurier erhalten sein", wenn der Mensch über die bekannte Grenze hinaus existiert hätte, ist nicht glücklich, da mit den Ichthyosauriern zusammen überhaupt noch kein placentales Säugetier gelebt hat (S. 14); und „die Möglichkeit, daß wir den Menschen jener immer entlegeneren Tage gar nicht erkannten, auch wenn uns Knochen von ihm überliefert wären", weil „seine Knochen so total fremd aussehen könnten, daß wir sie als von ganz anderen Wesen beschrieben" (S. 15), muß als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden.

Graz. *V. Hilber.*

26.

Girod, Paul: *Les stations de l'âge du renne dans les vallées de la Vezère et de la Corrèze. Stations solutréennes et aurignaciennes.* Paris, 1906. J. Baillière et Fils. (102 + 37 S. und 100 Tafeln.)

Das vorliegende Werk bildet die Fortsetzung des im Jahre 1900 gemeinschaftlich mit Elie Massénat veröffentlichten großen Bandes, der Laugerie-Rasse zum Gegenstande hatte. Massénat ist inzwischen verstorben, und so hat es Girod übernommen, die in seinen Besitz übergegangenen Sammlungen zu publizieren, die von wirklich hohem Werte für die Forscherwelt sind. Der neue Band beschreibt eine Reihe von Aurignacien- und Solutréenstationen (Laugerie-Haute, Cro-Magnon, Badegoule, Gorge d'Enfer, Ressaulier oder Bassalair), unter denen Laugerie-Haute im Vorder-

grunde steht. Von letzterem werden gute Aufrisse gegeben, die bis in das Niveau der quartären Schotter der Vezère reichen und den Beweis liefern, daß das Niveau dieses Flusses seit der Solutréenzeit sich nicht mehr geändert hat, was nicht überraschen kann, wenn man das ziemlich postglaziale Alter dieser Kulturstufe in Erwägung zieht, wie es für Südfrankreich absolut feststeht. Wenn Girod in all den jungpaläolithischen Niveaus der Station auch Faustkeile und Moustérieninventar fand, so pflichten wir ihm bei, daß es sich nur um Funde handelt, die in der genannten Zeit aus älteren Stationen zusammengetragen wurden. Die sehr gut ausgeführten Tafeln geben von diesem Fundplatze nur Silextypen wieder, deren Zahl sich hätte leicht und ohne Schaden für das Werk reduzieren lassen und welche die typische Solutréenmanufaktur (Blattspitzen und Kerbspitzen, spitze Klingen mit verstumpftem Rücken, Bohrer und Stichel, Kratzer usw.) reichhaltigst illustrieren. Von großer Wichtigkeit sind auch die Grabungen in Cro-Magnon, aus dem abermals eine hervorragende Solutréenserie wiedergegeben wird, bezüglich dessen Stratigraphie sich jedoch schroffe Widersprüche mit den anderweitigen Ergebnissen H. Breuils und E. Cartailhacs ergeben. Cro-Magnon enthält bekanntlich ebensowohl Straten des Solutréen, auf die speziell Massénat stieß, wie solche des Aurignacien, die hier vorab von Lartet, Rivière, Breuil und Bertoumeyron zutage gelegt wurden. Es ist heute außer Zweifel, daß dem Aurignacien zum mindesten eine ebenso große stratigraphische Bedeutung zukommt, wie dem Solutréen, und daß es ein wichtiges eigenes Niveau darstellt. Die Frage, welche chronologische Stellung ihm zukommt, hat Breuil inzwischen entschieden (La question aurignacienne. Étude critique de stratigraphie. Revue préhistorique. II. 1907. Nr. 6 und 7). Die Schichtenfolge in La Ferrassie, Pair-non-Pair, Brassempouy, Solutré, Arcy-sur-Cure, erhärtet aufs unzweideutigste, daß sich die genannte neue Stufe zwischen das Moustérien und Solutréen einschaltet und nicht jünger als das letztere sein kann. Dies wird auch außerhalb Frankreichs, wie in Spy, Pont à Lesse, Goyet (Belgien), ja auch in Deutschland, in der Höhle von Sirgenstein, vollauf bestätigt. Girod läßt sich, gestützt auf alte, vage Angaben, eine Vermengung und falsche Interpretation der Schichten von Cro-Magnon zuschulden kommen, von deren Unrichtigkeit ihn auch die neuesten Grabungen von Solutré, welche anläßlich des heurigen Kongresses von Autun veranstaltet wurden, inzwischen überzeugt haben werden. Es geht auch nicht an, zugunsten seiner Theorie, wonach das Aurignacien postsolutréen wäre, die Arbeiten von A. de Mortillet ins Feld zu führen (La grotte du Placard et le niveau d'Aurignac. — Congrès de la Société pour l'avancement des sciences, Lyon, 1906; beziehungsweise: La grotte du Placard et les diverses industries, qu'elle a livrées, Congrès de Vannes, 1906). Mortillet nennt dort Aurignacien, was in Wirklichkeit oberes Solutréen ist, und vermag keinen einzigen Silex abzubilden, der echtes Aurignacien belegen würde. Die Beschreibung von Badegoule, wo eine Solutréenschicht über dem Moustérien lagert, Gorge d'Enfer (A) und Ressaulier ist weniger detailliert; besondere Beachtung verdient wiederum die Tafelserie von Gorge d'Enfer (B) ob ihres typischen Stein- und Knocheninventares des Aurignacien. Ein beiliegendes Avis kündigt das demnächstige Erscheinen des Bandes II, erster Teil: „Magdalénienstationen", an. Er kann schon heute, als neuer, wertvoller Beitrag zum Quartär Mittelfrankreichs, das nur durch detaillierte Monographien vollauf gewürdigt werden kann, auf willkommene Aufnahme in der Forscherwelt rechnen.

Dr. Hugo Obermaier.

27.

Anthropological Essays presented to Edward Burnett Tylor in honour of his 75th birthday Oct. 2 1907. Oxford, Clarendon Press 1907. VIII, 416 S. 8°.

Am 2. Oktober 1907 feierte E. B. Tylor seinen 75. Geburtstag; Freunde, Schüler und Verehrer haben ihm aus diesem Anlasse eine stattliche Festgabe überreicht, deren reicher Inhalt im folgenden skizziert sei.

Andrew Lang schildert, als erster Mitarbeiter, die Bedeutung Tylors für die Entwicklung der Anthropologie; Barbara W. Freire Marreco gibt am Schlusse eine genaue Bibliographie der Arbeiten des Jubilars von 1861—1907.

Henry Balfour handelt über das Vorkommen pneumatischer Feuerzeuge in Südostasien. Er konstatiert ein Verbreitungsgebiet von Hinterindien über den Sunda-Archipel bis in die Philippinen. In Europa war das Gerät infolge der eben vor 100 Jahren zufällig gemachten Beobachtung, daß Zunder sich bei plötzlicher starker Luftverdichtung bis zum Glimmen erhitzt, damals konstruiert und patentiert worden, hat aber nie bedeutende Verbreitung erlangt. Die Frage, ob die Erfindung in Ostasien unabhängig gemacht wurde, und von welchem Volke, oder ob ein Import aus Europa vorliegt, muß noch unentschieden bleiben, zumal man auch über das Vorkommen des Gerätes in China nichts weiß.

E. A. Crawley führt das Entstehen der Exogamie auf das normale Fehlen des Paarungstriebes zwischen Geschwistern oder überhaupt von Kindheit auf gemeinsam aufgewachsenen Individuen zurück,

das, zur Bestätigung der Erscheinung, vorerst zur gesetzlichen Normierung des Geschwister-Eheverbotes Anlaß gab; später wurde dieses Verbot auf die „Stammes"-Geschwister gleichen Namens ausgedehnt. Anderseits entstand nach ihm die Vetternehe (ungleichen Namens) und die Teilung des Stammes in zwei Phratrien aus dem Verhältnisse zweier Familien (im engeren Sinne), den beiden „Seiten des Hauses" der Doppelfamilie, deren Kinder sich gegenseitig heiraten. „Cousin-marriage is a well-known mark of dual exogamy", zwischen Kindern zweier Brüder oder zwischen Kindern zweier Schwestern besteht folgerichtig ein Eheverbot, denn sie führen den gleichen Phratriennamen; eine verheiratete Schwester und ein verheirateter Bruder können dagegen nie den gleichen Namen haben, ihre Kinder sind daher prädestiniert zur Ehe, sie gelten nicht als „verwandt" und werden es auch durch die Ehe nicht. Die Totemfamilien innerhalb jeder Phratrie sind nach Crawley jüngere Zweige der ursprünglichen Doppelfamilie, die durch Heiraten mit Frauen anderer Gruppen entstanden, die ihren Kindern ihre Namen gaben.

Northcote W. Thomas, wie Crawley, Andrew Lang u. a., ein Gegner der Theorien von der ursprünglichen Promiskuität und Gruppenehe (siehe die Besprechung seines Werkes „Kinship Organisations and Group Marriage in Australia", diesen Band S. 136) sucht die Atkinsonsche Theorie der Gesetze sexueller Vermeidung (avoidance) und des Ursprunges der Exogamie aus denselben zu widerlegen (siehe diese „Mitteilungen", XXXIII, 418). Wenn die Eifersucht zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern strenge sexuelle Vermeidung bedingt, warum ist dann keine Spur für die Vermeidung zwischen Vater und Tochter zu finden, die mit Rücksicht auf den Schwiegersohn die gleiche Berechtigung hätte? Thomas schreibt dies der natürlichen Aversion zwischen beiden zu, die ein Verbot erst nicht erforderte; dagegen nimmt er, im Gegensatze zu Crawley (siehe oben), eine solche Aversion zwischen Geschwistern nicht an; es wurde also vielleicht zuerst bloß den erwachsenen Kindern Meidung auferlegt, die dann erst auf die jüngeren ausgedehnt wurde, und damit erklärt er die Vertreibung der jungen Weiber, das zeitliche Exil der jungen Männer, die dann mit Frauen aus anderen Gruppen zur Verstärkung der eigenen Gruppe zurückkehren; in dem Vertreiben der eigenen Weiber und Einführung fremder liegt aber der Ursprung der Exogamie.

Thomas schließt mit der Frage, ob diese primären Gruppen Totemklassen oder Phratrien entsprechen; ist also Totem oder Phratrie früher? Andrew Lang kommt in seinen „Australian Problems" auf dieselbe Frage zurück in seiner Untersuchung über die australischen „Heiraten eines Totems mit einem Totem", d. h. dem Gesetze, daß ein Mann des Totems Schwan der Phratrie A nur ein Weib des Totems Schlange der Phratrie B heiraten darf. Langs Hypothese geht dahin, daß die Phratrie das Resultat einer Allianz zwischen nach Tieren benannten (bestehenden) exogamen lokalen Gruppen sei; die Allianz der korrespondierenden Phratrie umfaßt dann alle die Gruppen, mit denen jede der Gruppen der ersten Allianz bereits in Konnubium stand. Damit ist der Stamm geschaffen. Fison u. a. haben dagegen die Totemteilung als sekundäre Teilung der Phratrie betrachtet; wie man sich aber dann das „Heiraten eines Totems mit einem Totem" entstanden denken soll, ist unaufgeklärt.

Im zweiten Teile seines Beitrages bringt Lang ein weiteres Argument dafür bei, daß das Totemsystem der Arunta in Zentralasien, das wesentlich abweichend ausgebildet ist (nicht erblich und nicht exogam), nicht eine primitive Form darstellt: der Totemismus der Arunta ist konzeptional; die Entstehung eines Menschen ist eine Inkarnation eines endlosen Geistes, der, mit den bekannten *čuringa* eng verknüpft, die Empfängnis eines Weibes durch Eindringen in sie verursacht, wenn sie den Platz passiert, wo das *čuringa* liegt. Sexuelle Verbindung ist daher auf Empfängnis und Geburt ganz ohne Einfluß. Bei anderen Stämmen wird auch das materielle Substrat für den nasciturus, aber erst vor der Geburt durch ein unsichtbares Wesen in den Mutterleib eingeführt; es besteht in einer beseelten Lehmpuppe, einer Schlange, einem Vogel usw. Die Vorstellung der Arunta ist nun nach Lang nicht primitiv, sie ist nicht „a proof of pristine ignorance, but a philosophic inference from philosophic premisses". Und wenn konzeptionaler Totemismus die universelle, ursprüngliche Form des Totemismus wäre, müßten alle anderen totemistischen Völker sie später aufgegeben haben. Die Verbindung des Animismus mit den Totemmythen ist eben nur auf einige australische Stämme beschränkt. Nun hat aber Strehlow („Globus", XCI, 289) von den Dieri und Süd-Arunta berichtet, daß das Kind, sobald die Mutter die ersten Anzeichen der Schwangerschaft gewahrt, nachdem sie ein Känguruh bemerkt oder irgendeine Frucht gegessen hat, dem Totem des Känguruh beziehungsweise dieser Frucht angehört. Beruht nun dieser konzeptionale Totemismus auch auf animistischer Basis? Und haben dann diese Phase animistischer Philosophie alle totemistischen Völker durchgemacht?

W. H. R. Rivers weist in seinem Beitrage „On the origin of the classificatory system of relationships" vorerst nach, daß Morgans Theorie von der ursprünglichen Promiskuität insofern verfehlt sei, als die Malaien oder richtiger Polynesier nicht, wie Morgan behauptet, ein frühes, sondern ein spätes Stadium der Entwicklung der Verwandtschaftsbezeichnungen darstellen. Dem gegen die Morgansche

Gruppenehe erhobenen Einwurf, es sei unglaublich, daß die Beziehung zwischen Mutter und Kind so gering sei, daß die Bezeichnung „Mutter" auf die sämtlichen der gleichen Generation angehörigen Frauen der Gruppe angewendet werde, entgegnet Rivers, daß 1. eine spätere Generalisation des Begriffes nicht ausgeschlossen sei, oder 2. das Kind, vielleicht noch vor der Zeit seiner Entwöhnung von der Mutter getrennt, eventuell von anderen Frauen gesäugt, eine Unterscheidung der Mutter von den übrigen kinderbesitzenden Frauen der Gruppe nicht vermochte. Vorausgesetzt bereits bestehende Stämme mit zwei exogamen mutterrechtlichen Gruppen (Phratrien), deren jede in volle Männer, gebärfähige Frauen, Alte und Kinder zerfällt, sind die Bezeichnungen „Mutter, Mutterbruder, Großvater (-mutter), Bruder (Schwester)" in der eigenen, „Vater, Vaterschwester, Großvater (-mutter), Mutterbruderkind (Vaterschwesterkind)" in der anderen Gruppe gegeben; später mögen Weiterteilungen auch nach Altersklassen gefolgt sein. Diese Bezeichnungen sind ursprünglich nur Statusnamen, faktisch verbindet sich aber damit häufig auch der Begriff der Verwandtschaft und Affinität. Die Entstehung des Systemes der Verwandtschaftsklassen mag also wohl auf die Gruppenehe zurückgehen.

D. J. Cunningham handelt über die Stirn der Australier. An Stelle des Index aus der vertikalen Schädelbasisdistanz des Bregma und der Schädelbasis (Glabella—Inion) setzt er den „Drittelpunkt", indem er den medianen Längsbogen vom Nasion zum Opisthion dritteilt und die Position des Bregma zu diesem Punkte in *mm* ausdrückt. Gewöhnlich liegt er nahe vor dem Bregma; stets liegt er beim Weibe dem Bregma näher als beim Manne; bei Macacus ist er sehr weit zurückgerückt. Die Stirnwölbung drückt Cunningham nicht nach Lissauer durch einen Winkel aus, auch nicht durch die Formel $\frac{(\text{Bregma—Nasion}) \times 100}{\text{Stirnbogenlänge}}$, sondern durch die Formel $\frac{H \times 100}{(\text{Bregma—Nasion})^2}$, wobei H die vom prominentesten Stirnpunkte auf die Bregma—Nasionlinie gefällte Vertikale bedeutet. Für die Ergebnisse der Untersuchung der 28 Schädel muß auf die Arbeit selbst verwiesen werden.

L. R. Farnell zeigt in der Abhandlung „The place of the Sondergötter in Greek Polytheism", daß den Sondergöttern im Sinne Useners unter den griechischen Göttern kaum ein einziger entspricht; einige der in Betracht kommenden Figuren, deren Bestand weit zurückreicht, haben eine den polytheistischen Göttern viel zu sehr angeglichene Personalität, manche schließen bloß höhere Götter ein, andere sind als Emanationen derselben zu deuten; solche, die noch am ehesten vermöge der engen Beschränkung ihres Wirkungskreises und der Durchsichtigkeit ihres Namens in Betracht kämen, sind meist Produkte später Perioden. Daß also den anthropomorphen „Olympiern" funktionelle halbunpersönliche „numina" vorangegangen seien, scheint nicht erwiesen.

J. G. Frazer behandelt unter dem Titel „Folk-Lore in the Old Testament" folgende Themen: The mark of Cain (Abwehr des Geistes des Ermordeten), sacred oaks and terebinths (Baum- und Quellenkult), the covenant on the cairn (Bündnis Jakobs und Labans), the bundle of life (I. Buch der Könige, XXV, 29; Glaube an die Möglichkeit, die Seele außerhalb des Körpers an einem sicheren Orte verwahren zu können — vgl. die australischen *čuringa*), not to seethe a kid in its mothers milk (ein Verbot, um die Milchtiere vor der Gefahr zu bewahren, welche ungehöriger Gebrauch ihrer Milch ihnen — nach der Theorie sympathischer Magie — bringen könnte; dieses Verbot, Exodus XXXIV, 26, ist für Hirtenvölker also wichtiger als Verbote gegen den, nur den einzelnen tangierenden Raub oder Mord, wie sie die wohl spätere Version des Dekaloges, Exodus XX, 12—17, enthält), the keepers of the threshold (nicht mit „Türhüter" zu übersetzen; denn das Berühren der Schwelle selbst — als Sitz von Geistern — mit dem Fuße ist verboten; eigene Wächter hatten, wie nach Marco Polo in China, darauf zu achten), the sin of a census.

A. C. Haddon gibt eine Übersicht der religiösen Anschauungen und Institutionen der Torres-Straits-Insulaner (zwischen Süd-Neu-Guinea und der Cap York-Halbinsel); Totemwesen, auf den westlichen Inseln mit allen Zügen des australischen ausgestattet, scheint im Osten (Murray Islands) zu fehlen. Von besonderem Interesse ist der bis jetzt noch dunkle Heroenkult, der einen fremden Import darzustellen scheint, und nicht (nach Foy und Frobenius) als Naturmythus zu deuten ist.

Über den Ritus im Tempel der Mylitta handelt E. Sydney Hartland (Opfer der Jungfräulichkeit, Prostitution zur Erlangung der Ausstattung, religiöse Prostitution). Er betrachtet den Brauch einfach als Pubertätszeremonie, die zur Gewinnung des Wertes nicht mit dem Geliebten, sondern mit einem beliebigen (von der Göttin gesandten) Fremden vollzogen wurde. Cumonts Deutung, daß durch die Defloration durch einen Fremden das durch Exogamie bedingte Eheverbot mit einem Stammesgenossen beseitigt werden sollte, wird abgelehnt.

R. R. Marett beantwortet die Frage „Is taboo a negative magic? verneinend. Ohne zu leugnen, daß in manchem Tabu das sympathetische Element vorhanden ist, ist doch Frazers Satz, daß die ganze Tabudoktrin negative Zauberei sei (diese als misapplication of the association of ideas by similarity and contiguity definiert), abzulehnen.

Charles S. Myers gibt einen Überblick der Themen des ethnologischen Studiums der Musik, C. H. Read propagiert für ein Britisches Anthropologisches Museum.

Aus Herodots (V, 9) Nachrichten über die nördlichen Nachbarn der Thraker, die *Sigynnai*, deduziert J. L. Myres ihre wahrscheinliche Identität mit den *Sequani* des 1. Jahrhunderts v. Chr. und ihren Zusammenhang mit der Eisenindustrie der Hallstatt- und La Tène-Periode. Dieser nach Spanien und Italien vordringenden Kultur verdanken unter anderem Wurfspeere bestimmter Form, gipfelnd im *gaesum* und *pilum*, ihre Entstehung. Das Vorkommen des *sigynna*-Speeres auf Cypern wirft vielleicht ein Licht auf das Eindringen der Eisenbearbeitung in Kleinasien und die Levante und auf den Weg, auf dem die kaukasischen *Siginni* Strabos in ihre Sitze kamen.

Sir John Rhys handelt über the nine witches of Gloucester.

William Ridgeway sucht nachzuweisen, daß die Dorier nicht demselben Stamme wie die Achäer angehörten, sondern daß sie nach sozialem System (Polyandrie), Totenbestattung (nicht Verbrennung) und anderem zu urteilen einen Zweig der Illyrier darstellen dürften.

C. G. Seligmann und T. A. Joyce beschreiben prähistorische Obsidian- und Steingeräte, sowie Topfscherben, die im östlichen Neu-Guinea und auf den vorgelagerten Inseln ausgegraben wurden. Ihr Typus weicht von dem der heute an Ort und Stelle gemachten und gebrauchten wesentlich ab. Hohes Alter legen indes die Autoren den Funden nicht bei. Vergleiche die Abhandlung von Dr. Pöch im vorliegenden Hefte.

In einem Aufsatze, betitelt „The secret of the verge watch", behandelt Arthur Thomson ein Ornament auf einem stets kunstvoll gravierten Bestandteil alter Uhren (mit Hemmung ältesten Systems), das er als Schutz gegen bösen Blick deutet.

Der letzte Beitrag aus der Feder Dr. Edward Westermarcks hat *l-'âr* der Marokkaner, die Übertragung eines bedingungsweisen Fluches zum Thema, eine Art, die Hilfe eines Mitmenschen anzurufen; zweiseitig wird diese Fluchübertragung beim *l-'âhâd* geübt, der Form, einen Bund zu schließen. Die äußere Form ist eine sehr verschiedene, oft beruht sie in materiellem Kontakt mit der angerufenen Person, oder der Fluch wird auf einen Gegenstand übertragen (zum Beispiel auf sieben Büschel ausgerissener Haare) [1]), auf der Schwelle des Hauses wird ein Tier geopfert, ein Steinhaufen wird errichtet (vgl. hiezu den Abschnitt „The covenant on the cairu" in Frazers Beitrag) und dergleichen. Die Hilfe eines Heiligen wird angerufen, indem man Steine auf sein Grab oder einen sonst mit ihm in Beziehung stehenden Ort wirft — alles unter Aussprechen einer bestimmten Formel. Aus *l'âhâd* erklärt Westermarck das Bundesopfer der alten Semiten als Bund zwischen Mensch und Gott.

L. Bouchal.

28.

Journal of the Gypsy Lore Society: New Series. Vol. I. Nr. 1. Liverpool 1907.

Die im Jahre 1888 gegründete „Gypsy Lore Société" (Gesellschaft für Volkskunde der Zigeuner) hatte bereits bis zum Jahre 1892 ein Journal herausgegeben, welches viel des Wertvollen enthält. Seither gab der Verein allerdings kein Lebenszeichen von sich. Um so erfreulicher ist es, daß sich die Mitglieder, unter der Präsidentschaft des verdienten Ethnologen David Mac Ritchie, neuerlich zu intensiver Tätigkeit aufgerafft haben, als deren erste Frucht sich das Erscheinen einer neuen Folge der Zeitschrift darstellt, von welcher einstweilen das erste Heft vorliegt. Dasselbe enthält außer einem einleitenden Worte von Mac Ritchie zehn wertvolle Arbeiten zur Zigeunerkunde (von denen die von Sampson über Sprache und Ursprung der Zigeuner und die von Finck über die Grundzüge des armenisch-zigeunerischen Sprachbaues besondere Erwähnung verdienen), ferner Bücherbesprechungen und kleine Notizen.

Wenn auch durch den Tod von Ibbetson, v. Miklosich, Paspati, Groome, Bataillard, Leland, v. Wlislocki u. a. sich die Reihe der Zigeunerforscher in den letzten Jahren stark gelichtet hat, so zeigt doch das vorliegende Heft, daß junger, tüchtiger Nachwuchs vorhanden und damit die Möglichkeit gegeben ist, von dem in voller Auflösung begriffenen Volks- und Sprachtum der Zigeuner so viel wie möglich noch in letzter Stunde für die Wissenschaft zu retten. Die Bestrebungen des Vereines, dessen Sitz Liverpool, Hope Place 6, ist und zu dessen Mitgliedern alle hervorragenden Forscher des Vereinigten Königreiches und des Auslandes auf dem Gebiete der Zigeunerkunde zählen, verdienen die vollste Anerkennung und nachdrücklichste Unterstützung.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

---

[1]) Eine ähnliche Idee mag dem Wachsenlassen der eigenen Haare bis zur Ausführung gelobter Blutrache zugrunde liegen.

29.

Balch, Edwin Swift: Comparative Art. Philadelphia 1906. 8°. 211 pp.

Ein Versuch einer Ästhetik der bildenden Kunst des prähistorischen Zeitalters, der Kulturvölker des Altertums und des heutigen Ostasiens sowie der Naturvölker der Jetztzeit. Als Unterlage der Betrachtung dienen die persönlichen Eindrücke, welche der Verfasser durch das Studium einer Reihe von Musealobjekten selbst, sowie durch die Vergleichung guter Photographien oder anderweitiger Reproduktionen von Kunstgegenständen gesammelt hat. Leider entbehrt das vorliegende Buch der Illustrationen, so daß der Leser nicht imstande ist, sich über die Ansichten des Autors selbständig ein Urteil zu bilden. Ein weiterer Mangel liegt darin, daß der Verfasser viel zu wenig von den künstlerischen Erzeugnissen jener Völker, denen sein Buch gewidmet ist, in natura gesehen und nicht einmal um die wichtigste Literatur über den Gegenstand sich bekümmert hat. Sonst hätte ihm das Werk von Hoernes über die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa unmöglich entgehen können.

Immerhin ist das vorliegende Buch in seiner Art originell und der Beachtung wert, wenn auch gerade der Ethnologe, welcher die primitive Kunst ja nicht durch die Brille eines aprioristischen Schönheitsideales betrachtet, sondern ohne jede Voreingenommenheit rein vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus zu erforschen und zu beurteilen hat, nur wenig Nutzen daraus ziehen dürfte.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

30.

Jacobson, Edw., en Mr. J. H. van Hasselt: *De Gong-fabricatie te Semarang.* (Die Verfertigung der Gong in Semarang.) Mit 12 Lichtdrucktafeln und 12 Abbildungen im Text. Leiden, vormals E. J. Brill 1907. (Publicatie uit's Rijks Ethnographisch Museum, Serie II, Nr. 15), VII, 64 S. 4°.

In der Reihe der Monographien über inländische Industrien im ostindischen Archipel, welche das Leidener Museum herausgibt, liegt in der bekannten vorzüglichen Ausstattung, mit ausgezeichneten Lichtdrucktafeln geziert, eine weitere wichtige Arbeit (in holländischem und deutschem Paralleltext) vor, eine Frucht des eingehenden Studiums der Verfasser bei den Erzeugern dieser musikalischen Schlagbecken in Semarang, wo die anerkannt besten Gongs, derzeit nur mehr von sechs Unternehmern, hergestellt werden. Die Organisation der Arbeiter, der genaue Vorgang bei der Herstellung der Metallkomposition, beim Guß und Schmieden, das Stimmen der fertigen Instrumente, über das noch nähere Studien zu machen sein werden, die erforderlichen Werkzeuge, kurz alles wird bis ins kleinste Detail genau beschrieben, endlich die Preise und die geographische Verbreitung in Indonesien behandelt. Eine Liste der javanischen Fachausdrücke, eine ausführliche Tafelerklärung und ein Register beschließen die äußerst wertvolle Publikation. *L. Bouchal.*

31.

1. **Führer durch die Ausstellung ethnographischer Gegenstände aus Atjèh.** Durch H. W. Fischer. Mit 5 Tafeln und 3 Abbildungen im Texte. VII, 23 S. 8°.
2. **Führer durch die Ausstellung der ethnographischen Sammlung ... der Nord-Neu-Guinea-Expedition.** Durch Dr. J. D. E. Schmeltz. III, 8 S. 8.
3. **Führer durch die Ausstellung ethnographischer Gegenstände von Bali.** Durch Dr. H. H. Juynboll. Mit 8 Tafeln. Anhang: Sammlung von Süd-Celebes. Durch H. W. Fischer. Mit 1 Tafel. September 1907. Leiden 1907. IX, 47 S. 8°. (Publicaties uit's Rijks Ethnographisch Museum, Serie II, Nr. 16 *a—c.*)

Die rührige Direktion des Leidener Reichsmuseums, die sich stets das rühmenswerte Ziel vorgesteckt hat, nicht nur Schätze verschwindender Kulturen anzuhäufen, sondern auch das Gesammelte in weiten Kreisen bekannt zu machen, durch Sonderausstellungen, Monographien über einzelne Gebiete oder sachliche Gruppen, sogar durch Ansichtspostkarten dafür allgemeines Interesse zu erregen, hat im heurigen Sommer Spezialausstellungen sumatranischer, neuguineischer, balinesischer und südcelebischer Ethnographika veranstaltet. Die Führer durch diese Ausstellungen sind durch die beigefügten Abbildungen und die den einzelnen Objekten gewidmeten Erläuterungen selbst wertvolle Behelfe zum Studium der Bewohner dieser Gebiete geworden.

Vom holländischen Maler Nieuwenkamp, der 1906/07 seine zweite Reise nach Bali und Lombok unternommen hat, wurde im Auftrage des Reichsmuseums eine vorzügliche Kollektion von 158 Stücken

zusammengebracht, die im Vereine mit anderen, zum Teil im letzten Bali-Krieg eroberten Gegenständen eine ausgiebige Bereicherung der früher verhältnismäßig schwach vertretenen balinesischen Kultur darstellt, die deshalb von Wichtigkeit ist, weil Bali die einzige Insel Indonesiens ist, deren Bewohner heute noch dem Çivadienst treu geblieben sind. Von besonderem Interesse sind *geïkat*ete[1]) Stoffe, geschnitzte Palast-Türen und -Wände mit Darstellungen aus dem altindischen Epos Râmâyaṇa, verschiedene Kultgegenstände, vor allem ein beim Opferfeste zu Ehren der gesamten Toten gebrauchtes Gerät, das zu ausführlicher Besprechung dieser Zeremonie Anlaß gibt.

Von Süd-Celebes kamen eine Reihe von wertvollen Industrieerzeugnissen, darunter vielleicht manche „Reichskleinodien", die im Kampfe mit den dortigen Fürsten von Gowa und Boni erbeutet worden waren, ins Reichsmuseum, die nun ebenfalls ausgestellt wurden.

Die Atjèh-Ausstellung enthält die vom Hauptmanne Th. J. Veltman zusammengebrachte, in ihrer Art einzige Sammlung. Von Interesse sind wieder die Gewebe, unter denen aus Vorderindien importierte Batikstoffe hervorzuheben sind, zahlreicher einheimischer Gold-, Silber- und *Suasa*[2])-Schmuck, die von der hohen Kunstfertigkeit der Atjèhschen Feinschmiede zeugen. In der reichhaltigen, die unterschiedlichen Typen sehr gut zeigenden Waffensammlung fallen auch Bambusbogen auf, die bisher von Atjèh nicht bekannt waren, und mit denen anscheinend Steine geschleudert wurden. Goldenen Schamplättchen, mit Emailarbeit und Steinen verziert, begegnen wir in der Atjèh-Sammlung, bei denen der Süd-Celebes-Sammlung ist leider das Material nicht angegeben (S. 45, Nr. 346; vgl. die dort angegebene Literatur, dann diese „Mitteilungen" XXXIV, 324[3]).

Die von der Nord-Neu-Guinea-Expedition unter der Leitung von Professor A. Wichmann im Jahre 1903 aufgesammelten Gegenstände waren in der dritten Sonderausstellung zu sehen. Von den Mitgliedern dieser Expedition, van der Sande[4]) und Dr. Lorentz[5]), sind bereits selbständige Publikationen über dieselbe veröffentlicht worden. Zu den größten Merkwürdigkeiten dieser 78 Nummern umfassenden Kollektion gehören zwei Kupferbeile und ein Zierstück, die in einem Gemeindehause nahe dem Sêntani-See gefunden wurden, die somit das schon von Rumphius gemeldete Vorkommen prähistorischer Kupfergeräte (Donnerkeile) bestätigen.

Besonders hervorzuheben wäre noch, daß die Führer in holländischem und deutschem Paralleltexte abgefaßt sind. *L. Bouchal.*

32.

Van der Sande, G. A. J.: *Nova Guinea.* Vol. III. Ethnography and Anthropology. Leiden (E. J. Brill), 1907.

Von der niederländischen Neu-Guinea-Expedition, die im Jahre 1903 unter der Führung von Professor Arthur Wichmann nach der Nordküste der Insel ging, liegt der Band „Ethnographie und Anthropologie" vor von dem Arzte und Anthropologen der Expedition G. A. J. van der Sande. Wenn der Autor in der Einleitung in allzu großer Bescheidenheit sich nur als einen „Amateur" in der Anthropologie und Ethnologie vorstellt, so wissen wir doch, daß er sich vor der Reise und während der Bearbeitung gründlich in den einschlägigen Disziplinen unterrichtet hat. In der physischen Anthropologie war Rudolf Martin sein Lehrer, bei der Bearbeitung des ethnographischen Teiles hatte er J. D. E. Schmeltz als Berater. Die in dem Buche niedergelegten Beobachtungen sind von einer außerordentlichen Vielseitigkeit, und trotzdem ist jedes Kapitel mit größter Gründlichkeit abgehandelt. Besonders anerkennenswert ist es auch, daß der Verfasser die gesamte Neu-Guinea-Literatur herangezogen und mitverarbeitet hat. Auch auf den technischen Teil der Forschung, auf die Photographie, die Körpermessung usw., ist ganz besondere Sorgfalt verwendet. Zu den äußeren glücklichen Umständen, die zur Entstehung dieses großen und schönen Werkes mitgewirkt haben, gehört es nicht an letzter Stelle, daß der Verfasser in E. J. Brill in Leiden einen Verleger gefunden hat, der das Buch vornehm und würdig ausgestattet und die schönen Photographien in sehr vollkommener Weise als Autotypien im Texte und in vollendeten Heliogravüren auf 50 Tafeln wiedergegeben hat.

Im ethnographischen Teile fällt die ausführliche Beschreibung vieler Industrien auf; z. B. der Bearbeitung der Baumrindenstoffe, der Herstellung des Netzmateriales aus Pandanusfasern. Auch die

[1]) *Ikat,* Färbetechnik mittels Binden, über die insbesondere die Herren Loebèr und Rouffaer mehreres veröffentlicht haben.

[2]) *Suasa,* eine Legierung von Gold (4 Teile), Silber (3 Teile) und Kupfer (9 Teile).

[3]) Solche Schamplättchen kommen indes auch anderwärts vor; so wurden sie nach Pechuël-Lösche (Volkskunde von Loango, S. 70) auch in Loango bei zum Fischen im Küstenwasser watenden Mädchen beobachtet.

[4]) siehe Literaturbericht Nr. 32.

[5]) Eenige maanden onder de Papoea's. Met 40 platen etc. Leiden (Brill). fl. 3·50.

Technik des Netzens und des Schlingenflechtens ist genau beobachtet und der Verlauf des Fadens nach vielen Vorlagen skizziert. Die Fischnetze fand der Verfasser in derselben Weise genetzt wie in Westeuropa.

Van der Sande sah auch das Zurechtschlagen und Polieren von Steinwerkzeugen. Am Sentáni-See sind Steinäxte heute noch sehr geschätzt und in Gebrauch. Im Torare-Flusse, am Nordhange der Cyklopenberge, fand die Expedition Chloromelanit, aus welchem Äxte gemacht werden.

Bei der Anlage der Pflanzungen haben die Anwohner des Sees von Sentani im Gegensatze zu der papuanischen Regel die Gewohnheit, den Ort nicht im Laufe der Jahre zu wechseln; vielmehr bauen diese Leute so lange auf derselben Stelle, bis der Boden ganz erschöpft ist (Prof. Wichmann).

Van der Sande gebraucht wieder das alte Wort Papuas, unterscheidet diese von den Melanesen und nennt beide Völkergruppen zusammen Papuasen.

Sprachlich gehören die besuchten Völkerschaften teils zur melanesischen, teils zur papuanischen Gruppe. Die anthropologischen und linguistischen Grenzen decken sich durchaus nicht (wie Referent auch bestätigt fand). Die Sprachen von Sentáni und Angádi, von denen der Verfasser Vokabulare bringt, gehören zu den papuanischen. Die Nagramádu und Angádi haben das für die Papuas charakteristische Zweizählsystem.

Ulcera cruris fand der Verfasser häufig, tinea imbricata ist weit verbreitet, Malaria spielte in Humboldt-Bai keine große Rolle, Beri-Beri ist sehr zweifelhaft, Syphilis wurde nie beobachtet, Elephantiasis wurde gesehen. Verfasser hält die Papuas für immun gegen die Bisse der Buschmucker (Thrombidium van der Sandei).

Bei der Untersuchung der Haare hat der Verfasser gefunden, daß es in Spiralen wächst und immer wieder in diese Spiralen zurückzukehren trachtet und daß die Richtung der Windung an einem Haare ein oder mehrere Male wechseln kann. Daß man auf diese Eigentümlichkeit bisher nicht kam, rührt daher, daß man die gesammelten Haare in der Regel flach legt, statt sie in Eprouvetten ganz unverdrückt mitzubringen.

Der Verfasser hat bei den Papuas niemals Zahncaries gefunden, eine auffallende Tatsache, welche auch durch Beobachtungen anderer (darunter des Referenten) bestätigt wird. Die Untersuchungen an den Zähnen wurden mit ungewöhnlicher Sorgfalt stets mit dem Mundspiegel ausgeführt; es wurden auch Zahnabdrücke genommen. Interessant ist, daß die mitgenommenen Löffel sich um etwa 1 *cm* für die papuanischen Kiefer zu kurz zeigten. Von 11 Fällen zeigten drei Prosarmosis, ein sehr hoher Prozentsatz; als Folgeerscheinung dieser Zahnstellung resultiert eine relativ starke Abnützung der Kauflächen, die also in diesen Fällen nicht ohne weiteres auf zu derbe vegetabilische Kost oder Betelkauen zurückzuführen ist.

An der Nordküste von Holländisch-Neu-Guinea spielen die Küstenbewohner eine prominierende Rolle. Die Küstenbewohner sind höher gewachsen; so sind die Leute der Humboldt-Bai durchschnittlich 36 *mm* höher als die Anwohner des inland gelegenen Sentáni-Sees. Die gebogene, hohe Nase fand der Autor in den bereisten Gebieten sehr selten, häufig war die breite, flache. Die Sentáni-Leute sind dolichocephal, die Bewohner der Humboldt-Bai mesocephal. Auch das osteologische Material ist bearbeitet und zeigt viele sehr primitive, dem australischen Skelette nahestehende Merkmale. Als Torsionswinkel des Humerus fand der Verfasser an vier Stücken einen Durchschnittswert von 138° (Europäer 161·5°), am Femur an sechs Stücken 24° (Europäer 8°). *R. Pöch.*

33.

Parkinson, R.: *Dreißig Jahre in der Südsee.* Herausgegeben von B. Ankermann. Stuttgart (Strecker & Schröder), 1907.

Auf dieses Werk wurde gleich nach dem Beginne des Erscheinens hingewiesen. Auf Seite 107 bis 112 bespricht R. Parkinson die Behandlung von Schädelbrüchen und die Trepanationen im Bismarck-Archipel. Nach seinen Beobachtungen und den Angaben anderer kann man heute folgende Fälle feststellen:

1. Im Kampfe wird durch einen Schleuderstein ein Loch in das Schädeldach geschlagen. Ein kundiger Eingeborener entfernt die Splitter, rundet und glättet die Ränder des Loches und macht einen kunstgerechten Verband. Es befinden sich zahlreiche solche Schädel in vielen Museen. Der Vorgang der Operation wurde beobachtet und beschrieben von R. Parkinson.

2. Kindern werden, „damit sie stark werden" oder aus verwandten Motiven, von einer Frau senkrechte, tiefe Einschnitte auf der Stirn gemacht, die oft das Stirnbein durchschneiden. Beobachtet von R. Parkinson, mitgeteilt und abgebildet von demselben, dann auch von E. Stephan und R. Pöch.

3. Erwachsenen werden wegen Kopfschmerz und Epilepsie von einem Manne Einschnitte durch die Stirnhaut gemacht und der Stirnknochen wird durchgeschabt, bis ein Spalt entsteht. Mitgeteilt von J. E. Crump und R. Parkinson. Unter 3. oder 2. gehört wohl der Schädel von Tighan der Anthropological Institution in London.

4. Auch die Schädel mit runden Löchern in der Schädeldecke werden in der Literatur sehr häufig als Trepanationsöffnungen bezeichnet, die wegen Kopfschmerz u. dgl. angelegt wurden. Da man es aber einem Schädel nachträglich kaum ansehen kann, ob das Loch durch einen Schleuderstein geschlagen wurde und die Ränder des Loches dann geglättet wurden (1.), oder ob von vornherein mit Instrumenten eine Trepanationsöffnung gemacht wurde, und nachdem auch diese Operation, die noch viel bewundernswerter wie 1. wäre, meines Wissens bisher niemand beobachtet oder beschrieben hat, sind neue Nachforschungen in dieser Hinsicht äußerst wünschenswert.

Auch Fall 3 sollte womöglich noch beobachtet und genau konstatiert werden, um auszuschließen, daß es sich um eine irrtümliche Verwechslung mit 2. handelt. *R. Pöch.*

34.

Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Band I., 1906. Leipzig (R. Voigtländer), 1907. 159 S. 8°.

Nachdem im Jahre 1900 der 28. Jahresbericht des Museums erschienen war, trat eine Unterbrechung dieser Berichte ein; mit dem vorliegenden Bande soll nun eine neue Reihe in veränderter Form beginnen, in der auch wissenschaftlichen Arbeiten Raum gegeben werden soll. Außer einem Nachrufe auf den im Jahre 1906 verstorbenen Direktor Dr. Hermann Obst, einem Berichte über den Zuwachs der ethnographischen Sammlungen seit 1901 und einer Beschreibung der Abteilungen für vergleichende Länderkunde und ihrer Ziele enthält das Jahrbuch vor allem eine gründliche Arbeit von Dr. Fritz Krause zur Ethnographie der Insel Nissan (S. 44—159, mit zwei Karten und 126 Abb. im Texte). Das Leipziger Museum erhielt 1905 vom Kaufmanne R. Uhlig eine reichhaltige Sammlung von diesem zwischen Neumecklenburg und den Salomonen gelegenen Atoll, die unter Verwertung der vorhandenen Literatur zugleich mit den bereits vorher im Museum vorhandenen Stücken von Nissan durch die vorliegende Publikation allgemein bekanntgemacht wird.

Die anthropologische Untersuchung sowie die Betrachtung der ethnographischen Verhältnisse ergibt eine Bestätigung der Einwanderung von Buka (nördlichste Salomoneninsel), und der noch bestehende Handelsverkehr mit dem Norden, in dem Nissan ein unentbehrliches Zwischenglied im Verkehre der Salomonen und des Bismarck-Archipels bildet, macht auch einen Einfluß von dieser Seite (vielleicht polynesisch) nicht unwahrscheinlich. Da die Pfeile auf den nördlichen Salomonen im wesentlichen aus zwei Erzeugungszentren, Nissan und Nord-Bougainville, stammen, so ist eine gründliche Systematik dieser Waffen auf Grund der Beschaffenheit der Spitze sehr zu begrüßen. Auf Buka, wohin die Nissaner ihre Produkte verhandeln, werden wohl auch Pfeile erzeugt, doch genügen sie nicht dem Bedarfe. Infolgedessen trifft man auf den Nord-Salomonen Pfeile verschiedener Provenienz und die geläufige Bezeichnung der mannigfaltigen „Bukapfeile" hat keine Berechtigung, so lange nicht der genaue Herstellungsort des einzelnen Exemplares bekannt ist. Besonders ausführlich ist dann Kleidung und Schmuck behandelt. Vom übrigen Inhalte seien nur einige Tatsachen hervorgehoben: Auf Nissan herrscht Blutrache, Anthropophagie (Exokannibalismus), durch das imped. consaggu. und affinit. bedingte Exogamie (die daher meist territorial ist), Schwestersohnerbrecht, Frauenkauf und -Raub (bei fremden Stämmen), Tabu, Zauber- und Geisterglaube ohne Bilderkult, und es gibt Junggesellenhäuser, angeblich auf Pinepil auch Häuser für ledige Frauen. Sklaverei scheint zu fehlen, über Totemismus mangeln Nachrichten. Krankheit und Tod werden durch Zauber verursacht. Die Häuser haben die Form liegender Halbzylinder (nicht Pfahlbauten). Die Boote sind entweder große Plankenboote ohne Ausleger — nur im Besitze Hervorragender — oder meistens kleinere Auslegerboote mit einseitigem oder zweiseitigem Ausleger. Die Weberei mittels Weberahmen wäre eher als Flechterei zu bezeichnen. Eine Trommelsprache mittels Schlitztrommeln ist bekannt. An Geld bestehen Muschelscheibchenschnüre, Zahngeld, Muschelringgeld und Fehdegeld aus massiven Tridacnaringen, das als Blutgeld bei Fehdenbeilegung dient und, wegen seines hohen Wertes stets versteckt, nur bei Festen ostentativ zur Schau gestellt wird. *L. Bouchal.*

35.

Narbeshuber, Dr. Karl: *Aus dem Leben der arabischen Bevölkerung in Sfax (Regentschaft Tunis).* Mit einem Beitrage von Prof. Hans Stumme in Leipzig. (Veröffent-

lichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Heft 2.) Leipzig (R. Voigtländer), 1907, 44 S. 8°.

Der Verfasser, der in den „Mitteilungen" unserer Gesellschaft, Bd. XXXIV, eine Arbeit veröffentlicht hat, die mehr die medizinischen Verhältnisse Tunesiens schildert, publiziert im vorliegenden Hefte vorerst arabische Textstücke (mit Übersetzung), welche die Vorgänge bei Werbung, Verlobung und Hochzeitsfeierlichkeiten behandeln, worauf Abschnitte über Liebeszauber, bösen Blick, Regenzauber, Wettervorzeichen folgen. Besonderes Interesse bietet das den 'Aisâwis gewidmete Kapitel; es ist dies eine Bruderschaft, die, dem Dienste eines Heiligen geweiht, in einer durch Gesang, Musik und stundenlange gleichmäßige Bewegungen erzeugten Hypnose sich blutlose Wunden beibringen, Eisenstücke schlucken, Schlangen und Skorpione verzehren, wilde Tiere imitieren, ohne bei alldem irgendwie Schaden zu nehmen. Den Schluß des Heftes bildet ein von Dr. H. Stumme publizierter Lobgesang auf die Schärpe eines Mädchens (Text und Übersetzung).

36.

Internationaler Amerikanisten-Kongreß. Vierzehnte Tagung 1904. In zwei Hälften nebst Ergänzungsband. LXXXVIII. 706+88 S. Mit 116 Abbildungen, 83 Tafeln und zwei Seiten Notenbeilagen. Stuttgart, Berlin und Leipzig (W. Kohlhammer).

In zwei starken Bänden und einem schwächeren Ergänzungsbande ist zwei Jahre nach der Tagung dieses Kongresses der wohlredigierte und reich mit Abbildungen ausgestattete Bericht über die Arbeiten desselben herausgekommen. Das einleitende Kapitel beschäftigt sich mit dem Verlaufe dieses Kongresses, des letzten auf europäischem Boden, der als ein recht gelungener bezeichnet werden muß. Außerdem enthält es die zwei einleitenden Vorträge von dem Altmeister der Amerikanistik in Frankreich, Prof. Dr. E. T. Hamy, eine Art Gedenkrede auf die vor 100 Jahren erfolgte Rückkehr der beiden berühmten Naturforscher Alexander v. Humboldt und Aimé G. de Bonpland von ihrer Amerikareise, welche die wissenschaftliche Erforschung Südamerikas eingeleitet hat; ferner einen Vortrag von Prof. Dr. Kapff in Stuttgart: „Anteil der Württemberger an der Kolonisation Amerikas". Es folgen dann die weiteren 56 auf diesem Kongresse gehaltenen Vorträge, welche wichtige Beiträge zur Vorgeschichte und Ethnographie dieses Doppelkontinentes bilden. Der Ergänzungsband enthält eine größere Arbeit „Über die chilenischen ‚Pintados', Beitrag zur Katalogisierung und vergleichenden Untersuchung der südamerikanischen Piktographien" von A. Plagemann.

Dieser Bericht ist einer der umfangreichsten, die bisher über die internationalen Amerikanisten-Kongresse erschienen sind. *F. Heger.*

37.

Koch-Grünberg, Dr. Theodor: *Südamerikanische Felszeichnungen.* Berlin, E. Wasmuth A.-G., 1907. I, 92 S. 8°. 21 Tafeln.

Die in glatte Felsen eingegrabenen Felszeichnungen, von denen eine große Zahl von Südamerikareisenden seit mehr als anderthalb Jahrhunderten berichten, haben die verschiedensten Deutungen erhalten. Von manchen als bloßes Werk des Müßigganges und der Laune betrachtet, wurde ihnen von den meisten ein tieferer Sinn beigelegt, man sah in ihnen den Anfang einer Bilderschrift, sei es, daß sie bloß Mitteilungen an Vorüberziehende oder Inschriften darstellen, als Erinnerungszeichen oder Grenzmarke dienen, oder irgendeine symbolische oder religiöse Bedeutung haben sollten.

Koch hat nun in dem vorliegenden vornehm ausgestatteten Werke, das er als Ergänzung seiner „Anfänge der Kunst im Urwald"[1]) bezeichnet, vorerst alle irgendwie belangreichen Nachrichten über die Felsbilder im Gebiete der südamerikanischen Naturvölker und die Urteile der verschiedenen Forscher über ihre Bedeutung und Entstehung zusammengetragen. (Die in den Cordilleren beobachteten Felszeichnungen, die im Gebiete einstiger hoher Kulturen liegen, sind in der Arbeit nicht behandelt.) Dann folgt ein Abschnitt, in dem Koch alle von ihm in den Jahren 1903—1905 im Gebiete des oberen Rio Negro beobachteten Felsbilder beschreibt und die Figuren an Hand der Tafeln und eingeschalteter Textbilder erklärt. Über einige dieser Bilder hat der Autor an Ort und Stelle Bemerkungen in sein Tagebuch eingetragen, die, hier wiedergegeben, auf Entstehung und Bedeutung dieser Kunstwerke ein deutliches Licht werfen; so schreibt er z. B. von einem Vorkommen: „An einigen (Figuren) sieht man deutlich, wie spätere Geschlechter, die Bedeutung der angefangenen Figur mißverstehend oder aus jeweiliger Laune, die Linien in ganz anderer Richtung weitergezogen oder nahe aneinander hergehende Linien unrichtig

[1]) Siehe diese „Mitteilungen", XXXVI, 52.

miteinander verbunden haben, wodurch sie ein Zerrbild schufen, aus dem die ursprünglich gewollte Bedeutung nur sehr schwer zu erkennen ist" (S. 47). Im Jahre 1891 hat sich Stradellis Begleiter Maximiano Roberto auf einem Felsen neben eingeritzten menschlichen Figuren durch seine Initialen M R und die Jahreszahl verewigt. „Die Indianer haben Namenszug und Datum, wie man an deutlichen Spuren erkennt, bis heute getreulich nachgezogen, so daß die Rillen trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit schon stark vertieft sind" (S. 62), so tief und glatt, wie die danebenstehenden menschlichen Figuren, die offenbar älteren Datums sind. Auf Grund dieser Beobachtungen verwirft Koch im Schlußabschnitte des Buches die Deutung dieser Kunstprodukte als symbolische oder religiöse Zeichen oder selbst als Bilderschrift. Auch auf die oft phantastischen Erklärungen der heutigen Indianer legt er keinen großen Wert; er faßt sie lediglich als spontane Betätigung des primitiven Kunstsinnes auf. Sie zeugen nicht „von ungewöhnlicher Ausdauer" und „unermüdlicher Geduld", wie manche Beobachter meinen, denn ihre Entstehung schildert Koch auf Seite 78:

„Wie der Indianer auf die Wand seines Hauses in müßiger Stunde mit Kohle alle möglichen Figuren kritzelt, ebenso reizt ihn die glatte Felswand, seine kindliche Kunst zu erproben. Als Stift dient ihm ein Steinsplitter, den er am Boden findet. Nach einiger Zeit kommt ein anderer Indianer an diesen Ort. Er sieht die Figur, die ihm auf dem dunklen Felsen hell entgegenleuchtet, und zieht, dem Nachahmungstriebe gehorchend, die Konturen mit einem aufgerafften Steine spielend nach. Der nächste folgt seinem Beispiele und so fort. Stets werden feine Bestandteile vom Felsen losgerieben, und dadurch wird allmählich, oft erst von Generationen, die Tiefe hervorgerufen, die heute von den meisten Forschern angestaunt und für das mühsame Werk eines Menschen erklärt oder einem höheren Kulturgrade zugeschrieben wird."

Koch hat mit seiner Publikation eine alte Streitfrage in einfacher und einleuchtender Weise gelöst.

L. B.

38.

Breysig, Kurt: *Die Völker ewiger Urzeit.* I. Bd.: Die Amerikaner des Nordwestens und des Nordens. Berlin 1907. (Die Geschichte der Menschheit. Bd. I.) Preis broschiert Mk. 8, gebunden Mk. 8·50.

Es wird von den Ethnologen immer nur auf das freudigste begrüßt werden, wenn berufene Vertreter anderer der Völkerkunde ferner stehender Disziplinen sich mit den Ergebnissen der ethnologischen Forschung vertraut machen und die daraus gezogenen Lehren in ihrem eigentlichen Fache weiter nutzbringend zu verwerten suchen. Auf diese Weise hat in der neuesten Zeit die Völkerkunde auf viele Gebiete der Geisteswissenschaften befruchtend, ja sogar bahnbrechend gewirkt. Post und Kohler haben die Rechtsgeschichte, Wundt die Sprachwissenschaft, Bücher die Nationalökonomie nach ethnologischen Grundsätzen mit Erfolg reformiert, den genannten Disziplinen neue Aufgaben und Ziele gewiesen und ihnen zu deren Erreichung auch die zumeist dem Rüstzeuge des Ethnologen entnommenen Mittel in die Hand gegeben. Breysig hat es nun unternommen, die gleiche Arbeit für das gesamte Gebiet der Weltgeschichte zu leisten, an der bisherigen Auffassung von den Aufgaben der Weltgeschichte eine reformatio in membris et capite vorzunehmen. Seine Theorie vom Stufenbau der Geschichte[1]), welche vieles Aufsehen hervorgerufen und vielfache Zustimmung errungen hat, gipfelt darin, daß der Inhalt der Geschichte sich als eine ununterbrochene Stufenfolge von sich geradezu gesetzmäßig wiederholenden Völkerzuständen (Urzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit) darstellt, die von allen Völkern und Nationen in gleicher Weise, nur mit verschiedenem Zeitaufwande, durchlaufen werden. Jeder dieser Perioden entsprechen bestimmte Erscheinungen auf dem Gebiete des materiellen, sozialen, politischen, geistigen und religiösen Lebens.

Nachdem Breysig in der eben zitierten Schrift seine Auffassung der Gesetze der Geschichte dargelegt, unternimmt er es nunmehr, selbst eine Weltgeschichte nach diesen Gesichtspunkten herauszugeben, welche — wenn einmal vollendet — ein wahres Monumentalwerk gelehrten Fleißes und menschlicher Schaffenskraft darstellen wird. Nach dem Grundplane des Gesamtwerkes soll den bisher in allen Geschichtsbüchern (auch im Helmoltzschen Sammelwerke, das in dieser Richtung noch am ausführlichsten ist) viel zu kurz gekommenen Natur- und Halbkulturvölkern ein weiter Raum gewidmet und in den Bänden I und II die Urzeitvölker von Amerika, in Band III die Australier sowie die primitiven Asiaten und Neger, in Band IV die Halbkulturvölker Afrikas und Amerikas behandelt werden, während für die Geschichte der Völker der Altertumsstufe, des Mittelalters und der Neuzeit in und außer Europa eine große, noch nicht näher fixierte Zahl von Bänden in Aussicht genommen ist.

[1]) Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte, Berlin 1905.

Der gegenwärtig vorliegende I. Band enthält außer einer ausführlichen, die Prinzipien der Breysigschen Geschichtsauffassung neuerlich darlegenden Einleitung über die Ziele der Forschung, die Anfänge der Menschheit und den Begriff der Urzeit eine eingehende Schilderung der Nordwestamerikaner und amerikanischen Hyperboräer. Man könnte Breysigs nach ethnologischen Gesichtspunkten aufgebautes Geschichtswerk ebensogut auch eine Völkerkunde auf historischer Basis nennen; so sehr ist in Breysig der Historiker im Ethnologen aufgegangen. Dabei beschränkt er sich aber nirgends auf die bloß äußerlich beschreibende Darstellung des materiellen Kulturbesitzes, der Sitten, sozialen Einrichtungen und religiösen Anschauungen; er sucht vielmehr tiefer einzudringen, für jede ihm entgegentretende Erscheinung im Völkerleben auch die Ursache zu ergründen und den genetischen Zusammenhang zwischen den so verschiedenartigen Formen der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Einrichtungen herzustellen. Mancher kühne Gedanke, manch scharfsinniger Erklärungsversuch tritt uns aus dem Buche entgegen. Gewiß wird sich manche Behauptung auf die Dauer nicht halten lassen, wie dies bereits bei Breysigs schon früher vorgetragener Hypothese von der allgemeinen Entstehung des Gottesgedankens aus den Sagen von einem menschlichen Kulturheros oder Heilbringer der Fall war, gegen deren Richtigkeit Ehrenreich vor kurzem seine warnende Stimme erhoben hat[1]). Immerhin wird der Ethnologe reiche Belehrung und vielfache Anregung aus dem Buche schöpfen

Ob der von Latham und Bancroft für die Nordwestamerikaner eingeführte, von Breysig akzeptierte Name „Kolumbianer" glücklich gewählt ist, mag dahingestellt bleiben; dagegen können wir Breysig nur beipflichten, wenn er, im Gegensatze zu Bancroft, die Tlinkiten den Norwestamerikanern anreiht, da sie faktisch mit den Hyperboräern nichts gemein haben.

Rühmend ist in dem Werke auch die sorgfältige Auswahl und Kritik der benützten Quellen und die wohldurchdachte, dabei allenorts die selbständige Hand verratende Verwertung der Forschungen der amerikanischen Ethnographen der Gegenwart — vor allem Boas und Swanton — hervorzuheben.

Über den so zahlreichen Vorzügen des Buches wird man die eigentümliche Diktion des Verfassers, die stellenweise an den Modernismus in der Literatur gemahnt, und seine Neigung zu nicht immer glücklich gewählten Wortneubildungen gern in den Kauf nehmen.

Wien. *Dr. Lasch.*

39.

Ethnographie du Tonkin septentrional. Rédigée sur l'ordre de M. P. Beau, Gouverneur Général de l'Indo-Chine française par le Commandant E. Lunet de Lajonquière de l'Infanterie coloniale. D'après les Études des Administrateurs civils et militaires des Provinces septentrionales. Mit 61 Abbildungen im Texte und auf 20 Tafeln, 5 Blatt Vokabularen und 1 Karte. Paris, Ernest Leroux, 1906. 364 pp.

Der durch seine beiden vortrefflichen Werke: „Inventaire des monuments historiques du Cambodge" und „Atlas archéologique de l'Indo-Chine" rühmlichst bekannte Verfasser schenkt uns in diesem Werke eine neue Frucht seiner unermüdlichen Tätigkeit, welche der Erforschung der archäologischen und ethnographischen Verhältnisse des französischen Teiles von Hinterindien gewidmet ist.

Das vorliegende Werk verdankt seine Entstehung der Initiative des früheren Direktors der École française d'Extrême-Orient in Hanoï, welcher den Generalgouverneur von Indo-China ersuchte, von allen lokalen Administrationschefs Monographien der ihnen untergestellten Gebiete über deren ethnographische Verhältnisse ausarbeiten und einsenden zu lassen. Die erste Frucht dieser Unternehmung war das bereits im Jahre 1904 erschienene Werk desselben Verfassers: „Ethnographie des Territoires militaires", redigiert auf Befehl des Generals Coronnat, obersten Truppenkommandanten von Indo-China. Das vorliegende Werk bildet nun eine willkommene Ergänzung für den nördlichen Teil von Tonkin, für den das ganze eingelaufene Material verarbeitet wurde. Dieser Teil Hinterindiens gehört aber auch zu einem der verworrensten ethnographischen Gebiete. Wir verdanken dem Verfasser die Lösung einer bisher noch nicht versuchten Aufgabe, deren Schwierigkeiten nur jener beurteilen kann, der sich etwas eingehender mit den vielgestaltigen Völkerverhältnissen dieser Länder beschäftigt hat. Es ist eine Erstlingsarbeit im wahren Sinne des Wortes, auf der aber von nun an ruhig weitergebaut werden kann.

Man kann die heutigen Bewohner Hinterindiens in einige große Völkergruppen einteilen, so die Annamiten im Osten, die Thai- und Mon-Khmer-Völker sowie die Birmanen im Zentrum und im Westen und endlich die Malaien im Süden auf der nach ihnen benannten Halbinsel. Alle diese Gruppen haben aber im Laufe der Zeiten eine Menge anderer Völkerelemente in sich aufgenommen, so daß sie auch heute noch, trotz ziemlicher Spracheneinheit, kein festes ethnisches Ganzes darstellen. Außer diesen

[1]) Götter und Heilbringer, Zeitschr. f. Ethnologie, 1906, S. 536 f.

finden wir, abgesehen von der nach Süden ausgehenden Halbinsel, noch eine Anzahl von Völkern, welche gleichsam in den vorigen Massen isoliert dastehen, wie die „Man", die „Meo" und die „Lolo" im Norden, die „Karen" und die „Lawa" in den zentralen und westlichen Bergketten. Hieher gehören auch die zahlreichen Völkerreste und Völkersplitter, die heute von den Annamiten unter der Bezeichnung „Moi", von den Thai unter dem Namen „Kha" und von den Kambodschanern unter dem Titel „Pnong" zusammengefaßt werden und die durchaus nicht einheitliche Völkerelemente darstellen. Die letzteren Namen bedeuten eigentlich bei den betreffenden Völkern so viel als „Wilde", ähnlich den „Barbaren" des klassischen Altertumes.

Das nördliche Tonkin wird nach Süden beiläufig durch den Verlauf des Schwarzen Flusses begrenzt. Es grenzt selbst im Norden an die chinesischen Provinzen Kuang-si, Kuang-tung und Yunnan, in welche die Bevölkerung in ihren verschiedenen Elementen ohne Scheidegrenze übergeht. Gegen Westen und Südwesten liegt das Laosgebiet, ebenso reich und vielgestaltig an verschiedenartigen Völkerchen, wie das nördliche Tonkin eine wahre Musterkarte von verschiedenen Völkersplittern. Nur gegen Süden, dort wo Tonkin bedeutend schmäler wird, lagert die kompakte, heute durch ihre Sprache und zum Teil auch durch ihre Geschichte einheitliche Masse der Annamiten, welche von hier aus einen Küstenstrich von tausend Kilometer Länge bis weit nach Cochinchina hinunter einnehmen. Diese Einheit unter den Annamiten ist aber nur eine scheinbare; sie enthalten viele fremde, in verschiedenen Zeiten in sich aufgenommene Völkerreste, welche sich noch deutlich von der Masse der Eroberer abheben. Die Annamiten dringen nur in einer Zunge längs des Roten und Weißen Flusses (Rivière Claire) gegen Norden vor; im Osten verläuft ihre Nordgrenze in einer nördlich von Hanoï westöstlich verlaufenden Linie. Das ganze Nordgebiet hat als Grundlage eine zur Gruppe Thai (Tô) gehörende Bevölkerung, in welche inselartig die verschiedenen Stämme der Man-Gruppe eingestreut sind. Die Monvölker sitzen dagegen ganz im Südwesten, zwischen dem Unterlaufe des Schwarzen und des Roten Flusses beginnend. Im Norden und Westen sind Meo, im äußersten Norden auch Lolo eingesprengt.

Über alle diese Völker gibt unser Werk eine gute ethnographische Übersicht, welche eben aus den erwähnten Berichten von dem fachkundigen Verfasser zusammengestellt ist. Die beigefügten Vokabulare einzelner dieser Stämme bilden eine willkommene Ergänzung. Belebt wird dieses Bild durch eine Anzahl typischer Abbildungen.

Wir wünschen nur lebhaft, daß diese Arbeit fortgesetzt und über das ganze Gebiet Französisch-Indo-Chinas ausgedehnt werden möge. Der Gedanke hiezu ist vielfach auf dem im Dezember 1902 in Hanoï abgehaltenen Internationalen Orientalisten-Kongresse (d'Extrême Orient) angeregt worden und gegen unsere Erwartung, die wir damals warm hiefür eintraten, auf fruchtbaren Boden gefallen. Ein solches Werk würde sich würdig jenem an die Seite stellen, welches die so überaus tätige École in Hanoï durch die archäologische Erforschung dieses ausgedehnten Gebietes bereits in so erfolgreicher Weise eingeleitet hat. *F. Heger.*

40.

Forrer, Dr. R. *Die ägyptischen, kretischen, phönikischen usw. Gewichte und Maße der europäischen Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit.* (Jahrb. d. Ges. f. lothringische Geschichte und Altertumskunde. Bd. XVIII, 1906.)

Angeregt durch die Entdeckung, daß die sogenannten Blei- und Zinnbarren der Schweizer Pfahlbauten keine Barren, sondern Wiegegewichte sind, untersuchte der Verfasser in ebenso umfassender als tief eingreifender Weise alle geeigneten prähistorischen Metallfunde, um auf der Grundlage der hiedurch erzielten Ergebnisse eine prähistorische Metrologie zu schaffen.

Es ist ganz ausgeschlossen, dem Verfasser auf seinem Wege zu den zahllosen Funden, Gewichtserhebungen und ihrer Vergleichung zu folgen, weshalb ich mich begnügen muß, das vom Verfasser selbst zusammengestellte Ergebnis hier anzuschließen.

Erste Epoche: Steinzeit. Das Gewicht spielt im Tauschhandel noch keine Rolle, ja, ist wahrscheinlich überhaupt noch nicht als Maßmittel bekannt. Als Zahlung dienen Häute, Vieh und andere Naturalien.

Zweite Epoche: Kupfer- und Bronzezeit. Mit dem Erscheinen des Kupfers und der ersten Bronze finden die älteren Gewichtssysteme des Orientes, die ägyptische, die babylonische und die kretische Mine in Europa Eingang als „Metallwarengeld", nämlich Kupfer-, Bronze- und Goldsachen jeder Art, die auf jene Minen abgewogen sind; selbst Rohbarren erhalten die Gestalt von Geräten (Kupferaxt- und Torquesbarren). Die Ausdehnung des phönikischen Handels bringt die phönikische Mine und endlich auch die eigentlichen Gewichte.

Dritte Epoche: Spätere Bronze-, Hallstatt- und ältere Tènezeit. Die älteren Minen treten zurück, das phönikische System tritt stärker hervor; zum „Metallwarengeld" kommt das „Barrengeld" in Gestalt von Geldringen, Geldstangen, Gußklumpen, Golddatteln u. dgl. m.

Vierte Epoche: Mittlere Tène- bis Römerzeit. Vom Mittelmeere kommt „Münzgeld" zunächst zu den Kelten an der Donau und in Gallien. Mit seiner Ausbreitung treten „Metallwarengeld" und „Barrengeld" als Zahlmittel zurück, das phönikische Gewicht macht in Handel und Münzprägung dem römischen Pfund Platz. *M. Much.*

41.

„Pravěk", l'âge préhistorique. Revue d'archéologie et d'anthropologie préhistoriques des pays Tchéques (de la Bohême, de la Moravie et de la Silésie). Directeur et éditeur J. L. Červinka à Kojetín na Hané (Moravie, Autriche), IIIe année. — 1907. S. 194. (Organ des Mährischen archäologischen Klub.)

In diesem sorgfältig redigierten Bande finden wir eine Reihe für die Prähistorie der böhmischen Länder besonders wichtiger Beiträge.

F. Černý hat hier zuerst einige Zeilen dem 65jährigen Jubiläum des berühmten mährischen Höhlenforschers Dr. M. Kříž gewidmet, dann beschreibt derselbe eine slawische Grabstätte bei Zástřizel, wo er einige Glasperlen, Tongefäße und Eisengegenstände gefunden hat. Ferner berichtet erwähnter Autor über die Entwicklung der archäologischen Forschung in Mähren.

Kl. Čermák veröffentlicht einen Nekrolog des unlängst gestorbenen böhmischen Archäologen J. K. Hraše, und L. Domečka widmet dem verstorbenen Prähistoriker Heinrich Richlý einen Nachruf.

J. L. Červinka handelt über die Chronologie in der Prähistorie und über die Bedeutung der „Hockerbestattung" auf Grund heutiger prähistorischer Forschungen.

A. Gottwald berichtet über sechs neue Urnengräber von Kosteletz (bei Proßnitz) mit verschiedenen charakteristischen Gefäßen und an einer anderen Stelle über die prähistorische Ansiedelung aus derselben Gegend. Hier wurden zahlreiche verzierte Tonscherben vom schlesischen Typus, Spinnwirtel, Bronzegegenstände und einige Feuersteinwerkzeuge gefunden.

B. Horák handelt über die Bildungsaufgabe der Museen, ferner J. Knies über das Museum, welches er unlängst im mährischen Karst, in Sloup, selbst gegründet hat.

M. Kříž gibt ein Resumé aus seiner größeren, bis jetzt noch nicht veröffentlichten Arbeit über die Vereisung des nordöstlichen Mähren und österreichischen Schlesien.

J. Matiegka berichtet über die internationale kraniometrische Vereinbarung bei dem letzten internationalen Kongresse in Monaco im Jahre 1906.

J. Papáček gedenkt des 100jährigen Geburtstages des hervorragenden Slawisten A. A. Šembera, und J. V. Želízko widmet eine biographische Skizze dem 60jährigen Geburtstage des unermüdeten böhmischen Prähistorikers Prof. Dr. J. L. Píč.

A. Polák veröffentlicht eine Studie über den orientalischen Einfluß in Europa während der Steinzeit.

A. Procházka beschreibt einige neolithische Funde von Křenovic bei Austerlitz, ferner einen Bronze-Depotfund von Neu-Raußnitz und endlich einige diverse prähistorische Funde aus der Umgebung von Wischau.

J. Smyčka schließt diese Publikation mit seiner Arbeit über Litau und dessen Gegend während der Urzeit.

Neben diesen Arbeiten findet man im vorliegenden Bande eine Reihe von kleinen Berichten über die Tätigkeit verschiedener Vereine, über archäologische Kongresse, ferner kleine prähistorische, museologische und bibliographische Notizen, Literaturberichte usw. *J. V. Želízko.*

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. L. BOUCHAL.

JAHRGANG 1906—1907.

WIEN.

IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.

1907.

Ausschußsitzung am 30. Oktober 1906.

Auszug aus dem Protokolle:

1. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder Dr. Alfred Murmann und Hofrat Professor Dr. Isidor Neumann in Wien, Prälat Bernhard Peitl in Klosterneuburg und Professor Dr. Emil Schmidt in Jena. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren Dr. Walter Rode, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, Dr. Anton Gnirs, Professor an der Marine-Realschule in Pola, und Max Rind, cand. ing. in Wien.

2. Nachdem die Einladung der k. k. Geographischen Gesellschaft und der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, den nächsten Amerikanistenkongreß (1908) in Wien abzuhalten, seitens des diesjährigen Kongresses in Quebec angenommen worden ist, wird beschlossen, im Einvernehmen mit der k. k. Geographischen Gesellschaft ein aus den Herren Hofrat Dr. Emil Tietze (als Präsidenten der k. k. Geographischen Gesellschaft), Professor Dr. Eugen Oberhummer und Regierungsrat Franz Heger, welche drei Herren bereits der Kongreß in Quebec ernannt hat, dann den Herren Hofräten Dr. Karl Toldt, Dr. Franz R. v. Wieser, Wilhelm Frhr. v. Weckbecker, Dr. Josef R. v. Karabacek und Dr. Leo Reinisch, ferner den Herren Dr. Karl Außerer und Dr. Leo Bouchal bestehendes Vorbereitungskomitee zu wählen, als dessen Vorsitzender Herr Hofrat Toldt fungieren soll.

3. Es wird der Beschluß gefaßt, daß sich die Gesellschaft an der im Sommer 1907 in Köln stattfindenden Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft beteiligt, diese somit offiziell als gemeinsame Versammlung beider Gesellschaften zu gelten hat. Dieselbe ist jedoch nicht als „internationale" Versammlung zu bezeichnen. Es wird ferner ein besonderes Komitee für die Angelegenheiten dieser Versammlung gewählt.

4. Die k. k. Hofbibliothek hat sich bereit erklärt, die Kosten des Schriftentausches mit der Geographischen Gesellschaft in Lissabon zu übernehmen. Dieser Tausch wird genehmigt.

5. Es wird beschlossen, daß sich die Gesellschaft an der 1908 geplanten Jubiläumsausstellung für den Fall beteiligen soll, als auch verwandte wissenschaftliche Vereine die Ausstellung beschicken.

Monatsversammlung am 14. November 1906.

1. Herr Hofrat Dr. Karl Toldt legt

Schädel aus der altchristlichen Begräbnisstätte in Salona

vor. Diese Schädel sind von Dr. Horváth in den „Mitteilungen" beschrieben.

2. Herr Prof. Dr. Ernst Sellin hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Altsemitische Opferstätten.

Monatsversammlung am 12. Dezember 1906.

Herr F. J. Bieber hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über seine Reise

Durch Galla-Land nach Kaffa und Dauro.[1])

Mit der Mission, welche von Österreich-Ungarn im Jänner 1905 nach Äthiopien entsendet wurde, waren wir am 10. März in Adis Ababa eingetroffen. Unsere Reise in die Hauptstadt Meniliks, des *Negusa Naghast*, d. i. Königs der Könige von Äthiopien, hatte nach der eintägigen Fahrt auf der abessinischen Eisenbahn, von Dschibuti nach Direh Daua, einen Monat gedauert.

Unser Weg nach Schoa hatte uns von Harar durch das Land der Nole- und Ittu-Galla hinab zum Hawasch, in die Steppe der Karaju und Afar und durch die Wohnsitze der Gombitschu-Galla geführt, durch immergrünes Hochland mit dunklen Wäldern und wohlbebauten Fluren, an blauen Seen vor-

[1]) Die beigegebenen Abbildungen sind nach Aufnahmen von Alphons Freiherrn v. Mylius angefertigt.

bei und durch gluthauchendes Steppenland, menschenleere Wildnis.

Im Anschlusse an diese Missionsreise unternahm Freiherr Alphons v. Mylius eine Forschungsreise durch Süd-Äthiopien, an welcher ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter teilnahm. Das Ziel derselben war Kaffa, das geheimnisvolle Waldland am Godscheb, dessen Bewohner sich in jahrhundertelanger Abgeschlossenheit zu einer eigenartigen Kultur entwickelt hatten.

Kaffa war wohl vor uns von Europäern besucht worden — von d'Abbadie, Massaja, Cecchi, Soleillet, Bulatowitsch und Neumann —, aber unsere Kenntnis des Landes und vor allem der Ethnologie, der materiellen und geistigen Kultur seiner Bewohner war nach wie vor recht dürftig geblieben. Die Expedition sollte ferner das westliche Galla-Land und die bisher nahezu unbekannten Länder Konta und Kullo im Osten Kaffas sowohl in geographischer und ethnographischer als auch in wirtschaftspolitischer Beziehung erforschen.

Kaiser Menilik zeigte für die Ziele der Expedition großes Interesse und erteilte, durch die Vermittlung seines Staatsministers, des bekannten Schweizers Alfred Ilg, der Expedition einen kaiserlichen Geleitsbrief. Natürlich mußten trotzdem die Statthalter jedes einzelnen Landes beschenkt werden, und jeder dieser Machthaber gab uns dafür einen Geleitsmann mit, dessen Aufgabe es in erster Linie war, das *dergo* herbeizuschaffen, d. i. das den Gästen der Regierung — als solche reisten wir — zukommende Gastgeschenk. Dieses *dergo* bestand in der landesüblichen Verpflegung für uns, unsere Leute und Tiere. Die Karawane bestand aus 50 Dienern und Maultiertreibern, Leuten aus allen Gauen des äthiopischen Reiches. Das umfangreiche Gepäck trugen 24 schoanische Lastmaultiere, dazu kamen noch 7 Reittiere.

Am 19. April verließ die Expedition Adis Ababa. Unser erstes Ziel war das Land der Soddo-Galla, die in den nördlichen Vorbergen des Hochlandes der Guragué siedeln. Sie sind ein tätiges Volk, das vornehmlich Ackerbau und Viehzucht betreibt. Das Land war im Mittelalter der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den christlichen Abessiniern und den muselmanischen Adalensern. Stumme Zeugen derselben sind die Steine von Medreakapt an der Südgrenze des Landes, mächtige Monolithen mit Darstellungen von Schwertern und kirchlichen Geräten.

Von Soddo aus wendeten wir uns westlich und zogen durch das Gebiet der Abbado-Galla und die von dem Hirtenvolke der Betscho-Galla bewohnten Ebenen nach Wolisso und in das ehemalige Galla-Königreich Amaja.

Jeder neue Reisetag brachte uns neue und schöne Bilder: ein Land, das an Süd-Italien gemahnte. In den Tälern nette, von Maisfeldern und Baumwollpflanzungen umschlossene Gehöfte, auf den Wegen hochgewachsene, bärtige Männer in weißen Togen und großäugige, zierliche Frauen in faltigen Röcken mit phantastischen Haartrachten. Auf den Märkten ein reger Handel und Wandel. Die Galla, die Ilmoromo — die Punt der alten Autoren — sind ein tätiges und intelligentes Volk, sie sind diejenigen in Äthiopien, die arbeiten; denn der Abessinier selbst, der Schoaner, ist nur Soldat oder Beamter und lebt von dem Erträgnisse der Arbeit der unterjochten Völker. Es muß ihm schon sehr schlecht gehen, ehe er sich entschließt, statt der Flinte ein Arbeitsgerät in die Hand zu nehmen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen. Eine solche ist vor allem Menilik selbst, unter dessen Herrschaft Äthiopien heute fast den Umfang erreicht hat, den es vor 1600 Jahren besaß. Die Macht und der Reichtum seines Reiches beruht aber nur im Besitze des Galla-Landes, das Europa ganz einfach bei der Aufteilung Afrikas vergessen hat und als leichte Beute den Schoanern zufallen ließ.

Von Nonno aus besuchten wir die Ruinen einer aus dem Mittelalter stammenden altabessinischen Stadt auf dem 3110 *m* hohen Dschibatt, einer aksumitischen Gründung und jedenfalls Vorort eines der vor der Überflutung des Landes zwischen Godscheb und Abai durch die Galla bestandenen christlichen Staatswesen.

Über den Gibefluß und durch das Land der Botor-Galla wendeten wir uns von Nonno südwestlich und erreichten nach Durchquerung des ehemaligen Galla-Königreiches Limmu am 17. Mai Kossa, die gegenwärtige Hauptstadt des alten Innarea.

In Kossa erwartete uns der Oberjägermeister des *Ras* Wolde Giorgis, des Statthalters von Innarea, Kaffa und Dauro. Unter seiner Führung verfolgten wir durch etwa acht Tage eine Herde Elefanten. Erst an der Grenze von Gomma, in den Urwäldern am Didessa, gelang es uns, die Herde zum Stehen zu bringen und Baron Mylius brachte mit einem wohlgezielten Schusse einen prächtigen Bullen zur Strecke. Gefährlicher als die Elefanten war wohl die Schießerei, welche unsere Galla nun aus Anlaß des „Sieges" über den König der Wälder begannen, begleitet von Triumphgesängen und wilden Tänzen. Nach alter Gallasitte ist das Töten eines Elefanten dort-

zulande gleichwertig dem Töten von vierzig „Feinden".

Am 27. Mai erreichten wir mit dem Ituflusse die Grenze von Dschimma-Kaka, des letzten und einzigen der zahlreichen vor der Eroberung des Galla-Landes durch die Schoaner bestandenen Königreiche. Tiefe Gräben und meilenlange Verhaue schlossen alle diese Galla-Staaten gegeneinander ab. Nur schmale Tore gestatteten den Eintritt ins Land. Durch eines dieser *kella* genannten Tore betraten auch wir Dschimma. Der Weg dahin hat durch pfadlosen Bergwald geführt. Um so größer war unsere Überraschung, hier vom Tore ab gut gehaltene, durch Baumhecken geschützte Straßen zu finden, an welchen sich nette, von

Abb. 1. Wuato, Amaja.

wogenden Fruchtfeldern umschlossene Gehöfte zu stundenlangen Dörfern aneinanderreihten.

Zwei Märsche brachten uns nach Dschirren, der Hauptstadt dieses schönen Landes. Auf der Kuppe eines Hügels, umgeben von den Gehöften und Gärten der Großen des Landes, erhob sich der *Masera,* d. i. die Königsburg. Mächtige Rundhütten, deren Wände zierliche Strohflechtereien bedecken und deren Boden asphaltiert ist, dienen dem *Moti,* d. i. Könige, und seinen Frauen als Wohnstätte; ein buntbemalter Audienzsaal, Säulenhallen, Werkstätten usw. erfüllen die Vorhöfe der Residenz.

Der *Moti* Tulu, mit dem Thronnamen Abba Dschiffar, ist nur dem Namen nach Menilik untertan. Er wie die Mehrzahl seiner Untertanen sind Moslims, ein Umstand, der dazu beitrug, dem Lande eine gewisse Selbständigkeit zu erhalten.

Die Dschimma-Galla gehören zu dem Stamme der Meta. Sie zerfallen in 21 Sippen oder Geschlechter, welche in den gleichnamigen Gauen des Landes siedeln. Die Namen derselben sind: Kaka, Manna, Dedo, Kunno, Abalti, Dagosso, Gomboltscha, Santama, Ulmahe, Tschokorssa, Sadero, Kankati, Bageo, Aro, Sugar, Ginto, Dojo, Oschani, Marti, Gesche

Abb. 2. Gallafrau, Dschimma.

und Dubba. Reste der Urbevölkerung, die Wuato, Fuga genannt (Abb. 1), siedeln noch in einzelnen Gauen des Landes in geringer Zahl.

Dschimma ist ein Hauptstapelplatz für Baumwolle und Kaffee. Seine Lage an der Grenze zwischen Galla-Land und den von Mischrassen besiedelten Ländern am Omo, sowie alte Beziehungen zu den Arabern am oberen Nil und in Harar führten schon frühzeitig dazu, die Dschimma-Galla zu Vermittlern des Handels dieser Länder untereinander und mit dem Auslande zu machen. Die Bearbeitung des Bodens wird den Frauen (Abb. 2) und Sklaven überlassen, während die Männer Handelsreisen machen, die sich mitunter von Aden, Dschibuti und Harar bis nach Britisch-

Ostafrika und in die Nilländer erstrecken. Eine hohe Stufe hat die gewerbliche Tätigkeit erreicht, vor allem die Weberei und die Drechslerei, deren Erzeugnisse oft wahre Kunstwerke sind. Die Dschimma-Galla machen in ihrer ganzen Lebenshaltung den Eindruck der Gesittung.

Die Gründung des Reiches durch die Vereinigung fünf kleiner Königreiche erfolgte um das Jahr 1735 durch Abba Kumol, den Stammvater der jetzt herrschenden Dynastie. Seit einigen Jahren stehen auch die Länder Gera und Dschindschero unter der Verwaltung des Abba Dschiffar. Eine Telephonlinie führt durch Dschimma nach Adis Ababa.

Einen Begriff von dem Umfange des Handels Dschimmas gab uns der Donnerstag-Markt an der *mendera*, d. i. Händlerstadt. Diese *mendera* sind eine Besonderheit des Galla-Landes. Um eine Vermischung mit den fremden Händlern — Arabern, Abessiniern und Indiern — und deren Folgen zu vermeiden, sind den Kaufleuten bei der Hauptstadt und den größeren Ortschaften kleine oder größere Grundstücke zugewiesen, auf welchen sie ihre Wohnhäuser und Magazine anlegen können und mitunter etwas Gartenbau betreiben. Die bedeutendste dieser *mendera* ist jene von Dschirren. Sie zählt etwa tausend Häuser und ist die einzige wirkliche, d. h. geschlossene Stadt im Galla-Lande.

Abb. 3. Markt in Dschimma.

Dieser Markt (Abb. 3) gilt als der wichtigste Süd-Äthiopiens. Auf einem schmalen Wiesenplan drängten da etwa 30.000 Menschen bietend und feilschend durcheinander, Leute aus allen umliegenden Ländern, dann Araber,

einige Türken und Indier. Tausenderlei Waren wurden da feilgehalten, auch zahlreiche europäische Artikel, darunter böhmische Glaswaren, mährischer Zucker. Beim König fanden wir Wiener Rohrsessel und Ditmar-Lampen, Dinge, die aber beileibe nicht aus Österreich direkt, sondern durch indische Händler über Bombay importiert werden.

Am 3. Juni verließen wir Dschirren und zogen auf einer breiten schönen Straße, an der alten Hauptstadt Tschalla vorbei, nach Saka. Durch Tschokerssa und über das von herrlichem Hochwalde bedeckte Beletagebirge ziehend, erreichten wir am 7. Juni den Godscheb und damit Kaffa. Durch dunkle Wälder zogen wir aus dem Godschebtale, an der Stätte Bongas, das 1897 bei der Eroberung Kaffas durch die Schoaner vollständig zerstört wurde, vorbei, nach Anderatscha, der alten Hauptstadt des Reiches der *Kaffi Tato,* d. i. Kaiser von Kaffa.

Während wir in dem von uns durchzogenen Teile von Galla-Land und in Dschimma zahlreiche Vorgänger hatten, betraten wir in dem Hochlande im Süden des Godscheb völkerkundliches Neuland.

Die Bewohner des Landes Kaffa, die Kaffitscho, von den Galla Sidama, von den Ometi Gomara, von den Schoanern Kaffa-Galla genannt, zerfallen, abgesehen von ihrer sozialen Schichtung in Adelige, Freie und Sklaven, in vier mehr oder weniger abgeschlossene Kasten oder Rassen.

Die älteste Schichte bilden die Mandscho, ein Volk mit Negerphysis. Sie, die einst auch das Hochland zwischen Abai und Godscheb bevölkerten, wo sich — in Dschimma, Limmu usw. — ihre Reste erhalten haben, waren die ersten Bewohner des Landes. Sie sind identisch mit den Wuato in Abessinien und im Galla-Lande und hausen wie diese als Paria, ein unstätes Jägerleben führend, fern von den Wohnstätten der Kaffitscho in den Wäldern.

Sie wurden um 1300, als nach den Judenkönigen und den Zague wieder die Salomoniden in Aksum zur Herrschaft gelangten und ergobernd nach dem Süden vorzudringen begannen, von einem von Norden kommenden Volke mit eigenartiger Religion und selbständiger Sprache verdrängt, einem Volke, das vielleicht den Nachkommen jener Kriegerkaste entstammte, die unter Psammetich I. vom Nile in das Hochland im Südwesten von Meroe auswanderte. Es ist dies nur eine Hypothese, welche sich mir in Kaffa angesichts der an die Bildwerke der Tempel Alt-Ägyptens gemahnenden Typen dieses Volkes aufdrängte. Ich fand sie auch bei d'Abbadie und Klöden ausgesprochen und hoffe, für dieselbe noch eine reale Grundlage zu finden.

Abb. 4. Schahibscho, Kaffitscho.

Diese ersten Einwanderer, die eigentlichen Kaffitscho (Abb. 4), bilden den Hauptteil

der Bevölkerung, sie sind die herrschende Rasse.

Die Namen der Sippen, welche an der Landnahme teilnahmen, sind: Buschascho, Hio, Medscho, Amhara, Gurabo, Kudschedscho, Zaddo, Dukko, Tigro, Argebbo, Inotscheno, Kallischo, Gekko, Katto, Da'utaro und Uschescho. Der Sippe Buschascho entstammte Mindscho, der Gründer des Reiches, das, von Schadda in dem Gaue Kaffa ausgehend, bald das Hochland zwischen Omo, Godscheb und den Nilniederungen umfaßte.

Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgte eine zweite Immigration, als nach den Kriegszügen

Abb. 5. Taha, Nagado.

des Mohamed Gran gegen Abessinien die Galla das Hochland am Gibe in Besitz nahmen und die blühenden abessinischen Kolonien Innarea, Hadia, Dawaro usw. vernichteten. Die Reste der — den Agau stammverwandten — Bewohner dieser Länder flüchteten nach Kaffa, das dem Ansturme der Galla, im Gegensatze zu Abessinien, standgehalten hatte. Es waren dies die Hinnaro, d. i. Innareaner, die Gurabo, die Gongitscho, d. i. Gonga, und die Tedschewo. Diese späteren Einwanderer waren Christen und blieben es auch in Kaffa, während sie sich in Tracht, Sitte und Sprache gänzlich den Kaffitscho assimilierten. Sie behielten auch ihre eigenen Könige unter der Oberhoheit des Kaisers von Kaffa.

Die vierte Kaste bilden die Nagado (Abb. 5), Moslims, welche seit 1600 nach und nach in Kaffa einwanderten. Sie scheiden sich in drei Sippen: Abdschedi, Dschibril und Abdullahid. Auch sie haben sich den Kaffitscho angepaßt. Wie schon ihr Name besagt, sind sie die Händlerkaste.

Hiezu kommen die Sche, die Gimira der Galla, von den Kaffitscho Schewo genannt. Sie siedeln, in die Stämme Scheko, Maschengo, Gimiro, Benescho, Scharo, Schewo, Ischino, Kabo, Jaino, Jadschino, Jojito, Tomo und Gissinao zerfallend, in den gleichnamigen Ländern auf den westlichen Vorbergen des Hochlandes von Kaffa. Sie haben ihre Sprache behalten, aber die Tracht der Kaffitscho angenommen.

Zu Kaffa gehören ferner die Nao im Süden Kaffas, ein Negervolk mit eigener Sprache, und die Schuro, die sich selbst Madsche nennen und von den Ometi Golda genannt werden, ebenfalls Neger.

Dieser ethnischen Gliederung entsprechen die religiösen Verhältnisse. Ein Viertel der Bevölkerung bekennt sich zum *Tschitto*, der Religion der ersten Einwanderer. Sie gipfelt in der Verehrung eines unsichtbaren höchsten Wesens, *Hekko* oder *Deotsch* genannt, dem durch Vermittlung von Magiern, den *ekko*, Rinder als Opfer dargebracht werden.

Die Tempel der *Tschitto* liegen im Inneren der Wälder verborgen und dürfen nur von den *ekko* betreten werden, durch deren Mund die Gottheit ihren Willen kundgibt. Diesen zu erfahren und der Aufnahme des göttlichen Geistes würdig zu sein, versetzen sich die *ekko* durch stundenlanges unartikuliertes Singen in einen Zustand der Verzückung. In der Person des Kaisers erblickte man die Inkarnation des *Hekko* und ein strenges Zeremoniell schloß ihn vom Volke ab. Schon wer ihn sah, wurde unbarmherzig getötet. Auch Bergen, Flüssen und den Kreuzwegen werden Opfer gebracht.

Etwa die Hälfte der Bewohner, darunter vor allem die Nachkommen jener christlichen Einwanderer aus Innarea, nennen sich *Kritino*, d. i. Christen. Sie sind dies jedoch nur dem Namen nach; sie besitzen wohl eine Anzahl alter Kirchen, aber keine Priester für dieselben. Sie fasten wie die Abessinier, feiern — wie auch die *Tschitto* — das Maskalfest, opfern aber *Jero*, d. i. Gott, Rinder wie die *Tschitto*, die anderseits auch *Jero*, dem Christengott, auf alle Fälle auch einmal im Jahre opfern. Der Rest der Bevölkerung, die Nagado, sind Moslims, ebenfalls nur dem Namen nach; sie

halten die Speisegesetze, wissen aber wenig vom Propheten, Allah nennen sie *Jero*.

Die Kaffitscho sind in dem vorherrschenden Typus große hagere Leute, die Männer spitzbärtig, die Frauen klein und zierlich, hellfarbig, mitunter fast weiß. Sie sind verschlossen, wenig zugänglich. Ausgeprägt ist ihr Familiensinn. Die Stellung der Frau ist, trotz der herrschenden Vielweiberei, eine gute. Die Frauen zeigen sich wenig öffentlich, die Mädchen der Vornehmen werden von Eunuchen gehütet.

Eigenartig ist die Tracht. Sie besteht aus bunten Hosen, einer riesigen Toga und einer spitzen Fellmütze oder einem kegelförmigen Hute, bei den Frauen der Bauern aus kurzen Baströckchen und ebensolchen Schulterkrägen. Reicher Silberschmuck und bunte Glasperlengehänge zieren Stirn und Arme, Hals, Brust und die Fußknöchel der Frauen. Der Schmuck der Krieger besteht aus dem *balo*, einem an das Hinterhaupt gesteckten Straußfedernbündel, und dem *kallatscho*, einem an die Stirne gebundenen, phallusartigen silbernen Horne mit Kettengehängen. Bewehrt sind sie mit Lanze, Dolchmesser und Schild.

Kaffa zerfällt in 18 Gaue. Wie in Abessinien, unterscheiden die Kaffitscho drei Höhenzonen. Zahlreiche Bergketten, die im Butta bis zu 3700 *m* Höhe ansteigen, und rauschende Flüsse durchziehen das Land, das eigentlich nichts als ein großer Wald ist. Ausgiebige Regenfälle und ein mildes Klima verleihen dem Boden eine nahezu unglaubliche Fruchtbarkeit. Man erntet dreimal jährlich und das Wuchern der Vegetation geht so rasch vor sich, daß verlassene Felder binnen zwei Monaten wieder vom Walde in Besitz genommen sind.

In diesen Wäldern, welchen hochschäftige Palmen einen besonderen Schmuck verleihen, siedeln in einsam gelegenen, von Maisfeldern und Ensettpflanzungen umgebenen Gehöften die Kaffitscho. Das Land erscheint als eine unbewohnte Wildnis, wenn man es durchzieht. Erst wenn man auf die Berge steigt, erblickt man, gleich hellen Flecken im dunklen Grün des Tropenwaldes, die zahllosen Niederlassungen. Diese herrlichen Wälder bergen sicherlich zahlreiche Nutzpflanzen. An den Flüssen ziehen sich ungenützt reiche Bestände von Gummibäumen hin. In einzelnen Gauen des Landes, so vornehmlich in Tschatta, besteht das Unterholz in den Wäldern nahezu ausschließlich aus Buno, d. i. Kaffeebäumen. Gilt doch Kaffa — dessen Name von den Arabern auf die Pflanze übertragen wurde — als die Urheimat des Kaffeebaumes. Hier wächst er wild. Erst in den Kämpfen zwischen den Moslims und Abessinien, welche letzteres vom Meere abschnitten und den seit dem Altertume blühenden Handel Abessiniens mit den Gestaden Süd-Arabiens vernichteten, begannen die Araber mit der Kultur des Kaffees im Jemen. Von dort hat er dann seinen Siegeszug um die Welt angetreten. Der Kaffa-Kaffee gleicht im Geschmacke und in der Bohne dem Mokka und kommt auch als solcher in den Handel. In Kaffa selbst kostet ein Kilogramm etwa 15 Heller.

Die sogenannten Kaffeewälder sind in Lose eingeteilt. Zur Zeit der Reife, im Dezember, zieht die ganze Bevölkerung aus und unter gewissen Gesängen werden die Beeren in Fellsäcken gesammelt, auf großen Tennen dann der Sonnentrocknung ausgesetzt und später durch Stampfen entkernt. Die früher außerdem betriebene blühende Kaffeekultur ist unter der schoanischen Herrschaft zurückgegangen. Man ließ sogar alljährlich unglaubliche Mengen Kaffee am Boden der Wälder verfaulen.

Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht. Neben Mais und Durrah wird hauptsächlich die Ensett, die den Kaffitscho nicht nur das Brot, sondern auch die Kleidung und Baumaterial liefert, angebaut, ferner die Baumwolle. Die Viehzucht erstreckt sich auf Rinder, Schafe und Ziegen. Speziell die letzteren sind ihrer außerordentlichen Größe wegen in den benachbarten Ländern ein gesuchter Artikel. In jedem größeren Gehöfte werden zwecks Gewinnung des Zibeth einige Zibethkatzen gehalten. Intensiv wird die Bienenzucht betrieben.

Die gewerbliche Tätigkeit beschränkt sich auf Weberei, die auf einer hohen Stufe steht, auf Lederbearbeitung, Töpferei, Schmiedearbeiten und Herstellung von Silberschmuck.

Kaffa war unter den Kaisern, wie gegenwärtig Dschimma, der Stapelplatz der Erzeugnisse des nordostafrikanischen Hochlandes und der Negerländer. Die *mandiro*, d. i. Händlerstadt, bei Bonga war weitaus größer als jene von Dschirren und bestand aus zehn Vierteln für die verschiedenen Stämme, Galla, Amhara, Araber usw. Die einst ihrer guten Anlage wegen berühmten Straßen sind unter der amharischen Herrschaft verfallen. Wie die Galla-Staaten, ist Kaffa an den Grenzen durch *kello*, d. i. Tore, abgeschlossen.

Doch ist auch heute noch der Handel Kaffas bedeutend. Handelswege führen von Anderatscha nach dem Sudan, nach Dschimma und Schoa, nach Gera und Godscham, nach Harar, nach Dschurdschura, nach Koischa

südlich des Omo. Ausgeführt werden Kaffee, Honig, Wachs, Zibeth, Baumwolle und Elfenbein. Auch in Kaffa haben schon europäische Waren Eingang gefunden. Wir stöberten auf dem Markte zu Anderatscha Wiener Zündhölzer und böhmische Glasperlen auf. Natürlich sind solche Sachen entsprechend teuer. So mußte ich für vier Bogen Kanzleipapier einen Maria Theresia-Taler zahlen. Die gangbare Münze ist das *jammo,* Salzstangen von nicht ganz einem Kilogramm Gewicht, deren fünf auf den Maria Theresia-Taler gehen, ein etwas unhandliches Kleingeld. Eine Telephonlinie verbindet Kaffa mit Adis Ababa.

Von Anderatscha wendeten wir uns über den Gumafluß nach Buna. Dort liegen inmitten eines Maisfeldes die Reste einer zerstörten Kaiserpfalz und auf einer düsteren Waldlichtung die Gräber der Mütter der Kaiser. Reste einer zweiten Kaiserpfalz fanden wir auf der Höhe von Durra. Am 21. Juni erreichten wir nach Überwindung großer Schwierigkeiten Schadda, die Krönungsstadt der Kaiser. Auch hier fanden wir nur verkohlte Balken. Auf dem nahen Schascho liegen, umschlossen von Urwaldeinsamkeit, die Gräber der 18 Kaiser von Kaffa, der Mindscho. Verklungen und versunken ist die barbarische Herrlichkeit dieser als Götter verehrten Mohrenfürsten, die — gleich den Herrschern Äthiopiens — Salomon und die Königin von Saba ihre Stammeltern nannten, ein Rest jener Zeit, da sich mannigfache Beziehungen von Judäa bis zu den Völkern des nordostafrikanischen Hochlandes spannen, jener Zeit, da Äthiopien mit Rom und Persien sich in die Herrschaft über die Gestade des Arabischen Meeres teilte. Der letzte der Kaiser, Kaki Scherotschi, lebt fern von Kaffa, nach achtjähriger Gefangenschaft in der schoanischen Festung Ankober, im Exile im Lande der Wollo-Galla. Seine Krone, das uralte Palladium des Reiches, von der die Sage ging, daß, solange sie im Lande sei, Kaffa unabhängig bleibe, ruht — von Menilik Minister Ilg zum Geschenke gemacht — wohlverwahrt im Tresor einer Züricher Bank. Sic transit gloria mundi .....

Die alte Landesverfassung sowie die Würde der Unterkönige, des *Hinnari Tato, Gongitschi Tato* usw., ließen die Schoaner bestehen, nur wurde jedem der 18 *Worabo* und den *Rascho,* d. i. Herzoge und Grafen, ein schoanischer Vogt beigeordnet.

Von Schadda zogen wir wieder über 3000 *m* hohes Waldgebirge nach Scharada. Auf diesen Märschen verloren wir durch den Stich einer bösartigen Fliege den größten Teil unserer Lasttiere, so daß schließlich Kaffitscho als Träger aufgeboten wurden, die an der Grenze jeder Gemarkung gewechselt werden mußten.

Mit neuen Tieren brachen wir am 2. Juli von Scharada auf, um über zum Godschebtale hinabziehende Bergketten nach Konta zu wandern. Durch den Gau Jella zogen wir vorerst südwärts hinauf nach Genschi, der alten Hauptstadt dieses Königreiches, dann durch Dauro südwestlich durch den Gau Gimbatscha über den Sigginafluß und das Bubagebirge in den Gau Uscha im Westen des Omo bis zu der verlassenen königlichen Pfalz Dussi.

Dauro, von den Kaffitscho Kullo, von den Galla und Amhara Kullu genannt, ist ein Alpenland unter den Tropen. Unser Weg führte durch reichbebaute Täler und pittoreske menschenleere Wildnis, unter Palmen dahin und über nebelumwallte Bergmatten.

Mit den Woleitsa oder Wallamo, deren Sprache sie sprechen, sowie mit den Bewohnern der Länder Gofa, Mallo und Uba im Süden des Omo bilden die Bewohner der Königreiche Konta und Dauro die Nation der Ometi, d. i. das Omovolk.

Abgesondert in Dörfern an den Flußufern, siedeln auch in Dauro Mandscho, angeblich aus Kaffa eingewandert.

Die Ometi von Konta und Dauro, d. h. die Konta und die Dauro oder Dawaro, sind Einwanderer aus dem Norden — jedenfalls die Bewohner der einstigen abessinischen Kolonie Dawaro —, welche um 1500 unter dem Könige Goschia das Bergland zwischen Kaffa und dem Omo, das damals eine menschenleere Waldwildnis war, in Besitz nahmen. Die Namen der Sippen, welche an der Landnahme teilnahmen, sind: Sutama, Tschettomala, Schanogaschi und Kauka, die Königssippe.

Am Ende des 16. Jahrhunderts wurden Dauro wie Konta von den Kaffitscho erobert und bildeten bis 1835 Vasallenstaaten Kaffas, um nach kurzer Selbständigkeit 1889 dem Ansturme der Schoaner zu erliegen.

Ursprünglich Christen, bekennen sich auch die Konta und Dauro zu *Hekko* und der *Atschetschi,* der Obermagier der *Tschitto,* ist auch ihr geistliches Oberhaupt, dem sie selbst heute noch Tribut zahlen.

Sie sind ein heiteres, gutmütiges Volk, ihre Gesichter sind offen, ihr Benehmen ist freundlich. Sie leben in Polygamie. In Tracht und Sitte haben sie sich den Kaffitscho angepaßt. Sie siedeln in zu Weilern vereinigten Gehöften und neben der Rundhütte tritt hier im Tieflande schon der zentralafrikanische Schober als Hausform auf. Die Dauro und Konta sind ein Bauernvolk. Kaffee und Baumwolle sind

die Haupterzeugnisse des Landes, mit welchen durch Dschimma-Galla ein lebhafter Handel betrieben wird.

Ende Juli traten wir den Rückmarsch an. Über das Mitto- und das waldbedeckte Ballagebirge und durch die Gaue Menta und Abba zogen wir hinab zum Godscheb und dann durch das öde Wallagebirge und den nahezu undurchdringlichen Garimawald in die Ebene von Dschirren, wo wir unseren alten Lagerplatz bezogen.

Durch die Gaue Ost-Dschimmas, durch die Buschlandschaft von Tschorra zogen wir zum Gibe und dann, Nonno und Amaja durchquerend, durch das Land der Tschabbo-Galla und der Betscho-Galla nach Adis Ababa.

Wir brachten von Dschimma, Kaffa und Dauro nahezu komplette ethnographische Sammlungen mit, Proben der Landeserzeugnisse. Das von mir auf Grund der Anleitung des königl. Museums für Völkerkunde in Berlin über die Dschimma-Galla, die Kaffitscho und die Ometi gesammelte Notizenmaterial und 350 photographische Aufnahmen werden eine erschöpfende Darstellung jener Völker und ihrer materiellen und geistigen Kultur ermöglichen. Texte und ein etwa 3000 Worte umfassendes Glossar der Sprache der Kaffitscho bilden das linguistische Ergebnis der Expedition.

Amharische Sitte und amharisches Wesen dringen unaufhaltsam südwärts, als Vernichter alles bodenständigen Volkstumes. Hier im Süden des nordostafrikanischen Hochlandes, einem der letzten Winkel unerforschter Erde, an der Grenzscheide zwischen Hamito-Semiten und Negern, galt es zu retten, was zu retten war, Reste verschollener Rassen und eine alte eigenartige Kultur unserer Kenntnis zu erschließen, die im Begriffe war, ungekannt zu versinken.

* * *

Herr Julius Teutsch in Kronstadt (Ungarn) übersendet folgende Mitteilung:

Einiges vom Aberglauben der Rumänen.

In dem Aberglauben eines jeden Volkes steckt ein Stück Prähistorie. Je weniger ein Volk von der modernen Kultur berührt wurde, um so mehr konnte von dem Seelenleben der Kindheit des phantasievollen Denkens erhalten bleiben. Im Gebirge abgeschieden, überall von der reinen Natur umgeben und in Abgeschlossenheit mit ihr und in ihr lebend, haben die rumänischen Hirten und Schafzüchter einen sehr reichen Schatz von volkskundlichem Material aufzuweisen, der für die Ethnographie des rumänischen Volkes von bedeutendem Werte ist. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß in der Sprache der Rumänen ein großer Teil aus dem Altslawischen entlehnt ist und eine auffallende Anzahl von Gebirgs-, Fluß- und Ortsnamen in Siebenbürgen — viele Hunderte an der Zahl — aus dem Slawischen abgeleitet werden können, so kann es uns nicht überraschen, wenn wir in vielen Sitten und Gebräuchen der Gebirgsrumänen Ähnlichkeit und zum Teile Übereinstimmung mit abergläubischen Vorstellungen, mit Zaubereien und Abwehrmitteln der Südslawen finden.

Der Rumäne hält Schlange und Frosch für gute Glückbringer und glaubt an ihre Anwesenheit in oder bei seinem Hause; gewöhnlich denkt er sie sich unter dem Fußboden der Wohnstube. (Tohan, Zernest, Vorstadt bei Kronstadt.) Auch die Grille und die Ameisen sind gute Tiere und gehören zu einem glücklichen Haushalte. (Rumänische Vorstadt von Kronstadt.) In der oberen Vorstadt von Kronstadt wird, wenn an verschiedenen Festtagen (Neujahr, Wasserweihe, Ostern) Tannen vor den Häusern eingesetzt werden sollen, vorerst ein kleines Töpfchen, mit zwei Kreuzern und Ameisen angefüllt, zugebunden und unter die Tanne in die Erde vergraben. Nach anderen wird dieses gefüllte Töpfchen nur zu Pfingsten unter den Baum (Tanne) vergraben, um welchen der Tanz abgehalten wird. Um Schätze graben zu können, braucht der Vorstädter den Kopf einer Schlange. Den Kopf des Tieres hängt er, nachdem er ihn mit einem Gegenstande aus Silber (meist geschieht es mit einer Silbermünze) abgetrennt hat, auf einige Zeit in die Dachtraufe, um ihn dann in skelettiertem Zustande am Körper zu tragen, oder er vergräbt ihn, nachdem er in den Mund der Schlange ein Knoblauchstückchen gesteckt, auf sechs bis acht Tage in die Erde. Dieser Schlangenkopf und das Knoblauchstückchen, welches er ißt, befähigen ihn, wenn in der St. Georgsnacht (23. April alten Stiles = 6. Mai) die Schätze „blühen", d. h. an der Stelle, wo Geld vergraben ist, eine Flamme zu sehen. Diese Leute halten fest an diesem nächtlichen Zeichen, können sich aber, wenn sie sich vergebens abgemüht und den Schatz nicht gefunden haben, doch sehr leicht mit dem Gedanken trösten, daß das Glück nicht für sie, sondern für andere bestimmt gewesen sei. An sehr vielen Toren der Vorstadt findet man Türklopfer, die eine Schlangengestalt haben. In den rumänischen Dorfgemeinden erblickt man häufig an alten Toren über dem Torbogen die Schlange eingeschnitzt, wenn auch in den meisten Fällen nur noch als Bandornament,

das an beiden Enden in das Sonnenrad übergeht. An der Front des Hauses Nr. 290 in Alt-Tohan ist zwischen den beiden Fenstern eine große Schlange in Relief angebracht. Die Vermutung liegt nahe, daß dieser Schlangenkult (wenn er so genannt werden darf) noch aus der Zeit der Daker stammt, da der Drachen (Schlange) bei den früheren Bewohnern Siebenbürgens eine Bedeutung gehabt haben mag, wie sie uns bei der Verehrung des Mithras, dem die Schlange beigesellt war, entgegentritt und auf die auch die Feld- und Siegeszeichen der Daker schließen lassen.

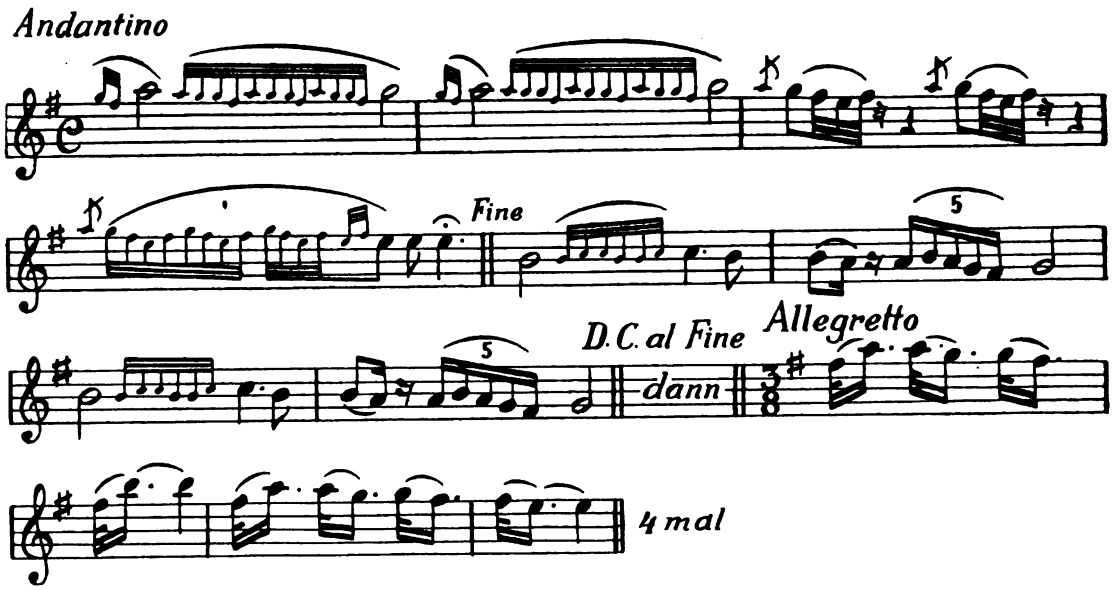
Der Rumäne erkennt überall Geister, auf den Spitzen der Berge, in den Höhlen, in Tälern, auf Waldwiesen, an Quellen und in der Luft. Die Quellen im Fogarascher Gebiete haben auf Menschen bezügliche obszöne Namen. In der Pojane (slaw. *poljane* = Waldwiese) bei Kronstadt halten sich die Seelen der Verstorbenen nach dem Glauben der Obervorstädter Rumänen acht Tage lang auf, ehe sie zur Ruhe kommen. Nach einigen ist die Seele drei Tage lang an die Türschwelle und nach der Beerdigung des Leibes fünf Tage lang unter die Dachtraufe gebannt. Irgendwo in den Mauern der Wohnstube befindet sich eine Uhr, deren Ticken man deutlich hört, wenn jemand im Hause sterben soll. Das Ticken hört mit dem Tode des Betreffenden auf.

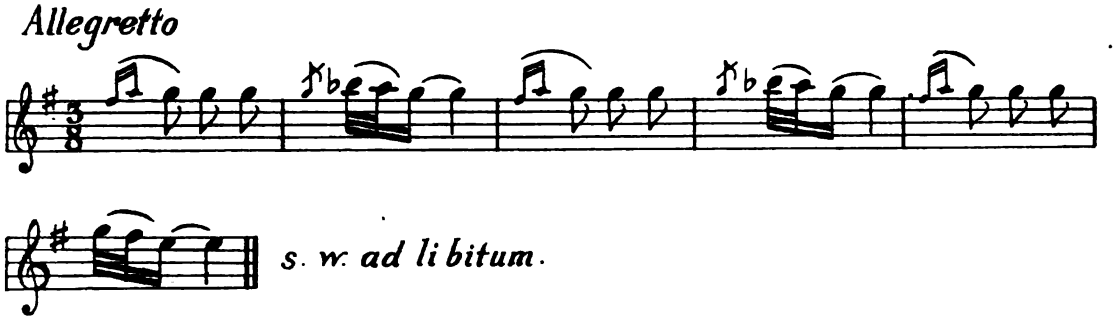
In der Luft schweben um Mitternacht drei Elfen singend umher, die „Jelele“ heißen und Spiel, Gesang und Tanz lieben. (Törtzburg, Zernest, Alt- und Neu-Tohan, obere Vorstadt.) In einer mondhellen Nacht kann man sie belauschen, wenn sie in den Lüften schwebend singen oder auf Waldwiesen „Hora“ (rumänischer Nationalrundreigen) tanzen.

Oft sieht man auf Wiesen das Gras im Kreise niedergetreten. Diese Erscheinung wird den Jelele zugeschrieben und man findet hie und da auch Gegenstände an solchen Orten, die sie zurückgelassen haben, so z. B. Glasperlen, Flöten, deren Finder bloß zu blasen braucht, um die schönsten Melodien hervorzubringen, oder einen Marmorschuh, der benützt wird, um Kranken daraus heilbringende Tränklein zu verabreichen. Es sind drei solche Jungfrauen, Schwestern, von denen jede ihre eigene Melodie und Text haben soll. Die Lieder sind schwer melancholisch, werden aber von den Leuten nur ungern gespielt und gesungen, da die Jelele gefürchtet sind. Sie lähmen jeden, der sie in ihrem Treiben stört, sie anruft oder anredet, oder ihre Lieder wiederholt singt oder spielt.

Herr Chormeister Paul Richter (Kronstadt) hatte die Freundlichkeit, die Musik der Jelele in Noten zu setzen, womit er mich zu besonderem Danke verpflichtete. Ob im ersten Teile, der den Gesang wiedergibt, alles enthalten ist, läßt sich schwer bestimmen. Ich hatte bei allen Zigeunermusikanten immer nur dasselbe zu Gehör bekommen. Den Text zu dem Liede konnte ich leider nicht ermitteln.

Gesang der Jelele.





Zweifellos sind diese Jelele der Rumänen und die Vilen der Südslawen, die Krauss[1]) ausführlich darstellt, dieselben Erscheinungen. Ihre Zahl drei, die Liebe zur Musik, das Schweben in den Lüften, ihr Singen und Reigentanz auf hohen Waldwiesen, die Bestrafung der Menschen durch Lähmung stimmen ganz genau mit der Beschreibung der Eigenschaften überein, wie sie uns Krauss von den Vilen gibt. Ich vermute sogar, daß Jelele und Vila gleichen Ursprunges sind, da *v* im rumänischen Dialekte sehr häufig in *j* übergeht. Das *le* ist Plural (z. B. *vite, vitele* = *jite, jitele* = Vieh; *vitel* = *jitel, argint viu* = *argint jiu).*

So wie bei den meisten Naturvölkern die Ansicht verbreitet ist, daß die Ursache der Erkrankungen bei Mensch und Vieh auf das Walten und Wirken unheimlicher, feindlicher Dämonen zurückzuführen sei, so wurde auch in Europa schon seit den frühesten Zeiten an solche Krankheitsgeister geglaubt. Die Mittel, dieselben abzuwehren, bestanden entweder in Drohungen oder in Besänftigungen. Die „große" schreckenerregende Pest wurde seit ihrem Auftreten in Europa als ein meist unsichtbares, unheimlich häßliches Weib vorgestellt, die in den Ländern umherzog und unter den Menschen und Tieren grausam mordete.

Die rumänische Landbevölkerung glaubt auch heute noch an dieses schreckliche Weib,[2]) welches Gott sendet, um viele Seelen in Dörfern, Städten und Ländern zu ernten. „Auf ihrem langen, mühseligen Wege nährt sie sich nur von Herzen der Menschen und Tiere und heißt im Volksmunde *Maica călătorarea,* die ‚reisende Mutter', oder *Maica calea,* die ‚Straßenmutter' (Mutter Straße). Um dieses Weib zu sättigen, veranstalten die Leute einmal oder auch öfter festliche Gelage, zu welchen die Mittel von Verschiedenen gestiftet bzw. zusammengebettelt werden. Die Speisen werden im Freien auf der Straße zubereitet, auch dort gegessen und alle Reisenden, die des Weges daherkommen, werden bewirtet. Wenn nun die ‚reisende Mutter' auf diese Art sich gesättigt hat, bekommt sie einen Ekel vor dem Speisenüberfluß und flieht in die Berge, wo sie so lange bleibt, bis sie wieder hungrig wird. Tritt dieser Fall ein, so erlaubt ihr unser Herrgott wieder, die Herzen derjenigen auszurotten, welche sie[1]) nicht achten. Ist obige Abwehr ohne Erfolg, so haben die Leute noch ein anderes Mittel gegen die Pest. Sie verfertigen ein sogenanntes ‚Pesthemd', *Chimeşa ciumei.* Zu diesem Zwecke versammeln sich an einem Dienstage abends neun alte Weiber, Matronen jenseits der klimakterischen Periode *(baba),* in einem Hause, wo dann das Hemd von rohem Hanf angefangen, in einer Nacht fertig gesponnen und gewebt und dem Kranken angetan werden muß, damit er noch in derselben Nacht darin einige Stunden schlafe. In Tojana merului (Komitat Fogaras) müssen es sieben Marien sein, die spinnen und weben, die Leinwand zuschneiden und nähen, um eine mit Stroh oder Heu gefüllte Puppe von $^1/_2$ bis 1 *m* Länge daraus zu machen. Dieselbe wird am Ende des Dorfes auf einem Baume befestigt. Vor Neu-Tohan sah ich im Jahre 1903 eine solche Puppe hängen. *Ciuma* ist altslawisch und bedeutet Pest.

Bedeutsam erscheint auch, daß sowohl bei den „Zaubereien" der Südslawen, als auch bei den Gebräuchen der Rumänen der nackte menschliche Körper eine Rolle spielt. Mysterien in unterirdischen Gelassen, wobei Nacktheit der Mitwirkenden Vorschrift war, kannte auch die alte Welt, und noch heutzutage sind ähnliche Riten weitverbreitet. Es soll damit die Reinheit, die Unbeflecktheit des Menschen, so rein, wie ihn Gott erschaffen

[1]) Dr. Friedr. S. Krauss, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen. Münster i. W. 1890.

[2]) Colectiune Folkloristica Romîna diu Racasdia si Jur. Intocmita si edata de Emilian Novacovici 1902. 1. Aufl. Oravita, pag. 167.

[1]) Soll vielleicht heißen: ihn nicht achten. Anm. d. Übers.

hat, als wirksamstes Mittel dienen. Darum reinigt sich der Priester und legt alles Menschliche, alles Irdische ab, um als göttliches, von Gott geschaffenes Wesen von den feindlichen Dämonen gefürchtet zu werden.

Krauss schreibt (a. a. O., S. 55): „Große Zaubereien pflegen die Zauberer und die Zauberinnen (der Südslawen) gewöhnlich völlig unbekleidet anzustellen: nackt wie von der Mutter geboren." Weiter unten (S. 66): „Hat sich in einem Dorfe die Pest eingenistet, so begeben sich um Mitternacht an einem Sonntage im Neumonde 12 Burschen und 12 makellose Jungfrauen von unbescholtener Lebensweise mit einem Pfluge vor das Dorf hinaus, entkleiden sich splitternackt, so wie sie von der Mutter geboren, spannen sich ins Joch ein und umackern ringsherum das Dorf. Während des Umackerns muß das tiefste Schweigen beobachtet werden. Keiner darf begierig oder lüstern den Blick erheben, geschweige einen Mitgespann berühren." „Bei der Hagelbeschwörung der Ruthenen[1]) entkleidet sich der Hagelbeschwörer auf dem Felde entweder ganz oder behält nur das Hemd am Leibe, worauf er mit Hut und Sense Zauberformeln spricht." Man findet, wie gesagt, diesen Brauch auch bei den Rumänen. Emilian Novacovici (a. a. O., S. 169) schreibt: „Wird das Vieh von dieser Krankheit (Pest) befallen, so findet wieder (wie im früheren Abschnitte) das Essen *pomană* (slaw. *pomene*) auf der Straße statt, nur mit dem Unterschiede, daß am Abende eines solchen Tages alle Tiere in einen Hof, in dessen Mitte sich das Wohnhaus befindet, zusammengetrieben werden. Dieses Haus muß zwei einander gegenüberliegende Türen haben. Nun entkleiden sich die Männer, eventuell auch die Frauen, vollkommen und machen mit Peitschen, Ketten, Kesseln, in welchen sie glühende Kohlen mit Weihrauch bestreuen, einen Höllenlärm, während sie das Vieh zu treiben beginnen, das dreimal um das Haus herumwandern muß. Die Menschen dagegen gehen bei der einen Tür des Hauses hinein und bei der anderen heraus, stets vor sich hersagend: „Flieh, Krankheit, denn die Nacktheit erreicht dich." Im Burzenlande haben zwei mir befreundete Ärzte die Beobachtung gemacht, daß bei Feuersbrünsten nackte Frauen um das brennende Objekt herumliefen und Zauberformeln murmelten. Die Nacktheit kommt auch in dem nachstehend angeführten Brauch *muma ploaiei* vor.

[1]) Eisen und Schneidewerkzeuge im Zauberglauben, von F. R. Kaindl (Czernowitz), in der Beilage der „Allgem. Zeitung" 1904, Nr. 202, S. 462.

Auch zum Kapitel über Wetterzauberei lassen sich aus diesen Gegenden (Komitate Kronstadt und Fogaras) wertvolle Beiträge sammeln.

In Sarkaitza wird ein Bund Stroh angezündet und in den Bach geworfen. Schwimmt er lang brennend, so regnet es noch lang; erlischt er bald, so hört auch der Regen bald auf. Will man Regen haben, so nimmt man ein Kreuz von einem Grabe, läßt es zwei Tage lang in einem Bache liegen und stellt es wieder zurück. Die bemerkenswerteste Wetterzauberei ist aber die *muma ploaiei,* die „Regenmutter", welche während anhaltendem Regenwetter gemacht wird, um Sonnenschein hervorzurufen. Die *muma ploaiei* ist die Personifikation des Regens und stellt eine meist aus dem Griffende eines Kehrbesens gemachte Puppe dar von 20—40 *cm* Länge, mit mehr oder weniger bunten Fetzen angetan, manchenorts in der Tracht der Dorfbewohner bekleidet, oder es dient dazu nur der nackte Besengriff. In Neustadt (Burzenland) wird sie aus Lehm geformt. Diese Puppe wird nun in einen kleinen, aus Schindeln oder Brettchen gezimmerten Sarg gelegt, mit Blumen bekränzt und in einem Zimmer regelrecht aufgebahrt und mit brennenden Kerzen umstellt. Dazu bestimmte Klageweiber und Kinder betrauern die Tote und singen:

Muma ploaiei a murit	Die Mutter des Regens ist gestorben
Si a soarelui a 'nviat,	Und jene der Sonne ist auferstanden
Să se coacă grânele	Damit das Getreide reife
Să 'ncepem cu pânele,	Damit wir mit dem Brote beginnen
Să facem colăcei	Damit wir Kolatschen[1]) machen
Să dăm la sărăcei,	Daß wir den Armen geben
Să facem pânuliţe	Daß wir Brötchen machen
Să dăm la chiculiţe!	Daß wir dem Kleinen (Kinde) geben.

(Neustadt.)

Oder:

Muma ploaiei a murit	Die Mutter des Regens ist gestorben
Soarele a răsărit,	Die Sonne ist aufgegangen
Să se coacă grânele	Und das Getreide wird reif
Să facem prescurile,[1])	Machen wir prescurile[2])
Colindeţi[2]) pe la băieţi,	Çolindeti[3]) für die Kinder
Păpuşele[3]) pe la mătuşele!	Papusele[4]) für die Tanten.

(Rosenau.)

Oder:

Înceată ploaie călătoare	Halt ein reisender Regen
Că te-ajunge soarele	Denn die Sonne holt dich ein
Şi-ţi taie picioarele,	Und schneidet dir die Füße ab
C'un maiŭ c'un paiŭ	Mit einem Schlägel, mit einem Strohhalm
Cu căciula lui Mihaiŭ	Mit der Kappe des Mihail (Michael)
Plină de coji de mălaiŭ.	Voll von Maiskiele.

(Rosenau.)

[1]) Kolaci. slawisch = Kuchen, Stritzel.

[2]) *prescura,* slaw. *proskura,* Meßbrot.

[3]) Aus dem slawischen *kolenda* = Weihnachten = Weihnachtskuchen.

[4]) *papusa* = Puppe, slaw. *papusoiu,* auch Mais, und kann auch Maiskuchen bedeuten.

Es folgt der Umzug oder Leichenzug, dem meist ein Apfelbaumzweig, behängt mit Äpfeln und Nüssen, vorangetragen wird. Die übliche Leichentorte (*Koliva*, rum. und slaw.) fehlt auch nicht und erscheint in Form von semmelgroßen Weizenbrötchen ebenfalls am Zweige befestigt. Diesem folgt der Sarg, darauf einer als Priester verkleidet und einer mit einer Kuhglocke un-

(baba) sich vollkommen entkleiden und an der Spitze des Zuges dreimal um das Kreuz herumgehen. Das Ganze wird überhaupt von den *babas* mit Heranziehung der halbwüchsigen Jugend veranstaltet. In meiner Sammlung befinden sich drei solcher *muma ploiaei*, die ich nur mit schwerer Mühe auftreiben konnte. Abb. 1 stammt aus Neustadt bei Kronstadt

Abb. 1.

Abb. 2.

ausgesetzt läutend, ferner die Klageweiber und endlich das Volk unter fortwährendem Gesange obiger Verse. Der Zug bewegt sich in strömendem Regen bis ans Ende des Dorfes, wo auf einer Anhöhe oder auf einem Kreuzwege, möglichst in der Nähe eines Kreuzes, der Sarg vergraben wird. Bei dem Kreuze angelangt, soll, wie ich aus zuverlässiger Quelle (mehreremale belegt) erfahren habe, eine alte Frau

und ist aus Lehm verfertigt. Die in Abb. 2 dargestellten sind aus Neu-Tohan (Komitat Fogaras). Das linke habe ich mit gütiger Hilfe des Herrn Prof. K. Fuchs (Preßburg) auf dem Kreuzwege vor Neu-Tohan ausgegraben. Der deckellose Sarg enthielt den Griff eines Kehrbesens, der die Regenmutter darstellen soll. Am Kopfende des Sarges ragte das primitive Holzkreuz aus der Erde und dahinter

stand der Zweig, der diesmal ein mit einem Blumenstrauße geschmückter Weißdornzweig war. Die Leute, welche ich um die Beschaffung einer Regenmutter bat, hatten entweder selbst Furcht vor der geheimnisvollen Macht derselben, oder wurden von den alten Weibern, die um die Herstellung einer Puppe angegangen wurden, einfach beschuldigt, irgend etwas Böses im Schilde zu führen. So geschah es einem meiner Vermittler, einem Rumänen, der unklugerweise bei schönem Wetter einige *babas* um eine Puppe anging. Das war zu viel verlangt! Sie erklärten auf das bestimmteste, er habe die Absicht, schwere Kinderkrankheiten ins Dorf zu bringen. Was aber diese Erklärung für ihn auf sich hatte, konnte ich deutlich in seinem Gesichte lesen, als er mir seine Erlebnisse erzählte und mir vorwurfsvolle Blicke zuwarf. Die Leute glauben heilig an die Kraft dieser Handlung und lassen sich trotz des Verbotes der Kirche und des Stuhlrichteramtes, trotz empfindlicher Strafen, die ihnen auferlegt worden sind, nicht davon abschrecken. Vor einigen Jahren sind in Neu-Tohan nach vieltägigem Regen an einem Tage zwei *muma ploaiei* zu Grabe getragen worden. Was nun das Schänden eines solchen Grabes zu bedeuten hat, geht aus den Aussprüchen der Leute hervor, die ich bat, mir eine solche Puppe auszugraben. „Nicht um ganz Kronstadt!“ Oder: „Herr, wenn du mir den Auftrag gibst, diesen oder jenen zu morden, so tu' ich's eher, als dir so eine Puppe auszugraben.“ Man sieht, wie solche Bräuche aus uralter, heidnischer Zeit noch fest und tief im Volke wurzeln, und zwar je näher am Gebirge, desto mehr. So in den Dörfern Törtzburg, Simon, Moecs, Zernest, Alt- und Neu-Tohan, Poljana merului, auch noch in Rosenau und Neustadt, während in der Burzenländer- und Fogaraser-Ebene nur noch der Kindergesang bei Regenwetter daran erinnert. In der oberen Vorstadt von Kronstadt singen die Kinder ebenfalls die oben angeführten Lieder, nur haben sie statt Puppen bloß Blätter vom Wegerich (Plantago major). Diese Pflanze hat im Volksmunde den Namen *muma ploaiei* und ist außerdem als heilsamstes Kraut zum Auflegen auf Geschwüren und Wunden gepriesen. Bei der Jugend dienen die Blätter als Orakel, indem die Fäden (Blattrippen), welche nach dem Zerreißen solcher Blätter zum Vorschein kommen, die Kinderzahl bei einer gedachten Frauensperson im voraus bestimmen.

So wie hier der Regen personifiziert wird, so geschieht es in der Tiefebene Rumäniens mit der Dürre, *caloian, scaloian* oder *scaloi*. Dr. E. Fischer (Bukarest) hat im „Rumän. Lloyd“ am 11. Mai 1904 unter dem Titel „Paparuda und Skaloian“ darüber berichtet und Brauch und Namen aus dem Slawischen abgeleitet. Im übrigen ist der Vorgang ähnlich wie hier; auch dort tun „splitternackte Zigeunermädchen“ mit.

Bei der Aufzählung der verschiedenen Volksbräuche, Beschwörungen dieser Abhandlung hatte ich öfter Gelegenheit, auf den slawischen Ursprung vieler Bezeichnungen hinzuweisen. Im Anschlusse daran, wenn auch nicht in den Rahmen dieser Mitteilungen so recht hineingehörig, erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit dennoch zur Etymologie zweier unserer Bergnamen einige, wie ich vermute, interessante Mitteilungen zu machen, um so eher, als schon verschiedene ganz unbefriedigende Deutungen und Ableitungen gegeben worden sind. Es sind dies Predeal und Butschetsch. Der erstere stammt von dem Worte *dêl, dêliti, prêdel, prêdal*[1]) = teilen, scheiden (neuslowenisch), d. h. das Wasser teilt sich nach zwei Richtungen, somit wurde damit die Wasserscheide benannt, das trifft sowohl bei dem Tömöscher als auch bei dem Bodzaerpaß zu, wo die Wasserscheide ebenfalls Predeal heißt. Der Name Butschetsch ist auch slawisch und die Erklärung dafür verdanke ich meinem Freunde Herrn Apotheker Emil Jekelius, der bei seinem längeren Aufenthalte in Radmannsdorf in Krain von einem Slowenen die beste bis jetzt bekannte Ableitung zu hören bekam: *bučim* heißt: tosen, brausen. Das part. praes.: *bučeč* = der tosende, brausende. Nun heißt ein Ausläufer des Butschetsch Velikan, was Riese bedeutet, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der ursprüngliche Name *Bučeč velikan* war, also gleichbedeutend mit tosender, brausender Riese, eine sehr gute und treffende Bezeichnung für unser höchstes, mächtigstes Gebirge. Vielleicht ist später der Kürze halber bloß Bučeč gebraucht worden, während die zweite Bezeichnung sein mächtiger Ausläufer Velikan beibehielt.

Aus diesem Wenigen kann man ersehen, wie viel noch für den Forscher zu holen wäre, wie viel Wichtiges aus diesen reichhaltigen Quellen bei fachmännischer Beobachtung und Vertiefung geschöpft werden könnte.

[1]) Siehe Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der slawischen Sprachen.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Andree, Dr. Richard, Emil Schmidt †. (S.-A. aus dem „Globus", XC, 1906, S. 309—312.) Braunschweig. 4°

— Frauenpoesie bei Naturvölkern. (S.-A. aus dem „Korrespondenz-Blatt", XXXVII, 1906.) Braunschweig. 7 S. 4°.

Bertholon, Dr., Origines des Berbères de souche européenne. (S.-A. aus den „Comptes rendu de l'Assoc. Franç. pour l'Avancem. des Sciences", 1898, S. 533—541.) Paris. 8°.

— Origines européennes de la langue berbère. (S.-A. ebendaraus, 1905, S. 617—624.) Paris. 8°.

Festgabe zur Eröffnung des Rautenstrauch-Joest-Museums, 12. November 1906. Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum (Museum für Völkerkunde) der Stadt Köln. Von Dr. W. Foy. Köln 1906. 8°.

Einem kurzen Abrisse über die Geschichte des Museums, dessen Gründung vor allem der Familie Rautenstrauch zu danken ist,[1]) folgt eine Einleitung in die Völkerkunde mit den Kapiteln: Begriff, Aufgaben und Geschichte der Völkerkunde — Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur — Natur- und Kulturvölker — Rassen und Völker. Der Verfasser akzeptiert hiebei die Schoetensack'sche Theorie von der einheitlichen Entstehung des Menschen in Australien und die Einteilung der heutigen Menschheit in vier Gruppen (Australoide oder Negritoide, mit den Zwergvölkern — Mongoloide — Amerikaner — Europäer und Westasiaten).

Die Hauptstärke der Sammlung liegt im melanesischen Gebiete, dann der Südsee überhaupt; zunächst kommt dann Afrika und Indonesien. Dem Führer durch die einzelnen geographischen Gebiete ist stets eine kurze ethnographische Charakteristik vorangeschickt.

In der Südsee unterscheidet Foy, der Direktor des Museums ist, außer der australoiden Urbevölkerung drei spätere westliche Kulturströme: einen prämalaischen, der Bogen und Pfeil, der Südküste Neu-Guineas entlang, nach Melanesien brachte; einen frühmalaischen, der, der Nordküste Neu-Guineas folgend, Nord- und Ostmelanesien sprachlich und kulturell stark beeinflußte und sogar bis nach Polynesien vordrang, und einen dritten, später-malaischen, der über Mikronesien nach Polynesien kam und diesem sein heutiges anthropologisches, sprachliches und kulturelles Gepräge verlieh.

Also weit über den Rahmen eines „Führers" geht die Festgabe hinaus, es ist ein vorzüglicher Grundriß der Völkerkunde überhaupt, und wenn wir noch hinzufügen, daß die Beschreibung der Sammlungen selbst außerdem von guten Bildern begleitet ist, so können wir das Museum zu dieser ersten Publikation beglückwünschen. Mit Freude sehen wir daher dem Erscheinen der in Aussicht gestellten periodischen Museumspublikation „Ethnologica" entgegen. *L. Bouchal.*

Wien, 2. Dezember 1906.

Fischer, H., Edouard Piette, 1827—1906. Rennes. 34 S. 8°, 1 Tafel.

Giuffrida-Ruggeri, V., Crânes européens déformés. (S.-A. aus der „Revue de l'École d'Anthropol. de Paris", XVI, 1906, S. 316—324.) 8°.

— Caratteri sessuali di affinamento e altre quistioni antropologiche. (S.-A. aus dem „Archivio per l'Antropol. e la Etnol.", XXXVI, 1906.) 30 S. 8°.

Hewett, Edgar L., Antiquities of the Jemez Plateau, New Mexico. (Bureau of American Ethnology, Bulletin 32.) Washington 1906. 55 S. 8°, 17 Tafeln.

Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich pro 1905—1906. Zürich 1906. 154 S. 8°.

Neben geschäftlichen Nachrichten und einem Aufsatze von Th. Felber über soziale Gegensätze im schweizerischen Alpgebiete enthält der Bericht vor allem eine wertvolle Arbeit des durch seine Arbeit über die Chingpaw (Int. Arch. f. Ethn., Suppl. zu Bd. XVI) bestbekannten Dr. Hans J. Wehrli „Zur Wirtschaftsgeographie von Ober-Burma und den nördlichen Shan-Staaten". Sie bietet nach einer orographischen, hydrographischen und klimatischen Schilderung des Gebietes auf 19 Seiten zusammengedrängt eine Charakteristik der Ober-Burma und die Shan-Staaten bewohnenden Völkerschaften, der Burmanen, bei denen sich die Frau einer ganz hervorragenden Stellung erfreut und selbständig Handel treibt, der wirtschaftlich höher stehenden Shan, welche zur Tai- (siamesischen) Gruppe gehören, dann der eine der Mon-Annam-Gruppe zugehörige Sprache redenden Palaung, der erwähnten kriegerischen Chingpaw, der Chin, welche wieder eine tibeto-burmanische Sprache reden; endlich der Chinesen und Inder. Im eigentlichen wirtschaftsgeographischen Teile werden die einzelnen Kulturpflanzen, die Viehzucht, die einheimische Industrie, Bergbau, Handel, Verkehr und die Besiedlung (Siedlungsform) erörtert. 21 vorzügliche Illustrationen und 4 Kärtchen sind der Arbeit beigegeben, die besonders für den Ethnographen viel Brauchbares bietet. *L. Bouchal.*

Jahresbericht, 42. und 43., des Vorarlberger Museum-Vereines über die Jahre 1904 und 1905. Bregenz 1905, 1906. 103, 134 S. 8°.

Letzterer enthält unter anderem eine Beschreibung baulicher Überreste von Brigantium von

[1]) Vgl. Sitzungsberichte 1904, S. [5].

K. v. Schwerzenbach, Beiträge zur Geschichte der Stadt und Herrschaft Feldkirch von H. Sander (Blutbann, Eidesformeln, Ordnungen usw.), dann einen Vortrag von J. Blumrich über die Eiszeit in Vorarlberg.

Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXXVII, 1906, Nr. 9—11. Braunschweig 1906. 4°.

Landau, Dr. Wilh. Freih. v., Beiträge zur Altertumskunde des Orients. V. Babylonisches vom Mittelmeere. — Bes als Meergreis. — Das Tor von Rumeli. — Engonasin. Leipzig 1906. 48 S. 8°.

Merriam, John C., Recent cave exploration in California. (S.-A.) S. unter Putnam.

Milleker, Bódog, Délmagyarország régiségleletei. A honfoglalás előtti időkből. (S.-A. aus dem „Délmagyarországi tört és rég. muzeum-társulat", III, 1.) Temesvár 1906. 128 S. 8°. (Preis K 2.)

Das uns vorliegende Buch ist der dritte Halbband zu dem gleichnamigen Werke, von welchem Bd. I, 1897 und Bd. II, 1898 vom gleichen Autor im selben Verlage erschienen sind.

Milleker gibt als Fortsetzung in diesem Bande, gleich den vorgehend erschienenen, einen ausführlichen Bericht über Fundstätten des Temeser, Torontáler und Krassó-Szörényer Komitates, fügt zu dem in Bd. I und Bd. II Mitgeteilten neu hinzugekommene Fundstätten hinzu, ergänzt deren Fundstatistik, sowie das Verzeichnis der in dem obengenannten Komitaten vorkommenden Tumuli.

Das verdienstvolle Werk bietet dem Leser einen guten Einblick in die Tätigkeit des obengenannten Vereines, der seinen an ihn gestellten Anforderungen mit lobenswertem Eifer nachzukommen bestrebt ist und, wie dies das Werk erweist, viel Material zur Erforschung Süd-Ungarns gesammelt hat. Manche Daten, die wir Gelegenheit hatten, im Archaeologiai Értesitő kennen zu lernen, werden hier rekapituliert, doch wird neben diesem zugleich noch vieles Unbekannte und nicht wenig Interessantes zur Publikation gebracht.

Autor gibt auf den 128 Seiten Text das Namensverzeichnis von 101 Fundstätten an und ergänzt jenes der Tumuli mit fünf neuen Fundorten. Bei den einzelnen Fundstätten wird womöglich die Jahreszahl zitiert, in welcher die Fundstätte entdeckt wurde, sowie der Name des Finders, wie auch die Fundstatistik des betreffenden Ortes gegeben. Bei den Tumuli wird deren Zahl angeführt.

Eingehendere Abschnitte widmet Milleker den Fundstätten von Ó-Béba, Török-Becse, Berzaszka, Detta, Dubovác, Nagy-Gáj, Gája, Károlyfalva, Kubin, Munár, Nagyfalu und Pancsova, von welchen Fundstätten wir aus den Publikationen des Archaeologiai Értesitő bereits die von Ó-Béba Török-Becse, Nagy-Gáj und Gája zum großen Teile kennen. Neu und höchst interessant ist das, was wir über die Fundstätten von Detta, Dubovác, Károlyfalva und Kubin erfahren, so nicht minder jenes, was in den kleinen Berichten über die Fundstätten von Ó-Moldova, Oresac Palánk, Parác, Paulis, Rémete usw. aufgezeichnet wird.

Durch dieses Werk erfahren wir so manche weitere Fundstätte der „linear-geometrisch verzierten Neolith-Keramik", deren höchst interessante Zeitstufe wohl unbedingt eine alle ihre Funde und Fundstätten bis ins kleinste umfassende Monographie verdienen würde, um sie der Wissenschaft zugänglicher zu machen.

Manch interessante Nachricht bringt uns Autor über Kupferfunde Süd-Ungarns, so wie über die dortigen Bronzen, Hallstatt- und La Tène-Zeit-Funde. Störend wirkt bloß, daß Milleker bei der Aufzählung manches keramischen Fundes die Bezeichnung „Villanova-Form" gebraucht, der weder ganz treffend gewählt ist, noch genau dem unter dieser Form gedachten Bilde entspricht, da zwar in Süd-Ungarn Urnen vorkommen, die eine wenn auch nur entfernte Ähnlichkeit mit Villanova-Urnen besitzen, aber keinesfalls solche des Villanova-Typus sind. Obige Bezeichnung könnte daher zu Verwechslungen Anlaß geben.

Die La Tène-Zeit Süd-Ungarns wird durch die Aufzählung so manchen neuen Fundes bereichert, unter welchem unser höchstes Interesse jene von Temes-Rémete beanspruchen. Die dort vorgekommenen Funde gehören der Spät-La Tène-Stufe (Tischler) an. Leider fehlen, wie auch Autor betont, genaue Mitteilungen, ob die am gleichen Orte vorgekommenen Münzen mit den Schmuckgegenständen zusammen angetroffen wurden. Es ist dies zu beklagen, da uns dadurch ein wichtiger chronologischer Anhalt entgeht. Im Rémeter Münzenfunde befanden sich 7 Stück Tetradrachmen (Thasos) und 169 Stück Denare aus der Zeit der römischen Republik, deren ältestes Stück aus dem Jahre 144, die jüngsten aber aus 31—28 resp. aus 16 v. Chr. stammen.

Das vorliegende Werk Felix Millekers bereichert die ungarische prähistorische Literatur mit einem brauchbaren Werke, das wohl nebstbei für jeden, der sich mit prähistorischen Fragen Süd-Ungarns näher und eingehender befassen wollte, einen nicht zu unterschätzenden Wegweiser beim Studium der sich dort aufdrängenden verschiedenen interessanten Fragen gibt.

Köszeg, 1. Dezember 1906.

Kálmán Freiherr v. Miske.

Nordenskiöld, Erland, Ethnographische und archäologische Forschungen im Grenzgebiete zwischen Peru und Bolivia 1904—1905. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1906, S. 80—99.) 8°.

— Einige Beiträge zur Kenntnis südamerikanischer Tongefäße und ihrer Herstellung. (Kungl. Svenska

vetenskapsakad. handlingar, XLI, Nr. 6.) Uppsala und Stockholm 1906. 22 S. 4°.

Observations météorologiques publiées par l'Institut Météorologique Central de la Société des Sciences de Finlande. 1895—1896. Helsingfors 1906. 4°.

Φιλολογικος σύλλογος Παρνάσσος · Ἐπέτηρις · Ετος Θ. Athen 1906. 251 S. 8°.

Pietro, A. C. d., Ancora del sepolcro originario di San Domnio Vescovo e martire di Salona. Zara 1906. 21 S. 8°. 1 Tafel.

Piette, Edouard, Le chevêtre et la semi-domestication des animaux aux temps pléistocènes. (S.-A. aus „L'Anthropologie", XVII, 1906.) Paris. 27 S. 8°.

— Déplacement des glaces polaires et grandes extensions des glaciers. Saint-Quentin 1906. 36 S. 8°.

— Fibules pléistocènes. (S.-A. aus der „Revue préhistorique, I, 1906.) Paris. 15 S. 8°.

Prosit, Još o Sv. Dujmu. Protuopazke na opazke g. „Dixi" o skoro izašloj brošuri O. Dra. Markovića „Nešto o Sv. Dujmu". Zadar 1906. 19 S. 8°.

Retzius, Gustaf, Cerebra simiarum illustrata. Das Affenhirn in bildlicher Darstellung. Jena 1906. Fol. In den „Mitteilungen" besprochen.

Putnam, F. W., Evidence of the work of man on objects from quaternary caves in California. (S.-A. aus dem „Americ. Anthropologist", N. S., VIII. S. 221—235.) Lancaster, Pa., 1906. 8°. 2 Tafeln,

Schmidt, Dr. E., Physische Anthropologie. (S.-A. aus den „Jahresberichten der Anatomie und Entwicklungsgeschichte", N. F., VIII.[3], 1902, S. 727 bis 830; IX.[3], 1903, S. 900—1057.) 8°.

Školski vjesnik, XIII, 1906, Nr. 10. Sarajevo 1906. 8°.

Učenjija zapiski Imperat. Kazanskago universiteta, LXXIII, Nr. 9 (mit Beilage) und Nr. 10 (mit Beilage). Kazan 1906. 8°.

Wilser, Dr. Ludwig, Die Rassengliederung des Menschengeschlechtes. (S.-A. aus der „Politisch-anthropol. Revue", V.) Leipzig. 24 S. 8°. In den „Mitteilungen" besprochen.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ausschußsitzung am 9. Jänner 1907.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Gestorben sind das Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Wilhelm Grempler in Breslau, das korrespondierende (zugleich wirkliche) Mitglied Prof. Dr. Emil Schmidt in Jena und das wirkliche Mitglied Sektionschef Dr. Otto Benndorf in Wien. Ihren Austritt haben vier wirkliche Mitglieder angezeigt. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren Dr. Rudolf Pöch und Univ.-Prof. Dr. Rudolf Geyer in Wien, Oberstudiendirektor a. D. Gabriel Teglás in Budapest und Frau Prof. Cäcilie Schmidt in Jena.

2. Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft teilt mit, daß sie sich aus in dem bezüglichen Schreiben dargelegten Gründen veranlaßt sieht, die diesjährige Versammlung nicht in Köln, sondern in Straßburg i. E. abzuhalten, und stellt die Anfrage, ob die Wiener Gesellschaft auch die Straßburger Versammlung als gemeinsame akzeptieren wolle. Es wird beschlossen, dieser Einladung nicht Folge zu leisten und unter Anerkennung der für die Verlegung des Versammlungsortes maßgebenden Motive der Deutschen Gesellschaft die Gründe für die nunmehrige Ablehnung der gemeinsamen Versammlung bekanntgegeben.

3. Mit einigen Instituten, von denen seit mehreren Jahren keine Tauschschriften eingelaufen sind, wird über Antrag des k. k. naturhistorischen Hofmuseums der Tausch eingestellt. Dagegen wird die Einleitung des Tauschverkehres mit dem American Museum of Natural History in New-York („Papers from the Anthropological Department") und der „Etnografičeskoje Obozrenije" in Moskau auf Kosten des naturhistorischen Hofmuseums ab 1907 genehmigt.

4. Dem Komitee für das Internationale Ethnographische Bureau in Brüssel wird die Überlassung einer Serie der „Mitteilungen", jedoch erst nach definitiver Konstituierung des Bureaus, bewilligt.

5. Der II. Sekretär berichtet über eine im Vereine mit der k. k. Geographischen Gesellschaft abzuhaltende außerordentliche Versammlung, in welcher Herr A. Raquez aus Marseille über Laos sprechen soll. [1])

[1]) Dieser Vortrag (25. Jänner) mußte infolge plötzlichen Todes des Herrn Raquez entfallen.

Monatsversammlung am 9. Jänner 1907.

1. Der Vorsitzende Herr Hofrat Toldt widmet den verstorbenen Mitgliedern Geheimrat Dr. Grempler, Prof. Dr. Emil Schmidt und Sektionschef Dr. Benndorf einen Nachruf.

2. Herr Dr. Rudolf Pöch erstattet unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder und Demonstration ethnographischer Gegenstände einen

Bericht über seine anthropologische Studienreise nach Neu-Guinea.

Von Juni 1904 bis April 1906 bereiste ich das deutsche, englische und holländische Gebiet von Neu-Guinea zu anthropologischen Studien, war in dieser Zeit auch einmal auf dem Festlande von Australien und sah den australischen Ureinwohner in Neu-Süd-Wales. Früher, in den Jahren 1898 und 1902, hatte ich Gelegenheit gehabt, afrikanische Negervölker kennen zu lernen; so oft ich diese nun in der Erinnerung mit den Australiern, Papuas und Melanesiern verglich, fiel mir zunächst eine bedeutende Verschiedenheit dieser beiden großen Völkergruppen auf: außer der dunklen Farbe der Haut und der Prognathie ist wohl nicht ein einziges durchgehendes Merkmal gemeinsam.

Ich weiß wohl, daß beim Vergleiche der Kulturelemente viele Dinge aufgedeckt wurden, welche den dunkelhäutigen Völkern des fünften Erdteiles und seiner Inseln gemeinsam sind mit den afrikanischen Negern. Trotzdem dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß die somatischen Unterschiede groß sind und daß die trennende Kluft am breitesten wird, wenn wir zu der primitivsten Völkergruppe im Osten, den australischen Ureinwohnern, herabsteigen.

Was die Papuas und Melanesier anlangt, so kann man diese nicht leicht bloß als einen jüngeren Zweig der australischen Rasse ansprechen, es sind hier wohl außerdem neue Elemente durch Mischung hinzugekommen. Von den Malaien, sofern wir unter diesen Völker mit mongolischer Beimischung verstehen, scheiden sich die Papuas und Melanesier leicht, da ihnen mongoloide Merkmale fehlen.

Die Mannigfaltigkeit der Typen auf Neu-Guinea und den melanesischen Inseln ist überraschend, schon die Körperhöhen meiner Messungen schwankten zwischen weiten Grenzen, an erwachsenen, normalgeformten Männern zwischen 129 *cm* bzw. 133 *cm* als Minimum [1]) und 188 *cm* als Maximum. In den Niederungen an der Mündung des Augustaflusses und dem angrenzenden Küstengebiete, sowie im Süden, im Golf von Papua und westlich davon begegnet man häufig hochgewachsenen, schlanken Menschen, die gebogene Papuanase ist dort nicht selten. Gedrungen gebaute Gebirgsbewohner sind die Kai, die gebogene Papuanase ist dort nicht typisch, die Kageleute am Südhange des Zentralgebirges von Britisch-Neu-Guinea sind kräftig, aber nicht gedrungen, sondern groß, der Gesichtstypus ist mitunter auffallend edel. Vertreter eines anscheinend sehr niederen Typus sind die Baining auf der Gazelle-Halbinsel in Neu-Pommern. Mit dem melanesischen Inseltypus wurde ich in Neu-Mecklenburg bekannt, diese Leute sind dunkler und sehen ganz anders aus als z. B. die oben beschriebenen Küstenpapuas. Die ganz dunklen Bukaleute, mit relativ hohem Nasenrücken und nicht zu breiter Nase nehmen eine ganz rätselhafte, fast isolierte Stellung zwischen helleren melanesischen Inselvölkern ein. Über diese kurzen Andeutungen will ich heute nicht hinausgehen, da mein umfangreiches Material an Messungen am Lebenden (rund 300), an Schädeln (über 100) und Skeletten (15) aus den verschiedenen von mir besuchten Gegenden Neu-Guineas noch nicht verarbeitet ist. Ich will heute nur Beispiele von verschiedenen Typen in 100 Lichtbildern zeigen, um eine Vorstellung zu geben von der somatischen Mannigfaltigkeit der Bevölkerung und der Schwierigkeit der anthropologischen Probleme.

Die Vorführung meiner phonographischen und kinematographischen Aufnahmen muß ich für eine nächste Gelegenheit aufheben. Ich will nur, bevor die Skioptikon-Projektionen beginnen, die Aufmerksamkeit auf einige Ethnologika lenken, welche ich aus meiner jetzt im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums befindlichen Sammlung mitgebracht habe. [2])

[1]) Sitzungsber. d. Anthrop. Ges. in Wien, 1904/05, S. [40], [41].

[2]) Ausführlich mitgeteilt und abgebildet in den „Mitteilungen", XXXVII, S. 57 ff.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 20. März 1907.

Protektor:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuß.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (1895).

Präsident:

Dr. Karl **Toldt** (seit 1903). [Vize-Präsident seit 1898.]

Vize-Präsidenten:

Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1903).
Dr. Matthäus **Much** (seit 1903).
Franz **Heger** (seit 1906).

Erster Sekretär:

Dr. Rudolf **Much** (seit 1904).

Zweiter Sekretär:

Dr. Leo **Bouchal** (seit 1902).

Rechnungsführer:

Dr. Karl **Außerer** (seit 1906).

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Revisoren:

Moriz **Wasserburger** (seit 1906).
Dr. Oskar **Hovorka Edler v. Zderas** (seit 1907).

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1903). [Präsident 1882—1902.]
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1903). [Vize-Präsident 1888—1903.]
Anton **Dachler** (seit 1903).
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek** (seit 1872).
Dr. Gustav **Kraitschek** (seit 1906).
Hugo Freiherr v. **Kutschera** (seit 1906).
Dr. Richard **Lasch** (seit 1906).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Dr. Otto **Müller** (seit 1891).
Dr. Eugen **Oberhummer** (seit 1904).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leo **Reinisch** (seit 1902).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Dr. Hermann Ritter v. **Schullern zu Schrattenhofen** (seit 1904).
Dr. Ernst **Sellin** (seit 1904).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

†1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef.** Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Andree,** Dr. Richard, Professor. München, Friedrichstraße 9 (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1877).
3. **Brizio,** Edoardo, Direttore del Museo civico. Bologna (1904, korrespondierendes Mitglied seit 1895).
4. **Cartailhac,** Dr. Emile. Toulouse (1901).
5. **Chantre,** Dr. Ernest, Professor, Sous-Directeur du Musée d'Histoire Natur. Lyon, Palais des Arts (1901).
6. **Fritsch,** Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medizinalrat. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
7. **Guimet,** Emile. Paris (1901).
8. **Haeckel,** Dr. Ernst. Jena (1872).

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung bzw. des Eintrittes. Korrekturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaktion der Mitteilungen unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

9. **Hamy,** Dr. Ernest. Paris (1901).
10. **Hildebrand,** Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
11. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. u. k. geheimer Rat, k. k. Sektionschef i. P., Mitglied des Herrenhauses (1906, Vize-Präsident 1894 bis 1905). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
12. **Kollmann,** Dr. Julius, Universitäts-Professor. Basel (1895).
13. **Lissauer,** Dr. A., Geheimer Sanitätsrat, Professor. Berlin W., Lützowufer 20 (1906, korrespondierendes Mitglied seit 1892).
14. **Lubbock,** John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).
15. **Mestorf,** Johanna, Professor, Museums-Direktor. Kiel (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1877).
16. **Montelius,** Dr. Oskar, Professor und Konservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
17. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien (1902). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
18. **Müller,** Dr. Sophus, Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
19. **Pigorini,** Dr. Luigi, Direktor des Museo preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1904, korrespondierendes Mitglied seit 1872).
20. **Ranke,** Dr. Johannes, Professor. München, Briennerstraße 25 (1895).
21. **Reiss,** Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrat. Schloß Könitz [Thüringen] (1889).
22. **Retzius,** Dr. Gustav, Professor, Stockholm (1903, korrespondierendes Mitglied seit 1880).
23. **Schwalbe,** Dr. Gustav, Universitäts-Professor. Straßburg i. E. (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1904).
24. **Therese Prinzessin von Bayern.** München (1901).
25. **Tylor,** Edward B., Esq., Professor der Anthropologie. Oxford (1895).
26. **Uwarow,** Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
27. **Waldeyer,** Dr. Wilhelm, Professor, Geheimer Medizinalrat. Berlin W., Lutherstr. 35 (1895).

II. Korrespondierende Mitglieder.

1. **Anutschin,** Dmitrji Nikolajewitsch, Universitäts-Professor. Moskau (1890).
2. **Baines,** Jervoise Athelstane, Exdirektor des indischen Zensus, Vize-Präsident der Royal Statistical Society. London W., 23, Kensington Park Gardens (1904).
3. **Baye,** Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grande Armée 58 (1893).
4. **Boas,** Dr. Franz, Professor an der Columbia University. New-York, 123 West, 82nd Street, N.-Y. City, U. S. A. (1890).
5. **Capitan,** L., Professeur à l'école d'anthropologie. Paris VI. (1905).
6. **Dörpfeld,** Dr. Wilhelm, Professor, Erster Sekretär des kais. Deutschen Archäol. Instituts in Athen (1895).
7. **Eitel,** Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
8. **Finsch,** Dr. Otto, Konservator am herzoglichen Museum in Braunschweig (1884).
9. **Fraipont,** G., Univers.-Professor. Lüttich (1904).
10. **Fürst,** Dr. Karl M., Universitäts-Professor, Lund (1904).
11. **Gatschet,** Albert S. Washington, D. C. (1884).
12. **Gerland,** Dr. Georg, Univers.-Professor. Straßburg i. E. (1895).
13. **Ghirardini,** Gherardo. Pisa (1895).
14. **Giglioli,** Enrico, Universitäts-Professor. Florenz (1895).
15. **Groß,** Dr. Viktor. Neuenstadt, Schweiz (1883).
16. **Hampel,** Dr. Josef, Professor, Direktor am ungar. Nationalmuseum. Budapest (1892).
17. **Heierli,** Dr. Jakob, Privatdozent. Zürich (1891).
18. **Helbig,** Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
19. **Herbst,** C., Justizrat. Kopenhagen, Schloß Rosenberg (1876).
20. **Herrmann,** Dr. Anton, Professor. Budapest, I. Alag-útcza 4 (1890).
21. **Hervé,** Georges, Professeur à l'école d'anthropologie. Paris VI. (1905).
22. **Hoernes,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Graz (1895).
23. **Jarnik,** Urban, Universitäts-Professor in Prag (1884).
24. **Koehl,** Dr. C., Sanitätsrat. Worms (1906).
25. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Universitäts-Professor, Direktor am k. Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin, Begasstraße 9 (1903). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
26. **Manouvrier,** Dr. Léonce, Professeur à l'école d'anthropologie, 15 Rue de l'École de Médecine. Paris VI. (1902).
27. **Mantegazza,** Dr. Paolo, Direktor des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
28. **Martin,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
29. **Mathews,** R. H., L. S., Parramatta, New South Wales, Hassallstreet (1905).

30. **Mehlis,** Dr. Christian. Neustadt a. d. Haardt, Rheinpfalz (1879).
31. **Meitzen,** Dr. August, Geheimer Regierungsrat, Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
32. **Meyer,** Dr. A. B., Geheimer Hofrat, Dresden (1884).
33. **Morselli,** Dr. Enrico, Direktor der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua, Via Assarotti 46 (1875).
34. **Mortillet,** Adrien de, Professeur à l'école d'anthropologie, Paris VI. (1905).
35. **Munro,** Robert. Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
36. **Naue,** Dr. Julius, Professor. München, Promenadeplatz 6 (1887).
37. **Nüesch,** Dr. Jakob. Schaffhausen (1900).
38. **Olshausen,** Dr. Otto. Berlin SW., Anhaltstr. 5 (1895).
39. **Orsi,** Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).
40. **Radloff,** Dr. W., kaiserl. russischer Geheimrat, Akademiker. St. Petersburg (1892).
41. **Reinach,** Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
42. **Riedel,** Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Weltevreden, Java, Laan de Riemer. (1873).
43. **Rossini,** Dr. Carlo Conti. Rom, Via Palestro 41 (1904).
44. **Rutot,** Aimé, Konservator am Naturhistorischen Museum in Brüssel (1904).
45. **Salin,** Dr. Bernhard, Direktor des Nordischen Museums. Stockholm (1905).
46. **Schmeltz,** Dr. J. D. E., Direktor des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
47. **Schulenburg,** Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
48. **Schweinfurth,** Dr. Georg, Professor. Berlin W., Potsdamerstraße 75a (1884).
49. **Stefanović-Vilovsky,** Theodor Ritter v., General-Telegraphen-Direktor. Wien, V/2. Wiedner Hauptstraße 87 (1887).
50. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Steglitz bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
51. **Stieda,** Dr. Ludwig, Geheimer Medizinalrat, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
52. **Stoll,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
53. **Thilenius,** Dr. Georg, Professor, Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1906).
54. **Török,** Dr. Aurel v., Universitäts-Professor, Budapest (1891).
55. **Topinard,** Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
56. **Troutowski,** W. Moskau, Bersenjewka (1890).
57. **Uhle,** Dr. Max, Direktor des archäologischen Museums in Lima (1898).
58. **Vinson,** Julien. Paris (1879).
59. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstraße 4 (1903). [Zugleich wirkliches Mitglied.]

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels,** Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloß Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu Wien, I. Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski,** Julian. Berlin, Lessingstr. 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Angerer & Göschl,** C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI/1. Ottakringerstraße 49 (1898).
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1899).
3. **Auer v. Welsbach,** Dr. Karl Freiherr v., Chemiker. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 57 (1898).
4. **Auspitz v. Artenegg,** Theodor, Prokurist der pr. Firma S. Auspitz, Wien, I. Schwarzenbergstraße 3 (1891).
5. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
6. **Czech v. Czechenherz,** Jaroslav. Wien, IV/1. Alleegasse 13 (1903).
7. **Dreher,** Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer, Mitglied des Herrenhauses. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
8. **Dreher,** Margarethe. Schwechat bei Wien, Brauhaus (1905).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Sekretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen usw. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Kassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV/1. Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

9. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rat, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1891).
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Bahnhofstraße 3 (1887).
11. **Grillmayer,** Johann. Schwannenstadt 193, Oberösterreich (1898).
12. **Gundrum,** Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kreuz, Kroatien (1900.)
13. **Gutmann,** Max Ritter v., k. k. Bergrat. Wien, XIX/1. Colloredogasse 24 (1892).
14. **Hamburger, W.,** Buchdruckerei. Wien, VI/2. Mollardgasse 41 (1899).
15. **Harrach zu Rohrau,** Johann Franz Graf, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, I. Freiung 3 (1887).
16. **Jasper,** Friedrich, Buchdruckereibesitzer in Wien, III/1. Thongasse 12 (1901).
17. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III/3. Jacquingasse 18 (1884).
18. **Lieben,** Leopold v., Vize-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
19. **Liechtenstein,** Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberleutnant i. d. Res., Profeßritter des Malteser-Ritterordens. Wien, II/2. Schüttelstraße 11 (1900).
20. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
21. **Miller zu Aichholz,** Dr. Viktor Ritter v. Wien, III/3. Am Heumarkt 13 (1887).
22. **Ofenheim,** Wilhelm, Ritter v. **Ponteuxin.** Wien, I. Schwarzenbergplatz 4 (1901).
23. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. München, Kaulbachstraße 93.
24. **Reininghaus,** Carl. Wien, IV/1. Brahmsplatz 1 (1905).
25. **Schoeller,** Dr. Max. Berlin, Zelten 21a (1898).
26. **Schoeller,** Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. großbrit. General-Konsul, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Johannesgasse 7 (1899).
27. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrat der öst.-ung. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII/2. Promenadegasse 43 (1887).
28. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III/3. Rennweg 2 (1884).
29. **Seler,** Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).
30. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I. Burgring 7 (1896).
31. **Sztranyak,** Josef, Chemigraph in Wien, VIII/2. Tigergasse 13 (1901, wirkliches Mitglied von 1899—1900).
32. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Krugerstraße 16 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
33. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister a. D. Prag, Kleinseite (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
34. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Herrengasse 5. (1870).
35. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III/3. Strohgasse 21 A (1879).
36. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö,** Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rat, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D. Wien, I. Kärntnerring 14 (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Altertumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg,** Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Sekretär. St. Peterburg (1896).
4. **Angerer,** Dr. Franz, Wien, III/1. Leonhardgasse 1 (1900).
5. **Antze,** Dr. Gustav, Assistent am Museum für Völkerkunde. Leipzig, Lampestraße 13 (1902).
6. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrat. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
7. **Arthaber,** Dr. Gustav Edler v., Privatdozent und Adjunkt an der Universität. Wien, I. Bartensteingasse 8 (1899).
8. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Leibarzt. Wien, I. Schottenring 4.
9. **Ausserer,** Dr. Karl, em. Professor. Wien, VIII/1. Lenaugasse 2 (1905).
10. **Bachofen v. Echt,** K. Adolf. Wien, XIX/2. Hackhofergasse 18 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
11. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, VIII/1. Landesgerichtsstraße 11.
12. **Baillou,** Max Freiherr v., k. u. k. Rittmeister, India (1903).
13. **Baldermann,** Gustav, Privat. Wien, IV/1. Floragasse 7 (1905).
14. **Barski,** Ludwig, Präfekt an der Theresianischen Akademie in Wien, IX/2. Bleichergasse 11 (1902).
15. **Bartels,** Dr. Paul. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 12 (1906).

16. **Bartsch,** Franz, k. k. Hofrat i. P. Wien, III/2. Salmgasse 14 (1887).
17. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysikus. Wilno, Rußland, poste restante (1889).
18. **Behlen,** königl. Oberförster. Haiger, Reg.-Bez. Wiesbaden (1902).
19. **Belani,** Albert, Ingenieur. Wien, VI/1. Windmühlgasse 17 (1905).
20. **Bengler,** Robert, k. k. Professor an der Fachschule der Keramik. Villach, Klagenfurterstraße 20 (1903).
21. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I. Felderstraße, Rathaus (1896).
22. **Bibliothek des Benediktinerstiftes** Melk, Niederösterreich (1902).
23. **Bielka v. Karltreu,** Dr. August Ritter, k. u. k. Hofrat und Leibarzt. Wien, I. Naglergasse 12 (1887).
24. **Birnbaum,** Dr. Nathan, Bureauvorstand des „Arbeitsnachweis", II/1. Taborstraße 59 (1902).
25. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Geheimer Hofrat, Direktor des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gaußstraße 17 (1892).
26. **Böhmerle,** Karl, k. k. Oberforstrat an der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederösterreich (1887).
27. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrat, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
28. **Bormann,** Dr. Eugen, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
29. **Botstiber,** Dr. Rudolf, Gemeindearzt in Floridsdorf, Elisabethstraße (1901).
30. **Bouchal,** Dr. Leo, k. u. k. Rechnungsrat beim gemeinsamen Obersten Rechnungshof. Wien, IV/1. Schäffergasse 22 (1901).
31. **Bouchal,** Leonard. Wien, IV/1. Schäffergasse 22 (1895).
32. **Braun,** Dr. Edmund Wilh., Direktor des Kaiser Franz Josefs-Museums in Troppau (1901.)
33. **Breitenstein,** Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus „Rubin", Böhmen (1898).
34. **Breitner,** Burghard, cand. med. Wien, IX/1. Porzellangasse 36/I (1900).
35. **Brenner-Felsach,** Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
36. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrat i. P. Wien, VIII/1. Lerchenfelderstraße 28 (1870).
37. **Brunšmid,** Dr. Josip, Universitäts-Professor, Museal-Direktor. Agram (1891).
38. **Bünker,** Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, Grabenrunde 66 (1901).
39. **Bugiel,** Dr. Włodzimierz Mieczysław. Paris, Boulevard St. Marcel 53 (1891).
40. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Regierungsrat, Konservator und Museums-Direktor. Spalato, Dalmatien (1896).
41. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I. Seilerstätte 16 (1889).
42. **Calliano,** Karl, Sekretär der Bezirkskrankenkassa. Baden, Niederösterreich, Braunstraße 19 (1900).
43. **Campi a Monte Santo,** Luigi Nobile de, Mitglied des Archäol. Institutes. Cles, Tirol (1886).
44. **Červinka,** J. Ladislaus, k. k. Konservator, Kult.-Ingenieur, Redakteur des „Pravěk". Kojetein, Mähren (1897).
45. **Chlingensperg auf Berg,** Dr. Max. München, Türkenstraße Nr. 106 (1901).
46. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Hofrat, Obersanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Frankgasse 6 (1874).
47. **Cohn,** Salo, Privatier. Wien, I. Hansenstraße 6 (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
48. **Cohn,** Dr. Paul, Dozent am k. k. technolog. Gewerbemuseum. Wien, IX/1. Türkenstraße 9 (1905). [Lebenslängliches Mitglied.]
49. **Colerus v. Geldern,** Emil, k. u. k. Generalmajor. Wien (1906).
50. **Czerny,** Alois, Bürgerschuldirektor. Mährisch-Trübau (1887).
51. **Dachler,** Anton, Ober-Ingenieur. Wien, XIII/2. Ameisgasse 15 (1895).
52. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Ferstelgasse 3 (1887).
53. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Sekretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Smolenskgasse 19 (1896).
54. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Feldmarschalleutnant i. P. Wien, III/3. Lagergasse 6 (1887).
55. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, VI/1. Gumpendorferstraße 63 B (1883).
56. **Dołkowski,** Leo, Ingenieur. Innsbruck, Erlerstraße 9 (1894).
57. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
58. **Dworschak,** Dr. Joh., Advokat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
59. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Zakopane, Galizien (1883).
60. **Eberhard,** Konrad, Pfarrer. St. Martin bei Ried, Oberösterreich (1899).
61. **Ebner v. Rofenstein,** Dr. Viktor Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Rathausstraße 13 (1901).
62. **Ehrenfreund,** Sigmund, Kaufmann. Wien, XVIII/1. Gersthoferstraße 73.
63. **Eisenstein,** Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschalleutnant i. P. Wien, II/3. Lilienbrunngasse 3 (1900).
64. **Familien-Fideikommiß-Bibliothek,** k. u. k. Wien, I. Hofburg (1877).

65. **Fehringer,** Dr. Otto, k. k. Gymnasial-Professor, Konservator in Seitenstetten, Niederösterreich (1901).
66. **Field Columbian Museum.** Chicago (1905).
67. **Figdor,** Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II/2. Kaiser Josefstraße 38 (1880).
68. **Finck,** Johann, königl. Rat, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
69. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII/2. Neuwaldeggerstraße 24 (1886).
70. **Foy,** Dr. Willy, Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums, Köln a. Rh., Rolandstraße 82/I (1902).
71. **Frauer,** Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 7 (1900).
72. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
73. **Gans,** Dr. Edgar, Badearzt in Karlsbad, Böhmen (1901).
74. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
75. **Geologische Reichsanstalt,** K. k. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 23 (1904).
76. **Geschichtsverein für Kärnten,** Direktion des. Klagenfurt (1904).
77. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Schlesien), Neißestraße 30 (1889).
78. **Gesellschaft für Physiokratie,** Anthropologische Sektion der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).
79. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
80. **Geyer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor, Kustos der k. k. Hofbibliothek. Wien, XIX/1, Prinz Eugenstraße 13 (1907).
81. **Glück,** Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
82. **Gnirs,** Dr. Anton, k. u. k. Professor an der Marinerealschule, k. k. Konservator. Pola (1906).
83. **Goldmann,** Dr. Emil, Privatdozent. Wien, VII/2. Lerchenfelderstraße 67 (1904).
84. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IV/2. Plößlgasse 4 (1870).
85. **Gorjanović-Kramberger,** Dr. Karl, Professor, Direktor des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
86. **Graf,** Dr. Heinrich Wilhelm, Hof- und Gerichtsadvokat. Wien, III/1. Landstraße Hauptstraße 8 (1905).
87. **Größer,** Matthäus, Dom-Kapitular des Stiftes Gurk, Klagenfurt (1902).
88. **Groß,** Dr. Konrad. Wien, XI/1. Pachmayergasse 4 (1893).
89. **Hagen,** Dr. Karl, Konservator am Museum für Völkerkunde in Hamburg (1895).
90. **Hahna,** Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstraße 39 (1897).
91. **Hamburger,** Dr. Ludwig, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, I. Reichsratsstraße 13 (1902).
92. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
93. **Hauser,** Otto, Schriftsteller. Wien, IV/2. Starhemberggasse 43 (1901).
94. **Hedinger,** Dr. August, Medizinalrat. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).
95. **Heger,** Franz, k. u. k. Regierungsrat, Direktor der anthrop.-ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 1 (1878).
96. **Hein,** Marie. Wien, XIII/5. Rettichgasse 4 (1904).
97. **Herman,** Otto. Budapest, VIII. József-körut 65 (1906).
98. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II/1. Haidgasse 12 (1870).
99. **Herz,** Dr. J. U. Wien, VIII/1. Josefstädterstraße 29 (1905).
100. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III/3. Veithgasse 9 (1883).
101. **Hörmann,** Konstantin, Sektionschef. Sarajevo (1894).
102. **Hofmann,** Ignaz, k. u. k. Militär-Oberlehrer in Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).
103. **Holl,** Dr. Moritz, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
104. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdozent an der k. k. Universität. Wien, I. Rathausstr. 20 (1888).
105. **Horváth,** Dr. Achatius, Arzt. Vereskö-Gömör (1902).
106. **Houdek,** Viktor, k. k. Ministerialrat. Wien, III/2. Stammgasse 9 (1901).
107. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Kommissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).
108. **Hovorka** Edler **v. Zderas,** Dr. Oskar, Chefarzt für Orthopädie im Zanderinstitute. Wien, I. Weihburggasse 4 (1893).
109. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvokat. Innsbruck, Meinhartstraße 5 (1887).
110. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Sektionschef und Präsident der k. k. statist. Zentral-Kommission i. P. Innsbruck (1884).
111. **Jagić,** Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses' k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien' VIII/1. Kochgasse 15 (1892).
112. **Jelinek,** Břetislav, k. k. Konservator, Direktor des städt. Museums in Prag 1554/II (1883).
113. **Jenny,** Frau Marie. Hard bei Bregenz (1889).
114. **„Joanneum", Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Kabinet] in Graz (1891).
115. **Jurié** Edler **v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdozent an der Universität. Wien, I. Freiung 6 (1870).

116. **Kahle,** Dr. Bernhard, Universitäts-Professor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).
117. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Universitäts-Professor. Czernowitz, Villa Milla (1891).
118. **Kallai,** Desider, Numismatiker. Wien, I. Lobkowitzplatz 3 (1905).
119. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrat. Brixen (1884).
120. **Karabacek,** Dr. Josef Ritter v., k. u. k. Hofrat, Direktor der k. k. Hofbibliothek, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III/2. Salmgasse 25 (1870).
121. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in St. Veit a. d. Gölsen, Niederösterreich (1880).
122. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrat, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).
123. **Kautsch,** Marianne, Bankdirigentens-Gattin. Steyr (1903).
124. **Kerschbaumer,** Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1900).
125. **Kivaña,** Josef, Gymnasial-Direktor in Gaya, Mähren (1901).
126. **Knett,** Dr. Josef, Stadtgeologe. Karlsbad, Iris (1898).
127. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Salzburg, Paris-Lodronstraße 2 (1888).
128. **Köchert,** Theodor, k. u. k. Hofjuwelier. Wien, I. Neuer Markt 15 (1905).
129. **Koehl,** Dr. C., Sanitätsrat. Worms (1906).
130. **Kolbenheyer,** Erich, k. k. Baurat, Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
131. **Kolisko,** Dr. Alexander, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Lackierergasse 1 (1904).
132. **Koller,** August, Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hrádek 4 (1891).
133. **Koudelka,** Florian, k. k. Konservator und Bezirksobertierarzt. Wischau, Mähren (1886).
134. **Krahuletz,** Johann, Museumskustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
135. **Kraitschek,** Dr. Gustav, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, V/2. Schönbrunnerstraße 110 (1901).
136. **Kretschmer,** Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Florianigasse 23 (1899).
137. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
138. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiskal der Herrschaft Arve. Arva Váralya, Ungarn (1883).
139. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrat a. D. Wien, IV/1. Wienstr. 27 (1870).
140. **Kuhn,** Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I. Maysedergasse 6 (1893).
141. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advokat. Wien, VI/2. Mariahilferstraße 109 (1889).
142. **Kunzelmann,** Dr. Friedrich, prakt. Arzt. Graz, Hauptplatz 4 (1902).
143. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat, Sektionschef. Wien, I. Stubenbastei 10 (1884).
144. **Lamprecht,** Ludwig, k. k. Ministerialsekretär. Wien, IV/1. Favoritenstraße 26 (1905).
145. **Landau,** Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin W., Lützowufer 5 a (1895).
146. **Landes-Oberrealschule,** Niederösterreichische, und Gewerbeschule in Wr.-Neustadt (1887).
147. **Landes-Real- und Obergymnasium,** Niederösterreichisches, in Horn (1893).
148. **Landwirtschaftliche Akademie,** Königl. böhm. Tetschen-Liebwerd (1899).
149. **Lasch,** Dr. Richard, Bezirksarzt. Wien, VIII/1. Wickenburggasse 2 (1899).
150. **Leger,** F., Privatier, Realitätenbesitzer. Kolin, 95/II., Böhmen (1888).
151. **Lehmann-Nitsche,** Med. et Phil. Dr. Robert, Sektionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).
152. **Lehrkanzel für Mineralogie und Geologie an der k. k. deutschen technischen Hochschule in Brünn** (1889).
153. **Leimdörfer,** Dr. Emil, Redakteur des „Wissen für Alle". Wien, IX/1. Schlickgasse 2 (1901).
154. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Untere Blanikgasse 6 (1893).
155. **Linde,** Franz X., Apotheker. Melk (1905).
156. **Linden,** Dr. Marie Gräfin v. d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Quartiusstraße 13 (1888).
157. **Lipperheide,** Franz Freiherr von, Matzen bei Brixlegg in Tirol (1901).
158. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV/1. Karlsgasse 9 (1893).
159. **Lodron-Laterano,** Carlo Graf zu, Fideikommißbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloß Gmünd, Kärnten (1900).
160. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
161. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Professor, Direktor am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Begasstraße 9 (1872). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
162. **Mährische Landesbibliothek** in Brünn (1904).
163. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Direktor des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
165. **Marinitsch,** Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzaretto vecchio 39 (1891).
166. **Massari,** Julius, k. k. Beamter im Ministerium für Landesverteidigung. Wien, I. Babenbergerstraße 15, Gendarmerie-Abteilung (1901).
167. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Direktor. Teltsch, Mähren (1881).

168. **Matiegka,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Karlsplatz 1504 II. (1890).
169. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kais. Rat, Gutsbesitzer. Wien, I. Tuchlauben 14 und 16 (1887).
170. **Mattula,** Josef, Städtischer Bauleiter. Znaim (1892).
171. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
172. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
173. **Mayet,** Dr. Lucien. Lyon-Bellecour, 15 Rue Emile Zola, Frankreich (1900).
174. **Mazegger,** Dr. Bernhard, Sanitätsrat, k. k. Konservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
175. **Meindl,** Karl, Verwalter. Wien, XXI. Leopoldauerstraße 81 (1903).
176. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1899).
177. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
178. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Geheimer Rat und Admiral, Chef der Marinesektion des k. u. k. Reichs-Kriegsministeriums. Wien, IX/1. Hörlgasse 2 (1884).
179. **Moser,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
180. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien, XIII/2. Penzingerstraße 84 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
181. **Much,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIX/1. Prälatenkreuzstraße 4 (1880).
182. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, VIII/2. Feldgasse 10 (1884).
183. **Müller,** Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
184. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Sekretär a. D. Wien, IX/1. Berggasse 5 (1889).
185. **Murko,** Dr. Matthias, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1896).
186. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
187. **Musealverein** für Krain in Laibach (1904).
188. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
189. **Musejni spolek.** Brünn (1889).
190. **Museum** der königl. Stadt Klattau in Böhmen (1890).
191. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
192. **Museum** der kgl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
193. **Museum** der Stadt Retz (1905).
194. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
195. **Museum, Historisch-archäologisches,** Francisco-Josefinum der Stadt Pilsen (1888).
196. **Museumsverein** in Budweis (1895).
197. **Naturforschende Gesellschaft** in Danzig (1904).
198. **Neergaard,** C., Inspektor am Nationalmuseum in Kopenhagen (1905).
199. **Neugebauer,** Dr. Josef. Wien, VIII/2. Laudongasse 42 (1893).
200. **Neumann,** Dr. Wilhelm Anton, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Garnisonsgasse 18 (1901).
201. **Neustadtl,** Dr. Josef. Wien, I. Wallnerstraße 3 (1895).
202. **Niederle,** Dr. Lubor, Universitäts-Professor Prag-Žižkov, Husinecká 11 (1901).
203. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnikum (1887).
204. **Oberhummer,** Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Alserstraße 28 (1904).
205. **Obermaier,** Dr. Hugo, Archäologe. Wien, III/3. Rennweg 31 (1901).
206. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Direktor der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX/1. Billrothstraße 69 (1870).
207. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Hofrat und Sanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Neutorg. 20 (1870).
208. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Oberösterreich Bethlehemstraße 31 (1894).
209. **Palliardi,** Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
210. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rotenturmstraße 15 (1892).
211. **Peisker,** Dr. Johann, Skriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Ruckelberg 48 (1896).
212. **Penck,** Dr. Albrecht, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Berlin NW. 7, Georgenstraße 34—36 (1904).
213. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII/2. Schindlergasse 48 (1882).
214. **Pfeiffer von Inberg,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII/1. Währingergürtel 41 (1870).
215. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Oberstabsarzt, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).
216. **Pick,** Dr. Arthur, Karlsbad, Böhmen, Alte Wiese, goldene Krone (1901).
217. **Pilcz,** Dr. Alexander, Privatdozent und prov. Leiter der I. psychiatrischen Klinik. Wien, IX/2. Lazarethgasse 14 (1906).
218. **Pilsack,** Dr. A. Salzburg, Giselakai 43 (1905).
219. **Pöch,** Dr. Rudolf. Wien, IX/2. Pelikangasse 14 (1906).
220. **Polaschek,** Dr. Anton, k. k. Gymnasial-Direktor. Wien, XXI. Hauptstraße 46 (1901).
221. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
222. **Preindlsberger-Mrazović,** Milena, Schriftstellerin. Sarajevo, Landesspital (1889).
223. **Premerstein,** Dr. Anton Ritter v., Privatdozent und Beamter der k. k. Hofbibliothek. Wien (1902).

224. **Pächler,** Wenzel, k. k. Oberbergrat i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884.)
225. **Purić,** Josip, Gymnasial-Professor. Agram, Preradovićgasse 19 (1905).
226. **Rabl,** Dr. Karl, Hofrat und Universitäts-Professor. Leipzig (1882).
227. **Radić,** Fran., Redakteur der „Starohrvatska Provsjeta". Curzola, Dalmatien (1884).
228. **Reichle,** Wolfgang, k. u. k. Rechnungsrat beim gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, I. Herrengasse 23 (1901).
229. **Reinisch,** Dr. Leo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor in Wien, VIII/2. Feldgasse 3 (1902).
230. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII/1. Karl Ludwigstraße 28 (1894).
231. **Reviczky de Revizsnye,** Bartholomäus, Vize-Dechant und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).
232. **Richlý,** Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).
233. **Riedl,** Emanuel, k. k. Bergrat und Konservator. Graz, Beethovenstraße 24 (1905).
234. **Rieger,** Dr. Ludwig, Arzt. Mödling, Brühlerstraße (1904).
235. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, XIX/1. Sternwartestraße 57 (1874).
236. **Rind,** Max, cand. ing. Wien, VI/2. Stumpergasse 50 (1906).
237. **Riß-Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, II/2. Valeriestraße 19 (1894).
238. **Rode,** Dr. Max, Hof- und Gerichtsadvokat. Wien, I. Graben 13 (1906).
239. **Römisch-Germanisches Zentralmuseum** in Mainz (1899).
240. **Rohrmann,** Moritz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).
241. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 39 (1874).
242. **Rollett,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrat, Direktor und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).
243. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., k. u. k. Gesandter. Teheran (1894).
244. **Rowland,** William R. Perhentian Tinggi Estate bei Seremban, Malay Federated States, via Port Dickson (1895).
245. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrat. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
246. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III/2. Marxergasse 1 (1888).
247. **Schacherl,** P. Gustav, Kustos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).
248. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Graben 12 (1893).
249. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Regierungsrat und Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
250. **Schickinger,** Hermann, Gymnasial-Professor. Linz (1905).
251. **Schiff,** Dr. Eduard, k. k. Universitätsprofessor. Wien, I. Maximilianstraße 13 (1888).
252. **Schlemm,** Fräulein Julie. Berlin W., Viktoriastraße 4a, II. (1903).
253. **Schliz,** Dr. Alfred, Hofrat, Stadtrat. Heilbronn, Württemberg (1901).
254. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV/1. Taubstummengasse 8 (1888).
255. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrat. Wien, II/2. Kaiser Josefstraße 33 (1870).
256. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrat i. P. in Steyr (1901).
257. **Schmidl,** Karl. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 35, II. Stock, 11 (1872).
258. **Schmidt,** Frau Prof. Cäcilie. Jena, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1907).
259. **Schmidt,** S. V. D., P. Wilhelm, Mödling, Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
260. **Schönborn-Wiesentheid,** Dr. Erwein Erbgraf von. Wiesentheid, Unterfranken, Bayern (1900).
261. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
262. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Maximilianplatz 13 (1894).
263. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Mariannengasse 3 (1887).
264. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885).
265. **Schullern zu Schrattenhofen,** Dr. Hermann v., k. k. Hofrat und Professor an der Hochschule für Bodenkultur. Wien, VI/2. Webgasse 44 (1904).
266. **Schumacher-Marienfried,** Dr. Sigmund v., Privatdozent. Wien, IX/2. Fuchsthallergasse 12 (1905).
267. **Sedlaczek,** Hubert, Förster. Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).
268. **Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften** in Lemberg, Čarnećkygasse 26 (1904).
269. **Seeauer,** Karl, Hotelbesitzer in Ischl, Hotel Elisabeth (1901).
270. **Sellin,** Dr. Ernst, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII/3. Julienstraße 20 (1904).
271. **Seminar,** Erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
272. **Sieger,** Dr. Robert, k. k. Universitäts-Professor. Graz, geographisches Institut der Universität (1891).
273. **Skribany,** Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Schrannenplatz 2 (1900).
274. **Sonnleithner,** Ferdinand, Sektionschef. Wien, VII/1. Dreilaufergasse 8 (1888).
275. **Spens-Boden,** Gabriele Gräfin. Ropitz bei Teschen (1906).
276. **Spitzer,** Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, I. Giselastraße 11 (1884).

277. **Staatsgewerbeschule,** k. k., Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
278. **Staatsgymnasium,** k. k., Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
279. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrat. Wien, III/3. Ötzeltgasse 10, III (1870).
280. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Steglitz bei Berlin, Friedrichstraße 1 (1892). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
281. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
282. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Krankenhause Wieden, Privatdozent an der Universität. Wien, IX/2. Alserstraße 24 (1880).
283. **Stockhammer,** Gustav, Oberinspektor der Nordwestbahn. Wien, XXI. Koloniestraße 26 (1900).
284. **Stołyhwo,** Kazimierz, Direktor des Anthropologischen Laboratoriums. Warschau, Krakowskie przedmieście 66 (1907).
285. **Storno,** Franz, akad. Maler. Sopron, Rathausplatz 8 (1893).
286. **Strohmayer,** Dr. phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).
287. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slawonien (1892).
288. **Stummer,** Albert, Weinbaupraktikant des k. k. Ackerbauministeriums. Wien, XVIII/1. Kutschkergasse 3 (1907).
289. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrat, Direktor einer Privat-Heilanstalt für Gemütskranke. Wien, I. Kärntnerring 17 (1880).
290. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Regierungsrat am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII/2. Sigmundsgasse 8 (1879).
291. **Tandler,** Dr. Julius, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Beethovengasse 8 (1904).
292. **Teglás,** Gabriel, Oberstudiendirektor a. D., Budapest, IX. Pipa-utcza 4 (1906).
293. **Teutsch,** Julius, Likörfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Roßmarkt 4 (1899).
294. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Hofrat, Direktor der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III/1. Landstraße Hauptstraße 6 (1887).
295. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Helferstorferstraße 4 (1885).
296. **Toldt,** Dr. Karl, jun., Wien, I. Helferstorferstr. 4 (1902).
297. **Toldt,** Dr. Anton, Arzt. Salzburg, Griesgasse 7 (1905).
298. **Traeger,** Dr. P. Zehlendorf bei Berlin, Wilhelmstraße 1 (1902).
299. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen (1889).
300. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor, Kustos des Ethnogr. Museums in Belgrad, Protamatijastraße 13 (1894).
301. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Oberstabsarzt und Sanitätschef. Temesvár (1888).
302. **Urbantschitsch,** Dr. Viktor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, XIX/1. Colloredogasse 8 (1901).
303. **Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** Prag, I. Liliengasse 7 (1904).
304. **Vielhaber,** Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).
305. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Ragusa Dalmatien (1883).
306. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Konservator, Domvikar. Olmütz (1896).
307. **Wagner v. Jauregg,** Dr. Julius Ritter, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Landesgerichtsstraße 18 (1904).
308. **Wallaschek,** Dr. Richard, Privatdozent an der Universität. Wien, I. Schottengasse 10 (1897).
309. **Wallisch,** Dr. Wilhelm. Wien, I. Tegetthofstraße 1 (1906).
310. **Walther,** Alfred, Architekt. Wien, XVIII/1. Anastasius Grüngasse 38 (1904).
311. **Wasserburger,** Moritz, k. k. Postrat. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 77 (1899).
312. **Weichselbaum,** Dr. Anton, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Wien, IX/1. Liechtensteinstraße 43 (1904).
313. **Weinberger,** Isidor, k. k. Kommerzialrat, Präsident der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV/1. Schwindgasse 20 (1883).
314. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Konservator Museums-Kustos. Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
315. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Hofrat, Direktor der staatlichen Samen-Kontrollstation. Wien, II. Prater 174 (1892).
316. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
317. **Weißenberg,** Dr. S. in Elisabethgrad, Südrußland (1901).
318. **Weiß v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter, Advokaturskandidat. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1900).
319. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III/1. Hauptstraße 74 (1887).
320. **Wickenburg,** Eduard Graf. Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
321. **Wieninger,** Georg, Gutsbesitzer. Schärding, Oberösterreich (1900).
322. **Wielemans,** Edler von **Monteforte,** Alexander, k. k. Oberbaurat und Architekt. Wien, XVII/2. Zwerngasse 16 (1897).

323. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstraße 4 (1883). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
324. **Wilser,** Dr. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).
325. **Winkler,** Karl, Sparkassen-Direktor in Mauthausen an der Donau (1901).
326. **Winternitz,** Dr. Moritz, Professor für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Königliche Weinberge, Chodengasse 5 (1886).
327. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstr. 28 (1872).
328. **Wisnar,** Julius, k. k. Gymnasial-Direktor. Znaim (1898).
329. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, VI/1. Magdalenenstraße 10A, 4. St. (1884).
330. **Wolf,** Sándor, Großhändler. Kismarton. [1905].
331. **Zawiliński,** Roman, Direktor des k. k. Staats-Obergymnasiums, Sekretär der ethnologischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften. Tarnow (1893).
332. **Zdekauer,** Dr. Alfred. Trautenau (1899).
333. **Želizko,** Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III/2. Löwengasse 37A, I/4 (1900).
334. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Landesgerichtsstraße 12 (1892).
335. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, XIX/I. Nußwaldgasse 22 (1878).
336. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste i. P., Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Kohlmarkt 11 (1889).
337. **Zupanič,** Dr. Niko. Griblje, Bezirk Cernomelj, Krain (1904).

C. Korrespondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Ödenburg.
2. **Hein,** Marie. Wien. [Zugleich wirkliches Mitglied.]

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und **Redaktionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausche** steht.

(S. bedeutet Tausch nur gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abteilung, E. = ethnographische Sammlung, H. = Hofbibliothek, P. = prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslawische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Kl., 2. mathemat. Kl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (H.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft — Viestnik hrvatskoga arheolokošga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mitteilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Komitee. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. (E.)
6. **Bergen,** Norwegen: Bergens Museum. — Aarbog (H).
7. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (H.)
8. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
9. — Verein für Volkskunde (Prof. Dr. Roediger). — Zeitschrift. (E.)
10. — Sammlung für deutsche Volkskunde, C., Klosterstraße 36. — Mitteilungen. (H.) S.
11. — Gesellschaft für Erdkunde. — Zeitschrift (H.)
12. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
13. **Bonn:** Verein von Altertumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
14. **Boston und New-York:** The American Folk-Lore Society. (Editor Dr. A. F. Chamberlain, Clark University, Worcester Mass.) (E.)
15. **Braunschweig:** Redaktion der Zeitschrift „Globus". — Globus. (E.)
16. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. — Jahresberichte. (Z.)
17. — Schlesischer Altertumsverein. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift (P).
18. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (H.)
19. — Société d'antropologie. — Bulletin. (P.)
20. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
21. — Société Royale Belge de Géographie. — Bulletin. (H.)
22. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
23. — Ethnographische Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums (Budapest, VI. Városliget Iparcsarnok). — 1. Anzeiger. 2. Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn. (E.)
24. — Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia (E).
25. **Bukarest:** Societatea geografica Romîna. — Bull. (H.)
26. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journal 2. Proceedings. (E.)
27. **Cambridge,** Mass., U. S. A.: Peabody Museum of Archaeology and Ethnology, Harvard University.
28. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmines merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
29. **Časlau:** Redaktion der „Československé letopisy musejení". — Letopisy. (P.) S.
30. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (H.)
31. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia". — Mitteilungen. (B.) S.
32. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
33. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie die meisten Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der „Mitteilungen" an die Bibliotheken der genannten Abteilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab.

34. **Eger:** Redaktion von „Unser Egerland" (Alois John, Eger, Bahnhofstraße 25). — „Unser Egerland."
35. **Eggenburg:** Krahuletz-Gesellschaft.
36. **Florenz:** Società italiana di Anthropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E.)
37. **Genf:** Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)
38. **Gießen:** Hessische Vereinigung f. Volkskunde. (H.)
39. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
40. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mitteilungen. (Z.)
41. — Verein der Ärzte in Steiermark. — Mitteilungen.
42. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)
43. **Haag:** Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde von Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)
44. — Nederlandsche Anthropologische Vereeniging (Dr. P. H. Eijkman, Sekretaris, Parkweg 16). — Handelingen. (E.)
45. **Haarlem:** Redaktion von „De Aarde en haar Volken" (H. D. Tjeenk Willink & Zoon). — „De Aarde en haar Volken". (E.)
46. **Hanoi:** L'École Française d'Extrême - Orient. (Au directeur.) — Bulletin. (E.)
47. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (H.)
48. — Finnisch-ugrische Gesellschaft. — 1. Journal, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
49. **Hermannstadt:** Siebenbürgischer Verein für Naturwissenschaften. — Verhandlungen und Mitteilungen.
50. **Innsbruck:** Museum. Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
51. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjestija (E.)
52. **Kiel:** Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. — Mitteilungen. (P.) S.
53. **Königsberg:** Altertumsgesellschaft „Prussia". — Sitzungsberichte. (P.)
54. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
55. **Kopenhagen:** Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarboger, 2. Memoires. (P.)
56. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
57. **La Paz:** (Bolivia): Oficina Nacional de Inmigración, Estadística y Propaganda Geográfica. (H.)
58. **La Plata:** Museo de La Plata. — 1. Revista 2. Anales. (H.)
59. **Leiden:** Redaktion des Internationalen Archives für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.)
60. **Leipzig:** Städtisches Museum für Völkerkunde. — 1. Jahrbuch. 2. Veröffentlichungen. (E.)
61. **Lima** (Peru): Sociedad Geográfica de Lima. — 1. Boletin. 2. Memoria anual. (E.)
62. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
63. **Lissabon:** Sociedade de Geographia de Lisboa. Boletin. (H.)
64. **London:** Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Journal. (E.)
65. — Folk-Lore Society. — Folk-Lore. (E.)
66. **Lübeck:** Geographische Gesellschaft. — Mitteilungen. (H.) S.
67. **Lüttich:** Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
68. **Lyon:** Société d'Anthropologie. (P.)
69. — Museum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
70. **Madras:** Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
71. **Mailand:** Società italiana di scienze naturali. — 1. Alti, 2. Memorie. (Z.)
72. **Manila:** Ethnological Survey, Department of the Interior. Manila, Philipp. Islds. (E.)
73. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjestija, 2. Trudij antropologičeskago otdjela. (P.)
74. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. (P.)
75. — Redaktion der „Etnografičeskoje Obozrenije". Polytechnisches Museum. (E.)
76. **München:** Redaktion der Prähistorischen Blätter. (P.) S.
77. **New Plymouth** (New Zealand): Polynesian Society. — The Journal. (E.)
78. **New-York:** American Museum of Natural History. 77th Street and Central Park West. — Papers from the Anthropological Department. Memoirs (E.)
79. — The American Antropologist. (Dr. A. F. Chamberlain, Clark University, Worcester Mass.)
80. — The American Geographical Society. — Bulletin. (H.)
81. **Norwood:** Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
82. **Nürnberg:** Germanisches Nationalmuseum. — Anzeiger und Mitteilungen. (P.)
83. **Orenburg:** Gelehrte Altertums-Gesellschaft. — 1. Journal, 2. Zapiski, 4. Iswjestija. (P.)
84. **Ottawa:** Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science.
85. **Padova:** Accademia Scientifica Veneto-Trentino-Istriana. — Atti. (H.)
86. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
87. **Paris:** Société d'anthropologie. — 1. Bulletins, 2. Mémoires. (E.)
88. — Redaktion des Journal „L'Anthropologie". — L'Anthropologie. (P.)

89. **Paris:** Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
90. — Redaktion der Zeitschrift „Revue des traditions populaires" (M. Paul Sébillot, 80 boulevard Saint Marcel). (E.)
91. — Redaktion der „Revue mensuelle de l'École d'anthropologie". — Revue mensuelle. (P.)
92. — Redaktion der Zeitschrift „Le Tour du Monde". — Le Tour du Monde. (E)
93. — „Musée Guimet." — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des réligions, 3. Bibliothek que d'Études. (E.)
94. — Société des Américanistes. (61 Rue de Buffon). — Journal. (E.)
95. **Philadelphia:** University of Pennsylvania Department of Archaeology, Section of Ethnology. — Transactions. (H.)
96. **Porto:** Redaktion der Portugalia. Materias parao estudo de povo portuguez. Rua do Conde 21. — Portugalia. (P.)
97. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
98. **Prag:** Čechoslawisches ethnograph. Museum. (E.)
99. — Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht.
100. — Redaktion der Zeitschrift „Český lid". — Český lid. (E.)
101. **Rio de Janeiro:** Museu Nacional. — Archivos. (E.)
102. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti. 2. Notizie degli scavi di antichità, 3. Rendiconti. (P.)
103. — Redaktion des „Bollettino di Paletnologia italiana". — Bollettino. (P.)
104. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
105. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
106. — Redaktion der Zeitschrift „Rivista Italiana di Sociologia". (E.)
107. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelingsgenootschap. — Mededeelingen. (E.)
108. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mitteilungen. (P.)
109. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Kommission. — 1. Compte Rendu, 2. Otčet, 3. Materialij. (P.)
110. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (H.)
111. — Kaiserlich russische geographische Gesellschaft. — 1. Iswjestija, 2. Otčet. (E.)
112. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medizinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
113. **Sarajevo:** Bosnisch-herzegowinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. (P.)
114. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
115. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
116. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
117. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
118. — Svenska sälskapet for Antropologi och Geografi. — „Ymer". (H.)
119. — Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
120. **Stuttgart:** Königliche öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (H.)
121. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
122. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record, 3. Memoir. (E.) S.
123. — Royal Anthropological Society. 7 Lincoln's Inn Chambers, Elizabeth-Street, Sydney NSW. — Science of man and Journal.
124. — Australasian Association for the advancement of science (5 Elizabeth Street, Mr. A. Liversidge, Hon. Secretary). — Reports of the meetings. (H.)
125. **Tiflis:** Kaukasische Abteilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Zapiski, 2. Iswjestija. (E.)
126. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
127. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
128. — Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. — Mitteilungen. (H.)
129. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions, 1. Proceedings, 3. Annual report. (H.)
130. **Trient:** Bibliotheca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
131. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.) S.
132. **Upsala:** Redaktion der Zeitschrift „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif". (E.)
133. **Warschau:** Redaktion der „Wisła". (E.)
134. — Redaktion des „Swiatowit". (P.)
135. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents. 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)

132. **Washington:** United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Ressources, 4. Bulletin.
133. **Wien:** K. k. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mitteilungen. (P.)
134. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
135. — Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
136. — Wissenschaftlicher Klub. — Monatsblätter. (P.)
137. — K. k. Gesellschaft der Ärzte.
138. **Wien:** K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])
139. — Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
140. — Verein für österreichische Volkskunde. — Zeitschrift für österreichische Volkskunde.
141. **Wiesbaden:** Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mitteilungen. (P.)
142. **Woking:** Redaktion von „The Imperial and Asiatic Quaterly Review and Oriental and Colonial Record". (E.)
143. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mitteilungen. (P.)
144. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. (P.)

---

[1]) Erhält zwei Exemplare der „Mitteilungen" für die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abteilung, E. und P.

DRUCK VON W. HAMBURGER, WIEN — 07 1577

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

XXXVIII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE VIII. BAND.)

I. HEFT.

INHALT.

Abhandlungen. Seite

V. L. Neumayer: Ein Beitrag zur Lehre vom Längenwachstume des Hirnschädels (mit 1 Abbildung im Texte) 1
R. H. Mathews: Initiationszeremonie des Birdhawal-Stammes 17
R. Pöch: Ethnographische Mitteilungen über die Kworafi (mit 4 Abbildungen im Texte) 25
J. Pokorny: Der Ursprung des Druidentums. (Mit Diskussion: *R. Much, E. Goldmann*) 34

Literaturberichte.

Nr. 1—8 51

Sitzungsberichte (Seite [1]—[16]).

Monatsversammlung am 13. November 1907: *Pokorny,* Der Ursprung des Druidentums S. [3]; *Bünker,* Westungarische Vorhallenhäuser (mit 5 Abbildungen im Texte) S. [3]. — Ausschußsitzung am 19. November 1907 S. [8]. — Monatsversammlung am 11. Dezember 1907: *Goldmann,* Das Totenbrett in den germanischen Volksrechten S. [9]; *Pöch,* Besteigung des Mount Albert Edward und Besuch des Chirima-Stammes durch C. A. W. Monckton S. [9]; *Herman,* Briefliche Mitteilung S. [11]; Geschenke für die Bibliothek S. [11]. — Monatsversammlung am 8. Jänner 1908: *Schmidt,* Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke S. [13]. — Ausschußsitzung am 4. Februar 1908 S. [13]. — Monatsversammlung am 12. Februar 1908: *v. Schullern,* Der Ursprung des Privateigentums S. [14]; *v. Weinzierl,* Tätigkeitsbericht für das Jahr 1907 S. [14]; *Bulić,* Bericht S. [16].

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1908.

Schluß der Redaktion am 1. Februar 1908.

Das Register zu Band XXXVII wird mit Heft II/III ausgegeben werden.

Die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erscheinen jährlich in 6 Heften. Die gesondert paginierten Sitzungsberichte werden in der Regel den einzelnen Heften angeschlossen und nur von Fall zu Fall an die Mitglieder separat versendet.

Die Redaktion.

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Mitteilungen allein verantwortlich.

Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1908.

Protektor:

Seine kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Präsident:

*Dr. Karl **Toldt**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

Vize-Präsidenten:

Dr. Vratoslav **Jagić**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Matthäus **Much**, k. k. Regierungsrat.
*Franz **Heger**, k. k. Regierungsrat und Direktor der anthr.-ethn. Abteilung des k. k. naturh. Hofmuseums.

Sekretäre:

*Dr. Rudolf **Much**, k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Leo **Bouchal** (Redakteur der „Mitteilungen").

Rechnungsführer:

Dr. Karl **Außerer.**

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Rechnungszensoren:

Moriz **Wasserburger**, k. k. Postrat.
Dr. Oskar **Hovorka Edler v. Zderas.**

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl**, k. k. Ministerialrat i. P.
Anton **Dachler**, Ingenieur.
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Gustav **Kraitschek**, k. k. Gymnasial-Professor.
Hugo Freiherr v. **Kutschera**, k. u. k. Geheimer Rat und Sektionschef.
Dr. Richard **Lasch**, k. k. Bezirksarzt.
Dr. David Heinrich **Müller**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
Dr. Eugen **Oberhummer**, k. k. Universitäts-Professor.
Karl **Penka**, k. k. Gymnasial-Professor.
Dr. Leo **Reinisch**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.
*Dr. Leopold v. **Schroeder**, k. k. Universitäts-Professor.
Dr. Hermann Ritter **Schullern zu Schrattenhofen**, k. k. Hofrat und Professor an der Hochschule für Bodenkultur.
Dr. Ernst **Sellin**, k. k. Professor an der evang.-theol. Fakultät.
Dr. Siegmund **Wahrmann**, prakt. Arzt.
Hans Graf **Wilczek**, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer.
*Dr. Emil **Zuckerkandl**, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor.

* Mitglieder des Redaktions-Komitees.

Zur gefälligen Beachtung.

Sendungen und Zuschriften für die Redaktion und Administration dieser Mitteilungen sowie für die Bibliothek und das Sekretariat der Anthropologischen Gesellschaft werden unter der Adresse *„Anthropologische Gesellschaft in Wien, I. Burgring 7"*, erbeten. An dieselbe Adresse wolle man auch Anmeldungen zum Beitritte, welcher zu jeder Zeit erfolgen kann, gelangen lassen. — Der Jahresbeitrag beträgt für ein wirkliches Mitglied 10 Kronen, für ein unterstützendes Mitglied 20 Kronen. Geldsendungen sind ausschließlich an den Kassier der Gesellschaft, Herrn *Karl Freiherrn v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8,* zu adressieren.

Buchhändlerische Aufträge, welche unsere Mitteilungen betreffen, ersuchen wir an *Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien, I. Rotenturmstraße 13,* welcher den Verlag der sämtlichen Publikationen der Gesellschaft übernommen hat, zu richten.

Es wird ersucht, Bücher, von welchen eine Anzeige gewünscht wird, in zwei Exemplaren einzusenden, da die Gesellschaft die einlaufenden Geschenke dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum abgibt und eine Besprechung nur dann veranlassen kann, wenn sie für den Gebrauch des Referenten ein zweites Exemplar erhält.

Sonderabdrücke und Zeitschriftenartikel können unter keinen Umständen besprochen werden. (Beschluß des Redaktionskomitees vom 6. Dezember 1904.)

Das Sekretariat.

Publikationen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien:

	Kronen
Bd. II—X, Wien 1872—1880. 8°. zusammen	72·—
Bd. II—X, „ 1872—1880. per Band	12·—
Bd. XI und XII. Wien 1881, 1882. 4°. per Band	12·—
Bd. XIII—XX. Wien 1883—1890. 4°. per Band	16·—
Bd. XXI—XXXVI. Wien 1891—1900. 4°. per Band	20·—
Einzelne Hefte von Bd. XXI—XXXVII per Heft	4·—

Bd. I wird nicht mehr abgegeben. Abnehmer der Serie Bd. II—XX erhalten dieselben um den Preis von K 180·— (statt K 260·—); größere Serien aus der ganzen Reihenfolge (von 5 Bänden angefangen) zu einem um 25% ermäßigten Preise.

Die Generalregister zu den Bdn. XI—XX und XXI—XXX (Neue Folge, Bd. I—X und XI—XX) sind nicht einzeln verkäuflich, sondern können nur mit den Bdn. XX und XXX zugleich zum Ladenpreise von K 16·—, bzw. K 20·— oder mit dem 4. und 5. Hefte des Bd. XX um den Ladenpreis von K 8·—, bzw. mit dem 6. Hefte des Bd. XXX um K 4·— bezogen werden.

Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft können die früheren Jahrgänge der Mitteilungen zur Hälfte der obigen Ladenpreise durch das Sekretariat (Wien, I. Burgring 7) beziehen. Die Bände werden jedoch hiebei einzeln berechnet.

Sonderausgaben:	Kronen
Andree Richard, Der Ursprung der amerikanischen Kulturen. Ein Überblick	1·—
Andrian-Werburg Dr. Ferdinand Freih. v., Über Wetterzauberei	4·—
— — Festrede, gehalten anläßlich des 25. Stiftungsfestes der Gesellschaft am 12. Februar 1895 in Wien	1·80
— — Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker	1·80
— — Virchow als Anthropologe	—·40
Bahnson Kristian, Über ethnographische Museen	4·—
Bancalari Gustav, Vorgang bei der Hausforschung	1·20

(Fortsetzung auf der 3. Seite des Umschlages.)

Ein Beitrag zur Lehre vom Längenwachstume des Hirnschädels.

Aus der anatomischen Anstalt in Graz.

Von Dr. Viktor L. Neumayer, gew. Assistent.

(Mit 1 Abbildung im Texte.)

I. Über den Hirnschädel des Erwachsenen.

Die Schwankungen in der Länge des Hirnschädels können, wie bekannt, ganz beträchtliche sein. Unter 78 Schädeln im Alter von 19 bis 60 Jahren stehender Individuen fand sich diese Schwankung zwischen 161·5 *mm* und 189 *mm* gelegen. Zwischen dem längsten und kürzesten dieser Schädel ergibt sich somit ein Unterschied von 27·5 *mm*. Unter diesen 78 Schädeln haben eine Länge von

161·5	— 164·9	*mm*	3	Schädel,	d. i.	3·8%	mit L. B. Index von	90·6	— 89·1
165	— 169·9	„	10	„	„ „	12·8%	„ „ „ „	96·3	— 78·4
170	— 174·9	„	28	„	„ „	35·9%	„ „ „ „	93·4	— 75·7
175	— 179·9	„	20	„	„ „	25·6%	„ „ „ „	87·6	— 78·6
180	— 184·9	„	13	„	„ „	16·6%	„ „ „ „	87·3	— 76·4
185	— 189·9	„	4	„	„ „	5·1%	„ „ „ „	78·0	— 74·5

Mehr als die Hälfte der Schädel (48), nämlich 61·5%, haben also eine Länge von 170 — 179 *mm*. Die Anzahl der über diesen Werten liegenden Schädel (17) ist aber immerhin größer als die jener unter ihnen befindlichen (13), indem sich erstere zu letzteren wie 21·7% zu 16·6% verhalten. Die extremen Formen sind also in der Minderzahl vorhanden. Bei den längeren unter diesen Schädeln kommen hohe und niedere L. B. Indices vor, desgleichen auch bei den kürzeren. Es ergibt sich sohin, daß die Zahlen für den L. B. Index nicht mit jenen für die absolute Länge steigen oder fallen, also, kurz gesagt, nicht mit ihnen parallel verlaufen.

Tabelle 1.

Museums-Nr.	L. B. Index	Absolute Länge in *mm*	Absolute Länge des präaurikulären Teiles in *mm*	Absolute Länge des postaurikulären Teiles in *mm*	Differenz beider in *mm*	Präaurikuläre Länge bei L = 100	Postaurikuläre Länge bei L = 1000	Differenz beider in *mm*	Alter
120	78·4	166·5	88	78·5	+ 10·5	528·5	471	+ 57·0	21 Jahre
132	78·0	187·0	93·5	93·5	0	500	500	0	25 „
99	87·2	165	91·8	73·3	+ 18·5	552·4	447·6	+ 104·8	52 „
95	87·3	180	87·0	93·0	— 6	483·3	516·7	— 33·4	53 „
190	89·7	168	93·0	75	+ 18	553·6	446·4	+ 107·2	47 „
230	78·6	179·3	99	80·3	+ 18·7	552·1	447·9	+ 104·2	19 „
234	96·3	166·0	86·0	80·0	+ 6	518·1	481·9	+ 36·2	20 „
88	81·7	178	86·0	92·0	— 6	483·1	516·9	— 33·8	28 „

Betrachtet man zwei Schädel, die wohl einen annähernd gleichen L. B. Index (78·4 und 78·0) aufweisen, die aber in ihrer absoluten Länge recht weit voneinander abstehen, wie dies die Maßzahlen zweier Schädel auf Tabelle 1 zeigen, nämlich Nr. 120 und Nr. 132 mit einer Länge von 166·5 *mm* bzw. 187·0 *mm*, so finden wir bei dem einen (Nr. 120) eine Länge des präaurikulären Teiles[1]) von 88 *mm*, eine solche des postaurikulären von 78·5 *mm*, daher die Differenz zwischen prä- und postaurikulärem Teile gleich + 9·5 *mm* zugunsten des präaurikulären Teiles ist. (Diese Differenz soll im folgenden der Kürze halber mit dem Zeichen + Dp. bezeichnet werden.) Bei dem anderen Schädel (Nr. 132), einem 25jährigen Individuum angehörend, beträgt sowohl die Länge des präaurikulären Teiles als auch die des postaurikulären Teiles 93·5 *mm*.

Der längere der beiden Schädel ist sowohl in seinem prä- wie auch postaurikulären Anteile absolut länger als der kürzere. Während aber bei dem längeren Schädel beide Teile absolut gleich lang sind, überwiegt bei dem kürzeren Schädel die präaurikuläre Länge die postaurikuläre um 10·5 *mm*. Setzt man die Länge jedes dieser beiden Schädel gleich 1000, so erhält beim kürzeren Schädel (Nr. 120) die Länge des präaurikulären Teiles 528·5, die des postaurikulären 471·5 Teile, Dp. ist also gleich + 57·0 Teile, während beim längeren Schädel (Nr. 132) die gleichen Werte sich auf je 500 Teile stellen, die Differenz beider daher gleich Null ist.

An dieser Stelle sei auch ein Ausspruch von C. Vogt (2) erwähnt, welcher die Wichtigkeit des Ohrpunktes beleuchtet, wenn es sich um vergleichende Messungen handelt. Dieser Forscher meint, die Enge des Gehörkanales sei derart, daß es leicht halte, seine Mitte zu bestimmen, und er meint, daß ein Fehler in dieser Beziehung nur einen geringen Einfluß auf die Messung ausüben würde. Er fügt dann hinzu, „daß jedes Messungssystem des Kopfes und Schädels, welches die äußere Ohröffnung nicht als einen der wesentlichsten Angelpunkte in sich begreift, von vornherein ein fehlerhaftes und unvollständiges sei".

Ferner sei an dieser Stelle eingeschaltet, daß alle im folgenden verwendeten Messungen und Zeichnungen nach Einstellung der betreffenden Schädel auf die deutsche Horizontale im Hollschen Craniofixator (3) ausgeführt wurden.

Bei zwei anderen Schädeln (Nr. 99 und 95), die ebenfalls eine verschiedene Länge (165 und 180 *mm*) und einen gleichen L. B. Index (87·2 bzw. 87·3) aufweisen, verhalten sich die post- und präaurikulären Längenmaße verschieden von jenen des vorhergehenden Falles. Der längere Schädel zeigt eine kürzere präaurikuläre Länge, 87 *mm*, aber eine größere postaurikuläre, 93 *mm*, die Differenz beträgt also 6 *mm* zugunsten des postaurikulären Teiles. Von 1000 Anteilen entfallen 483·3 auf den ersten Abschnitt, 516·7 auf den zweiten; die Differenz beträgt also 33·4 Anteile zugunsten des postaurikulären Schädelteiles. Der kürzere Schädel verhält sich umgekehrt. Die präaurikuläre Länge beträgt 91·8 *mm* (552·4 Anteile), die postaurikuläre 73·3 *mm* (447·6 Teile). Der Unterschied von 18·5 *mm* (104 Anteile) fällt zugunsten des präaurikulären Abschnittes aus. Hirnschädel mit verschiedener absoluter Länge, die gleich große L. B. Indices aufweisen, zeigen also verschiedene Längenentwicklung im prä-

[1]) Die Messung wurde in folgender Weise vorgenommen: Auf die Frankfurter Horizontale wurde eine durch die Mitte des Umfanges des äußeren Gehörganges gehende Senkrechte gefällt. Diese Senkrechte, die Aurikularlinie, siehe Welcker (1), teilt den Hirnschädel in einen prä- und postaurikulären Teil. Die Länge der Hirnkapsel wurde bestimmt, indem der vorspringendste Punkt des Occiput und die sutura naso-frontalis auf die deutsche Horizontale projiziert und der Abstand dieser beiden Punkte gemessen wurde. Die Entfernung des Ohrpunktes von dem einen bzw. bis zu dem anderen Endpunkte der Längenlinie gab daher die Länge des präaurikulären bzw. postaurikulären Anteiles des Hirnschädels.

und postaurikulären Abschnitte. Während bei den beiden absolut kürzeren Schädeln der präaurikuläre Abschnitt um 10·5 bzw. 18·5 *mm* (57·0 und 104·8 Teile) größer ist als der postaurikuläre Abschnitt, zeigt sich bei beiden längeren Schädeln, daß die Längen der beiden genannten Abschnitte entweder ganz gleich sind, oder daß der postaurikuläre Abschnitt größer (um 6 *mm* bzw. 33·4 Teile) als der präaurikuläre ist. Absolut kürzere Schädel (bei gleichen L. B. Indices) weisen also im allgemeinen absolut und relativ eine größere präaurikuläre Länge auf, während bei absolut längeren Schädeln der postaurikuläre Anteil dem präaurikulären an Länge absolut und relativ gleichkommt, oder aber ihn sogar übertrifft. Die Differenz in den Längenverhältnissen zwischen dem prä- und postaurikulären Abschnitte ist bei den kürzeren Schädeln eine bedeutendere als bei den längeren.

Von zwei Schädeln mit verschiedener absoluter Länge und verschiedenen L. B. Indices (Nr. 190 und 230 der Tabelle 1) weist jeder ein größeres Maß für den präaurikulären Abschnitt auf, und zwar ist dieses Überwiegen ein relativ bedeutendes, 18 *mm* und 18·7 *mm* (107·2 bzw. 104·2 Teile). Der längere Schädel zeigt also Verhältnisse, wie sie früher bei den kürzeren angetroffen wurden. Es ist dies ein ganz auffälliges Verhalten und anscheinend im Zusammenhange mit seinem kleineren L. B. Index.

Legt man der Untersuchung Schädel mit gleicher absoluter Länge zugrunde, (Nr. 234, 120 und 99), die verschieden große L. B. Indices besitzen (96·3, 70·4 und 87·2), so ergibt sich, daß bei allen diesen Schädeln die präaurikuläre Länge größer ist als die postaurikuläre, daß sie aber im einzelnen doch ganz verschiedene Werte aufweist, nämlich + 6 *mm*, + 10·5 *mm* und 18·5 *mm* bzw. 36·2, 57·9 und 104·8 Teile.

Bei zwei anderen annähernd gleich langen Schädeln (Nr. 88 und Nr. 230), die einen verschiedenen L. B. Index haben, überwiegt in dem einen Falle die präaurikuläre Länge, in dem anderen die postaurikuläre. Der Unterschied ist sehr bedeutend: in dem einen Falle beträgt er 6 *mm* zugunsten der postaurikulären Länge (33·8 Teile), in dem anderen Falle 18·7 *mm* (101·2 Teile) zugunsten der präaurikulären Länge.

Bei gleich langen Schädeln mit verschiedenem L. B. Index ist also die präaurikuläre Länge gewöhnlich größer als die postaurikuläre, es kann aber auch das umgekehrte Verhalten Platz greifen.

Es geht also aus dem Gesagten hervor, daß bei verschieden langen Schädeln sich die Längen der prä- und postaurikulären Abschnitte verschieden verhalten können. Kürzere Schädel besitzen im allgemeinen eine größere Länge des präaurikulären Abschnittes als längere, bei welchen die Längenmaße für prä- und postaurikuläre Anteile entweder gleich groß sind, oder die postaurikuläre Länge die präaurikuläre übertrifft.

Bei gleich langen Schädeln ist gewöhnlich die präaurikuläre Länge größer als die postaurikuläre, und zwar in verschiedenem Ausmaße; es kann aber auch das Umgekehrte eintreten. Besondere Beziehungen zwischen den L. B. Indices einerseits und den prä- und postaurikulären Längen anderseits lassen sich nicht auffinden.

Dieses verschiedene Verhalten der prä- und postaurikulären Länge des Hirnschädels wurde an einer größeren Anzahl von Schädeln (78) untersucht und dabei ergab sich folgendes:

Maximum der präaurikulären Länge:	Minimum der präaurikulären Länge:	Differenz:
101·4 *mm*	81·5 *mm*	− 19·9 *mm*
Maximum der postaurikulären Länge:	**Minimum der postaurikulären Länge:**	**Differenz:**
96 *mm*	73·3 *mm*	+ 22·7 *mm*

Maximum von Dp. +:	Minimum von Dp. —:	Breite der Schwankung
+ 18·7 *mm*	— 12·5 *mm*	31·2 *mm*

Im folgenden sind die gefundenen Werte für die prä- und postaurikuläre Länge und ihr Verhältnis zu der Anzahl der Schädel einander gegenübergehalten.

	Differenz zwischen prä- und postaurikulärer Länge in *mm*	Zahl der Schädel	d. i. %	L. B. Index	Absolute Länge in *mm*
[1])	— 12·5 bis — 7·6	2	2·6	75·7 — 87·4	172 — 177·5
	— 7·5 „ — 5	14	17·9	74·6 — 90·6	170·5 — 185
	— 4·9 „ — 2	7	8·9	80·1 — 87·4	173·0 — 182·0
	— 1·9 „ 0	4	5·1	81·6 — 93·0	167·2 — 177·2
	0	9	11·5	78·0 — 91·2	170·0 — 187
[2])	0 bis + 4·9	12	15·5	81·1 — 93·4	170 — 184·5
	+ 5 „ + 9·9	13	16·6	77·3 — 96·3	163·5 — 189·0
	+ 10 „ + 14·9	9	11·6	78·3 — 89·1	164·5 — 176·9
	+ 15 „ + 19·9	8	10·2	75·7 — 89·1	165·1 — 189

Die Hirnschädel zeigen, wie aus dieser Tabelle hervorgeht, bald ein Überwiegen des präaurikulären Teiles, bald ein solches des postaurikulären, bald sind beide einander gleich. Unter den 78 Schädeln ist bei 42, d. i. 53·9% der Fälle, die präaurikuläre Länge größer als die postaurikuläre; bei 9 Schädeln, d. i. in 11·5% der Fälle, ist sie gleich, und bei dem Reste, d. i. bei 17 Schädeln, also in 34·5%, überwiegt der postaurikuläre Teil an Länge den präaurikulären, und dies alles, ohne daß sich ein Zusammenhang mit der absoluten Länge ergäbe.

Es folgt somit aus all dem, daß bei langen Schädeln der präaurikuläre Anteil kürzer sein kann als der postaurikuläre und umgekehrt, oder, mit anderen Worten gesagt, beim kurzen Schädel kann der Hinterkopf relativ länger sein als der Vorderkopf, und beim langen Schädel kann umgekehrt wieder der Hinterkopf relativ kürzer sein als der vordere Anteil. Es kann das Verhältnis aber auch so sein, daß der präund der postaurikuläre Abschnitt bei beiden Schädeltypen die gleiche Länge aufweisen.

Bei der Längenentwicklung des Hirnschädels hat man daher immer Rücksicht zu nehmen auf die Längenausbildung des vorderen (präaurikulären) bzw. des hinteren (postaurikulären) Anteiles des Kopfes. Es gibt also Schädel, welche, unabhängig von ihrer absoluten Länge, eine präaurikuläre Dolichocephalie oder eine präaurikuläre Brachycephalie aufweisen, wie es auch umgekehrt solche gibt, die eine postaurikuläre Dolichocephalie oder eine postaurikuläre Brachycephalie besitzen. Ein in gewöhnlichem Sinne genommen brachycephaler Schädel kann daher eine versteckte präaurikuläre bzw. postaurikuläre Dolichocephalie zeigen, während ein dolichocephaler Schädel in einem dieser Anteile kurz sein kann. Endlich können dolichocephale und brachycephale Schädel ein gleichlang entwickeltes Vorder- und Hinterhaupt darbieten.

Wie sehr verschieden sich die Schädelformen gestalten können, je nachdem, ob der präaurikuläre oder der postaurikuläre Anteil überwiegt, oder ob beide gleiche Länge aufweisen, lehrt ein Blick auf Fig. 1—3. Fig. 1 zeigt die übereinander gezeichneten Skizzen eines postaurikulären Dolichocephalus und eines Schädels, bei

[1]) Von den negativen Werten von Dp. bis zu 0 herauf wurde wegen der geringen Zahl der Schädel von 2 zu 2 *mm* gezählt und in die erste Reihe jene zwei Schädel gestellt, die einen extrem hohen negativen Wert von Dp. aufwiesen.

[2]) Wegen der größeren Zahl der Schädel wurde hier Dp. von 5 zu 5 *mm* gezählt.

dem vorderer und hinterer Anteil gleiche Länge aufweisen; ersterer schwarz, letzterer rot wiedergegeben. Diese und alle folgenden Zeichnungen wurden photographisch auf gleiche Länge gebracht und dann so übereinander gelegt, daß der meatus auditorius externus und die ungefähr in der Mitte seines oberen Randes mit der Aurikularlinie sich kreuzende deutsche Horizontale zur Deckung kamen.

Fig. 2 gibt das Bild eines postaurikulären und eines präaurikulären Dolichocephalus wieder, ersteres schwarz, letzteres rot gezeichnet, beide so übereinander gelegt, wie oben beschrieben.

Fig. 3 zeigt in roten Umrissen einen Schädel, der gleich langes Vorder- und Hinterhaupt hat, und einen präaurikulären Dolichocephalus in schwarzer Farbe ausgezogen, beide übereinander gelegt wie beschrieben.

Fig. 4, 5 und 6 geben die gleichen Schädel, welche in Fig. 1, 2 und 3 abgebildet sind, in der Ansicht von oben dargestellt. Bei diesen Figuren fand das Übereinanderlegen je zweier Skizzen derart statt, daß sich die durch die Mitte der Öffnung des äußeren Gehörganges gezogene Gerade, in Fig. 4 mit CD bezeichnet, und die darauf in ihrem Mittelpunkte senkrechte sagittale Gerade LL_1 decken.

Es ergab sich aus dem hier Gesagten, daß bei mehr als der Hälfte der Schädel (53·9%) von einer präaurikulären Dolichocephalie gesprochen werden muß, d. h. daß das Vorderhaupt sich einer größeren Längenausdehnung erfreut als das Hinterhaupt, und dieses Ergebnis ist in Übereinstimmung mit Befunden von Virchow und Henke. Virchow (4) sagt: „Die Schädelbasis schiebt sich in der Richtung gegen die Nasenwurzel vorwärts." Henke (5) drückt sich zu diesem Gegenstande ungefähr folgendermaßen aus: „Er möchte glauben, daß mit Bezug auf den von Johannes Ranke (6) als spezifisch germanisch konstruierten Typus des langen Gesichtes unter einem kurzen Schädel eine allmähliche Entwicklung stattgefunden habe, durch welche die Länge des Vorderkopfes eher zu- als abgenommen hätte, dagegen der Hinterkopf immer kürzer geworden wäre." „Die Dolichocephalie," fährt Henke weiter fort, „sei also auch jetzt noch bei den kurzköpfigen Germanen vorhanden, nur versteckt."

Es geht jedoch nicht an, nur allein die präaurikuläre Dolichocephalie hervorzuheben, da die versteckte postaurikuläre Dolichocephalie auch in einer ansehnlichen Zahl von Fällen, und zwar in 34·5%, angetroffen wird. Auffällig ist ferner die Tatsache, daß die gleiche Längenausbildung des prä- und postaurikulären Teiles des Hirnschädels relativ so selten, in nur 11·5%, auftritt.

II. Über den Hirnschädel des Kindes.

Alter: 0—6 Monate.

Unter 50 innerhalb des erwähnten Alters befindlichen untersuchten Schädeln fand sich die absolute Länge zwischen 89·5 und 124 *mm* gelegen. Dies entspricht somit einem größten Längenunterschiede von 34·5 *mm*. Bei den Erwachsenen fand sich ein Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum der absoluten Länge von 27·5 *mm*. Allgemein kann man in bezug auf die Länge sagen, daß sich der kindliche Schädel durch seinen Langbau auszeichnet, wie dies auch Holl (7) und Zuckerkandl (8) angeben. Ersterer sagt: „Die Kinderschädel zeichnen sich durch ihren Langbau aus." Letzterer äußert sich a. a. O., S. 127: „Unter 156 Kinderschädeln sind 5·1% dolichocephal, 35·5% mesocephal, 37·8% brachycephal, 21·8% hyperbrachycephal; unter 197 Erwachsenen sind 6·1% dolichocephal, 19·2% mesocephal, 53·4% brachycephal, 21·3% hyperbrachycephal. Es prävalieren also," fährt Zuckerkandl fort, „unter den

Kindern die mesocephalen, unter den Erwachsenen die brachycephalen. Es gilt nu als erwiesen, daß der menschliche Schädel bei seinem Wachstume sein volles Länge maß früher als sein volles Breitenmaß erreicht (9); dafür spricht auch obige Zahle reihe, nach der, wie bemerkt, unter den Kindern die Mesocephalen, unter den E wachsenen die Brachycephalen vorherrschen, was auf einen späteren Übergang d Mesocephalie zur Brachycephalie hinweist." Etwas Ähnliches bemerkt auch Hyrtl (1(welcher sagt, daß die Neugeborenen eine gewisse Neigung zur Dolichocephalie habe

Über die Länge der untersuchten 50 kindlichen Schädel gibt folgende klei Tabelle Aufschluß:

Länge in *mm*	Zahl der Schädel	d. i. %	L. B. Index
89·5 — 94·9	7	14	81·9 — 87·4
95 — 99·9	10	20	79·6 — 88·0
100 — 104·9	10	20	79·2 — 91·0
105 — 109·9	9	18	74·8 — 97·2
110 — 114·9	8	16	72·1 — 88·7
115 — 119·9	4	8	79·7 — 88·9
120 — 124·9	2	4	74·2 — 80·0

Mehr als die Hälfte der Schädel, nämlich 37, d. i. 74%, haben demnach ei Länge von 95—114·9 *mm*. Der Rest verteilt sich mit 12% auf die über dieser Läng liegenden und mit 14% auf die unter diesem Werte befindlichen. Hohe und niede Indices finden sich bei den langen, hohe und niedere Indices finden sich auch b den kurzen Schädeln, woraus erhellt, daß die Zahlen für den L. B. Index nicht paral verlaufen mit der absoluten Länge.

Untersucht man zwei Schädel, die in ihrer absoluten Länge möglichst w voneinander abstehen und nur wenig verschiedene L. B. Indices haben, so finden w bei Nr. 256 und Nr. 257 (siehe Tabelle 2), auf der die im folgenden zu besprechend Typen übersichtlich zusammengestellt sind, nachstehende Werte: Nr. 256, von eine Neugeborenen unbekannten Geschlechtes stammend, hat eine Länge von 90 *m* einen präaurikulären Teil von 44·0 *mm*, einen postaurikulären von 46·0 *mm*, Dp. somit gleich —2 *mm*, der L. B. Index beträgt 84·4. Setzt man die Länge von L. 10 so ergibt sich eine präaurikuläre Länge von 490·4, eine postaurikuläre von 509·6 Teile Dp. — 19·2 Teile. Nr. 257, von einem Neugeborenen unbekannten Geschlechtes he rührend, hat eine absolute Länge von 103 *mm*, eine präaurikuläre Länge von 49 *m* eine postaurikuläre von 54 *mm*, Dp. also gleich — 5 *mm*, der L. B. Index stellt si auf 81·1. Ist L. 1000, so fallen auf die präaurikuläre Länge 475·7, auf die pos aurikuläre 524·3 Teile, auf Dp. also — 48·6. Es ergibt sich aus diesen Zahlen, d bei beiden Schädeln kein großer Unterschied im Werte des L. B. Index besteht, wo aber in jenem der absoluten Länge und in jenem der prä- und postaurikulären, u zwar in beiden Fällen zugunsten der postaurikulären Länge, wobei die Differe zwischen beiden Längen beim kürzeren Schädel kleiner ist als beim längeren. Hie gehören auch noch die Schädel Nr. 278 und Nr. 280 derselben Tabelle. Bei dies vier Schädeln erweist sich die Differenz zwischen prä- und postaurikulärem Ante bei den längeren Schädeln größer, bei den kürzeren geringer und man sieht, daß d Differenz bei verschieden langen Schädeln einmal sehr gering, einmal aber sehr gr sein kann.

Tabelle 2.

Museums-Nr.	Absolute Länge des Hirnschädels in *mm*	Absolute Länge des präaurikulären Teiles in *mm*	Absolute Länge des postaurikulären Teiles in *mm*	Differenz beider	Präaurikuläre Länge bei L = 1000	Postaurikuläre Länge bei L = 1000	Differenz beider	L. B. Index	Alter
256	90	44	46	— 2	490·4	509·6	— 19·2	84·4	Neugeb.
257	103	49	54	— 5	475·7	524·3	— 48·6	81·1	„
263	99	46	53	— 7	484·8	515·2	— 30·6	79·6	„
265	99	49	50	— 1	495	505	— 10	86·1	„
278	102·5	44·5	58	— 13·5	434·1	565·9	— 131·8	86·4	14 Tage
280	90·5	44·5	46	— 1·5	491·7	508·3	— 16·6	86·8	17 „

Betrachtet man hiegegen zwei Schädel von gleicher absoluter Länge, bei verschiedenen Werten des L. B. Index, wie dieses Verhalten die Schädel Nr. 263 und Nr. 265 (Tabelle 2) darbieten, so ergibt sich folgendes: Nr. 263 hat eine Länge von 99 *mm*, eine Länge des präaurikulären Teiles von 46 *mm*, eine solche des postaurikulären Teiles von 53 *mm*, Dp. = — 7 *mm*, der L. B. Index = 79·6. Auf den präaurikulären Teil entfallen von 1000 Teilen 484·8, auf den postaurikulären 515·2, was einen Unterschied von 30·6 Teilen zugunsten der postaurikulären Länge bedeutet. Nr. 265 hat eine absolute Länge von 99 *mm*; eine präaurikuläre von 49 *mm* = 495 Teile von 1000, eine postaurikuläre von 50 *mm* = 515 Teile von 1000, Dp. somit gleich — 1 oder = 10 Teile von 1000; der L. B. Index beträgt 86·1. Es zeigt sich also das Ergebnis, daß bei gleicher absoluter Länge und verschiedenem L. B. Index die postaurikuläre Länge größer ist als die präaurikuläre; die Differenz beträgt 1—7 *mm* bzw. 30·6 und 10 Teile. Der L. B. Index des einen Schädels ist 79·6, der des anderen 86·1.

Geht man diesen Befunden auf Grund einer größeren Anzahl von Schädeln (50) genauer nach, so ergibt sich folgendes:

Maximum der präaurikulären Länge: 59 *mm* — Minimum der präaurikulären Länge: 34 *mm* — Differenz: 25 *mm*

Maximum der postaurikulären Länge: 69 *mm* — Minimum der postaurikulären Länge: 45·5 *mm* — Differenz: 23·5 *mm*

Maximum von Dp.: — 45 *mm* — Minimum von Dp.: — 1 *mm* — Breite der Schwankung: 44 *mm*

Des Genaueren ergeben sich diese Verhältnisse aus der folgenden Tabelle:

Tabelle 3.

Differenz zwischen prä- und postaurikulärem Anteile in *mm*	Bei wie viel Schädeln?	d. i. in wie viel % der Fälle?	Absolute Länge des Hirnschädels in *mm*
— 45 bis — 40	1	2	113
— 39·9 „ — 35	—	—	—
— 34·9 „ — 30	—	—	—
— 29·9 „ — 25	—	—	—
— 24·9 „ — 20	—	—	—
— 19·9 „ — 15	3	6	98·5 — 111·5
— 14·9 „ — 10	9	18	96 — 124
— 9·9 „ — 5	21	42	91 — 123
— 4·9 „ 0	16	32	89·5 — 118

Bei allen 50 Schädeln besteht unabhängig von der Gesamtlänge des Hirnschädels ein Überwiegen des postaurikulären Teiles gegenüber dem präaurikulären. Es besitzen also alle Kinderschädel einen längeren postaurikulären Abschnitt. Die Unterschiede zwischen prä- und postaurikulärem Abschnitte können ziemlich große sein, sie schwanken von 1—13·5 *mm.* Kürzere Schädel weisen im allgemeinen in dieser Richtung eine geringere Differenz auf als längere; es kann aber auch das Umgekehrte der Fall sein.

Danach würde sich schon aus dem in diesem Abschnitte Gesagten ein bedeutender Unterschied zwischen erwachsenen Schädeln und jenen Neugeborener herausstellen, insofern bei letzteren durchgehends eine postaurikuläre Dolichocephalie bestehen würde, und diesen Unterschied des Genaueren auseinanderzusetzen, soll die Aufgabe des nächsten Teiles sein.

III. Vergleich des kindlichen Hirnschädels mit jenem des Erwachsenen.

Überwiegen des präaurikulären Teiles beim Erwachsenen in 53·9%;
Überwiegen des präaurikulären Teiles beim Kinde in 0%;
Überwiegen des postaurikulären Teiles beim Erwachsenen in 34·5%;
Überwiegen des postaurikulären Teiles beim Kinde in 100%;
Präaurikulärer Teil · postaurikulärer Teil beim Erwachsenen in 11·5%;
Präaurikulärer Teil postaurikulärer Teil beim Kinde in 0%.

Diese Tabelle zeigt also für den Kinderschädel ein ganz anderes Verhalten, als es für den Erwachsenen festgestellt werden konnte. Während wir dort sagen mußten, daß die Mehrzahl der Schädel Erwachsener eine präaurikuläre Dolichocephalie aufweise, findet man bei den Hirnschädeln der Kinder in allen Fällen ein Überwiegen des postaurikulären Teiles, also eine postaurikuläre Dolichocephalie.

Unter den kindlichen Schädeln, die insgesamt eine postaurikuläre Dolichocephalie darbieten, finden sich nun aber nicht nur lange Schädel, bei denen, wie man vielleicht glauben sollte, die Ursache allein in der hervorragenden Länge des Hinterhauptes gelegen ist und so das Entstehen der postaurikulären Dolichocephalie nach sich zieht, sondern man findet unter diesen Schädeln sogar in der überwiegenden Mehrheit mesocephale und sogar brachycephale Schädel, bei denen für den ersten Anblick der Hinterhauptteil durchaus nicht besonders stark ausladend erscheint, die aber trotzdem eine postaurikuläre Dolichocephalie aufweisen. Folgende Zusammenstellung gibt über das prozentuelle Verhalten der verschiedenen L. B. Indices bei den 50 untersuchten, durchaus eine postaurikuläre Dolichocephalie zeigenden Kinderschädeln Aufklärung und beweist gleichzeitig, daß unter diesen durchaus postaurikulär-dolichocephalen Schädeln sehr hohe und sehr niedere L. B. Indices mit allen Übergängen zwischen ihnen vorkommen.

Es haben einen L. B. Index von:

72·1—74·1	1	Schädel,	d. i.	also	2%
74·2—76·1	3	„	„ „	„	6%
76·2—78·1	2	„	„ „	„	4%
78·2—80·1	10	„	„ „	„	20%
80·2—82·1	5	„	„ „	„	10%
82·2—84·1	5	„	„ „	„	10%
84·2—86·1	11	„	„ „	„	22%
86·2—88·1	9	„	„ „	„	18%

88·2—90·1	2	Schädel,	d. i.	also	4%
90·2—92·1	1	„	„ „	„	2%
92·2—94·1	0	„	„ „	„	0%
94·2—96·1	0	„	„ „	„	0%
96·2—98·1	1	„	„ „	„	2%

Die überwiegende Mehrzahl der Schädel (33, was 66% bedeutet) hat also einen L. B. Index, der zwischen 80·2 und 92·1 gelegen ist. Es zeigen im Kindesalter also die Schädel auch trotz eines mittleren und hohen L. B. Index einen vorwiegend stark entwickelten postaurikulären Schädelanteil. Wenn auch die dolichocephalen unter den Kinderschädeln ein besonders starkes Überwiegen des postaurikulären Teiles darbieten, so findet man doch auch unter den kurzen Schädeln solche, welche einen postaurikulären Teil besitzen, der bedeutend länger ist als der präaurikuläre. Als Beispiel seien einerseits der Schädel Nr. 307, von einem $1^1/_2$ Monate alten männlichen Kinde stammend, erwähnt, welcher bei einem L. B. Index von 72·7, einer absoluten Länge von 113 *mm*, eine präaurikuläre Länge von 34 *mm*, eine postaurikuläre von 79 *mm*, also eine Differenz Dp. von —45 *mm* aufweist, und anderseits der Schädel Nr. 275 von einem männlichen Neugeborenen mit einem L. B. Index von 97·2, mit einer absoluten Länge von 106 *mm*, einer präaurikulären von 50 *mm*, einer postaurikulären von 56 *mm*, Dp. also = —6 *mm*. In relativen Zahlen, L = 1000, stellt sich für Nr. 307 die präaurikuläre Länge auf 300·9, die postaurikuläre auf 699·1 Teile Dp., also auf —398·2 Teile und für Nr. 275 die präaurikuläre Länge auf 471·7, die postaurikuläre auf 528·3 Dp., also auf — 56·6 Teile; so ließe sich noch eine große Anzahl von Schädeln aufführen, die nach ihrem L. B. Index gerechnet, sei es zum dolichocephalen, sei es zum brachycephalen Typus gehören und doch ein Überwiegen des postaurikulären Teiles zeigen, also zur postaurikulären Dolichocephalie zu rechnen sind.

Wie früher mitgeteilt, sind alle untersuchten Kinderschädel, ohne daß sich ein Einfluß des L. B. Index feststellen ließe, postaurikuläre Dolichophale. Die untersuchten Schädel Erwachsener hiegegen zeigten eine postaurikuläre Dolichophalie nur in 34·5%, während bei allen anderen, also in 65·5%, entweder der postaurikuläre Anteil des Schädels gleich dem präaurikulären (11·5%) oder gar größer ist als der präaurikuläre (53—54%). Auch für dieses Verhalten läßt sich keinerlei Abhängigkeit vom L. B. Index herausfinden. Selbst wenn man die Schädel Erwachsener mit sehr niederem L. B. Index, also extrem lange Schädel, für sich allein in Betracht zieht, bei denen man vielleicht erwarten könnte, daß der postaurikuläre Anteil besonders lang sei, ergibt sich kein wesentlich anderer Prozentsatz für das Vorkommen der postaurikulären Dolichocephalie beim Erwachsenen, als aus der Gesamtheit der untersuchten Schädel. Unter den von mir in Betracht gezogenen Schädeln Erwachsener befinden sich 13, deren L. B. Index kleiner als 79·0 ist. Von diesen gehören sechs Schädel, d. i. 46·1%, zur präaurikulären Dolichocephalie; zwei Schädel, d. i. 15·4%, weisen einen präaurikulären Anteil auf, der gleich dem postaurikulären ist, und der Rest, das sind fünf Schädel oder 38·4%, weisen eine postaurikuläre Dolichocephalie auf. Es ergibt sich also auch, wenn man aus der Zahl der untersuchten Schädel Erwachsener jene insbesondere herausgreift, bei denen man am ehesten ein Überwiegen der postaurikulären Länge voraussetzen könnte, im wesentlichen das gleiche prozentuelle Verhalten für die post- und präaurikuläre Dolichocephalie und für jene Schädel, bei denen prä- und postaurikuläre Länge gleich groß sind, wie wenn man die Gesamtzahl der Schädel ohne Rücksicht auf den L. B. Index in dieser Richtung einer Prüfung unterwirft. Aus all dem geht nun wohl klar hervor, daß man einen kindlichen Dolichocephalen und einen erwachsenen

Dolichocephalen kaum direkt miteinander in Vergleich setzen kann, denn beide sin etwas Grundverschiedenes; der erstere immer ein postaurikulärer Dolichocephalus, d letztere in der überwiegenden Zahl der Fälle ein präaurikulärer Dolichocephalus od post- und präaurikulärer Anteil sind einander gleich.

Es kann daher ferner wohl mit Recht behauptet werden, daß es durchaus nic angeht, einen kindlichen Schädel deshalb, weil er den gleichen L. B. Index zeigt w ein erwachsener, mit diesem in eine und dieselbe Gruppe, sei es nun die d Dolichocephalen oder irgend eine andere, zu werfen, denn was oben für den kin lichen und erwachsenen Schädel überhaupt und den dolichocephalen unter ihnen i besonderen dargelegt wurde, läßt sich ebensogut im einzelnen auch für den mes cephalen und den brachycephalen nachweisen.

Noch klarer aber wird dieser Unterschied zwischen dem kindlichen und de erwachsenen Schädel, wenn man einen Blick auf die beigegebenen Abbildungen wir Von der Art der Herstellung dieser Abbildungen gilt auch hier wieder das berei früher Gesagte. Der kindliche Schädel wurde in allen diesen Zeichnungen m schwarzer Farbe, der erwachsene mit roter dargestellt.

Fig. 7 und 8 zeigen den kindlichen Schädel mit seiner postaurikulären Dolich cephalie übereinandergelegt mit einem erwachsenen, postaurikulären Dolichocephalu beide, sowie auch die Schädel in allen folgenden Abbildungen, auf photographische Wege auf gleiche Länge gebracht. Fig. 7 zeigt die Seitenansicht, Fig. 8 die Ansic der beiden Schädel von oben.

Fig. 9 und 10 stellen die übereinandergelegten Bilder des kindlichen postaurikulär Dolichocephalus und eines erwachsenen Schädels von gleicher prä- und postaurikulär Länge dar, und zwar Fig. 9 von der Seite gesehen, Fig. 10 in der Ansicht von obe

Fig. 11 und 12 geben das Bild des kindlichen Schädels mit dem präaurikulär Dolichocephalus vereinigt. In bezug auf die Bedeutung der Farben gilt das gleic wie bei den vorhergehenden Bildern. Fig. 11 gibt die Ansicht von der Seite, Fig. jene von oben wieder.

An allen diesen Figuren ersieht man ganz deutlich, daß der kindliche Schäd von dem erwachsenen etwas Grundverschiedenes ist. Am ehesten kann man noch ei gewisse Verwandtschaft zwischen dem kindlichen postaurikulären und dem erwachsen postaurikulären Dolichocephalus erkennen, insofern als der letztere vielleicht e Stehenbleiben des Hirnschädels auf kindlicher Stufe darstellt.

Der kindliche Schädel weist demnach im Vergleiche zu dem des Erwachsen seine besonderen Eigentümlichkeiten auf, dementsprechend die Schädelformen d Kinder als von denen der Erwachsenen verschieden hingestellt werden müssen. D kindliche Schädelform ist eine infantile Dolichocephalie, eine infantile Mes cephalie und eine infantile Brachycephalie, die von Dolichocephalie und Brach cephalie der Erwachsenen durchaus verschieden ist. Dabei sind alle diese d Schädelformen beim Kinde stets postaurikuläre dolichocephale, beim Erwachsen aber in der überwiegenden Zahl der Fälle präaurikuläre dolichocephale oder pr und postaurikuläre Anteile sind einander gleich und nur der kleinere Teil der Schäd Erwachsener weist eine postaurikuläre Dolichocephalie auf.

Es treten demnach beim Hirnschädel ähnliche Verhältnisse auf, wie sie Holl (1 für den Gesichtsschädel auffand. Auch beim Hirnschädel muß man sagen, daß d erwachsene aus dem des Kindes nicht durch einfaches Größerwerden schlechtw entsteht, sondern daß der erwachsene aus dem kindlichen Schädel durch eine Um formung sich entwickelt.

IV. Art des Wachstums des Hirnschädels.

Wie im vorhergehenden nachgewiesen wurde, zeigen alle oder fast alle kindlichen Schädel eine postaurikuläre Dolichocephalie, während man unter den Hirnschädeln der Erwachsenen die Mehrzahl eine präaurikuläre Dolichocephalie aufweisend findet. Man muß also schon von vornherein, wenn man von den kindlichen Hirnschädeln seinen Ausgang nimmt, eine Entwicklung voraussetzen, die von der kindlichen postaurikulären Dolichocephalie über jene Formen, wo prä- und postaurikulärer Anteil gleiche Werte aufweisen, zur postaurikulären Dolichocephalie des Erwachsenen hinüberführt. Die kindliche postaurikuläre Dolichocephalie scheint also während des Lebens größtenteils verloren zu gehen oder, mit anderen Worten, der Hirnschädel hat die Neigung, sich mehr in seinem präaurikulären Anteile zu entwickeln. Das Verhalten des präaurikulären zum postaurikulären Anteile bei den untersuchten 236 Schädeln wird durch folgende Tabelle klargelegt:

Alter	Zahl der Schädel	Differenz zwischen prä- und postaurikulärem Teile negativ bei ? Schädeln	Differenz zwischen prä- und postaurikulärem Teile — 0 bei ? Schädeln	Differenz zwischen prä- und postaurikulärem Teile + bei ? Schädeln
0—8 Jahre	111	108, d. i. 97·2%	1, d. i 0·9%	2, d. i. 1·8%
9—18 „	35	29, „ „ 82·9%	--	6, „ „ 17·1%
19—28 „	37	17, „ „ 45·9%	3, d. i. 8·2%	17, „ „ 45·9%
29—38 „	12	4, „ „ 33·3%	1, „ „ 8·4%	7, „ „ 58·3%
39—48 „	12	2, „ „ 20·0%	2, „ „ 20·0%	6, „ „ 60·0%
49—60 „	9	1, „ „ 11·1%	2, „ „ 22·3%	6, „ „ 66·6%
70—78 „	3	1, „ „ 33·3%	—	2, „ „ 66·6%
80—101 „	7	4, „ „ 57 1%	2, d. i. 28·5%	4, „ „ 57·1%

Es geht schon aus dieser Tabelle allein hervor, daß bei steigendem Alter die Zahl jener Schädel, bei denen die Differenz zwischen prä- und postaurikulärem Teile negativ ist, der postaurikuläre Teil also den präaurikulären überwiegt, ständig abnimmt und daß anderseits Hand in Hand damit die Zahl jener Schädel, bei denen diese Differenz positiv ist, also der präaurikuläre Teil den postaurikulären überwiegt, fortwährend zunimmt. Dieses Verhältnis ändert sich erst im höheren Alter, wo aber schon atrophische Vorgänge mitzuspielen beginnen, welche die Reinheit des Ergebnisses beeinträchtigen. Ganz analog ergibt sich aus obiger Tabelle auch für jene Schädel, bei denen die präaurikuläre Länge gleich der postaurikulären ist, mit steigendem Alter eine Zunahme. Bildet man aus den Werten für die Differenz zwischen prä- und postaurikulärer Länge bei Ordnung der Schädel nach dem Alter eine Kurve, so findet man, daß sich diese Differenz bis zu einem Alter von 16 Jahren von der negativen Seite der Zahlenreihe, natürlich mit gewissen Rückwärtsschwankungen, dem Nullwerte nähert, von 16 Jahren bis zur Mitte der zwanziger Jahre zwischen positiv und negativ hin und her pendelt, um von da an, einige kleine Ausschläge nach der negativen Seite hin abgerechnet, auf der positiven zu bleiben und erst im höheren Alter, also jenseits der Mitte der sechziger Jahre, wieder größere Sprünge auf die negative Seite hin auszuführen.

Prüft man das Verhalten der prä- und postaurikulären Länge in bezug auf ihr eigenes Wachstum und seinen Zusammenhang mit dem Wachstume der Gesamtlänge des Hirnschädels und bildet man aus den Werten für die Länge des postaurikulären Teiles, aus jenen für die Länge des präaurikulären Teiles und aus jenen für die

Gesamtlänge nach dem Alter fortlaufend eine Kurve, so zeigt sich bis zum Alter ungefähr neun Jahren ein nahezu gleichmäßiges Wachstum des prä- und postaurikulä Teiles; jenseits des neunten Jahres wird aber das Wachstum des postaurikulä Teiles eingestellt, und es nimmt der präaurikuläre allein bis in die Mitte der zwanzi Jahre hinauf an Länge zu; wenn also die erwähnten drei Kurven zuerst einan nahezu parallel anstiegen bis zu einem Alter von ungefähr neun Jahren, so bl von dieser Zeit an die Kurve des postaurikulären Teiles im wesentlichen auf erreichten Höhe stehen, während die beiden anderen noch weiterhin nebeneinan emporklimmen bis in die Mitte der zwanziger Jahre, um dann mit gleichmäßi Schwankungen auf der erreichten Höhe zu bleiben.

Entsprechend diesem Verhalten im Wachstume des prä- und postaurikulä Teiles erklärt es sich auch, da der präaurikuläre Teil längere Zeit wächst als postaurikuläre, daß die in den Kinderjahren fast durchwegs negative Differenz zwisc prä- und postaurikulärem Anteile mit steigendem Alter in der Mehrzahl der Fälle einer positiven oder zu einer Nulldifferenz wird. Dieses bis jetzt besprochene V halten des prä- und postaurikulären Teiles war auch der Grund, in den vorhergehen Abschnitten von einer präaurikulären Dolichocephalie und einer postaurikulä Dolichocephalie zu sprechen, während für jene Fälle, in denen prä- und postaurikulä Abschnitt gleiche Werte aufzeigen, kein neuer Name angegeben wurde, da der Name (prä- und postaurikulären) Isocephalie, der am besten passen würde, bereits anderv vergeben ist. Diese Art, die Schädel in drei Typen einzuteilen, ist außer aus schon angeführten Gründen auch noch deshalb gerechtfertigt, weil, was die Forsc annehmen, daß die Brachycephalie aus dem Dolichocephalus auf Kosten des Hin hauptes entstehe, d. h. durch eine Verkürzung desselben (12), wie nachgewie wurde, nur insofern richtig ist, als man, wie auch Holl a. a. O. dies meint, ur dieser Verkürzung des Hinterhauptes nur eine Verkürzung im Verhältnisse Gesamtlänge des Hirnschädels, also eine relative versteht. Als Beispiel sei hier ei Schädels Erwähnung getan, der bei einem L. B. Index von 93·0 und einem Alter 48 Jahren doch einen postaurikulären Teil aufweist, der länger ist als der präaurikul Nicht eine absolute Verkürzung des Hinterhauptes findet demnach statt, sondern Wachstum dieses oder, besser gesagt, des postaurikulären Teiles kommt früher z Stillstande als das des vorderen, des präaurikulären, welcher, wie die Untersuchun zeigen, länger sein Wachstum fortsetzt als ersterer.

Hatte sich also herausgestellt, daß im allgemeinen der präaurikuläre Teil währe des Wachstumes des Hirnschädels den postaurikulären an Länge überholt, so mu nun ermittelt werden, auf welche Knochen des Hirnschädels sich das Längenwachst vorzüglich erstrecke.

Eines war in dieser Hinsicht bei der Durchsicht jener Schädelzeichnungen, denen in der Seitenansicht auch noch die Projektion des for. occ. magn. eingezeich worden war, auf den ersten Blick auffällig, nämlich der Umstand, daß sich vordere Rand dieser Öffnung bei den kindlichen Schädeln fast durchwegs viel we hinter der Aurikularlinie gelagert zeigte als bei den Erwachsenen. Ja bei letzte kam er in manchen Fällen sogar vor die Aurikularlinie zu liegen. (Die Projekt des for. occ. magn. auf die Zeichenebene erhielt ich bei diesen Zeichnungen dadur daß ich eine Papierrolle in besagte Öffnung steckte, die sich vermöge ihres Bestrebe sich aufzurollen, der Umrahmung jenes Loches innig anschmiegte.) Man kann so den Satz aufstellen, daß mit steigendem Alter der vordere Rand des for. occ. ma zur bzw. vor die Aurikularlinie rückt.

Um nun herauszubekommen, wie sich das Wachstum des Hirnschädels bzw. des prä- und postaurikulären Teiles desselben auf die einzelnen den Schädel zusammensetzenden Knochen verteile, wurden die Längen bzw. Breiten der einzelnen in Betracht kommenden Knochen gemessen und die bei den Schädeln der verschiedenen Lebensalter erhaltenen Werte für jeden Knochen in Form einer Kurve dargestellt. Diese Messungen des os frontale, parietale und temporale wurden mit Beziehung auf bestimmte, willkürlich angenommene Punkte ausgeführt, jedoch bei jedem Schädel in genau derselben Weise, so daß allfällige, der Annahme dieser Meßpunkte sicherlich anhaftende, unvermeidliche Fehler zum Ausfalle kommen. Aus der Betrachtung der so erhaltenen Kurven ließen sich folgende Sätze über die Art des Längenwachstumes des Hirnschädels unschwer ableiten:

1. Das Wachstum des os occipitale ist etwa bis zum neunten bis zehnten Lebensjahre ausgedehnt, dann aber bleibt, gleichwie die postaurikuläre Länge nunmehr im wesentlichen gleich bleibt, auch die Länge des occipitale im hauptsächlichen unverändert. Gewisse Pendelungen um einen Mittelwert sind auch hier vorhanden.

2. Das parietale vergrößert sich der Hauptsache nach parallel mit der präaurikulären Länge, wie diese bis in die Mitte der zwanziger Jahre wachsend.

3. Das temporale (Schuppe + Felsenbein) vergrößert sich nahezu parallel mit der präaurikulären Länge, wie diese bis in die Mitte der zwanziger Jahre wachsend. Dies gilt sowohl von seiner Länge wie auch von seiner Höhe.

4. Das frontale wächst nahezu parallel mit der präaurikulären Länge, ebenso lange wie diese, d. i. bis in die Mitte der zwanziger Jahre. Ein vollständiger Parallelismus kann begreiflicherweise nicht zustande kommen, da, wie erwähnt, am Wachstume der präaurikulären Länge außer dem os frontale auch noch das parietale und temporale sich beteiligen. Die Kurve der Länge des frontale kommt jenseits der Mitte der zwanziger Jahre zur Kreuzung mit jener der postaurikulären Länge, wenn ihr Beginn unter den Beginn jener gesetzt wird, weil eben erstere noch ansteigt, wenn letztere das Ansteigen bereits eingestellt hat. Ganz das nämliche gilt von jenen Kurven, die sich aus den Werten für das temporale und frontale konstruieren lassen.

Zusammenfassung.

1. Die kindlichen Schädelformen sind, abgesehen von den verschiedenen Größen, etwas ganz Besonderes und nicht vollständig gleichzustellen jenen der Erwachsenen.

2. Bei der Geburt ist der postaurikuläre Teil des Hirnschädels länger als der präaurikuläre.

3. Die Kinderschädel besitzen eine postaurikuläre Dolichocephalie, die im Laufe der Entwicklung verloren geht, aber nicht vollständig, so daß der erwachsene Schädel in 34·5% der Fälle eine postaurikuläre Dolichocephalie, in 11·5% gleiche Länge des prä- und postaurikulären Teiles und in 53·9% eine präaurikuläre Dolichocephalie aufweist.

4. Das Längenwachstum des Hirnschädels geschieht sowohl im postaurikulären Anteile als auch im präaurikulären.

5. Im Laufe des Wachstumes rückt der vordere Rand des foramen occipitale magnum zur bzw. vor die Aurikularlinie.

6. Der postaurikuläre Anteil wächst bis ungefähr zum neunten bis zehnten Jahre, um dann im wesentlichen konstant zu bleiben.

7. Der präaurikuläre Anteil wächst bis ungefähr in die Mitte der zwanziger Jahre, um dann im wesentlichen konstant zu bleiben. Es kommt dadurch

Erklärung der Abbildung.

(——— = schwarz, ····· = rot.)

A. Allgemeines.

In allen Figuren der Seitenansicht bedeutet HH_1 die Frankfurter Horizontale, AA_1 die Aurikularlinie.

In allen Figuren der Ansicht von oben bedeutet CD die durch die Mitte der Projektion des äußeren Gehörganges (siehe Fig. 4 3,3 und 4,4) gezogenen Geraden, LL_1 bedeutet die in der Mitte von CD errichtete Senkrechte. Die Zeichnungen, welche Schädel in der Seitenansicht zeigen, wurden sämtlich in folgender Weise hergestellt: Die Schädel wurden so photographiert, daß alle Bilder gleiche Länge hatten. Von diesen Bildern wurden Pausen gemacht und diese dann in der Zeichnung so übereinandergelegt, daß der meatus auditorius externus und die ungefähr in der Mitte seines oberen Randes mit der Aurikularlinie sich kreuzende deutsche Horizontale zur Deckung kamen.

Die Zeichnungen, welche Schädel in der Ansicht von oben zeigen, wurden in analoger Weise wie die Seitenansichten zuerst photographisch in gleicher Länge hergestellt; die von diesen Bildern verfertigten Pausen wurden in den Zeichnungen so übereinandergelegt, daß die durch die Mitte der Öffnung des äußeren Gehörganges gezogene Gerade CD und die darauf in ihrem Mittelpunkte senkrechte sagittale Gerade LL_1 sich decken.

Die Ziffern 1,1 und 2,2 in Fig. 1 zeigen durch die von dort ausgehenden roten bzw. schwarzen kurzen Linien die Projektion des foramen occipitale magnum an, wie sich diese für den rot bzw. schwarz gezeichneten Schädel darstellten. In den anderen Zeichnungen in der Seitenansicht, bei denen diese Projektionslinien auch eingetragen sind, wurden, um das Bild nicht zu verwirren, diese Ziffern weggelassen.

B. Besonderes.

Fig. 1: schwarz: Erwachsener, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Schädel eines Erwachsenen, bei dem postaurikulärer und präaurikulärer Teil gleich groß sind.
1,1 Abgang der Projektionslinien für das foramen occipitale magnum des rot gezeichneten Schädels.
2,2 Abgang der Projektionslinien für das foramen occipitale magnum des schwarz gezeichneten Schädels.

Fig. 2: schwarz: Erwachsener, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Erwachsener, präaurikulärer Dolichocephalus.

Fig. 3: schwarz: Erwachsener, präaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Schädel eines Erwachsenen, bei dem postaurikulärer und präaurikulärer Teil gleich groß sind.

Fig. 4: schwarz: Erwachsener, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Schädel eines Erwachsenen, bei dem postaurikulärer und präaurikulärer Teil gleich groß sind.

Fig. 5: schwarz: Erwachsener, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Erwachsener, präaurikulärer Dolichocephalus.

Fig. 6: schwarz: Erwachsener präaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Schädel eines Erwachsenen, bei dem postaurikulärer und präaurikulärer Teil gleich groß sind.

Fig. 7: schwarz: Kindlicher, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Erwachsener, postaurikulärer Dolichocephalus.

Fig. 8: schwarz: Kindlicher, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Erwachsener, postaurikulärer Dolichocephalus.

Fig. 9: schwarz: Kindlicher, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Schädel eines Erwachsenen, bei dem postaurikulärer und präaurikulärer Teil gleich groß sind.

Fig. 10: schwarz: Kindlicher, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Schädel eines Erwachsenen, bei dem postaurikulärer und präaurikulärer Teil gleich groß sind.

Fig. 11: schwarz: Kindlicher, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Erwachsener, präaurikulärer Dolichocephalus.

Fig. 12: schwarz: Kindlicher, postaurikulärer Dolichocephalus;
rot: Erwachsener, präaurikulärer Dolichocephalus.

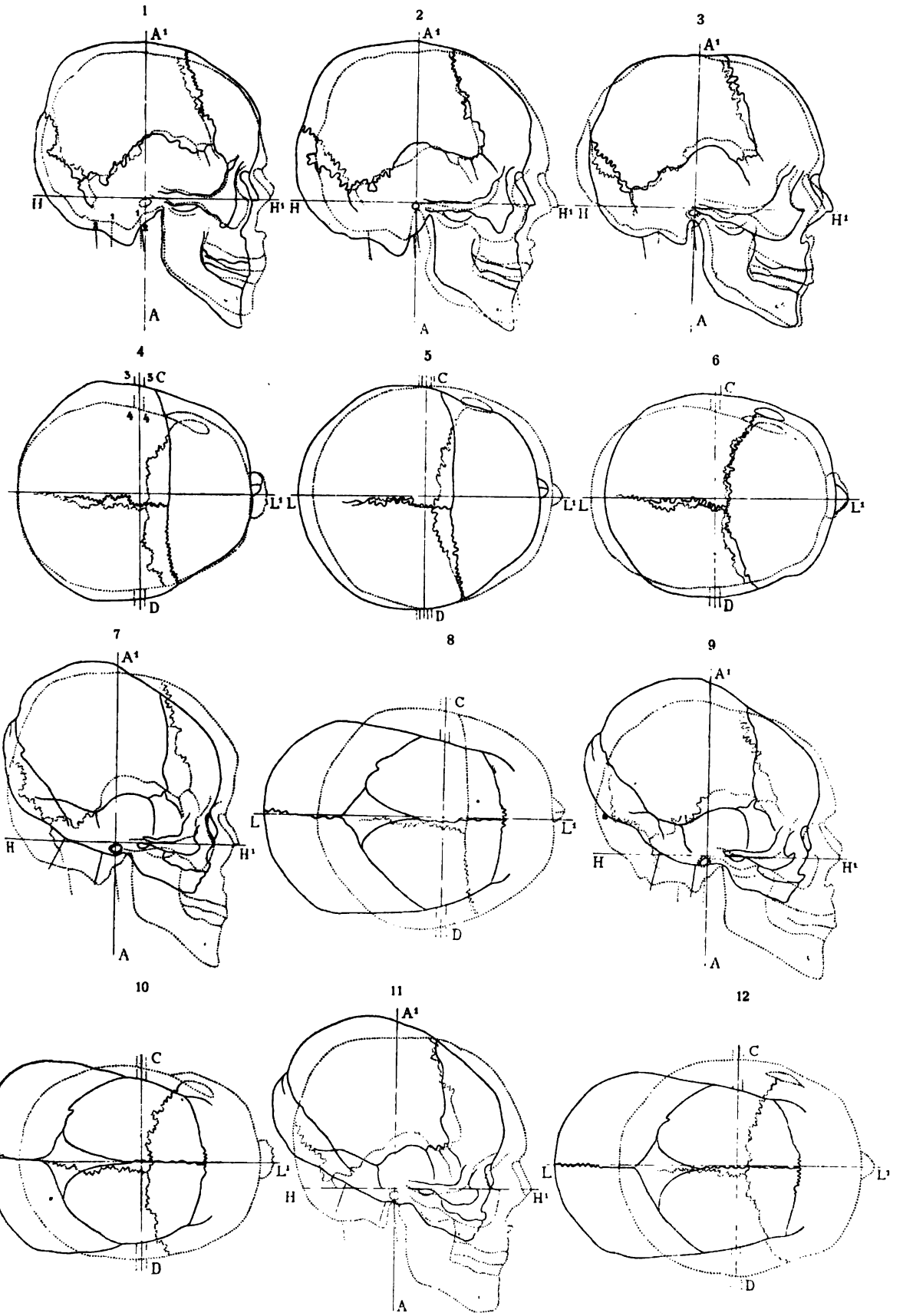


Abb. 1. (——— = schwarz, = rot.)

8. dahin, daß man, wenn man vom Kinde seinen Ausgang nimmt, eine Entwicklung voraussetzen muß, die von der kindlichen postaurikulären Dolichocephalie über ein Stadium gleicher Länge des prä- und postaurikulären Abschnittes zur präaurikulären Dolichocephalie des Erwachsenen hinüberführt. Nicht jeder Schädel muß aber diese ganze Bahn des Wachstumes in ihrer vollen Länge durchlaufen, sondern das Wachstum kann an jeder Stelle dieses Weges stehen bleiben; auf diese Weise läßt sich erklären, warum sich unter den Schädeln der Erwachsenen immer noch ein gewisser Prozentsatz von postaurikulären Dolichocephalen und von solchen mit gleicher Länge des prä- und postaurikulären Abschnittes vorfindet, Formen, die demnach erhaltene kindliche Entwicklungsstufen darstellen würden.

9. Das Wachstum des präaurikulären Teiles geht hauptsächlich im frontale, jedoch auch im temporale vor sich, wobei letzteres auch nicht unbeträchtlich an Höhe zunimmt. Es wächst aber außerdem auch noch das parietale, wenn auch weniger ausgiebig, und zwar scheint es sich vorwiegend in seinem präaurikulären Anteile zu verlängern. Das occipitale wächst nur sehr wenig, so daß das geringe Wachstum des postaurikulären Teiles, das überhaupt zu bemerken ist, wohl zum größten Teile auf Rechnung des parietale und temporale bzw. deren postaurikulären Anteile zu setzen sein dürfte.

10. Der erwachsene Hirnschädel geht aus dem kindlichen nicht nur durch Wachstum, sondern durch Umformung hervor. Siehe auch Holl, „Über die in Tirol vorkommenden Schädelformen“ (12). Es hat also im Laufe des Lebens nicht nur der Gesichtsschädel, wie Holl (10) zeigte, eine Umformung durchzumachen, sondern auch für den Hirnschädel bringt das Leben nicht bloß ein gleichmäßiges Wachstum aller seiner Teile mit sich, sondern diese einzelnen Teile wachsen in verschiedenem Maße, so eine gänzliche Umformung des aus ihnen zusammengesetzten Ganzen mit sich bringend.

Im vorstehenden wurde alles das mitgeteilt, was sich bei der Untersuchung des Schädels in der Seitenansicht darbot, und wurde geschildert, wie sich das Längenwachstum des Hirnschädels gestaltet. Damit nun diese Arbeit auf Vollständigkeit Anspruch erheben könne, muß außer der Längenausdehnung auch noch das Wachstum in jeder der beiden anderen Dimensionen des Raumes, der Höhe und Breite, einer Untersuchung unterworfen werden. Da diese Verhältnisse jedoch wieder ein eigenes längeres Studium beanspruchen, so teile ich vorderhand das über das Längenwachstum Gefundene mit, die Besprechung der auf Breite und Höhe bezüglichen Verhältnisse mir für eine spätere Veröffentlichung vorbehaltend.

* * *

Literaturverzeichnis.

1. H. Welcker, Schillers Schädel und Totenmaske nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants. 1883, S. 61.
2. C. Vogt, Vorlesungen über den Menschen. 1863, I, S. 31. Zitiert nach Welcker, a. a. O.
3. M. Holl, Craniofixator. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 15. Bd., S. [104].
4. Virchow, Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes im gesunden und krankhaften Zustande und über den Einfluß derselben auf Schädelform, Gesichtsbildung und Gehirnbau. Berlin 1857, S. 30.
5. W. Henke, Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volke. Festrede, gehalten in der Universität Tübingen am Geburtstage Sr. Majestät des Königs den 25. Februar 1894. S. 37, Zeile 2 von unten bis S. 38, Zeile 4 von oben und S. 39, Zeile 9 von unten.
6. J. Ranke, Der Mensch.
7. M. Holl, In Vorarlberg vorkommende Schädelformen. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 18. Bd. (der neuen Folge 8. Bd.), S. 4.
8. E. Zuckerkandl, Craniologische Untersuchungen in Tirol und Inner-Österreich, 1. Bericht. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 14. Bd. (der neuen Folge 4. Bd.), S. 127.
9. Schaaffhausen, Über die Urform des menschlichen Schädels. Rede, gehalten beim anthrop. Kongreß in Paris 1867.
10. Zitiert nach Joh. Ranke, Der Mensch. 2. Bd., S. 208.
11. M. Holl, Über Gesichtsbildung. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 28. Bd. (der neuen Folge 18. Bd.)
12. M. Holl, Über die in Tirol vorkommenden Schädelformen. 3. Beitrag. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 15. Bd. (der neuen Folge 5. Bd.), 1885.

Initiationszeremonie des Birdhawal-Stammes.

Von **R. H. Mathews**, L. S. in Parramatta, korresp. Mitglied der Anthrop. Gesellsch. in Washington und Wien.

Die in den folgenden Seiten beschriebene, als *Dyer-ra-yal* bekannte Initiationszeremonie stand beim Birdhawal-Stamme in Übung, dessen Jagdgründe in der Nordostecke des Staates Viktoria lagen. Die Grenzen des Stammes-Territoriums, das über die Grenze von Neusüdwales hinübergreift, sind detailliert in meinem Aufsatze über die Birdhawal-Sprache auseinandergesetzt, der eben anderwärts publiziert wird. Im vorliegenden Artikel werde ich nur die wichtigsten Abschnitte der Zeremonie mitteilen, deren Beschreibung ich möglichst kurz fassen will, um den Artikel nicht allzu umfangreich zu machen. Ich hoffe indes, daß die Details immerhin zu einer Vergleichung mit ähnlichen Bräuchen in anderen Teilen Australiens ausreichen werden.

Das *Dyerrayal* hat einige interessante Ähnlichkeiten mit den Initiationszeremonien, wie sie am Macleay-, Bellinger-, Clarence-River und einigen anderen nördlichen Flüssen von Neusüdwales im Brauche sind. So werden beispielsweise die zur Initiation Bestimmten abends vom Hauptlagerplatze weggebracht, wobei den Müttern und anderen Weibern gestattet wird, bei ihrer Abreise zugegen zu sein und ihnen bis auf eine gewisse Entfernung das Geleite zu geben.

In meiner Beschreibung der *Murrawin*-Zeremonie[1]) übernehmen die Männer die Novizen am Abend in ihre Obhut, angesichts aller Frauen. Am nächsten Tage dürfen die Frauen die Knaben vor ihrem Abgange in den Busch sehen. Bei der *Walloonggurra*-Zeremonie[2]) werden die Novizen gegen die Dämmerung vom Hauptkamp entfernt, vor den Augen der Weiber. Am nächsten Morgen trafen die Männer wiederum die Frauen, ehe sie endgültig mit den Novizen weggingen.

Ein anderes Moment der Übereinstimmung zwischen der *Dyerrayal*-, *Murrawin*- und *Walloonggurra*-Zeremonie besteht darin, daß Bündel von kleinen Stöcken oder Rindenstücke geworfen werden während der mit der Trennung der Novizen von ihren Müttern verbundenen Vorgänge. In manchen Fällen werden grüne Zweige über die Köpfe der Frauen und Knaben geworfen; ein anderes Mal werfen die Frauen Stockbündel auf die Männer, wie beim *Murrawin*; in wieder anderen Fällen werfen die Männer kleine Rindenstücke über die Köpfe der Frauen, wie bei der *Walloonggurra*-Zeremonie.

Im Gegensatze zu den eben berichteten Gepflogenheiten, die Novizen abends zu übernehmen und den Frauen zu gestatten, bei der Abreise zuzusehen, gibt es manche Stämme in Neusüdwales und Viktoria, bei denen die Übernahme der Novizen am frühen Morgen stattfindet und die Frauen zugedeckt werden, um zu verhüten, daß sie auch nur einen Teil der Vorgänge beobachten. Als Beispiele hiefür sehe man

[1]) Queensland Geographical Journal, XVI, 37.

[2]) Ebenda, XV, 67—68.

meine „*Bunan* Ceremony",[1]) „*Bora* of the Kamilaroi",[2]) „*Burbung* of the Wiradjuri",[3]) „*Wonggoa* Ceremony"[4]) und verschiedene andere.

Andere Stämme wieder gibt es, wo die Knaben zwar am Morgen vom Kamp entfernt werden, die Frauen aber dennoch bei den Vorgängen zugegen sein dürfen. Beispiele dafür finden sich in meiner „*Wandarral* Ceremony",[5]) „*Toara* Ceremony of Queensland",[6]) *Dolgarrity* Ceremony of Victoria",[7]) „*Nguttan* Ceremony"[8]) u. a.

Was das Schleudern von Wurfgeschossen, wie kleinen Stöcken, Rindenstückchen oder grünen Zweigen, über die Köpfe der Männer, Frauen oder Knaben betrifft, so wird dies zu irgend einem Zeitpunkte im Verlaufe fast aller Weihezeremonien geübt, aber bei manchen derselben werden diese Dinge geworfen, wenn die bereits Eingeweihten zu dem Hauptlagerplatze zurückgebracht werden, nachdem sie mit den alten Männern in den Wäldern weggewesen waren. In manchen Fällen bestehen die Geschosse in brennenden Holz- oder Rindenstücken, die vom Kampfeuer genommen werden. Überdies werfen bei einigen Initiationszeremonien die Männer kleine Stöcke auf die bezeichneten Bäume, indem sie sie den Novizen zeigen.[9])

Die Zeit, welche die Initiationszeremonien der Birdhawal-Stämme beanspruchten, war in den möglichst engen Grenzen gehalten. Wenn die Boten ausgeschickt waren, um die benachbarten Stämme zu versammeln, war das Datum der Ankunft der Abordnungen im Hauptkamp so angeordnet, daß sie alle, wenn tunlich, innerhalb eines oder zweier Tage erschienen. Wenn das ganze teilnehmende Volk angelangt war, wurde allsogleich zur Tagesordnung der Versammlung übergegangen, und wenn die Novizen von ihren Müttern weggebracht worden waren, wurde die Dauer ihres Aufenthaltes im Busch mit den Alten und dem *Kuringal* auf das absolut notwendige Maß beschränkt. Die Notwendigkeit jeder billigen Beschleunigung erscheint natürlich, wenn man bedenkt, daß das Leben aller australischen Eingeborenen ein ununterbrochener Kampf um die Existenz ist, und daher ist der besondere Bedarf an Wild und vegetabilischen Produkten infolge der „Invasion" der zu Gast weilenden Stämme eine sehr ernste und wichtige Sache.

Es scheint am Platze, hier zu erwähnen, daß das im vorigen Absatze Gesagte für die Versammlungen zur Abhaltung der Initiation bei allen australischen Stämmen gilt. In ihrem Naturzustande, ehe sie sich darauf verlassen konnten, von den Weißen Aushilfe zu erhalten, war es bei den Eingeborenen nicht üblich, an einem Lagerplatze mehr als ein paar Tage zu bleiben, da ein Aufenthalt von längerer Dauer von der Ergiebigkeit der Örtlichkeit abhing. Sowie das, was die Natur an Nahrung bot, erschöpft war, waren sie gezwungen, ihr Lager nach einem anderen Platze zu verlegen. Mit einer großen zeitweiligen Steigerung der Volkszahl, wie sie sich bei diesen Zeremonien ergab, wuchsen auch die Schwierigkeiten, Nahrung zu erhalten, in entsprechendem Grade. Die verschiedenen Teile der Weiheriten wurden infolgedessen so schnell als möglich angesetzt, damit die besuchenden Stämme sich alsbald wieder zerstreuen und nach ihren eigenen Jagdgründen zurückkehren konnten.

---

[1]) American Anthropologist, IX, 336.
[2]) Proc. Roy. Soc. Victoria, N. S., IX, 154.
[3]) Journ. Anthrop. Inst., London, XXV, 308.
[4]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXVIII, 310.
[5]) Proc. Roy. Soc. Victoria, N. S., X, 33.
[6]) American Anthropologist, N. S., II, 142.
[7]) Journ. Roy. Soc., N. S. Wales, XXXVIII, 330.
[8]) Proc. Amer. Philos. Soc., Philadelphia, XXXVIII, 69.
[9]) Journ. Anthrop. Inst., London, XXVI, 330.

Wir wollen nun einen kurzen Bericht über die Details der Zeremonien geben, wie sie beim Birdhawal-Stamm und seinen Verwandten ausgeführt wurden.

Die Versammlung des auf das *Dyer-ra-yal* wartenden Volkes war im wesentlichen von derselben Praxis beherrscht, wie sie bei den Nachbarn üblich war. Während die Boten abwesend waren, um die verschiedenen Stämme zu versammeln, suchten die zu Hause gebliebenen Männer einen geeigneten Platz für die Versammlung aus und errichteten hier ihr Lager. Um dieses Lager, als einem gegebenen Punkte, schlugen nun die Neuankommenden ihre Wohnungen auf in der Richtung, von der sie gekommen waren. Soweit die Bodenbeschaffenheit es erlaubte, okkupierten sie genau die gleichen Plätze in ihrer gegenseitigen Position wie zu Hause in ihren eigenen Jagdgründen. Die für das Hauptlager gewählte Lokalität war ein ziemlich ebener Boden in der Nähe von Wasser, und Brennholz mußte leicht zu bekommen sein. Sie war auch in einem Teile der Stammesjagdgründe ausgewählt, wo Wild und andere Nahrung in hinreichender Menge vorhanden war, um für das während der Dauer der Zeremonien anwesende Volk den nötigen Unterhalt zu gewähren. Bei der Ankunft eines Kontingentes von geladenen Männern und ihren Familien näherten sie sich dem Hauptlager und versammelten sich auf einem für diesen Zweck rein gemachten Platze und ihr Häuptling rief die Namen von bemerkenswerten Bergen, Wasserlöchern, Kampplätzen und anderen Charakteristika ihrer Gegend aus, die Waffen nach dieser Richtung schwingend. Jedes Kontingent mochte einen oder mehrere einzuweihende Novizen haben.

Wenn alle Besucher, deren Teilnahme an der Zeremonie man erwartete, am Hauptkamp angekommen waren, versammelten sich alle anwesenden Häuptlinge am *wurradhang* oder Privatversammlungsplatze der eingeweihten Männer und nach gegenseitiger Beratung bestimmten sie den Tag für den Beginn der Haupthandlung der Versammlung. Die Wächter oder Lehrer der Novizen und dann diejenigen Männer, denen die Aufsicht über die ganzen Vorgänge oblag, wurden in dieser Versammlung gewählt oder, wenn sie vertagt wurde, in einer nächsten derartigen Sitzung. Diese letzteren Männer führten den Kollektivnamen *Ku-ring-al*, und aus jedem der anwesenden Stämme wurden mehrere derselben genommen.

Gegen die Mitte des bestimmten Tages wurden die von jedem Kontingent mitgebrachten Novizen an einem passenden Platze an der Grenze des Kamp versammelt und der Körper eines jeden Knaben entsprechend dem Brauche seiner Leute bemalt und sein Haar mit Federn geschmückt. Diese Arbeit war den Müttern und Schwestern der Knaben anvertraut, welche hiebei von einigen älteren Frauen unterstützt wurden. Die jungen Mädchen, welche die möglichen Gattinnen der Jünglinge waren, nahmen ebenfalls an der Bemalung teil, desgleichen einige von den zu Wächtern bestimmten Männern, um zu sehen, ob alles entsprechend den althergebrachten Bräuchen ausgeführt würde. Der Wächter oder „Pate" eines Knaben bei dieser Zeremonie hieß *bul-lu-wrung;* er war einer der wirklichen oder Titularbrüder solcher Frauen, aus deren Mitte der Novize, wenn er alt genug war, ein Weib nach den Stammesgesetzen erhalten konnte. Ein unerläßliches Erfordernis für das Amt eines Wächters war, daß der Betreffende alle Weiheriten seines Stammes durchgemacht haben mußte.

Es wurde spät am Nachmittag, ehe die Ausschmückung der Novizen vollendet war. Sie wurden dann in Gruppen zusammengesetzt, die Knaben jedes Kontingentes beisammen, während ihre Mütter und die älteren Frauen einige Gesänge, ähnlich den *bobbarubwar*-Liedern[1]) der Kamilaroi-Frauen bei den Bora-Zeremonien, summten.

[1]) „The *Bora* of the Kamilaroi Tribes", Proc. Roy. Soc. Victoria, N. S., IX, 153.

Spät am Nachmittag wurden die Frauen und Novizen angewiesen, sich nach ei Stelle in geringer Entfernung außerhalb des Gesichtskreises des Lagers zu begeb begleitet von einigen der Wächter, die ihnen den Weg zeigten. Diese Stelle wur sofern sie nicht von Natur freilag, durch Entfernung des Unterholzes und angehäuften kleinen abgebrochenen Geästes vom Boden hergerichtet, der Bod gleichgemacht und geebnet. Die Novizen wurden in derselben Ordnung sitze placiert, wie sie im Kamp gesessen hatten, die Köpfe vorwärts geneigt. Sie wurd auf grüne Zweige oder Rindenstücke gesetzt, die hiezu auf dem Boden aufgebrei wurden. Die Mutter jedes Jungen steckte ihren Jamstock in den Boden neben ih an dessen Spitze ein Bündel grünen Laubes festgebunden war. Jetzt wurden Novizen *dhur-tu-ngurrin* genannt.

Alsbald sah man nun die Männer, welche das *kuringal* bildeten, sich im Gäns marsche in einer Art Trab nähern, wobei sie eine gewundene Linie bildeten, Leiber bemalt und grotesk geschmückt. Jeder Mann hatte ein schmales Stück Rin in der Hand, mit dem er in Zwischenräumen von einigen Schritten auf den Bod schlug, grunzende Rufe ausstoßend. Die Frauen schlugen mit der hohlen Hand ihre zusammengelegten Decken, leise murmelnd. Die Männer kamen an die Front Knaben heran bis auf ein halbes Dutzend Schritte und formierten sich in ei krummen Linie, deren konkave Seite den Frauen und Knaben zugekehrt war. Da schmiegten sie sich zu Boden und einer der äußeren Männer schlug mit sein Rindenstücke die Erde vor sich, worin ihm alle anderen der Reihe nach folgten, zum anderen Erde der Linie.[1]) Dies ward nach rückwärts und vorwärts der Re der Männer entlang einigemale wiederholt, worauf alle in ihre Kamps zurückkehrt die Männer auf einem etwas anderen Wege als der, den die Frauen und Novi einschlugen. Die zu den einzelnen Kontingenten gehörigen Novizen kamen mit ih Müttern in ihre eigenen Kamps.

Am folgenden Tage gingen die Männer etwa 300 bis 400 *m* vom Hauptla weg und errichteten da ein ungefähr hufeisenförmiges, an einem Ende offenes Gehe aus Ästen,[2]) dessen Innenraum in der Ausdehnung sich nach der Zahl der da unterzubringenden Novizen und Wächter richtete, Die konvexe Seite war im gemeinen der Weltgegend zugekehrt, aus der der Wind wehte. Laub solcher Bäu die eben an der Lokalität wuchsen, wurde dick auf den Boden ausgestreut, nachd er vorher geebnet worden war. Nach Beendigung dieser Arbeit zogen dann alle Män ins Hauptlager zurück.

Am Nachmittage dieses Tages, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, begab sich die Frauen, Novizen und Wächter nach dem Platze, wo tagsvorher das Schlag des Bodens mit Rinde stattgehabt hatte, wohin ihnen die Männer des *Kuring* Kollegiums kurz nachher folgten und eine ähnliche Zeremonie absolvierten. Schlusse derselben entfernten sich die Männer, die Frauen und ihre Begleiter h zurücklassend. Nach einer kleinen Weile erschienen sie wieder, gemächlich in wundener Linie einherschreitend, die Häuptlinge an der Spitze. Jeder Mann t einige kleine grüne Zweige in den Händen, von denen die Blätter abgestreift war als *deddelun* bekannt. Die Zweige waren von den äußeren Trieben der Gebüs abgebrochen oder abgeschnitten und wechselten bei einer Länge von etwa 45 *cm* der Stärke zwischen einem Gänsefederkiel und einem Bleistift. Sowie die Män erschienen, erhoben sich die Novizen auf ihre Füße und wurden in eine Linie geste

[1]) „The *Bunan* Ceremony", American Anthropologist, IX (1896), 338.
[2]) „The *Wonggoa* Ceremony", Journ. Roy. Soc., N. S. Wales, XXXVIII, 313.

die Gesichter ihrem Geburtslande zugekehrt. Die Frauen standen in zwei oder drei parallelen Reihen einige Meter von ihnen entfernt.

Sobald die Männer nahe kamen, bildeten sie einen Kreis um die Novizen und begannen die *deddelun* ihnen über die Köpfe zu werfen. Einige Männer brachten noch einen Mehrvorrat von Zweigen mit, den sie den Müttern, Schwägerinnen und Schwestern der Novizen übergaben. Die Frauen nahmen nun ebenfalls teil daran, die Zweige über die Köpfe der Knaben in die Luft zu werfen. Dieser Vorgang dauerte bloß einige Minuten, bis alle Zweige geworfen waren, worauf die jungen Frauen sie vom Boden aufsammelten. Jeder Novize wurde dann dem Manne, dem er übergeben war, auf die Schultern gehoben, und in dieser Stellung hielt er seine Arme empor und versetzte seine Brust in eine hebende und senkende (vibrierende) Bewegung, indem er den Atem krampfhaft einzog und wieder ausließ, den Körper zu gleicher Zeit schwingend. Jeder Knabe ward sukzessive aufgehoben und Hände voll Laub von allem anwesenden Volke unter beglückwünschenden Zurufen auf ihn geschüttet. Dann machte sich die ganze Gesellschaft, männlich und weiblich, nach dem oben beschriebenen halbkreisförmigen Gehege auf, die die Novizen führenden Männer im Zentrum, die Frauen mit den vom Boden aufgehobenen *deddelun* rückwärts.

Bei dem Gehege angelangt, wurden die *dhurtungurrin* mit den Gesichtern aufwärts auf das Laublager niedergelegt, welches für sie vorbereitet worden war, und mit Buschzweigen und Laub bedeckt.[1]) Ein oder mehrere Feuer werden angezündet, nicht weit von ihren Füßen, um sie warm zu halten. Es wurde den Knaben gesagt, daß sie sich nicht umwenden dürften, noch irgendwie die Lage, in die sie gebracht worden waren, verändern. Auch war ihnen verboten, sich die Köpfe oder irgend einen Körperteil zu kratzen. Wenn sie irgend ein natürliches Bedürfnis überkam, mußten sie es im Liegen verrichten.[2]) Es war ihnen nicht erlaubt, zu sprechen; wenn ein Knabe irgend etwas brauchte, mußte er seinem Wächter, dem er anvertraut war, ein Zeichen geben.[3]) Diejenigen der Frauen, welche vom Anfange an den Zeremonien teilgenommen hatten, bezogen nun ihre Stellung an der Außen(Konvex)seite des Astgeheges und machten daselbst Feuer an, an denen sie sich niederließen, um auszuruhen.

Kurze Zeit darauf erhoben sich die älteren Frauen, von den anderen gefolgt, und begannen um die Einhegung herumzugehen, wobei sich die Männer hinten an den Zug anschlossen. Die Frauen trugen in jeder Hand einige der Zweige, welche, wie bereits erwähnt, über die Novizen geworfen worden waren, und welche sie zusammenschlugen, als eine Art Begleitung zu einem monotonen Gesang, der als Schlummerlied wirken sollte, um die Novizen einzuschläfern. Der Sinn des Gesanges war indes selbst den Sängerinnen unverständlich. Dieses Umwandern des Geheges und das Zusammenschlagen der *deddelun* wurde die ganze Nacht fortgesetzt. Sogleich nach Tagesanbruch ließ sich am nächsten Morgen in naher Entfernung der summende Laut eines Schwirrholzes, *turndun,* vernehmen, auf den hin die Frauen angewiesen wurden, die Zweige in einen Haufen an der Seite des Geheges auf dem Boden niederzulegen und sich nach dem Hauptlagerplatze zu entfernen. Einer der Männer ging mit ihnen, um zu sehen, daß die Vorschrift erfüllt wurde. Alle Frauen und Kinder gingen nun weg auf einen frischen Lagerplatz, dessen Lage von den alten Männern bestimmt worden war.

---

[1]) „The *Murrawin* Ceremony", Queensland Geographical Journal, XVI (1901), 37.

[2]) „The *Walloonggurra* Ceremony", ebenda, XV (1900), 68.

[3]) „The *Keeparra* Ceremony", Journ. Anthrop. Inst. (London), XXXI (1897), 330—331.

Sobald die Frauen außer Sehweite waren, gingen die Häuptlinge und Zauberer daran, die Laubdecke von den Novizen zu entfernen und sie aufzuwecken. Sie wurden alle in sitzende Stellung gebracht, aber blieben noch schweigend. Jeder Knabe wurde nun in den vollen Staat eines Mannes seines Stammes gekleidet, inbegriffen Stirnband, Hüftgürtel, Schamschurz und andere Kleidungsstücke. Dann wurde eine Decke oder etwas ähnliches über den Kopf eines jeden geworfen, derart, daß er nichts von dem sehen konnte, was um ihn herum vorging. Nachdem dies alles in Ordnung gebracht war, übernahm der *bulluwrung* oder Wächter, der für jeden Novizen bestimmt war, die Obhut über ihn. Nun wurde an das Astgehege ein Feuerbrand gelegt und der ganze Bau, das Laublager und die *deddelun* vollständig verbrannt. Dann begab sich die ganze Gesellschaft hinweg zu einem anderen Lager in Entfernung von einigen (engl.) Meilen, wo die Knaben auf Laub gesetzt wurden, das auf dem Boden aufgestreut war, mit gekreuzten Beinen und den Kopf über die Brust gebeugt. Ihre Wächter blieben stets bei ihnen, aber die Novizen durften weder untereinander noch mit ihren Lehrern konversieren. Wenn ein Knabe etwas brauchte, gab er seinem Wächter ein Zeichen, der ihn dann fragte, was er wolle; und dann sagte es ihm der Novize lispelnd.

Die *Kuringal*-Männer gingen auf Jagd aus und kehrten kurz vor Sonnenuntergang mit dem erlegten Wild und der erbeuteten sonstigen Nahrung zurück. Dies wurde gekocht und eine beschränkte Ration der besten Stücke den Novizen gegeben. Einige Tage mochte man an diesem Kamp verweilen, oder es wurde jede Nacht ein neuer Lagerplatz erreicht, je nachdem Nahrung zu bekommen war.[1]) Wenn die Gesellschaft jede Nacht das Lager wechselte, wurden die Novizen von den Männern während des Tages auf die Jagd mitgenommen. Sie marschierten mit den Decken auf ihren Köpfen unter der Obhut der *bulluwrung*, und bei Ankunft an der Stelle, welche als Kampplatz für die Nacht vereinbart war, wurde aus Ästen ein Windschirm gemacht für die Novizen, wenn die Nacht kalt war; einige von den Wächtern blieben beständig bei ihnen.

Auf diesen Lagerplätzen im Busch wurden allnächtlich beim Scheine der Kampfeuer verschiedene Burlesken zur Belehrung und Unterhaltung der Einzuweihenden erzählt, als die Darstellung des Ausgrabens eines Wombat[2]) aus seinem Bau, des Aufscheuchens von Opossums aus einem Baum[3]) u. dgl. Da diese Schaustellungen ähnlicher Art sind, wie andere von mir in den Initiationszeremonien mancher anderer australischer Stämme beschriebene, scheint es unnötig, hier weitere Details zu geben.[4])

Am Nachmittage des letzten Tages ihres Aufenthaltes im Busch wurden die Knaben, noch mit den Decken auf ihren Köpfen, in sitzende Stellung gebracht. Eine Anzahl der *Kuringal*, die ihre Leiber mit pulverisierter Kohle und Fett bemalt hatten, versammelten sich nun, mit groteskem Schmucke auf ihrem Körper und im Haar, auf einem freien Platze in einer gekrümmten Linie, etwa 20 *m* vor der Stelle, wo die Novizen waren, und begannen das Schwirrholz, *turndun*, zu schwingen. Die

[1]) Jedesmal, wenn die Männer ihr Lager von einem Platze nach einem anderen verlegten, wechselten auch die Frauen und Kinder ihren Wohnplatz, den sie aber immer einige Meilen von den Männern entfernt nahmen. Boten stellten täglich die Verbindung zwischen dem *Kuringal*-Lager und dem der Frauen her, damit die Männer genau über den Verbleibsort der Frauen und Kinder orientiert waren. Einige Männer blieben stets bei den Frauen, um achtzuhaben, daß die Anordnungen des *Kuringal* betreffs der Ortsveränderungen ausgeführt wurden.

[2]) Ein Beuteltier, Phascolomys, das in Bauten, ähnlich den der Kaninchen, lebt. D. Übers.

[3]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXVIII, 319.

[4]) Vgl. z. B. diese Mitteilungen, XXXIV, 81. D. Übers.

Wächter halfen den Knaben auf ihre Beine und ermahnten sie, die Decken von ihren Köpfen entfernend, zu besonderer Aufmerksamkeit. Ein alter Mann näherte sich dann jedem Novizen und rieb das Instrument auf seiner Brust und einigen anderen Körperstellen und forderte ihn auf, dies ganz genau zu beachten. Jeder Knabe ward von einem Manne, der einem anderen Stamme angehörte als er selbst, gewarnt, daß er getötet werden würde, sowie er jemals etwas von dem Gesehenen oder von dem ihm im Busch Gelehrten verraten sollte. Von dem Zeitpunkte an blieben die Köpfe der Novizen unbedeckt und sie konnten nun frei umherblicken und, wenn von einem Älteren zuerst angesprochen, reden.

Als nun der Tag weit vorgerückt war, begaben sich alle zum Lager der Frauen, das eine oder zwei Meilen oder vielleicht weiter entfernt sein mochte, wo sie alle das gebräuchliche Rauchordeal durchmachten. Kurz nach Eintritt der Dunkelheit gingen einige der Männer und Novizen in den dem *burrikin* oder Weiberlager benachbarten Busch und schwangen die größeren und die kleineren Schwirrhölzer. Hierauf zog sich alles zur Nachtruhe zurück, die Novizen wurden zu einem für sie in der Nähe der Quartiere der Männer hergerichteten Platze geführt. Während des nächsten Tages begaben sich alle fremden Stämme auf die Heimreise, jeder die zu einem benachbarten Stamme gehörenden Neueingeweihten mitnehmend, eine Verteilung, die von den alten Männern arrangiert worden war. Während dieser Prüfungszeit wurden Narben auf den Körpern der Jünglinge angebracht und sie wurden weiter unterrichtet in den Gesängen, Tänzen, Sagen und Bräuchen des Volkes.

Es oblag jedem Neueingeweihten, an einer oder mehreren weiteren Initiationsversammlungen teilzunehmen, bevor er völlig qualifiziert war, seine Stelle als Mann im Stamme einzunehmen. Der Grund dafür leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß beim ersten *Dyerrayal*, dem ein Novize anwohnte, ihm der Anblick des ganzen Zeremoniells verwehrt war, indem er überdeckt war und seine Augen während einiger der wichtigsten Teile desselben zu Boden geschlagen halten mußte. In manchen Fällen war ein Knabe nicht mehr als 12 oder 14 Jahre alt, wenn er zum erstenmale eingeweiht wurde, was ein anderer Grund für den Aufschub seiner Zulassung in den vollen Stand der Manneswürde war.

Während des langen Instruktionskurses, der mit dem Zeitpunkte begann, da die Novizen von ihren Müttern getrennt wurden und bis zu ihrer endlichen Anerkennung als Männer dauerte, wurde ihnen gelehrt, was für Gattungen von Nahrung sie suchen und essen dürften, sowie welche Nahrungsmittel für sie verboten wären. Die Speisegesetze, die sich auf das Fleischessen bezogen, wurden von den alten Männern auseinandergesetzt, aber zu gewissen Gelegenheiten wurden die Knaben auf einen Platz geführt, wo die Frauen versammelt waren. Die Mütter und weiblichen Verwandten der Novizen gaben ihm Planzennahrung, welche auf die Freiheit, eine besondere Pflanze von dieser Zeit an zu essen, hindeutete. An einem anderen Tage wurden die Knaben hergebracht und die Frauen gaben ihnen Wasser in einem einheimischen Gefäße, worauf sie Wasser aus jedem Flusse im Stammesgebiete trinken durften. Vergleiche hiemit meine Beschreibung der *Keeparra*-Zeremonie[1]) und von „*Burbung* of the New England Tribes“,[2]) wo die Frauen den Eingeweihten einen Trunk Wasser aus einem *Koolamin*[3]) gaben.

[1]) Journ. Anthrop. Inst. (London) XXVI, 336—339.

[2]) Proc. Roy. Soc. Victoria, N. S., IX, 133—134.

[3]) *Koolamin* heißt bei den Eingebornen von Port Jackson (Neu-Südwales) ein kleiner aus Rinde oder Holz hergestellter Napf. Das Wort ist, wie viele Eingebornenbezeichnungen, in das australische Englisch übergegangen.

Es möge erwähnt sein, daß das Schwirrholz, welches am Morgen ertönte, als die Knaben in die Obhut der *Kuringal* übergingen, nicht dasselbe Instrument war, das den Novizen im Busch gezeigt wurde; das letztere war etwas größer und gab einen lauteren Ton. Es wurde auch ein viel kleineres Schwirrholz am Ende der Versammlung gebraucht, zugleich mit dem größeren, in Hörweite der Frauen und Kinder. Vergleiche meine „Multyerra-Initiationszeremonie".[1])

Im Jahre 1896 habe ich die *Bunan*-Zeremonie der Thoorga und anderer Stämme[2]) beschrieben. 1885 hatte A. W. Howitt einen kurzen Bericht über die Initiationszeremonien des Kurnai-Stammes gegeben, der im Westen an die Birdhawal angrenzt.[3]) 1896 publizierte ich einen verbesserten Bericht über die Kurnai-Zeremonien, begleitet von einer Karte der verschiedenen Kamps und sonstigen Lokalitäten.[4]) Der vorliegende Artikel vervollständigt die Details aller Initiationsbräuche, wie sie bei den Küstenstämmen von Sydney in Neu-Südwales angefangen bis Port Philipp in Victoria geübt werden; und es ist mir eine besondere Genugtuung, diese Arbeit von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft veröffentlicht zu sehen zur Information europäischer Ethnologen, deren Bemerkungen und Winke ich außerordentlichen Wert beimessen werde.

Die vorstehende Beschreibung der *Dyerrayal*-Zeremonie ist aus Notizen zusammengestellt, die ich selbst gelegentlich mancher persönlichen Berührung mit Überlebenden des Birdhawal-Stammes in ihren Aufenthaltsorten niedergeschrieben habe. An anderer Stelle habe ich eine Grammatik und eine Wörterliste der Birdhawal-Sprache[5]) veröffentlicht, ebenso eine Grammatik und Wörterliste des Kurnai-Dialektes[6]), auf welche ich den Leser verweise.

[1]) Diese Mitteilungen, XXXIV, 82.
[2]) American Anthropologist, IX, p. 327—344, with plate.
[3]) Journ. Anthrop. Institute, London, XIV, p. 301—325.
[4]) Ibid., XXV, p. 317—318, with plate.
[5]) Proc. Amer. Philos. Soc., Phila., XLVI for 1907.
[6]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXVI, p. 92—106.

Ethnographische Mitteilungen über die Kworafi.

Von **Dr. Rudolf Pöch** in Wien.

(Mit 4 Abbildungen im Texte.)

1. Totemismus bei den Kworafi.

Während eines fast vierteljährigen Aufenthaltes auf der Gouvernementstation Cape Nelson an der Nordostküste von Britisch-Neu-Guinea war ich neben anderem darauf aus, bei dem unmittelbar um die Station wohnenden Kworafi nach totemistischen Einrichtungen zu suchen. Derlei Dinge offenbaren sich dem Reisenden immer erst allmählich; man kann jahrelang unter den Leuten wohnen, ohne eine Ahnung zu haben, daß Totemismus da ist. Die Leute sprechen von diesen Dingen nie von selbst und geben nur allmählich Mitteilungen darüber von sich, wenn sie sehen, daß der Fragende ernstes Interesse daran nimmt.

Das erste Zeichen, welches auf die Spur des Totemismus führt, sind Speiseverbote, derart, daß eine bestimmte Gruppe von Leuten ein oder mehrere bestimmte Tiere nicht essen darf.

So wurde mir bekannt, daß mein persönlicher Diener, ein junger Kworafi, Namens Bam, die schwarze Fruchtkrähe, Corvus orru, nicht essen dürfe; ebenso nicht sein Vater. Dann erzählte er mir, als ihn unerwarteterweise eines Tages sein Vater besuchte, er hätte das schon vom Morgen an gewußt, die schwarzen Krähen hätten es ihm gesagt. Ich unterließ es natürlich dann auch, diese Tiere in seiner Gegenwart zu schießen. Als ich einmal mit ihm einen Weg machte, machte er mich auf eine Schar Krähen aufmerksam, die in unserer Nähe waren. Er sagte, die Krähen folgen ihm und beschützen ihn, weil die Krähe sein Vogel sei.

Nach diesen Mitteilungen war es zweifellos, daß bei den Kworafi Totemismus vorkommt. Weitere Untersuchungen zeigten, daß die Kworafi eine größere Zahl von Totemtieren kennen und nach diesen in Gruppen eingeteilt sind.

Die folgenden Tiere wurden mir im Laufe der Zeit als solche bezeichnet, die von einzelnen Gruppen Totemverehrung genießen:

ógha[1]) = schwarze Fruchtkrähe, Corvus orru Müll.,
kánau = eine Seeschwalbe,
ángia = weißer Kakadu, Cacatua triton Temm.,
waíkìra = schwarzer Kakadu, Microglossus aterrimus Gm.,
kŏ́ki = unbekannter Vogel,
bubo = Nashornvogel, Buceros plicatus Penn,
garégha = Edelpapagei, Eclectus pectoralis St. Müller,
bŏ́ke = Kasuar, Casuarius,
libére = fliegender Hund,
kuádua = ein unbekannter Fisch,

[1]) gh ist das Zeichen für ein rauhes gutturales r.

igho – Meeresschildkröte, Karettschildkröte, Chelone imbricata L.,
begara (wawára) – Krebs,
nongóbi – unbekannter großer Vogel im Busch.

Um zu erfahren, wie sich die Kworafi nach den Totemtieren in Grup einteilen, und wie sich die Zugehörigkeit zu dem Totemtier in der Familie ver ging ich mit Bam in die einzelnen Kworafi-Dörfer, nahm dort von den anwesen Leuten die Verwandtschaftsverhältnisse auf und erkundigte mich nach den Tot tieren. Die Ergebnisse dieser Erkundigungen gebe ich, nach den Dörfern geord wieder. Es wurden unter einem auch die Bezeichnungen für die Verwandtschaftsg aufgeschrieben. Bam, der schon bei dem früheren Resident Magistrate gedient h konnte gut Pidgin-Englisch, so daß über die zu erfragenden Dinge stets Klar herrschte. Außerdem war ich daran, ein Wörterverzeichnis der Kworafi-Spra anzulegen; die Namen der Tiere wurden immer in der Kworafi-Sprache genannt manchen Dörfern hatte Bam Verwandte, in diesen Fällen ist er dann in den Sta baum miteinbezogen.

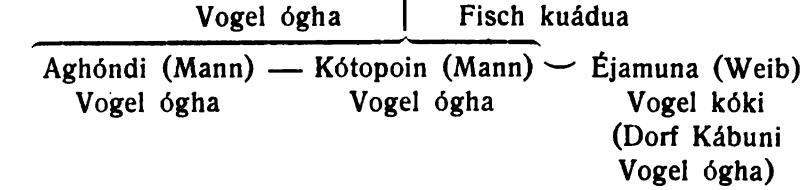
Dorf Jagirúa (sechs Häuser).

Es ist ein Mann anwesend, Namens Napani. Er ist kein Kworafi-Mann, son Gast aus Wanigéla. Er behauptet, kein Totemtier zu haben (er wird nach Vög Fischen, Fröschen, Schlangen und dem Wallaby gefragt).

Drei anwesende Weiber wurden nicht befragt.

Hinter Jagirúa, und zu diesem Orte gehörig, steht einzeln Kótopoins Ha Kótopoin ist ein Verwandter und Freund Bams. Anwesend sind:

Kótopoin und seine Frau Éjamuna, sein jüngerer Bruder Aghóndi, sein V Dsherári, seine Mutter Derégha.



Kótopoin und Aghóndi dürfen außer dem von dem Vater ererbten Vogel ó auch den Fisch kuádua nicht essen. Ganz analog dürfen auch Dsherári und Der weder den Vogel ógha noch den Fisch kuádua essen.

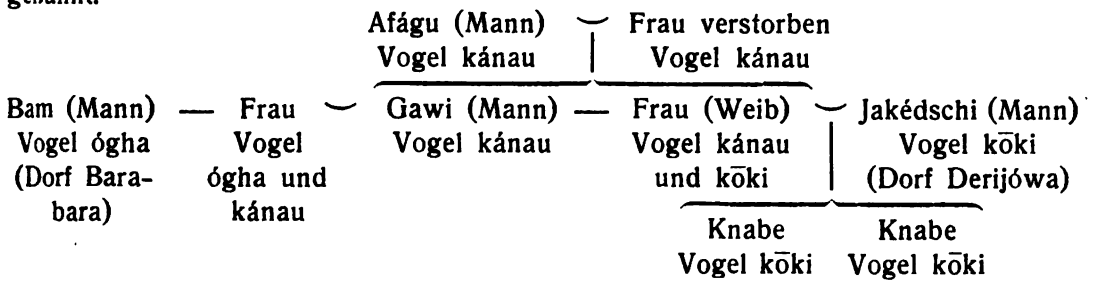
Im Hause anwesend (zu Besuch) ist eine alte Frau, Kéowain, aus dem D Keróruan, Stamm der Doríri (Buschvolk), die aber jetzt ins Kworafi-Dorf Jag gehört. Deren Verwandtschaft zu Kótopoins Familie wird nicht klar.

Verwandtschaftsbezeichnungen:

Kótopoin sagt zu Dsherári: áta – Vater,
„ „ Derégha: ája – Mutter,
„ „ Aghóndi: mándako – jüngerer Bruder,
„ „ Éjamuna: wétu – Gattin,
„ „ Kéowain: ája – in diesem Falle etwa „Tante“,
Aghóndi „ „ Kótopoin: kóro – älterer Bruder,
Dsherári „ „ Kótopoin: mándi – Sohn,
„ „ Éjamuna: mándaru – Schwiegertochter,
Kéowain „ „ Kótopoin: mándi – in dem Falle Sohn in weiterem Si

Dorf Gabarussa.

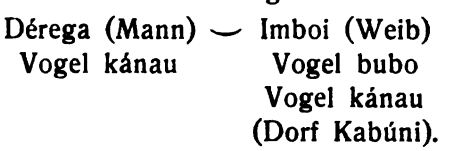
Zuerst ging ich in Afágus Haus, dessen Sohn Gawi, auch Pidgin-Englisch sprach. Er war des früheren Resident Magistrates Koch und wird auch „Jemmy“ genannt.



Afágu sagt zu Jakédschi: mándaru = Schwiegersohn,
Gáwi „ „ Jakédschi: námbo = Schwager,
Jakédschi „ „ Gáwi: námbo = Schwager.

Afágu und Jakédschi, Gáwi und Jakédschi „schämen sich“, gegenseitig ihre Namen auszusprechen. Bam nennt auch nicht den Namen der abwesenden Frau des Jakédschi, sonst nennt er sie auch „manduru“. Bam ist der Bruder der Schwägerin der betreffenden Frau.

Dann ging ich in Déregas Haus. Das ist ein alter Mann, der Trauer trägt, und mich auf Cape Nelson wiederholt besucht hat. Sein Weib ist vor ungefähr einem Jahre gestorben. Er hat noch ein zweites Weib, das Imboi heißt. Imboi trägt auch Trauer nach der verstorbenen Frau des Dérega.

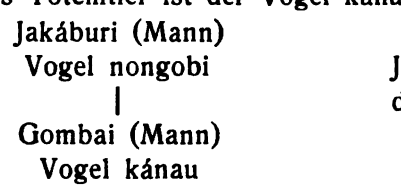


Im Dorfe Kabúni haben viele Leute den Vogel bubo.

Dorf Ferari.

Anwesend ist ein blinder Knabe, Namens Tewári. Er sitzt in seiner Hütte und spielt Flöte. Sein Bruder Gota ist Policeman in der Northern Division. Schließlich kommt Tewári hervor. Er ist etwa 12 Jahre alt und von auffallend heller Hautfarbe (Aufenthalt in der Hütte). Er spricht Motu und Pidgin-Englisch, obzwar er nie aus seiner Heimat weg war. Zuerst scheu, tanzt und singt er sogar, nachdem er eine Stange Tradetabak bekommen hat.

Tewáris Totemtier ist der Vogel kánau.



Jakáburi hat wahrscheinlich auch den Vogel kánau, sonst wäre dieser Fall ganz singulär.

Gíruma, eine sehr alte, bucklige Frau, welche auf einem runden Steine als Unterlage mit einem kurzen, messerartigen Holzklöppel Tapa schlägt. Ihr Totemvogel ist der kánau.

Káko, ein junger Mann; Totemvogel kánau.

Boro, aus dem Stamme der Mukuru, seine Frau.

Káko (Mann) ⌣ Boro (Weib)
Vogel kánau . Vogel garégha
(Dorf Ferari) Stammm der Mukuru.

Ein anderes Mal begegnete ich einem alten Manne, Namens Matu, aus Fer dessen Totemtier auch der Vogel kánau war.

Alle Leute in Ferari bekannten sich zum kánau, den rätselhaften Fall Jakáburi ausgenommen.

Dorf Deriowa.

Familie des Itóto.

Itóto ist ein etwa 60jähriger Mann. Sein Haupttotemtier ist der Vogel koki. darf aber auch folgende andere Tiere nicht essen: boke (Kasuar), igho (Schildkrö begára (oder wawára, Krebs).

Dshogoári ist sein Sohn (dshowu heißt Zuckerrohr, der Eigenname Dshogo soll auch etwas auf Zuckerrohr Bezügliches bedeuten). Sein Totemtier: Vogel k

Masíbuni, die etwa 40jährige Frau Itotos, hat von früher den Vogel kánau, j auch den koki und darf alle für Itoto verbotenen Tiere nicht essen.

Siwári ist die Frau des Bruders des Dshogoári. Sie behauptet, von früher keinen Totemvogel gehabt zu haben, darf aber jetzt den koki auch nicht essen.

Der Stammbaum sieht folgendermaßen aus (berücksichtigt ist nur der Hau totemvogel).

Itoto (Mann) ⌣ Masíbuni (Frau)
Vogel koki | von früher Vogel
(Dorf Dariowa) | kánau, jetzt koki

Dshogoári (Mann) Mann ⌣ Siwári (Weib)
Vogel koki (nicht anwesend) früher keinen Totem-
vogel, jetzt koki

Bezeichnungen für die Verwandtschaftsgrade:

Itoto sagt zu Siwári: mánduri = Schwiegertochter,
Dshogoári sagt zu Itoto: nanda ata = mein Vater,
„ „ Masíbuni: nanda aja = meine Mutter,
„ „ Siwári: mandokoru = Schwägerin,
Siwári „ „ Dshogoári: nanuri = Schwager.

Bam, der mit mir ist, darf Masíbunis Name nicht aussprechen, denn Dshogo ist sein „brother". Damit kann er nur eine Verschwägerung meinen, nicht Angehörig zum selben Totemtier, da Bam den ógha hat.

Bam sagt zu Dsohogoári: nanda ghato, etwa mein Vetter,
Dshogoári sagt zu Bam: nanda ghato.

Dorf Foduma.

Foduma (Fodum) ist das Dorf, wo Bam die Verwandten seiner Mutter hat. S Vater ist aus dem Dorfe Barabara, und dorthin gehört auch er.

Bam (Mann) — Siu (Weib) ⌣ Muruwa (Mann) — Aigoro (Mann) — Nangégo (Ma
ógha ógha ángia ángia ángia
ángia

Außerdem ist anwesend, aber nicht näher verwandt:

Ziroma (Mann)
kánau

Siu ist nicht anwesend.

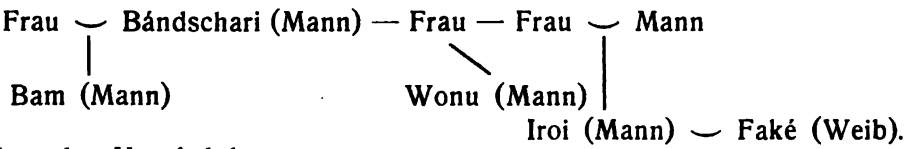
Bam nennt Muruwa: námbo — Schwager,
„ Aigoro: námbo — „
„ Nangégo: námbo — „

Ebenso nennen sich alle vier untereinander: námbo — Schwager, ihren Namen aber dürfen sie gegenseitig nicht aussprechen.

Dorf Barabara.

Es ist das Dorf, wo Bams Vater wohnt und wo auch Bam selbst wohnte, bevor er in meine Dienste kam. Dort war ich selbst nie, aber Bams Vater, Bándschari, kam wiederholt nach Cape Nelson, um mich zu besuchen. Bándschari führt auch den englischen Namen Whitten, und mit gewissem Stolze. Vor längerer Zeit hatte einer der beiden Brüder Whitten, ein englischer Kaufmann aus Samarai, auf einer Reise nach dem Norden bei Bándschari gewohnt. Von dieser Zeit rührt die Annahme dieses Namens her (vielleicht ist es ein Namenswechsel). Einmal kam er mit einem großen Teile seiner Familie. Dabei wurde die untenstehende Aufnahme gemacht.

Bándscharis Familie:



Alle haben den Vogel ógha.

Die mit Namen Bezeichneten sind anwesend, die anderen zur Verwandtschaft Gehörenden nicht.

Bándschari sagt zu Bam: mándi — Sohn,
„ „ Iroi: monduro — Neffe,
„ „ Faké: gagara — Nichte,
Bam sagt zu Bándschari: apa — Vater,
„ „ Iroi: námbo — Vetter,
„ „ Faké: aki — Base,
Iroi „ „ Faké: wetu — Gattin,
„ „ Bándschari: atowo — Onkel,
„ „ Bam: námbo — Vetter,
Faké „ „ Iroi: genembo — Gatte,
„ „ Bándschari: apa — Onkel,
„ „ Bam: manda — Vetter,
Wonu „ „ Bándschari: ebe — ?,
„ „ Bam: nemendi — ?,
„ „ Iroi: mándi — Neffe,
„ „ Faké: gagara — Nichte.

Die Verwandtschaft des Wonu ist nicht ganz klar und sichergestellt. Seine Verwandtschaftsbezeichnungen verwirren. Er war erst hinzugetreten, als die Bezeichnungen mit allen anderen schon aufgenommen waren. Man sagte mir, er sei mit einer Schwester des Bándschari verwandt; der Grad dieser Verwandtschaft wurde mir aber nicht klar.

Diese Untersuchungen lehren in bezug auf den Totemismus folgendes:

1. Es kann als Regel gelten, daß jeder Kworafi ein Totemtier hat. Unter allen Obengenannten gab nur eine Frau in Deriówa, Namens Siwári, an, sie hätte vor

ihrer Verheiratung kein Totemtier gehabt. Öfter kam ein alter, einflußreicher M aus dem Kworafi-Dorfe Amujuán, Namens Kanári, nach Cape Nelson, der wieder versicherte, er hätte keinen Totemvogel. Napani, den ich im Kworafi-Dorfe Jag fand, hatte auch kein Totemtier, er war aber ein Wanigéla-Mann.

2. Gewöhnlich sprachen die Leute nur von einem Totemtier. Der alte darf außer seinem Totemvogel noch drei andere Tiere nicht essen. Es ist aber auszuschließen, daß das nicht Speiseverbote anderer Art sind.

3. Die Frau darf von dem Totemtier ihres Mannes nicht essen. Wahrsch lich nimmt sie auch das Totemtier ihres Mannes ganz an und das eigene dann dagegen an Bedeutung zurück. Aber auch der Mann ißt das Totemtier Frau nicht mehr.

4. Die Kinder, männliche und weibliche, bekommen das Totemtier ihres Va Sie dürfen aber auch das Totemtier ihrer Mutter nicht mehr essen. Das vom V geerbte ist das Haupttotemtier.

5. Heirat in demselben Totemtier ist verboten. Es ist sicher durch die geregelt, wie die Angehörigen der verschiedenen Totemtiere untereinander zu heir haben. In den vorstehenden Stammtafeln sind folgende Fälle verzeichnet:

Der ógha-Mann (schwarze Krähe)	heiratet die	kuádua-Frau (Fisch)
	„ „	koki-Frau (unbekannter Vogel)
Der kánau-Mann (Seeschwalbe)	heiratet die	ógha-Frau (schwarze Krähe)
	„ „	búbo-Frau (Nashornvogel)
	„ „	garégha-Frau (Edelpapagei)
Der koki-Mann (unbekannter Vogel)	heiratet die	kánau-Frau (Seeschwalbe)

(Letzteres ist zweimal berichtet.)

Daraus sehen wir, daß von den drei wichtigsten Totemvögeln, ógha, kánau koki, keiner eine besonders bevorzugte Stellung einnimmt, sondern daß diese Grup untereinander heiraten. Der ógha-Mann heiratet die koki-Frau, der koki-Mann hei die kanau-Frau, der kanau-Mann heiratet wieder die ógha-Frau; und es ist vielle nur ein Zufall, daß kein Beispiel dafür da ist, daß ein ogha-Mann eine kanau-F ein kánau-Mann eine koki-Frau, ein koki-Mann auch eine ógha-Frau heiraten Natürlich ist das Material viel zu klein, um sich nach der einen oder anderen S entscheiden zu können.

6. In einzelnen Dörfern dominiert ein Totemtier; so in Ferari der kánau Deriowa der koki. In Gabarussa sind kánau- und koki-Leute gleich verteilt. geht der Weg mitten durch das Dorf wie eine Straße; auf der einen Seite wo die kánau-, auf der anderen die koki-Leute.

7. Die Angehörigen einer Totemgruppe wohnen in einer zusammenhänge Häusergruppe, unter einem gemeinsamen Dache. Auch die gedeckte Veranda, der raum vor dem Hause, wo man sich untertags aufhält, läuft durch. Die Schlafrä sind familienweise abgeteilt, diese Teile sind auch oft nicht in ganz gleicher H Die Abb. 1 zeigt ein solches Totemgruppenhaus. Mehr über den Hausbau der Kw bringt der folgende Abschnitt.

Es erübrigt noch, eine Übersicht über die Verwandtschaftsbezeichnungen geben, welche bei der Nachforschung nach dem Totemismus ermittelt wurden. ist neben das Kworafi-Wort immer die deutsche Bezeichnung für die betreffe Verwandtschaftsbezeichnung hinzugesetzt, in der Klammer aber der spezielle Fall, d unsere Bezeichnungen, wie: Vetter, Schwager, vieldeutig sind. Die Zahl der Verwa

schaftsbezeichnungen bei diesen Völkern ist viel größer wie bei uns, wie C. G. Seligmann schon in Süd-Neu-Guinea gezeigt hat. So haben auch die Kworafi ein eigenes Wort für älterer Bruder (koro) und jüngerer Bruder (mándako) usw. Manche Worte habe ich in verschiedenen Dörfern verschieden gehört, z. B. apa, ata; aja, awia; mandi, mendi, und vermute da dialektische Verschiedenheiten.

apa, nanda ata, Vater (der Sohn zum Vater),

apa, „Vater", d. h. älterer männlicher Verwandter der Familie (die Frau des Neffen zum Onkel),

nanda aja, Mutter (der Sohn zur Mutter),

aja, áwia, „Mutter", d. h. ältere weibliche Verwandte der Familie,

genémbo, Mann (die Gattin zum Gatten),

wétu, Frau (der Gatte zur Gattin),

mandi, mendi, Sohn (der Vater zum Sohn), „Sohn" im weiteren Sinne (ein männlicher oder weiblicher älterer Verwandter zu einem jüngeren),

koro, der jüngere Bruder zum älteren Bruder,

mándako, der ältere Bruder zum jüngeren Bruder,

atowo, Onkel (der Neffe zum Bruder seiner Frau),

gagara, Nichte (der Onkel zur Frau seines Neffen),

nanda ghato, Vetter (zwei männliche Geschwisterkinder untereinander),

manda, Vetter (die Frau des Vetters zum Vetter),

aki, Base (der Vetter zur Frau seines Vetters),

mondúro, Schwiegersohn (der Schwiegervater zum Manne seiner Tochter), Neffe (der Onkel zum Sohne seiner Schwester),

mánduri, mándaru, manduru, Schwiegertochter (der Schwiegervater zur Schwiegertochter),

Abb. 1. Totemgruppenhaus der Kworafi (Haus des Itoto in Deriowa).

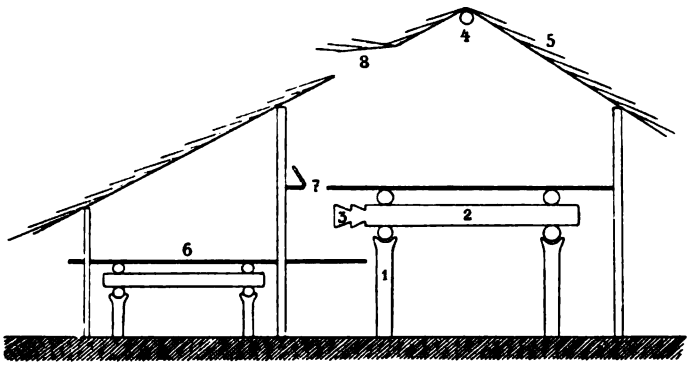


Abb. 2. Schematischer Durchschnitt durch ein solches Haus.

Abb. 3. Verzierter Pfeiler (*bena*

námbo, Schwager (der Schwager zum Bruder seiner Frau, der Schwager Manne seiner Schwester, der Schwager zum Bruder des Mannes seiner Schw der Schwager zum Bruder der Frau seines Bruders), Vetter (die Söhne von schwisterkindern untereinander),

nanuri, Schwager (die Schwägerin zum Bruder ihres Mannes),

mandokoru, Schwägerin (der Schwager zur Frau seines Bruders).

Die Bedeutung der Bezeichnungen *ebe* und *nemendi,* die Wonu aus Bara gebraucht hat, lassen sich nicht genau feststellen; wahrscheinlich ist *ebe* syn mit *apa* und ist die Anrede jüngeren Verwandten an einen äl männlichen. *Nemendi* erinnert an *n* und ist wahrscheinlich wie dieses die Anrede eines älteren Verwan an einen jüngeren männlichen.

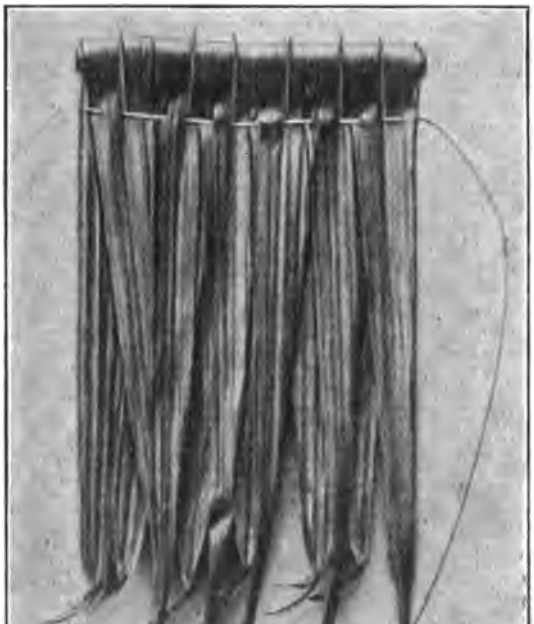


Abb. 4. Ein Stück Dachbedeckung (zusammengenähtes Sagoblatt).

II. Hausbau der Kworafi.

Die Häuser der Kworafi st auf Pfählen, die Veranda steht dem Hause und ist von dem D des Hauses beschattet. Nie lieg unter dem Hause, wie im nördli Hüongolf. In vielen Dörfern gil sehr lange Häuser, in denen me Familien, eine ganze Totemgru „unter einem Dache" wohnen. Ich solche Häuser in den Kworafi-Dö Jagirua, Gabarussa und Deriowa, selbe auch später im Massin-I Uiaku in der Collingwood-Bay.

Die Abb. 2 zeigt einen sch tischen Durchschnitt durch das des Itóto im Kworafidorfe Deri das als typisch hingenommen we kann für das Totemgruppenhaus Kworafi.

Etwas sehr Eigentümliches sind die innerhalb der Außenpfähle stehenden sehr dicken Innenpfähle, Abb. 2 (1), welche eigentlich den Fußboden und die Hauptlast des Hauses tragen. Sie werden *bendóro,* d. h. Hartholz, genannt. Auch die analogen Träger unter dem Fußboden der Veranda werden ebenso genannt. Manchmal sind sie verziert. Abb. 3 zeigt einen solchen *„bendóro"*, der neben Kótopoins Haus bei Gabarussa stand, und den letzten Rest eines Hauses von Bams Vater Bándschari, der früher in Gabarussa gewohnt hatte, vorstellte. Auf diesen vier Pfeilern ruhen zwei ungemein dicke Querhölzer, Abb. 2 (2), welche an einem Ende verziert sind. Die unnötige Dicke und die Verzierung lassen mich vermuten, daß diese Hölzer eine besondere Bedeutung haben. Sie heißen *berebere* oder *fo* in der Kworafi-Sprache. Motu-Leute nennen das Holz irimo, und sagen, es sei dasselbe, das auch zum Kanoebau verwendet wird. An einem Ende (3) sind sie verziert (ähnlich wie der *bendóro* auf Abb. 3), diese Verzierung heißt *kambár.* Das Dach bedeckt sowohl den Wohnraum wie die Veranda. Das entlang den Dachfirst verlaufende Holz heißt *gima* (4). Das Dach ist in der Regel mit Sagoblättern gedeckt, Abb. 2 (5). Das Sagoblatt heißt *ambígi,* eine andere Palme, die auch verwendet wird, heißt *kambíra.* Abb. 4 zeigt ein Stück Sagoblatt, wie es zum Dachdecken verwendet wird. Kotopoin hat dieses Stück zurechtgemacht[1]). Das zusammengefaltete Blatt ist über eine in die Hälfte gespaltene Blattrippe gelegt und zusammengenäht. Die Veranda, *ofo,* Abb. 2 (6), ist nach vorn sowohl wie nach den Seiten ganz offen, und der schattige und kühle Aufenthaltsort untertags. Auch die Veranda ruht, wie schon erwähnt, auf Pfeilern mit einem Querholz. Auf die Veranda gelangt man durch eine Falltüre (7). Der eigentliche Raum des Hauses ist nur Schlafraum und dient zur Aufbewahrung des Hausrates. Er kann durch ein aufklappbares Fenster bei 8 erhellt werden. Die Feuerstellen sah ich auf der Veranda oder unter dem Hause.

[1]) Das Stück ist in der ethnographischen Sammlung des Wiener naturhistorischen Hofmuseums.

Der Ursprung des Druidentums.

Von **Julius Pokorny** in Wien.

(Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung am 13. November 1907.)

Schrader sagt in seinem Reallexikon der idg. Altertumskunde: „Außerhalb aller priesterlichen Verhältnisse Alteuropas steht die keltische Druidenkaste. Von wo die Anregungen zu ihrer Bildung ausgegangen sind, bleibt in Dunkel gehüllt." Ich hoffe nun, daß es mir gelingen wird, dieses Dunkel ein wenig zu lichten.

Bei dem Versuche, den Ursprung des Druidentums zu ergründen, griff man zu ganz sonderbaren Ideen. Einige hielten die Druiden für Schüler des Pythagoras, andere sogar für Buddhisten, man verlegte den Ursprung des Druidentums nach Phönizien, Chaldaea oder Indien. Schon die Alten zeigten reges Interesse für diese Priesterschaft und in den letzten zwei Jahrhunderten entstand eine große Literatur, die sich mit ihr beschäftigte, aber meist wertlos ist, da sie sich zuviel in symbolistischen und okkultistischen Spielereien verliert. Trotzdem ist es bis jetzt nicht gelungen, mehr Licht in die Berichte über die Druiden zu bringen und die scheinbaren Widersprüche zu erklären. Als nun 1906 ein Buch von dem namhaften französischen Keltisten d'Arbois de Jubainville, betitelt: „Les Druides et les Dieux Celtiques à Forme d'Animaux", erschien, konnte die wissenschaftliche Welt hoffen, endlich Aufklärung über dies rätselhafte Institut zu erhalten. Aber d'Arbois bringt kaum mehr, als eine Zusammenstellung der wichtigsten Dinge, die wir über die Druiden wissen; er gibt eine historische Übersicht über das Eindringen der Kelten in Britannien und er sagt uns nichts, was wir nicht schon aus anderen Quellen wüßten.

Im ersten Kapitel seines Buches spricht d'Arbois de Jubainville von den Priestern der Gallier:

„Sie haben zwei Hauptarten von Priestern, die Druiden und die „Gutuatri." Als Julius Cäsar im 1. Jahrhunderte v. Chr. das unabhängige Gallien unterwarf, nahmen die Druiden dort eine bedeutsame Stellung ein; aber man erzählte ihm, daß das Druidentum in Britannien seinen Ursprung habe und von dort aus nach Gallien eingeführt worden sei.

Vor der Einführung der Druiden auf dem Kontinente hatten die Gallier außer den *vates* keine anderen Priester, als die *gutuatri.* Ihren Namen leitet er vom keltischen *gutu,* ir. *guth* (Stimme) ab und vergleicht dazu unser „Gott", entstanden aus dem idg. *ghutom* (das, was man anruft), von der Wurzel *ghu.* „Gutuatri" heißt also: „die Anrufenden", von derselben Wurzel, wie das got. *gudja* (Priester). Sie waren alle Priester eines Tempels oder heiligen Haines. Die *gutuatri* blieben auch zur Zeit der Römerherrschaft bestehen; wir haben ihren Namen auf vier Inschriften erhalten. D'Arbois vergleicht dann die *gutuatri* sehr treffend mit dem homerischen ἱερεύς, mit Chryses, der den Beinamen ἀρητήρ führt, was dasselbe wie *gutuatros* bedeutet, und mit den *flamines* der Römer, die auch keine Korporation bildeten.

Die Druiden dagegen bildeten eine Korporation und hatten einen Oberdruiden über sich in Gallien, Irland und wahrscheinlich auch in England."

(Hier kann ich nicht mit d'Arbois übereinstimmen. In der irischen Literatur ist nie von einem Oberhaupte der Druiden die Rede, denn aus der Stelle aus dem Leben des heiligen Patrick: „Congregata est multitudo nimis magorum ad primum magum Recradum nomine" läßt sich noch nicht folgern, daß die irischen Druiden ein Oberhaupt gehabt hätten. Die Stelle kann nämlich auch bedeuten, daß Recradus damals der berühmteste Druide war; es ist sogar leicht möglich, daß wir hier dem christlichen Schreiber, der den Ruhm des Heiligen vergrößern wollte, eine kleine Übertreibung zu verdanken haben, denn später wird geschildert, wie St. Patricius jenen Druiden durch ein Wunder tötet. Wir haben also in dem Oberdruiden eine speziell gallische Einrichtung.)

In der Kunst des Wahrsagens hatten die Druiden Konkurrenten in den *vatis*, die bei Strabo οὐάτεις, bei Diodor μάντεις heißen. St. Patricius triumphierte über die Druiden erst, nachdem er sich mit den *vatis*, irisch *fáthi, filid*, verbündet hatte.

Den Namen der Druiden leitet d'Arbois mit Thurneysen von der Wurzel *dru-* (ir. in *dron* aus *dru-no*, stark) und der Wurzel *vid-* (cf. lat. *video*, deutsch *wissen*) ab und übersetzt den Namen *druis* (aus *dru-vid-s*) mit „der Hochweise", das galatische *dru-nemeton* mit „Erzheiligtum" und führt als gallisches Synonym *ver-nemeton* an. (Doch sind auch andere Ableitungen des Wortes *druis* möglich. Cf. kymrisch *derwydd*, gall. *dervum*.)

Das zweite Kapitel scheint mir das wichtigste des ganzen Buches zu sein, weshalb ich es fast vollständig in Übersetzung wiedergebe.

„Es scheint, daß die Druiden den Griechen von ungefähr 200 v. Chr. an, wo Sotion von ihnen spricht, bekannt waren. Sie bestanden also schon zu dieser Zeit in Gallien, diesseits des Rheins, einer Gegend, die von Handelsleuten aus Massilia häufig besucht wurde. Das war nicht lange, nachdem die Gallier das von Gaelen besetzte Britannien erobert hatten. In der Tat scheint diese Eroberung ungefähr zwischen den Jahren 300 und 200 v. Chr. stattgefunden zu haben. Die Gallier hatten die Druiden in Britannien vorgefunden und diese Institution nach dem Kontinent übertragen. Julius Cäsar sagt es ausdrücklich. (Disciplina in Britannia reperta atque inde in Galliam translata esse existimatur, et nunc qui diligentius eam rem cognoscere volunt plerumque illo discendi causa proficiscuntur.) Wir schließen daraus, daß die Druiden ursprünglich eine gaelische Institution waren, anfangs den Gaelen eigentümlich — mit Ausschluß der Gallier. Die Gaelen sind ein keltischer Stamm, dessen Sprache noch in Irland und den Bergen Schottlands fortbesteht. Von diesem Stamme, der lange Zeit Herr über alle britischen Inseln war, war das Druidentum in die weiten Lande südlich des Kanales zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Rhein eingeführt worden; aber es war unbekannt in Gallia Cisalpina und in den vor Zeiten keltischen Gegenden östlich vom Rhein, ebenso im Donaubecken wie in Kleinasien, wo das *drunemeton* (Erzheiligtum) in keiner Weise mit den Druiden in Verbindung gebracht wird."

Soweit d'Arbois de Jubainville.

Bevor ich weitergehe, will ich erst kurz zusammenfassen, was uns die Schriftsteller des Altertums über die Druiden berichten.

Nach Cäsar gab es in Gallien zwei herrschende Klassen; die kriegerischen Adeligen und die Druiden, die vom Militärdienst und allen Steuerleistungen befreit waren. Durch diese Vorteile wurden viele verlockt, sich ihrem Berufe zuzuwenden,

was leicht möglich war, da „das Druidentum offenbar nicht auf Geburt, sondern der Anwerbung und Ausbildung von Novizen beruhte“.[1])

Die Druiden waren Philosophen und Lehrer der Jugend, sie unterrichteten nicht Theologie und Mythologie, sondern lehrten auch vieles vom Laufe der Gestirne, der Natur aller Dinge und der Größe des Weltalls.

Von all den ethischen Lehren der Druiden ist uns nur ein einziger Satz erha (Diogen. Laert. prooem. 5): „Fromm sein gegen die Götter, niemandem Unrecht und Tapferkeit üben.“ Aber ihre Hauptdoktrin war, daß die Seelen nicht ste sondern nach dem Tode in einen anderen Körper übergehen. So stark war der Gl des Volkes daran, daß sogar Schuldverhältnisse abgeschlossen wurden, mit dem sprechen, sie erst im Jenseits zu begleichen. Die Novizen mußten eine große von Versen auswendig lernen und manche brauchten zwanzig Jahre dazu. Von Überlieferung der gallischen Druiden haben wir fast nichts erhalten, weil sie st verboten, ihre Lehren aufzuzeichnen. (Anders in Irland. Der Autor des „Jellow B of Lecan“ erzählt, daß St. Patrick 180 Bücher der Druiden verbrannte und daß seinem Beispiele alle Christen dasselbe taten, bis alle druidischen Bücher verni waren.) Außerdem waren die Druiden Wahrsager und wohnten den Opfern bei.

Jährlich versammelten sie sich im Lande der Carnuten und vor sie wurden Rechtsfälle zur Entscheidung gebracht. Die schwerste Strafe, die sie verhängen kon war die Exkommunikation. Die davon Betroffenen wurden von allen gemieden wie Geächtete behandelt. An der Spitze der gallischen Druiden stand ein Oberdr der nach dem Tode seines Vorgängers durch Wahl bestimmt wurde.

Cäsar scheint unter dem Namen „Druiden“ auch die Barden und Seher (v zusammenzufassen, die von späteren Schriftstellern getrennt behandelt wurden.

Die Ähnlichkeit der druidischen Lehre mit der des Pythagoras führt manchen Fabeln. Daß die Druiden nicht wie Mönche lebten (eine Theorie, die A Bertrand aufstellte), erhellt schon daraus, daß der Druide Divitiacus, Cä Freund, Frau und Kinder besaß und auch die irischen Druiden meist verhei waren.

Kriminalverbrecher wurden den Göttern geopfert, aber auch Unschuldige. G Figuren aus Flechtwerk wurden mit lebenden Menschen angefüllt und verbrannt

Die Römer verboten bald das Druidentum, aber im geheimen erhielt es sich und die vornehmsten Jünglinge der Gallier folgten den Lehrern in verborgene Wä wie Mela berichtet (45 n. Chr.).

Fünfunddreißig Jahre später entwirft uns Plinius der Ältere ein ganz and Bild von den Druiden. Er zeigt sie uns als Priester der Eiche, als Ärzte und Zaub als ganz gewöhnliche Charlatane. Sie bereiten aus dem Geifer der Schlangen mystische Ei, das den Gewinn jedes Prozesses sichert.

Wie sollen wir uns diesen scheinbaren Wechsel erklären? Bewirkte die U drückung, daß sie ihre erhabenen Lehren beiseite legten, um sich ihren Unterhal weniger würdige Weise zu erwerben? Ich werde bald zu zeigen haben, daß Druiden schon früher Schwarzkünstler waren. Aber wie kommt es, daß sie sich n so ernster Wissenschaft mit niedriger Zauberei beschäftigten? Vorläufig genüg darauf hinzuweisen, daß oft die klügsten Männer die größten Charlatane sind, d wissen, daß die große Menge nicht so durch erhabene Weisheiten, als durch schl Gaukelspiel gelenkt wird.

---

[1]) Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde, II, S. 643.

Was den Unsterblichkeitsglauben der Druiden und ihre Lehre von der Seelenwanderung betrifft, führt d'Arbois zahlreiche Beispiele für den Glauben der Kelten an ein Fortleben im Jenseits an, erklärt aber die Annahme von der Doktrin einer Wiedergeburt für einen Irrtum, der dadurch entstanden sei, daß die Griechen von den Druiden Sagen, in denen Verwandlungen vorkamen, gehört, sie falsch aufgefaßt hätten und so zum Glauben gebracht worden wären; die Druiden lehrten die Seelenwanderung nach dem Glauben des Pythagoras.

Ich möchte mir hier eine andere Vermutung erlauben. Haben wir nicht in dieser Lehre einen Rest vom Glauben der präkeltischen Urbewohner? Vielleicht glaubten schon die Menschen der Steinzeit an eine Metempsychose, da sie oft ihre Toten kauernd, in embryonaler Stellung begruben. Den Glauben an Seelenwanderung finden wir ja meist bei Völkern niedrigerer Kultur; der nächste Schritt ist dann die Regeneration, von der auch die irische Sage einige Beispiele aufweist.

D'Arbois hat gezeigt, daß die Druiden ursprünglich nur die Priester des einen keltischen Stammes waren, der zuerst Britannien eroberte. Es ist nun sehr sonderbar, daß zwischen Bruderstämmen, deren Sitten, Gebräuche und Sprache nicht sehr verschieden waren, ein solch fundamentaler Unterschied bestanden haben sollte. Denn nichts charakterisiert ein Volk besser, als dessen religiöse Anschauungen. Wie wir sehen werden, widerspricht aber das Druidentum dem Charakter einer indogermanischen Religion. Um eine so eigentümliche, fast wesentliche Verschiedenheit, die zwischen Gaelen und Galliern vor der Eroberung Galliens durch Cäsar bestanden haben soll, zu erklären, gibt es nur einen Weg.

Allerdings haben die Gallier das Druidentum von ihren Brüdern in Britannien übernommen, aber auch diese kannten das Institut noch nicht, als sie den Kanal übersetzten.

Denn die Druiden waren die Priester der präkeltischen Urbewohner der britischen Inseln und von diesen erst haben sie die Kelten übernommen.

Als die Gaelen, der eine Hauptzweig der Kelten, um das Jahr 1000 v. Chr. die britischen Inseln eroberten, hatten sie schon einen höheren Grad von Kultur erreicht. „Sie brachten die Kenntnis der Bronze mit und pflegten ihre Toten zu verbrennen."[1])

Ihre Herrscher waren wohl Priesterkönige, die wir auch um dieselbe Zeit bei den Griechen, Latinern und Germanen finden, mit denen die Kelten auch sonst die Eigentümlichkeiten indogermanischer Abkunft teilten. Wir haben gar keinen Grund, anzunehmen, daß sich die Kelten in jener frühen Zeit von den ihnen benachbarten indogermanischen Bruderstämmen in Sitten und Religion wesentlich unterschieden hätten, was man glauben müßte, falls das Institut der Druiden bei ihnen von Urzeiten an bestanden hätte. Noch in historischer Zeit finden wir bei den irischen Königen Spuren des ehemaligen Priestertums, das sich in fernster Vorzeit aus der göttlichen Verehrung mächtiger Zauberer entwickelt hatte.

Denn was der Wilde glaubt, daß sein göttlicher[2]) Herrscher das Zentrum der Welt sei, daß er mit einer Handbewegung den Lauf der Natur stören könne und ihn daher vor den Gefahren, die nach seiner Meinung schon jeden gewöhnlichen Sterblichen fortwährend bedrohen, durch unzählige „Tabus" zu schützen sucht, das glaubten auch einst die Indogermanen; allerdings lange vorher, ehe sie die gemeinsame Urheimat verließen.

[1]) Munro, Prehistoric Scotland, London 1899, p. 480.

[2]) Siehe Frazer, „The Golden Bough", London 1900, I, p. 233, 234.

Solche Spuren von der ehemaligen Göttlichkeit der Könige finden wir sow
bei Homer, wenn er (Od. XIX, 109) von einem Herrscher spricht, der die Gö
ehrt und kraftvoll regiert, und daß die Erde fruchtbar ist und der Wohlstand
Bürger blüht — wegen der Frömmigkeit des Königs,[1]) als auch in Irland und W
Die Kelten glaubten, daß zur Strafe für böse Herrscher Mißernte eintrete. Im „B
of Leinster" wird erzählt, daß unter Cairbre Cinnchait, der durch Gewalt auf
irischen Königsthron kam und die Kinder der Adeligen erbarmungslos töten ließ,
Kornähre nur ein Korn, jede Eiche nur eine Eichel trug. Als dann das alte Kön
geschlecht wieder zur Regierung kam, erlangte Irland seine Fruchtbarkeit wie
Jedem neuen König sang der Ollamh, der Hauptbarde, einige Verse vor, in dene
ihn ermahnte, gut zu regieren, sonst würde Hungersnot und Krankheit das L
verheeren, und in einem kymrischen Gedichte des 12. Jahrhunderts heißt es: „Schlim
Jahre und (lange) Tage werden wir haben, mit falschen Königen und [infolgedes
verdorbenen Ernten. (The Black Book of Carmarthen.)

Wir hören außerdem von vielen Tabus, die die irischen Könige noch
historischer Zeit beobachten mußten, um das Land nicht unglücklich zu mac
(Book of Rights, p. 3—8.)

So darf der Hochkönig von Irland in Tara nicht in seinem Bette
wenn die Sonne aufgeht. Er darf sich nicht an einem Mittwoch auf Magh Bre
niederlassen, nicht Magh Cuillinn nach Sonnenuntergang überschreiten, nicht
Roß auf Fan Chomair antreiben, nicht am Montag nach Bealltaine ein Schiff
steigen, das auf dem Wasser liegt, er darf nicht am Dienstag nach Allerheil
Spuren seines Heeres auf Ath Maighne hinterlassen.

Der König von Connaught darf keinen Vertrag über seinen alten Palas
Cruachan abschließen, nachdem er zu Allerheiligen Frieden geschlossen hat
1. November war ein keltisch-heidnischer Festtag), er darf nicht in buntem Gew
auf graugefleckter Stute zur Heide von Dal Chais reiten, oder eine Versamm
der Frauen zu Seaghais besuchen, oder im Herbste auf den Grabhügeln der
des Maine sitzen, auch nicht mit dem Reiter auf grauem, einäugigem Rosse bei
Gallta zwischen zwei Stationen um die Wette laufen.

Ähnliche Tabus müssen auch die Könige von Leinster, Munster und U
befolgen.

Daraus geht hervor, daß auch die Könige der Gaelen wie die anderer I
germanen aus Priestern hervorgegangen sind, und wir können, da wir besonder
Irland die Erinnerung daran so frisch und deutlich erhalten finden, schließen,
die Könige der Gaelen, als sie Irland eroberten, zugleich auch ihre Priester w

Auf den britischen Inseln hatten die Gaelen eine Urbevölkerung vorgefun
die in frühneolithischer Zeit vom Kontinent herübergekommen war, als Irland
England noch mit ihm zusammenhingen. Diese Einwanderer waren von kleiner St
muskulös, mit dunkeln Haaren und dunkeln Augen; sie waren religiös, denn sie
gruben ihre Toten; für die Vornehmeren errichteten sie gewaltige Steingräber.
Kultur war die der Steinzeit. Tacitus hält sie ihrem Aussehen nach für Iberer
seine Beobachtung wird noch durch die Tatsache bestärkt, daß die aufgefund
Schädel außerordentlich denen der Basken ähnlich sehen.[2])

Die Rasse als solche hat sich noch in der dunkeläugigen, braun und schw
haarigen Bevölkerung im westlichen Irland, in Süd-Wales und in Schottland auf

[1]) Frazer, „The Golden Bough, I, p. 156, 157.
[2]) Munro, Prehist. Scotland, p. 460, 480.

Inseln Mull und Arran, sowie in Argyll und Inverneß, außerdem noch auf der Halbinsel Cornwall erhalten.

Aber wenn wir annehmen, daß sie den eindringenden Kelten nicht gänzlich unterlagen und ihnen sogar ihre Zauberer aufdrängten, dann muß auch ihr Volkstum sehr stark gewesen sein, und das war es, denn es hat bis auf den heutigen Tag seine Spuren auf den britischen Inseln hinterlassen. Ich will hier nicht von den sprachlichen Überresten reden, die in der Topographie und den keltischen Sprachen erhalten sind, ebensowenig von den zahllosen Fetischsteinen, die wir auf den britischen Inseln antreffen und die noch heute verehrt werden. Aus dem reichen Materiale will ich nur einige interessante Punkte herausgreifen.

Die Zeugnisse Diodors und Strabos über Menschenfresserei bei den Irländern werden durch den heiligen Hieronymus bestätigt, der in seiner Schrift „Adversus Jovinianum" sagt: „Quid loquar de ceteris nationibus, cum ipse adolescentulus in Gallia viderim Scotos, gentem Britannicam, humanis vesci carnibus? Et cum per silvas porcorum greges et armentorum pecudumque reperirent, pastorum nates et feminarum et papillas solere abscindere et eas solas ciborum delicias arbitrari?" Niemand wird behaupten, daß wir Indogermanen solche Gebräuche zuschreiben können. Eine dunkle Erinnerung an jene Zeiten lebt noch heute im keltischen Volke fort und wir finden in Wales und Schottland zahlreiche Sagen von Riesen und Geistern, die ihre Gefangenen verzehrten und ihr Blut tranken.

Auch die von Strabo berichtete Sitte, daß die alten Irländer die Leichen ihrer Väter verzehrten, können wir sicher nicht den Kelten zuschreiben, da ja bekannt ist, was für eine große Rolle der Ahnenkult bei den Indogermanen spielt. Jener Gebrauch geht wohl auf die Meinung des Wilden zurück, daß er mit dem Blute auch die Seele des Toten in sich aufnehme. Noch heute können wir die Überbleibsel jenes Gebrauches verfolgen.

Wood-Martin berichtet, daß die noch in Irland bestehende Sitte, bei der Totenfeier in Gegenwart des Verstorbenen Nahrung zu sich zu nehmen, nur eine jüngere Form des alten Brauches ist, das Betreffende erst zu verzehren, nachdem es auf den Leichnam gelegt worden war, in der Absicht, denen, die so handeln, gewisse Eigenschaften des Toten zu übertragen. Ich halte das für einen Überrest des alten barbarischen Brauches, den Leichnam selbst zu verzehren.

Schrader hat bewiesen, daß der Familienbegriff der indogermanischen Urzeit ein durchaus agnatischer gewesen sein muß — das Prinzip der Verwandtschaft im Mannesstamme ist schon in der gemeinschaftlichen Vorzeit der Indogermanen durchgedrungen. Wenn wir also auf den britischen Inseln Spuren des Mutterrechtes entdecken, so müssen wir sie einer präkeltischen Bevölkerung zuschreiben. Für das Altertum ist uns Mutterrecht bei den Iberern bezeugt und Solinus erzählt, daß es in Irland die Mutter ist, die dem Neugeborenen die erste Nahrung auf der Spitze des Schwertes ihres Gemahles reicht mit dem Wunsche, er möge nicht anders als im Waffenkampfe sterben. Dagegen ist es bei den Indogermanen der Vater, der dem Kinde die erste Nahrung reicht, wie es in Indien die Grihya-Sûtren des Apastamba und Hiranyakesin zeigen,[1]) was Speijer im Jatakarna (p. 103, ff.) auch für andere indogermanische Völker nachgewiesen hat.

F. A. Potter erzählt (Description of West-Meath, 1819), daß sich alle verheirateten Frauen mit ihren Mädchennamen nennen, was noch heute in Ulster gebräuchlich ist. Nach Wood-Martin behalten noch an manchen Orten Frauen ihren

[1]) M. Müller, Sacred Books of the East, XIX, p. 213, 281.

Mädchennamen und folgten oft mehr den Verwandten ihrer Mutter, als denen Vaters. In Ulster war die Couvade (das Männerkindbett) schon in uralter Zeit bräuchlich, denn im Book of Leinster wird erzählt, daß, als die Königin Medb v Connaught mit einem Heere gegen Ulster vorrückte, alle Männer im Bette la unfähig zu kämpfen, mit Ausnahme Cuchulaius und seines Vaters. Eine schwan Frau hatte sie verflucht, einmal im Jahre die Geburtsschmerzen der Frauen zu füh

Auch in England hat die Sitte der Couvade einst bestanden, denn in Yorkshi pflegt die Mutter eines Mädchens, das ein uneheliches Kind geboren hat, auszuge um dessen Vater zu suchen, und der erste Mann, den sie im Bette findet, ist Gesuchte.

Schon für die Iberer ist die Sitte des Männerkindbettes bezeugt und wir fin sie noch bei ihren Nachkommen (?), den Basken. Das macht es auch wahrschein daß zwischen den Urbewohnern der britischen Inseln und den Iberern ein Zusamm hang bestand. Sonst ist jener Gebrauch in Südindien, China, Borneo, Kamtscha Grönland und bei vielen Stämmen Nord- und Südamerikas zu finden. Irische Fra tragen oft vor der Geburt ihres Kindes den Rock des Mannes, damit dieser an Schmerzen der Geburt teilnehme und so die der Frau lindere.

Daß bei den Pikten Schottlands noch in historischer Zeit Mutterrecht herrsc hat H. Zimmer in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd bewiesen. Jedenfalls hatten die Pikten eine starke Mischung präkeltischen Blutes genommen, wenn sie nicht überhaupt der Rasse der Aborigines angehörten.

Wir haben nun gesehen, daß die Rasse der Urbewohner der britischen In von den erobernden Kelten nicht vernichtet wurde. Daß sie auch nicht völlig un drückt wurde, sondern daß die Eroberer vielfach mit den Unterworfenen verschmol ist gewiß. Denn selbst in den frühesten Zeiten finden wir in Irland keine geknech Plebs, wie in anderen, von Indogermanen eroberten Ländern. Es gab dort keine Kas nur verschiedene Gesellschaftsschichten und leicht konnte eine Familie durch Erv von Reichtum vom niedrigsten bis zum höchsten Rang emporsteigen.

Die Ursache dafür dürfen wir vielleicht nicht mit Unrecht in der großen Sch heit und dem außergewöhnlichen Liebreiz der Frauen der Urbewohner erblicken. Schönheit der keltischen Frauen ist ja bekannt, ebenso die Tatsache, daß sie n schwarze Haare und dunkle Augen aufweisen, was sichtbar auf eine nichti germanische Abstammung hindeutet.

Bei keinem Volke spielt das Weib eine so große Rolle wie bei den Ke Ihre Literatur ist ein Frauenkultus. Keine Literatur ist so reich an Liebesgeschic wie die irische. „Man hat oft darauf hingewiesen, daß die Frauen in den älte Heldenliedern der meisten Nationen eine geringe Rolle spielen, außer bei den Germa wo sie stets eine wichtige Stellung einnehmen. Aber die Stellung der Frau in keltischen Tradition ist noch ungleich bedeutender. Die Liebe eines Mannes zu unsterblichen oder doch halbgöttlichen Jungfrau kehrt regelmäßig in den Heldens wieder. Germanen und Kelten haben dieses Thema behandelt, aber in sehr schiedener Weise. In den Sagen der Germanen spielt der Mann die Hauptrolle freit die Göttin und zwingt sie sogar manchmal, an seinem Herde zu walten. wöhnlich aber ist sie, überwältigt von der Kühnheit und Schönheit des Helden, freiwillig untertan.

Anders ist es mit der göttlichen Herrin des keltischen Helden. Sie bleib ihrem eigenen Lande und verlockt oder zwingt den sterblichen Liebhaber, sie au

[1]) The Academy, XXV, p. 112.

suchen. Connla, Bran, Ossian, sie alle müssen diese Erde verlassen, um mit ihrer Liebsten vereint zu werden. Selbst Cuchulain, der mächtigste aller Helden, ist gezwungen, trotz aller Gegenwehr, mit der Feenkönigin Fand zu gehen und bei ihr zu wohnen. Stets behält die göttliche Geliebte die Oberhand; wenn der Sterbliche müde wird und zur Erde zurückkehrt, bleibt sie zurück, klug und schön, um eine neue Generation von Helden aufzunehmen und zu bezaubern. Sie wählt, wen sie will, und ist keines Mannes Sklavin; sie gibt sich freiwillig hin, aber sie verzichtet weder auf ihre Freiheit noch auf ihre göttliche Natur. Selbst wenn die Liebesgeschichte nur unter Menschen spielt, ist die Stellung der Frau weit mehr betont, als in den germanischen Sagen. Sie ist keine bloße Puppe auf feuerumlodertem Felsen, die bereit ist, wenn der vom Schicksale bestimmte Held erscheint, ihm geradewegs in die Arme zu fallen. Die keltische Frau nimmt ihr Schicksal in ihre eigene Hand und wählt sich selbst den Gatten oder stellt ihm ihre Bedingungen." [1]) Oft kommt es vor, daß die Frau den Mann freit, statt umgekehrt.

In einer der ältesten gaelischen Chroniken lesen wir: Aber die schönste Frau, die mit den Milesiern nach Irland kam, war Feale, Luaidhs Weib, die einsam im westlichen Spanien gelebt hatte, bis sie von Luaidh gefreit wurde . . . . . und die Menschen sagten von Feale, daß sie zu schön war, um zu leben.

Als Milesier pflegten aber die irischen Geschichtsschreiber die nichtindogermanische dunkeläugige und schwarzhaarige Bevölkerung Irlands zu bezeichnen, die sie wegen ihres Aussehens für eingewanderte Spanier hielten.

All das macht einen großen Einfluß der Aborigines auf die Gaelen möglich; bevor wir aber mit Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß sie einen so großen religiösen Einfluß geübt haben, müssen wir suchen, ein Analogon für einen solchen Vorgang zu finden.

Die Urbewohner der britischen Inseln standen, wie wir gesehen haben, auf einer sehr niedrigen Kulturstufe — sie waren Wilde. Wir wollen zuerst untersuchen, welche Vorstellungen ein wildes Volk von einem anderen empfängt.

Der Wilde fürchtet sich vor allem Neuen und hält es für verzaubert. „So schrieben die Bewohner der Nikobaren die ungewöhnlich heftigen Regengüsse des Jahres 1886 dem Zorne der Geister darüber zu, daß Theodoliten und andere fremdartige Instrumente auf ihren Lieblingsplätzen aufgestellt worden seien." [2]) Natürlich hält der Wilde auch fremdes Land für verzaubert. „Unter den Ovambos geht der Armee, die in den Krieg zieht, ein Mann voraus, der nach dem Führer den ersten Rang einnimmt und während des Marsches eine brennende Fackel voranträgt. Diese dient wohl dazu, die Luft von den bösen Geistern, die Feindesland bewohnen, zu reinigen, denn wenn der Brand erlischt, ist das ein böses Omen und die Armee kehrt zurück." [3])

Um so mehr hält der Wilde die Bewohner eines fremden Landes für Zauberer, besonders wenn diese einer fremden, weniger zivilisierten Rasse angehören. Dieselbe Furcht findet sich nicht nur bei wilden, sondern auch bei höher kultivierten Völkern. „Auf den Ontong-Java-Inseln werden alle Fremden bei ihrer Ankunft von Zauberern feierlich empfangen, mit Wasser besprengt, dann mit Öl gesalbt usw. Erst nachdem sie gleichsam entzaubert worden sind, dürfen sie vor den Häuptling geführt werden.[4])

[1]) A. Nutt, Studies on the Legend of the Holy Grail, London 1887, p. 231—233.
[2]) Intern. Archiv für Ethnographie, VI, S. 13.
[3]) H. Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika, S. 320.
[4]) Intern. Archiv für Ethnographie, X, S. 112.

Es ist auch bekannt, daß die Hindus die nichtarischen Eingeborenen als un verachten, aber sich anderseits wieder vor ihnen fürchten, da sie glauben, daß Parias im Besitze geheimer Zauberkräfte sind und mit den alten Göttern des Lan in Verbindung stehen.

Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die eindringenden Gaelen die Urbewoh für Wesen hielten, die mit übernatürlicher Macht begabt seien und große Kenntn der Geheimnisse der Natur besäßen.

Wie viel Aberglaube knüpft sich bei der keltischen Bevölkerung Großbritanni und Irlands an die sogenannten „Fairy Arrows", Feenpfeile, das sind Pfeilspitzen Feuerstein, wie sie die präkeltischen Ureinwohner im Steinzeitalter verwendeten. V leicht geht jener Aberglaube in die Zeit zurück, als die Kelten mit einem Vo kämpften, das Waffen aus Feuerstein benützte und schon damals, als mit überna licher Macht begabt, gefürchtet wurde. Dazu paßt vortrefflich ein anderer Volksgla der mit dem Eisen zusammenhängt.

Eisen soll die Macht besitzen, alle Geister fernzuhalten. „Im nordöstlichen Sch land wird nach dem Tode eines Hausbewohners in alle Nahrungsmittel ein Stückc Eisen gesteckt, damit „der Tod" nicht hineindringe."[1]) „In vielen kymrischen Märc verläßt die Fee ihren Geliebten in dem Augenblicke, als er sie mit einem St Eisen berührt."[2]) Auf den westlichen Inseln Schottlands erzählt man sich, daß je der in das Innere eines Berges tritt, in dem die Feen tanzen, vor dem Eingange Stück Eisen zurücklassen muß. Nur so kann er verhindern, daß die Feen das verschließen und ihn nimmermehr von sich lassen.

Diese Furcht der Geister scheint ein Erbteil der Urbewohner zu sein, die Metalle nicht kannten und oft vor den besseren Waffen der Kelten zurückgewic sein mögen. Es erscheinen ja oft die rauhen Urbewohner eines Landes im späte Volksglauben als Geister, Riesen oder Zwerge.

Besondere Ehrfurcht mußten die Kelten natürlich vor den Medizinmännern Eingeborenen, den Druiden, empfinden, wenn sie sahen, wie diese von ihren Vo genossen gefürchtet wurden. Bei wilden Völkern entwickelt sich meist der König dem Zauberer, der nach ihrem Glauben Unglück und Tod durch seine Künste her führen kann. Bewundernd nannten die Gaelen diese Zauberer „Druides", die He weisen.

Der eigentliche Charakter der Druiden war der mächtiger Zauberer und wi spricht völlig dem Begriffe eines indogermanischen Priesters. In Irland, das wenigsten fremden Einflüssen ausgesetzt war, können wir am ehesten hoffen, Druidentum in seiner ursprünglichen Form zu finden. Sie treten uns da hauptsäch als Magier und Gaukler entgegen. Sie können den Tag in Nacht verwandeln, W und Meer gehorchen ihren Worten, Feuer und Blut können sie herabregnen las Solche Anschauungen, daß der Mensch Macht über die Elemente habe, finden sonst nur bei unzivilisierten Völkern, denen der Begriff für das Übernatürliche f Daß die Druiden Ärzte waren, hängt mit ihrem Berufe als Hexenmeister aufs en zusammen, ebenso ihre Prophetengabe. So groß ist ihre Macht, daß sogar St. Patr zu Gott fleht, er möge ihn gegen die Beschwörungen der Druiden beschützen. der altirischen Literatur wird das Wort „drui" stets gleichbedeutend mit „mag gebraucht und in den neukeltischen Sprachen heißt das Wort für „Druide" Zaub

[1]) W. Gregor, Folklore of the N. E. of Scotland, p. 206.
[2]) Transactions of the hon. Society of Cymmrodor, IV, p. 2.

„Die Druiden sind Zauberer und Regenmacher, die vorgeben, daß sie Sturm und Schnee herbeizaubern können und das Volk durch flatternde Strohwische und andere kindische Künste erschrecken. Sie wahrsagen durch Beobachtung des Nießens und anderer Vorbedeutungen, durch ihre Träume nach einem Feste oder indem sie rohes Pferdefleisch angesichts ihrer Idole kauen, durch das Krächzen ihrer Raben und das Zirpen zahmer Zaunkönige oder durch Ablecken einer Bronzeklinge, die in einem Feuer von Ebereschenholz glühend gemacht worden war. Sie sind, wie die Medizinmänner der Rothäute oder die Angekoks der Eskimos, in Stierhäute gekleidet, auf dem Haupte eine Vogelmütze mit wehenden Federn.“ [1])

In den Bergen Schottlands, nördlich von den Grampian Hills, haben sich wohl die Aborigines am längsten unabhängig erhalten und daher auch das Institut der Druiden als Zauberer am längsten bewahrt, denn wir hören, daß alle, die die verruchte Kunst des Zauberns recht gut erlernen wollen, nach Alba (Schottland) reisen.

Auch Plinius der Ältere spricht davon, daß Britannien wegen seiner Zauberkünste verrufen sei, und aus der Erzählung des Tacitus von der Vernichtung des druidischen Heiligtumes in Mona erkennen wir deutlich, daß die Druiden Zauberer waren.

Wie kommt es aber, daß sie uns von den Schriftstellern des Altertumes auch als Philosophen, als Lehrer reiner Ethik geschildert werden?

In Gallien beruhte des Druidentum nicht auf Geburt, sondern auf Anwerbung und Ausbildung von Novizen; auch in Irland finden wir die Druiden als Lehrer der Jugend und vom Druiden Cathbad wird ausdrücklich gesagt, daß er seinen Schülern die druidische Wissenschaft *(druidecht)* lehrt. Wir können also als sicher annehmen, daß auch bei den Aborigines eine Übertragung der Zauberkunst durch Unterricht und Einweihung stattfand.

Wo die Gaelen mit ihnen in ein freundschaftlicheres Verhältnis traten, bemühten sie sich sicher auch, in jenen Unterricht aufgenommen zu werden, und wir finden in Irland nicht eine abgeschlossene Druidenkaste, sondern wir kennen auch Dichter, die Druiden waren; sogar einige Könige, wie der Großvater des berühmten irischen Nationalheros Finn und König Conors Vater, gehörten dieser Priesterschaft an. So wurden die Druiden allmählich zu einem gaelischen Institute und auch die priesterliche Gewalt des Königs ging auf sie über, daß sie schließlich den höchsten Rang nach ihm einnahmen; es galt sogar die Regel, daß der König in Gegenwart seines Druiden nicht früher reden durfte, bis dieser gesprochen hatte.

Eine dunkle Erinnerung daran, daß die Druiden einst die Zauberer einer feindlichen Rasse waren, lebt in den keltischen Mythen fort, die erzählen, daß die Zauberkraft der Druiden so gewaltig gewesen sei, daß sie sogar über die Götter triumphierten, ein Zug, der uns einerseits an den Schamanen erinnert, anderseits uns leicht verständlich wird, wenn wir bedenken, daß die Druiden ursprünglich als Zauberer der Eingeborenen den Kelten, also auch ihren Göttern feindlich gegenüberstanden.

In der altirischen Sage „Tochmarc Étáine“ wird erzählt, daß der Gott Mider dem Könige von Irland Eochaid Airem seine Gemahlin raubte. Der König ruft seinen Druiden Dálan zu Hilfe und dieser zwingt durch einen mächtigen Zauberspruch den Gott, die Geraubte wieder herauszugeben.

Kein Wunder, daß die gaelischen Dichter-Propheten, ir. *filid, fathi* (denn die Kelten hatten sicher auch ihre eigenen Wahrsager), die neuen Konkurrenten mit eifer-

[1]) Cf. O'Curry, Lectures, der aber eine andere Erklärung gibt.

süchtigen Augen betrachteten, eine Eifersucht, die schließlich zur Vernichtung der Druiden (637, Schlacht bei Moyrath) in Irland führte, denn als St. Patrick in Irland das Christentum einführen wollte, fand er in den Druiden seine ärgsten Feinde, deren er nur dadurch Herr werden konnte, daß er sich mit den *filid* verband.

Es ist nicht auffallend, daß die höher kultivierten Kelten die Priester der wilden Urbewohner für große Zauberer hielten, da wir ja auch bei den Germanen etwas ähnliches finden.

„Die Finnen, die in der Urzeit einen großen Teil der skandinavischen Halbinsel besetzt hatten, gälten den eindringenden Germanen als zauberkundig, so daß anord. *finngerd*, wörtlich Finnenwerk, geradezu für „Zauberei" gebraucht wird, und auch in ihrer eigenen Religion steht der Zauberpriester, der Schamane, der die Beziehungen zwischen Menschen und Göttern vermittelt, ja durch seine Kunst letztere geradezu in seinen Dienst zwingt, im Mittelpunkte." [1])

Ist es allzu gewagt, anzunehmen, daß die rauhen Urbewohner der britischen Inseln eine den finnisch-lappischen Völkern ähnliche Kultur aufwiesen? Ähnliche primitive Verhältnisse erzeugen ähnliche Kulturen und J. F. Campbell, ein hervorragender Kenner finnischen Altertums, war über die überraschende Ähnlichkeit vieler schottischer Höhlenwohnungen mit denen der Finnen so erstaunt, daß er nicht zögerte, die Urbewohner Britanniens für ein den Finnen verwandtes Volk zu erklären.

Als die Gaelen ihre Söhne in die druidischen Lehren einweihen ließen, vergaßen diese sicher ihre eigene indogermanische Religion nicht, und ebenso war es mit den Galliern, die mehrere hundert Jahre später Britannien eroberten und das Druidentum von den dortigen Bewohnern übernahmen, wie es die Gaelen von den Ureinwohnern übernommen hatten. So läßt sich leicht der eigentümliche Gegensatz hoher und niederer Doktrin erklären, den wir bei den Druiden finden. Wenn Plinius der Ältere die Druiden nur als Zauberer und Priester der Eiche schilderte, so sagte er damit seinen Zeitgenossen etwas Neues; ihre hohen Lehren waren ja längst allgemein bekannt.

Wir haben auch sonst genug Beispiele dafür, daß eine hohe Religion den alten rohen Glauben duldete. Wenn wir bis heute in katholischen Ländern das Adonisfest beobachten können und die altheidnischen Sonnwend- und Erntefeste von der Kirche geduldet werden, dürfen wir annehmen, daß auf den britischen Inseln auch unter der Herrschaft der Kelten die nicht indogermanische Religion teilweise erhalten blieb.

Andrew Lang führt in seinem Werke „Custom and Myth" ein Beispiel einer ähnlichen Duldung an, das uns Garcilasso de Vega, der Sohn eines spanischen Eroberers und einer Inka-Prinzessin, überliefert hat.

„Vor der Zeit der Inkas hielt sich jeder Indianer für den Nachkommen eines Flusses oder eines wilden Tieres und opferte ihnen. Aber auch von unbedeutenden Kreaturen, wie Fröschen und Kröten, leitete man seine Herkunft ab. Als nun die Inkas auftraten und den Sonnendienst einführten, ließen sie die alte Tierverehrung bestehen und die prächtigen Tempel der Sonne enthielten auch die Bilder der Tiere, welche die Indianer früher verehrt hatten."

Daß das Druidentum seinen Ursprung auf den britischen Inseln genommen hatte und nicht erst von den Kelten hinübergebracht worden war, dafür glaube ich einen fast sicheren Beweis gefunden zu haben.

Plinius der Ältere schildert die gallischen Druiden als Priester des Eichenkultes, in welchem auch die Mistel eine bedeutsame Rolle spielt. (Hist. Nat., XVI, 249 squ.) Die Verehrung der Eiche ist uns als ein Teil indogermanischer Religion ganz sicher

[1]) R. Much, Deutsche Stammeskunde, S. 31.

bezeugt und es läßt sich auch beweisen, daß die Mistel in diesem Kult eine große Bedeutung hatte. Die Tatsache ist so allgemein bekannt, daß sie erst keines näheren Beweises bedarf. Übrigens sagt auch Max. Tyrius, daß die Kelten den Zeus im Bilde einer hohen Eiche verehrten. Also wir finden die Druiden als Priester eines indogermanischen Kultes.

Wenn nun die Kelten schon vor der Eroberung der britischen Inseln Druiden gehabt hätten, die auch Priester des Eichenkultes waren, so hätten sie sicher diesen Kult mit nach Irland gebracht. Denn in alter Zeit war Irland unendlich reich an Eichenwäldern und wir finden noch jetzt allein über 1300 Ortsnamen, die mit „doire, daire" (oak-wood), anglisiert „derry" beginnen — von den anderen Zusammensetzungen gar nicht zu reden —, also den Namen der Eiche in Ortsnamen viel häufiger als den irgend eines anderen Baumes.[1])

Wie sehr muß es uns also befremden, daß wir in der reichen Sagenliteratur Irlands so selten von der Eiche hören! Mir ist kein einziger irischer Aberglaube bekannt, der mit der Eiche zusammenhängt und die Druiden in Irland werden nie mit der Eiche in einen Zusammenhang gebracht. Ihr heiliger Baum ist die Eberesche und sie tragen in ihren Händen Stäbe, die aus deren Holz gefertigt sind. Auch das druidische Feuer wird mit dem Holz der Eberesche entzündet.

Die eigentümliche Tatsache, daß die Eiche im Leben des irischen Druiden und im Aberglauben des Volkes (der in Irland außerordentlich groß ist) gar keine Rolle spielt, können wir uns nur dadurch erklären, daß wir annehmen, daß die Druiden ursprünglich Priester eines Volkes waren, das den Eichenkult nicht kannte.

Die Gallier, die in ihrem Lande geblieben waren, standen weit weniger wie die Gaelen unter dem Einflusse der präkeltischen Bewohner der britischen Inseln und behielten daher neben der neuen druidischen Lehre die alten Gebräuche ihrer indogermanischen Vorfahren bei.

Wir sehen also, daß die Druiden einst die Priester eines Volkes gewesen sein müssen, das den Eichenkult nicht kannte. Der Eichenkult der Kelten ist uns wiederholt bezeugt; daher können die Druiden keine ursprünglich keltische Priesterschaft gewesen sein. Wir wissen auch, daß das Druidentum auf den britischen Inseln seinen Ursprung genommen hat und es kann sich nur von dem Volke herleiten, das vor den Kelten jene Länder bewohnte. Wir haben gesehen, daß ein solches Volk auf den britischen Inseln existierte und daß es stark genug war, um auf die erobernden Kelten einen entschiedenen Einfluß zu üben; wir wissen auch, daß es möglich und oft dagewesen ist, daß ein niedriger stehendes Volk die religiösen Anschauungen eines höher kultivierten beeinflußt.

Außerdem weist das Druidentum so viele nicht indogermanische Züge auf, daß wir den Ursprung dieser Priesterschaft schon deshalb bei einem nicht indogermanischen Volke suchen müssen.

Wir können daher mit ziemlicher Sicherheit behaupten: Das Druidentum hat seinen Ursprung bei einem Volke genommen, das vor den Kelten die britischen Inseln bewohnte und wahrscheinlich jenen großen Völkerstämmen angehörte, die West- und Südeuropa beherrschten, lange bevor der erste Indogermane seinen Fuß dorthin setzte.

[1]) Joyce, Irish Names of Places, 3d Edition, p. 487.

* * *

Diskussion.

1. Herr Dr. R. Much: Wenn ich den Eindruck kurz wiedergeben soll, den die Ausführungen des Vortragenden gemacht haben, kann ich sagen, daß mir s Hypothese sehr ansprechend erscheint, trotz mancher Bedenken im einzelnen. [1] solches ist, daß es doch wohl mindestens verfrüht ist, prähistorische Perioden Stein- und Eisensachen auf britischem Boden mit keltischer oder vorkeltischer völkerung in Verbindung zu bringen. Auch auf die angebliche Ähnlichkeit in Sch land gefundener Schädel mit baskischen gebe ich nichts. Ferner möchte ich auf Fehlen eines Eichenkultes bei den Gaelen nicht in dem Sinne Gewicht legen wie Vortragende. Die Eiche hat wohl gerade in einem Lande, wo sie der gewöhnlic Baum ist, wo es also gar nicht so auffallen konnte, daß der Blitz mit Vorliebe Eichen einschlägt, wie dort, wo sie sich vereinzelt findet, ihren Charakter als heil Baum des Gewittergottes leicht einbüßen können. Jedenfalls ist es sehr auffall und wird unter den gleichen Gesichtspunkten erklärt werden müssen, daß wir auch skandinavischen Norden nicht wie in Deutschland von Donnereichen erfahren auch dort statt dessen der *reynir,* die Eberesche, dem Thor heilig ist, die wir e als den heiligen Baum bei den Iren an Stelle der Eiche der Gallier kennen lernt haben.]

Ob die von d'Arbois aufgenommene Erklärung des Wortes Druide richtig scheint mir auch fraglich. Jedenfalls aber hat man sich nicht nur mit der gallisc und irischen Form des Wortes, sondern auch mit der kymrischen — *derwydd dervid* — auseinanderzusetzen, die ganz so aussieht wie eine Ableitung vom c *derw* „Eiche" und dann könnte ja auch *druid-* eine Ableitung von *dru-* (v griech. δρῦς) „Eiche, Baum" sein, mit dem doch am ehesten auch jenes *dru-nem* zusammenzustellen und als „Eichenhain" zu deuten sein wird. Die Druiden wä so vielleicht die Waldleute, die im Walde sich aufhaltenden Zauberer. Aber ich kenne nicht, daß verschiedene Möglichkeiten sich bieten. Schließlich ließe *derwydd* auch unter Voraussetzung von dissimilatorischem Ausfall auf *dervo-* zurückführen, und dies könnte ir. *derb* (aus *dervo-*) „gewiß, sicher" enthalten als stärkenden Zusatz zu *vid* „Wisser"; letzteres in dem Sinne von anord. *vitki,* näm in Beziehung auf zauberisches Wissen.

Für die Deutung „Waldmann" könnte man sich auf ein nordisches Seitens berufen. Im Eddagedicht Hyndluliǫþ 31 (33 nach Bugge) heißt es: *eru uǫluur frá Uiþólfi, uitkar allir frá Uilmeiþi, seiþberendr frá Suarthǫfþa . . . . . komnir;* Wahrsageweiber sind von *Uiþólfr,* alle Schwarzkünstler von *Uilmeiþr,* alle Zaub von *Suarthǫfþi* hergekommen. Hier werden die *uǫlur* von *Uiþólfr* abgeleitet, dessen *uiþr* „Baum, Wald" zusammengesetzter Name ihn als ein im Walde hausendes W zu erkennen gibt. Wichtiger aber ist hier, daß die Zauberer an unserer Stelle *Suarthǫfþi,* d. i. „Schwarzkopf", hergeleitet werden, der durch seinen Namen als treter einer nicht germanischen Rasse — es ist wohl an Lappen zu denken — gek zeichnet ist. Also auf skandinavischem Boden wiederholt sich das, was der Vortrag für die Kelten annimmt. Die Nordgermanen kennen Zauberer, führen sie aber s noch auf die Lappen, ein nicht indogermanisches Volk, zurück. Und wie wir gehört haben, daß Leute, welche die Zauberkunst recht gut erlernen wollten, Schottland reisten, so sind uns aus dem Norden die Ausdrücke *fara til finna*

[1]) Das innerhalb der Klammern Stehende ist ein nachträglicher Zusatz.

gera finnfarar bezeugt, d. i. zu den Finnen (Lappen) reisen, um sich ihre Zauberkunst zunutze zu machen.

Diese weitreichende Analogie der germanischen Verhältnisse spricht also nach meinem Dafürhalten sehr zugunsten der Ansicht des Vortragenden. Ähnlich wie die Germanen durch die Finnen, können auch die Kelten durch ein anderes nicht indogermanisches Volkstum auf religiösem Gebiete beeinflußt worden sein.

2. Herr Dr. E. Goldmann:[1]) Ich möchte mir zunächst im Anschlusse an die von Herrn Prof. Much über die Etymologie des Wortes Druide vorgebrachten Ausführungen einige Bemerkungen etymologischer Natur erlauben. Ich wage es nämlich, die meines Wissens bisher noch nirgends gestellte Frage aufzuwerfen, ob nicht zwischen unserem Stamme *druid-* und dem etruskischen Worte *trutnvt* irgend ein Zusammenhang bestehen könnte. Das Wort findet sich in der Bilinguis der berühmten Steintafel von Pesaro[2]) und scheint, wie meines Erachtens Deecke richtig gesehen hat, dem *haruspex* des lateinischen Textes zu entsprechen. Ich teile dieses Wort mit Deecke[3]) in *trutn-vt* und nehme mit diesem Autor Ausfall eines *i* zwischen den beiden letzten Buchstaben an, so daß *-vt* = *-v(i)t* stünde. Den ersten Bestandteil des Wortes, nämlich *trutn-*, vergleiche ich mit Deecke mit dem oskischen Stamme *truto-*, der bisher im Oskischen zweimal belegt ist und nach Deecke *„sanctus, sacer“* = „festgesetzt, geheiligt“ zu bedeuten scheint.

Das zweite Glied des Kompositums *-v(i)t* stelle ich, wiederum in Anlehnung an Deecke, dem indischen *vīd* am Schlusse von Kompositen, beispielsweise in *hotrā-vīd*, zur Seite, das zur Wurzel vom lat. *vīd-ere* gehört und dem lat. *-spex* entspricht. Das etr. *trutn-v(i)t* würde sonach soviel wie *„sacrorum inspiciens“* oder *„sacrorum peritus“* bedeuten und ein vollkommenes Analogon zu dem eben besprochenen indischen *hotrā-vīd* darstellen.

Mag man nun diese etymologische Deutung des Wortes billigen oder nicht, jedenfalls zielt das Wort auf eine priesterliche Funktion, die wahrscheinlich der des haruspex ähnlich war; jedenfalls besteht eine lautlich auffallende Verwandtschaft zwischen ihm und dem keltischen *druid-*, das ja in *dru-vid-* zu zerlegen ist. Wie diese auffällige lautliche Ähnlichkeit zu erklären wäre, darüber lassen sich vorläufig nur vage Vermutungen anstellen Ich habe es für notwendig erachtet, auf diese auffallende lautliche Verwandtschaft hinzuweisen.

Was nun das Meritorische der Ausführungen des Herrn Vortragenden betrifft, so ist er sich wohl bewußt, daß, wenn die von ihm verfochtene These vom präkeltischen Ursprunge des Druidentumes zutreffend sein soll, der Einfluß der präkeltischen Bevölkerung auf die in Britannien eingedrungenen Kelten auch sonst sehr stark gewesen sein müsse. Er sucht nun zu zeigen, daß dies tatsächlich der Fall gewesen sei. Dabei bucht er nun manche Erscheinungen im Volksleben der britischen Kelten zugunsten der präkeltischen nichtindogermanischen Bevölkerung, die mit der nämlichen Berechtigung auf das indogermanische Konto gesetzt werden könnten.

So soll vor allem die von den britischen Kelten geübte Anthropophagie auf präkeltische Einflüsse zurückzuführen sein. Niemand werde behaupten wollen, daß wir solche Gebräuche Indogermanen zuschreiben können. Ich möchte diesen Satz

[1]) Ich habe meine in der Debatte gegebenen Bemerkungen bei der Niederschrift durch Literaturangaben und einige nicht unerhebliche Zusätze erweitert. *E. G.*

[2]) Vgl. W. Deecke, Die etr. Bilinguen, Etruskische Forschungen und Studien, herausgegeben von Deecke, V. Heft, 1883, S. 27 fg.

[3]) Vor Deecke tat dies bereits Corssen, Die Etrusker, I, 354 ff.

nicht unwidersprochen lassen. Wir können anthropophagische Sitten und Rudim anthropophagischer Gewohnheiten auch bei den Indogermanen nachweisen. So um nur ein Beispiel zu nennen, den Germanen anthropophagische Anwandlu und Sitten durchaus nicht fremd.[1]) Auch die Sitte, die Leichen der Verstorbene verzehren, finden wir bei anderen indogermanischen Stämmen wieder. Sie bege in unverhüllter Nacktheit bei einigen westslawischen Stämmen.[2]) Auf deutschem B finden wir Bräuche, die von Weinhold[3]) als Reste einer älteren Sitte der To verzehrung angesprochen worden sind.

Ich will nicht verschweigen, daß Sartori in seiner bekannten Arbeit übe Speisung der Toten[4]) dieser Ansicht Weinholds entgegengetreten ist; aber Frage, ob Weinholds oder Sartoris Auffassung richtig sei, kann noch kei wegs als entschieden gelten, so daß immer noch mit der Möglichkeit gerechnet we muß, daß auch bei den Germanen einstens der Brauch der Totenverzehrung g wurde. Die ganze Frage bedarf einer neuerlichen Nachprüfung.

Was die Frage des keltischen Mutterrechtes betrifft, das der Vortragende präkeltische Einflüsse zurückführen möchte, so macht es auf mich den Eind als ob sich bei eindringenderer Betrachtung dieses „keltische Mutterrecht" gena verflüchtigen würde, wie so viele Spuren eines „germanischen Mutterrechtes" dem Lichte der Wissenschaft in ein Nichts zergangen sind. So kann ich es durc nicht als einen Beweis für den einstmaligen Bestand des Mutterrechtes in Irland sehen, wenn uns Solinus erzählt, daß es in Irland die Mutter sei, die dem geborenen die erste Nahrung auf der Spitze des Schwertes ihres Gemahles re während diese Rolle bei anderen indogermanischen Stämmen dem Vater zugeteilt Ebensowenig sind die für Ulster und Yorkshire belegten Couvadesitten dafür weisend, daß bei den britischen Kelten einstmals das Mutterrecht geherrscht h Ich will mir erlauben, diesen Punkt etwas näher auszuführen.

Die Bräuche der Couvade, wozu nicht nur die Couvade im engeren Sinne, sogenannte Männerkindbett, sondern auch andere Übungen gehören, haben dem Mutterrechte, bzw. der Betonung des Vaterrechtes gegenüber dem Mutterre nichts zu tun, sondern beruhen zum größten Teile, wie K. Friedrichs[5]) es me Erachtens treffend bezeichnet hat, auf der Vorstellung einer telepathischen Beziel zwischen Vater und Kind.[6]) Die zugrunde liegende Anschauung ist die, daß Kind noch direkter von dem Vater als von der Mutter abhänge".[7]) Darum fi wir denn auch die Couvade oder Rudimente der Couvade bei Völkern mit st agnatischem Familienrechte, die durch Jahrtausende von der Zeit des Überga vom Mutterrechte zum Vaterrechte getrennt sind. Es ist echter Couvadebrauch, w im Lechrain die ausgehende Wöchnerin den Hut ihres Mannes aufsetzt, im Aa seine Hosen anzieht.[8]) Ähnliche Gewohnheiten finden sich bei den Slawen[9])

[1]) Vgl. Lippert, Die Religionen der europäischen Kulturvölker, S. 40 fg.

[2]) Vgl. Lippert, Kulturgeschichte, I, S. 237 fg.

[3]) Vgl. das Referat in der Zeitschr. d. Ver. für Volksk., 1894, S. 395; leider ist der dort n den Leitsätzen wiedergegebene Vortrag Weinholds über das Totenmahl nicht veröffentlicht wo

[4]) Dortmunder Gymnasialprogramm, 1903, S. 28 fg.

[5]) Das Ausland, LXIII, 1890, S. 879.

[6]) Vgl. hiezu die trefflichen Ausführungen von W. Hertz, Spielmannsbuch [2], 1900, S. 442 f.

[7]) Liebrecht, Englische Studien, 4. Jahrg., S. 133.

[8]) Liebrecht, a. a. O., S. 133; Bastian, Zeitschr. f. Völkerpsychol., V, S. 155.

[9]) Die slawischen Couvadegebräuche hat neuerdings St. Ciszewski, Kuwada, Abhandlu (Rozprawy) der Krakauer Akademie der Wissenschaften, hist.-phil. Ser. 1906, S. 84—142, mit dan werter Gründlichkeit zusammengetragen.

anderen indogermanischen Stämmen. Es geht deshalb nicht an, zu sagen, die Couvadegewohnheiten der britischen Kelten seien, da die Couvade nichtindogermanischen Charakters sei, auf Rechnung des präkeltischen Einflusses zu setzen. Was schließlich das Mutterrecht bei den Pikten betrifft, so kann diesem Punkte keine entscheidende Bedeutung beigemessen werden, da die Frage, ob die Pikten Indogermanen waren oder nicht, noch immer nicht entschieden ist, vielleicht niemals wird entschieden werden können.

Wenn ich die eben entwickelten Bedenken zusammenfasse, so komme ich zum Schlusse, daß der vom Vortragenden versuchte Nachweis für die Behauptung, daß die präkeltische Bevölkerung der britischen Inseln das Volksleben der eingedrungenen Kelten in erheblichem Maße beeinflußt habe, mir nicht geglückt zu sein scheint. Dies Urteil besagt aber noch keineswegs, daß diese vom Herrn Vortragenden aufgestellte Behauptung falsch sei; ich halte im Gegenteile diese nur nicht mit den richtigen Waffen verteidigte Behauptung für zutreffend und berufe mich zum Beweise hiefür nur auf das Urteil eines so ausgezeichneten Kenners der keltischen und englischen Volkskunde, wie N. W. Thomas es ist.[1])

Was nun die zur Unterstützung der Grundthese des Vortrages sonst vorgebrachten Argumente betrifft, so hat auf die Unzuverlässigkeit einiger dieser Argumente, besonders des „Eichenargumentes", bereits Herr Prof. Much hingewiesen. Übrigens bin ich der Meinung, daß sich Spuren eines keltischen Eichenkultes auch auf britischem Boden finden. In Irland wurden nämlich einstens an mehreren Orten, besonders aber zu Kildare heilige Feuer unterhalten. Diese heiligen Feuer waren nach J. G. Frazers ansprechender Vermutung[2]) Survivals von heiligen Feuern, die in heidnischer Zeit zu Ehren der Göttin Brigitta flammten. Diese Brigitta bringt nun Frazer in Zusammenhang mit der Eiche.[3]) Ihre christliche Substitutin, die heilige Brigitta, legte nämlich zu Kildare ihre Kirche unter einem mächtigen Eichbaume an, der bis zum 10. Jahrhundert bestand und dem Platze den Namen gab; denn Kildare ist Cill-dara, „the church of the oak". Die Erinnerung an diese Eiche klingt nach in den Versen:

That oak of Saint-Bride, which nor Devil nor Dane
Nor Saxon nor Dutchman could rend from her fane.

Diese „Eichenkirche" mag, so meint Frazer, an die Stelle eines „temple or sanctuary of the oak" getreten sein, wo das heilige Feuer in druidischer Zeit durch das der Göttin geheiligte Eichenholz unterhalten wurde. Die Eiche scheint sonach, wofür noch andere hier nicht weiter zu erörternde Argumente sprechen, bei den britischen Kelten doch als ein heiliger Baum angesehen worden zu sein, dem dann die Eberesche immer mehr und mehr Konkurrenz machte.

Nicht glücklich scheint mir auch der Gedanke zu sein, die keltischen Erzählungen von der Gewalt der Druiden über die Götter zugunsten der in Erörterung stehenden These vom präkeltischen Ursprunge des Druidentumes heranzuziehen. Die vermeintliche Gewalt der Druiden über die Götter muß nämlich durchaus nicht darauf beruhen, daß die Druiden ursprünglich als Zauberer der Eingeborenen den Kelten, also auch ihren Göttern, feindlich gegenüberstanden. Wir finden solche eigenartige Anschauungen, die das Priestertum oder den Zauberer zum Herrn der Götter erheben, die den Priestern die Macht zuschreiben, den Willen der Götter zu binden, auch bei anderen indogermanischen Stämmen, wo eine ähnliche Erklärung wie die hier bekämpfte ganz

[1]) Siehe N. W. Thomas, Revue de l'hist. des religions, 1898, p. 1 u. a. a. O.
[2]) Lectures on the early history of the kingship, 1905, S. 225.
[3]) Siehe Frazer, a. a. O.

außer dem Bereiche der Möglichkeit läge. Der kundige Brahmane hat die Göt seiner Gewalt.[1]) Es ist griechische Vorstellung, daß man durch den Fluchz Gewalt über die Götter und die Erinnyen erlangen könne,[2]) weit verbreitete germanische (und nichtindogermanische) Anschauung, daß, wer den Namen Gottes kennt, auch die Macht hat, ihn in seinen Dienst zu zwingen.[3])

Dies sind die Bedenken, die ich gegen die Ausführungen des Herrn Vortrage vorzubringen habe. Allen diesen Bedenken zum Trotze halte ich aber doch Grundidee des Vortrages, die These, daß das Druidentum eine präkeltische Instit sei, eine Ansicht übrigens, die bereits früher S. Reinach[4]) ausgesprochen hat, auch nicht für direkt erwiesen, so doch einer eingehenden Erörterung und Beach für wert und würde es sehr begrüßen, wenn auch andere zu der hier aufgewor Frage sich äußern würden. Was mich zu diesem Urteile bestimmt, ist die Erwä daß, selbst wenn man allen von mir entwickelten Bedenken zustimmt, sich doc Ansicht nicht ohne weiteres von der Hand weisen läßt, daß sich die Dinge in der Herrn Vortragenden angedeuteten Richtung entwickelt haben können.

Beim Aufeinandertreffen zweier verschiedener ethnischer Potenzen muß die lichkeit, daß das höher entwickelte Volk von dem niedriger stehenden sich Zauberertum aufdrängen läßt, unbedingt in Rechnung gezogen werden. Die germanischen Parallelen, auf die der Vortragende bereits kurz verwiesen hat, die Herr Prof. Much noch bedeutend vertieft und verstärkt hat, senken das Ge noch mehr zugunsten der Grundthese des Vortrages. Freilich, ob sich die Dinge lich so vollzogen haben, wie der Herr Vortragende es darstellt, dafür konnte er entscheidenden Beweis nicht beibringen und wird ihn der Natur der Sache wohl auch nie beibringen können. Ich glaube deshalb, mein Urteil dahin zusam fassen zu dürfen, daß wir in der vom Herrn Vortragenden aufgestellten Theorie präkeltischen Ursprunge des Druidentumes eine Hypothese werden erblicken mü die solange zu gelten hat, solange nicht eine bessere an ihre Stelle gesetzt w wird.

---

[1]) Kaegi, Der Rigveda, S. 46, 166.

[2]) Vgl. R. Hirzel, Der Eid, S. 148; Rohde, Kleine Schriften, II, S. 230.

[3]) Vgl. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie, S. 110f.; Kahle, Archiv für Religionswissen 1905, S. 556f. Die Belege ließen sich häufen; ich verzichte auf weitere Literaturangaben.

[4]) Cultes, mythes et religions, I, S. 151.

LITERATURBERICHTE.

1.

Forrer, Dr. Robert: *Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühgeschichtlichen Altertümer.* VII und 940 S. mit 3000 Abb. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Nicht wenigen ist es noch in so frischer Erinnerung, als ob von gestern die Rede wäre, daß die prähistorischen Forschungen so nebenbei von Geologen, klassischen Archäologen, Anatomen usw., und zwar nicht ohne Erfolg, betrieben wurden, wie ihnen eben der Zufall Überreste aus den frühesten Zuständen der Menschheit auf den Weg warf. Wie klein war damals das Feld, auf dem sie Umschau zu nehmen hatten, um ihre Funde mit den gleichartigen in Zusammenhang zu bringen. Allein kaum ein anderer Wissenschaftszweig hat einen solchen Reiz auf die Lernbegierigen ausgeübt, wie die prähistorische Forschung — was kann es auch Anziehenderes geben, als sich in die Zustände der Menschheit zu vertiefen, die bisher in vollständigem Dunkel vergraben lagen und nun in das helle Sonnenlicht stiegen? — und so hat das nun allseits zusammengetragene wissenschaftliche Material auch der prähistorischen Archäologie einen solchen Umfang gewonnen, daß es jetzt des rastlosen Fleißes bedarf, um sich den Überblick über die Gesamtheit aller Erscheinungen zu sichern.

Dazu kommt, daß keine Forschung mit so vielen anderen Wissenschaftszweigen in engem Zusammenhange steht, wie die prähistorische. Man denke nur an die Somatologie und Kraniologie, an die Geologie in ihrem die letzten Phasen der Bildung der Erdoberfläche behandelnden Abschnitte, an die klassische Archäologie, an die indogermanischen Studien, an die Ägyptologie und Assyriologie, an die vergleichende Mythologie, an die Geschichte der Kunst, des Ackerbaues usw., welche Disziplinen insgesamt im Grunde nur künstlich getrennt vorgehen, im Wesen aber die einheitliche Geschichte der Entwicklung der Menschheit sind.

Ist nun schon für den, der sich auf die prähistorische Forschung beschränkt, der Überblick über ihr engeres Gebiet ein sehr schwieriger geworden, so ist es heute für den einzelnen geradezu unmöglich, sie auch dorthin zu verfolgen, wo sie in die benachbarten Wissenschaftsgebiete übergreift. Es muß daher dem Urgeschichtsforscher höchst willkommen sein, raschen Aufschluß über Erscheinungen seines eigenen Forschungsgebietes zu erhalten, die sich seinem Auge etwas entrückt haben, noch mehr aber dann, wenn ihn sein Weg mitten in die Gebiete anderer Wissenszweige hineinführt. Aber auch den Vertretern aller jener mit der Prähistorie in engem Zusammenhange stehenden Forschungszweige muß es in höchstem Maße erwünscht sein, wenn sich ihnen eine Fundgrube aufschließt, in der sie eine ausreichende Menge nötiger Aufschlüsse über die Gegenstände schöpfen können, die ihnen erst eine volle Erklärung ihrer eigenen Funde geben.

Diesem Bedürfnisse, das sich ja auch auf anderen Gebieten geltend gemacht hat — man sehe O. Schraders Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde —, wurde durch R. Forrers Reallexikon der prähistorischen Altertümer mit einer Vollkommenheit entsprochen, wie man sie bei einem ersten Versuche kaum erwarten durfte. Es behandelt in umfassenderer und tiefer eingehender Weise eben die prähistorischen Altertümer, an die sich zunächst die klassischen und frühchristlichen anschließen; es wurde aber auch auf alle jene Wissenszweige, wie Ägyptologie und Assyriologie, Kunstgeschichte, Münzkunde usw., Rücksicht genommen, die, wie oben erwähnt wurde, zur Prähistorie in engerer Beziehung stehen, und dadurch ein Werk geschaffen, das für den Prähistoriker wie für die Vertreter jener anderen Wissenschaften von unzweifelhaftem Werte ist.

In Forrers Lexikon gelangten nicht weniger als 2000 Artikel zur Behandlung, aus welcher Zahl der extensive Umfang des Gebotenen sich ermessen läßt; allein auch jeder einzelne Artikel wird je nach seiner Bedeutung mit voller Intensität behandelt, so daß über viele Funde und Fundgruppen wahre Monographien geboten werden. Das läßt sich am deutlichsten durch die den Artikeln beigegebenen Abbildungen zeigen. So ist z. B. die Fibel durch nicht weniger als 118 Abbildungen veranschaulicht,

welche sie in ihrer Entwicklung von der ersten einfachsten Erscheinung in den Pfahlbauten der Alpen bis zu ihrer reichsten Ausgestaltung während der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit darstellen, also die ganze Geschichte der Fibel wiedergeben, wozu dann noch viele andere Abbildungen derselben bei der Besprechung der einzelnen Zeitalter, der Fundorte, des Materiales usw. kommen. Der Artikel der Nadel ist durch 65, des Beiles durch 70 Abbildungen illustriert, woran dann ebenfalls noch viele andere Abbildungen dieser Gegenstände sich schließen, zu denen andere Artikel den Anlaß gaben. So wurden auch das Schwert, die Tongefäße, Hals-, Arm- und Fingerringe, Münzen, Statuen usw. in ihren verschiedenen Erscheinungen veranschaulicht und die Besprechung ganzer Gruppen derselben, wie die der aufeinanderfolgenden Zeitalter, der bedeutenderen Fundorte usw., reich mit Abbildungen ausgestattet, wie man es nur selten, bei einzelnem nicht wieder findet. Es ist begreiflich, daß dadurch die Zahl der Abbildungen riesig angewachsen ist, so daß auf die 2000 Artikel 3000 Abbildungen teils im Texte, teils auf den 295 Tafeln kommen.

Daß gerade der Prähistoriker Wert auf zahlreiche Abbildungen legt, ist klar, weil ihm die einfachste derselben eine bessere Vorstellung gibt, als die umfänglichste Beschreibung. Die Abbildungen in Forrers Lexikon sind aber mehr als einfach, sie sind ausnahmslos von sicherer, teilweise selbst von künstlerischer Hand hergestellt, und wenn auch viele der abgebildeten Gegenstände den Vertretern der einzelnen Wissenschaftszweige bekannt sind, erscheinen viele andere hier zum ersten Male dargestellt.

Bei alldem ist der Text, wie natürlich, die Hauptsache. Im allgemeinen behandelt Forrer den Stoff mit möglichster Kürze und objektiv; nur in selteneren Fällen legt er seine besondere Meinung dar. Dagegen geht er bei den ganzen Fundgruppen, insbesondere den aufeinanderfolgenden Kulturperioden, tiefer in die Schilderung der Charakterzüge ein, weshalb sein Lexikon in mancher Beziehung ein spezielles Handbuch ersetzt. Jene, welche sodann tiefer einzudringen Anlaß haben, finden bei allen wichtigeren Vorkommnissen die literarischen Wegweiser.

Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten eines so umfangreichen Werkes einzugehen, es werden sich hiezu gewiß viele besondere Anlässe gelegentlich bieten; beispielsweise sei nur auf den Artikel „Zeitalter der menschlichen Kultur" verwiesen, dem eine Übersichtstabelle von einer Vollständigkeit beigeschlossen ist, wie ich sie noch nirgends gefunden habe.

Überblicken wir das Ganze, so müssen wir uns gestehen, daß das vorliegende Werk, welches der Verfasser allein — ohne Mitarbeiter — geschaffen hat, eine der bedeutendsten literarischen Leistungen auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung ist, die eine ebenso umfassende Kenntnis der einschlägigen Materien, als erstaunliche Arbeitskraft bekundet. Daß bei der außergewöhnlichen Vielseitigkeit eben dieses Werkes manches kleine Versehen unterlaufen kann, ist begreiflich; manche Wünsche werden sich bei dessen fortgesetztem Gebrauche einstellen, sie werden sich dem Verfasser selbst offenbaren und bei einer neuen Ausgabe Berücksichtigung finden; vorläufig wollen wir uns des bisher Erreichten aufrichtig freuen. *M. Much.*

2.

Schrader, O.: *Sprachvergleichung und Urgeschichte.* Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Dritte, neubearbeitete Auflage. II. Teil, 1. Abschnitt: „Die Metalle"; 2. Abschnitt: „Die Urzeit". Jena, Hermann Costenoble, 1906 und 1907. XII u. 559 S. 8^0.

Das Werk, über dessen ersten Teil wir in diesen Mitteilungen bereits berichtet haben, liegt nunmehr vollständig vor uns und erfüllt durchaus die Erwartungen, die sich daran knüpften. Was seinen Wert und seine Bedeutung als Ganzes betrifft, haben wir dem früher Gesagten nicht viel hinzuzufügen. Um so mehr wird zu bemerken sein, wenn wir die vom Verf. fortgeführte Untersuchung weiterhin begleiten und die Tragfähigkeit seines Materiales und seiner Aufstellungen gelegentlich im einzelnen nachprüfen.

Der erste Abschnitt des zweiten Teiles betitelt sich: „Die Metalle", behandelt somit einen Gegenstand, über dessen Wichtigkeit und Interesse gerade für den Prähistoriker man kein Wort zu verlieren braucht. Nach einigen einleitenden Bemerkungen ist darin erst von den Namen der Metalle im allgemeinen die Rede, dann vom Schmied in Sage und Sprache, dann der Reihe nach von den einzelnen in Betracht kommenden Metallen, dann von altindogermanischen Waffen und Werkzeugen; schließlich sind die Ergebnisse zusammengefaßt unter der Überschrift: „Die Metalle in ihrer historischen Aufeinanderfolge", die zugleich zeigt, worauf es der Verf. vor allem abgesehen hatte.

In der Einleitung wird gelegentlich von den Phöniziern gesprochen, „die ja sicher den Bergbau in Griechenland eröffnet haben", und dabei das Unsichere dieser Annahme im Grunde schon durch das

Wort „sicher" angedeutet. Jedenfalls bedarf sie noch eines Beweises, zumal im Hinblicke auf das hohe Alter der Erzgewinnung in den Alpen.

S. 13, in den Ausführungen über den Schmied, ist eine Eddastelle nach Simrocks Übersetzung zitiert, die doch allzu ungenau ist, um in einem wissenschaftlichen Werke Verwendung zu finden, besonders wenn die Nachprüfung nicht durch Beifügung des Originaltextes erleichtert wird. Eine Wendung, wie „Haus und Heiligtum hoch sich zu wölben", erweckt die falsche Vorstellung von gemauerten Gebäuden. In der Edda selbst heißt es *hátimbropo*, „sie zimmerten hoch auf". „Erbauten Essen und schmiedeten Erz" gibt den Satz *afla lǫgpo, aup smipopo* wieder. Aber *aupr* bedeutet „Gut, Vermögen, Reichtum"; es ist also das Ergebnis der Schmiedearbeit genannt und nicht von dem Stoff die Rede, der verwendet wird. Auch denken wir beim „Schmieden von Erz" heute ausschließlich an ein Formen durch Hämmern, eine Bedeutung, die viel enger ist als die des altnordischen *smipa*.

Unverständlich ist mir, warum das hohe Alter der verschiedenen Bezeichnungen des Schmiedes in den indogermanischen Sprachen in ihrer frühzeitigen Verwendung zu Eigennamen ausgesprochen sein soll; denn nichts spricht dafür, daß als Eigennamen, zumal Beinamen, nur Worte gebraucht werden, die in einer Sprache schon uralt sind. Daß in den (nicht im) nordischen Rigsmal — das Gedicht heißt richtiger übrigens Rigsthula — ein *Smipr* vorkommt, beweist doch nichts für ein höheres Altertum als die Zeit dieses Denkmals und lehrt uns nicht mehr als ein Beleg für das Appellativum *smipr*. Dabei sehen wir davon ab, daß das anord. *smipr, smiðr* nicht nur Schmied in unserem Sinne, sondern soviel wie *iðnarmaðr*, d. i. Handwerker im allgemeinen, bedeutet. Das weiß ja Sch., wie aus seinen Bemerkungen S. 15 hervorgeht, selbst sehr gut. Es ist aber ein Widerspruch, wenn er ebenda ein Wort wie anord. *ljóðasmiðr* aus der älteren allgemeineren Bedeutung des got. *smipa*, anord. *smiðr* usw. erklärt, dagegen auf S. 25 Ausdrücken wie *ljóðasmiðr* in dem Sinne Bedeutung beimißt, daß damit die Beziehung des Schmiedes zu Dichtkunst und Sangeskunst sich anzeige. Und wenn wir uns gehörig vor Augen halten, daß der Schmied ursprünglich Künstler im allgemeinen ist, werden wir um so weniger, wie Sch. später (S. 117) tut, mit dem ganz modernen Begriff des Schmiedes als desjenigen operieren, der Metall durch Hämmern verarbeitet.

Wegen der Unteilbarkeit der Kunst und Kunstfertigkeit in der Urzeit möchte ich auch nicht so bestimmt die Gestalt des Daidalos ausschließlich als Heros der Holzschnitzerei und Architektur auffassen und von jeder Beziehung zu Metallarbeit ausschließen, die dem Hephaistos, der trotz seines Beinamens Δαίδαλος eine grundverschiedene Gestalt sein soll, gewahrt bleibe. Jedenfalls zeigen sich beim germ. Vǫlundr-Wêland die Züge des einen und des anderen in einer Person vereinigt, und schließlich wäre es für den Nachweis indogermanischer Schmiedekunst gleichgültig, ob diese Züge in irgend einer Zusammenfassung oder einzeln alt sind. Mit Recht aber betont Sch. die Möglichkeit, daß ihr Vorkommen bei Germanen und Griechen auf Wanderung von Sagen beruht und dann keinen alten Gemeinbesitz erschließen läßt; ja dieser Einwand liegt so nahe, daß man eigentlich nicht recht einsieht, wozu die Schmiedesagen im Rahmen des vorliegenden Buches überhaupt erörtert werden. Ihre Behandlung läßt überdies manches zu wünschen übrig. So ist es nicht verständlich, was sich wohl bei dem Wolfstale (anord. *ulfdalir*), wo Vǫlundr haust, mit dem Labyrinth vergleichen soll. Die bisherigen Versuche die Namen *Vǫlundr* und *Wêland* zu deuten, sind nur unvollständig erwähnt. Die Zurückführung des Namens *Wieland, Wêland* auf ×*Wēl-handuz*, die jetzt Kluge, Zeitschr. f. d. Wortf. 8, 144 vorschlägt, worauf Sch. in den Nachträgen S. 531 aufmerksam macht, habe ich schon Der germ. Himmelsgott (Sonderabdruck aus Festgabe für Heinzel, 1898) S. 49 erwogen unter Hinweis auf Daidalos' Vater Παλαμάων oder Ἐπάλαμος. *Alfa ljópi*, wie Vǫlundr genannt wird, ist nicht „alforum socius", sondern genau wie das daneben vorkommende *alfa visi* „alforum princeps". Ganz aus der Luft gegriffen endlich und den Tatsachen widersprechend ist die Vermutung, daß die Finnen im Eisenhandwerke ihre germanischen Nachbarn überflügelten (S. 87), und die Annahme, daß der Verf. der prosaischen Einleitungen der Eddalieder Vǫlundr zum Sohne eines Finnenkönigs gemacht habe, weil die Finnen tüchtige Schmiedemeister gewesen seien. Auch die Finnen Finnlands waren in dieser Kunst niemals ihren germanischen Lehrmeistern überlegen. Bei den *Finnar* der norwegisch-isländischen Quellen ist zudem an die Lappen zu denken, die der Norweger jetzt noch Finnen nennt, wenn nicht mit Andr. M. Hansen, Landnåm i Norge 154 ff. noch an ein älteres, bis in die historische Zeit herein wesentlich in steinzeitlichen Zuständen verharrendes und jeder eigenen Metallkultur entbehrendes Jäger- und Fischervolk, das den sie ablösenden Lappen den Namen *Finnar* vererbt hat. Und auf die Lappen sowohl als auch auf deren Vorgänger paßt jene Annahme Sch.s um so weniger. Daß man Vǫlundr zum Sohne eines *Finnakonungr* machte, kann darin begründet sein, daß er ein Stück von einem Zauberer ist. Man denke aber auch an seinen Bruder *Slagfiþr*, dessen Name, wie Kögel, Gesch. d. deutschen Literatur I, 100 mit Recht annimmt, ursprünglich mit ahd. *slagifedera* „Schwungfeder" zusammengehört, dann aber durch den Einfluß der mit *fiþr* = *finnr* zusammengesetzten Personennamen Umdeutung erfuhr: dadurch

kann auch Vǫlunds Beziehung zu den Finnen zustande gekommen sein. Übrigens wird dieser n der jedenfalls jüngeren Prosaeinleitung der Vǫlundarkv. als Sohn eines Finnenkönigs bezeichnet, ni dem Gedichte selbst, wo er vielmehr Strophe 14 als Deutscher zu gelten scheint: s. Detter Hei Sæmundar Edda II, 277. 291.

Neben den Zwergen werden von Sch. die Riesen des germanischen Nordens als Ausübe Schmiedehandwerkes angesprochen. Mit Recht beruft er sich dabei nicht auf den riesischen Smi Edda, denn dieser ist nur ein Baukünstler. Aber auch das, was er anführt, beweist für seine An nichts. Wenn die Riesen Eisenstangen als Waffen führen, soll damit nur ihre plumpe Kraft ange werden. Daß der Eisenwald (*Járnviþr*) bei ihnen liegt, besagt doch auch nichts, zumal das erste dieses Namens hier in einem übertragenen Sinne verwendet sein könnte: vgl. Müllenhoff, D. 122 ff, Detter Heinzel, Sæmundar Edda II, 122 ff. Noch weniger sieht man ein, wieso die Namen *Jár* (d. i. „die mit dem Eisensachs"; der Name stammt wohl aus der beginnenden Eisenzeit) und *Járng* („die Eisenlärmende") auf Schmiedekünstler weisen; wohl bemerkt, müßten es weibliche Schmiede

Für ganz verfehlt halte ich die Folgerung, die Sch. aus der Herübernahme des lateinischen W für Gold ins Keltische zieht. Die Gallier sollen — das könne nicht bezweifelt werden — die nä Bekanntschaft mit dem Gold den Römern verdanken. Nichts ist falscher als diese Annahme, sie wäre unmöglich gewesen, wenn Sch. auf archäologischem Gebiete selbständiger wäre oder auc ausreichend beraten. Es könnte ihm dann nicht entgangen sein, welch große Rolle das Gold während beider Hauptabschnitte der Bronzezeit sogar bei den Germanen spielte: siehe S. Mi Nord. Altertumskunde I, 253. 293. 313. 323. 413. 431. 435. 453, Montelius, Kulturgeschichte Schw 116, 138, 139, und die dort angegebene Literatur. Die Germanen aber müssen es damals ausschli oder fast ausschließlich von den Kelten eingehandelt haben. Von dem großen, eigenen Bodenschätze stammenden Goldreichtum Irlands in prähistorischer Zeit hat Sch. sichtlich auch noch nichts erfahren. gleichwie das Deutsche vor der Aufnahme des Wortes *Kupfer* schon einen Ausdruck für diesen Begriff bes hat, so auch ein älteres keltisches Wort für Gold durch ein Lehnwort aus dem Lateinischen ver worden sein kann, zieht Sch. gar nicht in Erwägung. Und doch ist es sogar möglich, den — oder leicht besser gesagt einen der — alten keltischen Namen des Goldes zu ermitteln. Wenigsten Siegfried das *canecosedlon* einer gallischen Weihschrift ansprechend als „Goldstuhl" erklärt und in s ersten Bestandteile mit aind. *kanaka*, *kaṅcana*- „Gold" zusammengestellt. Idg. ×*ḳneko*- wird wie a Metallnamen und im besonderen solche des Goldes von Haus aus eine Farbbezeichnung gewesen vgl. griech. κνηκός und deutsch *honig*, eigentlich auch „der Gelbe".

Aber die Kühnheit dieser Folgerung aus der Aufnahme von lat. *aurum* ins Keltische wird weit übertrumpft durch die Schlüsse, die Sch. an das lit. *áuksas* „Gold" anknüpft. Dieses solle Litauer aus dem Munde von Begleitern jenes römischen Ritters haben, der zur Zeit Neros die steinküste besuchte; diese Begleiter könnten ihre italischen Volksdialekte gesprochen haben, dene *aurum* eine Form *ausom* gemäß war. Sch. meint: „Auch das im lit. *áuksas* vor *s* eingeschobene *k*, das si sicher urverwandten Wörtern (vgl. z. B. lat. *auris* = lit. *ausìs* „Ohr") nicht findet, weist auf Entle hin." Wie stellt sich die Sache aber bei lit. *eĺksnis*, *aĺksnis* = lat. *alnus*, ×*alsnos*? Nimmt Sch. auc Entlehnung an?*) Und gesetzt selbst, daß *áuksas* kein Erbwort des Litauischen wäre, so dürfte doch nur an Entlehnung aus einer Nachbarsprache denken. Kann nicht das Illyrische oder Thrakisch Brücke zum Italischen gebildet haben? Und ist der Fall sonst unerhört, daß nichtbenachbart Sprachen in Einzelheiten des Wortschatzes übereinstimmen? Es liegt durchaus im Bereiche des Mögl daß es im Germanischen sogar einmal vor oder neben dem Worte ×*gulpa*- „Gold" einen anderen druck für den gleichen Begriff gegeben hat, der nachher verloren ging. Es ist aber auch nicht a schlossen, daß auf zwei getrennten Sprachgebieten ganz selbständig dasselbe Farbadjektiv idg. die Bedeutung „Gold" angenommen hat. Für Sch.s Annahme fehlen alle Voraussetzungen. Denn schon die Letten ein altes Wort für Gold — *selts* — haben, kann doch den Bewohnern der balt Küstenstriche, die Bernstein ausführten, der dort nicht erst von den Römern entdeckt worden is so weniger der Begriff Gold und ein Wort dafür gefehlt haben. Ein Kartenhaus wird nicht tragfä wenn man es höher aufbaut; es spricht daher nicht für Sch.s Hypothese, wenn er später auch lit. *aĺwas*, apreuß. *alwis*, aslov. *olovo* aus der gleichen oskisch-umbrischen Quelle ableitet.

Die Verbreitung ähnlicher Namen des Silbers in verschiedenen idg. Sprachen auf deren U wandtschaft zurückzuführen, hält Sch. angesichts der Fundtatsachen wohl nicht ohne Grund für u haft. Er nimmt statt dessen an, daß ein in armenisch *arcaṙ* sich unmittelbar fortsetzender idg. S

*) Inzwischen belehrt mich Meringer unter Anführung zahlreicher anderer Beispiele, d *ks* statt *s* in der Tat so, wie ich angenommen hatte, kein Kennzeichen von Fremdwörtern in dieser Sp ist, und bemerkt weiter: „Dem lit. *áuksas* entspricht apreuß. *ausis*, *ausin*. Ja auch litauisches *aus* belegt. Vgl. A. Bezzenberger, Beiträge zur Gesch. d. lit. Sprache, S. 84".

name von Armenien aus sich verbreitet habe, und unter seinem Druck ein im Indischen und Iranischen bereits vorhandenes Adjektiv, das „weiß" bedeutete, die Bedeutung „Silber" angenommen habe. Ähnliches habe sich auf einem westlichen Schauplatze vollzogen. Das ist eine Möglichkeit. Ob aber diese Lösung der Frage einfacher ist? Es wird dabei vorausgesetzt, daß ein nichtidg. Wort für Silber sich formell so gut wie ganz mit einem idg. Adjektiv deckte, das an und für sich sehr geeignet war, zu einer Bezeichnung des Silbers zu werden; und dazu kann es doch auch selbständig geworden sein, wobei wir uns allerdings auch wie Sch. vorstellen, daß dies nicht in allen einzelnen idg. Sprachen, die an dem scheinbar urverwandten Wort Anteil haben, selbständig geschah.

S. 51 ist *Argentocoxos* wohl infolge eines Druckfehlers als kaledonischer Frauenname bezeichnet.

Neben der Gleichung lat. *aes*, got. *aiz* usw. wäre auch zu erwähnen, daß dem lat. *aerugo* norw. dial. *eirk*, *erk* „Erzrost" gegenübersteht. Stellt sich dazu auch der got. Runenname *ezec* der Salzburg-Wiener Handschrift?

Zu den römischen Kultsatzungen, die den Gebrauch des Eisens verboten und den des Erzes vorschrieben, sei hier als eine germanische Parallele ein Bericht der Thorfinnssaga Karlsefnis c. 3 angeführt, in dem es von der Mahlzeit einer Vǫlva heißt: *hon hafði mersingarspón ok knif tannskeftan, tvíhólkaðan af eiri, ok var brotinn af oddrinn*, „sie hatte einen Messinglöffel und ein Kupfermesser, dessen Spitze abgebrochen war, mit einem Heft aus Walroßzahn und zwei Zwingen."

In dem Abschnitte über das Eisen ist eingangs bemerkt: „Die prähistorische Archäologie befindet sich . . . ihm gegenüber in der schwierigen Lage, öfters nicht sicher entscheiden zu können, ob das Fehlen des Eisens in bestimmten Kulturschichten der Unkenntnis[1]) der Menschen mit demselben oder der zerstörenden Macht der Zeit zuzuschreiben sei." Die Fabel von dem nachträglichen Verschwinden des Eisens aus prähistorischen Schichten ist aus der Rüstkammer der Gegner des Dreiperiodensystems hervorgegangen; aber wer jemals selbst den Spaten gehandhabt, weiß, daß sie den Tatsachen nicht entspricht. Wenn nicht das Eisen selbst, so bleibt doch der Rost unverwüstlich erhalten und ist auffallend und unverkennbar. Im Wasser erhält sich übrigens Eisen auch als Metall vorzüglich. Richtig ist nur das eine, daß Funde von Eisensachen nicht dieselbe Beachtung finden und weit öfter verloren gehen wie solche von Bronze. Der Bauer, der eine verrostete eiserne Speerspitze aufpflügt, wird diese eher wieder beiseite werfen als eine eherne, die ihm schon durch die Ungewöhnlichkeit dieses Metalles und seinen unter dem grünen Erzrost hervorschimmernden Goldglanz auffällt. Und sogar darüber, daß von Museen und bei wissenschaftlichen Ausgrabungen die weniger zur Schaustellung geeigneten Eisensachen gelegentlich stiefmütterlich behandelt worden sind, wären traurige Geschichten zu erzählen.

Die ags. Form *íren* (aus *īz-árno*) neben *ísern* (aus *īs-arno*) veranlaßt Sch. zur Bemerkung, daß die Entlehnung des Wortes „vor Durchführung der deutschen (gemeint ist jedenfalls der germanischen) Lautverschiebung und des germanischen Betonungsgesetzes erfolgt" sei. Da er sich dabei auf eine Äußerung von mir im Anzeiger f. deutsches Altertum 28, 308 beruft, sei betont, daß meine Auffassung von der seinigen insofern abweicht, als ich die Lautverschiebung, die älter ist als der germanische Akzentwechsel, aus dem Spiele lasse. Auch ob got. *reiks* aus kelt. **rīg-s* = lat. *rēx* „König" vor der Lautverschiebung entlehnt ist, wie Sch. im selben Zusammenhange annimmt, bleibt fraglich und ist jedenfalls aus dem *k* des germanischen Wortes nicht zu folgern. Denn auch nach dem Eintritte der germanischen Lautverschiebung und so lange, als das Germanische nur ein spirantisches *g* besaß, mußte es den Verschlußlaut *g* durch sein *k* wiedergeben, wie denn auch aus lat. *Graecus* got. *Krêks* geworden ist.

Über anord. *rauði* habe ich schon in meiner Anzeige des ersten Teiles einiges bemerkt. Es sei hier nochmals festgestellt, daß es im Nordischen nichts anderes bedeutet, als den Raseneisenstein, den Eisenocker; und *rauði* hieß dieser gewiß nach seiner roten Farbe. Daß das Wort ursprünglich Kupfer bedeutet habe, wie Sch. annimmt, kann durch lat. *raudus* und aind. *lóhám* um so weniger erwiesen werden, als diese Worte nicht einmal lautlich gut zusammenstimmen und mehrdeutig sind.

Daß der gesamte Osten Europas erst durch die Berührung mit dem keltischen Westen die Kenntnis des Panzers empfangen zu haben scheine, ist wohl zu viel gesagt angesichts der Rolle, die bei den Sarmaten nach Tacitus, Hist. I, 79, und Strabo, 306, die Panzer spielen, von denen sie nach Ammianus Marcellinus 17, 12, 1, auch die benachbarten Quaden angenommen haben. Unter den Namen des Panzers, die besprochen werden, vermisse ich got. *sarwa*, ags. *searu*, asächs., ahd. *saro*, anord. *sǫrvi*. Letzteres bedeutet auch „Halsband von Perlen oder Steinen" und weist somit auf Zusammenhang mit griech. ὅρμος „Halsband". Germanisch *sarwa-* ist wohl eigentlich ein *-vo-*Partizip zu Wurzel *ser*, *sor* in *serere* usw. und bedeutet „das Aneinandergereihte, Aneinandergeknüpfte".

[1]) Es hat natürlich zu heißen: Unbekanntschaft .... mit. Ein solches Versehen bei einem so gewandten und sorgfältigen Stilisten ist nicht ohne wissenschaftliches Interesse; denn es gibt Philologen, die auf Grund dessen, wenn es sich um ein älteres Literaturdenkmal handelte, hier eine Interpolation oder fehlerhafte Überlieferung annehmen würden.

Die Tatsache, daß sowohl keltische (ir. *saiget*, cymr. *saeth*) als auch germanische Nam Pfeiles (ahd. *phil*, ags. *pil*, anord. *pila*) aus dem Lateinischen entlehnt sind, bringt Sch. auf den Ged daß im Westen Europas vielleicht erst durch den Einfluß Roms die metallene Pfeilspitze an Ste feuersteinernen oder knöchernen trat. Auch dieser Annahme stehen die Funde im Wege. Und wi der germanische Gewährsmann, auf dessen Mitteilungen diejenigen des Tacitus (Germ. 46) üb Fenni beruhen, es hervorheben können, daß deren Pfeile keine eisernen, sondern Knochenspitzen wenn sie sich darin nicht von den Germanen unterschieden hätten?

Verwunderlich ist, daß *framea*, das Tacitus bekanntlich ausdrücklich als germa bezeichnet (*ipsorum vocabulo frameas*) auf einmal keltisch sein soll, eine Vermutung, die um verständlicher erscheint, wenn beigefügt wird: vgl. ir. *rama* aus ×*prama* „Eisen am Spaten". Denn zu kelt. *r* aus *pr* würde ja nur in einer germanischen Entsprechung, nicht in einem Lehnworte der An passen. Übrigens ist die angesetzte Grundform des ir. Wortes, das zunächst zu cymr. *rhaw* „S aus ×*rāmā* zu stellen ist, sehr problematisch, da die für ir. *ráme* bezeugte Bedeutung „Ruder" in andere Richtung weist. Selbst wenn aber hier verschiedene Worte vorlägen, wäre eher als an eines *p* im Anlaut an Beziehung zu lat. *arāre* oder zu *rāmus* zu denken. *Framea* möchte ich unte aussetzung eines Spirantenwechsels, wie er in ags. *frófor* „Trost, Hilfe" gegenüber got. *prafstjan* „t vorliegt, mit anord. *premjar* (aus ×*pramja*-) fem. pl. „ein Bestandteil des Schwertes", mhd. „Stangenstück, Prügel", mndd. *treme* „Querstange, Sprosse" usw. zusammenstellen. Wer aber V für Unwahrscheinliches hat und das Wort für keltisch hält, dem bleibt keine Wahl, als seinen An als gallisch-britische Entsprechung zu idg. und ir. *sr* zu betrachten.

Gegen meine Bemerkungen über *hamar* und *sahs* (in der Festgabe für Heinzel 232 = Der Himmelsgott 44), die ich als Werkzeugnamen nicht aus den Verhältnissen der Steinzeit erklär können glaubte, in der die Herstellung aus Stein für keinerlei Gerät etwas Eigentümliches war, Sch. S. 110 den Einwand: „Bedenkt man jedoch Wörter, wie griech. σίδηρος oder agls. *īren*, die eigentlich „Eisen", dann aber auch das aus Eisen gefertigte Schwert bezeichnen, so sieht ma ein, warum dieselben Sprachvorgänge wie im Eisenalter nicht auch im Steinalter[1]) möglich gewese sollten. Aus der offenbar großen Anzahl von Ausdrücken für einzelne Steinarten nahmen einige stimmten Stellen des Sprachgebietes den speziellen Sinn gewisser aus Stein gefertigter Gegen (Hammer, Dolchmesser usw.) an, woran nichts Auffallendes sein dürfte. Mir scheinen also de Wörter sichere Spuren einer auch bei den idg. Völkern einst vorhandenen Steinzeit zu sein." I merke dazu folgendes: *Sahs* glaubte ich a. a. O. mit Detter, Zeitschr. f. d. Altert., 42, 57, ohne sicht auf lat. *saxum* unmittelbar an die Wurzel *sek* „schneiden" anknüpfen zu sollen, habe abe her Anz. f. d. Altert. 28, 306 f. darauf hingewiesen, daß steinerne Messer sich lange in die Me erhielten, was der Zurückführung von *sahs* auf ein Wort, das gleich lat. *saxum* „Stein" bed günstig sei. Doch hielt ich es immer noch für rätlicher, *sahs* ohne Vermittlung eines Wortes für „ unmittelbar aus einer Wurzel *sek* und als „Schneidewerkzeug" zu deuten, weil das Wort in de manischen Sprachen Schlachtmesser und Schere, Messer aber erst in der Zusammensetzung ×*ma* „Speisesachs" bedeute. Diese Argumentation ist aber nicht einwandfrei, da sich zeigen läßt, da Bedeutung „Schere" eine junge ist und ursprünglich ganz wie bei Schere selbst (ahd. *skâr scéara* = engl. *shears*, anord. *skéri*), bei engl. *scissors*, franz. *ciseaux*, it. *forbici*, *cesoje* nur am des Wortes haftet, dessen Singular immer ein größeres oder kleineres messerartiges Gerät beze hat. Und ich gebe jetzt Sch. gern zu, daß schon in der Steinzeit ein Wort, das den Stein nicht sch weg, sondern als den schneidenden bezeichnete, zur Benennung eines Schneidewerkzeuges geworde kann. Beim Hammer möchte ich aber daran festhalten, daß der Werkzeugname aus der Bronzezeit st in der die Hämmer im Norden noch lange zumeist aus Stein hergestellt wurden. So erklärt e wohl am einfachsten, daß es gerade dieses viel seltenere Gerät und nicht etwa die Axt ist, die „Stein" heißt. Wenn griech. σίδηρος gelegentlich für Schwert verwendet wird und ebenso in poetischer Sprache das ags. *īren*, so liegt hier die Sache doch auch nicht so, daß man ei liebige eiserne Waffe das Eisen schlechtweg nannte. Beim Schwerte konnte man es am eheste da dies eine lange Eisenklinge ist, bei der Holz keine wesentliche Rolle spielt, im Gegensatz Speer, wo das Holz die Hauptsache ist, was sich ja auch in Namen wie griech. δόρυ, μελία, ger ausdrückt.

Der zweite Abschnitt des zweiten Teiles ist eingeleitet durch Ausführungen methodischen Inhalts. folgt ein Kapitel „Aus der Tierwelt", aus dem ich besonders auf die Bemerkungen über de aufmerksam mache. Aus ihnen erhellt, daß dieser Fisch, wenngleich nicht häufig, auch im Schw

[1]) Die Worte Steinalter, Bronzealter, Eisenalter scheinen sich im Deutschen einzubürgern gehen auf dänisch *Stenalder, Bronzealder, Jernalder* „Stein-, Bronze-, Eisenzeit" zurück.

Meere getroffen wird, weshalb die Frage, ob es ein idg. Wort für Aal gibt oder nicht, für die Heimatfrage ohne Belang ist. Mit Recht sagt Sch. auch, daß er sich ohne die Annahme des Vorkommens von Aalen im Schwarzen Meere das Vorhandensein eines gemeinslawischen Namens des Fisches nicht erklären könne.

Zum erstenmal für die Heimatfrage verwendet wird dagegen ein in einer Satem- und ein oder mehreren Centumsprachen bezeugter Name der Schildkröte, aslaw. *žely*, griech. χέλυς, der deshalb Bedeutung haben soll, weil die Schildkröte in Skandinavien und schon in Schleswig-Holstein nicht mehr vorkommt. „Allein schon an dem Panzer dieses Tierchens" — meint Sch. — „würde also die Lehre Penkas von dem südskandinavischen Ursprung der Indogermanen scheitern; aber auch die Anschauungen von Much[1]), Kossinna und Hoops müßten zum mindesten ein starke Einschränkung erfahren." Das wäre aber nur der Fall, wenn Penka behauptet hätte, daß sich in Südskandinavien schon der Unterschied zwischen Centum- und Satemsprachen ausgebildet habe und auf das Festland herübergenommen wurde, so daß ein hier neuaufkommendes Wort, das einen Palatal enthielt, nicht mehr weiterwandern konnte, ohne den Stempel der Entlehnung aufgedrückt zu erhalten. Das ist meines Wissens nicht der Fall. Und davon, daß sich aus jenem Namen der Schildkröte und ihrem Verbreitungsbezirke irgend etwas gegen die Ansichten der anderen vorgenannten Forscher ergibt, kann schon gar nicht die Rede sein.

Sehr befremden muß es, daß in diesem Abschnitte des Lachses nicht mit einem Worte gedacht wird.

Weiterhin ist — im dritten Kapitel — von den Haustieren die Rede. Den interessanten Ausführungen über den Streitwagen, den ersten Wagen, an den das Pferd gespannt wird, kann ich mich nur in bezug auf den Satz nicht anschließen: „Auch auf dem gallischen Festlande weisen Eigennamen, wie der des Volkes der *Redones* (gall. *reda* „der Wagen") oder *Eporedorix*, wörtlich „König der Pferdewagen", auf seinen einstigen Gebrauch hin." Denn *Rēdones* könnte auch buchstäblich dasselbe Wort sein wie md. *rîte* „Reiter": s. Bezzenberger bei Stokes, Urkelt. Sprachschatz 228. Und bei *Eporēdorīx*, *Eporēdirīx* spricht gegen Sch.s Deutung schon die Mitteilung des Livius III, 17, 21, die Gallier hätten *bonos equorm domitores* als *eporedios* bezeichnet. Dasselbe Wort ist übrigens cymr. *ebrwydd* „quick, hasty, early", Bedeutungen, die aus einer älteren „beritten" hervorgehen können; in bezug auf „early" vgl. man unser *bald* aus mhd. *balt* „kühn, rasch"; im übrigen unser *bereit*, engl. *ready* und seine Verwandtschaft. Auch dem ganzen Komplex *Eporēdi-*, *ebrwydd* stehen germanische Worte nahe; so as. *eorid* (*-folc*), ags. *éored* und ablautendes anord. *íóreið* „Reiterschar". Man kann somit den *Eporēdirīx* als „Führer der Reiterei" fassen im Gegensatz zum *Cingetorīx*, dem „Führer der Fußtruppe".

Nicht zu eigen machen kann ich mir Sch.s Ansicht über aslaw. *velĭbqdŭ*, das er als „Riesenwesen" deutet, ohne die Möglichkeit volksetymologischer Umdeutung und Umformung nach *velij* „groß" zu erwägen und ohne zeigen zu können, wie daraus, wenn dies jünger ist, got. *ulbandus* entstanden sein kann. Die Möglichkeit einer Beziehung des Wortes zu ἐλέφας, die nach meinem Dafürhalten sehr in Betracht kommt, wird nicht mit einem Worte berührt. Die Kunde vom Elefanten und Kamel konnte durch einzelne eingewanderte Fremde oder durch Volksgenossen, die weiter herumgekommen waren, vielleicht auch durch fahrendes Volk, das solche Tiere — und Affen — frühzeitig mitführte, in Gegenden verbreitet werden, in denen sie nie heimisch waren. Daß dann der Name des Elefanten, der als derjenige eines großen Fabeltieres fortgelebt haben wird, auf das Kamel übertragen wurde, ist nicht weiter auffallend. Das aus dem Slawischen entlehnte apreuß. *weloblundis* bedeutet „Maultier" mit einem neuerlichen Bedeutungswandel.

Der Name der bekannten nordischen Göttin ist *Freyia* oder *Freyja* zu schreiben, nicht *Freya*. Was die Katzen betrifft, mit denen sie fährt, sind sie nach meiner Meinung aus den Löwen abzuleiten, welche die Magna Mater Idaea bei Griechen und Römern vor ihren Wagen gespannt hat. Bilder von dieser werden nach dem Norden gelangt und ihre Zugtiere für Katzen gehalten worden sein. Ob aber für Wildkatzen und nicht schon für zahme?

Kapitel IV behandelt Die Waldbäume. Unter den hier besprochenen Namen vermisse ich den des *Holunders*, russ. *kalina*. Zu lat. *ornus*, cymr. *onnen*, lit. *ūsis*, apreuß. *woasis*, russ. *jásenĭ* „Esche" möchte ich den Ortsnamen Ἀσάγκα in der Germania des Ptolemäus stellen. Er ist eine Bildung wie gall. *Alisincum*, *Lemincum* (aus kelt. ×*aliso-* „Erle", ×*lemo-* „Ulme") und kann, als *āsanka* (aus ×*ōsnkā*) gefaßt, die keltische Entsprechung zu lit. *ūsis* enthalten. Idg. *ō* (= lit. *ū*) wird auch sonst kelt. *ā*. Die Lage des Ortes Ἀσάγκα auf der Karte des Ptolemäus läßt es zu, ihn mit dem germanisch benannten Ἀσκιβούργιον ὄρος, dem jetzigen *Gesenke*, slaw. *Jesenik*, d. i. „Eschenwald", zusammenzubringen.

[1]) Gemeint ist M. Much, was Sch. immer sagen müßte, da er selbst weiß, daß meine Ansichten sich mit denen meines Vaters keineswegs überall decken, und er auch mich gelegentlich bloß als Much zitiert.

Im folgenden Kapitel, den Kulturpflanzen gewidmet, war mehr als anderswo Anlaß zu einer Auseinandersetzung mit Hoops. Warum dieser zwar der Hirse, nicht aber dem Flachs, Mohn und der Bohne indogermanisches Alter einräumt, ist auch mir nicht ganz verständlich. Aber über die ein oder zwei Getreidekörner norddeutscher Herkunft, die den „ganzen" indogermanischen Ackerbau tragen sollen, brauchte nicht so geringschätzig gesprochen zu werden, da es auf sie angesichts des reichen Materiales, das aus dem Norden einerseits, den alpenländischen Pfahlbauten anderseits vorliegt, auf diese Funde kaum ankommt, um auch für Norddeutschland Bekanntschaft mit solchen Getreidearten in neolithischer Zeit zu erweisen, die gleichzeitig weiter im Norden und im Süden bekannt waren.

S. 199 ist davon die Rede, daß sich die älteste Schicht unserer Kulturpflanzen aus dem ägyptisch-semitischen Kulturkreise über Europa verbreitet habe und so auch zu den europäischen Indogermanen schon in vorhistorischer Zeit gelangt sei. „Dies würde man," fährt Sch. fort, „jedenfalls eher verstehen können, wenn man die letzteren im südlichen Rußland, als wenn man sie in Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden lokalisiert." Dann könnte aber jemand gegen die Sch.sche Urheimat, auf dessen eigene Argumente gestützt, eine jenem Kulturkreise noch näher gelegene ausspielen. In Wahrheit ist nur daran festzuhalten, daß die Urheimat nicht außerhalb des Wirkungskreises jener Kulturzentren gesucht werden darf. Und Skandinavien ist nach Ausweis der Funde schon in neolithischer Zeit innerhalb desselben gelegen. Damit soll nicht in der Heimatfrage selbst, nur gegen die Argumentation Sch.s Stellung genommen werden.

Dies gilt auch in bezug auf die weitgehenden Schlüsse, die er an alte und verschiedenen idg. Sprachen gemeinsame Namen von Cucurbinaceenarten knüpft, nämlich aind. *carbhata, cirbhaṭī* „cucumis utilissimus" = lat. *cucurbita* „Kürbis"; aind. *karkaṭī, karkāru* „eine Kürbisart" = ags. *hwerhwette* „Kürbis"; griech. σικυός, σίκυος, σίκυς „Gurke" = aslaw. *tyky* „Kürbis". „Nur," so folgert Sch. aus diesen Namen, „wenn wir unter den in Europa in Betracht gezogenen Gegenden das südliche Rußland als Heimat der Indogermanen in Anspruch nehmen, vielleicht mit nicht unerheblicher Ausdehnung derselben in die benachbarte asiatische Steppenregion, ließe sich die Bekanntschaft der Indogermanen mit derartigen Pflanzen in gebautem oder nicht angebautem Zustande begreifen." Dabei übersieht er, daß man mit demselben Rechte das Ursprungsland der Indogermanen in das natürliche Verbreitungsgebiet jeder Kulturpflanze rücken könnte, die sie kennen. An bloße Bekanntschaft mit wildwachsenden Pflanzen wagt doch Sch. im vorliegenden Falle selbst nicht zu denken, und wäre ags. *hwerhwette* eine solche, so würde damit ja sogar für Norddeutschland und auch Jütland deren Vorkommen erwiesen sein, und seinen Schlüssen wäre jeder Boden entzogen. Aber auch wenn jene Worte Cucurbinaceen als idg. Kulturpflanzen erweisen sollten, wäre dadurch nicht einmal Norddeutschland als mögliche Urheimat oder ein Teil davon ausgeschlossen, da doch auch die Germanen an den Gleichungen teil haben. Und das idg. Urvolk brauchte nicht selbst begonnen zu haben, sie zu kultivieren, kann sie auch durch fremde Vermittlung aus weiterer Ferne bezogen haben, ganz so wie etwa die Germanen den Hanf.

Als ein Versehen muß ich es bezeichnen, wenn in der Einleituug dieses Abschnittes, der einen Überblick über die wichtigsten Forschungen auf diesem Gebiete gibt, der Name des dänischen Gelehrten G. Sarauw nicht erwähnt wird, der sich durch die gründliche Untersuchung der prähistorischen dänischen Tongefäße und Bestimmung ihrer Getreideabdrücke und -einschlüsse sehr unmittelbare Verdienste erworben und eine Arbeit geleistet hat, deren wichtige und überraschende Ergebnisse im Kopenhagener Museum schon lange für jedermann zugänglich und auch schon weiter in der Literatur verwertet worden sind.

Im sechsten Kapitel, Viehzucht und Ackerbau, sind zunächst die sprachlichen Gleichungen auf dem Gebiete des Ackerbaues zusammengestellt. Dieser Sammlung möchte ich bei B) „Europäische Ackerbaugleichungen" hinzufügen: ahd. usw. *halm*, griech. κάλαμος, καλάμη, lat. *culmus*, aslaw. *slama*, lett. *salms*, eine Reihe, die um so wichtiger ist, als sie in die Satemsprachen hineinreicht mit einem dort zu *s* gewandelten alten Palatal, also späte Entlehnung ausschließenden Merkmalen; aber nicht auch ins Arische. Gerade letzterer Umstand macht es wahrscheinlich, daß sich dieses Wort wirklich als ein Ausdruck der Ackerbausprache und als Bezeichnung des Strohs und Strohhalms verbreitet und festgesetzt hat, nicht als solche für einen gewöhnlichen Gras- oder Rohrstengel, von dem es nur in einem Teile seines Bereiches auch gebraucht wird.

Ob unter den Ackerbaugleichungen mit Recht lat. *crībrum*, air. *criathar*, ahd. *rîtara* „Sieb" angeführt wird, könnte auf den ersten Blick zweifelhaft sein, wenn man an die prähistorischen tönernen Siebe denkt, die offenbar zum Seihen von Flüssigkeiten gedient haben. Doch ist unser Wort aus einer Wurzel gebildet, die „zittern, schütteln" bedeutet, und daher kann es sich hier nur um ein Sieben von Trockenem — also Getreide oder Mehl — handeln. Von dieser selben Wurzel geht auch κρίνω, *cerno* aus: vgl. cymr. *crynu* „to tremble, to quake". Dem cymr. *cryd* „shaking, fever, cradle", air. *crith*

„das Zittern" — vgl. nhd. *Ritten* „Fieber" usw. — steht aber gallisch *crito-* im Namen wie *Critognatus* gewiß schon in der Bedeutung des griech. κριτός (= lat. *certus*) gegenüber; vgl. griech. Κριτο-κλῆς und anord. ablautend *Hreiðmarr, Hreiðgotar.* Über *rein*, im Rheinfränkischen und Schweizerischen auch noch „fein gemahlen, gesiebt", got. *hrains*; s. Kluge, P. Br. B 8, 525. Wenn Walde, E. W. 115 bemerkt, „gesiebt" und „schön" vereinigten sich besser auf Grund eines Begriffes „scheiden, sichten" als „schütteln", ist dagegen zu sagen, daß der Begriff „scheiden, sichten" gerade aus dem des Schüttelns des Siebes geflossen sein wird. Hier ergeben sich uns also neue Ackerbaugleichungen, die aber auf die Centumsprachen beschränkt sind.

In die Satemsprachen hinüber greift dagegen ahd. *redan*, „sieben, sichten", nhd. dial. *Rädel, Räder*, „Sieb", lit. *kretù, kretėti* „schütteln, schüttelnd streuen", *krẽtalas* „Sieb".

Nicht einzusehen ist, warum neben griech. ἄροτρον usw. nicht auch lit. *árklas* und aslaw. *oralo* angeführt wird; *l* statt *r* wird hier auf Dissimilation beruhen und Verdrängung von *-tlo-* durch *-dlo-* (*-dhlo-*) -Suffix ist im Slawischen allgemein. Auch in lat. *crībrum* und air. *criathar* ist ja übrigens das Suffix nicht genau das gleiche.

Daß die Grundbedeutung von Acker nicht die des Ackerlandes ist, wie Sch. mit Recht annimmt, lehrt auch, abgesehen von aind. *ájra*, das lat. *agrestis* und griech. von ἀγρός abgeleitete ἄγριος; ferner nhd. *Ecker*, anord. *akarn*, ags. *æcern* „Eichel" u. a. m. bei Kluge, E. W. 6 unter *Ecker*. Das sind nicht Feldfrüchte, sondern wilde, agrestia poma.

Aus der Verteilung der Ackerbaugleichungen, die zum großen Teil nur europäisch, nicht auch arisch sind, gelangt Sch. zu der kaum abzuweisenden Folgerung, daß sie in eine Zeit zurückweisen, in der die Vorfahren der Europäer Viehzucht mit Ackerbau, die Arier Viehzucht mit geringen Spuren des Ackerbaues betrieben. Im Zusammenhange damit finden wir nur bei ersteren die Schweinezucht, die Wald und seßhafte Lebensweise zur Voraussetzung hat, und Bekanntschaft mit dem bei vegetabilischer Nahrung unentbehrlichen Salze.

Im Mittelpunkte der gesamten indogermanischen Viehwirtschaft steht die Rinderzucht. Aus der Kollektivbezeichnung für Vieh (aind. *páçu* = got. *faihu*), deren älteste Bedeutung „Wolltier, Schaf", nicht „Rind" gewesen ist, erschließt sich aber für Sch. der Ausblick in eine vorindogermanische Zeit, „in der wie bei den wirklichen Nomaden, so auch bei den Indogermanen nicht das Rind, sondern das Schaf das Hauptherdentier bildete".

Schon in der Besprechung des ersten Teiles von Sch.s Werk habe ich darauf hingewiesen, daß man sich diesen Bedeutungsübergang auch anders erklären könne, da man von einem Worte für Schaf aus viel leichter dazu gelangen konnte, ein Kollektivum zu bilden als von Bezeichnungen des Rindes aus, bei dem schon jedes einzelne Stück sehr ins Gewicht fiel. Der Begriff „Kleinvieh" habe die Brücke zu „Vieh" im allgemeinen bilden können. Zur Bestätigung dessen verwies ich auf das Altisländische, wo *smali* „Kleinvieh", daneben aber auch „Vieh einschließlich des Großviehs" bedeute. Auf diesen Einwand kommt Sch. bereits in den Nachträgen S. 531 zurück und meint, dieser Fall sei eine Bestätigung und keine Widerlegung seiner Ansicht, da auf Island die Schafzucht im Mittelpunkte der Viehzucht stehe. Dagegen möchte ich einwenden, daß neben dieser die Rinderzucht dort keineswegs zurücktrat, ein Vergleich mit den Zuständen bei Schafnomaden also nicht am Platze ist. Übrigens war es mir vor allem darum zu tun, an einem Beispiele zu zeigen, daß aus jenem Bedeutungsübergange nicht auf Nomadentum geschlossen werden darf, und wie er sich erklärt — ich halte an meiner Auffassung fest —, ist dabei Nebensache. Der Fall steht aber nicht vereinzelt da. Konnte nicht aus „Vieh = Schafe" gerade so gut „Vieh im allgemeinen" werden, wie engl. *shepherd* und franz. *berger* (d. i. *vervicarius*) „Schafhirt" die Bedeutung „Hirt" überhaupt angenommen hat? Aus älterem ×*mēlon* = griech. μῆλον „Kleinvieh, Schaf" hat sich im Keltischen ein Wort ×*mīlon* für „Tier" im allgemeinen herausgebildet, ein gewiß nicht schon in „vorindogermanischer" Zeit vollzogener Bedeutungsübergang. Wenn lat. *pecus, pecudis* sowohl als auch *pecus, pecoris* gewöhnlich von Kleinvieh, jedoch auch anderem gebraucht werden, so wird doch auch derjenige, der es wagt, beide Bedeutungen schon von der Zeit „vorindogermanischen" Nomadentums her bis in die römische sich forterhalten zu lassen, zugeben müssen, daß dies nur möglich war, wenn dieser Doppelsinn nichts Auffälliges und Anstößiges enthielt. Dann konnte er sich aber auch ebensogut später herausbilden, und daß *pecus, pecoris* erst auf dem Boden eines — wohlgemerkt nicht nomadischen — Einzelvolkes zu der Bedeutung „Vieh im allgemeinen" gelangt ist, wird man schließlich doch wohl für das Wahrscheinlichere halten. Bedeutet doch ablautendes anord. *fǽr* aus *fahaz* noch immer nur „Schaf".

Übrigens ist in dem vorliegenden Buche das Nomadentum der Indogermanen schon stark in den Hintergrund getreten. Wie weit in dieser Beziehung Sch. Zugeständnisse zu machen genötigt ist, zeigt deutlich ein Vergleich mit der zweiten Auflage seines Werkes. Während er dort (S. 415) das Schema aufstellt:

Steppe und Waldgebiet.
Viehzucht und Ackerbau.

Indogermanen und Europäer.

finden wir jetzt die folgenden Parallelen:

Waldsteppe und Waldgebiet.	Baumarme Steppe.
Viehzucht mit Ackerbau.	Viehzucht mit geringen Spuren des Ackerbaues.
Schweinezucht.	Unbekanntschaft mit der Schweinezucht.
Salz.	Unbekanntschaft mit dem Salze.
Westen (Europäer).	Osten (Arier).

Das siebente Kapitel, Die Zeitteilung, behandelt 1. die Jahreszeiten, 2. Mond und Monat, 3. Tag und Nacht. Außer auf das recht zweifelhafte altfränkische *êngimus* „einjährig" (nicht „jährlich") hätte hier zum Nachweis des idg. Wortes für den Winter im Germanischen auf norw. *gimmerlamm*, engl. *gimmer* hingewiesen werden können, das ganz dem griech. χίμαρος, χίμαιρα entspricht. Hieher stellt sich auch schwed. *gumse*, anord. *gumarr* „Widder", anord. *gemla* „jähriges Schaf", *gamall* „alt", eigentlich „bejahrt", nebst anderem, voraus eine Stammform germ. *gum*, *gam* aus *ghim*, *ghiom* zu erschließen ist. Vgl. Falk Torp, E. O. I, 214 f., 223 f.

Zu dem, was Sch. S. 225 über eine ältere Bedeutung von *Jahr* vermutet, das ihm „Frühling und Sommer mit besonderer Rücksicht auf die in dieser Zeit gesäten und reifenden Früchte" ist, paßt es sehr gut, daß anord. *ár* nicht bloß Jahr in unserem Sinne, d. h. 12 Monate, bedeutet, sondern auch „guter Ernteertrag, gute Zeit". Dem Gott Freyr wird von den Schweden in Uppsalir *til árs ok friðar* „für gute Ernte und Frieden" geopfert.

Nicht ganz zutreffend scheint mir die Bemerkung, daß in den Einzelsprachen sehr häufig zwei, niemals drei Jahreszeitbenennungen in ihrer Suffixbildung aufeinander eingewirkt haben. Dänisch-norwegisch *vaar, sommer, vinter* oder schwedisch *vår, sommar, vinter* sind sogar noch drei fortlebende, ursprünglich mit demselben *r*-Suffix gebildete Jahreszeitnamen.

Sch.s Belege für das idg. Wort für Jahr ˣ*vetos* ließen sich vermehren um das daraus abgeleitete got. *wiprus*, unser *Widder* usw., eigentlich „Jährling".

Neben ags. *Giuli* bei Beda, got. *jiuleis* (einer Abteilung aus ˣ*jiula*, neutr. pl. „Weihnacht" = anord. *jól*) wäre noch als genaue Entsprechung der anord. Monatsname *ýlir* anzuführen gewesen.

Nicht ohne Interesse wäre es, einmal die Benennungen der Tages- und Jahreszeiten auf ihre gegenseitigen Beziehungen zu untersuchen. Mag es immerhin des Vokals wegen schwierig sein, griech. ἦμαρ, „Tag", mit unserem *Sommer* zusammenzubringen, so fällt doch die Ähnlichkeit der Wortbildung auf. Unserem *Tag*, germ. ˣ*dagaz* steht bekanntlich apreuß. *dagas* „Sommer" gegenüber. Aind. *vâsará* „der ganze Tag", air. *fáir* (aus ˣ*vôsri-*) „Sonnenaufgang" berührt sich mit der Gruppe von *vêr* „Frühling", gerade wie dem lat. *aurôra*, aind. *usrâ* „Morgenröte" unser *Ostern* entspricht. Unser *Abend* endlich gehört, was seine Wurzel anbelangt, zu griech. ὀπ-ωρα „Spätsommer" und das Suffix ist hier das gleiche wie in den Jahreszeitnamen aind. *hêmantá*, *vasantá* „Winter, Frühling"; s. Kluge, E. W. 6, unter *Abend*, Falk Torp, E. O. unter *aften*.

Die Untersuchung über Mond und Monat führt Sch. zu der gewiß berechtigten Annahme, daß die Indogermanen noch nicht dazu gelangt waren, die Mondmonate in ein Sonnenjahr nach einem bestimmten System einzuteilen. Man kannte also die durch die Mondphasen bestimmten reinen und fortlaufenden Mondmonate und unabhängig von ihnen ein „Natur- und Witterungsjahr". Wenn er aber daraus, daß dieses sichtlich in zwei Hauptjahreszeiten, Winter und Sommer, zerfiel, die allein für sich als Halbjahre galten, während der Frühling an Bedeutung zurücksteht, folgert, daß das idg. Urland, wenn in Europa, in der östlichen Hälfte desselben gesucht werden müsse, hat er den Bogen, wie so oft, überspannt. Denn selbst für unser modernes mitteleuropäisches Sprach- und Naturgefühl sind Sommer und Winter die Hauptjahreszeiten, denen gegenüber dem Frühling und Herbst nur als Übergangsperioden Bedeutung zukommt. Und wenn in unserem Volksbrauch und Volkslied „Sommer" und „Winter" als Personifikationen und Vertreter der Jahreshälften einander entgegengetreten, so erklärt sich das doch gewiß aus unseren eigenen Verhältnissen zur Genüge, und auch Sch. wird wohl kaum darin eine Reminiszenz an ein indogermanisches Urland in Osteuropa sehen wollen, was immer er sonst für dieses glauben mag ins Feld führen zu können.

Was in dem achten Kapitel, Speise und Trank, über den Genuß rohen Fleisches bei den Germanen gesagt wird, könnte diesen leicht als allgemeiner üblich erscheinen lassen, als er in Wirklichkeit war. Wie die hier in Betracht kommende Nachricht des Mela zu beurteilen ist, hat Müllenhoff, D. A. IV, 38 f. und 346 gezeigt. Daß im Gegensatze zu den Germanen bei den Indern nur mehr Dämonen und Zauberer als *kravyâd* „rohes Fleisch essend" gelten, gibt Sch. Anlaß zu der Bemerkung,

daß die Inder des Rigveda bereits eine höhere Kulturstufe erreicht hätten als die Germanen an der Schwelle der Geschichte. Aber ist es eine Kulturrückständigkeit, wenn wir selbst noch an einem beef à la tartare Geschmack finden? Überdies sind derartige vergleichende Urteile oftmals mißlich und schwer zu begründen, weil sich bei näherer Betrachtung leicht herausstellt, daß die einen in dem, die anderen in jenem voraus sind. Was die Sitte des Rohfleischessens betrifft, sei auch auf den thrakischen Namen *Amadocus* und das skythische Volk der Ἀμάδοκοι aufmerksam gemacht und die Bemerkungen W. Tomascheks über diese W. S. B. 117, 8f, 131, 6.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln spielt nach Sch. in der ältesten Zeit auch die Eichel eine Rolle. „Werden doch," äußert er sich, „die in ihrer Kulturentwicklung zurückgebliebenen Arkader ausdrücklich als βαλανηφάγοι „Eichelesser" bezeichnet, und weiß doch Plinius (XVI, 5, 6) zu berichten, daß man bisweilen bei Hungersnot Brot aus Eichelmehl buk (vgl. Helbig, Die Italiker in der Poebene S. 72 f.). Ja, in einem altenglischen Runenliede (Wülker, I, 331—337) wird die Eichel geradezu als „Nahrung des Fleisches für die Menschenkinder" bezeichnet."

Zunächst ist aber hiezu zu bemerken, daß Eichel und Eichel nicht dasselbe ist. Daß es im Süden Eichen gibt, die eßbare und noch heute gegessene Früchte tragen, weiß Sch. selbst sehr gut: vgl. seine Bemerkung in der von ihm mitbesorgten sechsten Auflage von V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 388. Die Ἀρκάδες βαλανηφάγοι sind darum nichts Erstaunliches. Unsere Eicheln dagegen sind ihres hohen Tanningehaltes wegen ungenießbar. Wer das bestreiten sollte, den lade ich gern zu einem Eichelfrühstück ein. Ich selber gehöre zu den vielen, die als Knaben, in einem Alter, wo man so manches zu Wege bringt und verträgt, den vergeblichen Versuch gemacht haben, Eicheln zu essen. Was in Hungersnöten geschieht, um sich das Leben zu fristen, ist eine Sache für sich. Welch große Rolle spielt ein solchen Zeiten im Norden das Rindenbrot[1]); und doch wird man deshalb Rinde nicht unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln anführen.

Wie steht es nun aber mit jener Stelle des ags. Runenliedes? Bosworth Tollers Anglo-Saxon Dictionary übersetzt sie unter *ác* durch den Satz: „the oak is on earth food of the flesh to the sons of men". Sch. kann sich also sichtlich auf Anglisten berufen, es sei denn, daß die Übersetzung von ags. *ác* durch „Eichel" auf seine Rechnung kommt. Jedenfalls aber bedeutet ags. *ác* und engl. *oak* nie und nirgends soviel wie *„œcern, acorn,* Eichel". Die Stelle lautet aber im Original:

āc byđ on ĕorđan elda bĕarnum
flæsces fōdor

„die Eiche ist (nicht gibt, gewährt!) auf Erden für die Menschenkinder *flæsces fōdor.*" Und auch letzterer Ausdruck, wenn man ihn als „Nahrung des Fleisches" versteht, muß befremden. Denn *flæsc* bedeutet im Angelsächsischen „caro, Fleisch im Gegensatze zu anderen Bestandteilen des Leibes", außerdem aber und dies sehr oft „caro im Sinne des Leiblichen, Irdischen, Vergänglichen am Menschen im Gegensatze zur Seele". Es ist nun nicht einzusehen, warum die Eichel, wenn schon von ihr die Rede wäre, in dem einen oder anderen Sinne gerade „Nahrung des Fleisches" sein sollte.

Auf die Lösung des Rätsels führt, glaube ich, das, was weiter von dem Begriffe, den die Rune *ác* ausdrückt, ausgesagt wird:

feređ gelōme
ofer ganotes bœđ: gārsecg fandađ,
hwœđer āc hœbbe œđele treowe.

Das heißt: „sie fährt oftmals über des Tauchers Bad (d. i. die See): das Meer erprobt, ob die Eiche arthafte Zuverlässigkeit habe." Hier ist sicher von einem Schiffe, einem Einbaume die Rede, wie ja in solchen auch nach Plinius, Hist. nat. XVI, 203, germanische Seeräuber sich aufs Meer hinaus wagten. Mit *ác* als Bezeichnung eines aus einem Eichenstamme hergestellten Schiffes wird anord. *eikja* und mndd. *ēke* verglichen; doch kommt auch im Norden *eik* allein ohne weitere Ableitung in diesem Sinne vor, z. B. in St. 1 der Hǫfuplausn des Egill Skallagrimsson:

drók eik á flot vip ísabrot

„ich zog die Eiche ins Wasser beim Eisbruch". Auch an ähnliche Schiffsbezeichnungen aus Baumnamen wie mndd. *espink,* zu Espe gehörig, und anord. *askr,* ags. *æsc,* eigentlich „Esche", sei hier erinnert. Ich denke nun, daß die erste Aussage des Runenliedes über *āc* auch auf den ausgehöhlten Eichenstamm

[1]) Solches sieht man in nordischen volkskundlichen Museen. Hier sei auch an die Stelle in Runebergs Fänrik Stål erinnert:

Hur kunde, arma fosterland,
du dock så älskadt vara,
en kärlek få, så skön, så stark,
af dem du närt med bröd af bark!

„Wie konntest du, armes Vaterland, nur so geliebt sein, eine Zuneigung finden, so schön, so stark seitens derer, die du mit Rindenbrot ernährt hast."

abzielt, aber nicht in seiner Funktion als Boot, sondern als Sarg, als Totenbaum. Und *fōdor* ist hier nicht „Nahrung", sondern das gleichlautende Wort mit der Bedeutung „a case from which anything is fed, a case, cover, sheath; thēca", ein gemeingermanischer, ja über das Germanische hinausreichender Ausdruck. Auch *flēsc* paßt dann ganz gut in dem Sinne, den es sonst hat. Das Ganze ist danach zu übersetzen: „Die Eiche ist auf Erden für die Menschenkinder ein Behältnis des Leichnams." Aus Eichenstämmen gefertigte Totenbäume waren schon im älteren Abschnitt der nordischen Bronzezeit üblich, sind aber in nachrömischer Zeit neuerlich in Verwendung. Die bekanntesten jüngeren Funde von solchen sind die von Oberflacht in Schwaben; aber auch aus England kennt man sie: s. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterstumskunde, 121 f. Ags. *ác* als Ausdruck für „Sarg" hat Seitenstücke in deutsch mundartlich *Totenbaum*, ferner in anord. *pró*, ags. *prúh* „Trog, Sarg", eigentlich „zerklobner Baumstamm", verwandt mit lat. *truncus*, und einem trotz des Anklanges davon ganz verschiedenen Wort, ahd. *truha*, mhd. *truhe* „Truhe, Sarg", unserem mundartlichen *Truch'n, Bår-, Tot'ntruch'n*, gleich *Trog* einer Weiterbildung aus der Wurzel *dru*, germ. *tru* „Baum". Ob finn. *ruuhi*, estn. *ruhi* — mit dem für diese Sprachen eigentümlichen Abfall von anlautendem Dental vor *r* — zu dieser Gruppe oder zu jenem *pró, prúh* gehört, ist vielleicht zweifelhaft, interessant aber für uns, daß uns bei diesem Worte hier wieder die Bedeutung „Schiff" entgegentritt.

In der Frage, ob das Wort für Meer, das einem Teile der Indogermanen gemein ist, das Schwarze Meer gewesen sei oder die nördlichen europäischen Meere, stehen die Ansichten von Sch. und Hoops einander entgegen. Ich kann nur letzterem beipflichten. Sch. versucht es, dessen Einwand zu entkräften, daß man dann gerade bei den Griechen und Indoiraniern einen gemeinsamen Namen für Meer antreffen sollte; aber wie wäre es zu verstehen, daß nicht nur ein idg. Stamm, sondern Kelten, Germanen, Lituslawen den Namen des Schwarzen Meeres auf dem Wege zu Ost- und Nordsee nicht vergessen haben?

S. 250 wird lat. *sâpo* auf westgerm. ˣ*sâpôn-* zurückgeführt, das neben *sâipon* (ahd. *seifa*) bestanden haben müsse. Da damals späteres germ. *â* allgemein noch *ê* war (vgl. *Segi-mērus, Suēbi*), so ist nicht einzusehen, was unter ˣ*sâpôn-* verstanden werden soll. Ebenso bedürfte der Ansatz *sâipon* einer Aufklärung. Tatsächlich ist das vielgequälte *sâpo* nicht schwer zu begreifen; es wird nicht anders zu beurteilen sein als die *a*, die im Romanischen germanischem *ai* als regelrechte Entsprechung gegenüberstehen. Die Aufnahme von germ. ˣ*saipô* als *sâpo* setzt am Orte der Entlehnung ein volkstümliches Latein voraus, in dem altes *ae* schon zu einem einfachen *e*-Laut geworden war, also zur Wiedergabe des germanischen Lautes nicht mehr taugte.

Sch.s nur bedingungsweise gezogene Schlüsse aus der Verbreitung der Worte für Wein und Waid auf nicht nordeuropäische Herkunft der Indogermanen sind durch unsere Bemerkungen gegen seine an die Namen von Cucurbinaceen und der Schildkröte geknüpften Folgerungen mit erledigt.

Die germanischen *renones*, die Sch. im Kapitel IX, Kleidung, für ˣ*vren-ôn-es* nimmt und gewiß mit Recht mit πολύρρηνες und ἀρήν zusammenbringt, sind wohl *rēnōnes*, und das zugrunde liegende germ. Wort als ˣ*wrēnō* anzusetzen. Da idg. *ē* im Keltischen *ī* wird, ist der Vokal wichtig für die Entscheidung der Herkunft des Wortes. Ich möchte bei ihm auch an griech. ῥηνο-φορεύς, Beiname des Dionysos, und an ῥῆνιξ, ῥῆνις „Schafpelz" erinnern.

Im Kapitel „Wohnung", dem zehnten, wird S. 262 auf verschiedene Namen des Webstuhles aufmerksam gemacht, die zur Wurzel *stâ* gehören, und daraus auf einen aufrechtstehenden Apparat geschlossen. Dabei ist das Wort *Webstuhl* selbst übersehen, ebenso tirol. *stuedl* „Weberstuhl, Maschine zum Tuchwirken" bei Schöpf, Tir. Idiot. 724.

S. 277 ist vom Strohdache der nordischen Völker die Rede und als Beleg dafür eine Stelle aus Plinius, Hist. nat. XIV, 36, 64, angegeben: *Tegulo earum (harundinum) domus suas septentrionales populi operiunt, durantque aevis tecta talia.* Aber *arundo* bedeutet „Rohr", nicht „Stroh". Die Strohdächer sind übrigens ebenfalls altbezeugt, wenn auch nicht für ein so weites Gebiet, durch Seneca, de provid. 4, 12: *[Germanos dico et quicquid circa Istrum vagarum gentium occursat] imbrem culmo aut fronde defendunt.* Daneben wurde sicher seit alter Zeit auch Rinde verwendet. Man beachte, daß im älteren Dänisch *tag* auch „Rohr, Langstroh", *klittag* „psamma arenaria", schwed. *tak* mundartlich auch „phragmites communis", norw. *tak* und anord. *pak* auch „Birkenrinde" bedeutet. Vgl. ferner Falk-Torp, E. O. I, 466 über *Loft* (und deutsch *Laube*), eigentlich „Dach aus Rinde".

Zu den Worten für Ofen, die daneben die ältere Bedeutung „Topf" zeigen, gehört auch ags. *ofnet*, Dem. von *ofn*, „a closed vessel". Wenn sich aber Sch. die Benennungen des Ofens entstanden denkt aus denen des Topfes, der über dem Herdfeuer aufgehängt oder in die Asche desselben hineingeschoben wurde, halte ich das für falsch. Vgl. auch Meringer, I. F. XXI, 292. Ebensowenig kann ich mich mit der Ansicht befreunden, das niedere und besondere Tischchen, das jeder Germane beim Mahl gehabt habe, sei noch weiter zurück nichts anderes als ein tönernes Gefäß gewesen. Ein solches hätte

dem Zwecke dieses Tischchens als Schneidebrett nicht genügt. Wenn Worte für Tisch daneben die Bedeutung Schüssel zeigen, ist dabei auch zunächst nur an flache Holzschüsseln zu denken.

Ibrahim ibn Jakub, dem wir die älteste Nachricht über die Badestube der Slawen verdanken, ist meines Wissens kein Araber, sondern ein Jude gewesen.

Unter Handel und Wandel (elftes Kapitel) wird S. 298 zu griech. ἶτυς, lat. *vitus* „Radkranz" bemerkt: ursprünglich wohl „Weide". Es liegen aber hier selbständige Bildungen aus der Wurzel von lat. *vieo* vor, und näher als *Weide* steht jenen Worten anord. *við*, Gen. *viðjar* „Baand, som er bøiet eller snoet saaledes sammen, at det danner en Ring eller Løkke," = mhd. *wit* und *wide*, ags. *widde* (und *wido* in *wido-winde*). Daß man jemals zwei Räder in der Art hergestellt habe, wie Sch. es sich vorstellt, daß man sie zusammen mit der sie verbindenden Achse aus dem Stück eines Baumstammes herushackte, halte ich für ausgeschlossen wegen der Schwierigkeit dieser Arbeit und der Unbrauchbarkeit ihres Ergebnisses.

Was die Worte für Furt ihrer Bildung nach mit dem Begriffe des „Handelns" zu tun haben sollen (S. 297 f.), ist mir unverständlich.

Unter den Belegen des idg. Wortes für „Schiff" auf S. 300 vermisse ich das in norw. *nu, no*, schwed. dial. *no* „Wassertrog aus einem ausgehöhlten Baumstamme" fortlebende anord. *nór* „Schiff", wonach des Gottes Niǫrðr Behausung ihren, wie ich glaube nachweisen zu können, von Haus aus schwedischen Namen *Nóatún* „Schiffburg" hat, und ags. *nówend* „Matrose, Schiffsführer", während man das von Sch. aufgeführte *naue*, das in dieser Form nicht mhd., sondern schweizerisch ist als Entsprechung von mhd. *nâwe, nœwe*, besser mit Kluge, E. W. 6, 280, als entlehntes lat. *nāvis* betrachten wird. Für Sch.s Annahme, daß das Schiff der Urzeit ein sogenannter Einbaum gewesen sei, spricht auch cymr. *noe* „Backtrog", nisl. *nói* „small vessel", norw. *nøla* „großer Trog, schweres Boot" und mhd. *nuosch* „Wassertrog für Vieh". Vgl. noch norw. *kumse* (eine Weiterbildung aus anord. *kumbr* „Holzklotz") „ein großes Frachtschiff", daneben „Wiege", was öfters eine Nebenbedeutung von Worten für „Einbaum" ist und sich aus der trogartigen Beschaffenheit der ältesten Wiege erklärt; dann ags. *bât*, anord. *beit* „Boot" = arm. *p'ait* „Baum, Holz", zur Wurzel *bhid* „spalten" gehörig: Falk Torp, E. O. I, 28; ferner das früher zu ags. *âc* bemerkte sowie lat. *pinus, abies* „Schiff" in poetischer Sprache. Nicht so notwendig führt das von Sch. S. 182 in gleichem Sinne verwertete it. *legno* „Schiff" gerade auf den Einbaum zurück; vgl. damit ags. *bunden wudu* für „Schiff". Ganz zu streichen ist unter den dortigen Belegen asächs. *stamm*. Es gibt nur ein asächs. *stamn* und dieses bedeutet nicht „Schiff", sondern „Steven" und ist als solcher von Haus aus ein besonderer Baumstamm oder Balken im Körper eines gezimmerten Schiffes. Anord. *mastr* statt des einheimischen *sigla, siglutré* entstammt eher dem Mittelniederdeutschen als dem Angelsächsischen. Daß aber Segel dem germanischen Norden schon vor der Wikinger- und selbst der römischen Zeit bekannt waren, beweisen Schiffsbilder auf Messern aus dem jüngeren Abschnitte der nordischen Bronzezeit.

Reich ist die Ausbeute, die dem Verf. seine russischen Studien für den Abschnitt Die Familie eingetragen haben, und wir müssen ihm für die einschlägigen Mitteilungen dankbar sein ohne Rücksicht darauf, was von den russischen und den slawischen Verhältnissen im allgemeinen in die Urzeit projiziert werden darf und was nicht.

Die Gefahr, die Bedeutung von Erscheinungen auf dem eigenen engeren Forschungsgebiete zu überschätzen, bestand auch für Sch., wie seine Versuche I. F. 17, 35 ff. gezeigt haben, für deutsch *Enkel* und *Schwager* Herkunft aus dem Slawischen zu erweisen. Jetzt ist er sichtlich durch die dagegen erhobenen Einwendungen schwankend geworden; er hätte aber besser getan, jene unhaltbaren Etymologien ganz über Bord zu werfen.

Claus Magnus S. 331 und S. 332 ist in Olaus Magnus zu berichtigen.

S. 342 liest man nicht ohne Erstaunen den Satz: „Tritt doch bei unserem eigenen Volke im Anbeginn seiner Geschichte die Vielweiberei im Westen noch als Ausnahme (Tac. Germ. Kap. 18), im Norden aber als Regel (Weinhold, Altn. Leben, S. 219) uns entgegen." Am angezogenen Orte (S. 249, nicht 219) äußert sich Weinhold: „Dagegen konnten mehrere Ehen in voller Rechtskraft nebeneinander bestehen, wenn nur der Weg des Rechtes dazu führte. Vielweiberei war im Norden wie bei allen Germanen Sitte, und das Christentum gewann hierin den Sieg nur langsam." Weinhold macht also zwischen dem Norden und den übrigen Germanen in dieser Beziehung keinen Unterschied und spricht nicht von einer Regel, sondern einer Sitte, was übrigens auch noch zu einer falschen Vorstellung führen könnte; tatsächlich handelt es sich um Ausnahmsfälle und das Gegenteil war die Regel. Dagegen könnte sich Sch. höchstens auf die Mitteilung Adams von Bremen 4, 21 berufen, daß in Schweden jeder wenigstens zwei oder drei Frauen habe, die Vornehmen aber eine Menge. Dies wird man jedoch gegenüber dem verläßlicheren Zeugnisse der nordischen Sagaüberlieferung als eine jener Übertreibungen oder übertreibenden Verallgemeinerungen betrachten, wie sie bei nicht wissenschaft-

lichen Berichterstattern über kulturell Tieferstehende so häufig sind. Wer den nordgermanischen Stämmen oder auch nur einem Teile von ihnen Polygamie als Regel zuschreibt, der hat die Aufgabe, zu zeigen, wo sie die dazu nötigen Weiber hergenommen haben, da mit einer Unfreien oder Kriegsgefangenen bekanntlich ein Freier keine Ehe schließen konnte. Die strengen Vorbedingungen, an deren Erfüllung die Rechtsgültigkeit einer Ehe bei den Germanen im allgemeinen geknüpft war, erweisen allein schon, daß bei ihnen Polygamie eine Ausnahme war.

Sch.s Neigung, grau in grau zu malen, macht sich gleich auf der nächsten Seite wieder bemerkbar. Der Satz: „wenn der Skandinavier sich nicht scheut, das Bett der Ehefrau dem Gastfreunde anzubieten", ist eine Verallgemeinerung einiger weniger in ihrer Art übrigens nicht auf Skandinavien beschränkter Belege, aus denen vernünftigerweise auf eine allgemeine Sitte nicht geschlossen werden darf.

Für die Annahme, dieselbe Anschauung, wie die, der man in der vedischen Welt begegne, daß der Besitz von Töchtern ein Jammer sei, durchziehe auch das germanische Altertum, beruft sich Sch. auf Weinhold, Anord. Leben, 260. Dort heißt es: „Mädchen ferner in knabenlosen Häusern nahm der Vater nicht auf"; aber es fehlt dafür gegen die sonstige Gepflogenheit in diesem Buche jeder Beleg. Und es gibt auch keinen.

Auch der Satz S. 347: „Doch ist bei den Germanen der Verkauf der Frau lange üblich", steht nicht im Verhältnisse zu den vorliegenden Tatsachen.

Woher weiß Sch., daß Tacitus, Germ. 19, gerade westgermanische Staaten bei den *civitates* im Auge hat, *in quibus tantum virgines nubunt?*

Ganz im allgemeinen ist Sch. in bezug auf die idg. Familienzustände einseitig und auch den Germanen wird er nicht gerecht. Bei diesen findet er die Frauen in einer dreifachen Richtung den Männern in einem höheren Sinne denn als Gebärerinnen und Arbeiterinnen dienstbar. „Sie gelten als Prophetinnen, als Ärztinnen und sie sind, in gewissem Sinne, ihre Helferinnen im Kriege." Dabei ist schon ganz beiseite gesetzt, daß Tacitus auch von *sanctum aliquid* spricht, außer von *providum*, das nach germanischer Anschauung den Frauen innewohne. Und wenn in der von Sch. als Beleg zitierten Stelle, Germ. 8, erzählt wird, durch *constantia precum et obiectu pectorum et monstrata comminus captivitate* hätten die Frauen weichende Heere wieder zum Stehen gebracht, so ist hier doch weit mehr als von Hilfe — selbst wenn das *obiectu pectorum* auf eine solche geht — von einem Ansporn für die Tapferkeit der Männer die Rede, und die hohe Bewertung der Frauen ist dabei schon die notwendige erste Voraussetzung. Das wird besonders klar durch den von Sch. nicht mehr beachteten Relativsatz, der sich an *captivitate* anschließt: *quam longe impatientius* — man beachte den starken Ausdruck — *feminarum suarum nomine timent, adeo ut efficacius obligentur animi civitatum, quibus inter obsides puellae quoque nobiles imperantur.* Ist das unter den Gesichtspunkten, die Sch. kennt, verständlich, oder gibt es nicht doch auch noch andere Lichtpunkte? Und haben wir es hier nicht mit einer hohen Stellung der Frau zu tun, wenn auch nicht mit einer hohen rechtlichen? Daß die von Tacitus überlieferten Züge nichts spezifisch Germanisches sind, sondern auch bei anderen idg. Völkern und besonders auch bei den Slawen wiederkehren, kann man auch nicht rückhaltlos zugeben. Das Gesamtbild mindestens wird ein verschiedenes durch die verschiedene Stärke der einzelnen Züge und ihre Verschmelzung mit anderen. Wo treten unter Slawen, um nur eines hervorzuheben, Persönlichkeiten von solcher Bedeutung hervor, wie es eine Veleda ohne Zweifel gewesen ist?

Die Lage der Frau hängt natürlich innig zusammen mit der Frage, wie weit sie nach ihrer Verheiratung noch mit ihren Blutsverwandten in Beziehung steht. Sch. ist geneigt, diese für die ältere Zeit als durch ihren Eintritt in die Ehe ganz zerrissen zu betrachten. Dazu stimmen die germanischen Verhältnisse gar nicht. Unter jener Voraussetzung wäre es nicht verständlich, warum hier die rechtsgültige Ehe des Freien nur wieder mit einer Freien und nicht ohne Zustimmung dessen geschlossen werden kann, unter dessen Mundschaft sie steht; denn löste sich das Weib dadurch, daß einer sie zur Frau „kauft", ganz aus ihrer Sippe, so wäre sie geradeso Sache wie eine Kuh, die man kauft. Warum dann jene Unterscheidung? Und wie sehr wird bei den Germanen bei jeder Werbung darauf gesehen, daß der Bräutigam aus gutem Geschlechte und sonst ebenbürtig sei, und ihm andernfalls die Hand der Tochter verweigert. Das wäre ja alles bedeutungslos, wenn durch die Verschwägerung nicht Beziehungen zwischen den beiden Familien angeknüpft würden. Bezeichnenderweise bedeutet anord. *tengdir* „Schwägerschaft" buchstäblich „feste Verbindung". Und was ältere Zeiten betrifft, kommt man über die Gleichung ἀέλιοι, εἰλίονες, anord. *svilar* „the husbands of two sisters" nach meinem Dafürhalten nicht hinweg; denn hier liegt ein Ausdruck für ein Verwandtschaftsverhältnis vor, das durch die Frauen vermittelt wird. Sch. sucht das Gewicht dieses sprachlichen Zeugnisses durch die Vermutung zu verringern, dieser Verwandtschaftsgrad sei innerhalb einer alten großen idg. Herdgemeinschaft entstanden, und die ἀέλιοι seien wohl ursprünglich Brüder oder Vettern gewesen, die Schwestern zu Frauen hatten. Wenn aber die durch die Frauen geknüpften Beziehungen sonst nichts galten, was für geringe Be-

deutung müssen sie dann erst gehabt haben, wo eine nahe Blutsverwandtschaft und noch dazu das Zusammenwohnen bedeutungsvolle feste Bande schuf. Auch heute noch werden sich zwei Brüder, die zufällig zwei Schwestern geheiratet haben, nicht als Schwäger fühlen oder anderen vorstellen. Was übrigens jene großen idg. Herdgemeinschaften anbelangt, wird abzuwarten sein, wie weit die Erforschung der prähistorischen Hausanlagen deren Existenz möglich erscheinen läßt.

Nicht verträglich mit streng durchgeführter agnatischer Familienordnung ist auch das von Tacitus erwähnte und anderweitig bestätigte nähere Verhältnis des Sohnes zu seinem Mutterbruder. Es ist möglich, mindestens diskutierbar, daß hier mutterrechtliche Familienverhältnisse hereinspielen. Aber Sch. macht sich die Sache viel zu leicht, wenn er hier nur Germanen und allenfalls Kelten in Betracht kommen läßt, Einflüsse vorindogermanischer Völker, bei denen Mutterrecht galt, annimmt und auf solche Art gleich auch ein neues Argument dafür gewinnt, daß der Ausgangspunkt der Indogermanen nicht im Süden, Westen oder Norden unseres Erdteiles zu suchen sei. Jenes Verhältnis zwischen Schwestersohn und Schwesterbruder, das uns Tacitus zufällig für die Germanen bezeugt, bestand nämlich dem Zeugnis der Sprache zufolge einst in einem viel weiteren Kreise. Schon Müllenhoff hat D. A. IV, 321 gesehen, daß es auch vorausgesetzt wird durch die Übertragung der Bezeichnung für den Großvater auf den Mutterbruder, die selbst wieder ein Hinüberschwanken des Ausdruckes für Enkel zur Bedeutung Neffe zur Folge hat. Auszugehen ist dabei von dem Zärtlichkeitsverhältnisse, das, wie heute noch, so auch in der urzeitlichen Familie zwischen Großvater und Enkel bestand und auch auf die Benennung des letzteren als *enenkel* „kleiner Ahn" mit von Einfluß gewesen sein mag. Wie heute „Ohm" oder „Onkel" im Munde von Kindern zu einer Bezeichnung für jeden Mann wird, der ihnen freundlich entgegentritt, so hat seinerzeit die Übertragung des Namens des Großvaters auf den ebenso geschätzten Mutterbruder auf Grund des Gefühlswertes, den das Wort hatte, stattgefunden. Um dann die beiden Begriffe auseinanderzuhalten, hat man sich durch Ableitungen geholfen, beziehungsweise solche Bildungen, die ursprünglich nicht in bestimmter Absicht erfolgt waren, aufgegriffen.

Es kommen in Betracht: lat. *avunculus,* mit einem wohl hypokoristischen Suffix weitergebildet aus *avus*; ahd. *ôheim* usw. — im zweiten Teile identisch mit kelt. *coimos* „teuer, lieb"? — neben anord. *ái* „Urgroßvater", got. *awô* „Großmutter"; cymr. *ewythr,* corn. *euiter* mit dem Suffix der Verwandtschaftsnamen; lit. *awýnas*, apreuß. *awis*; aslaw. *uj, ujka.*

Wer sich mit dem von Tacitus bezeugten engen Verhältnis zwischen Schwestersohn und -bruder auseinandersetzt, darf also auch den europäischen Osten nicht außer acht lassen und muß, wenn er es überhaupt tut, hier dem Mutterrechte oder den Vorindogermanen einen geographisch bis in das Schradersche Ursprungsland der Indogermanen hineinreichenden Einfluß zugestehen.

In dem Kapitel XIII, Sippe und Stamm, begegnen wir (S. 380) der Ansicht, die Königswürde habe sich bei den Germanen unter kriegerischen Verhältnissen erst in der Zwischenzeit von Cäsar bis Tacitus entwickelt. Aber Tacitus legt den Batavern und den Cheruskern, ohne ihre Stammeshäupter selbst jemals *reges* zu nennen, eine *regia stirps* bei, die doch wohl auf frühere *reges* bei diesen Völkerschaften zurückgeht. Und ist nicht schon bei Cäsar Ariovistus ein *rex Germanorum?* Auch auf der Entdeckungsfahrt des Tiberius wurden, wie wir aus Tacitus, Germania 1 wissen, die Römer schon mit germanischen Königen bekannt. Und warum soll gar im Osten, wo es nach Tacitus ein strafferes ist, das Königtum erst nach Cäsar entstanden sein?

Centingas und *Idumingas* sind nicht Namen ags. Sippendörfer, wofür Sch. sie hält, sondern ersteres ist eine Bezeichnung der Einwohner von *Kent,* dem alten *Cantium* und gleichbedeutend mit *Cantware,* letzteres eine Anglisierung des biblischen Volksnamens der Idumäer.

Bei Besprechung der römischen *gens* hätte erwähnt werden können, daß Wort und Begriff auch für die Germanen erschließbar sind aus got. *kindins* „Statthalter, Landpfleger", eigentlich Haupt der ×*kinds*. Die Bildung ist die gleiche wie in got. *piudans* oder ags. *dryhten.* Wenn von ahd. *chuning* unter Hinweis auf ahd. *chunni* „Stamm, Volk" gesagt wird, es habe erst „Stammes-", dann „Völkerschaftskönig" bedeutet, ist damit das Wort sicher nicht richtig erklärt, über dessen ursprüngliche Bedeutung man übrigens im Zweifel sein kann. Jedenfalls aber liegt der Begriff der Herrscherbefugnis nicht im Worte selbst ausgedrückt. Dieses ist vielmehr deutlich eine patronymische Bildung und weist entweder auf das Abstammungsverhältnis aus dem ×*kunja-*, das ist aber hier nicht der Stamm, die Völkerschaft, sondern das Geschlecht κατ' ἀζοχήν, das erste Adelsgeschlecht des Volkes, aus dem es seine Häupter zu nehmen gewohnt ist; oder auf die Abstammung von einem ×*kuniz,* der selbst schon und auch nach seinem Namen ein Abstämmling und Vertreter eines Edelgeschlechtes ist; vgl. anord. *konr* „vornehmer Mann", ags. *cyne-*, ahd. *kuni-* in Zusammensetzungen = „König".

Im XIV. Kapitel, Das Recht (Strafrecht), beschränkt sich Sch. auf die Beantwortung der von Th. Mommsen gestellten Fragen zur Rechtsvergleichung, die in dem nach seinem Tode von K. Binding herausgegebenen Werke von verschiedenen Gelehrten behandelt sind.

Wenn in diesem Abschnitte lat. *sons, sontis* „schuldig" mit ahd. *sunta,* ags. *synn,* anord. *synd* „Sünde" gleichgesetzt wird, ist das eigentlich ungenau. Laut für Laut aber entspricht dem lat. Worte anord. *sannr* (*at einu*) „(einer Sache) schuldig"; jene Substantiva führen auf ein damit ablautendes Adjektivum ˣ*sunja-*, ˣ*sundja-* zurück, erhalten in got. *sunjis* „wahr", wie ja auch von anord. *sannr* die Bedeutung „wahr" die gewöhnliche ist; auszugehen aber ist von derjenigen von „seiend", da es sich von Haus aus um Partizipia von der Verbalwurzel ˣ*es* handelt.

S. 408 wird es als eine häufige Erscheinung bei den nordeuropäischen Völkern bezeichnet, „daß der Sohn die von seinem Vater hinterlassenen Weiber als die seinigen übernimmt". Worauf gründet sich diese Behauptung?

Das XV. Kapitel, Die Religion, gliedert sich in zwei Abschnitte: I. Die Verehrung der Toten, II. Die Verehrung der Himmlischen.

Was die im ersten behandelten Dinge betrifft, scheint mir die Zusammengehörigkeit von lat. *Orcus* mit got. *aurahi* doch allzu unsicher zu sein, um damit operieren zu können, besonders wenn man sich's, wie Sch. im Vorworte tut, zum Grundsatze macht, nur die sicheren Ergebnisse der etymologischen Forschung zu bieten. Auch die alte Gleichsetzung von aind. *ṛbhú* „drei kunstreiche elbische Wesen im Rigveda" mit anord. *alfr,* ags *ælf,* mhd. *alp* ist wenig einleuchtend, da jenem indischen Worte genau, falls schon hier *r* = europ. *l* ist, ein germ. Wortstamm *ulbu-* nicht *alba-* oder *albi-* entsprechen würde. Eher scheint mir *alfar* ursprünglich „die Weißen, die Lichten" zu bedeuten und zu lat. *albus,* griech. ἀλφός, ahd. *albiz* „Schwan" zu gehören; von *svartalfar* oder *døkkalfar* konnte man dann freilich erst sprechen, als das Wort nicht mehr verstanden wurde, das ich mir als eine Bezeichnung der lichten, freundlichen Elementargeister, der nordischen *ljósalfar,* der *wîzen* (im Gegensatze zu den *swarzen*) des Münchner Nachtsegens entstanden denke. Man beachte auch die westfälischen *sgönaunken,* ferner die salzburgischen *schönen Berchten* neben den *schiachen.*

Wenn man sich die Seelen der Verstorbenen gern unter dem Bilde der Schlange vorstellte, kann das nach Sch. geschehen sein, weil deren am Boden sich fortschlängelnde Bewegungen an die halb unter, halb über der Erde gedachten Geister erinnern mochten. Das scheint mir viel weniger ansprechend als der Hinweis anderer auf das geräuschlose, geheimnisvolle, plötzliche Nahen und Verschwinden dieser Tiere. Es mag wohl auch mit im Spiele sein, daß sie öfters aus Erdlöchern über Gräbern oder doch aus dem Erdinnern im allgemeinen, der Unterwelt also, hervorkommen, was auch bei Kröten und Mäusen, gleichfalls beliebten Seelentieren, der Fall ist.

Das auf S. 434 erwähnte anord. *ætthaugar* „Geschlechtshügel" für „Friedhof", das mit dem ebenfalls „Friedhof" bedeutenden russ. dial. *roditelïskoje mĕsto* „Ort der Vorfahren" verglichen wird, existiert in dieser Form und Bedeutung nicht. Belegt ist bloß und auch nur an einer Stelle *ættarhaugr,* und zwar nicht im Sinne von „Friedhof", sondern in dem von „Hügel, in dem ein Geschlecht sein Familiengrab hat".

Bei Besprechung des Donnergottes und seiner Namen vermissen wir eine Auseinandersetzung über das Verhältnis des nordischen *Fiǫrgunn* zu *Perkúnas.* Statt ahd. *Dunar* hätte es *Donar* zu heißen, und als einzelsprachliche Bildung darf man die germanischen Namen des Donnergottes nicht bezeichnen, da es auch einen keltischen (britischen) *Juppiter Tanarus* gibt und kelt. ˣ*tanaros* aus ˣ*tṇaros* genaueste lautliche Entsprechung zu germ. ˣ*punaraz* ist. Auf diesen *Tanaros* und sein Verhältnis zu *Donar Þórr* habe ich schon Zeitschr. f. d. Altert. 35, 372 ff. und später wiederholt aufmerksam gemacht, was Sch. entgangen zu sein scheint. Ein anderer Name ist gall. *Taranis, Taranucnos* usw.; aber mit Sch. von einem gemeinkeltischen *Taranos* zu sprechen, geht nicht gut an, da, von der Ableitung abgesehen, die Ablautstufe des Wortes in den verschiedenen keltischen Sprachen nicht die gleiche ist; dem irischen *torann* „Donner" steht cymr. *tarann,* corn. *taran* gegenüber. Diese Worte sind in ihrer Wurzel verwandt mit dem nordischen Appellativum für Donner, *þruma* oder *reiðarþruma,* und mit *þrymr* „Lärm, Gekrach". Sch.'s Ansatz eines gemeinkeltischen *Taranos* paßt um so weniger, als cymr. *taran* generis feminini ist und Rhys, The Hibbert Lectures 1886², S. 69 ff. wahrscheinlich gemacht hat, daß gall. *Taranis* und *Taranus* (*u*-Stamm) gleichfalls Name einer Göttin ist und sonst auch manches für eine keltische Donnergöttin spricht. Vielleicht haben die Gallier entsprechend einem weiblichen Worte für den Begriff „Donner" eine Göttin *Taranis* oder *Taranus* und daneben einen als deren Sohn gedachten Donnergott *Taranucnos* gekannt. Man kann dabei an die litauische *Percuna tete* „mater fulminis atque tonitrui" des Lasicz (Grimm, Myth. ⁴I, 144) erinnern; auch an *tôra,* wie norw. und schwed. dial. sowie faarõisch der Donner heißt und an norw. dial. *husprei* „Donner" = anord. *húsfreyja* „Hausfrau", nämlich Thors.

Daß Zeus und Jupiter zugleich als Himmelsgott und Gewittergott auftreten, sieht Sch. als eine Neubildung an. Warum, ist nicht recht einzusehen. Jedenfalls vermissen wir eine Begründung seiner Ansicht.

S. 440 finden wir als Vergöttlichungen von Sonne, Mond und Morgenröte bei den Germanen aufgeführt: „*Sunna* (im zweiten Merseburger Zauberspruch: *Sinthgunt,* d. i. der Mond, eigentlich „Weg-

genosse" sc. der Sonne, *Sunna era suister*), auf deren Bedeutung auch der ags. *sunnunæfen* = ahd. *sunnunâbend*, d. i. der Vorabend vor dem Tag der *Sunna*, hinweist, *Ostara* (agls. *Eostrae*), eigentlich die Göttin des Frührotes, dann . . . . . des Frühlingsanfanges." Ob Sch. wohl diese Folgerungen aus dem aus lat. *dies Solis* übersetzten Namen *Sonntag* und dem dazu neugebildeten, die christliche Sonntagsfeier voraussetzenden *Sonnabend* sich wirklich überlegt hat? *Sunnûnâbend* für *sunnûntagesâbend* mit einer oft im Germanischen belegten Vereinfachung dreigliederiger Komposita — vgl. anord. *sonarblót* für *sonargaltarblót* — ist der Vorabend nicht vor dem Tag der *Sunna*, sondern dem Sonntag; ein Seitenstück dazu ist mndd. *vastelavent* „Abend vor Fasten", ein noch näherstehendes ags. *frigedæfen* „Donnerstag Abend", das Sch. ja selbst Reallex. 846 ganz richtig versteht. Eine weibliche Mondgottheit ist bei den Germanen, bei denen der Mond gen. masc. ist, von vornherein nicht wahrscheinlich; und was weist bei *Sinthgunt* gerade auf eine solche? Und seit wann bedeutet *gunt* „Genosse" und nicht vielmehr „pugna" oder „bellona"? Anderseits sieht man nicht ein, warum hier der nordischen Göttin *Sól* nicht mit einer Silbe gedacht ist.

Wenn die Russen, wie uns Sch. S. 442 mitteilt, lat.-griech. *calendae* „der Neujahrstag" zur russ. *Koljada* personifiziert haben, die in der Umgebung von Moskau noch heute am heiligen Abend, vertreten durch ein junges Mädchen in weißem Hemde, unter feierlichen Liedern umhergefahren wird, hat das zahlreiche Seitenstücke im übrigen Europa: man braucht nur an die deutsche *Frau Faste, Frau Lutz, Frau Pfinz* und die italienische *Befana* zu erinnern. Bekanntlich hat man auch die *Frau Berchte* ebenso mit der *giperahta naht*, der Epiphaniennacht (5./6. Jänner), in Verbindung gebracht; doch kann hier noch anderes im Spiele sein. So scheint mir aber auch die Möglichkeit vorzuliegen, daß die angelsächsische *Eostrae* erst aus dem Namen des heidnischen Osterfestes geflossen ist, also vielleicht nicht unmittelbar mit der *Aurora* und litauischen *Auszrà* zu verknüpfen.

Zu den Bildungen aus der Wurzel *vid void* „wissen, können", die sich auf höheres Wissen beziehen, gehören auch ahd. *wîʒʒago*, ags. *witega* „Prophet", anord. *vitki* „Zauberer", *vitka* „Zauberin" und ahd. *wîʒʒôn* „prophezeien", anord. *vitt* „Zauberei". Vgl. anord. *fiǫlkunnigr, margkunnigr*, eigentlich „vielkundig", und auch einfaches *kunnigr* in der Bedeutung „zauberkundig".

S. 451 ist von dem Schmutze und der Unreinlichkeit die Rede, von denen wir uns das Leben in der Urzeit begleitet denken müßten. Warum? Als ob nicht oft selbst bei sogenannten Wilden sehr viel für Körperpflege geschähe. Auch unter uns ist Reinlichkeit ein Begriff, der keineswegs durch den der Armut ausgeschlossen wird. Dagegen gilt hier sehr der Satz: ländlich sittlich. Gerade der Nordeuropäer steht aber hier unzweifelhaft höher. Wer bei uns unter den einfachsten Leuten verkehrt, in Alpenhütten und Holzknechtstuben genächtigt hat, wird dabei nirgends auf solche Bilder von Unsauberkeit und alles, was damit zusammenhängt, gestoßen sein, als sie ihm in den alten Kulturländern Tag für Tag entgegentreten.

Den germanischen Namen für Schicksal und Schicksalsgöttin, anord. *urðr*, ags. *wyrd*, ahd. *wurt* (auch as. *wurd*), stellt Sch. zu ahd. *wirt, wirtel* „Spindel" und deutet ihn aus dem Begriffe des Spinnens. Er steht hiemit nicht allein. Detter Heinzel denken Sæmundar Edda II, 300 bei *Urðr* und *Verðandi* an die Möglichkeit der Bedeutung „Spinnerin" unter Berufung auf die griechischen Κλῶθες. Aber jenes *wirt, wirtel* bedeutet gar nicht „Spindel", sondern „Spindelring, Spinnwirtel" und seinem Wortsinne nach Instrument zum Drehen (nicht zum Spinnen); für das Germanische wenigstens ist eine Bedeutung „spinnen" für *werpan* überhaupt nicht nachzuweisen. Dagegen erklärt sich germ. ×*wurdiz* (aus ×*vṛtis*) ganz einfach als der zum persönlichen gewordene ursprünglich abstrakte Begriff des Werdens, des Geschehens; das wird um so deutlicher in Anbetracht dessen, daß es sich bei diesem Worte um ein Reimwort handelt zu lat. *sors* und *fors*. Letzteres hat eine genaue germanische Entsprechung in anord. (*at*) *burðr* „Ereignis". Anord. *ørlǫg*, ags. *orlæg*, ahd. *urlag* ist keineswegs eigentlich „Urgesetz", sondern „das Erlegte, Auferlegte"; das Wort verhält sich zu *erlegen* geradeso wie *Urteil* zu *erteilen, Urlaub* zu *erlauben, Urkunde* zu *erkunden*.

Deutsch *Mahr*, das Sch. mit μοῖρα zusammenbringt, möchte ich lieber dem keltischen *moron-* „Mädchen" als genaue lautliche Entsprechung an die Seite stellen und die Bezeichnung gleich jener der griechischen νύμφαι, d. i. „Bräute", aus der erotischen Seite des Mahrentraumes ableiten.

Auf das letzte wichtige Kapitel, Die Urheimat, näher einzugehen, unterlassen wir hier in der Hoffnung, bei nächster Gelegenheit ausführlicher darauf zurückkommen zu können, als es hier möglich wäre, ohne den Rahmen einer Buchanzeige zu sprengen. Auch ist ja wohl die Aufmerksamkeit manches Lesers bereits durch die Besprechung vieler aus dem Zusammenhange herausgegriffener Einzelheiten allzu erschöpft. Auf solche weniger einzugehen, wäre aber kaum am Platze gewesen, da doch dem Buche in seiner künftigen Ausgestaltung über die vorliegende Auflage hinaus und ebenso der übrigen wissenschaftlichen Arbeit des Verf. durch sachliche Einwendungen am besten gedient ist. Um in einer im Raume immerhin beschränkten Besprechung des Werkes seinen Gedankengang genau zu verfolgen und wiederzugeben, dafür ist sein Inhalt doch viel zu reich.

Wenn in dem Vorworte der Vorstellung vom „indogermanischen Paradies" die V. Hehnsche Kultur- und Weltanschauung als Leitstern entgegengesetzt wird, glauben wir allerdings, daß dieser im großen und ganzen nicht minder von dem richtigen Wege abführt und auch im einzelnen die Quelle vieler Irrtümer ist. Aber auch, wo wir uns mit Sch. im Widerspruche wissen, geschieht es nie ohne die Befriedigung, die es gewährt, einen streng sachlichen Gegner vor sich zu haben. Und bei jedem, mit dem man sich auseinanderzusetzen hat, muß es einem schließlich auch lieb sein, zu wissen, was er will. Das ist bei Sch. immer der Fall. Sein ganzes Werk ist inhaltlich wie aus einem Gusse und läßt es nicht erkennen, daß es der vorläufige Abschluß einer jahrzehntelangen mühsamen Mosaikarbeit ist. Aber auch das Lob, das wir der sprachlichen Form seines ersten von uns besprochenen Teiles zollten, können wir jetzt uneingeschränkt auf das Ganze übertragen.

Rudolf Much.

3.

Seweryn Udziela: *Hafty ludu krakowskiego.* (Die Stickereien des Krakauer Volkes.) Krakau 1906.

Die polnische Volkskunst hat bis jetzt wenig einheimische Forscher gefunden. Über das polnische Haus besitzt man außer den Arbeiten Karłowiczs und Matlakowskis beinahe nichts, die anderen Kundgebungen des künstlerischen Sinnes beim polnischen Landmann wurden gleichfalls nur von sehr wenigen Folkloristen gewürdigt. Es ist dies wirklich zu bedauern, denn in mancher Hinsicht hat sich die polnische Volksseele als echt artistisch betätigt.

Deshalb begrüßen wir mit Freude S. Udzielas Veröffentlichung. Möge sie eigentlich die Vorläuferin einer größeren Publikation sein, denn gewiß können die polnischen Stickereien mehr als 24 Tafeln in kleinem Quart ausfüllen.

Der verdiente Verfasser, welcher schon mehrere wertvolle Beiträge zur Kenntnis der polnischen Volkskunst gegeben hat und der im Besitze einer schönen diesbezüglichen Sammlung ist, beschränkt sich in seiner Arbeit auf weiße Stickereien. Die weißen Stickereien sind insbesondere in der Umgegend von Krakau beliebt. Es gibt dort beinahe kein einziges Dorf ohne seine professionelle Stickerin. Das Zentrum der Stickereiindustrie bildet das Dorf Tyniec, wo nicht nur die Mädchen und die verheirateten Frauen, sondern auch die Burschen wochenlang vor dem feinen Leintuch sitzen und die verschiedensten Schnörkel, Blumen und Baumzweige darauf hervorzaubern.

Udziela spricht von Volksstickereien, die in den Dokumenten aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert erwähnt werden (gestickte Tücher u. dgl.). In seinem Buche teilt er aber keine Muster dieser jetzt wahrscheinlich unauffindbaren Hervorbringungen mit. Die ältesten Stickereien, denen wir in den „Hafty ludu krakowskiego" begegnen, datieren vom Jahre 1840. Es sind dies eine schöne Weiberrockspitze aus Skawina (Tafel 17) und Stickereien auf einem Wams, sowie einer Schürze aus derselben Ortschaft (Tafel 18).

Der Reihe nach kommen darauf eine Schnupftuchecke aus Tyniec (1858), eine andere aus Sieraków (1870) und eine aus Maków (1875). Die übrigen 19 wurden zwischen 1890 und 1902 verfertigt.

In örtlicher Beziehung sind die Dörfer Zielonki dreimal, Buków, Przewóz und Biskupice zweimal vertreten. Es ist befremdend, daß aus Tyniec, sowie einem anderen Stickereizentrum, wo sich sogar eine spezielle Stickereischule befindet, nämlich aus Maków, im Udzielaschen Buche nur ein Muster vorliegt.

Die Krakauer Stickerin beschränkt sich nur auf die weiße Farbe. Ihr Gerät besteht aus einer kleinen Trommel, an welcher die Leinwand mit einem ledernen Gürtel befestigt wird. Ein knöcherner Stift zum Durchlöchern, Nadeln, Zwirn und Fingerhut ergänzen alles.

Es ist schade, daß Udziela die Motivenfrage beinahe völlig beiseite gelassen hat. Er sagt, daß auf den Krakauer Stickereien ein beliebtes Motiv der altpolnischen seidenen Gürtel (stilisierte Blumensträuße) vorkommt, türkischen Einflüssen schreibt er das Palmettenornament zu — und das ist alles. Sehr wertvoll wäre hier indessen der Vergleich mit den tschechoslawischen und ruthenischen Volkserzeugnissen gewesen. Weiter wäre es interessant, zu wissen, ob Motive der polnischen volkstümlichen Skulptur und Baukunst von Zakopane nichts Gemeinschaftliches mit jenen der Krakauer Stickereien haben.

Auch das Studium dieser Stickereien an und für sich bot einen angenehmen Stoff für den Folkloristen dar. Gewiß findet man in diesen Hervorbringungen viel Hierarchisches, von den Vätern Ererbtes. Zweifelhaft aber bewährt sich darin auch die lebende, immer Neues schaffende künstlerische Seele. Ein Zeugnis davon liefert die Tafel 12 (ein Schnupftuch aus Sieraków vom Jahre 1870), wo neben den stilisierten Ornamenten schöne, der Natur nachgemachte Gartenblumen prangen. In den Tafeln 13 und 14 (1875 und 1892) betätigt sich derselbe Hang, der Natur nachzugehen. Auf der Tafel 16 (Hemdbrustlatz

aus Biskupice 1898) begegnen wir einer frischen, recht kühnen Modellierung von Sumpfpflanzenblättern, wie deren eine auf modernen dänischen oder schwedischen Kunstwerken vorkommt.

Gleichviel, möge dieses oder jenes Desideratum bezüglich des Udzielaschen Buches formuliert werden, seine Publizierung war sehr erwünscht und wir würden froh sein, andere gleichwertige Veröffentlichungen über die polnische Volkskunst anzeigen zu können.

Paris. *Dr. W. Bugiel.*

4.

Stenz, P. Georg M.: *Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs.* Herausgegeben und eingeleitet von A. Conrady. Leipzig 1907. (Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Heft I.)

Die unauslöschlichen Verdienste, welche sich die katholische Mission um die Erforschung der Religion und Kultur des großen chinesischen Reiches in früheren Jahrhunderten erworben hat, sind allgemein bekannt und werden die Namen eines Moyriac de Mailla, le Comte, Gaubil, du Halde, Martini u. a. in der Geschichte und der Völkerkunde stets einen rühmlichen Klang behalten. Daß aber auch die Epigonen jener Glaubenshelden wissenschaftlich nicht untätig geblieben, sondern eifrig bemüht sind, auch ihrerseits ein Scherflein zur Erschließung und Kenntnis des immerhin noch manches Rätsel bergenden himmlischen Reiches und seiner Bewohner beizutragen, davon zeugt das vorliegende Buch. Deutschlands bedeutendster Sinologe hat es einbegleitet und mit zahlreichen wertvollen Anmerkungen versehen. In vier Abschnitten werden darin die Volksgebräuche während des Jahres, bei der Geburt, Verlobung und Heirat und beim Begräbnisse eingehend beschrieben. Lokale Monographien sind es, welche bei der großen Verschiedenheit der Bewohner Chinas nach Provinzen uns am meisten nottun und dennoch ist bis auf die Arbeiten von Grube (Pekinger Volkskunde), de Groot (Fêtes annuellement célébrées á Emoui), Doolittle (Social Life of the Chinese ... with special reference to Fuhchau) und Gray (China. Betrifft hauptsächlich Canton und seine Umgebung) im Verhältnis zur Größe des Reiches noch wenig dazu geschehen. Wir müssen daher Pater Stenz kleine Schrift wärmstens begrüßen und wollen nur noch den Wunsch anreihen, daß ihr recht bald und recht viele ähnliche Arbeiten der zweifellos besten Kenner des Volkes, der Missionäre, folgen möchten. China steht unmittelbar vor einem großen Umwandlungsprozesse: europäische Reformen und vor allem die Eisenbahnen werden das chinesische Volkstum in seinen Grundfesten erschüttern; möge dasselbe noch rechtzeitig für die Wissenschaft gerettet werden.

Wien. *Dr. Lasch.*

5.

Aymonier Étienne et Cabaton Antoine: *Dictionnaire Čam-Français.* Publications de l'École française d'Extrême-Orient. Paris, Ernest Leroux, 1906. XLVIII, 588 pp. Lex.-8°.

Das Čam war die Sprache der Bewohner des alten Champa, welches die Ostküste Indochinas von den prähistorischen Zeiten bis in das 15. Jahrhundert umfaßte. Einige wenige Stämme sprechen diese Sprache heute noch, und zwar in zwei voneinander ziemlich abweichenden Dialekten. Der erste dieser Distrikte liegt im südlichen Annam, hauptsächlich in den Tälern von Binh Thuân; ihm schließen sich auch eine Anzahl der die Berglandschaften zwischen Annam und Kambodscha bewohnenden halbwilden Stämme der Raglai, Radai, Tjerai (Jarai) u. a. an. Der zweite Dialekt wird in einigen Teilen von Kambodscha, Cochinchina und Siam gesprochen. Während aber die den ersten Dialekt sprechenden Leute Brahmanisten sind, bekennen sich die des zweiten Dialektes zum Mohamedanismus. Es ist daher naheliegend, daß der erstere viele Sanskritworte aufweist, während der letztere viele arabische Elemente enthält.

Nach P. W. Schmidt ist die Čamsprache eine gemischte Sprache von austro-asiatischem Ursprunge, welche viel später mit einer austronesischen Sprache gemengt wurde. Unsere Autoren folgen aber der Meinung der Sprachforscher Kern, Kuhn und Niemann und rangieren ihren Ursprung unter die malayo-polynesische Sprachenfamilie.

Die Einleitung enthält eine kurze Grammatik der beiden Dialekte dieser Sprache, an welche sich eine ziemlich vollständige Bibliographie der Sprachen von Indo-China, Indonesien, Madagaskar, Melanesien, Mikronesien und Polynesien anschließt. Der eigentliche Dictionnaire umfaßt gegen 9500 Worte der beiden Dialekte in der Reihenfolge des Sanskrit-Čam-Alphabetes. Daran schließt sich ein Index der angeführten Čamworte in französischer Sprache und endlich ein solcher der Čamworte in französischer alphabetischer Reihenfolge an. *Heger.*

6.

Florenz, Dr. Karl: *Geschichte der japanischen Literatur.* Zweiter Halbband. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1906. (Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen, Bd. X.) S. 255—642.

In Bd. XXXV (1905), S. 239 f. dieser „Mitteilungen" habe ich auf den ersten Halbband von Florenz' „Geschichte der japanischen Literatur" aufmerksam gemacht und insbesondere darauf hingewiesen, wie viel Wertvolles auch für den Ethnologen in diesem Werke enthalten ist. Jener erste Halbband behandelte die älteste Zeit der japanischen Literatur und das Zeitalter der Klassizität von 794—1186. Der nunmehr vorliegende Schluß des Werkes führt die Geschichte der japanischen Literatur von jener Zeit bis auf die Gegenwart fort. Ausführlich werden hier die Dichtungen der nachklassischen Zeit und der Verfall der höfischen Literatur (Kamakura- und Muromachi-Periode, 1186—1601), die Renaissance und Blüte der Volksliteratur (Tokugawa-Periode, 1601—1868) und schließlich das Zeitalter des europäischen Einflusses geschildert.

Alle Vorzüge, welche der ersten Hälfte des Werkes nachgerühmt werden konnten, sind auch dem Werke in seiner Vollständigkeit eigen. Wir haben erstens stets das Bewußtsein, uns in den Händen eines zuständigen, überaus fachkundigen Führers zu befinden; zweitens gewinnen wir durch die zahlreichen geschmackvollen Übersetzungsproben einen tatsächlichen Einblick in die besprochenen Literaturerscheinungen; und drittens versteht es der Verfasser, uns die ganze Literaturentwicklung in dem Rahmen eines kulturgeschichtlichen Bildes vorzuführen. Nicht nur die Dichter und ihre Werke lernen wir hier kennen, sondern auch die Volksseele selbst und das Leben des Volkes, insbesondere auch den Einfluß, welchen die mannigfachen, nacheinander von China, von Indien und von Europa ausgehenden Kulturströmungen auf das Geistesleben des japanischen Volkes ausgeübt haben.

Eine der wunderbarsten Erscheinungen ist die Art und Weise, wie der Buddhismus nicht nur auf die Literatur, sondern, wie es scheint, auf das gesamte geistige Leben des japanischen Volkes eingewirkt hat. Florenz versichert uns wiederholt — und die von ihm geschilderte und zum Teil übersetzte Literatur beweist es zur Genüge —, daß der Charakter des japanischen Volkes im Grunde ein heiterer ist, daß der Japaner von Haus aus sich gegenüber den Freuden dieser Welt keineswegs ablehnend verhält, sondern zur Lebensbejahung hinneigt. Und doch hat der weltschmerzliche Buddhismus, der alle Weltlust verachtet und geradezu die Lebensverneinung zum Ausgangspunkte und Endziele seiner Lehre macht, in Japan Eingang gefunden und des Volkes Fühlen und Denken mächtig beeinflußt. Bezeichnend ist aber das Leben und das Dichten des Saigyō-hōshi (S. 275 ff.). Ganz wie der Buddha selbst, und wie es uns von so manchem der frühesten Jünger des Buddha in Indien berichtet wird, entstammt auch dieser Saigyō einem alten Rittergeschlechte und nimmt eine hervorragende Stellung bei Hofe ein, bis er eines Tages plötzlich den Entschluß faßt, Mönch zu werden, Weib und Kind verläßt und — erst dreiundzwanzigjährig — das Leben eines Wandermönches beginnt. Soweit ist alles echt indisch, echt buddhistisch. Wenn wir aber die Gedichte lesen, die Florenz von ihm übersetzt hat, so finden wir, daß der Mönch den Dichter nicht ganz zu ertöten vermochte, und daß der japanische Dichter-Mönch doch andere Töne anschlägt, als es ein indischer Mönch tun würde. Er singt z. B.:

„Warum nur bleib' ich immer
Den Blüten noch gewogen?
Hab' mich doch von der Welt
Sonst längst zurückgezogen."

Ein altindischer Mönch hätte sich zu einem solchen Kompromiß mit den „Blüten" kaum verstanden. Aber „die Religionsgeschichte Japans vom 9. Jahrhundert an ist überhaupt großenteils eine Geschichte von Kompromissen und die Volksreligion ein Gemisch von Buddhismus und Shintoismus mit konfuzianischen Zutaten" (S. 310). Dieses Kompromiß durchzieht auch die ganze Literatur der Japaner. Echt buddhistische Grundanschauungen durchziehen das Skizzenbuch Hōjō-ki der Kamakura-Periode (S. 326 ff.); die buddhistische Gedankenwelt beherrscht selbst historische Werke, wie das Jinnō Shōtōki, und indische Schöpfungslegenden sind sogar in die japanische Mythologie verflochten (S. 342 f.); in volkstümlichen Tiergeschichten und Erzählungen der Muromachi-Zeit (S. 366 f.) hat der Buddhismus in Japan ebenso wie in Indien eine mehr volkstümliche Art angenommen; und der buddhistische Geist herrscht auch im ernsten Drama vor (S. 378 f.). Aber Florenz weiß uns zu überzeugen, „daß die ursprüngliche Gemütsart der Japaner in ihren humoristischen Werken einen charakteristischeren Ausdruck findet als in ihren ernsten Produkten" (S. 467), indem er uns diesen japanischen Humor in Scherz- und Spottgedichten (S. 466 ff.), im volkstümlichen Schwank (S. 406 ff.) und im komischen Roman (S. 549 ff.) vorführt.

Ich habe schon in meiner Besprechung des ersten Halbbandes die Frage aufgeworfen, ob nicht auch manches Indische, was nicht spezifisch buddhistisch ist, in die japanische Literatur Eingang gefunden habe, und speziell auf die Parallele zwischen den japanischen Kenyōgen und den indischen

Alamkāras hingewiesen. Mein Freund, Professor Takakusu in Tokyo, hat sich nun, an meine Bemerkungen anknüpfend, mit dieser Frage (im Journal of the Royal Asiatic Society, 1905, S. 871 ff.) beschäftigt und starke Gründe dafür angeführt, daß der Einfluß Indiens auf Japan in alter Zeit ein viel größerer gewesen sein müsse, als man bisher anzunehmen geneigt war. Er meint zwar, daß sich ein Zusammenhang zwischen Kenyōgen und Alamkāra nicht erweisen lasse, gibt aber die Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges zu. Auch in dem vorliegenden Halbband ist mir manches Indische aufgefallen. Die Künsteleien und Wortspiele, wie sie die Lyrik des 12. Jahrhunderts liebt (S. 278 ff.) und wieder in den Kurzgedichten (Tankas) des 17. Jahrhunderts beliebt sind (S. 445), dürften wohl nur eine zufällige Parallele zum indischen Kāvya darstellen. Denn es gibt in den Literaturen der verschiedensten Völker Zeiten, in denen Virtuosität die Stelle der wahren Poesie einnimmt. Wenn aber z. B. in einer aus dem Tsure-zure-gusa zitierten Stelle von „unseren irdischen sechs Sinnen" (Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl und Intellekt) die Rede ist, so ist das doch wohl eine indische Vorstellung. Indischen Ursprunges und zum Teil auch geradezu indische Stoffe behandelnd sind viele Fabeln, Märchen und Erzählungen der Volksbücher der Muromachi-Zeit (S. 366 ff.).

Ungemein fesselnd und lehrreich ist die Geschichte des japanischen Dramas (S. 370 ff.); lehrreich insbesondere deshalb, weil sie eine genaue Parallele zur Entwicklungsgeschichte des Dramas nicht nur bei den Indern, sondern auch bei anderen Völkern bietet. Namentlich gilt das, was Florenz von den alten religiösen Pantomimen als Vorläufern des Dramas sagt, fast wörtlich so auch vom indischen und griechischen Drama. Aber auch der volkstümliche Schwank (Nō-Kyōgen) weist die auffälligsten Übereinstimmungen mit den Literaturen anderer Völker auf. Dem indischen Vidūschaka und dem europäischen Harlekin entspricht der geriebene Diener Tarō-Kwaja in der japanischen Komödie; den Bonzen im Kyōgen ergeht es nicht anders als den Bettelmönchen in der mittelalterlichen Komödie, indem sie stets als wollüstig, geldgierig und verlottert geschildert werden; und den Dämonen, die im ernsten Drama als mächtige Geister gefürchtet werden, ergeht es im Kyōgen ähnlich, wie dem dummen Teufel im Kasperle-Theater. Es sind das Parallelen, die wohl kaum aus völkergeschichtlichen Zusammenhängen zu erklären sein werden, aber gerade darum von großem ethnologischen und völkerpsychologischen Interesse sind. Ganz ausgeschlossen ist freilich, wenn man an die Forschungen Hermann Reichs in seinem „Mimus" denkt, die Möglichkeit eines historischen Zusammenhanges zwischen den Komödien des Ostens und des Westens nicht. Doch ist über die Frage dieser Zusammenhänge jedenfalls noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Von großem kulturhistorischen Interesse sind die Einblicke, welche uns die japanische Literatur in das Sexualleben des Volkes gewährt, und diese sexuellen Verhältnisse selbst, auf welche Florenz im Verlaufe seiner Darstellung mehrfach zu sprechen kommt. In der Novellenliteratur der Muromachi-Periode gibt es eine eigene Gruppe von Liebesgeschichten, welche die Knabenliebe zum Gegenstande haben (S. 360 f.) und die große Verbreitung dieser Perversität erweisen. Schon im 17. Jahrhundert finden wir ferner in Japan literarische Erscheinungen, wie das Kōshoku Ichidai Otoko, „ein Lüstling", von Ihara Saikwaku (1642—1693), in welchem die Liebesabenteuer eines Wüstlings in realistisch-naturalistischer Weise geschildert werden (S. 486 ff.). Und diese hart an die Grenze der Pornographie streifende Literatur, welche nur zeitweilig von einer strengeren Sittenpolizei unterdrückt wurde, setzte sich bis in die neueste Zeit hinein fort. Noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts finden wir Werke, wie den „Schlüssel zu den Geheimnissen des Dirnenkaufes" und ein neunzehnjähriger „Dichter" veröffentlicht eine Dirnengeschichte unter dem Titel „Euch wohlbekannte Handelsartikel" (S. 498 ff.). Noch auffälliger als diese an europäische Literaturerscheinungen der neuesten Zeit erinnernde, aber von diesen ganz unabhängige Novellistik ist der enge Zusammenhang zwischen Theater und Prostitution in Japan und der große Spielraum, welchen das Bordellwesen in den „Kabuki" oder Schauspielen des 17. Jahrhunderts einnimmt. Diese entnehmen ihre Stoffe dem wirklichen Leben, und wir können nur schließen, daß auch im Leben der Japaner das Bordell eine außerordentlich große Rolle gespielt hat. Wie denn auch Florenz (S. 581) sagt: „In der Zeit von der wir sprechen, und noch lange nachher, konnte man sich ein interessantes bürgerliches Ereignis ohne Kurtisanen wohl gar nicht denken." Mit diesem großen Überwiegen des Bordellwesens in Leben und Dichtung der Japaner scheint es in Widerspruch zu stehen, daß der gemeinsame Liebestod, Shinjū genannt, zu Anfang des 18. Jahrhunderts nicht nur das Lieblingsthema der Tragödie bildete, sondern auch im Leben sehr häufig vorkam (S. 592 f.).

Ich habe diese wenigen Punkte nur hervorgehoben, um zu zeigen, wie sehr das vorliegende Buch auch für den Ethnologen von Interesse ist. Die Literatur eines Volkes, insofern sich in ihr dessen höchstes Geistesleben widerspiegelt, ist ja nur ein Ausschnitt aus der gesamten Kulturentwicklung dieses Volkes; je mehr dies in einer Literaturgeschichte zum Ausdruck kommt — und ich hoffe, gezeigt zu haben, daß dies in dem vorliegenden Werke von Florenz in hervorragendem Maße der Fall ist —, desto dankbarer muß gerade der Ethnologe dem Verfasser sein, desto mehr ist ein solches Werk nicht nur von dem Literaturfreunde, sondern auch von dem Völkerforscher als eine willkommene Gabe zu begrüßen. *M. Winternitz.*

7.

Jonghe, Ed. de, *Les Sociétés Secrètes au Bas-Congo.* (Extr. de la Revue des Questions scientifiques, octobre 1907.) Bruxelles 1907. 8°.

Eine wertvolle Monographie über die Geheimbünde des Nkimba und Ndembo am unteren Kongo, aufgebaut auf einer nahezu vollständigen und gründlichen Verarbeitung der vorhandenen, namentlich in den schwer zugänglichen kolonialen und Missionszeitschriften Belgiens zerstreuten Literatur. Menses linguistische Beobachtungen vom unteren und mittleren Kongo (Festschrift d. Deutsch. anthrop. Gesellsch. zur XXVI. allg. Versammlung zu Kassel, 1895, S. 21—37) hat der Autor leider dabei übersehen.

Trotz der großen Zahl einschlägiger Nachrichten ist das vorhandene Tatsachenmaterial noch immer zu lückenhaft, um das Wesen und den Zweck dieser merkwürdigen Geheimorganisationen vollkommen verstehen und würdigen zu können. Frobenius phantasievolle Erklärungen, welche auch von Schurtz vielfach akzeptiert wurden, lehnt der Verf. mit Recht ab. Der Nkimba scheint im Grunde nur eine Pubertätsweihe zu sein, bei welcher die Jünglinge ihre Vorbereitung für den Eintritt in das Leben in religiöser, sozialer und politischer Richtung durch Unterricht und Mannbarkeitsbeweise erhalten. Ein Blick auf die verwandten Institutionen der Australier (Bora, Burbung usw.) genügt, um jeden Zweifel zu beheben. Dagegen dürfte der Ndembo ein echter Geheimbund auf religiös-sozialer Grundlage sein, mit dem Hauptzwecke, durch magische Künste etwaige Gefahren, welche das Individuum oder den Stamm in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht bedrohen könnten, nach Möglichkeit abzuwenden.

Wir wünschen dem Verf., der sich, wie es scheint, zum erstenmal auf ethnographischem Felde betätigt, vollen Erfolg und verdiente Anerkennung seiner mühevollen Studien und wir hoffen von ihm mit Zuversicht weitere wertvolle Beiträge zur Völkerkunde des dunklen Erdteiles.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

8.

Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques. Publiée sous la direction de Arnold van Gennep. Paris, Librairie P. Geuthner, 1908. Nr. 1, 2. Abonnementpreis Frs. 22 für 12 Monatshefte.

Der bekannte Ethnologe unternimmt es, dem Mangel einer eigentlich der Ethnographie und Soziologie gewidmeten Zeitschrift in Frankreich durch sein Unternehmen abzuhelfen. Während die Publikationen der Société d'Anthropologie und der École d'Anthropologie, die Zeitschrift „L'Anthropologie" vorwiegend die somatologische Forschung und die Prähistorik pflegen, soll insbesondere die eigentliche Anthropologie bis zu einem gewissen Grade hier ausgeschaltet werden und auch die Linguistik nicht sehr hervortreten. Im bibliographischen Teile sollen besonders die slawischen, ungarischen, rumänischen Arbeiten verfolgt werden. Es werden auch Beiträge in deutscher, englischer und italienischer Sprache aufgenommen werden.

Die vorliegenden ersten Hefte bringen eine der im Druck befindlichen dritten Ausgabe von Frazers „Golden Bough" entnommene Parallele zwischen dem römischen Hirtenfeste der Parilia und der Verehrung des heiligen Georg speziell im litauisch-slawischen Gebiete; eine Monographie von M. Delafosse über die Siena oder Senufo im westlichen Sudan; eine Abhandlung von Ch. Boreux über die Keramik der vordynastischen Ägypter, von Andrew Lang über den Ursprung der Exogamie in Australien, wobei wieder die Frage der Priorität von Totem oder Phratrie aufgeworfen und in der Weise gelöst wird, wie es Lang in der Tylor-Festschrift (1907) getan (vgl. diese Mitt. XXXVII, 177). G. Ferrand handelt über den madagassischen Kalender.

Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke.

Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung vom 8. Jänner 1908

von P. W. Schmidt, S. V. D. in Mödling.

Es ist gewiß überflüssig, erst weitläufig auseinanderzusetzen, was in der Ethnologie unter „Elementargedanke" verstanden wird. Von Bastian eingeführt, hat sich dieser Begriff und Ausdruck in unserer Wissenschaft so fest eingebürgert, daß er sozusagen zu einem der Grundbegriffe der modernen Ethnologie gehört. Es genügt also, in kurzer Formulierung ihn hier vorzuführen. Unter „Elementargedanke" verstehen wir zunächst die allgemeine Tatsache, daß eine ganze Anzahl von inneren und äußeren Erzeugnissen des menschlichen Geisteslebens und der vom Geiste geleiteten äußeren Tätigkeit des Menschen so sehr aus der auf der ganzen Welt im wesentlichen gleichen Natur des Menschen oder auch aus solchen ebenfalls auf der ganzen Erde gleichen äußeren Bedingungen hervorgeht, daß sie in ihren Grundzügen ebenfalls einander ähnlich sein müssen. In zweiter Linie verstehen wir darunter vielfach auch diese einzelnen einander gleichen Bildungen selbst. Daß es solcher Bildungen sehr viele gebe und daß man überhaupt bei Gleichheit der Bildungen zunächst versuchen müsse, sie aus diesen inneren Gründen, den Elementargedanken, abzuleiten, das ist eine der am stärksten betonten metholischen Regeln der neueren Ethnologie. Die Ableitung solcher Ähnlichkeiten aus äußerer Beeinflussung, aus Entlehnung oder aus gemeinsamer Abstammung ist demgegenüber bedeutend in den Hintergrund getreten.

Was „Panbabylonismus" ist — um jetzt auch zur Erklärung des zweiten Terminus im Titel meines Vortrages überzugehen —, dürfte in den Kreisen der Ethnologen noch nicht so allgemein bekannt sein, dafür ist er noch zu jungen Datums. Man wird daher um so mehr erstaunt sein, zu hören, daß sich diese neue Erscheinung rühmt, bereits jetzt den ethnologischen „Elementargedanken" völlig entwurzelt und überflüssig gemacht zu haben, und um so mehr wird man begierig sein, sie kennen zu lernen. Es ist nicht das in dem hitzigen „Bibel- und Babelstreit" so bekanntgewordene System von Fr. Delitzsch, der das ganze Alte Testament und demzufolge einen guten Teil des Neuen und des Lebens der christlich-europäischen Völker von Babylon ableiten will, wenngleich auch dieses System an großartiger Beiseitelassung ethnologischer „Elementargedanken" Genügendes geleistet hat.[1]) Wir haben es hier vielmehr mit einer Theorie zu tun, die an Großartigkeit der Aspirationen das Delitzsch'sche System noch weit hinter sich läßt.

Die Urheberschaft der neuen Theorie eignet zwei Gelehrten, deren Verbindung zueinander schon Anlaß genug zu Bemerkungen gegeben hat. Es ist der als äußerst

[1]) So wenn Delitzsch den Hexenaberglauben des Mittelalters aus altbabylonischen Vorstellungen ableitet. Jeder Ethnologe hätte ihm sagen können, daß der Hexenglaube ein Unkraut ist, das so ziemlich auf jedem Völkerboden schon originaliter wächst und gedeiht, und es also völlig unnötig und daher unwissenschaftlich ist, für die mittelalterlich-deutsche Spezies auf Babylon zu rekurrieren.

radikal bekannte Berliner Assyriologe Prof. Dr. H. Winckler und der konservativ gerichtete frühere Leipziger Pfarrer, jetzige Prof. Dr. A. Jeremias. Ihnen gesellt sich als Dritter im Bunde zu gerade derjenige, der die Ausdehnung des Systems über das orientalische Gebiet hinaus durchführte und damit am schärfsten dem Bastianschen „Elementargedanken" zu Leibe ging, E. Stucken, in merkwürdiger Fügung des Schicksals ein Schwager Bastians. Für eine ausführliche Kenntnisnahme des Systems verweise ich auf die einschlägige Literatur;[1]) ich gebe hier eine kurze Übersicht derselben in der Fassung, wie ich sie in meiner Arbeit „L'origine de l'idée de Dieu"[2]) gebracht habe.

Alle Mythologie der ganzen Welt beschäftigt sich, sozusagen ausschließlich, mit den Vorgängen am Himmel, den Bewegungen der Sterne, insbesondere aber mit dem Laufe der Sonne, des Mondes, der Venus, im Verhältnisse besonders zu den zwölf Sternbildern des Zodiakus und der in ihnen befindlichen Sterne und Sternbilder. Alle Mythologie ist also Astralmythologie. Die Vorgänge und Verhältnisse am Himmel sind aber Maß und Norm auch für die Ereignisse und Verhältnisse auf Erden: Astronomie und Astrologie sind ursprünglich eines. Beides zusammen gibt eine allgemeine Weltanschauung. Dieselbe ist zugleich Religion, da die Gestirne und ihre Bewegungen zugleich die vornehmsten Offenbarungen der Macht der Gottheit sind. Daß diese Gottheit etwas von den Gestirnen Verschiedenes sei, wußten die Eingeweihten, die Priester;[3]) dem Volke wurde die astrale Lehre im Mythus dargestellt und die hervorragendsten Tatsachen derselben an Festtagen in dramatischen Spielen vorgeführt. Eine besondere Rolle spielten in dieser Lehre und ihrem Mythus die Zahlen der Umlaufszeiten der Gestirne und ihrer Verhältnisse zueinander; das ist der erste Ursprung der „heiligen" Zahlen. Diese bestimmten, sowie die Umläufe der Gestirne am Himmel, so die heiligen Feste und Festzeiten und überhaupt die ganze Zeiteinteilung auf Erden.

Der Ausgangspunkt dieses ganzen Systems ist Babylon, wo es sich schon um 3000 v. Chr. voll entwickelt vorfindet. Von Babylon aus verbreitete es sich zunächst über den ganzen alten Orient, insbesondere stand auch Ägypten und Israel, später Griechenland und Rom und dadurch auch das christliche Mittelalter unter seinem Einflusse. Aber überhaupt die Mythologien sämtlicher Völker der Erde, auch der entlegensten Naturvölker, lassen diesen Einfluß erkennen.[4]) Die Theorie Bastians von den „Elementargedanken", daß diese Dinge an den verschiedenen Stellen der Erde selbständig sich entwickelt hätten, sei fallen zu lassen. Denn einmal ständen

[1]) H. Winckler, Geschichte Israels II, Leipzig, 1900; Die altbabylonische Weltanschauung (Preußische Jahrbücher, Mai 1901); Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, 2. Aufl., Leipzig, 1902; Himmels- und Weltenbild der Babylonier, 2. Aufl., Leipzig, 1903; besonders die beiden letztgenannten Broschüren enthalten eine kurze, allgemein verständliche Darstellung des ganzen Systems; Religionsgeschichtlicher und geschichtlicher Orient, Leipzig, 1906. — A. Jeremias, Zum Kampfe um Bibel und Babel, 4. Aufl., Berlin, 1903—04; Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion, Berlin, 1904; Das alte Testament im Lichte des alten Orients, 2 Aufl., Berlin, 1906; Die Panbabylonisten, Leipzig, 1907. — E. Stucken, Astralmythen, Leipzig, 1901—07.

[2]) „Anthropos", Internat. Zeitschr. f. Völker- u. Sprachenk., III (1908), S. 156ff.

[3]) So wenigstens Winckler, Die babylonische Kultur usw., S. 18; Religionsgeschichtlicher und geschichlicher Orient, S. 41ff. Jeremias will sich dagegen „überhaupt nicht auf eine Erklärungsform festlegen", Die Panbabylonisten, S. 16.

[4]) Jeremias entscheidet sich „zunächst" dafür, daß diese Beeinflussungen noch in „verhältnismäßig historischer Zeit" erfolgt seien, Die Panbabylonisten, S. 16; während Stucken die Wanderung der Mythen „zum Teil wohl schon mit den ersten Menschen, die die Kontinente bevölkerten", erfolgen läßt, Astralmythen, S. 433.

die sich hier offenbarenden, weitgehenden astronomischen Kenntnisse dieser Völker in gar keinem Verhältnisse zu der Niedrigkeit ihrer sonstigen kulturellen Verhältnisse, und dann sei auch die Übereinstimmung bis in die kleinsten Einzelheiten hinein eine zu große.

Das trete besonders hervor in der großen Bedeutung, welche das Gestirn der Plejaden für die Zeiteinteilung bei den verschiedensten Völkern besitze. Die Plejaden gehören nämlich im Zodiakus zum Zeichen des Stieres. In dieses Zeichen trat aber, wie dies rechnerisch dargetan werden kann, die Sonne in der Frühlingstagesgleiche etwa um 3000 v. Chr. Der Eintritt in dieses „Stierzeitalter" nun und die damit zusammenhängende Kalenderreform, die bei der vorhin dargelegten Natur der Astralmythologie zugleich eine religiöse Reform bedeutete, ist in den babylonischen Keilinschriften historisch bezeugt für die Zeit von etwa 2800 v. Chr., im Gegensatze zu einer älteren euphratensischen Lehre, die mit dem vorhergehenden Zeichen des Zodiakus, den Zwillingen, rechnete. Die Babylonier kannten also die sogenannte Präzession, d. h. das Zurückbleiben im Zodiakus um ein Sternbild in etwa 2200 Jahren. Es ist aber klar, daß diese Kenntnis bedeutende andere astronomische Kenntnisse bei den Babyloniern voraussetzt. Da diese letzteren aber jedenfalls bei den Naturvölkern sich nicht finden, so kann die hervorragende Bedeutung der Plejaden, die auch bei ihnen vorhanden und die in ihrem Ursprunge nur durch Kenntnis der Präzession erklärbar ist, auch nur auf Beeinflussung von dorther hinweisen, wo diese Kenntnis zuerst geschichtlich nachweisbar auftritt, auf Babylon. Die Sachlage erkläre sich dann so, daß die meisten Völker, besonders die Naturvölker, die im Stierzeitalter entstandene mythologische und chronologische Bedeutung der Gestirne beibehielten, weil ihnen die Kenntnis der Präzession abhanden kam oder überhaupt abging, während die Babylonier, als nach 2200 Jahren die Sonne in ein neues Zeichen des Zodiakus trat, nämlich im 7. Jahrhunderte v. Chr. in das des Widders, ihren Kalender dementsprechend änderten. Diese Festsetzung, der sogenannte ptolemäische Kanon, herrscht auch jetzt noch bei uns, obwohl seitdem die Sonne schon wieder in ein neues Zeichen, das der Fische, eingetreten ist.

Das ist in den Hauptzügen das System des „Panbabylonismus". Betrachtet man insbesondere das Verhältnis, in welches die neue Lehre sich zur Ethnologie stellt, so läßt sich nicht leugnen, daß die Kühnheit, mit der sie aufgestellt wurde, nicht gering ist. Die ganze Ethnologie oder wenigstens doch ihre mythologische und religionswissenschaftliche Abteilung würde, wenn sie zurecht bestände, einfach zu einer Dependance der Assyriologie gemacht, und niemand könnte in Zukunft mehr ein vollkommener Ethnologe sein, der nicht seinen Kurs in der Assyriologie durchgemacht hätte. Denn es ist klar, daß man um die abgeleiteten Formen — das wären ja nach diesem Systeme die Mythologien der anderen Völker — zu verstehen, vor allem ein gründliches Verständnis der assyrisch-babylonischen Stammform sich aneignen müßte. Gewöhnt, bis heran doch ganz andere Wege zu gehen, ist also besonders der Ethnologe genötigt, seine Stellungnahme hier zu präzisieren, und ich wundere mich, daß, obwohl nun die Verteidiger des Systems es schon seit mehreren Jahren vortragen und bereits darangegangen sind, dasselbe in populärwissenschaftlichen Darstellungen gewissermaßen als schon im Schoße der Fachgelehrten bestätigt dem großen Publikum darzubieten, daß noch kein Ethnologe das Bedürfnis zu dieser Stellungnahme gefühlt zu haben scheint.

Wenn ich nun hier darangehe, so liegt es mir natürlich sehr fern, mir eine besondere Qualifikation dafür zuzusprechen. Rein praktische Nöten drängen mich dazu.

Bei der geschichtlichen Darstellung der verschiedenen religionswissenschaftlichen Systeme, die ich einer längeren Abhandlung[1]) zu geben unternommen, mußte ich auch den Panbabylonismus besprechen. Ich habe ihn im wesentlichen abgelehnt, konnte indes bei dem umfassenden Charakter der Abhandlung meine Ablehnung nur summarisch begründen, so daß ich mit Freuden die Gelegenheit ergriffen habe, die sich mir hier bietet, die Sache etwas eingehender zu behandeln.

Es kann freilich auch hier nicht meine Aufgabe sein, auf alle Einzelheiten des panbabylonischen Systems näher einzugehen. Das ist im Rahmen eines kurzen Vortrages nicht möglich. Aber ich glaube, daß sich auch schon von einigen allgemeinen Gesichtspunkten aus die Sache vollkommen zur Entscheidung führen läßt.

Ich schicke zunächst voraus, daß ich mich über die Geltung des Panbabylonismus in Assyrien und Babylonien selbst, sowie in Vorderasien und überhaupt den benachbarten Ländern, nicht ausspreche. Das ist ausschließlich Sache der assyriologischen Fachgelehrten, zu denen ich mich nicht zählen darf. Vom allgemein ethnologischen Standpunkte aus wäre jedenfalls gegen die Geltung auf diesem beschränkten Gebiete zunächst nichts einzuwenden. Ich bekomme auch so den Eindruck, als schwinde der Widerstand, der von einzelnen Assyriologen, besonders von Bezold und Jensen, zuerst geleistet wurde, immer mehr.[2]) Ja, es sieht manchmal sogar so aus, als wollten die Neubekehrten ihre Vorgänger in der Auffindung sensationeller Dinge dann noch übertreffen, was allerdings nur geeignet sein könnte, das Vertrauen des ruhigen Beobachters zu schwächen. Großes Vertrauen aber erweckt es, wenn auch ein so besonnener und dazu der Astronomie so kundiger Mann wie P. Kugler S. J. für den angegebenen beschränkten Umfang dem Panbabylonismus zustimmt und z. B. in einer ausgezeichneten Darlegung den rein astralen Charakter des Gilgamesch-Epos nachweist.[3]) In große Bedrängnis gerät bei dieser Sachlage die Stade-Wellhausensche Auffassung des Alten Testamentes, die sich schon fast in unbestrittenem Besitze des Feldes glaubte. Denn bei der neuen Theorie, die ganz Vorderasien, also auch Palästina, jedenfalls schon im 2. Jahrtausend v. Chr. von der babylonischen Kultur durchtränkt sein läßt, bleibt sicherlich wenig Platz mehr übrig für die Beduinen-Religion, aus der die israelitische sich damals entwickelt haben soll, und wie auch die nach der Wellhausenschen Theorie auf die Beduinen-Periode folgende Bauern-Religion hierhin nur zum Teil stimmen will, hat kürzlich erst noch Fr. Grimme gezeigt, indem er den Nachweis lieferte, daß das israelitische Pfingstfest jedenfalls nicht zu seiner Gänze aus einem Bauern-, einem Erntefest, sondern — wenigstens zu einem Teile — aus einem astralen, einem uralten Plejadenfest hervorgegangen sei.[4]) Wenn deshalb die Wellhausensche Schule die neue Theorie ablehnt, so werden wir das sehr begreiflich finden, können uns aber dadurch um so weniger beeinflussen lassen, da in dieser Schule keine Assyriologen, sondern nur allgemeine Semitisten an der Arbeit sind, deren Kompetenz natürlich zur vollständigen Behandlung dieser Frage nicht mehr ausreicht.

---

[1]) „L'origine de l'idée de Dieu" in „Anthropos", III (1908), S. 125ff.

[2]) Indes hätte Jeremias in der Aufzählung der dem Panbabylonismus zuneigenden Gelehrten (Die Panbabylonisten, S. 7ff) wohl mehr, als er es getan, hervorheben müssen, daß die Genannten längst nicht alle die eigentlichen Pointen des Panbabylonismus annehmen. So sind Ehrenreich, Seler und Siecke gewiß nicht der Ansicht, daß die sämtlichen Mythologien aus der babylonischen abgeleitet werden müßten. Wie stark P. Kugler dissidiert, wird unten noch weiter dargetan werden.

[3]) „Die Sternenfahrt des Gilgamesch" in den „Laacher Stimmen", Bd. 66 (1904 I), S. 432—449, 547—561.

[4]) H. Grimme, Das israelitische Pfingstfest und der Plejadenkult, Paderborn 1907.

Über das Gebiet von Vorderasien hinaus wollen wir die Möglichkeit mythologischer Beeinflussung — aber doch jedenfalls erst in verhältnismäßig später Zeit — auch für Indien und China noch zugeben, da P. Kugler nachgewiesen hat, daß der alte astronomische Kalender der Chinesen sowie der Vedakalender der Inder genau die gleichen Zahlen für die Dauer des längsten Tages angeben, die aber in keiner Weise für Indien und China, ganz genau aber auf die geographische Breite Babels passen.

Damit sind aber die Konzessionen erschöpft, die, wie ich meine, dem Panbabylonismus gemacht werden könnten; für alle weiteren Gebiete, die er noch beansprucht und die ja eigentlich seinen Namen begründen, muß ich in entschiedene Opposition treten.

Da müssen wir ihm zuerst eine der Hauptgrundlagen zerstören, auf die er seine so weitreichenden Ansprüche stützt: das weit zurückreichende Alter der hoch ausgebildeten assyrisch-babylonischen Sternkunde. Denn, so sagen ja Winckler und Zacharias, schon um 3000 v. Chr. war dieses System vollständig bis in seine kleinsten Einzelheiten ausgebildet, die spätere Entwicklung war nur mehr ein Verfall. Eine so hohe Ausbildung der Sternkunde setze aber eine hochentwickelte Kultur voraus; treffen wir also bei wilden Völkern ohne Kultur Bruchstücke jenes großartigen Systems an, so wissen wir, daß nicht sie etwas Derartiges hervorgebracht haben können, weil ihre niedere Kultur eben dazu nicht paßt.

Nun wohl, diese ganze Schlußfolgerung ist hinfällig, weil die Voraussetzung falsch ist. Die Astronomie als Wissenschaft ist auch in Babylon nicht so alt. Darüber sind wir jetzt mit aller Sicherheit belehrt durch P. Kugler S. J., augenblicklich die erste Autorität in allen Dingen, bei welchen Assyriologie und Astronomie zugleich in Betracht kommen. In einem Herbst 1907 auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Paderborn gehaltenen Vortrage [1]) sagt er darüber: „Eine Überschätzung hat die babylonische Astronomie insbesondere von seiten einiger Assyriologen erfahren, indem dieselben insbesondere mit Rücksicht auf gewisse freierfundene astralmythologische Systeme ihr teils ein viel zu hohes Alter, teils auch zu große Leistungen zugemutet haben.... Gleichwohl kann der Astronom dem realen Gehalte jener älteren Texte nur den Wert einer primitiven Himmelsbeschreibung beimessen. Es fehlt hier eben das, was das Wesen der Astronomie ausmacht: die räumliche und zeitliche Festlegung der Phänomene und damit das zielbewußte Streben nach Erkenntnis der stellaren Gesetzmäßigkeiten. Erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. tritt ein Wandel ein.“ [2]) Alles andere, was vorausging, war Astrologie, nicht Astronomie; Astrologie aber kann auch bei primitiven Völkern schon zu reicher Blüte entwickelt sein, besonders, wenn ihre religiöse und soziale Entwicklung schon bis zur Hervorbringung eines eigenen Priesterstandes gediehen ist.

Die höchste Leistung der babylonischen Astronomie, die systematische Vorausberechnung der Mondphasen, der Mond- und Sonnenfinsternisse und der charakteristischen Phänomene der fünf Planeten wurde erst im 2. Jahrhundert v. Chr. erreicht. [3])

Ganz besonderes Gewicht hatte die panbabylonistische Schule auf die Kenntnis der Präzession seitens der Babylonier gelegt, und Zimmern und Jensen hatten daraus die abenteuerlichsten Folgerungen bis in das Neue Testament hinein gezogen, die

[1]) Veröffentlicht unter dem Titel „Kulturhistorische Bedeutung der babylonischen Astronomie“ in „Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft“, Köln, 1907, S. 38–50.

[2]) a. a. O., S. 40.

[3]) a. a. O., S. 42.

vier Weltreiche bei Daniel u. a. m. damit erklären wollen. Auch dieses Fundament und damit natürlich alles darauf Gebaute ist hinfällig. P. Kugler erklärt mit aller Bestimmtheit: „Niemand hat bis jetzt irgendwelchen stichhaltigen Grund für die Bekanntschaft der Babylonier mit der Präzession vorgebracht, und obendrein liefern ihre astronomischen Tafeln den unwiderleglichen Beweis, daß ihre Verfasser wenigstens vor der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. keine Ahnung davon hatten, und somit die Ehre der Entdeckung Hipparch, dem großen Astronomen von Rhodos, ungeschmälert verbleibt.“ [1])

Zugleich mit der Kenntnis der Präzession hatten die Panbabylonisten eine Vertauschung der Planetennamen nach dem Eintritte einer neuen Präzessionsperiode behauptet, was bei dem astralen Charakter der babylonischen Religion einer religiösen Umwälzung gleichgekommen wäre. Dazu schreibt nun P. Kugler: „Eine strenge astronomisch-assyriologische Untersuchung erwies jedoch alle diese Bemühung als eitel; eine Vertauschung der Planetennamen hat in Babylonien niemals stattgefunden, und damit ist die historische Stabilität des babylonischen Planetenkults außer Zweifel gestellt. Zwar hat sich die Kritik über die Begründung dieser These noch nicht öffentlich ausgesprochen; aber mehrfache briefliche Zustimmungen von Fachgenossen überzeugten mich, daß ich die Kraft meiner Argumente nicht überschätzt habe.“ [2])

Durch alle diese Darlegungen ist, wie ich glaube, der eine, auf die Assyriologie aufgebaute Pfeiler erschüttert worden, mit dem der Panbabylonismus seine Weltherrschaftsansprüche gestützt hatte. Aber auch der andere Pfeiler, der vom Gebiete der übrigen Völker, besonders der Naturvölker, her geschlagen war, erweist sich bei genauerer Betrachtung als nicht minder hinfällig.

Es ist gar nicht wahr, daß die babylonische Mythologie das lückenlose, lichtvolle Urbild darstelle, im Vergleiche zu dem die Mythologien der übrigen Völker nur zusammenhanglose, unverständliche Bruchstücke darstellten. Was wenigstens die Naturvölker anbelangt und insofern wir auf die wesentlichen Grundzüge schauen, ist gerade das Gegenteil der Fall, wie es ja auch nach allen Entwicklungsgesetzen zu erwarten ist. Wir haben eine ziemlich umfassende und übersichtliche Sammlung der Astralmythen der Naturvölker in Frobenius Buch „Im Zeitalter des Sonnengottes“ (Berlin 1904). Was man auch über manche Sonderbarkeiten des Autors sagen mag, diese Sammlung ist sehr verdienstlich. Auch die Bearbeitung trifft in den meisten Fällen das Richtige; was ich ablehnen zu müssen glaube, werde ich später noch berühren. Vor allem arbeitet Frobenius sehr klar und einleuchtend den Grundgedanken einer der wichtigsten Zweige der Mythologie, der Sonnenmythe, heraus.

Diese Mythe beginnt mit dem Sonnenuntergange. Da stürzt der Sonnenheld ins Meer und wird von einem Walfischdrachen verschlungen, es ist Nacht. Im Bauche des Fisches wird die Sonne während der Nacht von West nach Ost unter der Erde her zurückgetragen. Da der Held Hunger verspürt, zündet er im Innern des Fisches ein Feuer an und schneidet ein Stück des Fisches, Herz oder Leber, ab. Der Fisch stirbt infolgedessen. Jetzt durchschneidet der Sonnenheld den Bauch des Fisches: die Sonne tritt wieder hervor, sie geht auf. Von anderen Formen, so denen des Vogels, in denen die Sonne noch auftreten kann, sehe ich hier ab. So, wie dargelegt, ist aber die Grundform der Solarmythe und so findet sie sich in den mannigfachsten Variationen, die aber den Grundtypus nicht beeinträchtigen, bei einer ganzen Reihe von Naturvölkern. Diese Grundform behandelt also nur den Tages- bzw. den Nacht-

[1]) a. a. O., S. 48.
[2]) a. a. O., S. 43.

lauf der Sonne. Es ist erst eine spätere sekundäre Form, wenn diese Tagesgeschichte auf die Weltgeschichte angewendet wird, wenn die Art und Weise, wie jeden Morgen die Sonne neu entsteht, auch an den Weltenmorgen, an die Entstehung der Wesen verlegt wird. Da zerhaut dann ein göttliches Wesen den aus dem Urnachtmeere hervorgehenden Drachen und bildet aus seinem Körper die einzelnen Teile der Welt.

Blicken wir jetzt nach Babylon, so finden wir dort die primäre Grundform der Mythe, die den Tageslauf darstellt, überhaupt nicht vor, sondern nur die abgeleitete Weltschöpfungsmythe. Aber auch diese tritt, wie Frobenius (und Stucken) mit Recht hervorhebt,[1]) schon in einer solchen Umbildung auf, daß es klar ist, daß man damals den Sinn der Mythe schon nicht mehr verstanden hat. Schon in der unvollständigen Fassung, die bei Berosus vorkommt, tritt das hervor, indem berichtet wird, daß Bel aus seinem eigenen (ἑαυτοῦ) Kopfe die Welt gebildet habe, statt aus dem Kopfe des Urmeerweibes (αὐτῆς). In dem keilinschriftlichen Berichte wird die Tiamat, der Urdrache, nicht durch den in ihm befindlichen Gott zerschnitten, sondern ein Wind fährt in seinen Rachen hinein und läßt sie zerbersten.

Es ist wohl klar, daß eine Mythologie, in der eine der Hauptmythen in der Grundform überhaupt nicht, in der abgeleiteten aber so entstellt vorkommt, nicht das Urbild für Mythologien gewesen sein kann, die diese Züge viel besser bewahrt haben.

Damit ist eigentlich der Panbabylonismus schon widerlegt, weil ihm zwei seiner wichtigsten Voraussetzungen als unrichtig nachgewiesen sind. Fügen wir noch hinzu, daß der Tierkreis außerhalb des oben genannten Gebietes in dieser Form überhaupt nicht bekannt ist, so ergibt sich, daß diese Bildung, die in der babylonischen Mythologie doch eine so große Rolle spielt, ebenfalls erst sekundärer Art ist, also auch nicht als Prototyp für die Mythologien anderer Völker hat dienen können.

Indes wir sind doch noch nicht zu Ende. Dem Panbabylonismus sind wir freilich entronnen, aber dafür mitten in den Pansolarismus von Frobenius hineingeraten. Wer aber diesen kennt, wird mir sofort zurufen: Incidit in scyllam, qui vult vitare Charybdim. Denn auch der Name des Systems, welches Frobenius aufstellt, fängt ja mit πᾶν an; wenn auch nicht von Babylon, so doch von einem Lande der Welt leitet auch Frobenius den Ursprung der Mythologie ab, die dort sich schon vollkommen entwickelt habe und von da aus, in teilweise schon zerstückelter Form, in die einzelnen geographischen Provinzen gewandert sei. Auch er steht der Theorie vom „Elementargedanken" bewußt ablehnend gegenüber.[2]) Er versucht es auch, diesen Ausgangspunkt näher zu bestimmen und gebraucht dazu vorzüglich zwei Merkmale der Mythen.

Zunächst: in der Version der Solarmythe, wie ich sie vorhin angeführt, ist vorausgesetzt, daß wenigstens sowohl im Westen, wie im Osten ein Meer sei, da überall, wohin der Walfischdrache kommt, Wasser sein muß. Ferner: in mehreren Versionen dieser Mythe wird erzählt, es sei im Bauche des Fisches so warm gewesen, daß dem Helden die Haare ausgegangen seien und er beim Herausgehen aus dem Fische haarlos erschienen sei, ein Hinweis auf die Strahlenlosigkeit der Sonne am Morgen. Nach einem Berichte des alten Diodor treffe man diese Eigentümlichkeit der Sonne aber vorzüglich beim Aufgang der Sonne in den Ländern bei Arabien an, während sie

---

[1]) Im Zeitalter des Sonnengottes, S. 169.
[2]) Im Zeitalter des Sonnengottes, S. 9 ff.

anderswo nicht bemerkbar scheine. Demgemäß ist Frobenius geneigt, als Ursprungsland der Solarmythen ein Land des südlichen Asien, am liebsten Arabien hinzustellen.[1])

Demgegenüber ist nun zu bemerken, daß diese Merkmale doch absolut ungenügend sind. Zunächst hinsichtlich des West- und Ostmeeres. Das würde doch auch auf eine ganze Reihe anderer Fälle noch zutreffen, besonders auf sämtliche Inseln und sehr viele Halbinseln. In den Fällen aber, wo in einem Lande wirklich nur ein, sei es ein östliches, sei es ein westliches Meer vorhanden ist, tritt auch der Mythus in Formen auf, die Frobenius doch etwas zu leicht als Umbildungen der vorhin erwähnten Form erklärt. Ein klassisches Beispiel ist China. Hier ist der Drache nicht das unheilvolle Westtier, sondern das heilvolle und beste aller Tiere, das vom blauen Osten herkommt und die Sonne im Munde trägt.[2]) Wie der Sonnenuntergang aufgefaßt wird, ist eigentlich nicht recht klar; es scheinen Drachen, die bei Höhlen lagen, dabei tätig zu sein; also die Sonne verschwindet im Westen unter der Erde und wird vom Glücksdrachen im Osten wieder zurückgebracht, vom Drachen, der als amphibisches Tier im Wasser und auf bzw. in der Erde leben kann.

Günstiger steht die Sache für Frobenius in einigen anderen Fällen, wo, wie in Nordwestamerika, nur ein westliches Meer vorhanden ist. Hier treten trotzdem klar ausgebildete Walfischmythen auf, in denen Walfische den Sonnenhelden in einem Weltmeere verschlucken, das wohl vorhanden ist, ihn aber auch wieder von sich geben, was ja doch in einem Ostmeere geschehen müßte, das sich nun nicht vorfindet. Aber hier ist hervorzuheben, daß die Bewohner dieser zerklüfteten, reich mit Inseln vorgelagerten Küste auch gerade so gut Inselbewohner genannt werden können, bei denen natürlich West- wie Ostmeer vorhanden ist. Sobald es aber von der Küste mehr landeinwärts geht, so auch in Nordamerika, da hören auch sofort die Walfischmythen auf, und es treten Süßwasserfische, Amphibien oder direkt Säugetiere an Stelle des Fisches, so Hirsch, Elen, Wolf in Nordamerika, Elephant in Süd-, Schlange in Westafrika, Tiger in den mongolischen Ländern, Fenriswolf bzw. Midgardschlange in der germanischen Mythologie, dazu an vielen Orten der Drache. Eine andere Form ist noch der Vogel, der die Sonne verschluckt, sie durch die Luft trägt und im Osten ein Ei legt, aus dem die Sonne hervorgeht. Sehr weitverbreitet ist die Mythe von der wunderbaren Schwängerung einer Frau,[3]) die dann den Sonnenhelden gebiert. Die Versuche, die Frobenius macht, diese Formen als sekundär, als Umbildungen der als primär hingestellten Walfischmythen darzutun, können mich nicht überzeugen; das Gegenteil läßt sich, wie ich meine, gerade so gut versuchen.

Aber wie steht es denn mit dem anderen eigentümlichen Merkmal mehrerer Sonnenmythen, der Haarlosigkeit = Strahlenlosigkeit des Sonnenhelden am Morgen? Wir könnten zunächst die Frage aufwerfen, ob denn wirklich diese Eigentümlichkeit

---

[1]) a. a. O., S. 194 ff.

[2]) a. a. O., S. 54.

[3]) Frobenius gebraucht hier, mit ausdrücklichem Hinweise auf den Terminus technicus eines katholischen Dogmas, den Ausdruck „conceptio immaculata", mit dem zu manipulieren auch manche andere Autoren für pikant halten. Es offenbart sich hier aber eine bemerkenswerte Unwissenheit. Das katholische Dogma von der „conceptio immaculata" bezieht sich gar nicht auf die Empfängnis Christi durch die Jungfrau Maria, sondern auf die Empfängnis Marias durch ihre Eltern und auch bei dieser Empfängnis nicht auf die aktive Mitwirkung ihrer Eltern, über welche nichts ausgesagt wird, sondern auf das passive Empfangenwerden Mariens, ohne von der Erbsünde befleckt zu sein. Der Gebrauch dieses Ausdruckes in dem oben angegebenen Sinne, der in jeder Hinsicht verfehlt ist, sollte füglich in Zukunft unterbleiben, oder man wollte denn durchaus seine Unkenntnis von Dingen, die doch gar nicht so fern liegen, weiter zur Schau tragen.

in den Ländern um Arabien beim Sonnenaufgang in so auffälliger Weise vorhanden ist, daß sie Anlaß zu einer Mythenbildung geben konnte, und wenn ja, ob sich diese Eigentümlichkeit nur in diesen Ländern und nicht auch anderswo findet. Aber wir können es hier bequemer haben; wir brauchen uns selbst nicht zu bemühen, sondern können einen radikalen Gegner von Frobenius anführen, der diese Arbeit sehr gern verrichtet.

Fast gleichalterig mit dem Pansolarismus Frobenius ist ein System des Mythologen Siecke, das wir beinahe Panlunarismus nennen könnten. Für Siecke ist nicht die Sonne, sondern der Mond der erste und hauptsächlichste Gegenstand der Mythologie. Er sieht in der schmalen gewundenen Form des ab- oder zunehmenden Mondes die Veranlassung zur Bildung der mythologischen Schlange oder des Drachen, die verschiedenen Phasen des Mondes sind eben so viele Köpfe, die dem Ungeheuer immer wieder wachsen, wenn sie auch abgehauen werden. Anderseits erscheint der mildleuchtende Mond als ein freundliches Wesen, das von einem feindlichen Ungeheuer dem Schwarzmond, immer ärger bedroht und schließlich verschlungen wird. Drei Tage bleibt der Hellmond im Bauche des Ungeheuers — die Zeit der Unsichtbarkeit des Mondes vor und nach Neumond —, um dann als Sieger mit dem Sichelschwert, der feinen Scheibe des zunehmenden Mondes, am Himmel wieder zu erscheinen. So habe gerade der Mond, der in seinem Phasenwechsel eine viel größere Mannigfaltigkeit der Erscheinungen darbot und sich besonders als Zeitenmesser darstellte (Monat = Mond, μήν = Mond, von „messen"), zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Allmählich sei aber die größere Bedeutsamkeit der Sonne durchgedrungen, und das sei der Anfang zum Sonnenkult geworden. Jetzt seien diejenigen Sagen vom Drachenkampf in den Vordergrund getreten, in denen die Mondvernichtung eine dem Sonnengott (in der Konjunktion) zugeschriebene Heldentat ist. Eine andere Form gewann die Mythe, wenn von einer Jungfrau gesprochen wurde, die in die Gewalt des Drachen gekommen sei und durch einen Helden befreit wird; die Jungfrau ist dann der Mond, der Held die Sonne. Das sei eine sentimentalere, offenbar die jüngste Auffassung, die zusammengehangen habe mit der Fixierung des weiblichen Geschlechtes für Mond, des männlichen für die Sonne, während es früher vielfach umgekehrt war.[1])

Das die Grundzüge des Sieckeschen Lunarismus. Und um nun wieder auf Frobenius bzw. den Haarverlust der Sonne am Morgen zurückzukommen, so erklärt Siecke gerade diesen Zug durch den Hinweis auf den Neumond, der, wenn er zum erstenmal wieder erscheint, tatsächlich keinerlei Strahlen mehr aufweist. Da aber diese Tatsache auf der ganzen Welt konstatiert werden könne, so habe diese Mythe auch überall entstehen können, es sei also gar nicht nötig, einen einzigen Ursprung für denselben anzunehmen.

Hier sieht man schon, daß Siecke in bezug auf die Entstehung der Mythen, auch seiner Mondmythen, auf einem ganz anderen Standpunkte steht, als Frobenius. Er verwirft den einheitlichen Ursprung und hält entschieden am Elementargedanken fest. Die Mythen gehen hervor aus der unmittelbaren Anschauung, insbesondere der Bewegungen und Vorgänge der großen Himmelskörper, die im wesentlichen überall gleich sind, deshalb auch von den ebenfalls im wesentlichen nicht nur körperlich sondern auch geistig gleich organisierten Völkern auf der ganzen Welt in gleicher Weise aufgefaßt werden. Gerade hieraus erklärt sich die verhältnismäßige Gleichförmigkeit dieser Mythenbildungen, die, sobald man erst einmal die Gesetze ihrer Entstehung erfaßt hat, gerade den Eindruck der Ärmlichkeit macht.

[1]) E. Siecke, Drachenkämpfe, Berlin 1907, S. 6—9.

Damit ist dann auch dem Frobeniusschen Pansolarismus der Boden entzogen. Aber er wird durch den Sieckeschen Solarismus nicht nur in seiner Grundlage erschüttert, sondern auch im Umfange seines Aufbaues eingeschränkt. Denn es ergibt sich bei näherer Besichtigung, daß eine ganze Anzahl der von Frobenius als Sonnenmythen angesprochenen Bildungen keine solchen, sondern Mondmythen sind. So z. B. alle diejenigen, bei denen die Zahl 3 eine Rolle spielt — die Zahl der Tage, in denen der Mond im Neumond unsichtbar bleibt —, oder 7 oder 9, die Zahl der Tage einer manchmal als vierfach, manchmal als dreifach gezählten Mondphase. Durch diese Verminderung wird die Allherrschaft des Solarismus bedeutend eingeschränkt, und dazu noch erhält manche Erscheinung, die vom Standpunkte des Solarismus nicht erklärt werden konnte, jetzt eine befriedigende Erklärung.

Etwas günstiger scheint auf den ersten Blick die Sache mit demjenigen Beweis zu liegen, den insbesondere Stucken aus dem Plejadenkult für den Panbabylonismus anführt.[1]) In welcher Weise dieser Beweis geführt wird, haben wir vorhin schon gesehen. Prüfen wir aber genauer.

Eine zusammenfassende Darstellung über die Plejaden in Mythus und Sage der Völker gab schon 1893 R. Andree im „Globus".[2]) Frobenius brachte neues Material in seinem Werke „Im Zeitalter des Sonnengottes" (S. 357 ff.). Einiges Neue findet sich auch bei F. K. Ginzel, „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie".[3]) Auch Stucken (a. a. O.) hat einiges neue Material. Es ist zweifellos, daß bei intensiverem Nachforschen noch viel mehr zu finden wäre. Bei der Unvollständigkeit der vorliegenden Dokumentation haben deshalb viele Schlüsse, die aus derselben gezogen werden, nur provisorische Bedeutung.

Es ergibt sich, daß die Plejaden als besonderes Sternbild gekannt und benannt sind fast auf der ganzen Erde; nur in Afrika sind die Zeugnisse dafür spärlicher. Fast in allen Teilen der Welt verbreitet ist die Auffassung als „Haufe" (von Körnern, Federn u. ä.). Die Auffassung als Schar von Vögeln (Tauben, Hühnern, Papageien) ist am häufigsten in Hinterindien, Indonesien und Ozeanien, findet sich aber auch in der griechischen Sage. Bei manchen nordamerikanischen Indianerstämmen erscheinen sie als eine Schar Knaben. In (Südost-) Australien, Neu-Guinea, Melanesien erscheinen sie als Jungfrauen, die dann meistens mit dem Orion in Verbindung gebracht werden, der als ein oder mehrere Jünglinge bezeichnet wird, die die Plejadenjungfrauen lieben und teilweise sie verfolgen. Die ganz gleiche Auffassung kehrt aber auch bei den Griechen und in Nordostasien bei den Tschuktschen wieder (Frobenius, S. 362), und Stucken (a. a. O.) sucht dieselbe auch für die Polynesier und so ziemlich für alle arischen Stämme Asiens und Europas und die mongolischen Völker Asiens nachzuweisen, nicht immer überzeugend. Die Funktion der Plejaden als Regulatoren der Zeitrechnung in Bestimmung des Jahresanfanges, der Aussaat, der Ernte tritt wiederum in Griechenland, vielleicht im präislamitischen Heidentum Arabiens, ganz besonders aber im Gebiete der austronesischen Sprachen: Indonesien, Melanesien und Polynesien auf; ganz abgetrennt von diesem Gebiete finden sich in Mittelamerika und Mexiko die Plejaden als Ausgangspunkt einer 552jährigen Zeitperiode.

Das ist eine kurze Zusammenfassung der Rolle, welche die Plejaden in Anschauung und Leben der Völker spielen. Es ist klar, daß es keinerlei Panbabylonis-

[1]) Astralmythen, S. 336 ff.

[2]) Bd. LXIV (1893), S. 362 ff. Schon früher hatte er kurz auf die hervorragende Stellung hingewiesen, welche die Plejaden in der Anschauung der Völker haben. (Ethnographische Parallelen, Stuttgart 1878, S. 106.)

[3]) Leipzig 1906, S. 428 ff.

mus bedarf, um zu erklären, daß die Plejaden überhaupt eine besondere Benennung erhalten; die Kenntnis und Benennung einzelner Sternbilder geht auch bei Naturvölkern weiter, als man früher glaubte. Auch daß die Plejaden etwas mehr Beachtung finden als andere Sterne, daß die Mythe sich mit ihnen beschäftigt, insbesondere auch das Zusammenbringen mit dem Orion, bedarf noch immer keines Panbabylonismus, um es erklärlich zu machen. Denn wenn die Plejaden freilich auch zu den ganz kleinen Gestirnen gehören, so ist doch ihr Zusammengedrängtsein in einen Sternhaufen eines der bemerkenswertesten Phänomene dieser Art am Sternhimmel, so daß die besondere Aufmerksamkeit auch der Naturmenschen leicht auf dasselbe gelenkt werden konnte.

Anders liegt indes die Sache, wo den Plejaden eine so hervorragende, ja vielfach alle anderen Sterne und Sternbilder überragende Bedeutung in der Bestimmung der Zeitrechnung zugewiesen wird; denn hier drängt sich wirklich die Frage auf, warum nicht anderen, teilweise doch helleren und größeren Sternen diese Rolle zufiel, um so mehr, da insbesondere der Jahresanfang ja eigentlich zu jeder Zeit des Jahres stattfinden kann. Da scheint sich denn die Erklärung des Panbabylonismus förmlich aufzudrängen, das stamme eben aus jener Zeit, etwa 3000 v. Chr., da der Frühlingspunkt im Zeichen des Stieres lag, zu welchem die Plejaden gehören; da eben fand der Jahresanfang wirklich in den Plejaden statt, und ihre alles überragende Bedeutung sei damit vollständig erklärt.[1])

Aber vor allem ist es hier dringend nötig, die Behauptungen der Panbabylonisten sich ganz genau anzusehen. Da konstatieren wir nun, daß sowohl Jeremias wie Stucken (a. a. O.) wohl von China und Indien, aber nicht von Babylon Zeugnisse beibringen können, daß der Jahresanfang in Beziehung gesetzt wurde zu den Plejaden. Es wird da immer als gleichwertig hingestellt: Anfang des Jahres im Zeichen des Stieres und Anfang des Jahres in den Plejaden. Das ist in der Tat insofern gleichwertig, als die Plejaden im Zeichen des Stieres liegen. Aber wenn von Babylon eine so hervorragende Bedeutung der Plejaden für die Zeitrechnung hervorgehen soll, wie sie in der Tat bei vielen Völkern erscheint, dann genügt nicht, daß die Plejaden implicite als Jahresanfangsgestirn bezeichnet werden, sie müssen ausdrücklich als solche bezeichnet werden. Eine solche ausdrückliche Bezeichnung fehlt aber in der babylonischen Literatur vollständig.

Ja, die Sache steht noch schlimmer. Wo die Plejaden in der babylonischen Literatur hervortreten, und gerade in den ältesten Dokumenten derselben, da sind sie nicht das Gestirn des Jahresanfanges, sondern das des Jahresschlusses, und nicht ein gutes Gestirn, das man mit Freude und Dankbarkeit verehrt, sondern ein böses, das man fürchtet. Diese Sachlage ist von Jeremias ganz im Dunkeln gelassen worden. Sie wird aber in ausgezeichneter Weise von H. Grimme ans Licht gestellt bei seiner Erklärung des bekannten babylonischen Mythus im 16. Teile der Beschwörungsserie *Utuki limnuti.*[2]) Grimme legt dar, daß diese Auffassung der Plejaden nur bei einer Gestaltung des Himmels entstanden sein kann, wie sie von 5000—3000 v. Chr. vorhanden war. Diese Auffassung der Plejaden aber, als böse Geister, schreckliche Dämonen, herrscht aber auch, zum Teil nur mehr unverstanden, durchaus in der gesamten Beschwörungsliteratur des nun mit 3000 v. Chr. einsetzenden neuen Zeitalters, als die Plejaden nicht mehr im letzten, sondern im ersten Monate des Jahres ihren Frühaufgang hatten, und eine

[1]) Jeremias, Die Panbabylonisten, S. 19 f; Stucken, Astralmythen, S. 428 ff.

[2]) Das israelitische Pfingstfest und der Plejadenkult, Paderborn 1907, S. 27 ff., besonders S. 33; vgl. auch S. 76 ff.

andere Auffassung ist in der gesamten keilinschriftlichen Literatur auch dieses Zeitalters überhaupt nicht vorhanden. Wir haben also, auch innerhalb des Stierzeitalters, nicht bloß keine babylonisch-mythologischen Dokumente, welche die Anerkennung der Plejaden als Gestirn des Jahresanfangs aussprächen, sondern im Gegenteil, wir haben nur solche, welche sie ausdrücklich **nicht** als solche hinstellen. In Babylonien scheint auch später eine Anpassung der Mythenbildung an die neue Konstellation nicht erfolgt zu sein, in Assyrien ist erst von 800 v. Chr. an eine Umdeutung erfolgt, die aber immer noch nicht dem hier Erforderten gleichkommt.[1])

Wir haben also jetzt sogar einen positiven Beweis dafür, daß die Bedeutung der Plejaden als Bezeichner des Jahresanfangs nicht aus Babylon stammen kann. Bei der Nachforschung nach der wahren Entstehungsursache werden wir zu ganz den gleichen Ergebnissen kommen, wie auch bei Behandlung der übrigen „Beweise" des Panbabylonismus: insbesondere die Naturvölker, die ihre Dinge von Babylonien entlehnt haben sollen, haben im Gegenteil die ursprünglichen Verhältnisse viel klarer und treuer bewahrt als das kulturell weiter entwickelte Babylon, und auch aus diesem Grunde ist es ausgeschlossen, daß sie von diesem entlehnt hätten.

Die Bedeutung der Plejaden für die Zeitrechnung, insbesondere für den Jahresanfang, hängt nämlich bei all diesen Völkern nicht mit irgendwelchen abstrakten astronomischen Verhältnissen der Plejaden zu anderen Gestirnen zusammen, sondern mit der Verbindung, in der sie zum Ackerbau, zu Aussaat und Ernte stehen.[2]) Da erhebt sich die Frage, was früher war, die Geltung der Plejaden für die Zeitrechnung oder die Festsetzung der Aussaat- und Erntefristen? Ich glaube, die Antwort wird entschieden durch den Hinweis auf zwei Punkte: 1. Die Geltung der Plejaden für die Zeitrechnung findet sich nur bei ackerbautreibenden Völkern; 2. es wird bald Aussaat-, bald Erntefrist mit den Plejaden in Verbindung gebracht, indem bald das erste Erscheinen der Plejaden im Osten bei Sonnenaufgang, bald im Westen bei Sonnenuntergang als beherrschender Zeitpunkt angesehen wird. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß es nicht zuerst eine absolute Plejadenrechnung gab, die den Jahresanfang ganz in abstracto festgelegt hätte, und der dann die konkreten Daten der Ernte und Aussaat eingefügt worden wären, sondern zuerst waren Aussaat und Ernte, es galt, deren Termin festzulegen, man griff zu den Plejaden, deren Aufgangs-, Stand- und Untergangsverhältnisse sie zufällig in einen solchen Zusammenhang (sehr oft in Verbindung mit dem Orion) mit den Aussaat und Ernte bestimmenden klimatischen und Witterungsbedingungen der Erde bringen, daß sie zu einer ungefähren Bestimmung dieser Termine als besonders tauglich erscheinen. Denn daß es sich hier nur um eine ungefähre Bestimmung handelt, bei der 3—4 Wochen früher oder später nicht in Betracht kommen, ist klar. Diese auf die Plejaden sich stützende Zeitrechnung ist auch nicht so sehr eine Fixierung von absoluten Anfangs- und Endpunkten einer bestimmten Periode, sondern eine allgemeine Bezeichnung von zwei zu einander in ausgleichendem Verhältnisse stehenden Zeitperioden, so daß die Zeit der Unsichtbarkeit oder die der Sichtbarkeit der Plejaden beziehungsweise eine Periode, sei es die gute (Sommer) oder schlechte (Winter) markiert. Aus allen diesen Gründen

[1]) Grimme, a. a. O., S. 38—39, S. 97.

[2]) So zeigt auch Grimme, daß das israelitische Pfingstfest zu einem Teil allerdings an ein altkananitisches Erntefest, welches „Plejadenfest" genannt wurde, anknüpft (a. a. O., S. 105 ff.), wodurch also jetzt auch nach Westen hin (vgl. oben S. 82) die Geltung des Plejaden als Regulatoren der Ackerbauverhältnisse erweitert wird.

ist diese ganze Rechnung auch bis zu einer gewissen Weise von der Präzession ganz unabhängig und setzt ihre Kenntnis in keiner Weise voraus.

Von dieser — sicher ursprünglicheren — Geltung der Plejaden für den Ackerbau findet sich nun aber in der babylonischen Mythologie nichts. Zwar sucht Frobenius eine Spur davon nachzuweisen, indem er auf den babylonischen Fischmenschen *Oannes* hinweist, dessen Name wohl mit *Johannes, Jannes, Jonas* zusammenhänge (welch letzteres „Taube" bedeutet, vgl. oben Plejaden als Tauben), und der als Lehrer aller Künste und Fertigkeiten, besonders auch des Ackerbaues gegolten habe. [1])

Damit erweist sich auch der letzte Pfeiler, auf den sich der Panbabylonismus bei der Begründung seiner Weltherrschaftsansprüche stützte, als morsch und haltlos. Seine Ansprüche mögen Geltung haben im vorderasiatischen und ostasiatischen Orient, in China und Indien, aber darüber hinaus reichen sie nicht, insbesondere stehen die sogenannten Naturvölker noch frei und unberührt da und weisen im Gegenteil Formen auf, die gegenüber den babylonischen als die besser im ursprünglichen Zustande erhaltenen bezeichnet werden müssen.

Es war in der Tat keine geringe Kühnheit von Winckler und Jeremias, diese allgemeine Weltherrschaft so zuversichtlich zu behaupten, da Jeremias gar keinen und Winckler höchstens einen einzigen Beweis für ihre Behauptung unabhängig von Stucken beibrachte. Winckler verweist auf die Geltung der Zahlen 13 und 20, sowie der Venus im mexikanischen *tonalamatl,* die aus dem babylonischen System sich zwanglos erkläre, sonst aber rätselhaft bleibe. [2]) Indes erklärt sich die Zahl 20 aus dem ursprünglichen Zählen an Finger und Zehen, das auch im mexikanischen Zahlensystem zum Ausdrucke gelangt, und bezüglich der Zahl 13 übersieht er die ganz annehmbare, aber ausschließlich mexikanistische Erklärung, die schon E. Seler gegeben hat. [3])

Was nun aber Stuckens Beweisführung angeht, so habe ich schon anderswo mich über dieselbe im allgemeinen ausgesprochen [4]) und Ehrenreichs Kritik [5]) zitiert. Stucken charakterisiert sich aber wohl am besten selbst, wenn er schreibt: „Geht es mir selbst nun nicht ähnlich, daß ich, nach Astralmythen suchend, nun in jedem Weibe Helenen sehe? Als Entschuldigung möchte ich anführen, daß es kaum ein Schaden ist, Hypothesen bis in die letzte Konsequenz hinein zu verfolgen, wenn man so zu Thesen kommt. Die späteren haben es dann leicht, einzudämmen, wo einer in der ersten Entdeckerfreude über das Ziel hinausgeschossen ist. Ich bitte daher das folgende cum grano salis entgegenzunehmen. Niemand weiß besser als ich, wie halsbrecherisch der Pfad ist, den ich einschlage. Wäre er schon betreten, ich würde vielleicht zurückschrecken. Wenige werden mir folgen, mancher wird schon auf dem zurückgelegten Wege schwindlig geworden sein." [6]) Im Verlaufe des Weges wird der Autor dann zwar kühner, aber ich finde nicht, daß seine Methode sich wesentlich geändert habe. Mit einer Methode aber, die der Autor so schildern muß, wie Stucken

[1]) Im Zeitalter des Sonnengottes, S. 364. Auch Stucken bemüht sich nach Kräften, den Zusammenhang der Jonasgeschichte mit dem Plejadenmythus und anderen Mythen, die den Feuerraub zum Gegenstande haben, darzutun. Astralmythen, S. 341 ff.

[2]) Himmels- und Weltenbild der Babylonier, S. 20, Anm.

[3]) Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, Berlin 1902, Bd. I, S. 602.

[4]) „Anthropos", III (1908), S. 158.

[5]) Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker, Berlin 1905, S. 71.

[6]) Astralmythen, S. 65. Vgl. auch S. 77 und 82.

es getan, an solche gewaltige Probleme heranzutreten und Lösungen von solch ungeheurer Tragweite ermitteln zu wollen, erscheint mir wiederum sehr kühn. Worauf es hier ankommt, und worauf Stucken besonderes Gewicht legt, die Geltung der Plejaden, die hat sich mit dieser Methode jedenfalls nicht in seinem Sinne feststellen lassen. Er schreibt (a. a. O., S. 432): „Aber eines ist sicher: im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ist eine astralmythologische Welle um die Erde gegangen. Das ersieht man deutlich aus der großen Bedeutung, welche die Plejaden auf allen Teilen der Erde haben, selbst bei Völkern, die in neuerer Zeit sich schwerlich mit Astronomie befaßt." Von dieser astralmythologischen Welle, die um die Erde gegangen sein soll, haben wir nichts entdecken können.

Die panbabylonistische Thesis erscheint also als nicht bewiesen, und bei der Abwehr ist der ethnologische Völkergedanke wieder um so mehr zutage getreten. Die Ethnologie erhält auch für ihre mythologische Unterabteilung ihre Selbständigkeit aufrecht und die Assyriologie, wenn sie bis auf die letzten Gründe zurückgehen, die ersten Anfänge bloßlegen will, muß ebenso auf die Ethnologie zurückgreifen, wie es alle Philologien und Archäologien tun müssen.

Denn das muß ja auch noch hervorgehoben werden, daß, selbst wenn sämtliche Mythologien der Erde auf Babylon als ihren Ursprung zurückgeführt worden wären, damit eben doch nur der äußere Ort des Ursprunges, keineswegs aber die innere Natur dieser Entstehung dargetan wäre. Das fühlen alle drei Führer des Panbabylonismus auch wohl heraus, und es ist interessant, ihr Verhalten in dieser Hinsicht zu beobachten. Jeremias verzichtet „vorläufig, bis dieser Tatbestand in allen seinen Teilen klar erkannt sein wird, auf jegliche Erklärung der Tatsache".[1]) Stuckens Resignation ist eine absolute: „Über den Ursprung der Mythologie wissen wir so wenig wie über den Ursprung der Menschen", schreibt er, und flüchtet dann zu dem alten Hegel-Schellingschen Philosophem vom Selbstbewußtwerden Gottes im Menschen[2]) — in unseren Tagen des exakten Forschens wirklich ein krasser Anachronismus. Winckler dagegen hält einmal die Möglichkeit offen, daß dieser babylonischen Astralmythologie doch „Totemismus, Ahnenkult und alles, was sonst als ‚ursprünglich' angeführt zu werden pflegt", voraufgegangen sein könne,[3]) macht aber dann anderswo wieder die geheimnisvolle Andeutung: „Vorderhand scheint mir aber, als werde das Ergebnis ein sehr verschiedenes sein von dem, welches die gewöhnliche moderne Weltanschauung hat."[4]) Bei dieser Andeutung bleibt es aber; denn z. B. für seinen Satz, daß die Gestirne mit ihren Erscheinungen in Babylon nur als die Offenbarungen einer obersten Gottheit gegolten hätten, die den Eingeweihten bekannt gewesen sei, bleibt er den Beweis schuldig.

Eigentlich hat der Panbabylonismus in sich selbst, durch sein ganzes Auftreten, nur wieder einen neuen Beweis für die Richtigkeit der Lehre vom Elementargedanken gegeben, von der Lehre, daß im Völkerleben unter gleichen Verhältnissen auch wieder gleiche Wirkungen selbständig voneinander entstehen. Bevor die Assyriologie sich entfaltet hatte, war insbesondere durch Renan die geistreiche Auffassung verbreitet worden, daß die Semiten keine Anlage zur Epik hätten und deshalb es auch zu keiner eigentlichen Mythologie gebracht hätten, womit auch ihr „Instinkt zum Monotheismus" seine „tiefere" Erklärung fand. Schritt vor Schritt zerstörte die Assyriologie bei ihrem Ein-

[1]) Die Panbabylonisten, S. 16.
[2]) Astralmythen, S. 431—432.
[3]) Religionsgeschichtlicher und geschichtlicher Orient, S. 29.
[4]) a. a. O., S. 33.

dringen in die Geheimnisse der Keilschriften dieses schöne Theorem aprioristischer Völkerpsychologie: große Bruchstücke umfassender Epen wurden entziffert, ein weitverzweigtes mythologisches System enthüllte sich und eine gestaltenreiche Götterwelt bereitete dem „monotheistischen Instinkt" der Semiten ein jähes Ende. Durch alle diese Entdeckungen sah sich jetzt die Semitistik in dieselbe Lage versetzt, wie etwa 50 Jahre früher die Indogermanistik, als sich ihr zum erstenmal die weitreichenden Beziehungen enthüllten, mit denen die indogermanischen Mythologien zu einander verbunden erschienen. Damals entstand unter Kreutzer, Görres, F. Chr. Bauer usw. eine Schule, welche sowohl alles durch Wanderung und Entlehnung erklärte, als auch als Ausgangspunkt eine hohe Entwicklungsstufe annahm, gehütet durch Priester und Magier, von der aus, aber degenerierend, die ursprünglichen Bildungen sich nach allen Seiten verbreitet hätten. Ist es nicht ganz genau dasselbe, was jetzt der Panbabylonismus, von der Semitistik ausgehend, durchführen will, selbst — wenigstens nach Wincklers Darstellung — die esoterische „Priesterweisheit" miteingeschlossen?

Anhang.

Plejaden-Mythen der Karesau-Insulaner, Deutsch-Neu-Guinea.

Zur Erweiterung unserer Kenntnis von Plejaden-Mythen teile ich hier eine Anzahl von Mythen mit, die ich von dem Karesau-Insulaner Bonifaz-Tamatei Pritak[1]) erfragt habe. Die große Bedeutung, welche die Plejaden für die Zeitrechnung und das ganze Leben dieser Insulaner haben, ergibt sich besonders aus dem Reigen der Sagen, mit denen sie die einzelnen Stadien des Laufes derselben, sogar und noch mehr gerade desjenigen Teiles, der sich während ihrer Unsichtbarkeit vollzieht, begleiten. Die Tatsache, daß sie um guten Erfolg beim Sammeln von Muscheln und beim Fischen angerufen werden, beweist, daß ihnen auch religiöse Bedeutung zukommt. Obwohl sie mit dem Orion unter einem Namen *Apil*[2]) zusammengefaßt erscheinen, so werden sie bei den Anrufungen, jedoch nicht in den Jahreslauf-Mythen, besonders herausgehoben als die *Apil-moń* = die Apil-Frauen. Ich lasse jetzt die Mythen folgen.

Apil ist ein Sternbild, welches aus sieben[3]) Männern (= Orion) und einem Schwarm Frauen (= Plejaden) besteht. Früher zogen die Männer in einem gleichen Schwarm wie die Frauen und diesen voraus; sie hatten sich im Osten geschmückt und zogen nach Westen. Unterwegs aber verlor einer von den Männern sein Armband. Da blieben die Männer zurück, um das Armband zu suchen. Sie sagten auch den Frauen, daß sie ihnen helfen möchten. Diese aber erwiderten: „Wir haben keine Zeit, und das geht uns nichts an, sucht ihr nur." Auf diese Weise gelangten sie vor die Männer, und so ist es seitdem geblieben. Durch das Suchen wurden die Männer genötigt, ihren dichten Schwarm aufzulösen und sich so am Himmel zu verteilen, wie es noch jetzt (bei den Sternen des Orion) zu sehen ist.

Ein *Apil*-Lied, oft von den Jünglingen gesungen, lautet:

Ambil[4])*-moń, kam Ambil-moń!*
Apil-Frauen, ihr Apil-Frauen!
Kańkil (a)won-won, kańkal (a)won-won
Ihr schaut zum Ufer, ihr blickt zum Ufer,

[1]) Siehe Näheres über denselben in „Anthropos" II (1907), S. 1029 ff.
[2]) Der auslautende Konsonant ist nicht ein eigentliches *l*, sondern ein Mittellaut zwischen *l* und *r*.
[3]) Bonifaz ist nicht ganz sicher, ob es sechs oder sieben Männer sind. Die Identifizierung dieser Männer mit dem Orion haben wir mehrmals miteinander bei sternenklarem Himmel vorgenommen, ebenso die des Frauenschwarmes mit den Plejaden.
[4]) Diese nasalierten Formen sind die in Liedertexten gebräuchlichen.

Kaṅkul kō, kaṅkul śāś,
Ihr sucht Muscheln, ihr sucht Fische,
Kapāk kaul kawor won won.
Ihr bringt, geht hinunter, lauft zum Ufer.

Wenn der starke Südwest-Passat beginnt — etwa November, im heimischen Monat *Wulēl̄ēk* —, so sagt man, die *Apil* haben ihre Reise unter der Erde bald vollendet; sie sind noch nicht sichtbar, aber sie nähern sich jetzt dem Horizont und werden bald erscheinen. Von der Reise müde, schnaufen sie stark, und das ist eben der Nordwest-Passat. Wenn sich dann Morgenröte zeigt, heißt es, die Apil schmücken sich schon im Osten mit roter Farbe.

Nach 4—5 Tagen treten sie dann zum erstenmal hervor, ganz früh, kurz vor Sonnenaufgang. Dann wird auf den großen Signaltrommeln getrommelt. Alle Leute laufen an die See, waschen sich die Augen und sprechen, jeder für sich:

O kam Apil-moṅ bo-maṅan, kapāk kō kaito, śāś kaito, kapil apes (a)kait.
O ihr Apil-Frauen und Männer, bringet Muscheln uns, Fische uns, schüttelt (sie) (an) Stelle unsere.

Dabei ist einer immer am Trommeln.

Wenn die *Apil* auf ihrem weiteren Laufe im Zenith angelangt sind, erscheint ihr Gegenbild unten in der See, sie spiegeln sich *(rapaṫy)*. Dann ist immer bei Tag Ebbe und es wird dann gefischt. Je mehr sie nach unten sinken, um so mehr nähert sich der Zeitpunkt der Ebbe dem Abend, bis endlich Ebbe und *Apil* verschwinden. Wenn die *Apil* jetzt untergegangen sind, sagt man, sie rührten jetzt das Wasser durcheinander, daß es undurchsichtig sei.

Im Monat *Sekliṅ* (= Juni) — der Yams ist sehr hart und reif — sind die *Apil* schon unter Wasser, sie sind dann, so erzählt die Mythe, bei einem Gallophyllum-Baume angelangt, den sie hin und her bewegen, wodurch dann der in diesem Monate rasch wechselnde Wind entsteht.

Im folgenden Monate *Lepalep* hört man oft fernen Donner. Man sagt dann: „Die *Apil* springen jetzt vom Baum herunter." Wenn es dann noch weiter donnert, sagt man: „Jetzt sind sie neben dem Fluß." Ein paar Tage später kommen Alluvionen aus den Flüssen des Festlandes von Neu-Guinea in die See geschwommen, bestehend hauptsächlich aus einer Art gelben Grases, das nach Aussage der Leute unter den Strahlen der *Apil* gereift ist und von ihnen in die Flüsse geworfen wurde. Man nennt diese Alluvionen *wēs*, sie bringen viele Fische mit. Dann hört man wieder Donner: „Jetzt springen die *Apil* ins Wasser und schwimmen über den Fluß." Infolgedessen kommt nun die Fischart *Wulēmāk*, armlang und etwa zwei Arm dick, sehr wohlschmeckend, ans Ufer geschwommen. Die Leute wissen das und haben sich in großen Scharen am Ufer gesammelt mit Speeren, Bogen und Pleilen, um Jagd darauf zu machen.

In dem darauffolgenden Monate *Munuán* sind die *Apil* bereits am anderen Ufer des Flusses angelangt. Sie zünden dort ein Feuer an, um Kokosnüsse zu braten, aus denen sie Öl gewinnen, mit dem sie sich dann schmücken. Zu dieser Zeit ist die Atmosphäre dunkel (wegen Nebel?); die Leute sagen dann, das komme von dem Rauch des Feuers her, das die *Apil* angezündet. In diesem Monate wird der Fisch *Munuán* gefangen. Wenn es abends donnert, heißt es, die Tasche der *Apil*, in welcher diese die Fische aufbewahren, die sie gefangen, sei gebrochen, die Fische seien ins Wasser gefallen, da gebe es morgen zahlreiche Fische zu fangen.

* * *

Diskussion.

1. Regierungsrat F. Heger:

In selten klaren und überzeugenden Worten hat der Herr Vortragende in der Einleitung zu seinem Vortrage auf die wichtige Rolle hingewiesen, welche dem Elementargedanken bei Beurteilung der psychologischen Verhältnisse und Vorgänge in der Völkerkunde zukommt. Dem Ethnologen treten heute immer zwei Fragen bei der Beurteilung über den Ursprung einer Sitte oder eines Brauches irgend eines Volkes, der Form seiner Waffen, Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände entgegen, nämlich die erste über die selbständige Entstehung dieser Formen, welche eben auf dem Elementargedanken basieren, und dann die zweite, jene der Entlehnung. Bei unseren oft so verschiedenartigen Kulturen der alten Welt ist die Entscheidung dieser Frage meist sehr schwierig, weil man immer eine Übertragung oder Entlehnung ins Auge fassen muß. Ich brauche hier nur an die Beeinflussung einer gewissen Phase der altindischen Kunst durch die altgriechische hinzuweisen, welche in ihren weiteren Ausstrahlungen auch die gesamten alten Kulturen Ostasiens beeinflußt hat. Auch in Afrika muß man bis in das tiefste Innere dieses Kontinentes und bis in seine Südspitze immer an Übertragungen und Entlehnungen denken, wenn Ähnlichkeiten oder selbst Gleichheiten mit einzelnen Kulturelementen anderer Völker vorkommen, namentlich seit jener Zeit, in welcher der Mohammedanismus nach und nach einen großen Teil dieses Kontinentes durchdrungen hat. Es ist daher für die Ethnologie von außerordentlicher Wichtigkeit, unseren altweltlichen Kulturelementen solche entgegenzustellen, welche irgendwo auf der Erde selbständig entstanden sind. Dies gilt vor allem für die altamerikanischen Kulturen, welche sich auf den Hochplateaus von Mexiko und Ecuador, bei den Mayas in Yukatan und bei den alten Peruanern entwickelt haben. Es sind da namentlich von unseren älteren Autoren über diese Gebiete diese Kulturen vielfach mit den klassischen Kulturen des südöstlichen Europa, des nordöstlichen Afrika und Vorderasiens in Beziehung gebracht worden, lediglich auf Grund gewisser Analogien und Ähnlichkeiten, welche da und dort auftraten. Es war nun die wichtige Frage zu lösen, ob wirklich diese amerikanischen Kulturen sich selbständig, ohne Beeinflussung jener der alten Welt entwickelt haben. Dies ist um so wichtiger, als heute noch manche Gelehrte einen Zusammenhang beider Kulturkreise konstruieren wollen. Die Ehre, diese eminent wichtige Frage mit seltener Energie und Gründlichkeit angefaßt zu haben, gebührt den praktischen Nordamerikanern. Dort wurde nämlich schon vor längeren Jahren, namentlich durch die Bemühungen des ausgezeichneten Amerikanisten Dr. F. Boas, ein großartiges wissenschaftliches Werk in Szene gesetzt, um mit möglichster Schärfe den direkten Beweis von der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der altamerikanischen Kulturen zu erbringen. Die großartigen, von dem leider vor kurzem dahingeschiedenen Mr. Jesup ins Leben gerufenen Expeditionen, welche nach ihm den Namen führen, hatten zur wesentlichsten Aufgabe, diesen Beweis zu erbringen. Die einzig mögliche Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt geht nun über die Behringsstraße. Es wurden daher nach beiden Seiten dieser Meeresstraße eine Reihe von wissenschaftlichen Expeditionen entsendet, um die dort lebenden Völker und alle ihre psychischen Äußerungen mit der möglichsten Genauigkeit und Gründlichkeit zu studieren. Das eine Resultat dieser mühevollen und zeitraubenden Expeditionen war nun dies, daß in der Tat die Behringsstraße keine Scheidegrenze zwischen der alten und neuen Welt bildet und auch nicht in früherer Zeit gebildet hat; denn die Völker zu beiden Seiten derselben waren seit altersher immer in einem gewissen Kontakt. Freilich, und das muß besonders hervorgehoben werden,

stehen diese Völker seit jeher auf einer ziemlich tiefen Kulturstufe; es sind fast ausschließlich Fischer- und Jägervölker. Es entstand nun die Frage, ob durch ihre Vermittlung eine Übertragung der höheren Kulturen Ostasiens nach Mexiko und nach den noch weiter im Süden gelegenen altamerikanischen Kulturzentren stattgefunden haben konnte. Die Möglichkeit, daß einzelne Schiffe zu verschiedenen Zeiten von der Ostküste Asiens nach der Westküste Amerikas verschlagen wurden, bleibt ja immer vorhanden; es wird aber keinem nüchternen Forscher einfallen, aus solchen einzelnen Fällen Kulturübertragungen ableiten zu wollen. Da müßten schon eine ganze Anzahl von förmlichen Zügen dahingegangen sein, ähnlich jenen der Conquista des 16. Jahrhunderts. Davon ist aber in den sonst so genauen chinesischen Annalen nichts bekannt. Anderseits ist es ausgeschlossen, daß Völker von so niedrigen Kulturstufen, wie es die Anrainer der Behringsstraße seit jeher waren, höhere Kulturelemente in größerem Maßstabe übertragen haben könnten. Das ist geradeso, als wollte man einem Kinde zutrauen, die philosophischen Lehren Kants oder Schopenhauers an eine andere Person zu übermitteln. Die Resultate dieser ausgedehnten Expeditionen sind gegenwärtig in einem großen zwölfbändigen Werke im Erscheinen begriffen, derzeit aber noch nicht abgeschlossen. Aus den bisherigen Publikationen geht aber schon ein rein negatives Ergebnis hervor. Wir müssen daher heute daran festhalten, daß die alten Kulturen Ostasiens und Amerikas weder in einem direkten, noch in einem indirekten Konnexe gestanden haben, wie dies in so lichtvoller Weise unser Altmeister Richard Andree in einem vor zwei Jahren an dieser Stelle gehaltenen Vortrage auseinandergesetzt hat. Wir haben aber dadurch zum ersten Male mit vollster Sicherheit reine Vergleichspunkte zwischen den oft gleichen und ähnlichen Kulturäußerungen der Kulturvölker der alten und der neuen Welt gewonnen, welche für die methodische Behandlung dieser ethnologischen Fragen von außerordentlicher Bedeutung sind. Hier kann von einer Entlehnung oder Übertragung keine Rede sein, sondern bei den vielfachen Analogien hüben und drüben muß immer auf den Elementargedanken gegriffen werden, nach welchem unter gleichen oder ähnlichen äußeren Bedingungen an verschiedenen Orten der Erde vollkommen unabhängig voneinander gleiche oder ähnliche Kulturelemente entstehen können. Ich wollte nur diese Gelegenheit benützen, um auf die Resultate dieser so überaus wichtigen Expeditionen hinzuweisen, über die Sie Näheres auf dem im Herbste dieses Jahres in Wien tagenden Internationalen Amerikanistenkongresse hören werden.

2. Hofrat Gomperz dankt dem geehrten Vortragenden für die gespendete reiche Belehrung und wäre für weitere Aufklärungen, die sein spezielles Studiengebiet berühren, ungemein verpflichtet. Er hat mit Überraschung von dem Ergebnisse neuerer Forschungen vernommen, das die babylonische Astronomie in eine verhältnismäßig späte Zeit herabrückt. Gern wüßte er, ob es unter dieser Voraussetzung noch angeht, die Vorhersage einer Sonnenfinsternis durch Thales im Jahre 585 dadurch zu erklären, daß man den griechischen Weisen in diesem Punkte aus babylonischen Quellen schöpfen läßt. Man denkt hiebei keineswegs an eine so hohe Entwicklung der Astronomie, daß die richtige Theorie der Finsternisse bekannt und der Zeitpunkt der einzelnen Eklipsen daraus ableitbar gewesen wäre; wohl aber an die Kenntnis des empirischen Gesetzes, an Tafeln, die lange Reihen von Beobachtungen und die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen enthalten haben. War Derartiges den babylonischen Priestern bekannt, so konnte ein wißbegieriger Jonier damit in Sardes, der Hauptstadt Lydiens, eines Vorlandes babylonischer Kultur, gar leicht bekannt werden, während es nicht abzusehen ist, wie er ohne solche Hilfe jene wohlbeglaubigte Vor-

aussage machen konnte. Denn in Hellas konnten zu jener Zeit die erforderlichen astronomischen Beobachtungen unmöglich gesammelt worden sein.

Wie die Kenntnis der Finsternisse, so haben die Gewährsmänner des Herrn Vortragenden den Babyloniern, und zwar bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. Geb., auch jene der Präzession abgesprochen. Hier erhebt sich eine innere Schwierigkeit. Vielhundertjährige Himmelsbeobachtungen schreibt Aristoteles, der gewiß nicht geneigt war, fremdländische Wissenschaft zu überschätzen, den Babyloniern zu. Nun ist die Präzession der Äquinoktien ein Phänomen, das schon im Laufe eines Jahres mehr als 50 Bogen-Sekunden beträgt und daher im Laufe mehrhundertjähriger, nicht völlig ungenauer Himmelsbeobachtungen kaum übersehen werden konnte. (Die aristotelische Äußerung liest man im II. Buche vom Himmelsgebäude, Kap. 12.)

3. Professor L. v. Schroeder sprach seine Freude darüber aus, daß ein so hervorragender Gelehrter wie P. Wilhelm Schmidt dem wissenschaftlich ganz ungenügend fundierten, bereits viel Verwirrung stiftenden Panbabylonismus entgegengetreten sei. Schon der Name dieser Richtung enthalte eine durchaus unberechtigte Anmaßung. Es könne gar keine Rede davon sein, daß alle Mythologie Astralmythologie sei und aus Babylon herstamme. Nicht der Schatten eines Beweises sei für so weitgehende Behauptungen beigebracht worden. Neben der Verehrung und mythologischen Verherrlichung der Gestirne finden sich über die ganze Erde verbreitet ebenso die Verehrung noch vieler anderer Naturerscheinungen, gar vieler Götter und Dämonen, die im Gewitter, im Wind und Sturm, in der Vegetation, im Feuer, in den Gewässern usw. usw. walten. Ebenso bekanntlich die Verehrung abgeschiedener Seelen, und bei den Ariern insbesondere der Führer des Seelenheeres, das in Wind und Sturm durch die Lüfte jagt. Von völliger Verkennung des Wesens der Mythologie zeugt die Behauptung, daß sie in ihrer Gesamtheit auf astronomische, also wissenschaftliche Beobachtungen und Berechnungen zurückgehe. Sie ist zweifellos älter als alle Astronomie, alle Wissenschaft überhaupt. Sie hat in Wesen und Ursprung weit mehr mit der Poesie gemein, als mit der Astronomie. Was vielleicht auf beschränktem Gebiete, zu gewissen Zeiten und bei gewissen Völkern seine Berechtigung haben mag, darf auf keinen Fall ohne weiteres verallgemeinert, auf alle Völker und Zeiten ausgedehnt werden. Am wenigsten aber darf eine solche Idee sogleich als neue große Entdeckung auch im großen Publikum ausposaunt werden, wie das von seiten der Panbabylonisten tatsächlich geschieht.

Bedingungen zur Beurteilung prähistorischer Zeichnunge

Von **Ludwig Kainzbauer** in Graz.

Aus den vorgeschichtlichen Zeiten kennt man auf verschiedene Art he Zeichnungen, welche nicht nur dekorative Muster, sondern sogar Tier- und M figuren zeigen. Die letzten sind dem Kunstwerte nach die unvollkommensten merkwürdig abweichend von unserer Betrachtung des Menschen, daß es notwe festzustellen, wieweit die Fertigkeit im Zeichnen beim prähistorischen Mens langt sein konnte, wieweit das Auffassen der Form gediehen war.

Um hier zu einem Resultate zu gelangen, müssen wir zuerst die Form betrachten. Es gibt an den Körpern überhaupt zweierlei Formen, die Form risses, der Kontur der Zeichnung, und die Form der Modellierung der Körpe in Winkeln zur Form des Umrisses steht, also die Durchschnitte des Körpe den verschiedenen Richtungen bildet. Diese letzteren Formen sind an den nur durch die Verteilung von Licht und Schatten wahrnehmbar, solange die schnitte nicht als Konturen sichtbar sind. Diese Konturen werden als Durchschnitte oder durch veränderte Stellung des Körpers wahrnehmbar. Ein Wenn man ein Pferd so gegen einen lichten Hintergrund stellt, daß di Fläche, welche dem Beschauer zugewandt ist, dunkel erscheint, so läßt d nur seine Umrisse sehen, während die Durchschnittsformen (die Modellier sichtbar sind. Dreht man das Pferd, so sieht man die früher modellierende als vertikale Durchschnittsformen zu Umrissen umgebildet. So sehen wir, Umrißlinien immer die zuerst sichtbaren und am leichtesten zu erfassend

Aber diese Umrißlinien zerlegen sich wieder in kleine und große welche, je stärker voneinander unterschieden, desto leichter aufgefaßt und so gestellt werden können. In dem Maße also, als sich große Formen in kleine kleine zerlegen lassen, wird die genaue Darstellung dieser Formen schwe ist bei sämtlichen Umrissen, die uns das Weltall bietet, ganz gleich. Es han nun, wieweit die Genauigkeit der Formengebung gehen muß, um den darzus Gegenstand erkennbar zu machen. Wo nun diese Formengebung nicht um einen Gegenstand zu erkennen, können aber noch andere Umständ Erkennen besorgen, nämlich gewisse Folgerungen, die sich aus Erfahrung

So z. B. wird niemand eine Zeichnung erkennen, welche einen langen talen Strich zeigt, an den sich strahlenförmig fünf kurze Striche anreihe sich aber an einem senkrechten Striche, oben mit einem Punkte, unten mi zwei senkrecht schiefen Strichen versehen, rechts und links ersterwähnte Z befindet, so wird man diese als Arme, Hände und Finger deuten, weil wi daß der lange Strich der Leib, der Punkt der Kopf, die zwei unteren Stri die Beine sein sollen.

Diese Erfahrung haben aber alle normal geistigen Menschen, und so k eine derartige Darstellung nicht als Bild, als Zeichnung ansehen, sondern

Mitteilung eines Gedankens mit dem primitivsten Mittel. Dieser Mitteilung sind aber alle denkfähigen Menschen ohne Kenntnisse irgend einer Ausdrucksform fähig. Es ist dies die psychologische Fähigkeit, Sichtbares sichtbar mitzuteilen und somit die leichtest erfaßte und erfundene Art der Mitteilung, da in diesem Falle nur eine Einheit, die Sichtbarkeit, geistig zu überwinden ist, während bei der Schrift zwei Einheiten, zuerst die Hörbarkeit und diese mit der Sichtbarkeit zu überwinden sind. Es muß daher naturnotwendig die Zeichnung vor der Schrift entstanden sein. Es sind also alle mit irgend einem Instrumente gemachten sichtbaren Mitteilungen, welche nur durch geistige Folgerung nach der Erfahrung erkennbar sind, ob prähistorisch, historisch oder modern, überhaupt nicht als Zeichnungen oder gar als Kunst zu betrachten. Wir haben es also erst dort, wo die Mitteilung ohne Folgerung nur aus der Form erkennbar ist, mit Zeichnung zu tun.

Während nun, wie vorn gezeigt, alle normalen Menschen auf irgend eine Art sichtbar mitteilsfähig sind, trennt sich von diesen eine Gruppe nach der anderen ab, welche in immer vollkommenerem Grade mitteilen können, bis dorthin, wo geistige Folgerungen des Betrachters jener Mitteilungen nicht mehr notwendig sind, sondern die Mitteilung durch den Gesichtssinn allein verstanden wird.

Hier setzt eigentlich erst die Zeichnung ein. Wie nun das Mitteilungsvermögen bei den Menschen je nach ihrer geistigen Begabung verschieden, also weniger, dann immer mehr verständlich ist, so steigert sich diese Mitteilung eines Gedankens je nach Begabung der einzelnen Menschen und auch nach den Zeitperioden und dem Kulturstande der Völker zur vollkommenen Zeichnung.

Von der plumpesten Mitteilungsform bis zur vollendeten Zeichnung ist ein weiter Weg, dessen Anfang wir bei den Völkern im Urzustande, beim Menschen im frühen Kindesalter antreffen. Da nun beide, Urzustand und Kindesalter, die ganz gleichen Erscheinungen in der Art der Mitteilung und Darstellung aufweisen, und da bei den mittel- und nicht begabten Menschen selbst im reifen Alter von diesen hergestellte Mitteilungen so unbeholfen sind, daß sie nicht als Zeichnungen angesehen werden können, so sind graphische Mitteilungen und Zeichnungen vor allem psychologisch zu unterscheiden. Man müßte also, um die graphischen Äußerungen der Menschen in ihren Beziehungen vom Gedanken bis zu dessen Darstellung richtig beurteilen zu können, eine Psychologie der Graphik haben.

Da nun nicht alle Menschen, ob Kind, Urmensch oder Kulturmensch, im reifen Alter sich zeichnerisch so ausdrücken können, daß ihre Mitteilungen ohne Folgerung zu erkennen sind, so ist damit bewiesen, daß die nur durch den Gesichtssinn schon allein erkennbare Mitteilung (Zeichnung) nicht vom Anfange an als psychologische Eigenschaft im Menschen vorhanden ist, sondern angelernt werden muß.

Selbst geistig hochentwickelte Menschen, wie die Gelehrten, sind nicht imstande, eine Zeichnung eines Gegenstandes nach der Natur oder aus dem Gedächtnisse formenrichtig zu machen, wenn sie nicht vorher das Zeichnen erlernt haben. Sie können ihre geistige Vorstellung eines Gegenstandes in kaum höherem Grade graphisch mitteilen als der ungebildete Mensch; ja selbst Gegenstände, die sie vor sich sehen, können sie meist gar nicht zeichnen.

Jeder Lehrer, der einmal Gelegenheit gehabt hat, hochgeistige Menschen im Zeichnen zu unterrichten, weiß, daß selbst jene, deren Beruf es mit sich bringt, fort und fort die feinsten Formen beobachten zu müssen, weder aus dem Gedächtnisse noch nach dem Leben Gegenstände richtig zeichnen können, ohne es früher gelernt zu haben.

Es kommt nur äußerst selten vor, daß Menschen von vornherein die geistige schaft besitzen, ihre Gedanken zeichnerisch richtig wiedergeben zu können. Je der Kulturzustand eines Volkes ist, desto mehr solche Menschen wird es hervorb

Da aber nun nachgewiesen ist, daß die Unvollkommenheit in Beziehu ihre Mitteilsfähigkeit bei allen Menschen ganz gleich ist, so müssen wir ann daß die Ausnahme einer hohen Begabung auch bei dem prähistorischen Mensc dem Verhältnisse vorgekommen sein muß, wie dieser geistig überhaupt zum menschen sich verhält. So müssen die prähistorischen Zeichnungen nach Richtungen beurteilt werden; erstens als Gedankenmitteilungen gewöhnlicher gabter Menschen und zweitens als erste Versuche wirklicher Zeichenkunst von nen, verhältnismäßig hochbegabten Menschen. Weiters müßte unterschieden v ob die Zeichnungen einen dekorativen oder einen rein darstellenden Zweck Ferner ist es, wenn möglich, durch Vergleich resp. durch genaue Formena festzustellen, ob und welche Zeichnungen von denselben einzelnen Mensche rühren. Erst durch diese Formenanalyse ist es möglich, zu konstatieren, ob d treffende Mensch imstande war, den Menschen ebensogut darzustellen wie da und andere Gegenstände. Wie vorn gesagt, sind die feinen kleinen Form schwersten darstellbar; wenn nun ein einzelner Mann die sehr feinen Forme an Gegenständen und an Tieren vorkommen, richtig auffaßt und zeichnet, s angenommen werden, daß er bei der Darstellung des Menschen wenigstens grobe Formen findet und darstellt. Wenn dieser Mann z. B. die Formen eines geweihes richtig trifft, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er in einem Profilg den Vorsprung der Nase übersieht, oder daß er übersieht, daß der Obersc dicker ist wie das Fußgelenk.

Diese Beobachtungen müssen dann immer weiter und vergleichsweise das kleinste Detail fortgesetzt werden. Allerdings wird diese Arbeit sehr ersc wenn nicht unmöglich gemacht, falls die bisherigen Funde keine Zeichnunge weisen, welche nachweisbar das gleiche Individuum gemacht hat.

Das große Material, welches in Levinsteins Kinderzeichnungen verarbeite sowie die Abhandlung des Professors Verworn im „Korrespondenzblatt für Ant logie", Mai—Juni 1907, zeigt mit Beispielen die Richtigkeit vorgemachter B tungen, nur fehlt beiden Abhandlungen die Besprechung der wichtigsten Frage lich der Frage der Begabung für die zeichnerische Darstellung. Es kann aber haupt nur diese Frage in Betracht kommen, da sich nur in dieser Richtung die nungen prähistorischer Menschen unterscheiden. Das ganze Material zeigt n die Unkenntnis des Zeichnens ganz gleich beim Kinde, beim Erwachsenen kultivierten Europäer, beim unkultivierten Neger, beim halbkultivierten Eskim beim prähistorischen Menschen.

Es müßte also die Begabung zur zeichnerischen Darstellung bei den vorerw Menschengruppen in Betracht gezogen, psychologisch untersucht werden. Diese suchungen müßten an einem Materiale gemacht werden, welches erstens die didaktischen Lehrresultate und zweitens die Lehrresultate des Zeichenunter durch eine zweite Person überhaupt, dann die Lehrresultate dieser Person nac Grade ihrer Lehrfähigkeit, weiters die Umstände, z. B. das Milieu, in dem si Lernende befindet, in Betracht gezogen werden, ob sich nämlich der letzt seines Vaters Maleratelier, oder im Försterhause, oder in einem z. B. naturhisto Museum, oder etwa auf einem Bauernhofe befunden hat. Mit einem Worte, es untersuchen, was der Zeichnen Lernende am öftesten oder die meiste Zeit geseh

Wenn wir aber nur den prähistorischen Menschen betrachten, so vereinfacht sich die Sache schon, da wir es hier sicher in vielen Fällen mit Autodidakten zu tun haben. Daß es in jenen Zeiten einen von einem zweiten erteilten Unterricht überhaupt gegeben hat, kann man aber auch annehmen, da es ja selbst bei den Tieren den Unterricht gibt, den vielleicht instinktiv, wahrscheinlich aber verstandesmäßig das alte Tier dem jungen erteilt. So muß man sich die prähistorischen Zeichnungen häufig beeinflußt denken.

Es ist für diesen Zweck gar nicht einmal notwendig, anzunehmen, daß es Sprachkenntnisse gegeben hat. Die prähistorischen Zeichnungen müssen auch nach den Zeitperioden studiert werden, um zu der Entscheidung zu kommen, ob die dekorative Zeichnung oder die freie Darstellung zuerst oder ob beide gleichzeitig auftraten.

Hier setzt der Ursprung der Kunst überhaupt ebenso ein, wie häufig beim Kinde. Wir können den Ursprung der Kunst z. B. beim Kinde annehmen, wenn es einen rohen Gegenstand zu bearbeiten sucht, um denselben zu schmücken. Eine Weidenrute, mit einer durch Rindeneinschnitte hervorgebrachten Schneckenlinie verziert, ist der Anfang einer Kunstbestrebung; so sind auch die ornamentalen Versuche des prähistorischen Menschen aufzufassen.

Die dekorativen prähistorischen Zeichnungen sind von denen freier Darstellung leicht zu unterscheiden.

Mit dieser Unterscheidung ist auch zugleich der Ursprung des Ornamentes gegeben. Mit der Zeichnung von Formen, die sich in einer geraden Reihe oder in Form eines Kreises, auch eines Vier- oder Vieleckes bewegen, ist das Ornament entstanden. Da dasselbe hauptsächlich an Gebrauchsgegenständen vorkommt, macht es die plastische Form des betreffenden Gegenstandes mit; von den einfachsten Formen, wie etwa einer Schlangenlinie, oder einer Reihe von kleinen oder verschiedenen Kreisen, sowie von anderen Figuren, bis zur reihenweisen Darstellung des Tieres, manchmal auch des Menschen.

Die freie Darstellung hingegen bietet keine Reihen oder regelmäßige Anordnungen von Gegenständen, sondern diese sind ganz frei einzeln oder durcheinander dargestellt. Während die ornamentale Art den Zweck des Dekors der Gegenstände hat und daher gar nicht naturwahr zu sein braucht, sondern auch als stilisiert wirken kann, haben schon die prähistorischen Menschen in ihren Zeichnungen eine auffallende Naturwahrheit angestrebt und bis zu einem gewissen Grade auch erreicht und sind diese Zeichnungen als freie Darstellungen anzusehen.

Schließlich entsteht noch die Frage, ob diese prähistorischen Menschen tatsächlich fähig gewesen wären, die Naturformen bis ins Kleine nachzufühlen und wiederzugeben, wenn sie mit jenem Materiale ausgerüstet gewesen wären, das eine genaue Arbeit ermöglicht, oder ob an dem Fehlen dieser Feinheiten das spröde Material die Ursache war, so daß sie dasselbe motorisch nicht mit jener Sicherheit beherrschen konnten, die eine gute Zeichnung erfordert. Dieses letztere Hindernis muß sehr häufig aufgetreten sein, da die Werkzeuge, die zu den Zeichnungen oder, besser gesagt, Darstellungsversuchen zur Verfügung standen, naturgemäß höchst primitive waren.

Der gegenwärtige Stand der Hausforschung in den Ostalpen; mit besonderer Berücksichtigung der Grundrißformen.

Von Dr. phil. **Viktor R. v. Geramb** in Graz.

(Mit 2 Abbildungen im Texte.)

Wenn jemand, der mit der Geschichte der Hausforschung vertraut ist, diese Überschrift liest, so mag es wohl geschehen, daß er mit einer gewissen Verwunderung fragt: Wie, schon wieder eine Überblicksarbeit; gibt es deren nicht ohnedies schon zu viele; wäre es nicht zweckmäßiger, vorerst die Ostalpen lieber noch genauer in bezug auf das Haus zu durchforschen? Gewiß! Diese und ähnliche Fragen sind sehr berechtigt. Gerade die folgenden Zeilen hoffen selbst wieder, neuerdings dartun zu können, daß eine genauere Durchforschung der Ostalpen überhaupt noch immer sehr nötig ist; aber sie hoffen auch deutlich klarzulegen, welche Einzelgebiete innerhalb dieses geographischen Bezirkes noch besonders einer genauen Erforschung harren. Trotzdem aber, glaube ich, zählt es mit zu den Vorteilen, die der Hausforschung aus ihrer Jugend erwachsen, wenn wir jetzt schon mehrere Arbeiten besitzen, die sich nur einen Rückblick über den bisherigen Verlauf der jungen Disziplin zur Aufgabe machten.[1]) Denn das steht fest: So bedauerlich die Jugend der Hausforschung einerseits auch ist, weil viel kostbare Zeit verstrichen und mit ihr viel „Material" verschwunden ist, bis den Forschern „die Scheuklappen abfielen"[2]) und man erkennen lernte, daß es außer der altehrwürdigen Germania des Tacitus „auch mitten in unserem bäuerlichen Kernvolke noch ein solches Buch zu lesen gebe",[3]) so hat es doch auch wieder seine Lichtseiten, wenn die Wissenschaft, die sich Hausforschung nennt, nicht viel über 20 Lenze zählt. Gerade die Jugend gewährt ihr die vor Verknöcherung schützende Kraft, das Alter und die Entwicklungsläufe anderer Wissenszweige aber sind ihr Beispiele, an denen sie viel für ihren eigenen Lebensgang lernen kann, wenn sie denselben zeitweise rückschauend und vergleichend prüft und sich dadurch stets eine nützliche Selbsterkenntnis bewahrt. Dazu möchte in bescheidenem Sinne auch die vorliegende Arbeit beitragen. Der Hauptteil dieses Aufsatzes aber soll in einer etwas anderen Art durchgeführt werden, als die früher genannten Arbeiten. Wenn sich von diesen nämlich Lutsch und das erwähnte Kapitel des Bauernhauswerkes nur mit der Geschichte und Literatur der Hausforschung befaßten, so soll dies in unserer Abhandlung nur einleitungsweise und mit besonderem Hinblicke auf das Neue, das seitdem darüber etwa zu sagen ist, geschehen. Die anderen angeführten Werke Bancalaris jedoch, wie auch z. B. das

[1]) Hieher gehören: G. Bancalari, „Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen", Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V., 1893. Derselbe, „Die Hausforschung in Österreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele". Vortrag M. A. G. XXIV, 1894. H. Lutsch, „Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus", Berlin 1897. M. Haberlandt, „Geschichte und Literatur der Bauernhausforschung in Österreich-Ungarn", Österr. Bauernhauswerk, Wien 1906, S. 6 ff.

[2]) Murko, „Zur Gesch. d. Hauses b. d. Südslawen", M. A. G. XXXVI, 1906.

[3]) Ausspruch Professor Meringers bei seinem Vortrage in der „anthropol. Sektion" des naturw. Vereines, Graz; 11. Nov. 1907.

ganze Bauernhauswerk, behandeln die gesamten Ergebnisse der Hausforschung. Sie lassen es sich nicht mit der Grundrißform begnügen, sondern behandeln alle Äußerlichkeiten des Hauses und der Wirtschaftsgebäude, ziehen auch alle die inneren Einrichtungen des Hauses in Betracht und verknüpfen schließlich mit allem historisch-ethnographische Momente, nach denen sie verschiedene Haustypen unterscheiden. Zu all diesen umfassenden und ausgezeichneten Arbeiten wollen die nachfolgenden Zeilen nur eine bescheidene, aber, wie wir hoffen, nicht wertlose Ergänzung sein. Der Schreiber dieser Zeilen kam zur Ansicht, daß eine von allen ethnographischen und kleineren Außendingen des Hauses absehende Besprechung, welche nur die reinen Grundrißformen betrachtet und mit Benützung aller darüber vorliegenden bisherigen Forschungsergebnisse zusammenstellt, bisher nicht nur mangle, sondern auch in das etwas verwickelt gewordene Gemisch der verschiedenen systematischen, ethnographischen und anderen Behauptungen in gewissem Sinne klärend eingreifen würde.

Darin und in dem Ziele, übersichtlich zu wirken, soll also die Hauptaufgabe unseres Versuches liegen. Um dieser Übersichtlichkeit willen werden wir auch im folgenden das Haus als solches, also getrennt von den Wirtschaftsgebäuden (dem Hofe) behandeln. Meine ursprüngliche Absicht, auch den Hof in einem eigenen Abschnitte zu behandeln, habe ich deshalb aufgegeben, weil ich bei der Durchführung dieses Kapitels zur Überzeugung kam, daß es nichts Neues würde bieten können. Im geplanten ersten, jetzt aber die ganze Arbeit bildenden Abschnitte über das Wohnhaus allein aber hoffe ich, wird es mir gelingen, einige neue Gesichtspunkte aufzuzeigen, die nicht unwichtig und zum wenigsten anregend sein dürften und es ermöglichen werden, einige von den vielen Wegen anzugeben, auf denen sich die Hausforschung zunächst weiter zu bewegen hätte.

Mit der Beschränkung auf die Grundrißformen hofft der Schreiber dieser Zeilen, einerseits die Anerkennung der Berechtigung seines Versuches zu gewinnen, anderseits aber die Entschuldigung dafür zu erlangen, daß er mit dieser Schrift das erstemal vor die Öffentlichkeit tritt.

Einleitung.

Daß die Hausforschung zu den jüngsten Wissenszweigen gehört, kann nicht verwundern. Das „niedere Volk", durch Jahrhunderte nur geknechtet und verachtet, hatte am wenigsten Berechtigung, durch die Brille der Wissenschaft angesehen zu werden. Wer dachte noch daran, daß gerade im Bauernstande der letzte Rest unseres Urvolkes zu suchen sei; wer konnte es ahnen, daß das spottgewohnte Herz unterm rauhen Bauernkittel noch die Gebräuche, die Lebensweise, ja vielfach noch das Heim und die Geräte unserer Altvordern in steter Verehrung bewahrt habe, daß der Bauer es war, der in ungeschminkter Liebe all das erhalten und für uns gehütet habe, treuer als tausend gelehrte Bücher und Museen! Es ist bezeichnend, daß sich auch die Kunst im mittelalterlichen Bauernromane und in den Dörperspielen dieser durch den Feudalismus grausam verstoßenen, armen Volksschicht nur als Zielscheibe plumper Witze bediente. Erst die Strömung der Romantik bewirkte es, daß „man tiefer hinabstieg in die Volksseele", daß man sich um das schlichte Lied des gemeinen Mannes zu kümmern begann. Es geschah wahrlich nicht zum Schaden dieser Strömung! Die süßen Früchte, die den Romantikern „vom Birnbaum am Straßenrain" in den Schoß fielen, die innigen Lieder, die aus des Volkes „Wunderhorn" erklangen, wirkten läuternd und veredelnd. Die anfängliche Überraschung wandelte sich in Bewunderung und endlich in liebevolles Interesse für das Volk und seine Eigenheiten. Es ist wohl

nicht Zufall, daß wir aus dieser Zeit auch schon kurze Beschreibungen des Bauernhauses finden. Goethe beschreibt, wenn auch kein deutsches, so doch wenigstens ein französisches Haus sehr genau.[1]) Und wenn er auch, noch befangen im Suchen nach altertümlichen Kunstschätzen, kein Herz für die Geräte des Hauses gehabt zu haben scheint,[2]) so trifft dasselbe für Jakob Grimm nicht zu. Neuere Forschung hat nämlich durch die Veröffentlichung eines Briefes, den dieser für alles Volkstümliche so tief empfängliche Gelehrte an Werner v. Haxthausen geschrieben hatte, nachgewiesen, daß Jakob Grimm von der Notwendigkeit überzeugt war, mit der seine Zeit schon eine „mit Treue, Lust und anhaltendem Fleiße" durchzuführende Sammlung „der inneren Hauseinrichtung in Dörfern" verlangen müsse.[3]) Es ist, wie ich meine, sehr erfreulich, daß man jetzt auch im Nachlasse dieses deutschen Denkergeistes eine, wenn auch noch halb schlummernde Ahnung von der Bedeutung des Hauses und seiner Einrichtungen aufgedeckt hat.[4]) Von anderen seiner Zeitgenossen ist es ohnedem bereits bekannt, daß sie, als die ersten, es der Mühe wert hielten, auch am Hause des Bauern nach Schönem zu schauen.[5]) Desgleichen hat uns das schon genannte literaturgeschichtliche Kapitel im Bauernhauswerke auch bereits darüber belehrt, welche Bedeutung im Laufe des 19. Jahrhunderts die bildende Kunst[6]) und noch mehr das erwachte Interesse für landwirtschaftliche Studien[7]) für die Betrachtung des ländlichen Hauses erlangt haben. Immer noch aber war dies alles doch nur eine mit einem gewissen Zwecke verbundene Beschäftigung mit Haus und Hof. Das einemal tat man es der Kunst, das anderemal der Landwirtschaft wegen. Die von Grimm im angeführten Briefe zum ersten Male angeregte rein wissenschaftliche Erforschung des Bauernhauses aber ist „eine Frucht der Neuzeit".[8]) Das Geburtsjahr der rein wissenschaftlichen Hausforschung ist das Jahr 1882, in dem Henning und Meitzen ihre bekannten Werke geschaffen haben. Es wurde aber, wie ich glaube, bisher immer noch zu wenig betont, daß nicht nur die Wissenschaft als solche, sondern daß alle unsere gebildeten Zeitgenossen heute ein tiefes Interesse nicht nur für das Volk überhaupt, das schon die Romantiker singen ließen und besangen, sondern gerade für den Bauernstand im besonderen bekunden. Es war ein sehr richtiger Schachzug, wenn sich die Anthropologische Gesellschaft an den Lehrer-, Priester- und Landwirtestand, wenn sich Bancalari an die Touristen wandte und sie aufrief, beizutragen zur Erforschung des Bauernhauses. Es ist ja eine traurige Tatsache, daß man der Bauernhausforschung gerade von wissenschaftlicher Seite anfangs mit scheelem Blicke begegnete, daß man die ersten Hausforscher mit der müßigen Frage: Zu welchem Zwecke! behelligte und es war um so erfreulicher, daß die Stimmung der gebildeten Volkskreise hier der jungen Wissenschaft entgegenkam. Diese Stimmung gemacht zu haben, aber ist — und das sollte nimmer vergessen werden — zum

---

[1]) „Campagne in Frankreich", 4. u. 5. Okt. 1792.

[2]) Vgl. darüber: Meringer, „Das deutsche Haus" in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", 1906, S. 1 u. 2.

[3]) Vgl. darüber: „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde", Berlin 1902, S. 96.

[4]) Bisher war man der Meinung, daß auch Grimm der Erforschung des Hauses keine Bedeutung zugelegt habe. Das beweist z. B. die unter Anm. [2]) genannte Stelle bei Meringer.

[5]) So beschrieb Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien" 1791, III, S. 144 f., das westfälische Haus; so schildert Weddingen 1790 das Haus der Grafschaft Ravensburg.

[6]) Hieher gehört z. B. A. u. E. Varin, „l'architecture pittoresque en Suisse", Paris 1861.

[7]) A. v. Haxthausen, „Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen", 1839 und vor allem Hohenbruck-Romstorfer, „Pläne landwirtschaftl. Bauten in Österr." 1878.

[8]) G. Bancalari, Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V. 1893, S. 128.

guten Teil das Verdienst unseres Rosegger, der mehr als einmal auch auf das Heim des durch ihn bekannt und geachtet gewordenen Bauernstandes hingewiesen hat, der das Bauernhaus „die treueste Verkörperung der Volksseele" genannt hat.[1]) Es war gerecht und billig, daß eine leuchtende deutsche Wissensstätte dieses hohe volkskundliche Verdienst Roseggers gewürdigt hat.

Was die Hausforschung in den österreichischen Alpenländern betrifft, so ist es nicht lange her, seit Henning über „Unvollständigkeit des Materiales in Österreich-Ungarn" Klage erhob und die Meitzensche Karte viele Gebiete Österreichs mit der Bezeichnung „nicht festgestellte Formen" versehen mußte. Nahezu zehn Jahre später als in Deutschland, nämlich erst 1891, setzte bei uns die wissenschaftliche Hausforschung ein. Vom rein künstlerischen und landwirtschaftlichen Standpunkte aus zeigte sich aber auch bei uns schon seit der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts reges Interesse für den Landmann und sein Heim. Wir finden schon 1859 eine Schilderung der oberösterreichischen Bauernhöfe,[2]) 1871 die Beschreibung eines Kärntner,[3]) 1874 die eines Tiroler Hauses im Gsiesstale[4]) und nicht lange nachher erfolgte 1878 die Herausgabe der schon genannten Hohenbruckschen Pläne durch das k. k. Ackerbauministerium. Es ist ganz selbstredend, daß unsere Lande nach dem Erscheinen der Werke von Meitzen und Henning auch der wissenschaftlichen Hausforschung nicht verschlossen bleiben durften. Bei der starken Neigung, die die Hausforschung von allem Anfange an für die Enträtselung ethnographischer Fragen kundgab, lag es ja nahe, in unserem „Völkertummelplatze" mit seiner an ethnographischer Mannigfaltigkeit wohl beispiellos reichen Geschichte zuerst nach dem aufschlußgewährenden Schlüssel zu suchen. Bis das aber energisch geschah, brauchte es jedoch, wie gesagt, ziemlich lange. Reichsdeutschland mußte zuerst auch auf unserem Boden den Anfang machen und die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte brachte in ihren „Verhandlungen" die ersten wissenschaftlichen Forschungsberichte über das Haus auf österreichischem Grunde.[5]) Da erwachte plötzlich 1890/91 wie mit einem Schlage auch im eigenen Lande der Forschergeist und ein günstig Geschick rief Männer ans Licht, die in Tat und Schrift dahin wirkten, daß das Haus unserer Gebiete nicht mehr am schlechtesten, sondern heute nahezu am eingehendsten durchforscht ist. Der geistige Leiter der wissenschaftlichen Hausforschung in Österreich ist meines Erachtens Meringer, dessen Arbeiten, wie bekannt ist, seit 1891 nicht nur der Hausforschung Österreichs, sondern der gesamten Disziplin einen wissenschaftlich festen Grund legten.[6]) Seiner geistigen Arbeit aber wurde nicht nur durch seine eigenen Forschungsreisen,[7]) sondern auch durch die rege und überaus verdienstvolle Tätigkeit anderer Forscher fortwährend reicher Stoff zugeführt. Welche Bedeutung in dieser Beziehung die Ergebnisse von Bancalaris riesigen Forschungstouren gewannen, wird, wie ich hoffe, im folgenden, wo ja gerade die geographische Verbreitung der Formen behandelt werden soll, ersichtlich werden.

[1]) Rosegger, „Haus und Heim." Ausgew. Werke, IV, S. 212 ff.

[2]) J. Wastler in Westermanns illustrierten Monatsheften, Bd. V, 1859.

[3]) Rauchenberg in der „Carinthia" 1871.

[4]) Hell in der „Zeitschr. d. Ver. f. Volksk." 1874.

[5]) Meyer über ein Haus im Pferschtal (Tirol) 1883; F. Kraus über das Haus der Südslawen 1887; Dr. Lotz und R. Virchow über das Kärntner Haus 1888 und 1890.

[6]) Vgl. bes. die unter der Überschrift „Studien zur germanischen Volkskunde" verfaßten Arbeiten. M. A. G. XXI—XXVIII, 1891—1898, ferner XXXIII u. XXXIV, 1903/04; „Zeitschr. d. Ver. f. öst. Volkskunde", II, VI, X u. a.

[7]) Siehe bes. M. A. G. XXI. u. XXII. und Sitzungsberichte der k. Ak., Bd. 144, VI.

In einer ganzen Reihe von Arbeiten hat dieser „tapfere Rekognoszierungsreiter" getreulich über seine Erfahrungen Bericht erstattet.[1]) Sehr nötig aber war es, daß diesen bei der damaligen Unbekanntheit unserer Gebiete gewiß unentbehrlichen „Streckenforschungen" auch ein genaueres Studium kleinerer Gebiete an die Seite trat und sie als „Punktforschung" — wie Bancalari sich ausdrückt — ergänzte. Es sind da in erster Linie die prächtigen, durch ihre Gründlichkeit und Klarheit als Musterbeispiele ersten Ranges gültigen Ausführungen J. R. Bünkers zu nennen, die seit dem Jahre 1895 alljährlich in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft erscheinen. Es ist billig, an dieser Stelle auch der Verdienste dieser „Mitteilungen" zu gedenken, die wahrhaft zum Herold der österreichischen Hausforschung geworden sind. Wenn wir schließlich als „Punktforschungen" hier nur mehr die wichtigsten Arbeiten, nämlich von Dachler über das niederösterreichische,[2]) von Eigl über das salzburgische[3]) und nicht zuletzt die von Murko über das südslawische Haus[4]) erwähnen können, so geschieht dies aus dem Grunde, weil die Aufzählung der erfreulicherweise sehr zahlreichen Einzelarbeiten weit über die Aufgabe dieser überblickenden Einleitung hinausreichen würde. Man wird sie alle jedoch einerseits aus dem Folgenden ersehen können und findet sie anderseits in dem genannten Kapitel des Bauernhauswerkes zusammengestellt, eines Werkes, das im Jahre 1906 als das umfangreichste und letzte größere Werk der gesamten bisherigen Hausforschung erschienen ist.[5])

So überaus erfreulich die Geschichte der österreichischen Hausforschung in den letzten Jahren sich gestaltet hat, so bedeutende und zahlreiche Kräfte sich in ihren Dienst stellten, so stattlich die Reihe der aus ihr hervorgegangenen Arbeiten heute auch schon ist, es wird sich im folgenden dennoch zeigen, wie viele und wie frohe und schöne Arbeit es da noch zu tun gibt! Bei dem tiefen Einblicke, den gerade das Ostalpenhaus in die ursprünglichsten Zustände bietet, bei den höchst anregenden Fragen und Rätseln, die es uns immer noch in Hülle und Fülle vorlegt, und bei dem leider so rasch vor sich gehenden Aussterben des ursprünglichen Bauernhauses möchte auch dieser bescheidene Überblick mit dem Wunsche schließen: „vivant sequentes!"

I. Teil: Systematisches.

Es muß nun unsere erste Aufgabe sein, die verschiedenen Arten, nach denen die einzelnen Forscher bei der Einteilung der Hausformen vorgingen, kennen zu lernen, daraus die nach unserer Überzeugung wichtigsten und brauchbarsten auszuwählen und so ein für allemal zu erreichen, mit bestimmten Bezeichnungen feste Begriffe verbinden zu können. Darin liegt das Wichtigste der vorliegenden Arbeit, der Untergrund, auf dem sich alle Ergebnisse von selbst aufbauen und anordnen müssen. Sofern dabei ethnographische Fragen mitspielen werden, muß es unser Grundsatz sein, sie unbedingt außer acht zu lassen. Die Ergebnisse der Hausforschung wären

[1]) Im „Ausland" 1890, 1891, 1892 u. 1893, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V." 1893, „Globus" 1894 und M. A. G. XXIV. ff. unter der Aufschrift „Forschungen und Studien über das Haus".

[2]) A. Dachler, in den Blättern des Vereines f. Landeskunde Niederösterr. 1897; dazu ein Nachtrag 1905.

[3]) J. Eigl, „Das Salzburger Gebirgshaus" (Pinzgauer Typus) 1893.

[4]) Murko, M. A. G. XXXV (1905) und XXXVI (1906).

[5]) „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten" (Textband und Atlas), herausgegeben vom österr. Ingenieur- und Architektenverein, Wien 1906.

heute schon viel geklärter, wenn man diesen Zankapfel[1]) vorderhand unberührt gelassen hätte.

Schon Henning und Meitzen haben das Haus in verschiedene Typen eingeteilt. Wenn wir zuerst nach der allerursprünglichsten Form des Hauses fragen, so gibt uns darauf schon Henning eine bestimmte Antwort. Er hat als Vater aller indogermanischen Häuser eine nur aus viereckigem Herdraume und einer davorgelegten Vorhalle bestehende Form konstruiert,[2]) die sich tatsächlich noch heute im Norden findet und die auch die von den Römern als templum in antis, von den Griechen als ναός ἐν παραστάσιν bezeichnete Tempelform der Alten aufwies. Ja noch mehr; neuere Forschung hat denselben Grundriß auch in der bosnischen Džamia,[3]) im Bauernhause der Armenier,[4]) in Madra (Tessin) und endlich bei uns in Steiermark[5]) gefunden. Wir werden auf die zuletzt genannten natürlich noch eingehend zu sprechen kommen. Auch Meringer hat diese Urform anerkannt; wir werden ihm aber vollkommen beistimmen, wenn er die durchaus nicht sicher begründete Bezeichnung „arisches Haus" verwirft[6]) und es nach seinem kennzeichnenden Raume „Herdhaus" nennt. Nur werden wir noch etwas weiter gehen und als die einfachste Form diejenige bezeichnen, bei der auch die Vorhalle fehlt. Meringer meint zwar, daß dies ziemlich belanglos sei;[7]) da aber solche einzellige Häuser wirklich vorkommen und wir gerade auf die Grundrißformen das Hauptgewicht zu legen bemüßigt sind, werden wir das einzellige, also nur aus dem einzigen Herdraume bestehende Haus, besonders unterscheiden. Es werden im folgenden übrigens auch noch andere Gründe für dieses unser Vorgehen sprechen.

Aus der Urform leitete man dann die verschiedenen übrigen Hausformen ab und unterschied sie, meist von geographischen Gesichtspunkten ausgehend, ziemlich einheitlich. Henning und Meitzen beschränkten sich nur auf das germanische Haus. Der erstere teilte dieses in eine fränkisch-oberdeutsche, eine sächsische, eine anglo-dänische, eine nordische und eine ostdeutsche Form,[8]) während Meitzen die fränkische, die friesisch-sächsische und die nordische Bauart unterschied.[9]) Da Meitzen unter der nordischen Bauart auch das ostdeutsche Haus (im östlichen Posen, Russisch-Polen und Galizien) miteinbezieht, so stimmen die beiden Forscher in ihrer Einteilung vollkommen überein, nur daß Henning die zuerst genannte Form als fränkisch-oberdeutsch, Meitzen aber nur als fränkisch bezeichnet. Sie kommt, wie wir aus der Benennung „oberdeutsch" ersehen, gerade für uns in Betracht; es ist also nötig, daß wir auf diesen Gegensatz eingehen. Näheres Zusehen zeigt, daß es sich um eine rein ethnographische Frage handelt: während nämlich Henning der

[1]) Vgl. darüber: Henning, Vortrag in den M. A. G. XXIV, 1894, S. [169]; Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V." 1893, S. 130; Meringer, „Das deutsche Haus" in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" 1906, S. 2; Bancalari, Vortrag in den M. A. G. XXIV, S. [172]; Rhamm, im „Globus" 1897, u. a.

[2]) Henning, a. a. O. 1882, S. 98 ff.

[3]) Meringer, Wissensch. Mitteilungen aus Bosnien, VII, Tafel IX u. X.

[4]) Ter-Mowsesjanz, „Das armenische Bauernhaus", M. A. G. XXII, 1892, S. 125 f.; neuerdings Karl Fuchs: „Ein prähistorisches Almenhaus", „Globus" 1905.

[5]) Meringer, S. B. A. W. 144, Bd. VI, S. 5 ff; Bünker, M. A. G. XXVII, S. 165 f, M. A. G. XXXII, S. 35 u. 270.

[6]) Vgl. darüber: Meringers und Bünkers Auseinandersetzungen in den M. A. G. XXXII, 1902, S. 273, Punkt 1.

[7]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt", 1906, S. 8.

[8]) Henning, a. a. O., S. 8 f, 26 f, 48 f, 61 f, 74 f.

[9]) Meitzen, a. a. O., S. 8 f, 10 f, 14 f.

Ansicht ist, daß dieses Haus rein deutschen Ursprunges sei, läßt Meitzen die Frage offen, „ob es nicht nach keltischem Muster, vielleicht durch römische Kultur verbessert," entstanden sein könnte[1]) und nennt es deshalb vorsichtig „fränkisch". Die Frage berührt unsere Aufgabe nicht. Wichtig aber ist es für uns, zu erfahren, was sich denn die beiden Forscher überhaupt unter diesem Typus vorstellen. Meitzen beschreibt den Typus folgendermaßen[2]): Der Eingang befindet sich in der Langseite und führt in einen bis zur Rückwand gehenden, dort mit einer Tür versehenen Flur, in welchem sich die Sommerküche befindet. Von diesem Flur aus liegen auf der einen, der Straße zugewendeten Seite eine beinahe quadratische Ofenstube und neben ihr eine Kammer, auf der anderen Seite nur Kammern. Henning zeichnet uns als fränkisch-oberdeutschen Typus den (in Abb. 1, Fig. 1) wiedergegebenen Grundriß.[3])

Einige kleine Abweichungen ausgenommen, meinen also beide Forscher, wie wir sehen, ziemlich dasselbe. Dagegen aber erhebt ein dritter Reichsdeutscher, nämlich Rhamm, sofort lauten Widerspruch.[4]) Er macht Henning und Meitzen den bitteren Vorwurf, daß der im Plane als Kammer (*Ka*) bezeichnete Raum „hineingeschwärzt" (sic!) sei und daß sich in Wirklichkeit an dieser Stelle immer ein Stall befinde. Ja, Rhamm geht sogar so weit, daß er als das Ursprüngliche am „oberdeutschen Typus" nur den Herdraum und den Stall annimmt und die Stube als späteren Zuwachs erklärt. Wir können die von den drei Forschern gebrachten Beispiele nicht nachprüfen, da sich alle in Deutschland befinden. Tatsache aber ist, daß sowohl Meitzen als auch Henning, und zwar jeder, ohne von der Arbeit des anderen zu wissen, die Kammer und nicht den Stall angaben und bei dieser Angabe auch blieben, nachdem beide Arbeiten bekannt waren und sich beide Forscher wegen anderer Fragen heftig befehdeten. Tatsache ist es weiters, daß wir in unseren österreichischen, gewiß oberdeutschen Gegenden sehr oft den Henningschen Grundriß ohne Stall finden können, wovon wir selbst noch Beispiele bringen werden. Feststehende Tatsache ist es aber anderseits auch, daß wir gerade in unserem Ostalpengebiete viele und viele Hausformen finden, die nicht nach diesem Henning-Meitzenschen Plane, allerdings aber auch durchaus nicht nach Rhamms Angaben angeordnet sind und sich auch nicht darauf zurückführen lassen. Ja, von einem „Zurückführen" kann in den meisten Fällen überhaupt gar keine Rede sein, denn — und darin besteht dasjenige, was gerade unsere Gebiete für die Hausforschung so wichtig macht — in den meisten Fällen haben wir es bei uns mit viel ursprünglicheren Formen zu tun, als es die angeführten sind. Damit sind alle drei Ansichten für uns abgetan. Rhamms Ausdrucksweise aber, und zwar im Gegensatze zu Henning und Meitzen in einer Zeit gebraucht, da unsere Gegenden und ihr Haus nicht mehr unbekannt waren, richtet sich selbst.

Von einer „oberdeutschen Grundform", die bereits aus Herdraum, Stube, Flur, Kammern und womöglich gar noch einem Stalle besteht, kann gar nicht die Rede sein!

Fragen wir also die zur Erforschung des oberdeutschen Hauses berufensten, nämlich unsere österreichischen Forscher, die sich nach Rhamm, dem Mitgliede der „Braunschweiger Schule", die „Wiener Schule" zu nennen beliebten. Bancalari erteilt uns folgende Auskunft:[5]) „Erst nach jahrelanger Beobachtung habe ich mich

[1]) Siehe darüber Henning, a. a. O., Nachtrag, S. 177 ff.
[2]) Meitzen, a. a. O., 1882, S. 8.
[3]) Henning, a. a. O., 1882, S. 11.
[4]) Rhamm, „Globus" 1897, Bd. 71, S. 171.
[5]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V." 1893, S. 138.

mit der Behauptung hervorgewagt, daß der Flur, welcher in vielen Gegenden noch „Haus" heißt, welcher in allen urwüchsigen Häusern noch den Herd oder wenigstens Spuren desselben enthält, von welchem hie und da eine kleine Küche abgetrennt worden ist, der wichtigste, der kennzeichnende Raum des „oberdeutschen Hauses" sei. Die Wichtigkeit des Flurs hat mich dazu geführt, das oberdeutsche Haus „Flurhallenhaus" zu nennen." Eine vollkommen andere Ansicht vertritt Meringer[1]) in dem von ihm oft ausgesprochenen[2]) und verfochtenen Satze: „Der charakteristische Raum der Häuser, welche auf oberdeutschem Boden die Regel bilden, ist die Stube", oder „das für den oberdeutschen Typus Charakteristische liegt darin, daß er zwei Feuerstellen hat, den Herd in der Küche, den Ofen in der Stube." [3]) Dieser Ansicht Meringers schließen sich auch Bünker,[4]) Dachler,[5]) Murko[6]) und Grund[7]) an, welch letzterer den Typus als „südostdeutsches Haus" bezeichnet. Welcher Ansicht sollen wir nun folgen? Es ist kein Zweifel, daß davon alles Folgende abhängt. Die Frage lautet mit anderen Worten: Welcher Raum ist für das Haus auf oberdeutschem Boden wirklich kennzeichnend? Die Antwort darauf werden wir am besten dann erhalten, wenn wir uns kurz die nicht oberdeutschen Formen ansehen: Das sächsische Haus zeigt (natürlich immer die ursprünglichste Form genommen) weder Stube noch Flur, kann also keine entscheidende Auskunft geben. Das nordische Haus zeigt einen Herdraum und ist, um Bancalari selbst das Wort zu lassen, „durch eine vorgelegte Halle charakterisiert".[8]) Das spricht nun aber schon gegen Bancalari, denn die Vorhalle ist im Grunde nichts anderes als eine Art des Flurs. Auch Meitzen kennt im Norden nur dieses stubenlose, aber mit Vorhalle versehene Haus.[9]) Nur Meringer selbst berichtet uns, daß im südlichen Norwegen auch ein Haus mit Ofenstube vorkommt, bringt aber gleichzeitig den Nachweis, daß diese dort nicht kennzeichnend, sondern eben aus Oberdeutschland entlehnt sei.[10]) Das romanische Haus der Franzosen enthält keine Ofenstube, sondern einen Kaminraum, wohl aber auch einen Flur,[11]) wie uns wieder Bancalari selbst berichtet, und im osteuropäischen Hause finden wir wohl einen Ofen, aber keinen Ofenraum, also keine Stube. Vielmehr befindet sich dieser osteuropäische Ofen im selben Raume wie der Herd, weshalb Meringer das Haus Osteuropas als „Herdofenhaus" bezeichnet.[12]) Wir sehen also, daß der Flur auch anderwärts, die Ofenstube aber nur im oberdeutschen Gebiete „als ständiger Hausgenosse auftritt". Wir sehen also, wie begründet Meringers Ansicht ist und schließen uns daher ihr an. Daß wir dies tun, hat aber auch noch einen anderen Grund. Wir finden nämlich auf oberdeutschem Boden auch Wohnhäuser ohne Flur. Ich spreche hier nicht von jenen Häusern unserer Gegend, die auch keine Ofenstube, sondern eben nur einen Herdraum enthalten und die wir später behandeln werden. Ich meine hier vielmehr solche Häuser unserer Gebiete die vollständig in Meringers „oberdeutschen Typus" hineinpassen, also eine Ofen-

[1]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt", 1906, S. 22.
[2]) und [3]) Meringer, M. A. G. XXIII, u. a., „Zeitschr. f. öst. Volkskunde", 1896, II, S. 258.
[4]) Bünker, M. A. G. XXXII, 1902, S. 273, Punkt 3.
[5]) Dachler, Bauernhauswerk, S. 50, Punkt 2.
[6]) Murko, M. A. G. XXXVI, 1906, S. 13.
[7]) Grund, Wienerbecken; Pencks geogr. Abh. 1901, S. 90/91.
[8]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V." 1893, S. 135.
[9]) Meitzen, a. a. O., 1882, S. 14 ff.
[10]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt", S. 14—17.
[11]) Bancalari, M. A. G. XXVII, 1897, S. 193—209.
[12]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt", S. 20—22.

stube besitzen, bei denen aber der Flur fehlt. In dieser Form schildert uns Meringer selbst eine Holzknechthütte aus der Gegend von Mürzzuschlag [1]) und Bünker eine etwas größere Sennhütte aus Oberkärnten. [2]) Daß wir es hier nur mit „Kleinhäusern" zu tun haben, bestätigt nur, wie Grund vortrefflich bemerkt, [3]) „daß zur Zeit der Entstehung eben jene Wohnräume als unentbehrlich erschienen". Während also die Stube unentbehrlich schien, fehlt in beiden der Flur. Ebenso kennt man aber auch größere Bauernhäuser, die heute noch nur aus Küche und Stube bestehen; ich fand deren selbst mehrere in Mittelsteiermark und möchte eines, gerade wegen der Umwandlung, die es durchgemacht hat und die wir im weiteren Verlaufe werden anwenden können, hier anführen. Es ist ein mir sehr wohlbekanntes Haus bei Ligist, von dem ich aus vollkommen verläßlicher Quelle die Form, die es einst besaß, erfuhr und sie so mit der gegenwärtigen vergleichen kann:

Der Plan Abb. 1, Fig. 2, zeigt die ursprüngliche, der Abb. 1, Fig. 3, die heutige Grundrißgestalt des Hauses.

Nun meint allerdings Bancalari, daß der, wie wir hier sahen, gegenwärtig in Herdraum und Flur abgeteilte Raum ursprünglich eben Flur gewesen und der Flur eben der Haupt- und deshalb Herdraum des Hauses sei. Er stützt sich dabei darauf, daß sich in vielen Gebieten heute noch der Herd in einem gleichzeitig als Flur benützten Raume befindet und daß dieser Raum in vielen Gegenden „Haus" heiße. [4]) Darauf aber entgegnet Meringer: „Der Flur verrät sich allerdings bei einigen Grundtypen als der frühere Sitz des Herdes, bei anderen aber als ein Teil des ursprünglichen Herdraumes, [5]) während wieder in anderen Fällen seine Entstehung in gar keiner Verbindung mit dem Herdraume gestanden zu sein scheint, wie die Bezeichnung „Laube", [6]) slowenisch „loupa", beweist." [7]) Die Bezeichnung „'s Haus" aber „erklärt sich daraus, daß der Flur ein Teil des Hauses, des Herdraumes war. Als der Herdraum mit dem lateinischen Lehnworte coquina bezeichnet wurde, blieb der Name „Haus" beim Flur." [8])

Um aber alle vielleicht noch möglichen Zweifel zu zerstreuen, möchte ich dem noch folgende Überlegung beifügen: Selbst wenn Bancalari Recht hätte und also nicht der Flur, das „Vorhaus" vom Herdraume, sondern vielmehr der Herd von dem ursprünglich ungeteilten Flur durch eine Wand abgetrennt worden wäre, würde trotzdem noch immer nicht dieser, sondern der den Ofen enthaltende Raum das für den „oberdeutschen Typus" Kennzeichnende sein. Denn wer wollte dann z. B. beweisen, daß nicht auch beim nordischen Hause ursprünglich alles ein und derselbe Raum gewesen und nicht die Vorhalle vom Herd, sondern vielmehr dieser abgetrennt worden sei? Und ebenso könnte auch bei allen anderen Formen erst später eine Verlegung des Herdes aus dem Flur in einen anderen Raum stattgefunden haben. Mit einem Worte, den Flur und den Herdraum finden wir auch bei anderen Haustypen, den Ofenraum nur beim „oberdeutschen" Hause. Ich hoffe es also genügend gerechtfertigt zu haben, warum auch wir uns der Auffassung Meringers anschließen. Es ist übrigens diese ganze Sache ein höchst lehrreiches Beispiel dafür, daß die Grundlage jedes Erfolges in der Verbindung bestimmter Namen mit festen Begriffen gelegen ist. Die Grundbegriffe

[1]) Meringer, M. A. G. XXIII, 1893, S. 143.
[2]) Bünker, M. A. G. XXXII, 1902, S. 247.
[3]) Grund, a. a. O., 1901, S. 84.
[4]) Auch Henning (a. a. O., S. 140) hielt den Flur für einen Nachkommen des alten Herdraumes.
[5]) z. B. beim eben gezeichneten Ligister Hause.
[6]) Besonders in Steiermark und Kärnten in der Form „Lab'm" gebräuchlich.
[7]) Meringer, M. A. G. XXV, 1895, S. 56 ff.
[8]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt", S. 25.

in der Hausforschung festgelegt zu haben aber ist eben das ganz unschätzbare Verdienst Meringers. Bancalari geriet nur deswegen auf diesen Irrweg, weil er die Bedeutung der Stube unterschätzte, mit anderen Worten, weil er mit dem Namen „Stube" keinen festen Begriff verband. Er nannte sehr oft auch ofenlose Wohnräume „Stube" und es hat sich dieser Irrtum so in der Hausforschung eingebürgert, daß wir ihn auch in den allerneuesten Werken finden können. Meringer gebührt das Verdienst, den Ofen als dasjenige erkannt zu haben, das einem Raume den Ehrennamen „Stube" verleiht. Es war eine Tat, wie das Ei des Kolumbus. Jetzt, nachdem sie getan, ist es ja sonnenklar, daß es so sein müsse; aber ehe sie getan ward, sah man die Tatsache nicht. Sonst hätte sie nicht ein Forscher wie Bancalari außer acht lassen können. Welche wohltuende Ordnung, welch ganz neue Gesichtspunkte durch dieses wirklich erlösende Wort Meringers in die ganze Hausforschuug gekommen sind, braucht man nicht weiter auszumalen. Festhalten aber sollte man an dem Schlüssel, nachdem er endlich gefunden ist!

Eine andere Frage ist die, ob wir auch die Bezeichnung „oberdeutsch" beibehalten sollen. Wie wir schon aus dem Streit Henning-Meitzen ersehen, ist die ethnographische Zugehörigkeit nicht sicher.

„In geographischem Sinne aber ist die Bezeichnung," wie Bancalari ganz richtig ausführt,[1]) „nicht zutreffend, denn der Typus herrscht heute über den größeren Teil Europas und nicht allein in Oberdeutschland." Darauf entgegnen nun allerdings Meringer und Bünker,[2]) „die Bezeichnung ‚oberdeutsch' könne mit Rücksicht darauf, daß bestimmte Tatsachen auf Oberdeutschland als den Ausstrahlungspunkt dieser Kulturform hinweisen, nicht angefochten werden". Dennoch und obwohl wir uns bewußt sind, wie stolz der Oberdeutsche auf dieses beste aller Häuser sein kann und wir die letzten sein werden, die uns dieses Volkseigentum streitig machen ließen, wollen wir wenigstens in dieser Arbeit, die sich von allen ethno- und geographischen Gesichtspunkten grundsätzlich fernehalten will, nicht diese Bezeichnung beibehalten, sondern an ihrer Stelle die den Kern der Sache viel besser treffende, auch von Meringer und Bünker bisweilen angewandte[3]) Benennung „Küchenstubenhaus" gebrauchen.

Damit haben wir in dieser ersten Frage einen festen Standpunkt gewonnen.

Bevor wir nun auf die weiteren Unterabteilungen dieses „Küchenstubenhauses" eingehen, müssen wir uns fragen, ob es außer dieser Grundform in den Ostalpen nicht auch noch andere Typen gebe. Wir erhalten wieder verschiedene Auskünfte. Denn während Bancalari ausdrücklich erklärt:[4]) „Die Alpen bergen bloß einen trotz aller Spielarten unverkennbaren und einigen Haustypus, den sogenannten „oberdeutschen", sagt dagegen Meringer:[5]) „Auch das Herdhaus, das nichts spezifisch Oberdeutsches enthält und dem man daher den Namen „oberdeutsches Haus" versagen muß,[6]) kommt in geographischem Zusammenhang in Steiermark und Kärnten vor." Desgleichen teilt auch Dachler[7]) das Haus Österreichs in zwei Typen ein, von denen der eine das „oberdeutsche", der andere das „Rauchstubenhaus" mit offenem Feuer im Wohnraume umfaßt. Aus dieser Definition Dachlers ersehen wir auch

[1]) Bancalari, M. A. G. XXIV, 1894, S. [172].
[2]) Bünker, M. A. G. XXXII, 1902, S. 273, Punkt 5.
[3]) z. B. Bünker, M. A. G. XXXII, 1902, S. 273, Punkt 3.
[4]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, S. 135.
[5]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt", S. 9.
[6]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt", S. 22.
[7]) Dachler, Bauernhauswerk, S. 50.

gleich, warum Bancalari diesen Typus nicht als einen vom oberdeutschen verschiedenen erkannte. Feuerraum, Wohnraum und bei allen bisher gesehenen „Rauchstubenhäusern" auch Vorraum oder Flur waren ja vorhanden. Daß der Ofen, also die Stube fehlte, hatte für Bancalari eben keinen wesentlichen Unterschied zu bedeuten.

Was hat es nun mit diesem Typus für eine Bewandtnis? Der erste, dem diese Form begegnete, war — Bancalari. Er zeichnete[1]) den Grundriß eines Kärntner Hauses, dessen Wohnteil nur den Flur, den Herdraum und eine ofenlose Kammer aufweist. Dieser Herdraum aber dient gleichzeitig als Wohnraum und deshalb bezeichnete ihn Bancalari als „Stube". So falsch diese Bezeichnung auch ist, es ist sehr entschuldbar, wenn Bancalari sie anwandte. Erstens wußte er eben nicht, daß der Ofen erst eine Stube mache, und zweitens wird dieser Raum von den Einwohnern selbst als „Rachstub'n" (Rauchstube) bezeichnet. Ein anderes Ohr freilich mußte — abgesehen von dem Fehlen des Ofens — schon auf diese Bezeichnung allein stutzig werden: warum heißt es Rauchstube und nicht Stube? Darin liegt ein großer Unterschied, der nicht weniger heißt, als daß auch der Bauer selbst ihn empfindet, daß auch er diesen Raum nicht als wirkliche Stube, sondern eben als eine von ihr sehr verschiedene „Rauchstuben" ansieht. Ja, noch mehr! Der Bauer, der eine solche Rauchstube sein eigen nennt, weiß sogar, daß das Kennzeichen der von dieser eben so sehr zu unterscheidenden wirklichen Stube der Ofen sei und nennt sie — Kachelstube. Es ist meiner Ansicht nach viel zu wenig gewürdigt worden, welch schwerwiegender Beweis gerade in dieser vom Bauern treu festgehaltenen Überlieferungsform für Meringers Ansicht liegt. Fürwahr! beim Volke muß man anfragen, wenn man Volkskunde betreiben will. — Der nächste, der diese Rauchstubenhäuser dann gesehen, der erste aber auch, der sie als etwas Besonderes erkannt hat, war denn auch Meringer, dem sie im Jahre 1896 von oststeirischen Bauern gezeigt wurden.[2]) Da sie aber Bünker zuerst 1897 ebenfalls aus derselben Gegend beschrieben hat,[3]) nannte sie Meringer selbst „Bünkersche' Herdhäuser". Im selben Jahre wie Bünker sah übrigens auch Rhamm solche Häuser in den Gegenden Untersteiers „zwischen Mur und Drau".[4]) Ihm fiel wohl „der große Unterschied gegen alle anderen deutschen Stuben auf", im übrigen aber geht er auf die Sache nicht weiter ein. Dies tat, wie gesagt, erst Bünker, besonders als er dann am Millstättersee in Kärnten auch wieder auf diese eigentümliche Form stieß.[5]) Es ist ganz unleugbar, daß wir in dieser Form etwas Einfacheres, Ursprünglicheres vor uns haben als im „Küchenstubenhaus". Freilich hat man in „Oberdeutschland", wo man die Stube mit dem Ofen „erfand", gar bald deren unendliche Vorteile gegen die mit ätzendem Rauch erfüllte „Rachstub'n" erkennen müssen und jetzt meistens auf der anderen Seite des Flurs auch noch eine echte „oberdeutsche Kachelstube" angebaut. Das war auch in allen den Häusern der Fall, die Bünker beschrieben hat. Trotzdem war sich dieser keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß die „Kachelstube" nur spätere Zutat, die Rauchstube und der Flur allein jedoch das Ursprüngliche seien. Und weil er auch sofort erkannte, um wie viel diese Hausform in der Kultur noch hinter dem Küchenstubenhause zurück sei, hat er sich versucht gefühlt, in dem Rauchstubenhause einen Vor-

[1]) Bancalari, „Ausland", 1890, S. 467 f.
[2]) Vgl. darüber Meringer in den S. B. A. W. Bd. 44, 1901.
[3]) Bünker, M. A. G. XXVII, 1897, S. 161 ff.
[4]) Rhamm, „Globus", 1897, S. 185.
[5]) Bünker, M. A. G. XXXII 1902, vgl. besonders S. 263 f.

läufer desselben zu sehen. Es wäre darob zwischen ihm und Meringer zu einer Entzweiung gekommen, doch einigten sich beide 1901 in Graz dahin, daß man eine Form, die eigentlich in ihrem Kern dem „arischen Hause" Hennings (Wohnraum = Herdraum, dazu Vorhalle) gleichkomme, deshalb, weil sie auf oberdeutschem Boden vorkomme, nach „Jahrtausenden nicht wieder oberdeutsch nennen könne, sondern sie einfach als eigenen Typus ansehen müsse".[1]) Das war deshalb vollkommen richtig, weil man seither dieselbe Form auch anderwärts, nämlich im Uskokengebirge und auch auf einem mit Oberdeutschland in gar keinem Zusammenhange stehenden Boden, nämlich auf nordischem Gebiete, sogar mit derselben Bezeichnung (*rökstuga* = Rauchstube) gefunden hat. Uns berührt in dieser Arbeit übrigens die Frage nach dem Zusammenhange und der Herkunft dieser Form nicht weiter, es genügt vielmehr, darüber außer allem Zweifel zu sein, daß wir sie als einen vom Küchenstubenhause vollkommen zu trennenden Typus zu behandeln haben, selbst dann, wenn sie, wie dies heute meist der Fall ist, auch gegenwärtig mit einer „Kachelstube" verbunden ist. Als Typus eines echten Rauchstubenhauses erlaube ich mir nun, hier einen von mir aufgenommenen Grundriß, abermals aus der Gegend von Ligist,[2]) zu bringen. Die Wirtschaftsräume sind dabei nicht berücksichtigt:

Dieser Plan (Abb. 1, Fig. 4) zeigt nun in der Tat die Form des Henningschen „Urhauses". Ich habe derartige Formen in der Weststeiermark noch mehrere gefunden. Auch Meringer sah dieselbe Grundform vor kurzem in der Gegend von Eibiswald[3]) und Murko[4]) des öfteren an der windischen Sprachgrenze in Untersteier. Ja, dieser Forscher erhielt sogar die Nachricht, daß in der Gegend von Friedau einzellige Rauchstubenhäuser, die also außer der Rauchstube gar keinen anderen Raum enthalten, vorkommen sollen. Es ist wohl ohne jede weitere Bemerkung einleuchtend, wie dringend notwendig die genaue Erforschung dieser hochinteressanten Hausform ist. Es dürfte wohl nicht zuviel behauptet sein, wenn ich sage: Hier ist der Punkt, von dem die weitere Hausforschung in den Ostalpen ausgehen muß, hier aber beginnt auch der Weg, der in sehr lockende und vielleicht in sehr fruchtbare Gebiete führen wird.

Sollte die Nachricht, die Murko nur vom Hörensagen aus mitteilen konnte, zutreffen, sollten sich also in der Gegend von Friedau wirklich noch einzellige Rauchstubenhäuser finden, dann ließe sich dieser Typus also tatsächlich auf das einzellige Urhaus zurückverfolgen. Solange diese Nachricht jedoch nicht wissenschaftlich bestätigt ist, werden wir das einzellige Herdhaus, wie wir es in Holzknecht-, Hirten- und Almenhütten noch finden können, davon scheiden.

Wir haben also bisher drei Grundtypen in den Ostalpen festzuhalten: das einzellige, das Rauchstuben- und das Küchenstubenhaus.

Es erübrigt uns nun noch, die Unterabteilungen des Küchenstubenhauses zu besprechen. Bancalari teilt dieses vom geographischen Standpunkte aus in folgende Typenbezirke ein:[5])

1. Den mittleren Bezirk des sogenannten „eigentlichen Tiroler" oder „südbayerischen Einheitshauses" (auch „bajuvarisches Haus" genannt). 2. Den nordwestlichen Bezirk des Vorarlberger Einheitshauses (auch „alemannisches Haus" genannt). 3. Den

---

[1]) Vgl. darüber Bünker, M. A. G. XXXII, 1902, S. 273.

[2]) Gemeinde Oberwald Nr. 33 (südl. v. Ligist), ungefähr 800 *m* Seehöhe. Hausname: „Ban kluag'n Simi" (= beim „klugen", d. h. sparsamen Simon).

[3]) Lehrerferialkurse, August 1907.

[4]) Murko, M. A. G. XXXVI, 1906, S. 21.

[5]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, S. 143.

westlichen Bezirk des Graubündtner, Valtelin, Oberinntaler und Obervintschgauer Hauses (ebenfalls „alemannisch“ geheißen). 4. Den östlichen Bezirk des innerösterreichischen Hauses (Kärntner, Steirer, Krainer und küstenländisches Haus). 5. Den südlichen Bezirk der verwelkten Typen der Südostschweiz, Südtirols, der oberitalienischen Alpentäler, des unteren Isonzotales, der Quarneroküste (von Meitzen „städtische Formen“ genannt). Bancalari hat bei dieser Einteilung, wie wir sehen, auch ethnographische Momente mitberührt und Meitzen, Dachler und andere Hausforscher[1]) teilen das Küchenstubenhaus überhaupt nur nach diesem Gesichtspunkte in weitere Unterabteilungen ein. Wir können uns weder der einen noch der anderen Einteilungsart anschließen. Der Bancalarischen nicht, weil wir, nur den Grundriß, und zwar den des Hauses von dem des Hofes getrennt behandelnd, selbst erst sehen werden, ob und welche geographische Typenbezirke sich dabei herausstellen werden, allen ethnographischen Einteilungsarten aber grundsätzlich solange nicht, bis diese Fragen nicht vollkommen sicher gelöst sein werden, wovon jetzt noch gar keine Rede sein kann.

Sehen wir uns also nach anderen Einteilungen um: Meringer teilt das Küchenstubenhaus zunächst einmal nach der Anzahl seiner Raumarten ein.[2]) Raumarten haben wir folgende: 1. den Herdraum, der den Herd, 2. die Stube, die den Ofen enthält; 3. den Flur und 4. die Kammer, zu der wir alle Räume des Wohnhauses zählen, die weder Herd noch Ofen enthalten und auch nicht als Flur dienen. Wir zählen daher den „Gaden“, wie er sich in Tirol und Vorarlberg findet, nicht als eigene Raumart, sondern rechnen ihn zur Kammer. Nach diesen vier Raumarten unterscheidet also Meringer: 1. das zweielementige Haus, das nur Küche und Stube; 2. das dreielementige Haus, das Küche, Stube und Flur bzw. Küche, Stube und Kammer enthält. Wir wollen es im ersteren Falle Gattung *A*, im letzteren Falle Gattung *B* nennen. 3. Das vierelementige Haus, das alle vier Raumarten enthält. Mit dieser Einteilung allein ist aber der Grundplan eines Hauses noch nicht genug gekennzeichnet und deshalb trifft Meringer noch eine andere Einteilung des Küchenstubenhauses, die durch die Lage des Flurs bedingt ist.[3])

Er unterscheidet: 1. Das „Seitenflurhaus“, bei dem Küche und Stube vom Flur aus auf einer Seite liegen (Abb. 1, Fig. 5). 2. Das „Eckflurhaus“, bei dem der Flur die eine Ecke des Hauses einnimmt (Abb. 1, Fig. 6). 3. Das „Mittelflurhaus“ bei dem der Flur Küche und Stube trennt (Abb. 1 Fig. 7). Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir die zahlreichen Hausformen, bei denen der Flur wohl die Mitte des Hauses einnimmt, aber eben nicht den Herdraum von der Stube trennt, diese vielmehr beide auf der einen Seite des Flurs liegen, während sich auf der anderen Seite die Kammern befinden, wie z. B. Abb. 1, Fig. 10, nicht als Mittel-, sondern stets als Seitenflurhaus bezeichnen werden. 4. Das „durchgängige Haus“, das man auch vierelementiges Mittelflurhaus nennen könnte und das sich von dem eben gezeichneten nur dadurch unterscheidet, daß sowohl neben dem Herdraume auf der einen, als auch neben der Stube auf der anderen Seite je eine Kammer vorhanden ist, so zwar, daß auch diese beiden Kammern durch den Flur getrennt werden. 5. Das „Kreuzhaus“, bei dem Kammer und Flur in der einen, Stube und Küche in der anderen Diagonale liegen (Abb. 1, Fig. 8); die Wohnräume können dabei natürlich auch wechseln, wenn nur

[1]) Meitzen, 1882, a. a. O., S. 8 f.; Dachler, Entwicklung des Bauernhauses, 1903, S. 4—6; Bauernhauswerk, S. 50.

[2]) Meringer, M. A. G. XXV, 1895, S. 56—68.

[3]) Meringer, „Aus Natur und Geisteswelt“, 1906, S. 23 f.

die Anordnung dieselbe bleibt. 6. Das „Mittelküchenflurhaus", das wir schon in Abb. 1, Fig. 3, in der jetzigen Gestalt des Ligister Hauses gezeichnet haben.

Wie wir sehen, ist diese Einteilungsweise vollkommen klar, umfaßt wirklich jede Grundrißform des Hauses und schafft Bezeichnungen, die über die damit verbundenen Begriffe keinen Zweifel aufkommen lassen können. Wir schließen uns dieser Einteilung vollinhaltlich an, um so mehr, als es uns ja gerade um die Grundrißform zu tun ist.

Von allen den vielen äußeren Gesichtspunkten, von denen aus man das Küchenstubenhaus auch noch in verschiedene Typen eingeteilt hat, nehmen wir nur einen heraus, indem wir nämlich jene Häuser, die mit Flachdächern bedeckt sind, von jenen scheiden werden, die steile Dächer tragen.

Als Endergebnis dieses ganzen Kapitels erhalten wir also folgende Hauseinteilung für das Haus der Ostalpen:

I. Das einzellige Herdhaus (Holzknechtkrame u. dgl.)
II. Das Rauchstubenhaus:
  1. nur Rauchstube und Flur;
  2. Rauchstube, Flur und Kachelstube enthaltend.
III. Das Küchenstubenhaus:
  1. zweielementig (Herdraum und Stube);
  2. dreielementig
    Gattung *A* (Küche, Stube, Flur),
      a) Seiten-, *b*) Eck-, *c*) Mittelflurhaus,
    Gattung *B* (Küche, Stube und Kammer);
  3. vierelementig (Küche, Stube, Flur und Kammer),
      a) Seiten-, *b*) Mittelflurhaus = durchgängiges Haus, *c*) Eck-, *d*) Mittelküchenhaus = Flurhaus, *e*) Kreuzhaus.

Alle diese Formen unterscheiden wir dann noch nach ihrer Bedachung in Steil- und Flachdachhäuser.

2. Teil: Ergebnisse in den Ostalpen.

Wir beginnen mit dem Hause der Schweiz, um wenigstens einen kleinen Anhalt dafür zu haben, ob und in welcher Weise die Hausformen dieses Gebietes in einem Zusammenhange mit dem Haus in den westlichen Kronländern der Ostalpen stehen. Als Hauptgrundrißformen der Ostschweiz zeichnet uns Meitzen[1]) die in Abb. 1, Fig. 9 und 10, wiedergegebenen Pläne auf.

Der Plan (Abb. 1, Fig. 9) zeigt ein dreielementiges Haus, Gattung *B* (III, 2 *B*), d. h. eine aus Herdraum, Stube und Kammer bestehende Form. Wir müssen nämlich den Raum, welcher den Herd enthält, unbedingt als Herdraum bezeichnen, obwohl er gleichzeitig als Flur dient. Solange wir nicht darüber im klaren sind, ob der Herd schon ursprünglich in diesem Raume war oder erst später hineinverlegt wurde, müssen wir uns an das Gegenwärtige halten, und gegenwärtig ist der Raum ein Herdraum. Der Grundriß in Abb. 1, Fig. 10, zeigt jedoch ein ausgesprochenes vierelementiges Seitenflurhaus (III, 3 *a*). Als äußere Merkmale dieses Hauses werden uns sowohl von Meitzen[2]) als auch von Bancalari[3]) der quadratische Grundriß, die um das Haus laufenden Galerien, die meist bis zum breit überhängenden Flachdache vollkommene Vermauerung und von Meitzen auch noch der Umstand angegeben, daß diese Haus-

[1]) Meitzen, 1882, a. a. O., S. 14.
[2]) Meitzen, a. a. O.
[3]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, S. 157—161.

formen recht oft in der Art des „Doppelhauses“ auftreten, d. h. aus zwei vol gleichen und symmetrisch nebeneinander liegenden Familienwohnungen beste denen dann jede nach einem der gezeichneten Grundrisse angelegt ist.

Schon die Tatsache, daß wir es in der Schweiz nur mit diesen zwei Grundr zu tun haben, müßte eigentlich die Aufmerksamkeit auf sich lenken und um zu einer Untersuchung anregen, als wir, wenn der jetzt den Herd enthalten ursprünglich wirklich nur Flur gewesen wäre, in beiden Fällen ein Seiter vor uns hätten. Die Sache wird aber sofort noch interessanter, wenn wir von Dr. Bär[1]) gezeichneten Plan (Abb. 1, Fig. 11) ansehen, die, wie er ausd erklärt, allen Vorarlberger Häusern gemeinsame Grundtype. Es ist wieder elementiges Haus, Gattung *B*. Daran ändert es auch nichts, wenn die Mehrza Häuser außer dem hier gezeichneten Kern heute auch meistens noch ander aufweisen. Denn abgesehen davon, daß die Arbeit Dr. Bärs als mustergü durchaus verläßlich angesehen werden muß, beschreibt uns auch Bancala dieselbe Form als „Prototyp des Vorarlberger Hauses“[2]). Er betont auch s Übereinstimmung dieses Grundrisses mit dem ersten von uns hier wiederge Schweizerhausplan. Der zweite Schweizer Grundriß aber kommt in Vorarlbe vor. Wie wir sehen, bezeichnet Bär den Raum, in dem sich der Herd befi „Gang“. Sonst wird er, wie Bancalari ausführt, hier auch „Hus“ genann nun schon Bärs Bezeichnung sehr zu denken gibt, so zeigt die wichtige N Katharina Haberlandts,[3]) daß dieser Raum im Montavontal „Lauba“ genan deutlich, daß man den gegenwärtigen Herdraum unter den Einwohnern sel als Flur empfindet. Von diesem Standpunkte aus wäre auch hier wieder d des Seitenflurhauses zu verzeichnen.

Das ältere Vorarlberger Haus ist immer ein Blockbau, nur der den Kell bergende Unterbau ist aus Stein gemauert.[4]) Einen ganz besonderen äußeren gewährt das Bregenzer Waldhaus dadurch, daß es an seinen Langseiten so „Schöpfe“ angebaut erhielt,[5]) die, allerdings kaum stubenbreit, die ganze L Hauses einnehmen. Es sind Holzverschläge, im Riegelbau aufgeführt und daß das steinbeschwerte Flachdach, das sich auch in ganz Vorarlberg alleinh vorfindet, auch über sie ausladet, enge mit dem Hause verbunden. Sie bil eine Art Vorhalle, sind aber doch nur ein Anbau, der ja nicht vielleicht Flur verwechselt werden darf. Wie Dr. Bär berichtet, nehmen diese „Sch neuerer Zeit übrigens mehr und mehr ab,[6]) dafür werden jetzt die Blo häufig an der Außenseite mit Schuppenschindeln verkleidet,[7]) was den Hä ganz eigenes Gepräge verleiht. Derselbe Schutz vor Witterungseinflüssen fi übrigens ja auch bei hochgelegenen Schutzhäusern nicht selten.

Tirol ist in bezug auf das Bauernhaus verhältnismäßig wenig erfo großen und ganzen müssen wir uns auf Bancalaris Streckenforschungen v die ja einen höchst wertvollen Überblick, aber keine volle Sicherheit im d bieten. Einzelforschungen aber fehlen uns mit einer einzigen Ausnahme im d

[1]) Dr. Jodok Bär, Jahresbericht des Vorarlberger Museumvereines, XXX, 1891, S. 117.

[2]) Bancalari, „Ausland“, 1891, S. 623, und „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.“, 1893, S. 157.

[3]) K. Haberlandt, Über Wohnhaus und Tracht im Montavontale, „Zeitschr. f. öst. Vo 1902, S 4.

[4]) Hohenbruck, a. a. O., 1878, S, 1; Dr. Bär, a. a. O., S. 117.

[5]) Dr. Bär, a. a. O., XXX, 191, S. 122 und 123, und Bancalari, „Ausland“, 1891, S. 6

[6]) Dr. Bär, a. a. O., XXXI, 1892, S. 82.

[7]) Dr. Bär, a. a. O. und Bancalari, „Ausland“, 1891, S. 623, ebenso Hohenbruck, a.

Teile Tirols gänzlich, was auch für unsere Aufgabe große Nachteile mit sich bringt. So besitzen wir schon aus dem oberen Lechtale nur eine Nachricht, die uns das Bauernhauswerk in Gestalt eines Grundrisses vermittelt.[1]) Derselbe (Abb. 1, Fig. 12) sieht zwar auf den ersten Blick wie ein vierelementiges Eckflurhaus aus, muß aber, da die Teilung zwischen Küche und Flur ausdrücklich als eine in der dortigen Gegend jetzt häufig vorgenommene spätere Umgestaltung bezeichnet wird,[2]) wieder auf den Typus des dreielementigen Hauses, Gattung *B*, zurückgeführt werden. Damit stimmt es auch überein, wenn das Bauernhauswerk das Haus des oberen Lechtales zum selben Typenbezirke wie das Vorarlberger Haus zählt. Dennoch müssen wir es sehr schmerzlich empfinden, nur diesen einzigen Plan für das obere Lechtal zur Verfügung zu haben und ihn einfach als „typisch für dieses Gebiet" hinnehmen zu müssen. Denn trotz der Ausführungen des Bauernhauswerkes ist ein Zweifel deswegen nicht unberechtigt, weil uns Bancalari, wie wir gleich sehen werden, aus der Gegend von Reutte im Lechtale eine andere Form beschreibt, dieselbe nämlich, die er auch für das Inn- und Stanzertal als typisch bezeichnet und die er mit dem Namen „Achenseetypus" belegt hat. Das Kennzeichnende dieser Form liegt freilich nicht im Wohnraume, sondern in der Vereinigung des Wohntraktes mit den Wirtschaftsräumen unter einem Dache. Wichtig ist für uns, daß Bancalari aus all den vielen Grundrißformen jener Häuser, die seinem „Achenseetypus" angehören, einen eigentlichen und immer wiederkehrenden Grundstock als „Urtypus" zu erkennen vermeint hat, von dem er uns den Plan in Abb. 1, Fig. 13, vorlegt:

Der Wohnraum dieses Grundrisses zeigt uns ein dreielementiges Haus (Gattung *B*) ganz wie in Vorarlberg, obwohl Bancalari, nach seiner im ersten Kapitel besprochenen Ansicht, den Raum, der den Herd enthält, mit *F* = Flur bezeichnete. Das würde nun allerdings auch mit dem vom Bauernhauswerke gebrachten Plan aus dem Lechtale stimmen. Neuere Forschung und auch die von Bancalari selbst gebrachten und als dem „Achenseehause" angehörig bezeichneten Grundrisse zeigen jedoch, daß diese „Rekonstruktion einer Urform" verfehlt ist und nur auf der von Bancalari fälschlich dem Flur zugelegten Bedeutung beruht. Denn die tatsächlichen Grundrißformen dieser Häuser sehen anders aus. Es liegen uns recht viele derselben vor, sowohl im Bauernhauswerke[3]) als auch von Bancalari selbst[4]) und endlich von Bünker, der gerade das Oberinntal (die Gegend von Stams) sehr genau durchforscht und uns damit die einzige „Punktforschung" aus Tirol gegeben hat.[5]) Mit zwei Ausnahmen, die wir gleich besprechen werden, zeigen alle diese Pläne nur zwei Formen (Abb. 1, Fig. 14 und 15).

Auch diese zwei Formen sind ein einziger Typus: das vierelementige Seitenflurhaus, das wir auch schon in der Schweiz erkannt haben. Eine Grundform, wie sie Bancalari rekonstruiert hat, finden wir hier aber beim besten Willen nicht, um so weniger, als Bünker ausdrücklich betont, in „keinem einzigen der vielen (von ihm durchforschten Oberinntaler) Häuser eine Feuerstelle im Hausgange gefunden zu haben". Er tritt daher mit Recht der Rekonstruktion Bancalaris entgegen und bezeichnet den „herdlosen Hausgang als das charakteristische Merkmal des Oberinntaler Hauses". Wie interessant diese Gleichförmigkeit des Grundrisses ist, wird uns noch klarer

[1]) Bauernhauswerk, Textband, Tafel VI, Abb. 4*a*, Ober-Griesau bei Elbingenalp.
[2]) Bauernhauswerk, Textband, S. 64.
[3]) Bauernhauswerk, Textband, Tafel VI, Abb. 15, 16 und 17; vgl. auch Textband S. 66.
[4]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, S. 155 u. a. a. O. die gleich genannt werden.
[5]) Bünker, Das Bauernhaus in der Gegend von Stams im Oberinntal, M. A. G. XXXVI, 1906.

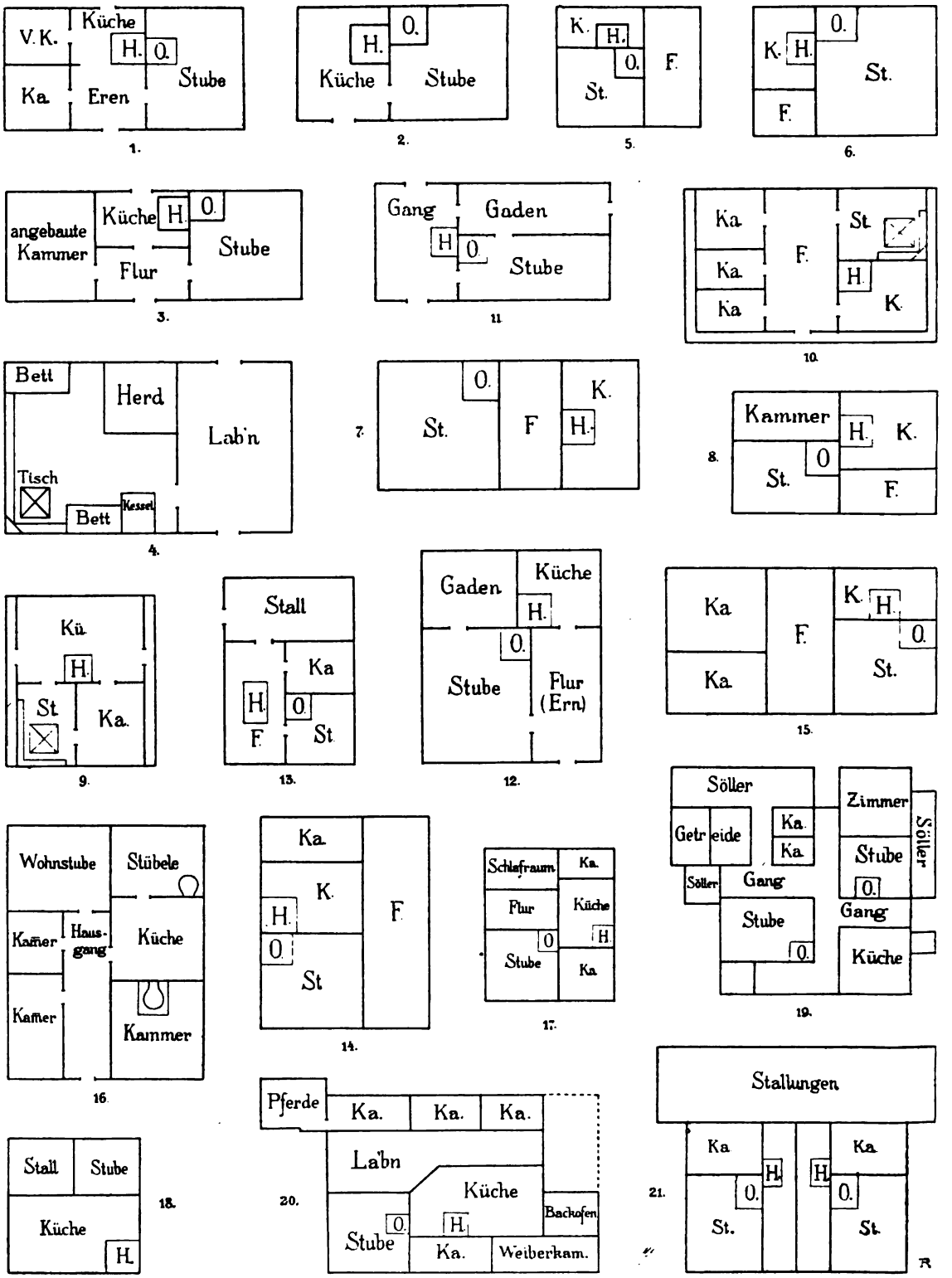


Abb. 1 (Fig. 1–21).

K, Kü = Küche, *H* = Herd, *St* = Stube, *O* = Ofen, *F* = Flur, *Ka* = Kammer, *RSt* = Rauchstube, *KSt* = Kachelstube, *L* = Lab'n.

werden, wenn wir dann die große geographische Verbreitung dieser Formen kennen lernen werden. Daran ändert es auch nicht viel, wenn uns aus Bünkers Forschung zwei Ausnahmen bekannt werden, die dem Typus des Mittelflurhauses angehören.[1]) Denn unter 17 Plänen der Bünkerschen Arbeit zeigen eben nur zwei diese abweichende Form. Es zeigt dies, wie wichtig die „Punktforschung" ist, kann aber trotzdem an der Überzeugung, daß die typische Form dieser Gegend im vierelementigen Seitenflurhause (III, 3*a*) zu sehen ist, nichts ändern, besonders, da alle anderen Pläne sowohl bei Bancalari als auch bei Hohenbruck und im Bauernhauswerke, wie wir gleich sehen werden, diese Form aufweisen. Bancalari verfolgte diese Form nämlich vom Arlberg bis Landeck,[2]) Bünker, wie wir sahen, in der Gegend von Stams, dann wieder Bancalari zwischen Zirl und Innsbruck[3]) und weiter von Zirl aus nördlich auf seiner ganzen großen Wanderung, die sich von Zirl aus über Seefeld, Scharnitz, Partenkirchen, Oberammergau und die Königsschlösser ins Lechtal nach Reutte und zurück über Heiterwang, Lermoos, Nassereit und Imst nach Landeck wieder ins Inntal bewegte.[4]) Daß er auch in Reutte nur diese Formen sah, widerspricht eben dem oben mitgeteilten Plane des Bauernhauswerkes aus dem oberen Lechtale. Man könnte nun freilich sagen, daß Bancalari, der ja auch diese Formen auf diejenigen zurückführte, die den Herd im Flur aufweisen, eben keinen Unterschied gemacht und auch in den Grundrissen der Vorarlberger Wohnhäuser nichts abweichendes erkannt habe. Das kann aber deswegen nicht zutreffen, weil Bancalari das Vorarlberger Haus streng von diesem Typus scheidet[5]) und der Unterschied zwischen beiden schon deswegen gerade hier nicht auf der Form des Hofes allein beruhen kann, weil gerade das südöstliche Vorarlberg denselben Hoftypus wie das obere Inntal aufweist.

Soviel wir also sehen können, ist die Form des vierelementigen Seitenflurhauses im Westen durch den Arlberg und den Kamm der Lechtaler Alpen abgegrenzt. Von dieser Kammlinie scheint sich die Grenze jedoch im Norden ab und über das Rothlecktal auf den Thaneller und das Lechtal übersetzend zur Gimpelspitze zu wenden. Östlich und nördlich davon fanden wir die Form bisher im ganzen Inntale bis Innsbruck, im ganzen Gebirgslande nördlich von dieser Strecke bis nach Bayern hinaus und ebenso auch im Stanzer- und Paznauntale. Ehe wir durch das Inntal weiter nach Osten fortschreiten, wollen wir uns zuerst noch durch den Vintschgau in den südlichen Teil Tirols begeben. Wir werden dahin zunächst durch die Hausformenkarte im Bauernhauswerke geleitet, die das obere Inntal mit dem Vintschgau zu einem Typenbezirke zusammenfaßt.[6]) Ob diese Zusammenziehung richtig ist, können wir nur an einem einzigen uns zur Verfügung stehenden Plane prüfen, der sich im Werke Hohenbrucks[7]) vorfindet und dessen Wohnräume die in Abb. 1, Fig. 16, ersichtliche Anordnung zeigen.

Ich habe hier absichtlich genau die Bezeichnungen Hohenbrucks wiedergegeben, obwohl sie nicht richtig zu sein scheinen. Ein Ofen ist nur in dem als „Stübele" gezeichneten Raume zu sehen. Der als Wohnstube angeführte Raum aber zeigt keinen Ofen, verdient also wohl nicht den Namen Stube. Bestimmt sagen läßt

[1]) Bünker, a. a. O., Abb. 28 und 49.
[2]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, S. 155.
[3]) Bancalari, „Ausland", 1891, S. 610 und 611, „Ausland", 1892, S. 709 f.
[4]) Bancalari, „Ausland", 1891, S. 611 und 623.
[5]) Bancalari, „Ausland", 1891, S. 623, und „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, S. 155.
[6]) Vgl. auch Textband, S. 66.
[7]) Hohenbruck, a. a. O., Tafel 5.

sich das aber leider nicht, da Hohenbruck diesen Unterschied ja auch nicht kannte und ebenso, wie er hier in der Küche keinen Herd, meistens auch den Ofen nicht einzeichnet. Jedenfalls aber ist derselbe in den als „Kammern" bezeichneten, links vom Hausgange gelegenen Räumen nicht zu suchen, freilich auch nicht in der rechten Kammer, da diese ohnehin einen Backofen enthält. Deshalb haben wir, wenn auch ein schon sehr entwickeltes und deshalb nicht mehr sehr deutliches vierelementiges Seitenflurhaus vor uns und können daher die Angabe des Bauernhauswerkes bestätigen. Der Typus reicht also vom oberen Inntale, wie es scheint, auch noch in den Vintschgau herüber. Dieser Plan Hohenbrucks ist auch im Textbande des Bauernhauswerkes abgedruckt[1]) und stammt aus der Gegend von Mals.

Sehr schlecht aber steht es mit unseren Kenntnissen im übrigen Vintschgau, im Bozener Weinlande, im Sarn-, Eisack-, Utten- und Passer- und ebenso schlecht auch im Rienztale. Das Bauernhauswerk teilt zwar auch diesen Teil Tirols in mehrere Typenbezirke ein,[2]) sagt aber, mit Ausnahme von ein paar Bemerkungen, die nur den Hof angehen, über die Anlage des Wohnhauses gar nichts. Wir erfahren nur, daß sich im Bozener Weingebiete oft städtisch beeinflußte, ja sogar schloßähnliche Häuser, im Eisack- und Rienztale aber nur ärmliche, kleine Formen finden. Aus der Gegend selbst steht uns kein einziger Plan zur Verfügung. Wir müssen uns damit begnügen, daß das Bauernhauswerk berichtet: „Die Häuser im Sarn-, Utten- und Passertale und in den höheren Lagen sind nach Texttafel VI, Abb. 13 und 14, angelegt." Abgesehen davon, daß sich die Abb. 13 auf Tafel V befindet, stammt dieser Plan aus Toblach, der andere (Abb. 14) aber gar aus der noch im Salzburgischen gelegenen Gegend, westlich von Zell am See. Die betreffenden Grundrisse entsprechen genau der von uns in Abb. 1, Fig. 15, gezeichneten Form. Das heißt also, wenn die Nachricht des Bauernhauswerkes richtig ist, daß wir auch hier noch denselben Typus, das vierelementige Seitenflurhaus, anzunehmen haben. Darin werden wir nun allerdings noch durch eine Angabe Bancalaris bestärkt, welche besagt, daß sein „Achenseehaus" vom Inntale aus auch noch über den Brenner ins westliche Puster- und obere Rienztal reiche.[3]) Es scheint also, daß die Gebirgsstöcke der Ötztaler und Stubaier Alpen gänzlich von dieser Hausform umgeben sind, daß sie vom Inntale aus über das Gebirge auch noch in den deutschen Teil Südtirols herabreicht. Jedenfalls müssen wir uns fortwährend bewußt sein, daß diese Behauptung, dank der mangelhaften Durchforschung dieses ganzen Gebietes, höchstens eine allgemein übersichtliche Geltung haben kann. Wir werden dies sofort noch deutlicher erkennen müssen, wenn wir der Genauigkeit halber noch einen Plan aus dem Werke Hohenbrucks ansehen, der aus dem Kaunsertale, also wieder aus dem Gebiete des Überganges vom Inntale nach Südtirol stammt[4]) und die Gestalt wie in Abb. 1, Fig. 17, aufweist.

Das ist nun beim besten Willen kein Seitenflurhaus, sondern entspricht am ehesten noch dem Typus des „Mittelküchenflurhauses" (III, 3d). Allerdings ist der hier gezeichnete Grundriß schon derart entwickelt, daß man ihn schwerlich mehr auf eine ursprüngliche Form wird zurückführen können.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die ich mir, nach der zuerst gewonnenen allgemeinen Übersicht, vorzunehmen für verpflichtet hielt, kehren wir wieder nach Südtirol zurück. Über das Äußere der dortigen Häuser geben uns die prächtigen

[1]) Texttafel VI, Abb. 17.
[2]) Hausformenkarte, Bezirk VIII, IX und X; dazu Textband S. 66.
[3]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", S. 155.
[4]) Hohenbruck, a. a. O., Tafel 3a.

Lichtbilder des Bauernhauswerkes aus dem Eisacktale (Klausen) Aufschluß.[1]) Wir sehen da lauter vollständig gemauerte Häuser, mit steinbeschwerten Flachdächern bedeckt und mit gar keinen oder nur sehr schwach entwickelten Galerien geschmückt.

Wir dürfen von dieser leider recht mangelhaft bekannten Gegend nicht Abschied nehmen, ohne kurz einen Blick auch auf die Sennhütten und Kleinformen zu werfen, die uns Reishauer aus dem Ötztale, dem oberen Passeiertale und dem Ridnaun im Osten der Stubaier Alpen beschreibt.[2]) Bei den besser ausgestatteten Formen dieser Hütten können wir aus Reishauers Beschreibung den Grundriß leider nicht ersehen. Wir erfahren nur, daß diese eigene Käse- und Milchkammern, sowie auch eigene, durch Holzverschläge abgetrennte Schlafräume für die Hirten und manche sogar heizbare Stuben mit Glasfenstern enthalten. Wichtiger aber sind die aus dem oberen Passeiertale geschilderten, ganz ursprünglichen Formen. Sie sind nur aus roh übereinandergelegten Steinen, ohne Zuhilfenahme des Mörtels aufgebaut, besitzen keine Fenster und sind mit losem Bretterdach gedeckt. Der einzige Raum ist gleichzeitig Herd-, Schlaf- und Sennenraum, so daß wir hier also den Typus des einzelligen Herdhauses (I) vor uns haben.

Den italienischen Teil Südtirols teilt die Hausformenkarte des Bauernhauswerkes in die Typenbezirke XI, XII, XIII und XIV auf, von denen der letzte, die Gegend von Tione, nicht mehr volkstümliche, sondern nur lauter Kolonnenhäuser, in denen oft zehn Familien untergebracht sind, enthält. Wir sind froh, diese unerquicklichen Zinskasernen nicht weiter beachten zu müssen, da sie überhaupt nicht mehr in das Gebiet des Bauernhauses gehören. Die anderen Typenbezirke umfassen das Enneberger-, Grödner-, das Aresio-, Sulzberger- und Nonsbergertal. Das Bauernhauswerk sagt uns, daß sie meist „untypisch" seien,[3]) bringt aber wieder keine Grundrisse. Daß die Bezeichnung „untypisch", soweit man vom Haupttypus des „Küchenstubenhauses" absehen kann, richtig ist, bezeugen uns aber nicht nur die Nachrichten Bancalaris[4]) und Reishauers[5]), sondern auch die zwei von Hohenbruck[6]) gebrachten Pläne, die wir hier als Beispiele (Abb. 1, Fig. 18 und 19) wiederzugeben versuchen.

Hier dürften wir wohl so ziemlich das einfachste auf der einen und das entwickelste auf der anderen Seite haben, das bei diesen „italienischen" Formen überhaupt gefunden werden kann. Man darf sich aber ja nicht vorstellen, daß das Haus, dem der in Abb. 1, Fig. 19, gezeichnete Plan angehört, vielleicht ein sehr städtisches äußeres Gepräge trage. Im Gegenteil zeigt das von Hohenbruck beigegebene Bild ein malerisches, aber recht ärmliches Gebirgshaus, das gar nicht wie ein Tiroler, sondern eher wie ein Bauernhaus aus Obersteier aussieht, zum Teil gemauert, zum Teil in Blockbau aufgeführt, mit steinbeschwertem steilen Schindeldach bedeckt. Dagegen ist das zum Plane, Abb. 1, Fig. 18, gehörige Haus ein vollkommen gemauertes, mit großen Fenstern versehenes und italienischem flachen Falzziegeldach bedecktes Gebäude, das ebensogut in der Hauptstraße einer Stadt sich befinden könnte. Und doch stammt es aus der Umgebung von Trient, sowie das früher besprochene in

[1]) Bauernhauswerk, Tirol, Tafel 5.

[2]) Reishauer, „Höhengrenzen der Vegetabilien", in den Wissensch. Veröffentl. des Vereines f. Erdk., Leipzig, VI. Bd., 1904, S. 43—50; „Siedlungen der Deutschen und Italiener", Ratzelgedenkschrift 1904, S. 289ff., und „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1904, S. 77ff.

[3]) Textband, S. 66/67.

[4]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", S. 150—153, 1893.

[5]) Reishauer, Ratzelgedenkschrift, 1904, S. 296—298.

[6]) Hohenbruck, Tafel 4 und 6a.

einem stillen Winkel des Grödnertales zu suchen ist. Die Bezeichnung „untypisch" trifft also sowohl für den Grundriß, der in den einfachsten und verwickeltsten Formen auftritt, als auch für das Äußere des Hauses zu. Doch zeigen uns andere Nachrichten, daß wir auf das Äußere dieses Hauses nach diesen beiden Abbildungen noch nicht bestimmte Schlüsse anwenden dürfen. Denn während alle Forscher darüber einig sind, daß das Innere dieser Häuser wirklich keinem bestimmten Typus sich anpaßt, so scheint das Äußere nach den Berichten derselben Forscher doch wenigstens in den meisten Fällen dem aus der Umgebung von Trient beschriebenen zu gleichen. Denn Bancalari sowohl als auch Reishauer sprechen fast nur von ganz vermauerten Häusern, die meist das italienische Falzziegelpultdach, d. h. ein nur nach einer Seite flach aufsteigendes Dach tragen.

Auch aus diesen Gegenden beschreibt uns Reishauer primitive Kleinformen. Am tiefsten stehen unter ihnen die Schäferhütten (Baiti) in der Adamellogruppe und im Val di Genova.[1]) Erstere sind nur aus roh übereinandergelegten Steinen aufgebaut und mit einem mit Rasenpolstern belegten Dache bedeckt. Auf Garsonel ist sogar nur der Teil der Hütte, in dem sich das Hirtenlager befindet, überdeckt, während der vordere Teil ohne Dach ist. Bei den allerdings in einer Höhe von mehr als 2100 *m* liegenden Hütten im Val di Genova wird die Hinterwand vom Felsen, die Seitenwände von ein paar Steinblöcken und das Dach von ein paar Brettern und Balken gebildet. Von Tür und Fenstern ist keine Rede, ein Brett dient gleichzeitig als Sitz, als Tisch und als Lagerstätte. Jedenfalls haben wir hier das so ziemlich denkbar primitivste einer menschlichen Wohnstätte vor uns.

Welche Typen haben wir also an all diesen Hausformen des italienischen Südtirols vertreten? Die zuletzt beschriebenen Hütten gehören unbedingt zur Form des einzelligen Herdhauses; über die Bauernhäuser herrschen verschiedene Ansichten. Denn während Bancalari meint, in ihnen einen „verwelkten" oberdeutschen Typus zu sehen, widerspricht ihm Reishauer und hält die Form für einen „nur wenig modifizierten Typus des aus dem Mittelmeergebiete eingewanderten römischen Stadthauses". Obwohl Bancalari unter seinem „oberdeutschen" Typus etwas anderes verstand, als wir unter der Form des Küchenstubenhauses, so gehören doch beide gezeichneten Pläne unbedingt dem letzteren an. Es fragt sich nur, ob sich wirklich in allen Häusern Südtirols eine Stube befindet, und diese Frage scheint durch einen Plan Hohenbrucks von einem Hause in Tione (Sarcatal)[2]) verneint zu werden. Da sich dieses Haus aber „Kolonnenhaus" nennt, kommt es für uns weniger in Betracht. Wir müssen also, bis genauere Forschungen auch nach dieser Richtung vorliegen, die Frage offen lassen und uns damit begnügen, zu sagen, daß das italienische Haus Südtirols sowohl äußerlich (schon durch sein Dach) als auch in seiner Grundrißanlage vom übrigen Tiroler Hause gänzlich verschieden ist, daß aber das Küchenstubenhaus auch hier sicher vorhanden ist.

Wir schreiten nun in der Besprechung des nördlichen Tiroler Hauses weiter. Obwohl wir aus dem Inntale, östlich von Innsbruck, keinen Plan zur Verfügung haben, so muß in uns doch schon die Bancalarische Bezeichnung „Achenseehaus" allein die Vermutung wachrufen, daß wir auch dort denselben Grundriß wie im Oberinntale werden verfolgen können. Bestätigt wird die Vermutung dadurch, daß wir aus anderen Gebieten, welche nach Bancalaris gleich anzugebenden Mitteilungen ebenfalls zum geographischen Verbreitungskreise dieses „Achenseehauses"

[1]) Reishauer, in den genannten „Veröffentlichungen . . .", 1904, S. 121—125 und S. 135.

[2]) Hohenbruck, a. a. O., Tafel 6.

gehören, überall den Grundplan des vierelementigen Seitenflurhauses finden. Für einen Teil dieses Gebietes (nämlich für das Sarn-, Utten- und Passertal) haben wir uns bereits von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen können. Im übrigen sagt Bancalari folgendes über die geographische Verbreitung seines Achenseehauses:[1] „Die Form herrscht nördlich vom Inn zwischen Imst am Ostrande der Lechtaler Alpen bis Kufstein, so zwar, daß sie das ganze Gebirgsland bis ins Bayerische hinaus — unerforscht, wie weit — beherrscht. Sie setzt sich aber auch nach Osten hinein in einem breiten Streifen über die Gegend von Kitzbüchel in den Pinzgau und das Berchtesgadener Ländchen in das Gebiet Salzburgs bis an den Mondsee fort." Sehr übereinstimmend damit gibt uns das Bauernhauswerk die Grenzen dieser Form, die es als „bajuvarisches Einheitshaus" bezeichnet, an.[2] Wir brauchen daher nichts anderes zu tun, als die vorhandenen Grundrisse aller jener Gebiete zu betrachten, die innerhalb dieser Grenzen liegen. Wenn wir dies nun wirklich ausführen, so erkennen wir tatsächlich überall das vierelementige Seitenflurhaus, teilweise sogar in ideal reiner Form. Die betreffenden Pläne sind: 1. Die bereits früher (S. 114) genannten Grundrisse, von denen der eine aus Toblach, der andere aus dem Gebiete westlich von Zell am See stammt;[3] 2. ein Plan aus Saalfelden;[4] 3. vier noch später zu erwähnende Grundrisse aus den angegebenen salzburgischen Gebieten und 4. ein Plan aus dem Berchtesgadener Ländchen (Abb. 1, Fig. 20),[5] der trotz seiner vorgeschrittenen Entwicklung deutlich dasselbe Grundrißbild des vierelementigen Seitenflurhauses erkennen läßt. Ich glaube also, wir dürfen mit Recht behaupten, daß das „Achenseehaus" Bancalaris und das „bayerische Einheitshaus" des Bauernhauswerkes, obgleich man es immer nur wegen ihres Äußeren und ihres Hofplanes als einen Typus bezeichnet hat, auch dann einer Grundform angehört, wenn man, wie wir dies taten, nur den Grundriß des Wohnhauses allein betrachtet.

Es erübrigt uns nun nur noch, einiges über das äußere Aussehen dieser Form zu sagen. Vor allem tragen alle das steinbeschwerte Flachdach, das meist mit einem zierlichen Glockentürmchen geschmückt ist. Auch sonst ist das Äußere dieser Häuser, die ja als das „eigentliche Tiroler Alpenhaus" allbekannt sind, überaus schmuck. Sehr viel tragen dazu die Galerien, oft zierlich und reich geschnitzt, bei. Bancalari, der ein künstlerisches Auge besaß, hat, wie überall, so auch hier, genaue Beobachtungen über den Eindruck, den das Gesamtbild dieser Häuser hervorruft, gemacht. Er erzählt uns, daß die Ausgestaltung, trotz der Einheitlichkeit im großen und ganzen, doch in den Einzelheiten wechsle. Vor allem sei die größere oder geringere Anwendung von Holz beim Bau der Häuser in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Es finden sich da alle Stufen vom vollkommenen Holzhause bis zum gänzlich vermauerten Steinbau. Westlich von Zirl fand Bancalari lauter gänzlich vermauerte Formen, zwischen Zirl und Innsbruck aber trat an ihre Stelle der Riegelbau mit Bretterwänden, eine Abart, die Bancalari „Reith-Zirler" Form nannte. Sie herrscht nördlich bis Mittenwald fort, später und weiter nordwestlich gegen das Lechtal zu verschwinden mehr und mehr die schmucken Galerien.[6] Diese sind dagegen östlich von Innsbruck, im eigentlichen „Herzen" des „Achenseehauses", am

[1] Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, S. 155; vgl. dazu auch ebendort S. 164ff, ferner „Ausland", 1891, S. 608f.

[2] Vgl. Bauernhauswerk, S. 67, im Textbande.

[3] Texttafel des Bauernhauswerkes, VI, Abb. 14 und V, Abb. 13.

[4] Texttafel des Bauernhauswerkes, V, Abb. 9a.

[5] W. Schulenburg, Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen, M. A. G., 1896.

[6] Vgl. darüber, Bancalari, „Ausland", 1891, S. 611 und 623.

prächtigsten ausgebildet. Um drei Seiten des Vorderhauses läuft ein Gang, sowohl im ersten Geschosse (unter der Bezeichnung „Lab'n) als auch in der Höhe der Diele (dort „Oberlab'n" genannt). Die Vermauerung ist hier aber wieder weit vorgeschritten.[1]) Noch weiter östlich aber, zumal in der Kitzbüchler Gegend, finden sich wieder „wahre Kleinode von Holzbauten", die nicht nur durch die überaus malerische Holztechnik, sondern auch durch ihre Größe (sie sind oft dreigeschossig) berechtigte Bewunderung erregen.

Damit sind wir bereits auf salzburgisches und ein zugleich bedeutend besser durchforschtes Gebiet gelangt. Sowohl für das Berchtesgadener Ländchen als auch für den „Mitterpinzgau", westlich von Zell am See, haben wir bereits das Auftreten des vierelementigen Seitenflurhauses festgestellt und gesehen, daß auch ein Plan aus dem Saalachtale, zwischen Lofer und Saalfelden, demselben Typus zugehört. Über das Äußere der Häuser im Saalachtale erzählt uns wieder Bancalari: Sie sind „meist schmucklos, aber ordentlich aufgebaut, bestehen aus einem Mauerkern, der das Erdgeschoß bildet, und daraufgesetztem Obergeschosse aus Blockbau". Auch hier findet sich wieder ausschließlich das steinbeschwerte Flachdach und meistens nur ein um das Obergeschoß laufender Balken, der hier „Haussims" genannt wird.[2])

Was wir bezüglich des Wohnhausgrundrisses für den Mitterpinzgau bereits festgestellt haben, finden wir auch im eigentlichen Pinzgau wieder, z. B. an einem Plane, den uns Hohenbruck aus Hirschbichl bei St. Martin abbildet[3]) und der wieder ein vollkommen reines, vierelementiges Seitenflurhaus erkennen läßt. Auch die äußere Ausgestaltung entspricht vollkommen den Häusern des Inntales, was wir aus dem beigegebenen Bilde ersehen können, und auch die Glockentürmchen treten nach Hohenbrucks Berichten[4]) im Pinzgau ziemlich häufig auf.

Aus dem Pongau besitzen wir zwar wieder keinen Plan, werden aber nicht anstehen, einfach die Nachricht des so verläßlichen Hausforschers Eigl anzunehmen, der uns berichtet, daß im Pongau genau dasselbe Haus wie im Pinzgau herrsche.[5]) Ganz dasselbe zeigen uns auch die Pläne, die aus dem Lungau vorliegen;[6]) aber obwohl uns die Lichtbilder des Bauernhauses auch am Lungauer Hause wieder sehr viel Ähnlichkeit mit dem Tiroler Hause, so vor allem wieder das gemauerte Untergeschoß, auf dem sich der trefflich ausgeführte Blockbau des Obergeschosses erhebt, ferner wieder zierliche Galerien und sogar das Glockentürmchen zeigen, so besteht doch ein großer Unterschied zwischen dem Hause im Lungau und den anderen bisherbesprochenen Salzburger Formen: Hier erblicken wir nämlich zum erstenmal ein mächtiges Steildach, das den ganzen Lungau beherrscht. Hier stoßen wir also auf die Grenze zwischen den beiden Dacharten der deutschen Alpenländer. Wir brauchen auch nur weiter nach Norden zu gehen, um wieder vor derselben Erscheinung zu stehen. Eigl bringt uns auch mehrere Bilder und Pläne aus dem nördlichen Salzburg, dem sogenannten Flachgau.[7]) Da sehen wir z. B. ein Haus aus Söllheim, dessen Plan wieder deutlich das vierelementige Seitenflurhaus, dessen Äußeres aber wieder ein hohes Steildach aufweist. Dem entspricht es auch, wenn uns Hohenbruck ein

[1]) Vgl. darüber Bancalari, „Ausland", 1893, S. 693f., und die Lichtbilder im Bauernhauswerke, Tirol, Tafel I.

[2]) Bancalari, „Ausland", 1893, S. 693f.

[3]) Hohenbruck, a. a. O., Tafel VIIIa.

[4]) Hohenbruck, a. a. O., S. 5.

[5]) J. Eigl, Vortrag in den M. A. G. XXIV., 1894, S. [165].

[6]) Bauernhauswerk, Salzburg, Tafel 5, und Hohenbruck, a. a. O., Tafel 9b.

[7]) Bauernhauswerk, Salzburg, Tafel I, und Textband, Tafel V, Abb. 10.

Haus vom Wolfgangsee abbildet, das wieder ein steiles Dach trägt.[1]) Dagegen trägt das Haus, welches uns das Bauernhauswerk aus Seekirchen (nördlich von Salzburg) vorführt,[2]) wieder ein Flachdach; sehr interessant ist der Grundriß dieses Hauses (Abb. 1, Fig. 21). Hier haben wir nämlich plötzlich wieder denselben Plan, wie beim Hause Vorarlbergs, das dreielementige Haus, Gattung B, noch dazu in der Form des Doppelhauses, wie wir diese in der Schweiz gefunden haben. Daß wir es hier aber nicht mit einer einzelnen Ausnahme mitten im Gebiete des vierelementigen Seitenflurhauses zu tun haben, sehen wir sofort an zwei weiteren Plänen des Bauernhauswerkes, von denen der eine aus der Umgebung von Oppeln, der andere aus Zaglan bei Mattsee stammt.[3]) Letzterer z. B. zeigt den in Abb. 2, Fig. 22, wiedergegebenen Grundriß.

Hier haben wir das, was wir früher als Doppelhaus sahen, in einfacher Form. Da sich auch der erste Plan aus Oppeln ohne weiteres als dreielementiges Haus, Gattung B, herausstellt, so müssen wir diesen Typus in der Umgebung der Stadt Salzburg als herrschend annehmen. Die Ergebnisse, die wir aus diesen paar Formen, die sich in unserer Untersuchung ja immer nur als Stichproben anführen lassen, gewinnen, decken sich vollkommen mit dem, was Eigl zusammenfassend über das Salzburger Haus berichtet.[4]) Wie er, erkannten auch wir drei voneinander verschiedene Typen: 1. das vierelementige Seitenflurhaus mit Flachdach, 2. dasselbe mit Steildach und 3. das dreielementige Haus, Gattung B.

Wir können uns deswegen auch bezüglich der Angaben über die geographische Verbreitung vollkommen auf Eigls Berichte verlassen, um so mehr, als sie mit den paar Stichproben, die wir vorgenommen haben, vollends übereinstimmen. Da wir uns hier hauptsächlich für die Grundrißformen interessieren, steht es uns frei, auch die Dachverschiedenheiten außer acht zu lassen, so daß wir dann auch hier nur zwei Typen, das vierelementige Seitenflurhaus und das dreielementige Haus, Gattung B, zu unterscheiden haben. Diese zwei Typen fallen dann ganz genau mit den Formen zusammen, die Eigl als Pinzgauer und als Vorlandtypus geschieden hat. Der letztere erfüllt also, wie schon sein Name sagt, das Alpenvorland, d. h. hier also die flache Umgebung der Stadt, nirgends weiter als bis zum Beginne des Gebirges reichend. Tatsächlich fanden auch wir im östlich davon gelegenen Flachgau bereits wieder unser vierelementiges Seitenflurhaus. Wenn wir nun eine Karte zur Hand nehmen und uns diese Ergebnisse darauf nochmals vergegenwärtigen, so läßt sich erkennen, daß dieser dreielementige „Vorlandtypus" ungefähr vom Stauffen und Untersberg auf der einen und von der Bergreihe östlich der Stadt (Gaisberg usw.) auf der anderen Seite begrenzt ist. Es ist ferner eine sehr merkwürdige Tatsache, daß sowohl Bancalari als auch Eigl, die ja durchaus nicht den Grundriß des Wohnhauses allein, sondern, ich möchte fast sagen, hauptsächlich den des Hofes betrachteten, ganz dieselben geographischen Typenbezirke wie wir erhielten. Man würde daraus wohl mit Recht schließen können, daß dieselbe Hausform auch meist dieselbe Hofform besitze. Dem ist aber durchaus nicht so. Wenn wir nun aber sehen, wie Bancalari seinen Achenseetypus, Eigl sein Pinzgauer Haus, jeder für sich, als etwas eigenes behandelt haben, dann kommen wir doch auf einen großen Unterschied zwischen dem Bilde, das sich aus ihrer und dem, das sich aus unserer

[1]) Hohenbruck, a. a. O., Tafel VIb.
[2]) Bauernhauswerk, Salzburg, Tafel II.
[3]) Vgl. Bauernhauswerk, Textband, Tafel V, Abb. 11a und 12a.
[4]) Eigl, a. a. O., M. A. G. XXIV, 1894.

Betrachtungsweise ergibt. Derselbe Unterschied zeigt sich uns auch, wenn große Anzahl von Typenbezirken auf der Hausformenkarte des Bauernhau betrachten. Das alles ist ja für uns schließlich ein und dasselbe Haus. Ab von den zwei Mittelflurhäusern im Oberinntale, die uns Bünker, und von d zigen Mittelküchenflurhaus im Kaunsertale, das uns Hohenbruck mitget haben wir im deutschen Alpengebiete Tirols und Salzburgs nichts and nur das vierelementige Seitenflurhaus gefunden. Nur in Vorarlberg und im Salzburgs trat das dreielementige Haus, Gattung B, herein. Und wenn die Möglichkeiten, die Meringer zu bedenken gibt, nämlich die, daß auch i Häusern der Herd vielleicht erst später in den Flur verlegt worden sein könn als richtig festgestellt werden könnte, dann hätten wir auch hier nur ein flurhaus vor uns. Man könnte da nun freilich sagen: Ja, derselbe Effekt wä dann zu verzeichnen, wenn Bancalaris Ansicht, daß dieser Herdraum e allem Anfange an Flur gewesen sei, richtig ist. Das ist ja allerdings zu aber abgesehen von den Gründen, die Meringer gegen diese Annahme vor hat, spricht dagegen auch die von K. Haberlandt mitgeteilte, höchst Nachricht, die auch wir bereits erwähnt haben, die nämlich, daß der be Raum im Montavontale „Laube" genannt werde. Einen Raum aber, in dem allem Anfange an der Herd befand, den wichtigsten Raum des Hauses al domus, d. h. das Haus selbst) — und dafür hält ja Bancalari diesen „ könnte das Volk, wie ich glaube, wohl nie als „Laube" bezeichnen.

Jedenfalls gibt diese auffallende, zumindest überwiegend massenhafte Ver des Seitenflurhauses sehr zu denken. Jetzt aber schon Schlüsse daraus zu haben wir uns einerseits nicht als Aufgabe dieser Arbeit gestellt, anderse müßten wir ja noch zahlreiche Lücken in der Erforschung feststellen, so d noch keine volle Sicherheit erlangen könnte. Übrigens sind wir noch nicht Verbreitungsgrenze dieses Typus angelangt; die Sache wird vielmehr n interessanter, wenn wir uns von Salzburg aus noch weiter nach Osten wen

Oberösterreich kommt für uns natürlich nur in seinem südlichen Teile in Da wissen wir zunächst schon von Bancalari, daß im Seengebiete Oberös noch immer sein „Achenseehaus" vorherrsche, namentlich sei das Gebiet de sees vollkommen von diesem Typus beherrscht.[1]) Hier erkennen wir zum e auch deutlich, daß er bei Bestimmung der Hausform nicht auf den Grundriß de räume allein gesehen hat. Nur jene Häuser beschreibt er uns hier als dem „A typus" angehörig, die noch das Flachdach tragen. Bei Au fand er das d dieser Häuser. Wir sehen daraus, daß wir hier die absolute Grenze des Flac berühren; es käme uns aber vielmehr darauf an, auch den Grundriß der H kennen, mögen sie nun flach oder steil bedacht sein. Da kommt es uns n gelegen, daß uns das Bauernhauswerk einen Plan und ein prächtiges B Wirtshause in St. Agatha bei Goisern bringt.[2]) Wir brauchen den Plan nicht zugeben, es genügt, wenn wir mitteilen, daß er vollkommen mit allen den einstimmt, die wir an Bancalaris Achenseehäusern sahen, daß er also wi Form unseres vierelementigen Seitenflurhauses aufweist.

Trotzdem hätte es Bancalari nicht zum „Achenseetypus" gerechnet, d Äußere dieses Hauses ist vollkommen von dem des „Tiroler Alpenhauses" vers Das bewirkt vor allem das Steildach mit Ganzwalm, das dem Hause ein u

[1]) Bancalari, „Ausland", 1892, S. 344.

[2]) Oberösterreich, Tafel III.

behäbiges Aussehen verleiht. Für uns ist das übrigens weniger belanghaft als die Tatsache, daß die Grenze der Dachform, wie wir hier schon zum zweitenmal sehen, nicht auch eine Grenze der Hausgrundrißform ist.

Wir besehen uns nun weiter die Gegend zwischen Traun und Inn. Wir haben da gleich sowohl im Bauernhauswerke als auch im Werke Hohenbrucks einen Plan aus der Gegend von Schwannenstadt,[1]) der in Abb. 2, Fig. 23, reproduziert ist. Trotz einiger Neuerungen und Änderungen gegenüber der früher gezeichneten Pläne erkennen wir wieder ohne weiteres das vierelementige Seitenflurhaus. Das Äußere des Hauses entspricht vollkommen dem des oben beschriebenen Wirtshauses: wieder haben wir volle Vermauerung und Steildach mit Ganzwalm vor uns.[2]) Ganz dieselbe Grundform zeigen uns die Grundrisse aus Offenhausen und Kephen-Stengen bei Wels und aus Siegharting östlich von Schärding.[3]) In der zuletzt genannten Gegend wechselt das Flachdach noch mit dem Steildache ab. Diese Gebiete gehören zwar nicht mehr in unsere Aufgabe; es ist für uns aber doch sehr interessant, zu wissen, daß in Oberösterreich nicht nur in den südwestlichen Gegenden, also noch von Salzburg hereinreichend, sondern im Gegensatze zu diesem Kronlande hier auch im Alpenvorlande noch das vierelementige Seitenflurhaus herrscht. Um so mehr müssen wir es aber bedauern, nicht auch aus dem südöstlichen Teile Oberösterreichs sichere Nachrichten geben zu können. Das Bauernhauswerk läßt uns hier mit Plänen ganz im Stiche und rechnet diesen Landstrich zum selben Typenbezirke[4]) wie die Gebiete von Weyer, Waidhofen und Scheibbs im Lande unter der Enns. Aber auch die Grundrisse, die es für diese Gegenden bringt,[5]) lassen nur die Form des Hofes, nicht aber auch die Wohnräume und ihre Anlage erkennen. Da sich auch Bancalaris Mitteilungen über das Bauernhaus Oberösterreichs nur auf die Gegenden von Braunau, das Waldviertel und die Gebiete nördlich der Donau und auch hier in der Hauptsache auf die Hofanlage beziehen,[6]) so ist es für uns ein reines Glück, durch Dachlers vortreffliche Arbeit über das Haus Niederösterreichs[7]) reichliche Auskünfte auch über die Gebiete von Weyer usw. zu erhalten, die nach der Hausformenkarte, wie gesagt, von demselben Typus beherrscht sind wie das östliche Oberösterreich. Und da zeigt sich uns nun zu unserer freudigen Überraschung, daß alle die Grundrisse, sowohl aus Kienöd südöstlich von Scheibbs, als auch die aus dem Pielachtale, aus dem Ybbstale, aus dem Oberlaufe der Traisen, Schwarza und Piesting,[8]) mit einem Worte aus dem ganzen südlichen Niederösterreich bis zum Wienerwalde eine und dieselbe Hausgrundrißform, nämlich wieder unser vierelementiges Seitenflurhaus erkennen lassen. Dazu stimmt auch vollkommen die Form, welche die Grundrisse im Hohenbruckschen Werke aus St. Leonhard im Walde und aus Göstling, südlich von Gaming, aufweisen.[9]) Das Äußere dieser Häuser — um diesen Abschnitt gleich zu erledigen — zeigt uns wieder durchgehends Steildächer.[10]) Meist ist das

[1]) Textband des Bauernhauswerkes, Tafel V, Abb. 7, und Hohenbruck, Tafel 21.

[2]) Siehe das Bild bei Hohenbruck, Tafel 21.

[3]) Bauernhauswerk, Textband, Tafel II, Abb. 2 und Tafel V, Abb. 8; Bilderatlas, Oberösterreich, Tafel 2 und 4.

[4]) Bauernhauswerk, Hausformenkarte, Bezirk XXII.

[5]) Bauernhauswerk, Textband, Tafel II, Abb. 15, 16, 17, 23 und 24.

[6]) Bancalari, „Ausland", 1892, S. 248 und 312.

[7]) Dachler, „Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung" („Blätter d. Ver. f. Landesk."), Wien 1897.

[8]) Dachler, Tafel I, Abb. k, i, l, h, und dazu Text S. 44 und 49.

[9]) Hohenbruck, Tafel 22b und 23b.

[10]) Bauernhauswerk, Atlas, Niederösterreich, Tafel 1.

Haus des Landes unter der Enns auch vollkommen gemauert, der früher allgemein übliche Blockbau „ist seiner Holzverschwendung wegen fast nur mehr an alten Häusern zu sehen, und zwar im Gebirge der südlichen Hälfte, je nach den örtlichen und forstlichen Verhältnissen".[1])

Wir haben jetzt also die interessante Tatsache festgestellt, daß das vierelementige Seitenflurhaus in überwiegender Mehrzahl, und zwar so überwiegend, daß man ruhig sagen kann „typisch", von der Ostschweiz angefangen in einem breiten Streifen durch den größeren (deutschen) Teil Tirols, durch Salzburg und das Land ob und unter der Enns bis an den Wienerwald auftritt und daß die Veränderungen, die das Haus auf dieser großen Strecke an seinem Äußeren durchmacht, nichts an der Grundrißanlage seiner Wohnräume ändert. Wir wollen aus dieser Tatsache vorläufig noch keine Schlüsse ziehen, glauben aber mit Recht sagen zu dürfen, daß sich alle ethnographischen Untersuchungen auch um diese auffallende geographische Verbreitung dieses Wohnhausplanes werden kümmern müssen.

Wir wollen nun das Haus am und jenseits des Wienerwaldes betrachten und, da wir es als Ausläufer der Ostalpen mit dem ganzen Zuge des Wienerwaldes zu tun haben, im Norden beginnen. Es ist uns sehr erwünscht, daß wir durch Hohenbruck den Plan eines Häuschens aus Preßbaum (unweit von Wien) besitzen,[2]) das nach Hohenbrucks Berichten im ganzen Wienerwalde als häufiger Typus auftritt.[3]) Es ist eine sogenannte „Häusler"-Wohnung, d. h. sie steht im Besitze eines jener ärmsten unter den Kleinbauern, die nichts anderes als eben dieses kleine Häuschen ihr eigen nennen und die deshalb als „Häusler" von den übrigen Bauern unterschieden werden. In innerösterreichischem Gebiete würde man sie etwa den ärmsten „Keuschlern" gleichstellen können. Selbstredend sind solche Kleinformen, wie wir schon betonten, schon an sich für die Hausforschung von großem Interesse; hier aber haben wir es mit einem Plane zu tun, der durch sein hohes Alter — er erreichte im Jahre 1878 nach Hohenbrucks Mitteilungen mehr als 300 Jahre — ganz besonders zur Untersuchung lockt. Er zeigt das Bild der Abb. 2, Fig. 24. Wir erkennen ein dreielementiges Haus ohne Flur, obwohl man denselben leicht hätte durch Abtrennung vom Herde schaffen können. Es ist sehr bezeichnend, daß man dies nicht tat. Es scheint vielmehr, daß auch die rechtsliegende Kammer erst später aus diesem großen Herdraume sei abgetrennt worden. Die Wohnräume dieses Häuschens (an das rechts noch die gemauerten Wirtschaftsräume angebaut sind) sind durchaus im Blockbau aufgeführt. Ein großes, an den Giebeln etwas abgewalmtes Steildach deckt das Ganze.

Von hier aus südöstlich liegt Gutenstein. In dieser Gegend sind solche Häuslerwohnungen besonders häufig anzutreffen, und wir besitzen einen Plan von Dachler,[4]) der nach seinen Mitteilungen sowohl für dieses Gebiet[5]) als auch für das etwas nördlich davon gelegene Kaumberg typisch ist (Abb. 2, Fig. 25).

Wieder zeigt sich uns ein dreielementiges Haus ohne Flur, und obwohl der Herdraum, wie man hier ja deutlich sieht, abgemauert wurde, nannte man den nun entstehenden neuen Raum nicht Flur, sondern Schupfen.

Noch interessanter gestaltet sich die Sache, wenn wir drei „Häusler"-Pläne aus dem südöstlichsten Winkel Niederösterreichs, nämlich aus der Gegend von Edlitz,

---

[1]) Dachler, a. a. O., S. 49.
[2]) Hohenbruck, Tafel 23a.
[3]) Hohenbruck, Text, S. 9.
[4]) Dachler, Niederösterreich, a. a O., Tafel I, Abb. r.
[5]) Dachler, Niederösterreich, a. a. O., S. 45.

Hochwolkersdorf und einen aus dem Leithagebirge dazu in Vergleich ziehen.[1]) Alle drei zeigen die Gestalt, wie Abb. 2, Fig. 26, zeigt. Das ist im Grunde genommen natürlich dasselbe wie früher, denn man begreift ohne weiteres, daß die eine der beiden Stuben erst später durch Hineinstellen eines Ofens zur Stube wurde und ursprünglich eine Kammer war. Auffallend aber sind die Ansätze zu einer Abtrennung des Herdraumes, besonders wenn man die Pläne größerer Bauernhäuser aus derselben Gegend, von denen uns wieder Dachler drei zur Verfügung stellt,[2]) dazu hält. Mit geringen Abweichungen unwesentlicher Art erkennt man an allen dreien das deutliche Mittelküchenflurhaus, das ja aus dem zuletzt gezeichneten Plane sofort entsteht, wenn man die genannten Trennungsansätze fertig ausgestaltet. Die drei Pläne stammen nach Dachlers Angaben aus der Gegend von Edlitz und aus Friedberg in Steiermark, sind aber, wie ausdrücklich betont wird,[3]) für die ganze „Bucklige Welt" typisch. Hier erkennen wir deutlich, wie wichtig die Kenntnis der Kleinformen ist, denn es ist ja wohl zweifellos, daß der Plan der „Häuslerwohnung", aus drei Elementen bestehend, wenigstens für diese Gegend ein Vorläufer des vierelementigen Mittelküchenflurhauses ist. Daß das letztere aber für diesen ganzen Landesteil typisch ist, wird uns außerdem auch noch durch Bünkers gründliche Arbeit[4]) bestätigt, die uns auch über das äußere Aussehen dieser Formen Aufschluß bringt: Der Raum, welcher die eigentliche Stube einschließt, ist im Blockbau aufgeführt, alles andere gemauert. Das Steildach ist meistens aus Stroh und trägt an seinen Firstgiebeln häufig Pferdekopfverzierungen.

Es ist uns sehr wichtig, daß dieselbe Hausform nach Bünkers Mitteilungen[5]) auch ins Ungarland hineinreicht und südlich von Kirchschlag im Gebiete von Unter- und Oberschützen unweit von Pinkafeld „vollkommen gleich ausgestaltet", wenn auch äußerlich nicht so breit und behäbig wie in Niederösterreich, herrscht.

Und was für das westliche Ungarn gilt, das gilt auch für die östliche Steiermark, über die wir wieder durch Bünker so vortrefflich unterrichtet sind, daß sie, wenigstens in der Hausforschung, den Namen „vergessene Lande" durchaus nicht verdient. Sehen wir uns die Pläne in Bünkers Arbeit[6]) an. Aus der eigentlichen Oststeier enthält sie deren 17. Von diesen 17 Plänen, die ja natürlich auch die ganze Hofanlage berücksichtigten, zeigen nicht weniger als 11 die ausgesprochene Form des Mittelküchenflurhauses. Von den übrigen sechs Plänen aber gehören vier dem Typus des Rauchstubenhauses an, den wir, da er sich durch ganz Mittelsteier und Kärnten zieht, aber einstweilen als eigenen Typus ausschalten können, so daß nur zwei unregelmäßige Pläne übrigbleiben. Von diesen beiden gehört der eine noch zu Niederösterreich (Schmiedraith); da er aber ganz an der steirischen Grenze liegt, haben wir ihn der Genauigkeit halber trotzdem schon mit zum oststeirischen Hause gerechnet. Er zeigt übrigens nur wieder die Anlage des dreielementigen Hauses, die wir im Wienerwalde typisch trafen. Der andere Plan (aus Sebersdorf bei Hartberg) aber ist wichtiger, da er, wie Bünker ausdrücklich hervorhebt,[7]) keineswegs vereinzelt in der Oststeiermark dasteht, obwohl er die „charakteristische Lage von Küche und Laube", die des

[1]) Dachler, a. a. O., Tafel I, Abb. qu, u und v.
[2]) Dachler, a. a. O., Tafel I, Abb. d, e und f.
[3]) Dachler, a. a. O., S. 44.
[4]) Bünker, „Das Bauernhaus im südöstlichsten Teile von Niederösterreich", M. A. G. XXVII, 1897, S. 130 ff.
[5]) Bünker, M. A. G. XXVII, S. 132 ff.
[6]) Bünker, M. A. G. XXVII, S. 130—191.
[7]) Bünker, M. A. G., 1897, S. 143.

Mittelküchenflurhauses nicht einhält. Hier haben wir es nämlich mit einem Seitenflurhause zu tun. Es läßt sich aber auch diese Form hier sehr leicht auf das dreielementige Haus ohne Flur zurückführen, weil „die Trennung zwischen Küche und Laube keine vollständige ist, da der Ausschnitt in der Mauer, der die Verbindung zwischen beiden Räumen herstellt, meist größer ist als eine Türe und fast nie durch eine Türe zu schließen, sondern in den weitaus meisten Fällen offen ist". Ich will nun nach dem Grundsatze dieser Arbeit nicht die Behauptung aufstellen, daß diese Form auf jene ursprüngliche Anlage zurückgeht, wie sie noch bei den Häuslerwohnungen im Wienerwalde zu finden ist, möchte aber wenigstens die Möglichkeit dieses Zusammenhanges betonen und die Untersuchung der Frage anregen. Jedenfalls wäre, wenn die Idee richtig ist, auch diese oststeirische Wohnanlage, die jedenfalls bedeutend in der Minderzahl neben dem Mittelküchenflurhause steht und die auch Bünker als „nicht charakteristisch" auffiel, vollkommen erklärt.

Gerade ich fühle mich aber auch verpflichtet, darauf hinzuweisen, wie vorsichtig man bei der Aufstellung solcher „Hausformen-Stammbäume" sein muß. Wie wir sahen, ließ sich das Mittelküchenflurhaus wirklich „handgreiflich" auf das dreielementige flurlose Haus zurückführen, wenigstens in Niederösterreich. Es ist nun nichts selbstverständlicher, als daß man auch das Mittelküchenflurhaus der Oststeier einfach als geographisch zusammengehörig mit dieser niederösterreichischen Form behandelt und daher ebenfalls auf den „Häuslertypus" zurückführt. Dieser wäre dann der Vater sowohl des Mittelküchenflurhauses als auch des eben besprochenen Seitenflurhauses. Ich selbst bin auch der festen Überzeugung, daß nicht nur in Niederösterreich, sondern auch hier ein Zusammenhang zwischen diesen Formen bestehen muß. Trotzdem wäre es falsch, wenn man das Mittelküchenflurhaus bloß aus einem dreielementigen, flurlosen Hause entstanden denken wollte und jede andere Ableitung als unmöglich hinstellen würde. Denn einerseits gelang es Bünker, nachzuweisen, daß wenigstens ein Haus (in St. Lorenzen am Wechsel), welches jetzt die reine Form eines Mittelküchenflurhauses aufweist, aus einem ursprünglichen Rauchstubenhause entstanden ist[1]) und anderseits beobachtete ich selbst ganz dieselbe Erscheinung in der Gegend von Gratwein und Stiwoll (nordwestlich von Graz). Man sieht also, hier wimmelt es noch von höchst anregenden und ungelösten Fragen, und gerade auf sie aufmerksam zu machen, ist ja eine der wichtigsten Aufgaben dieser Arbeit.

Was das Rauchstubenhaus selbst betrifft, so werden wir über seine geographische Verbreitung noch im Zusammenhange sprechen. Gerade das Rauchstubenhaus bildet ja wohl das interessanteste Kapitel in der Behandlung der innerösterreichischen Hausformen, zu denen wir nun übergehen.

Wenn wir die Länder Steiermark, Kärnten und Krain unter dem gemeinsamen historischen Begriffe Innerösterreich zusammennehmen, so tun wir dies mit Anspielung auf Bancalari, der diese Gebiete als eigenen Bezirk behandelte und für ihr Haus denselben gemeinsamen historischen Namen gebrauchte. Er war es auch, der die ersten Berichte über „innerösterreichische Hausformen" der Öffentlichkeit übergab.[2]) Wir werden sehen, daß diese durch die Geschichte zusammengeschweißten Länder auch in der Hausforschung tatsächlich zusammengehören.

Wir beginnen wieder ganz im Westen. Noch bei der Besprechung des Tiroler Hauses fanden wir im Bauernhauswerke einen Plan aus dem Toblacherfelde, der uns

[1]) Bünker, a. a. O., S. 169.

[2]) Bancalari, „Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V.", 1893, bes. S. 161—171; Bancalari, „Globus", 1894, S. 351 ff.

zeigte, daß das vierelementige Seitenflurhaus auch noch bis dorthin verbreitet ist. Nach dem Textberichte desselben Werkes reicht die Verbreitung dieser Form aber auch noch über die Grenzen Kärntens hinaus und „herrscht im oberen Rienz-, Drau-, Gail- und Mölltale".[1])

Wie wir dies früher so gehalten haben, können wir uns jedoch mit dieser Mitteilung des Bauernhauswerkes nicht so ohne weiteres begnügen, weil der „Typus", dessen geographische Verbreitung da besprochen wird, eben nicht, wie dies in unserem Falle geschieht, nach der Grundrißform des Wohnhauses allein, sondern nach allen möglichen zusammentreffenden Eigenschaften bestimmt ist. Doch ein Plan, den uns das Bauernhauswerk selbst aus Putschal bei Döllach (im oberen Mölltale) zur Verfügung stellt,[2]) gibt uns sofort die Gewißheit, daß die vom genannten Werke als derselbe Typus wie das Tiroler Haus behandelte Form auch bezüglich ihrer Wohnraumanlage wirklich dieselbe ist. Auch das Flachdach ist noch dasselbe geblieben. Daß aber dieses Hereinreichen unserer Tiroler Form nicht sehr weit fortdauert, erkennen wir aus der Arbeit Bünkers über das Haus in der Gegend des Millstättersees.[3]) Wenn ich diese Arbeit, die uns Bünker da über das Haus seiner engsten Heimat gespendet hat, für die schönste aller wenigstens mir bekannten Detailarbeiten in der Hausforschung halte, so ist das eine rein persönliche Ansicht. Tatsache aber ist, daß wir durch dieses prächtige Beispiel einer „Punktforschung" ein ungewöhnlich klares, deutliches und vollkommenes Bild über das Haus dieser Gegend erhalten. Für den Grundriß des Wohnhauses gibt es, soweit man von Kleinformen (Senn- und Holzknechthütten usw.) absieht, nur zwei Schemata, die alle Formen des ganzen Gebietes umfassen;[4]) sie sind in Abb. 2, Fig. 27 und 28, wiedergegeben.

Man würde leicht in die Versuchung kommen, den ersten Plan für ein Mittel-, den zweiten für ein Seitenflurhaus zu erklären. Das sind nun die beiden Formen ja auch wirklich, wenn man nur die Lage des Flures in Betracht zieht. Nach unseren Ausführungen im ersten Kapitel wissen wir jedoch, daß wir es hier nicht mehr mit ursprünglichen, sondern mit entwickelten Formen zu tun haben, bei denen die „Kachelstube" erst spätere Zutat ist. Wir haben an derselben Stelle auch auseinandergesetzt, warum wir auch diese entwickelte Form nicht zum Typus des Küchenstubenhauses zählen, sondern als besonderen „Rauchstubentypus" behandeln wollen. Hier also haben wir zwei Rauchstubenhäuser mit bereits angefügter Kachelstube, nach unserer Einteilung also den Typus II, 2 vor uns. Dieser Typus beherrscht also ganz Oberkärnten nördlich vom Millstättersee. „Es ist sehr bezeichnend für das oberkärntnerische Haus," — sagt Bünker[5]) — „daß mir außer einer Küche[6]) ... in den vielen Bauernhäusern, die ich besuchte, keine weitere ... untergekommen ist." Bünker verfolgte diese Form persönlich in folgenden Gebieten:[7]) „1. im Drautale aufwärts bis Sachsenburg; 2. im Mölltale einwärts bis Mühldorf; 3. im Liesertale einwärts bis Leoben; 4. in einem Seitentale des Liesertales, im Nörninggraben, und schließlich 5. in einem zweiten Seitentale des Liesertales, im Maltatale, soweit es einwärts bewohnt ist." Bünker stellt aber auch die wohl sehr begründete Vermutung auf, daß derselbe

[1]) Textband, S. 66.
[2]) Bilderatlas, Kärnten, Tafel 2,
[3]) Bünker, M. A. G. XXXII, 1902.
[4]) Bünker, M. A. G. XXXII, 1902, S. 42.
[5]) Bünker, M. A. G. 1902, S. 90.
[6]) „Küche", zum Unterschiede von „Rauchstube". Diese eine „Küche", d. h. also einen Herdraum, der nicht Rauchstube ist, befindet sich im Schmiedehaus in Treffling.
[7]) Bünker, M. A. G., 1902, S. 92.

Typus auch außerhalb der von ihm besuchten Strecken, also weiter einwärts „in allen den Tälern, aus denen der Millstättersee seinen Zufluß erhält", zu finden sei.

Das Äußere dieser Häuser ist nicht nur für die Gegend des Millstättersees, sondern für ganz Innerösterreich typisch. Die kleine Beschreibung, die wir hier zu geben versuchen, gilt also für alle Gegenden, die wir in diesem Kapitel noch besprechen werden, mit Ausnahme jener natürlich, bei denen wir eine Abweichung ausdrücklich betonen werden. Vor allem herrscht in ganz Innerösterreich das Steildach. Dasselbe ist sehr oft aus Brettern und Schindeln, noch öfter aus Stroh, selten aus Ziegeln verfertigt. Die Ziegelbedachung ist, wo sie an Bauernhäusern überhaupt auftritt, stets jungen Datums. Am häufigsten sind, wie gesagt, die meist mit Moos überwachsenen, daher oft ungemein farbigen und malerischen Strohdächer im innerösterreichischen Ländergebiete zu treffen und bewirken, abgesehen von ihrer Steilheit, schon dadurch einen typischen Unterschied gegen das Schindeldach in Tirol und Salzburg. In Innerösterreich herrscht noch sehr stark der Blockbau vor, was nicht nur gegen Tirol, sondern namentlich gegen die Länder ob und unter der Enns einen starken Gegensatz bedeutet. Nur der Untergrund des Hauses ist meistens gemauert und enthält fast immer den Keller. Sehr häufig sind die innerösterreichischen Bauernhäuser an einem Berghange errichtet, so zwar, daß die Längsachse des Hauses senkrecht zum Abhange steht, obwohl auch andere Lagen vorkommen. Durch die Neigung des Berghanges ist dann der vordere Teil des Hauses meist um ein Stockwerk höher, als der rückwärtige. Dieses sozusagen in den Berg hineingebaute Untergeschoß, das gleichzeitig die Grundmauern bildet und den Keller enthält, ist immer gemauert. Darauf, wie auf einem Sockel, erhebt sich dann der die eigentlichen Wohnräume enthaltende Blockbau. Galerien finden sich in Innerösterreich meines Wissens nicht häufig, wenigstens nicht in dem Sinne wie in Tirol, wo die zierlichen Hausgalerien ja einen typischen Schmuck des ganzen Stiles ausmachen. Wohl aber finden wir hier statt der schmalen, balkonartigen, zierlich geschnitzten und immer in gewisser Höhe (erstes oder zweites Geschoß) um das Haus laufenden Galerien breite laubenartige Vorhallen, die der Eingangstüre vorgelagert sind und als „Gangl'n" oder „Brückl'n" bezeichnet werden. Sie entsprechen am besten dem, was wir an Villen usw. als Veranden bezeichnen. Je nach der Bodengestaltung sind sie mehr oder weniger über den Erdboden erhöht. Eine zweite, aber gänzlich anders gestaltete Art von Balkons finden wir an innerösterreichischen Bauernhäusern unmittelbar unter dem Giebel. In der Bretterverschalung, die die Giebelseite des Dachbodenraumes ausfüllt, ist nämlich an der vorderen, meist der Straße oder dem Wege zugekehrten Giebelfront ein viereckiger Ausschnitt, dessen unterer Rand, vom Dachboden aus gerechnet, ungefähr in Brusthöhe liegt, freigelassen. Dadurch erhält diese Wand ebenfalls ein balkonartiges Aussehen, das noch durch einfache Schnitzereien und durch Aufstellen von Blumentöpfen am Rahmen des Ausschnittes erhöht wird. Der Raum hinter dieser Wand wird meist zum Aufhängen der Wäsche verwendet. Sehr auffallend ist die Tatsache, daß der Hauseingang fast immer, aber nicht ausnahmslos,[1]) in der Langseite des Hauses liegt. Kennzeichnend dafür ist es, wenn Bancalari auf einer seiner Riesenwanderungen „von Adelsberg bis Judenburg (!), außer in den Gassen mancher Orte, kein Haus traf, welches den Eingang auf einer Giebelseite gehabt hätte".[2]) Alle diese und noch manche andere Kleinigkeiten verleihen dem Äußeren des innerös-

[1]) Im Liesertale fand Bünker, „wenn auch in starker Minderzahl", Häuser mit dem Eingange in der Giebelseite.

[2]) Bancalari, „Globus", 1894, S. 354.

reichischen Bauernhauses einen gewissen Charakter, der allen Häusern dieser Lande gemeinsam ist, mögen sie sich nun in tadellos sauberem und festgefügtem oder in armselig verlottertem Zustande befinden. Wenn wir z. B. die Bilder des Bauernhauswerkes auf der Tafel „Kärnten 3" ansehen, so könnten wir uns die hier abgebildeten Häuser ebensogut aus dem oberen Murtale, oder aus dem Lavanttale, oder aus Mittelsteiermark herrührend denken. Das wohlgepflegte, breitspurig dastehende Haus eines reichen Dorfgastwirtes zeigt auf den ersten Blick seine Verwandtschaft mit dem halbzerfallenen, wind- und wetterzerzausten Häuschen des ärmsten Keuschlers. Es liegt etwas ungemein Trauliches und Warmes, dabei aber immer eine gewisse unbeholfene,

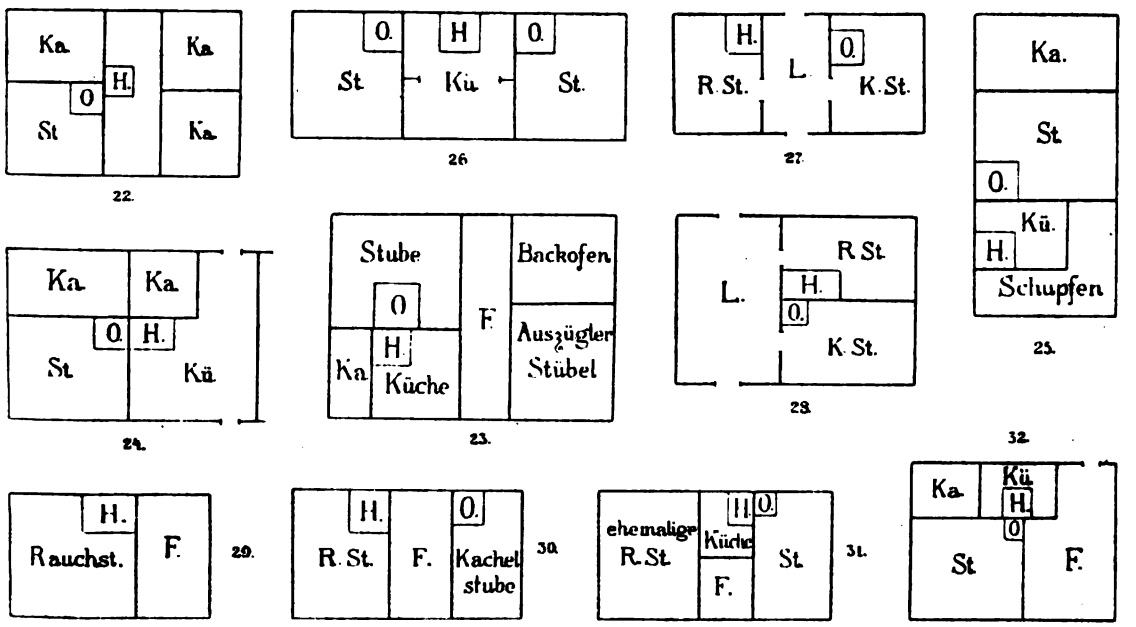


Abb. 2 (Fig. 22—32).

K, Kü = Küche, *H* = Herd, *St* = Stube, *O* = Ofen, *F* = Flur, *Ka* = Kammer, *RSt* = Rauchstube, *KSt* = Kachelstube, *L* = Lab'n.

fast möchte ich sagen, rührende Ärmlichkeit an all diesen Häusern. Das kleinste Tiroler Haus sieht viel selbstbewußter, schmucker und kecker, das kleinste österreichische Haus viel „protziger" in die Welt als das innerösterreichische. Es mag persönliches Vorurteil mitspielen, aber meinem Gefühle nach zeigt kein anderes Haus einen so tiefen Einblick in die Seele armer Alpenbauern, aber auch in die Schwere, die das Leben und die Geschichte den Ländern aufgebürdet, als gerade dieses Haus; weder das wohlgemauerte der Länder ob und unter der Enns, noch das zierliche, geschmückte Tiroler Haus, dessen Erbauer immer noch die Freude und Muße für eine heitere und nettere Ausgestaltung seines Heimes erhalten blieb, am allerwenigsten das „verwelkte" Steinhaus der Italiener und Ladiner. Es ist sehr bezeichnend, daß sich gerade in Innerösterreich eine so primitive Form, wie das Rauchstubenhaus, bis heute erhalten konnte!

Wie nun das Äußere der Häuser Oberkärntens für ganz Innerösterreich typisch ist, so steht es, soweit ich aus eigener Erfahrung sprechen kann, auch mit den Kleinformen, als welche uns Bünker die Auszüglerstübeln, Badstuben, Sennhütten und Holzknechtkrame im Gebiete des Millstättersees beschreibt. Wir wollen daher auch sie hier, als typisch für alle noch zu besprechenden Gebiete, einer kurzen Betrachtung

unterziehen. Das ursprünglichste unter diesen Formen bieten uns die Holzknechtkrame in ihrem „Sommerkleide". Eine solche „Sommerkram" ist nämlich nichts anderes als „ein auf den nackten, unebenen Boden gelegtes Satteldach".[1]) Dasselbe ist aus Sparren, die mit Rinde von dicken Fichtenstämmen bedeckt sind, errichtet. „Auch die Giebelseiten und die Türe werden mit Rinde bekleidet, doch bleibt oben ein Dreieck für Licht frei." Dieser Raum enthält nichts als einen aus Blockverband aufgebauten, mit Sand und Steinen ausgefüllten Herd, der die Mitte der „Kram" einnimmt, Bänke an den Seiten und die Pritschenlager an der Rückwand. Wieder also haben wir den Typus des einzelligen „Herdhauses" vor uns. Viel mehr „Luxus" gestattet sich schon die „Winterkram".[2]) Sie ist bereits ein Blockbau aus unbehauenen und berindeten Stämmen mit Plafond und Brettertür, über der sich ein Rauchloch befindet. Das Ganze deckt ein Rindendach wie bei der „Sommerkram", der auch die innere Einrichtung völlig gleicht. Noch weiter entwickelt sind die „Badstuben". Sie sind manchmal gemauert und besitzen eine Vorhalle.[3]) Der einzige Raum enthält einen riesigen Herd, der zur Erzeugung einer höllischen oder, wie mir eine Bauernfrau sagte, „unbändigen" Hitze dient, in der dann der Flachs gedörrt wird. In früheren Zeiten nahmen die Bauern in dieser „Stube" auch ab und zu ein Dampfbad, welch edle Sitte gänzlich abgekommen zu sein scheint. Der Name aber rührt davon her. Der Grundriß dieser Form entspricht vollkommen dem von Henning als „arisch" bezeichneten „Urhause". Die Sennhütten und „Auszüglerstübeln" stehen ziemlich auf der gleichen Entwicklungsstufe, was ihr äußeres Ansehen betrifft. Im Grundriß aber sind die Sennhütten ursprünglicher. Sie enthalten einen Herd- und einen Wohnraum ohne Ofen. Oft schließt sich daran noch eine Milchkammer u. dgl.[4]) Während über den ofenlosen Wohnraum ein Plafond gelegt ist, geht der Herdraum unmittelbar in den Dachraum über. Alte Sennhütten besitzen an der Giebelseite auch noch eine offene Vorhalle, über die das von Säulen getragene Dach noch darüber gebreitet ist, genau wie bei der „Badstube". Dieser Raum wird in Oberkärnten „Fürdach" genannt und soll dort in früherer Zeit für alle Sennhütten typisch gewesen sein. Die „Auszüglerstübeln" unterscheiden sich von den Sennhütten dadurch, daß bei ihnen der Wohnraum bereits einen Ofen enthält, also zur Stube „avanciert" ist. Das „Auszüglerstübel" ist also die einfachste Form des „Küchenstubenhauses". Dieses und die Sennhütten sind meist nett gezimmerte Blockbaue.

Wir, die wir gesehen haben, daß in Tirol, Salzburg und den Ländern ob und unter der Enns eine einzige Grundrißform überwiegend und ununterbrochen vorherrschte, obwohl das Äußere der Häuser starke Unterschiede aufwies, sollten nun wohl meinen, daß das äußerlich so einheitliche Haus Innerösterreichs um so mehr auch in der Grundrißform einheitlich sein werde. Dem ist nun aber merkwürdigerweise durchaus nicht so.

Wir begeben uns zunächst von Oberkärnten durch den uns schon bekannten Lungau in das nordwestlichste Obersteier, vor allem in die uns durch Meringer und Freiherrn v. Andrian[5]) vorzüglich bekannte Gegend von Aussee.[6]) Von den 14 Plänen, die Meringers Arbeit zieren, zeigen 10 entweder ganz rein oder mit geringen Abweichungen ein deutliches vierelementiges Mittelflurhaus. Diese Grund-

[1]) Bünker, M. A. G., 1902, S. 241.
[2]) Bünker, M. A. G., 1902, S. 143 und 242.
[3]) Bünker, a. a. O., S. 256,
[4]) Bünker, a. a. O., S. 246—250
[5]) Freiherr v. Andrian, „Die Altausseer", Wien 1905.
[6]) Meringer, M. A. G. XXI, 1891, S. 101 ff., und einiges auch M. A. G. XXIII, 1903, S. 136 ff.

rißform wird von den Einwohnern selbst als typisch empfunden, sie benennen sie mit dem eigenen Namen „durigangigs" = durchgängiges Haus, nach dem die ganze Breite des Hauses durchziehenden Flur. Während diese Form in unserer Einteilung dem Typus III, 3b entspricht, zeigen die übrigen vier Pläne Meringers die Form des „Kreuzhauses" (III, 3e). Die beiden Typen liegen, wie Meringer berichtet, „friedlich und buntgemischt nebeneinander". Das Äußere des Hauses entspricht ganz dem von uns als innerösterreichisch bezeichneten Charakter. Die Vorhallen werden hier „Brückln",[1]) die balkonartigen Giebelräume „Gwondgang" genannt. Der Hauseingang liegt bei durchgängigen Häusern immer, bei Kreuzhäusern meist in der Langseite.[2]) Nur eine Abweichung findet sich, freilich selten,[3]) in dieser Gegend, nämlich Balkons wie beim Tiroler Hause. Wir müssen das ebenso für einen Einfluß, der noch von Tirol aus über Salzburg herüberwirkt, halten, wie das gleich zu besprechende Auftreten des Tiroler Hauses selbst im südwestlich davon gelegenen Ennstale. Diese beiden Ausseer Typen beherrschen nämlich nur die Gebiete von Alt-Aussee, Markt Aussee, Grundlsee und auch die entfernteren Täler, wie die Ramsau und die „Scheiben". Daß wir aber in der Ramsau, ja sogar östlich bis Gröbming neben diesen Formen auch das vierelementige Seitenflurhaus mit Flachdach, Balkons und Glockentürmchen treffen können, sagen uns die Bilder und Pläne, die uns das Bauernhauswerk aus dieser Gegend bringt[4]) und auch Meringer selbst.[5]) Diese Form reicht, wie wir durch Meringer[6]) und Bancalari[7]) erfahren, nur bis Gröbming. Im Gebiete von Liezen gibt es kein Flachdach mehr, was ich auch aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Während also im Ennstale noch von Salzburg herein unser wohlbekanntes vierelementiges Seitenflurhaus herrscht und hier im Gegensatze zu Niederösterreich schon so weit westlich sein Ende findet, treten, ganz abgeschlossen von allen anderen Formen im Gebiete von Aussee, zwei neue Grundrißtypen, die sich von diesem, aber auch von dem Oberösterreichs und sogar von dem im einspringenden Zwickel des Hallstätter Gebietes vollkommen unterscheiden. Gänzlich fremd ist uns von diesen beiden Formen das Kreuzhaus, während das Mittelflurhaus ja auch anderwärts vorkommt und auch uns noch häufig vorkommen wird. Ich meine auch, daß es sehr auffallend ist, daß die Einwohner selbst für diese Form die eigene Bezeichnung „durigangigs" Haus haben. Es hat fast den Anschein, als ob diese Grundrißanlage etwas nicht Ursprüngliches, für das Volksbewußtsein also etwas Neues wäre, das man neben dem althergebrachten, also ursprünglicheren Typus mit einem eigenen Namen versehen hat. Wir können uns hier auf diese Erörterung nicht weiter einlassen, sondern müssen uns wieder einfach mit der Feststellung der Tatsache begnügen; die Möglichkeit aber, daß wir es hier mit einem nicht ursprünglichen Typus zu tun haben, betont auch Meringer,[8]) der die genannte „Anlage trotz des 300jährigen Alters vieler Häuser für keine ursprüngliche" hält.

Auch das ganze übrige nördliche Obersteier ist uns durch Meringers Forschung gut bekannt.[9]) Meringer wanderte vom Semmering über Mürzzuschlag, Langen-

[1]) Meringer, M. A. G., 1891, S. 104.
[2]) Bancalari, „Ausland", 1891, S. 674.
[3]) Meringer, M. A. G., 1893, S. 163.
[4]) Bauernhauswerk, Steiermark, Tafel 6 und 7.
[5]) Meringer, M. A. G. XXIII, 1893, S. 150.
[6]) Meringer, M. A. G. XXIII, 1893, S. 160.
[7]) Bancalari, „Ausland", 1892, S. 328.
[8]) Meringer, M. A. G. XXI, 1891, S. 127.
[9]) Meringer, M. A. G. XXIII, 1893, S. 136 ff.

wang, Krieglach, Eisenerz, Hieflau, Admont, Liezen und Gröbming bis Aussee. das Äußere all der Häuser, die uns Meringer von dieser Exkursion bes gilt im großen und ganzen östlich von Gröbming das, was wir über das Haus österreichs sagten. Aber auch bezüglich des Grundrisses müssen wir hier d sagen, was für ganz Innerösterreich gilt: Es herrscht ein vollkommenes Durchei aller Untertypen des Küchenstubenhauses. Obwohl es Meringer nicht dar kam, etwa von jeder Gegend gleichmäßig viele Pläne zu bringen, so sind d Zahlen, die wir hier aus seiner Arbeit anführen, auch für uns höchst wicht interessant. Meringer zeichnet aus diesem ganzen Gebiete 1 zweielementiges K stubenhaus, 4 dreielementige Seiten-, 1 dreielementiges Mittel-, 3 vierelementige 2 vierelementige Mittel-, 2 vierelementige Eck- und 1 vierelementiges Mittelk flurhaus. Wir haben da also so ziemlich alle Untertypen des Küchenstuben vertreten. Es wäre aber verkehrt, wenn wir aus diesen Zahlen statistische S ziehen wollten, da es Meringer ja, wie gesagt, nicht darauf ankommen konn hier eine statistische Übersicht zu geben, sondern nur darauf, uns von de schiedensten Orten die überhaupt vorkommenden Formen aufzuführen. Wo sehen wir, daß von einer Einheitlichkeit der Grundrißform hier keine Rede i daß, und darin liegt das wichtige, bei einer Zurückführung aller dieser Form einen einheitlichen Typus nichts anderes herauskommen kann, als eben da elementige Mittelküchenflurhaus. Ganz dieselbe Ansicht spricht auch Me selbst aus.[1]) Dennoch glaube ich, daß es von unserem Standpunkte aus sehr wäre, diese verschiedenen Grundrißformen zunächst nicht auf eine Urform, s einmal auf möglichst wenige Übergangsformen zurückzuführen. Dazu aber br wir sowohl aus dem nördlichen Obersteier, noch mehr aber aus dem übrigen österreich viel mehr Nachrichten, als wir tatsächlich besitzen. Wir müßten wen so viele Pläne aus jeder Gegend haben, um doch halbwegs annähernd ange können, in welchem Zahlenverhältnisse die verschiedenen Grundrisse in ihre kommen zueinander stehen. Denn schon aus diesen verhältnismäßig wenigen der Meringerschen Arbeit erkennen wir ein Überwiegen der einen oder der a Form. Nun fehlen uns aber sowohl aus dem oberen und mittleren Murtale, a mittleren Kärnten und aus der näheren und weiteren Umgebung von Graz alle Nachrichten. Eine genaue Erforschung aller dieser Gebiete ist dringend ich spreche hier nicht nur vom Standpunkte der uns besonders interessie Erforschung der Grundrisse, sondern ganz allgemein. Auch das Vorkomm Rauchstubenhauses, sein Aussehen und seine geographische Verbreitung ka dann sicher besprochen werden, wenn diese Gebiete genau durchforscht sein Im Gebiete von Mittelsteier habe ich seit Jahresfrist selbst begonnen, das B haus genau zu studieren. Die Sache bietet aber so viel des Interessanten u solche Menge von Stoff, verlangt daher auch einen bedeutenden Zeitaufwan eine Veröffentlichung dieser Forschung jetzt noch zu verfrüht wäre. Wohl aber ich mir einen kleinen Überblick über die Grundrißformen zu geben, soweit besonders in dem Gebiete westlich von Graz gegen die Alpen hin und, zwar u von Gratwein im Norden bis Stainz im Süden, gefunden habe; ich muß ab drücklich betonen, daß diese Angaben ja nicht den Anspruch auf statistisc nauigkeit machen. Unter 50 Plänen, die ich mir bisher aus diesen Gebieten ski finden sich: 1 zweielementiges Küchenstuben-, 2 dreielementige Seiten-, 5 dreielem Mittel-, 1 dreielementiges Eck-, 2 vierelementige Seiten-, 3 vierelementige Mitte

[1]) a. a. O., S. 160.

20 Mittelküchenflurhäuser. Ferner 16 Rauchstubenhäuser, von denen 2 nur aus Rauchstube und Flur, die übrigen 14 aus Rauchstube, Flur und Kachelstube bestehen. Obwohl ich, wie gesagt, aus diesen Angaben noch keine sicheren statistischen Schlüsse zu ziehen wage, so muß ich doch behaupten, daß das starke Überwiegen des Mittelküchenflurhauses durchaus kein Zufall, sondern eine sehr in die Augen springende Tatsache ist. Sie wird noch interessanter, wenn wir daran denken, daß uns auch Bünker aus der Oststeier dieselbe Erscheinung mitteilte (siehe S. 123) und würde eine geradezu erhellende Bedeutung erhalten, wenn es gelänge, nachzuweisen, daß das Mittelküchenflurhaus in unseren Gebieten immer auf ein Rauchstubenhaus zurückgehe. Daß diese Idee, die ich aber selbst als durchaus noch nicht festgestellt bezeichnen muß, immerhin nicht aus der Luft gegriffen ist, sahen wir einerseits schon an dem Nachweise, den Bünker dafür erbrachte, daß ein Haus in St. Lorenzen am Wechsel, das jetzt die Form des Küchenstubenhauses zeigt, früher ein Rauchstubenhaus war (siehe S. 124) und anderseits gewann diese Möglichkeit für mich dadurch an Gehalt, daß mir bereits in vielen jetzigen Mittelküchenflurhäusern von den Bewohnern ungefragt die Mitteilung gemacht wurde, daß das Haus früher Rauchstubenhaus gewesen sei. Der Übergang ist ja sehr leicht (Abb. 2, Fig. 29, 30, 31).

Sollte diese Idee richtig sein, dann würde das Verhältnis in meinen Angaben so aussehen, daß unter 50 Plänen 38 dem ursprünglichen Rauchstubentypus, bei den Angaben Bünkers aus der Oststeiermark unter 17 Plänen 15 dieser Form angehören würden, in beiden Fällen also vier Fünftel der Formen auf dieses primitive Haus zurückzuführen wären.

Wir begnügen uns jedoch, wie gesagt, wieder damit, die Frage angeregt zu haben.

Zu betonen haben wir noch, daß das Rauchstubenhaus nach Meringers Angaben in dem nördlichen Obersteier nicht vorzukommen scheint und daß das Äußere auch bei den von mir studierten mittelsteierischen Häusern vollkommen dem „innerösterreichischen Charakter" entspricht.

Bezüglich der Verbreitung des Rauchstubenhauses liegen uns folgende Nachrichten vor: 1. Die schon besprochene Arbeit Bünkers aus dem Gebiete des Millstättersees. 2. Eine Nachricht Dachlers, wonach das Rauchstubenhaus in Kärnten außer dem Millstätter Gebiete auch noch im Metnitzgraben, im oberen Gurktale, in der Ebene Reichenau nördlich von Oberdrauburg und im Lavanttale beobachtet wurde.[1]) 3. Eine Nachricht Meringers, der diese Form in der Nähe von Eibiswald bei Schwanberg fand.[2]) 4. Meine eigenen Erfahrungen aus der westlichen Steiermark, in der ich das Rauchstubenhaus von Gratwein und Stiwoll im Norden bis nach Stainz im Süden verfolgte. 5. Meringers und Bünkers Nachrichten aus der Oststeiermark,[3]) denen zufolge das Rauchstubenhaus in Tullwitz bei Passail, in Vorau und Umgebung, in Riegersbach, in Puchegg, in St. Lorenzen am Wechsel und nach Dachler[4]) auch nördlich von Mönichkirchen herrscht. 6. Die noch zu besprechenden Nachrichten Murkos, der die Form an der ganzen deutsch-slowenischen Sprachgrenze in Kärnten und Steiermark antraf. 7. Die Mitteilungen Dachlers[5]) vom Auftreten derselben Type im Uskokengebirge zwischen Krain und Kroatien und im Karstgebiete. Eine genaue Grenzangabe des Verbreitungsgebietes, in dem das Rauchstubenhaus noch erhalten ist,

[1]) Dachler, Bauernhauswerk, Textband, S. 51.

[2]) Persönliche Mitteilung.

[3]) Meringer, in den Sitzungsber. d. k. Ak. Wien, 144. Bd., VI, und Bünker, M. A. G. XXVII, 1897, S. 165ff.

[4]) Dachler, Nachtrag zum Bh. in Niederösterr. 1905, S. 5—6.

[5]) Dachler, Bauernhauswerk, Textband, S. 51.

wird erst möglich sein, wenn die Hausforschung in Innerösterreich weiter fortgeschritten sein wird.

Es erübrigt uns nun noch, das Haus im südlichsten Streifen Innerösterreichs zu betrachten. Wenn wir wieder im Westen beginnen, so erinnern wir uns zunächst daran, daß nach dem Ausspruche des Bauernhauswerkes auch im westlichsten Gail- und Lessachtale noch das Tiroler Haus herrschte,[1]) ebenso wie wir es ja auch im westlichsten Möll- und Drautale gefunden haben. Soviel man aus dem Plane im Textbande des genannten Werkes ersehen kann,[2]) scheint dies auch für die Grundrißanlage des Wohnhauses zuzutreffen, d. h. ein vierelementiges Seitenflurhaus als Grundrißtypus dieses Gebietes zu gelten. Wieweit aber diese Form ins Lessachtal hineinreicht, ist gegenwärtig mangels größerer Zahl von Nachrichten nicht möglich zu sagen. Es scheint aber, daß der Typus auch im Lessachtale selbst nicht mehr rein erhalten sei. Denn ein Plan, den uns Hohenbruck von einem Hause aus diesem Tale (ein genauerer Ort ist leider nicht angegeben) bringt,[3]) gibt sich eher als ein Mittel- denn als ein Seitenflurhaus zu erkennen. Freilich läßt sich die Grundrißform wieder nicht mit voller Sicherheit bestimmen, da der Ofen im Plane nicht ersichtlich wird. Das Äußere desselben Hauses aber zeigt sich nach dem beigegebenen Bilde als echtes Kind Tirols mit Flachdach und Galerien.

Aus dem Gailtale ist uns durch Bünkers Forschung[4]) besonders das slowenische Haus bekannt. Aus dem deutschen Teile dieses Tales aber wissen wir wenigstens die eine wichtige Tatsache, daß das Rauchstubenhaus in der Gegend von Hermagor und auch sonst an der deutsch-windischen Sprachgrenze häufig vorkomme.[5]) Die Grundrißform des slowenischen Hauses aber tritt nach Bünker in zweierlei Gestalten auf: einmal wieder als Mittelküchenflurhaus, wobei aber ausdrücklich bemerkt wird, daß die Trennung zwischen Küche und Flur immer erst später erfolgt sei, und zweitens als Seitenflurhaus in der Gestalt Abb. 2, Fig. 32.

Das scheint also wohl ohne Zweifel auf eine Fortdauer des Tiroler Grundrisses hinzudeuten, obwohl das Äußere aller Gailtaler Hausformen bereits ausgesprochen innerösterreichischen Charakter trägt.

Aus dem mittleren und östlichen Südkärnten besitzen wir mit Ausnahme der Berichte, die uns Murko über das Rauchstubenhaus aus diesem Gebiete mitteilt, keine Spezialarbeit. Es ist aber sehr wertvoll, daß Bancalari festgestellt hat,[6]) daß die Grenze Kärntens gegen Krain keine Typengrenze der Hausformen bedeute, sondern daß wir im südlichen Kärnten ganz dieselben Formen wie bei den Slawen in Krain wiederfinden. Ebenso wie Bünker für das slowenische Gailtal, stellt Murko für das Rosental und das übrige slowenische Kärnten und auch für den slowenischen Teil der südlichen Steiermark mit Bestimmtheit das vollständige Fehlen des Rauchstubenhauses fest.[7]) Wohl aber findet sich dieses Haus ebenso wie im Gailtale so auch im ganzen mittleren und östlichen Südkärnten und in Steiermark längs der ganzen Sprachgrenze, im zuletzt genannten Lande besonders in den Bezirken Mahrenberg, Windischgraz, Marburg und im Bachergebirge bis zur Drau.[8])

[1]) Textband, S. 67.
[2]) Textband, Tafel II, Abb. 32.
[3]) Hohenbruck, Kärnten, Tafel X.
[4]) Bünker, M. A. G. XXXV, 1905.
[5]) Bünker, M. A. G. XXXV, 1905, S. 35 f.
[6]) Bancalari, „Globus", 1894, S. 353.
[7]) Murko, M. A. G. XXXVI, 1906, S. 26.
[8]) Murko, a. a. O., S. 21

Das rein slowenische Haus sowohl im südlichen Kärnten als auch in Krain und der südlichen Steiermark tritt fast durchwegs in der Form auf, in der es uns auch im Gailtale schon begegnete, nämlich in der Form des Mittelküchenflurhauses. Das sehen wir aus den Nachrichten Bancalaris ebenso wie aus denen von Murko und Hohenbruck.[1]) Das muß vor allem unsere Vermutung bestärken, daß die nicht in dieser Form angelegten slowenischen Häuser des Gailtales wirklich nur eine Fortwirkung des vierelementigen Seitenflurhauses bedeuten. Etwas anderes sehr Wichtiges ergibt sich aber weiter aus der Tatsache, daß hier im Gegensatze zum nördlichen Innerösterreich das Mittelküchenflurhaus überall dort vorkommt, wo das Rauchstubenhaus fehlt. Hier also ist ein Zurückführen des Mittelküchenflurhauses auf den Rauchstubentypus nicht so leicht denkbar wie etwa in Mittelsteiermark; es ist das wieder ein Beweis dafür, wie vorsichtig man in dieser Sache sein muß, anderseits aber ein neuer Fingerzeig, welch anregende Fragen es da noch zu lösen gibt.

Eine Stufe nach rückwärts läßt sich übrigens dieses slowenische Mittelküchenflurhaus ohne weiteres führen. Wie alle anderen bisher von uns betrachteten Formen, die diesem Typus angehören, geht nämlich auch diese unmittelbar auf ein Mittelküchenhaus zurück. Denn wie Murko mit Bestimmtheit ausführt, ist auch hier der Flur immer als spätere Abtrennung anzusehen und „sind Küche und Flur im Volksbewußtsein ein Raum, obwohl beide Teile selbst in ärmlichen Häusern gewöhnlich differenziert" erscheinen.[2])

Damit sind wir zum Ende dieses Abschnittes gelangt. Fassen wir nun die Ergebnisse bezüglich der Grundrißform nochmals kurz zusammen, so haben wir hauptsächlich folgende Formenverbreitungen des Küchenstubenhauses anzuführen:

1. Das dreielementige Haus, Gattung *B*, das wir in Vorarlberg und im nordwestlichen Teile Tirols bis zum Arlberg und den Lechtaleralpen und im Zusammenhange auch noch im Vorlande Salzburgs fanden.

2. Das vierelementige Seitenflurhaus, das in überwiegender Anzahl über das auffallend weite Gebiet des ganzen deutschen Teiles von Tirol, ganz Salzburgs mit Ausnahme des Vorlandes und der beiden Erbländer südlich der Donau bis zum Wienerwalde verbreitet ist.

3. Die beiden Ausseer Formen, das durchgängige (vierelementige Mittelflurhaus) und das Kreuzhaus, das auf das Gebiet von Aussee und Grundlsee beschränkt und durch das Kammergebirge und den Grimming abgegrenzt ist.

4. Die verschiedenen Grundrißformen des innerösterreichischen Küchenstubenhauses, unter denen aber in der Oststeier, in Mittelsteier und im slowenischen Gebiete des südlichen Kärntner- und Steirerlandes das Mittelküchenflurhaus weitaus überwiegt, während von den übrigen Gebieten Innerösterreichs darüber mangels genauerer Erforschung noch nichts Sicheres gesagt werden kann.

Von den übrigen Formen, die nicht dem Typus des Küchenstubenhauses angehören, fanden sich im geographischen Zusammenhange folgende:

1. Das einzellige Herdhaus in Sennhütten und Holzknechtkramen, wahrscheinlich über die ganzen Ostalpen verbreitet.

2. Das Rauchstubenhaus, das sich, soviel sich bis jetzt sagen läßt, von Oberkärnten aus längs der ganzen slowenischen Sprachgrenze hinzieht, dann wieder über das Lavantgebiet verbreitet und nun in breiten Steifen sich über die kärntnerisch-steirischen Grenzgebirge nach Mittelsteier wendet und diesen ganzen Landesteil im

[1]) Murko, a. a. O., und Hohenbruck, Tafel XV *a* und *b*; Bancalari, „Globus", 1894, S. 351 f.
[2]) Murko, a. a. O., S. 13.

Süden wieder bis zur Sprachgrenze, im Norden ungefähr bis in die Breite von Gratwein erfüllt und von dort aus in die Oststeier hinüberzieht, während es im Süden das Grazer- und Leibnitzerfeld in einem Bogen zu umschließen und über das Bachergebirge und die sprachlichen Grenzgegenden sich fortzusetzen scheint, vielleicht in ununterbrochener Kette bis zum Uskokengebirge, in dem es wieder wissenschaftlich festgestellt ist.

3. Das untypische italienische Haus in Südtirol.

Ehe wir diese Arbeit schließen, halte ich es nun noch für nötig, an der Hand dieser Ergebnisse zu zeigen, daß wir nicht mit Unrecht von vornherein allen ethnographischen Spekulationen, wie sie von Anfang an in die Hausforschung eindrangen und bis heute in ihr eine große Rolle spielen, skeptisch gegenüberstanden und sie so lange als verfrüht ansehen werden, bis die Erforschung der einzelnen Gebiete bis ins kleinste durchgeführt sein wird. Seit Henning unterscheidet man häufig zwei ethnographisch getrennte Arten des „oberdeutschen" Hauses. Die Sache ist deswegen auch für uns nicht uninteressant, weil eben diese Unterscheidung einerseits auch auf den Grundriß zurückgeht und anderseits eben auch noch in den neuesten Werken, wie im Bauernhauswerke, beibehalten wird.

Wir wollen diese Einteilungen also noch kurz untersuchen.

Henning selbst bezeichnet jenes Haus, bei dem „auf jeder Seite des alten Herdgemaches[1]) ein geschlossener Raum abgesondert wird", als dreiteilig oder fränkisch.[2]) Wir, die wir ja Hennings und nach ihm Bancalaris Theorie vom Flur als Hauptraum des oberdeutschen Hauses schon als verfehlt erkannt haben, können uns ja schon deswegen auch dieser daraus entspringenden Ansicht nicht anschließen. Da sich aber Hennings Unterteilung des oberdeutschen Hauses, wenn auch, wie wir gleich zeigen werden, in etwas veränderter Form tief in die ganze Bauernhausliteratur, und zwar bis in die neuesten Arbeiten, hineingezogen hat, so wollen wir zunächst von unseren Gründen absehen und die Sache ganz an sich prüfen.

Das Haus, das wir in Vorarlberg fanden, das auch im Salzburger Alpenvorlande sich zeigte, ebenso wie das dreielementige Haus am Wienerwalde und das Kreuzhaus im Ausseer Gebiete erweisen sich nach der erwähnten Definition Hennings nicht als dreiteilig. Sie entsprechen vielmehr dem, was Henning als zweiteilig bezeichnet, denn sie zerfielen „ursprünglich nur in zwei Räume, in den Flur mit der Küche und in die Stube".[3]) Solche Formen erklärt Henning für alemannisch, das heißt, nach ihm müßte man dort, wo dieses Haus vorkommt, alemannische Besiedlung annehmen, was ja auch für Vorarlberg einleuchtend wäre, für Salzburg, Aussee und den Wienerwald aber doch sehr bedenklich erscheint. Ebenso ist aber anderseits eine so massenhafte fränkische Besiedlung der übrigen Gebiete — denn alle anderen Grundrisse der Ostalpen zeigen dreiteilige Form — ganz undenkbar. Das war nun wohl auch die Ursache, daß zwei österreichische Forscher, nämlich Dachler und Grund, der Henningschen Einteilung eine etwas andere ethnographische Auslegung gaben. Sie bezeichnen nämlich[4]) das dreiteilige Haus als bayerisch, das zweiteilige aber als fränkisch-alemannisch. Jedes Haus — und darin gehen sie etwas weiter als Henning —, das ursprünglich keine eigene Laube hatte, sondern in dem man Laube und Herdraum, auch wenn sie jetzt getrennt sind, als ursprünglich einen Raum erkennt, nennen sie

[1]) Das ist, wie wir sahen, nach Henning in jedem Falle der heutige Flur.

[2]) Henning, 1882, a. a. O., S. 148.

[3]) Henning, ebendort.

[4]) Dachler, Bauernhauswerk, Textband S. 50 und Texttafeln I, II u. IV.; Grund, 1901, a. a. O., S. 90 f.

zweiteilig. Das heißt also, auf unsere Ergebnisse angewendet, das besonders in West-, Mittel-, Ost- und Untersteier, sowie im slowenischen Gebiete Südkärntens und Krain so überaus häufig vorkommende Mittelküchenflurhaus wäre zweiteilig, also fränkisch-alemannisch. In sehr vielen Fällen aber ist diese Hausform, wie wir ausführten, auf den Typus des Rauchstubenhauses zurückzuführen, und diesen Typus bezeichnet Dachler als bayerisch,[1]) allerdings ohne diese Behauptung zu beweisen. Ich glaube aber, daß es da noch einer sehr eingehenden Untersuchung bedarf, ehe man eine Form, die, wie das Rauchstubenhaus, gar nicht oberdeutsch ist, einfach als Ursprung einer oberdeutschen Untertype — denn eine solche wäre ja das bayerische Haus — bezeichnen darf. Das Mittelküchenflurhaus wäre dann also in einem Falle fränkisch-alemannisch, im anderen aber bayerisch. Jedenfalls wäre es im slowenischen Gebiete, wo es, wie Bünker und Murko nachgewiesen haben, keine Rauchstuben gibt, nur aus dem zweiteiligen, also fränkisch-alemannischen Hause abzuleiten (vgl. S. 133), was aber besiedlungsgeschichtlich kaum glaublich erscheint. Ebenso bleibt es vollkommen unklar, wieso in einem so kleinen und, was die Hauptsache ist, so abgeschlossenen Gebiete, wie es der Ausseer Bezirk ist, beide Formen gemischt auftreten können. Es muß also wohl gesagt werden, daß diese Einteilung — wenigstens dem Besiedlungshistoriker — nicht sehr anmuten kann. Deshalb ist auch gerade das Kapitel vom Hause in dem so ausgezeichneten Werke von Grund wohl etwas gekünstelt. Wenn man aber, wie Dachler a. a. O. meint, aus der fränkischen Form überhaupt „nicht immer auf fränkische Siedler schließen kann", dann ist der Wert dieser, wie wir sahen, zumindest doch noch sehr unbewiesenen ethnographischen Bezeichnungen überhaupt nicht einzusehen. Es ist mir sehr unverständlich, warum Dachler, der ja auch Meringers einfache Grundrißeinteilung kannte, sie nicht wenigstens anzuwenden versucht hat, sondern kurzerhand über sie einfach sagt:[2]) „Man wird sich durch diese (Meringerschen) Namen umständliche Beschreibungen ersparen, einen anderen Wert hat diese Einteilung nicht." — Es sollte mich freuen, wenn diese Arbeit zeigen könnte, daß Meringers Grundrißeinteilung in der Form, wie wir sie durchführten, auch noch einen anderen Wert hat — seinerzeit vielleicht auch für die Besiedlungsgeschichte mehr Wert als die Einteilung in das zwei- und dreiteilige Haus.

[1]) Dachler, a. a. O., S. 51.

[2]) Dachler, Bauernhauswerk, Textband, S. 50 oben.

Vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Kaukasus und dem unteren Donaugebiete; ein Beitrag zum Arierproblem.

Von Oberstabsarzt Dr. Wilke in Grimma.

(Mit 120 Abbildungen im Texte.)

In einer früheren Arbeit hatte ich eine große Reihe von Analogien nachgewiesen die zwischen der kaukasischen und der frühbronzezeitlichen donauländischen Kultur bestehen.[1]) Leider war ich damals nicht in der Lage, bei der Vergleichung beider räumlich so weit getrennten Kulturen auch die Keramik heranzuziehen, da es mir hiezu noch sehr an Material und der erforderlichen Autopsie fehlte. Mehrere Reisen nach Wien, Budapest und Bukarest, wo mir dank der großen Liebenswürdigkeit der Herren Heger, Hoernes, Hampel und Tocilescu die ihnen unterstellten Sammlungen in liberalster Weise zugängig gemacht wurden, sowie ein reiches, zu Vergleichszwecken höchst wertvolles Scherbenmaterial aus der Gegend von Kronstadt und Sărata-Monteorŭ bei Buzeŭ in Rumänien, das mir die Herren Teutsch in Kronstadt und Honzik in Bukarest bei meinen wiederholten Besuchen zu schenken die Freundlichkeit hatten, ermöglichen mir es, das Versäumte nachzuholen. Im Anschlusse daran seien dann noch einige weitere Parallelen hervorgehoben, die für das gegenseitige chronologische Verhältnis beider Kulturgebiete besonders belangvoll sind.

Keramik.

Im Verhältnisse zu dem außerordentlichen Reichtum an Metall- und Schmuckgeräten, dem man sowohl in den Gräberfeldern des nördlichen Kaukasus wie Transkaukasiens begegnet, erscheint die Ausbeute an Gefäßen, wenigstens in Koban und Stepan-Tzminda (Kasbek), ziemlich dürftig. Auch findet sich hier weder die große Mannigfaltigkeit der Formen noch der Verzierung, wie wir sie in vielen frühbronzezeitlichen Stationen des östlichen Mitteleuropa und teilweise auch in den etwas jüngeren Gräberfeldern Transkaukasiens antreffen. Die ältere kaukasische Technik ist eine ziemlich primitive. Die Gefäße sind durchwegs aus freier Hand geformt, oft sehr unregelmäßig. Der Brand ist zumeist recht schwach, die Farbe rötlich, grau oder bräunlich; doch sind auch schwarzpolierte Gefäße ziemlich häufig, wie wir sie in ganz gleicher Weise im unteren Donaugebiete und besonders zahlreich in der überaus interessanten Station von Sărata-Monteorŭ in Rumänien antreffen. (Eigene Sammlung.)

I. Formen.

Am häufigsten erscheinen in Koban und Kasbek nach Chantre[2]) Schüsseln, Tassen und Vasen, doch finden sich daneben auch Krüge, amphorenartige Gefäße, Teller usw. Eine nähere Verwandtschaft mit mitteleuropäischen Typen ist bei folgenden Gefäßen nachweisbar.

[1]) Archäol. Parallelen aus dem Kaukasus und den unteren Donauländern, Z. f. E., 1904, H. 1.

[2]) Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase, P. II., S. 90ff.

Abb. 1.

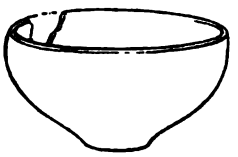


Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

Abb. 1. Schüssel aus Koban. (Mus. f. Völkerk., Berlin.)
„ 2. Schüssel aus schwarzgrauem Ton. Groß-Czernosek a. E. (M. A. G. Wien, XXV, 35.) 1/4 nat. Gr.
„ 3. Bombenförmige Vase. Mussi-yerri. (Morgan, Mission scientifique au Caucase, I, Fig. 148.)
„ 4. Kugeliges Gefäß aus dem Komitate Tolna. (Wosinsky, Die inkr. Keram., Taf. XLV.)

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 7.

Abb. 5. Buckelgefäß von Ober-Koban. (E. Chantre, Rech. anthrop. dans le caucase, II; pl. XXXVIbis, Fig. 2.) 1/3 nat. Gr.
„ 6. Gefäß von Nagy-Look (Komitat Fehér). (Wosinsky, Die inkr. Keram., Taf. LXXIV, Fig. 3.)
„ 7. Gefäß vom Osluchov in Böhmen (Aunjetitzer Typus). (Z. f. E., 1902, 198, Fig. 31.)

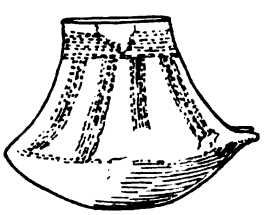


Abb. 8.

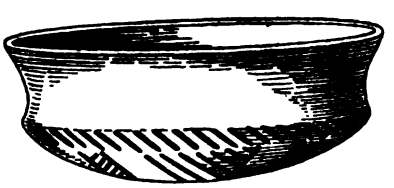


Abb. 9.

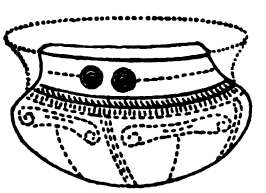


Abb. 10.

Abb. 8. Rosenhaus, Plan bei Tröbsdorf, Kr. Querfurt. (Jahresschr. f. die Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, III [1904], 97 ff., Taf. XII, Nr. 521.)
„ 9. Tongefäß von Ober-Koban. (E. Chantre, II, pl. XXXIII, Fig. 1.) 1/2 nat. Gr.
„ 10. Tongefäß aus der Umgebung von Temes-Kubin. (Wosinsky, Die inkr. Keram., Taf. XC, Fig. 4.)

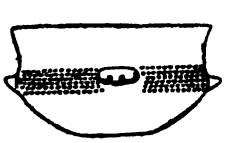


Abb. 10*b*.

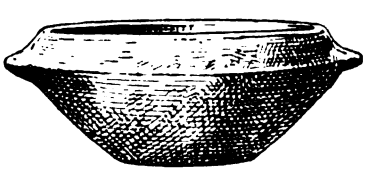


Abb. 11.

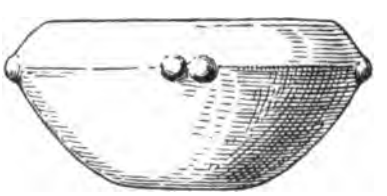


Abb. 12.

Abb. 10*b*. Rössen. (Z. f. E., 1900, 244, Fig. 13.) 1/3 nat. Gr.
„ 11. Doppelkonische Schale mit Buckeln an der Umbruchstelle. Mussi-yerri. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, I, Fig. 146 bis.) 3/4 nat. Gr.
„ 12. Nekropole von Tersisce b. Zirknitz. (Mus. zu Laibach.) (E. Chantre, Rech. anthrop., II, 91, Fig. 98.) 1/4 nat. Gr.

1. Schüsseln mit leicht einwärts gelegtem Rande, leicht geschweiftem Unterteile und flachem Boden (Abb. 1). Diese Schüsseln stimmen mit siebenbürgischen, ungarischen und böhmischen nicht nur in der Form, sondern auch in der Farbe, die meist graubraun ist, völlig überein (Abb. 2). Sie gehen in Mitteleuropa bis in die späteren Abschnitte der jüngeren Steinzeit zurück und finden sich besonders häufig in den Skelettgräbern vom Aunjetitzer Typus.

2. Bombenartige Gefäße mit rundem Boden und einwärts geneigtem Randteile (Abb. 2), eine im Kaukasus anscheinend sehr seltene, in ganz Mitteleuropa dagegen während des Neolithikums so weitverbreitete und so bekannte Form, daß wir darauf nicht näher einzugehen brauchen. In chronologischer Hinsicht sei nur bemerkt, daß sich ähnliche Gefäße mit kugligem Boden sowohl in Ungarn[1]) (Abb. 2) als auch vereinzelt im Verbreitungsgebiete des Lausitzer Formenkreises[2]) bis in die ältere Bronzezeit erhalten haben.

3. Kleine topfartige Buckelgefäße mit hohem, nach innen geschweiftem Ohr und einem mehr oder weniger scharfkantig davon abgesetzten kugeligen oder mit schmaler Randfläche versehenen Bodenteile. An der Umbruchstelle sitzen mehrere Buckel, gewöhnlich vier, auf (Abb. 5). Dieser Typus ist mir nur von Koban bekannt.

Diese sehr charakteristische Gefäßform, die sich in ganz ähnlicher Weise in den spätneolithischen und frühbronzezeitlichen Stationen des unteren Donaugebietes sehr häufig wiederfindet (Abb. 6), hat ihre nächsten Verwandten in gewissen Gefäßen der Aunjetitzer Gruppe (Abb. 7), die ihrerseits wieder meines Erachtens auf die birnförmigen Gefäße (Abb. 8) der jüngeren und älteren Winkelbandkeramik Mitteldeutschlands (Rössener und Hinkelsteintypus) zurückgehen. Die Selbständigkeit der letzteren gegenüber der auf das schärfste von ihr unterschiedenen Spiral- und Mäanderkeramik hat bekanntlich Köhl für das Rheingebiet durch die doch in erster Linie maßgebenden reichen Gräberfunde längst nachgewiesen.[3]) Für Mitteldeutschland hatte man dagegen bisher noch immer an der Einheitlichkeit der „Bandkeramik" im Sinne Klopfleisch's festgehalten, obwohl auch hier schon seit langem die ganz gleichen Gefäßformen und -Verzierungen, wie sie für den Hinkelsteintypus charakteristisch sind, bekannt geworden waren. Der Umstand jedoch, daß in Mitteldeutschland, Böhmen und Mähren zahlreiche Siedelungen aufgedeckt worden sind, wo entweder nur Spiral-Mäanderkeramik[4]) oder nur Gefäße vom Hinkelsteintypus[5]) vorkommen, läßt keinen Zweifel mehr zu, daß auch hier die ältere Winkelbandkeramik einer besonderen Kulturperiode entspricht. Auf die Entwicklung dieser keramischen Gruppe, deren Verbreitungsgebiet ostwärts bis Schlesien[6]) und südlich bis Mähren und Niederösterreich[7]) reicht, brauche ich hier nicht einzugehen, da ich darüber in einer be-

[1]) Wosinsky, Die inkr. Keram.

[2]) Z. f. E., 1890, S. 374; Jentsch, a. d. Z. d. Laus. Ges., Guben 1902, S. 50, Abb. 42: ein Gefäß aus Sachsen im prähist. Mus. zu Dresden.

[3]) Köhl, Die Bandker. d. steinz. Gräberf. pp. in der Umgebung von Worms; Festschr. zur 34. Allgem. Vers. d. Deutsch. Anthr. Ges.

[4]) Beispiele aus Sachsen: Pulverturm und Kaditsch bei Grimma; Wetteritz und Schleben bei Mutschen; Nünchritz bei Riesa; aus Böhmen: Grabf. bei Prag (nach Köhl); aus Thüringen: Grabf. bei Eisleben (Größler).

[5]) Nünchritz bei Riesa (eigene Samml.); Dresden-Löbtau; Dresden-Reichenbachstraße; Weißeritzbett bei Cotta; Neu-Ostrau bei Dresden (sämtl. Schul. Mus. Dresden). Aus Böhmen: zahlreiche Siedelungen bei Píč, Čechy předhist. Bd. I und Karte. Aus Mähren: Hödnitz, Obrom, Gröschelsmauth, Boluscavitz, Dunajewitz, Nowosadek, Lösch, Reckowitz, Raigern, Neudorf. Niederösterreich: Grafensulz (Z. f. E. 1906, S. 344).

[6]) Seger, Die Steinz. i. Schlesien; Arch. f. Anthr., 1904, H. 1/2, Taf. XIV.

[7]) Schliz, Der schnurker. Kulturkr., Z. f. E., 1906, S. 344.

Abb. 13.

Abb. 14.

Abb. 15.

Abb. 13. Kleines Gefäß von Brazdin. (Pič, I, Tab. V, 15.) $^3/_4$ nat. Gr.
„ 14. Tongefäß mit unregelmäßigem Ornament. Ober-Koban. (E. Chantre, II, pl. XXXIV, Fig. 4.) $^1/_2$ nat. Gr.
„ 15. Bemaltes Tongefäß vom Priesterhügel bei Brenndorf, Siebenbürgen. (J. Teutsch, Die spätneolith. Ansiedelungen mit bemalter Keramik, Mitt. d. prähist. Komm. d. kais. Ak. d. Wiss., I, 1903, 384, Fig. 104.)

Abb. 16.

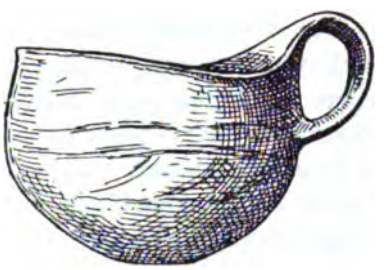


Abb. 17.

Abb. 16. Tongefäß von Ober-Koban. (E. Chantre, II, pl. XXXIV, Fig. 1.) $^1/_4$ nat. Gr.
„ 17. Tongefäß von Sărata-Monteorŭ mit hochstehendem, an den Ansatzstellen bandförmig abgeplattetem Henkel. (Honzik, Prähist. Stat. v. Sărata Monteorŭ, Z. f. E., 1907, 1000.)

Abb. 18.

Abb. 19.

Abb. 20.

Abb. 18. Ober-Koban. (E. Chantre, II, pl. XXXVI, Fig. 1.) $^1/_2$ nat. Gr.
„ 19. Tonbecher von Maros-Gezse, Siebenbürgen. (Wosinsky, Die inkr. Keram., Taf. IV, 5.)
„ 20. Gefäß aus der neolithischen Siedelung von Časlau, Böhmen.

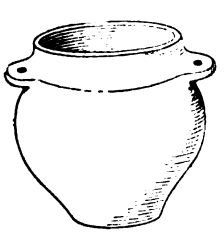


Abb. 21.

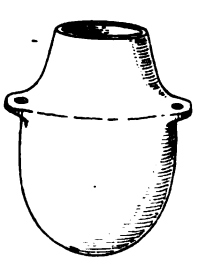


Abb. 22.

Abb. 21. Gefäß mit vertikal durchbohrtem Henkel aus einem Steinbronzegrabe von Artschasdor.
„ 22. Schnurösengefäß von Troja. (Schliemann, Troja, 41, Nr. 9.) $^1/_4$ nat. Gr.

sonderen Arbeit zu handeln gedenke. Hier sei nur soviel bemerkt, daß der punkt dieser Gruppe jedenfalls in Mitteldeutschland zu suchen ist un Ausbreitung wohl der ältesten archäologisch bisher nachweisbaren Ausb Indogermanen entspricht. Für Mitteldeutschland als Ausgangspunkt spricht ganz charakteristische Verzierungstechnik.

4. Eine der vorigen sehr nahe stehende Form bilden flache Schalen falls abgerundetem Boden, über dem sich in scharfkantigem Absatze di geschweifte Wandung des Oberteiles mit leicht ausladendem Rande erhe

Ganz analoge Gefäße finden sich in den stein- und bronzezeitliche Ungarns[1]) (Abb. 10), Siebenbürgens,[2]) Rumäniens,[3]) den neolithischen Pfah Schweiz,[4]) den oberitalienischen Terramaren,[5]) den frühbronzezeitliche Bayerns und der Pfalz,[6]) namentlich aber, wenn schon in etwas modifizi in den nordböhmischen Gräbern vom Aunjetitzer Typus[7]) und schließlich den Gefäßen vom Bernburger[8]) und Rössener Typus,[9]) der seinerseits sich aus der älteren Winkelbandkeramik entwickelt hat.

5. Niedrige doppeltkonische Schalen mit etwas höherem Unter- und oft in scharfer Kante sich absetzendem Oberteile. An der Umbruchstelle einzeln, bald paarweise, bisweilen auch in größerer Zahl kleine Buckel au auf, so das ganze Gefäß umziehend (Abb. 11).

Die völlige Übereinstimmung mit manchen abendländischen Forme Blick auf Abb. 12, die eine Buckelschale von Terzisce bei Zirknitz dars diese Gefäße haben bereits in der Aunjetitzer Gruppe ihre Vorläufer (F wohl, wie so viele andere Typen dieser Periode, auf nordische Vorbilder (oder Rössener Typus) zurückzuführen sind,[10]) vielleicht aber auch schlesi flüssen ihre Entstehung verdanken.[11])

6. Verhältnismäßig selten sind in Koban henkellose, terrinenartige gerader Standfläche und bauchigem Unterteile, der in sanftem Bogen in und den leicht nach außen geschweiften Randteil übergeht (Abb. 14). hiezu bilden manche ungarische[12]) und siebenbürgische Gefäße (Fig. 15). A aus dem Mondsee stammende Stücke zeigen eine gewisse Verwandtschaf die Form nicht so ausgeprägt, daß man darauf allein weittragende F gründen darf.

7. Häufiger sind weitbauchige Henkeltöpfe mit mehr oder weniger hoch Henkel (Abb. 16), die sich in ähnlicher Form in Ungarn und den kupf Pfahlbauten Oberösterreichs, namentlich aber in Sărata Monteoru in wiederfinden (Abb. 17). Besonders charakteristisch ist die Gestaltung de der sich vor seiner Insertion am oberen Gefäßrande zu einem dünnen, n

[1]) Wosinsky, Das präh. Schanzw. v. Lengyel, Taf. VII, 11; XXXIII, 252; XLI, 317
[2]) Zeitschr. f. Ethn., 1903, S. 440, Fig. 5.
[3]) Nat.-Mus. in Bukarest.
[4]) Heierli, Urgesch. d. Schweiz, S. 189, Fig. 156 u. S. 188, Fig. 154.
[5]) Chantre, a. a. O., S. 90, Fig. 94.
[6]) Nachr. üb. Alt., 1903, S. 38, Fig. 5.
[7]) Píč, Čechy předhist., T. I, Tab. X, Fig. 13 u. zahlr. andere.
[8]) Brunner, Die steinzeitl. Ker. i. d. Mark Brandenburg, S. 7, Fig. 9.
[9]) Verh. d. Berl. Anthr. Ges., 1900, S. 244, Fig. 14, 16, 18.
[10]) Ebenda, 1892, S. 185, Fig. 9g.
[11]) Seger, Die Steinzeit in Schlesien, im Arch. f. Anthr. N. F., Bd. V, H. 1 u. 2, VIII, 8; IX, 4.
[12]) Wosinsky, Die inkr. Keram., Taf. XI, XIII, LXX, 4.

zu sich verbreiternden und leicht vertieften Bande abplattet. Sie finden sich nur in Koban.

8. Kleine zylindrische, mit Schnurösen versehene Kruken, die Chantre als Parfümbehälter bezeichnet (Abb. 18). Ihnen in Größe, Form und Verzierung sehr ähnlich sind kleine becherartige Gefäße Siebenbürgens (Abb. 19), die ihrerseits wieder den namentlich in Böhmen sehr häufigen Bechern der älteren und jüngeren Winkelbandkeramik sehr nahe stehen (Abb. 20).

9. Neben diesen zylindrischen kommen auch noch flaschenförmige Schnurösengefäße vor, mit niedrigem, aber ziemlich breitem Halsstücke (Abb. 21). Ganz ähnlichen Gefäßen begegnen wir schon in der ältesten Siedelung von Hissarlyk-Troja (Abb. 22), die ihrerseits wieder zu gewissen siebenbürgischen Formen nahe Beziehungen verraten. Auch dieser Typus scheint mir in letzter Linie auf mittel- und norddeutsche Muster zurückzugehen.

10. Pokalartige Gefäße mit zylindrischem Fuße und konischem Oberteile (Abb. 23). Im Kaukasus sind sie meines Wissens nur aus Samthawro bei Mzcheti bekannt. Diese Gefäße stehen wohl zweifellos mit den pilzförmigen Gefäßen Ungarns (Abb. 24) und Bosniens[1]) in engem Zusammenhange, die ihrerseits wieder zahlreiche Parallelen in der Schweiz,[2]) in Mähren,[3]) Schlesien,[4]) Böhmen,[5]) Sachsen[6]) und in den Gräberfeldern vom Hinkelsteintypus[7]) in der Wormser Gegend haben, aber auch weiter südwärts auf Kreta und anderen griechischen Inseln, in Ägypten, Sizilien und selbst in Spanien vorkommen.

11. Gefäße mit ansalunataartigem Henkel trifft man sowohl auf den älteren transkaukasischen Gräberfeldern (Abb. 25) als auch namentlich in Koban, worauf übrigens schon Chantre hingewiesen hat.[8]) Besonders auffallend ist bei den Kobanischen Henkeln der Mittelzapfen (Abb. 26), für den sich Parallelen in den oberitalienischen Terramaren nachweisen lassen (Abb. 27).

12. Die Henkel der kaukasischen Gefäße sind gewöhnlich roh und plump, bisweilen aber auch mit Strichmustern verziert (Abb. 28), wie sie ganz ähnlich in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien vorkommen (Abb. 29).

Häufig sind zapfenartige Vorsprünge an den Henkeln (Fig. 30), für die sich gleichfalls zahlreiche Analogien aus den stein- und frühbronzezeitlichen Stationen des unteren Donaugebietes, Österreichs und Mitteldeutschlands anführen lassen (Abb. 31).[9])

13. Verhältnismäßig selten sind im Kaukasus massive Ansätze an Stelle der Henkel (Abb. 32a), die in Rumänien (Abb. 32b), Ungarn und Siebenbürgen, Ober- und Niederösterreich, der Schweiz und in Mittel- und Norddeutschland bei neolithischen und zum Teil auch noch bronzezeitlichen Gefäßen bekanntlich außerordentlich häufig sind. Eine eigentümliche Variante bilden die knaufartigen Ansätze (Abb. 33a u. b), die bereits an neolithischen Gefäßen Schlesiens sehr häufig vorkommen.[10])

[1]) Die neol. Stat. von Butani, Bd. II, Taf. VI, 10; Taf. VII, 4 u. 6.
[2]) Heierli, Urgesch. d. Schweiz.
[3]) Červinka, Pravek 1904, Taf. VII, 8.
[4]) Seger, a. a. O., Taf. VII, 12; VIII, 10; IX, 1—3.
[5]) Píč, a. a. O., Taf. XXXV u. XXXVIII.
[6]) Mehrere Bruchstücke im prähist. Mus. in Dresden.
[7]) Köhl, a. a. O., Taf. V, 1—6.
[8]) a. a. O., S. 94.
[9]) Wosinsky, Die inkr. Keram., Taf. LIX, 11; LXXXII, 1, 2; LXXXIV, 3; LXXXVI, 3; LXXXVII, 6; CXI, 8.
[10]) Seger, a. a. O., Taf. X, 7, 8, 9, 10.

Abb. 23.

Abb. 24.

Abb. 23. Tongefäß mit zylindrischem Unter- und konischem Oberteile. Ssamthawro. (E. Chantre, Rech. anthrop., II, pl. LIII, Fig. 4.) 1/4 nat. Gr.

„ 24. Wosinsky, Lengyel, Taf. XXXI, Fig. 315. 1/6 nat. Gr.

Abb. 25.

Abb. 25a.

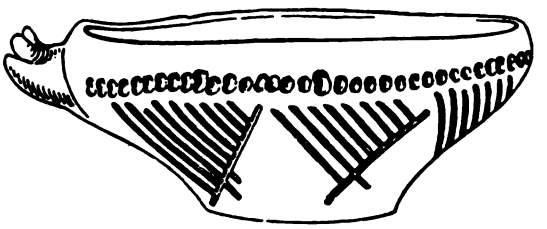


Abb. 26.

Abb. 25. Gefäß von Cheitan-Shag. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, 1, Fig. 151.) 4/25 nat. Gr.

„ 25a. Ausa lunata. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)

„ 26. Tongefäß mit leicht nach innen zurückgebogenem Rande und flachem, in drei Arme geteiltem ansa lunata-ähnlichen Henkel. Ober-Koban. (E. Chantre, Rech. anthrop., II, pl. XXXV, Fig. 1.) 1/3 nat. Gr.

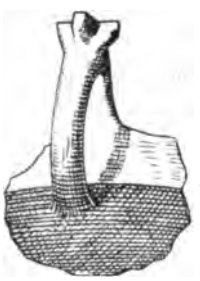


Abb. 27.

Abb. 28.

Abb. 29.

Abb. 30.

Abb. 31.

Abb. 27. Ansa lunata. Reggio. (E. Chantre, II, 90, Fig. 95.) 1/4 nat. Gr.

„ 28. Verzierter Gefäßhenkel von Ober-Koban. (E. Chantre, II, pl. XXXVIbis, Fig. 1.) 1/3 nat. Gr.

„ 29. Verzierter Topfhenkel vom Steinbruchhügel bei Kronstadt. (Mitt. d. prähist. Komm. d. kais. Ak. d. Wiss., 1903, 394, Fig. 165.) 2/3 nat. Gr.

„ 30. Henkel mit zapfenartigem Vorsprung von Mussi-yerri. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, I, Fig. 146.)

„ 31. Henkel mit zapfenartigem Vorsprung von Kronstadt. (Mitt. d. prähist. Komm. d. kais. Ak. d. Wiss., 1903, 31, Fig. 69.) 1/6 nat. Gr.

Abb. 32a.

Abb. 32b.

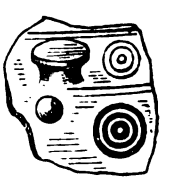


Abb. 33a.

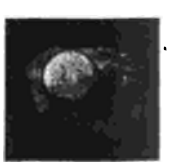


Abb. 33b.

Abb. 32a. Gefäß aus freier Hand. Mussi-yerri. (Morgan, Miss scientif. au Caucase, I, 144, Fig. 146.) 1/4 nat. Gr.

„ 32b. Gefäßscherben von Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)

„ 33a. Gefäßscherben von Helenendorf a. Gandscha, mit Knauf und Kreisornament (bronzezeitliches Skelettgrab). (Z. f. E., 1902, S. 165.)

„ 33b. Gefäßscherben mit Knauf von Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.) Zirka 1/3 nat. Gr.

14. Den amphorenartigen Gefäßen des südlichen Mitteleuropa (Fig. 35) lassen sich ganz ähnliche Stücke aus Koban an die Seite stellen, die nur durch die etwas sorgfältigere Ausbildung des Randes und des Fußes sich von jenen unterscheiden, sonst aber, namentlich in der kugeligen Gestaltung des Körpers und in der Form und Stellung der kleinen Henkel, vollständig mit ihnen übereinstimmen (Abb. 34).

15. Auf gewisse Beziehungen zur troischen und zur Inselkultur, deren Heimat wir nach H. Schmidt im östlichen Mitteleuropa zu suchen haben, weisen die eigentümlichen Stulpdeckel der Schnurösengefäße hin (Abb. 36). Die Form der durchbohrten senkrechten Zapfen und des knopfartigen Mittelstückes ähnelt ganz der, wie wir sie bei den mauerkronenförmigen Stulpdeckeln der ältesten Keramik Trojas[1]) und bei einem kugelförmigen Schnurösengefäße aus einem Depotfund von Hagios Onuphrios auf Kreta antreffen (Abb. 37), nur finden sich bei letzteren wie auch bei den meisten troischen Stücken vier Zapfen, während die Kobanischen Deckel nur

Abb. 34.

Abb. 35.

Abb. 34. Amphorenartiges Gefäß von Redkin Lager. (E. Chantre, Rech. anthrop., II, pl. LXIV, Fig. 2.) 1/4 nat. Gr.
„ 35. Buckelgefäß mit vier Spiralen in Tiefornament (die Buckel fallen mit den Volutenzentren zusammen). Alvincz. (Voss, Z. f. E., 1903, 439, 447, Fig. 25.)

zwei haben. Eine der kaukasischen ähnliche Büchse mit Stülpdeckel habe ich auch in Konstantinopel gesehen. Leider wurde mir dort nicht gestattet, Notizen und Skizzen zu machen.

16. Eine sehr scharf ausgeprägte Form zeigen die krugartigen Gefäße mit kugeligem Körper und zwei großen, an den Enden oft bandförmig verbreiterten Henkeln, die vom Gefäßrande, in weitem Bogen den leicht geschweiften Hals überspannend, zum Gefäßkörper herabziehen (Abb. 38). Ganz ähnliche Gefäße kennt man aus Siebenbürgen[2]), Ungarn[3]), Mähren[4]) und Böhmen[5]) (Abb. 39), und zwar gehören letztere der Periode der Skelettgräber vom Aunjetitzer Typus an. Weiter hat man sie in großer Zahl in der Castelluccio-gruppe Siziliens in Gesellschaft von Dingen

[1]) Mus. f. Völkerk. in Berlin, Nr. 188—195.

[2]) J. Teutsch, Prähist. Funde aus dem Burzenlande; Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, Bd. XXX, 1900, S. 190, Abb. 50.

[3]) Wosinsky, Lengyel, Taf. XLVII, Abb. 376.

[4]) Reinecke, Beitr. z. Kenntn. d. fr. Bronzezeit, Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, 1902, S. 129, Abb. 101.

[5]) Píč, a. a. O., Taf. VI, Fig. 27.

getroffen,[1]) die auch in der zweiten Ansiedelung von Troja wiederkehren. Am häufigsten aber erscheinen sie in Schlesien in dem Gebiete zwischen Zobten und Oder, besonders in Woischwitz bei Breslau und in Jordansmühl,[2]) wo sie neben den Fußschalen die am meisten charakteristischen Geräte des „Jordansmühler Typus" bilden (Abb. 40). Da die Jordansmühler Gruppe zeitlich etwa den Ganggräbern Skandinaviens entspricht, also von allen Fundgebieten dieser Kategorie von Gefäßen die älteste ist, so dürfen wir wohl Schlesien als den Ausgangspunkt dieses höchst eigenartigen Gefäßtypus betrachten.

Bei dem großen Zeitunterschiede, der zwischen den kaukasischen und selbst noch den böhmisch-ungarischen Gefäßen dieser Art besteht, könnte man im Zweifel sein, ob zwischen beiden ein wirklicher Zusammenhang existiert, oder ob sich jene nicht vielmehr selbständig entwickelt haben. Indes werden wir noch andere zahlreiche Formen aus dem Kaukasus kennen lernen, deren mitteleuropäischen Verwandte gleichfalls

Abb. 40.

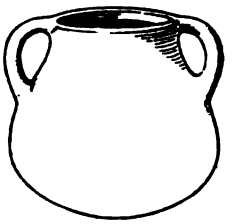


Abb. 38.

Abb. 37.

Abb. 36.

Abb. 39.

Abb. 36. Deckelgefäß von Ober-Koban. (Museum zu Lyon, E. Chantre, Rech. anthrop., II, 92, Fig. 102.) $^3/_4$ nat. Gr.
„ 37. Kugelförmiges Gefäß von Hagios Onuphrios. (Z. f. E., 1904, 651, Fig. 24.)
„ 38. Zweihenkeliges Gefäß von Bajan, Kr. Elisabetpol. (Z. f. E., 1905, 128, Fig. 48.)
„ 39. Hockergrab bei Brandeis in Böhmen. (Píč, I, Taf. VI, Fig. 27.) $^3/_{10}$ nat. Gr.
„ 40. Krug von Woischwitz. (Mertins, 24, Fig. 19.) $^1/_4$ nat. Gr.

die Aunjetitzer Periode nicht überdauern, und wir dürfen daher auch für diesen Typus einen unmittelbaren Zusammenhang annehmen.

17. Im Anschlusse hieran sei noch auf zwei kleine Gefäße aus Goldblech von Kasbek hingewiesen (Abb. 41), deren Form lebhaft an die bekannten Kragenflaschen der nordwestdeutschen und dänischen Dolmenkeramik[3]) erinnert (Abb. 42). Das Verbreitungsgebiet dieser Kragenflaschen reicht westwärts bis Holland,[4]) südlich bis Thüringen[5]) und Kassel[6]). Aus Mecklenburg, Pommern und Brandenburg sind bisher keine publiziert worden. Dagegen kennt man sie aus Posen,[7]) Mähren,[8]) Polen[9]) und

[1]) Reinecke, Beitr. z. Kenntn. d. f. Bronzezeit; Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, 1902, S. 129.
[2]) Seger, a. a. O., Taf. VII, 10; VIII, 9 u. 11; IX, 10—15 u. S. 127.
[3]) Soph. Müller, Ordning, Fig. 230; Zinck, Nordisk Arkaeologi, Stenalderstudier, III, S. 57.
[4]) W. Pleyte, Nederlandsche Oudheden, Drente, Pl. V, X, XV, XLIX, LXIII.
[5]) Nach Seger, a. a. O.
[6]) J. Boehlau u. F. v. Gilsa, Neol. Denkm. aus Hessen, Beil. 1, Fig. 8 u. 9.
[7]) Seger, a. a. O., S. 130.
[8]) Mitt. d. prähist. Komm., I, S. 408, Abb. 2.
[9]) Swiatowit, T. VI, 1905, S. 81—88.

Schlesien, wo sie nicht allzu selten sind. Endlich existiert noch eine Kragenflasche von Zastow bei Krakau, die den schlesischen Stücken ähnelt, aber mit vier kurzen Füßen ausgestattet ist.[1])

Was die Zeitstellung dieser Kragenflaschen anbelangt, so gehören die dänischen Stücke nach Sophus Müller ausschließlich den „kleinen Stuben" an;[2]) indessen scheint dies nicht ganz zutreffend, denn das oben abgebildete Exemplar stammt aus einem Ganggrabe, also schon aus einer etwas jüngeren Zeit. Die schlesischen Stücke entstammen den Gräbern vom Jordansmühler Typus, den Seger mit vollem Rechte den nordischen Ganggräbern gleichsetzt.[3]) Der Krakauer Fund endlich gehört nach den gleichzeitig mitgefundenen Gefäßen mit ansa lunata und cornuta der ältesten Metallzeit an.[4]) Die große Kluft, die in räumlicher und zeitlicher Hinsicht zwischen den typischen Kragenflaschen und den Kobanischen Goldfläschchen zu bestehen scheint und die einen Zusammenhang zwischen beiden völlig ausschließen würde, wird also durch den Krakauer Fund ziemlich überbrückt und es wäre daher recht wohl denkbar, daß dem Kobanischen Goldkünstler ein Kragenfläschchen aus Ton als Muster vorgelegen habe.

II. Ornamentik.

Nicht weniger deutlich als in der Form tritt die Verwandtschaft zwischen kaukasischer und abendländischer Keramik in der Dekorationsweise hervor. Die Verzierungen der kaukasischen Gefäße sind entweder eingeritzt oder mit einem Stäbchen eingefurcht. Daneben erscheinen punkt- oder grubenförmige Eindrücke und als plastische Verzierungen kleine Buckel, Linsen und Kannelierungen. Schnureindrücke und die in unserer Winkelbandverzierung geübte Stich- oder Furchenstichtechnik sind der kaukasischen Keramik fremd. Dagegen hat sie bemerkenswerterweise gleich der ältesten trojanischen Töpferkunst mit der alteuropäischen die Ausfüllung des Tiefornamentes mit Kalk gemein. Die Heimat dieser Kunst hat Wosinsky bekanntlich in Ägypten gesucht, ob mit Recht, bleibe dahingestellt. Für den Kobanischen Kulturkreis ist jedenfalls das untere Donaugebiet als Ausgangspunkt zu betrachten.

Das vorherrschende Dekorationssystem — wenigstens auf den nordkaukasischen Gräberfeldern — bildet die alteuropäische Vertikal- und Horizontalornamentik (H. Schmidt), doch findet sich daneben auch, wenn schon seltener, das freie Dekorationssystem. Die wichtigsten für einen Vergleich mit der abendländischen Keramik in Betracht kommenden Muster sind folgende:

1. Mehr oder weniger breite Horizontalfurchen, die meist den Gefäßhals oder den oberen Teil des Körpers umziehen (Abb. 43). Dieses Muster findet sich teils als selbständige Verzierung, teils in Verbindung mit anderen Motiven. Bei der großen Häufigkeit dieses einfachsten aller Verzierungsmuster brauche ich auf seine Verbreitung im Abendlande nicht einzugehen.

2. Schräge Eindrücke, die mit einem Stäbchen hergestellt und zu einer oder mehreren Horizontalreihen geordnet sind (Abb. 44). Auch sie erscheinen bald als selbständiges Muster, bald mit anderen vereint. Als Beispiel einer analogen Verzierung diene Abb. 45.

3. Horizontalbänder, bestehend aus zwei parallelen Linien, deren Zwischenraum durch schräge Striche ausgefüllt ist (Abb. 46), ein in Koban wie in Sărata Monteoru

[1]) Demetrykiewicz, Przedhist. Ceram. z Półksiezycowemi uchami w Polsce, S. 15.
[2]) Nord. Altertumsk., I, S. 67.
[3]) a. a. O., S. 133.
[4]) Seger, a. a. O., S. 132.

Abb. 41.

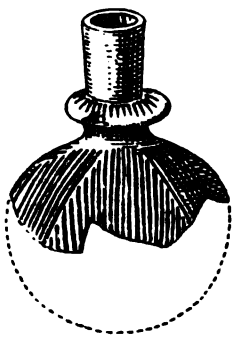


Abb. 42.

Abb. 43.

Abb. 41. Kragenfläschchen aus Goldblech. Stepan-Tzminda (Kasbek). (E. Chantre, Rech. anthrop., II, 133, Fig. 115.) $^{3}/_{8}$ nat. Gr.

„ 42. Langdysse paa Bogö. Möenbo Herred. Praestö Amt. (Madsen, Taf. XXXXI m.) $^{1}/_{4}$ nat. Gr.

„ 43. Ssamthawro bei Mzcheti. (E. Chantre, Rech. paléo-ethnol. dans la Russie méridionale et spécial. au Caucase et en Crimée, pl. IV.) $^{1}/_{4}$ nat. Gr.

Abb. 43*a*.

Abb. 44.

Abb. 45.

Abb. 43*a*. Horizontalfurchen und hängende Dreiecke. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)

„ 44. Tongefäß von Ssamthawro. (E. Chantre, Rech. paléo-ethnol., pl. IV.) $^{1}/_{4}$ nat. Gr.

„ 45. Schräge Einstiche; horizontale Furchen; Bogenlinien. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)

Abb. 46.

Abb. 47.

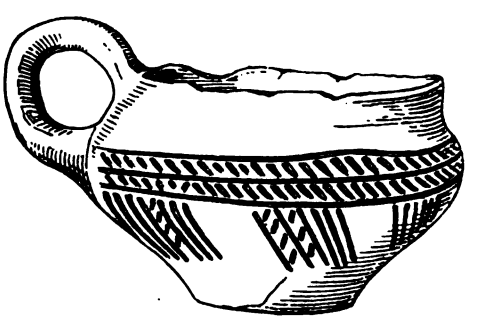


Abb. 48.

Abb. 46. Tongefäß von Ober-Koban. (E. Chantre, Rech. anthrop., II, pl. XXXIV, Fig. 2.) $^{1}/_{2}$ nat. Gr.

„ 47. Horizontalband, bestehend aus zwei parallelen Linien und schrägen Strichen. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)

„ 48. Tongefäß von Ober-Koban. (E. Chantre, Rech. anthrop., II, pl. XXXIV, Fig. 3.) $^{1}/_{2}$ nat. Gr.

in Rumänien (Abb. 47) sehr häufig vorkommendes Muster, dem man aber auch in Siebenbürgen, Ungarn, Bosnien usw. oft genug begegnet.

4. Gleichartige Bänder, aber schräg über den Gefäßkörper verlaufend (Abb. 48 und 44), ein beliebtes Ornament der endenden Stein- und frühen Bronzezeit des unteren Donaugebietes (Abb. 49).

5. Stehende schraffierte Dreiecke, besonders zur Verzierung des Gefäßhalses bei Krügen und Terrinen verwendet (Abb. 50 und 51).

6. Hängende schraffierte Dreiecke, die von der Halseinziehung über den oberen Teil des Gefäßbauches hinziehen (Abb. 52 und 53).

Abb. 49.

Abb. 50.

Abb. 51.

Abb. 52.

Abb. 49. Schrägverlaufende Bänder, mit schrägen Streifen und Punkten ausgefüllt. Butmir.
„ 50. Tongefäß von Cheitan-thag. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, pl. V, Nr. 1.) $^4/_{15}$ nat. Gr.
„ 51. Stehende schraffierte Dreiecke. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.) $^1/_3$ nat. Gr.
„ 52. Krug mit hängenden schraffierten Dreiecken. Artschasdor. (Z. f. E., 1898.)

Abb. 53.

Abb. 54.

Abb. 55.

Abb. 53. Hängende schraffierte Dreiecke. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)
„ 54. Tongefäß von Cheithan-thag. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, pl. V, Nr. 6.) $^4/_{15}$ nat. Gr.
„ 55. Dreiecke, mit Winkeln ausgefüllt. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)

7. Dreiecke, die mit ineinander gesetzten Winkeln ausgefüllt sind, ein bereits in der neolithischen Keramik Nord- und Mitteldeutschlands vorkommendes Motiv. Es scheint namentlich in Sărata Monteorŭ sehr häufig zu sein (Abb. 54 und 55).

8. Das sogenannte Wolfszahnornament (Abb. 56), das sich in Mitteleuropa ebensowohl an bronzezeitlichen wie neolithischen Gefäßen findet, ja sogar bis in das Paläolithikum zurückgeht.

9. Tannenzweigartige Muster (Abb. 57), für die ich gleichfalls eine Parallele aus Sărata Monteorŭ anführe (Abb. 58).

10. Schachbrettmuster: Es besteht aus quadratischen Feldern, die wechselweise durch Horizontal- oder Vertikalfurchen ausgefüllt sind (Abb. 59 und 60). Im Kaukasus

kommt es nur im Norden vor, während es in Transkaukasien fehlt. Im Aben findet es sich in Cypern, Makedonien, Siebenbürgen, Ungarn, Bosnien, B Mittel- und Norddeutschland bis nach Skandinavien, hier schon in der Perio Ganggräber.

11. Zickzackbänder, meist den Gefäßhals umgebend, die in zwei in Mittel sowohl während des Neolithikums als in späteren Kulturperioden üblichen Forme einfachen und dem ausgesparten Zickzackband vorkommen (Abb. 61—64). Das in genetischer Hinsicht entsprechende Zinnenornament, das in der Heimat der

Abb. 56.

Abb. 57.

Abb. 58.

Abb. 56. Gefäß aus einem Bestattungsgrabe von Helenendorf, Kr. Elisabetpol. (Z. f. E., 1902, 143, Fig. 30.)
„ 57. Tongefäß von Mussi-yerri. (Morgan, I, Fig. 149, 2.) 1/4 nat. Gr.
„ 58. Gefäßscherben aus Sărata Monteorŭ. (Sammlung Honzik.)

Abb. 59.

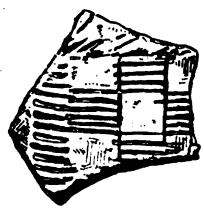


Abb. 60.

Abb. 61.

Abb. 59. Tongefäß von Ober-Koban. (E. Chantre, II, pl. XXXVIbis, Fig. 1.) 1/3 nat. Gr.
„ 60. Scherben mit Schachbrettmuster von den Kronstädter Wiesen. (J. Teutsch, M. A. G. Wien, XXX, 190, Fi 1/3 nat. Gr.
„ 61. Gefäß aus einem Skelettgrabe von Helenendorf. (Z. f. E., 1902, 181, Fig. 188.)

Mäanderdekoration bereits in neolithischer Zeit auftritt,[1]) scheint im Kaukasus den keramischen Mustern zu fehlen, findet sich jedoch an Bronzen.

12. Ein dem vorigen verwandtes Motiv bilden parallele Schlangenlinien, d weder ein- oder häufiger mehrreihig sind. Sie gehören zweifellos der Spiral-Mä keramik, als deren Heimatland ich an anderer Stelle das untere Donaugebiet gewiesen habe[2]) (Abb. 65 und 66).

[1]) Wosinsky, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, Taf. XXIII, Abb. 174.

[2]) Wilke, Bez. der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäanderkeramil d. Anthr. Ges. in Wien, 1905, S. 249.

13. Von fortlaufenden Voluten sind mir aus dem Kaukasus nur die einfachsten Formen bekannt, die aus zwei oder vier Kreisen entstanden sind (Abb. 67). Sie finden sich in Koban nicht allzu selten, scheinen dagegen in Transkaukasien zu fehlen. An ihrer Stelle erscheinen hier öfter „falsche Spiralen", d. h. konzentrische Kreise, die untereinander tangential verbunden sind.

14. Doppelvoluten kommen sowohl im Norden des Kaukasus als auch auf transkaukasischen Gräberfeldern bisweilen vor, jedoch, wie es scheint, niemals als fortlaufende Reihen, wie es der Entstehung durch die Verschiebungskonstruktion ent-

Abb. 62.

Abb. 63.

Abb. 64.

Abb. 62. Zickzackband. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.) Zirka $^1/_3$ nat. Gr.
„ 63. Ssamthawro bei Mzcheti. (E. Chantre, Rech. paléo-ethnol., pl. III.) $^1/_4$ nat. Gr.
„ 64. Gefäßscherben mit Zickzackband von Butmir. (Die neolith. Stat. v. B., I, Taf. V, Fig. 11.)

Abb. 65.

Abb. 66.

Abb. 67.

Abb. 65. Tongefäß aus einem Steinbronzegrabe von Artschasdor. (Z. f. E., 1896.) $^2/_9$ nat. Gr.
„ 66. Gefäß mit Schlangenlinien von Dubovácz. (Wosinsky, Die inkr. Keram., Taf. XCVII.)
„ 67. Tongefäß von Koban. (Museum zu Wien.)

spricht und demgemäß im Heimatgebiete der Spiralornamentik die Regel ist.[1]) Ebensowenig kennt die kaukasische Keramik Ketten ineinandergreifender Doppelhaken,[2]) in genetischer Hinsicht das Analogon der Doppelvoluten.

15. Mäandrische Figuren sind namentlich in Transkaukasien ungemein häufig, aber meist nicht in Form echter Verschiebungsmuster, sondern als bloße Modifikationen von solchen, wie wir sie im unteren Donaugebiete ebenfalls sehr häufig sehen. (Abb. 68 und 69).

16. Konzentrische Kreise scheinen im Kaukasus im Gegensatze zum Donaugebiete verhältnismäßig selten zu sein (Abb. 33*a*) und erscheinen dann gewöhnlich nur als eine fortlaufende Reihe tangential verbundener Figuren („falsches Spiralornament"; s. o.).

[1]) Wilke, Bez. der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäanderkeramik, Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1905, S. 254.

[2]) Ebenda, S. 291.

17. Noch seltener sind ineinander geschachtelte Rhomben (Abb. 68), di unteren Donaugebiete ebenfalls sehr häufig verwendet werden.

18. Bogenmuster fehlen im Kaukasus zwar nicht völlig (Abb. 70), schei doch nicht sehr häufig zu sein. Außerordentlich oft finden sich einfache ode reihige Bogenlinien in Sărata Monteorŭ (Abb. 71).

19. Reihen von liegenden Kreuzen (Fig. 72 und 67) finden sich sowohl nord- wie südkaukasischen Stationen. Im Abendlande trifft man dieses M Rumänien, Siebenbürgen usw. (Abb. 73).

Abb. 68.

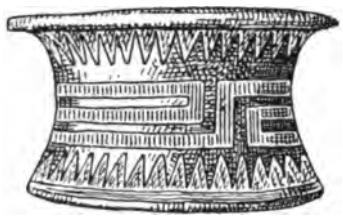


Abb. 69.

Abb. 70.

Abb. 68. Gefäß mit mäanderartigen Motiven und eingeschachtelten Rhomben. Helenendorf, Kr. Elisabetpol. (1902, 174, Fig. 158.)

„ 69. Tongefäß von Kličevac, Serbien.

„ 70. Gefäß mit Bogenmuster. Ssamthawro. (Museum zu Tiflis; E. Chantre, Rech. paléo-ethnol.) 1/4 nat.

Abb. 71.

Abb. 72.

Abb. 73.

Abb. 71. Bogenlinien. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)

„ 72. Gefäß mit liegenden Kreuzen. Tschegem, Kabardá. (Z. f. E., 1890, 445.) 1/4 nat. Gr.

„ 73. Gefäßscheiben mit eingeritzten schrägen Kreuzen. Priesterhügel bei Brenndorf, Siebenbürgen. Sammlung.)

20. Ein eigentümliches Motiv bilden die Hakenfiguren in Abb. 74, für in Siebenbürgen sowohl an bemalten, als in Ritztechnik verzierten neolithisc fäßen überraschende Parallelen anführen lassen (Abb. 75).

21. Als eine Sondergruppe seien die in Kerbschnittechnik ausgeführte mente genannt (Abb. 76), die ebenfalls in Siebenbürgen,[1]) Rumänien (Abb. 77) anderen Punkten des Abendlandes ihre Analogien haben.

22. Von plastischen Verzierungen kommen außer der bereits erwähnten Stein- oder älteste Bronzezeit Mitteleuropas charakteristische kleinen Buckeln Gefäßgrunde aufgesetzte Tonlinsen in Betracht, für die gleichfalls Siebenbürgen P liefert (Abb. 78 und 79).

[1]) H. Schmidt, Z. f. E., 1903, S. 452, Abb. 34*a* und *b*.

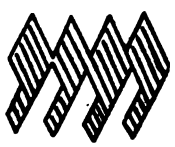


Abb. 74.

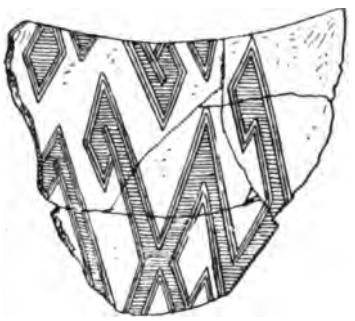


Abb. 75.

Abb. 76.

Abb. 74. Hakenornament von einem Krug von Koban. (E. Chantre, II, pl. XXXVIbis, Fig. 1.) $^1/_3$ nat. Gr.
„ 75. Gefäßscherben von einem bemalten Gefäß vom Priesterhügel bei Brenndorf unweit Kronstadt. (J. Teutsch, Die spätneolith. Ansiedl. m. bem. Ker., Mitt. d. prähist. Komm. d. kais. Ak. d. Wiss., 1903, 384, Fig. 103.) $^2/_3$ nat. Gr.
„ 76. Tongefäß von Mussi-yerri. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, 148, Fig. 155.) $^1/_8$ nat. Gr.

Abb. 77.

Abb. 78.

Abb. 79.

Abb. 80.

Abb. 77. Dekoration in Kerbschnittechnik. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.) Zirka $^1/_3$ nat. Gr.
„ 78. Tonkrug mit kleinen Tonlinsen. Mussi-yerri. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, I, Fig. 146.) $^4/_{15}$ nat. Gr.
„ 79. Henkeltopf mit kleinen Tonlinsen von Tordos. (Museum zu Kolozsvár.) (Z. f. E., 1903, 451, Fig. 33.)
„ 80. Kanneliertes Gefäß von Ssamthawro.

Abb. 81.

Abb. 82.

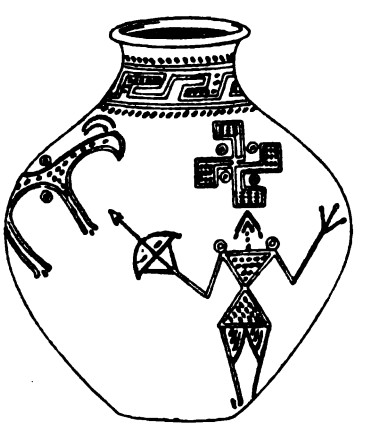


Abb. 83.

Abb. 81. Scherben eines kannelierten Gefäßes. Sărata Monteorŭ. (Eigene Sammlung.)
„ 82. Tongefäß mit Bronzering. Akthala. (Morgan, Miss. scientif. au Caucase, 148, Fig. 154.) $^9/_{40}$ nat. Gr.
„ 83. Schwarzglänzende Urne aus Helenendorf (Grab 20). (Z. f. E., 1901, 140.)

23. Zu den plastischen Verzierungen gehören weiter die Gefäßkannelierungen (Abb. 80), die in Siebenbürgen [1]) bereits in der Steinzeit häufig vorkommen und auch in den frühbronzezeitlichen Motiven von Sărata Monteorŭ nicht fehlen (Abb. 81).

24. Endlich bilde ich noch eine typische Buckelurne ab (Abb. 82). Die kreisförmige Umrahmung der kegelförmigen Buckel mit der brustwarzenartig vorspringenden Spitze stimmt vollständig mit den Verzierungen überein, wie wir sie im Lausitzer Formenkreise zu sehen gewohnt sind. Die Heimat dieser Verzierungsweise sucht man gegenwärtig bekanntlich in Ungarn, wo sie bereits in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends erscheint.

25. Von symbolischen Zeichen, die ihre Analogien im Abendlande haben, ist zunächst das einfache Kreuz zu erwähnen, das nach Morgan an Krügen und Tellern

Abb. 84.

Abb. 85.

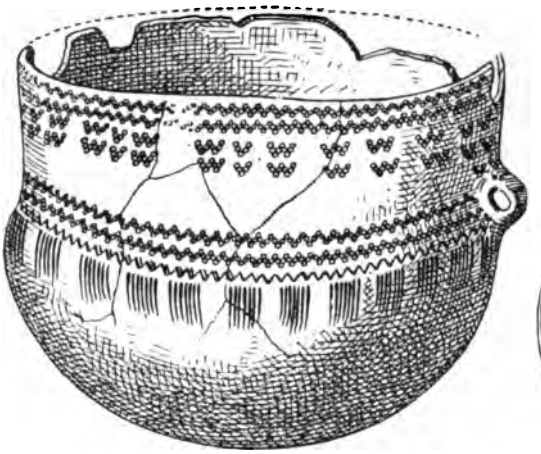


Abb. 86.

Abb. 87.

Abb. 84. Tongefäß mit W-Figur von Helenendorf. (Wosinsky, Die inkr. Ker., Taf. CIX, Fig. 9.)
„ 85. Tongefäß von Lengyel. (Wosinsky, Die inkr. Ker., Taf. XXX, Fig. 185.) $^6/_9$ nat. Gr.
„ 86. Ganggrab von Gundsölille, Amt Kopenhagen. (Madsen, Taf. X, Fig. 99.) $^1/_3$ nat. Gr.
„ 87. Napf mit Schlangenfigur von Besinghy, Kaukasus. (Z. f. E., 1890 [451], Fig. 58.)

sehr häufig und in den verschiedensten Varianten vorkommt.[2]) Im Abendlande reicht es bekanntlich weit bis in die neolithische Zeit zurück.

Noch häufiger als das einfache ist das Hakenkreuz (Abb. 83), das namentlich an den Tongeräten der transkaukasischen Gräberfelder sehr oft vorkommt, aber auch den nordkaukasischen Stationen nicht fremd ist.[3]) Als seine Heimat dürfen wir wohl Siebenbürgen betrachten, wo es bereits in den neolithischen Stationen von Tordos,[4]) Petersdorf[5]) unweit Kronstadt und auf dem Priesterhügel bei Brenndorf[6]) erscheint.

Eine gleichfalls symbolische Bedeutung dürften die eigentümlichen M- und W-Figuren haben, die sowohl an Bronzegegenständen als in der Keramik Nord- und

[1]) Teutsch, Prähistorische Funde aus dem Burzenlande; Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, 1900, S. 198, Abb. 143. Auch unter den Scherben, die mir Herr T. geschenkt hat, sind einige mit Kannelierung.

[2]) Morgan, a. a. O.

[3]) Zahlreiche Beispiele in den verschiedenen Ausgrabungsberichten Rößlers in der Z. f. Ethn. Aus diesen Beispielen ergibt sich zugleich, daß die Swastika nicht nur, wie ich in meiner früheren Arbeit nach den Mitteilungen Morgans angenommen hatte, nach links gestellt (卐) vorkommt, sondern ebenso häufig umgekehrt (卍).

[4]) Teutsch, Die spätneol. Ansiedl. m. bemalter Ker. a. ob. C. des Altflusses; Mitt. d. prähist. Komm., 1903, S. 375.

[5]) In der Sammlung des Herrn K. Haldenwang in Kronstadt.

[6]) Teutsch, a. a. O., Fig. 78.

Transkaukasiens sehr häufig vorkommen (Abb. 84). Nicht weniger verbreitet als im Kaukasus sind sie in Ungarn (Abb. 85), und zwar finden sie sich hier sowohl an bronzezeitlichen als auch an neolithischen Gefäßen.[1]) Nach Norden zu lassen sie sich über Mitteldeutschland (Draschwitz bei Mutzschen) bis Dänemark verfolgen, wo sie sich an den Gefäßen der Ganggräber sehr häufig finden (Abb. 86).

Endlich dürfen wir wohl auch den S-Figuren und Doppelvoluten eine symbolische Bedeutung zuschreiben, obwohl sie ursprünglich ein reines Ornament sind und in genetischer Hinsicht zur Gruppe der Spiral-Mäanderverzierungen gehören. Bezeichnend für den symbolischen Charakter dieser Figuren ist ein Napf von Besinghy in der Kabarda, wo es die Form einer Schlange mit deutlich ausgeprägtem Kopf angenommen hat (Abb. 87).

Abb. 88 *a*.

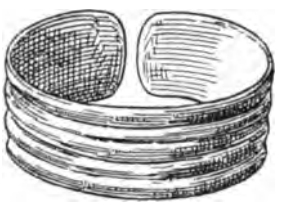


Abb. 91.

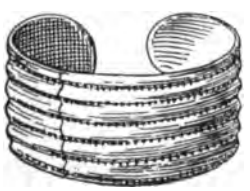


Abb. 92.

Abb. 93.

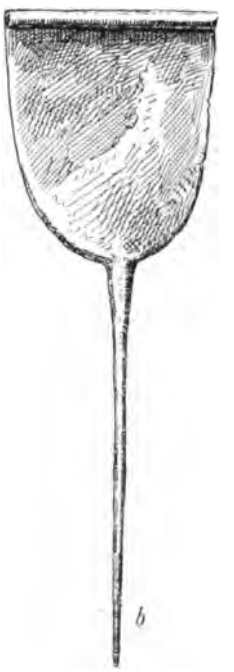


Abb. 88 *b*.

Abb. 88. Rudernadel (*a*) und Spiegelnadel (*b*) von Ober-Koban. (Virchow, Das Gräberfeld von Koban.) 1/4 nat. Gr.
„ 91. Armband aus dem Unterlager von Tschmy, westlich Wladikawkas. (Verhandl. R. A. G., 1890, 424, Fig. 11; vgl. auch Chantre, II, pl. XV, Fig. 11, von Koban.)
„ 92. Armband aus dem Schatze von Rákos-Palota, Kom. Pest. (Hampel, Alt. d. Br. in U., LXXXVII, Fig. 6.) 4/9 nat. Gr.
„ 93. Breitovale Hängespirale; Type A. (Nach H. Schmidt.)

Von **sonstigen Parallelen** möchte ich zunächst der

„Ruder- und Spiegelnadeln (Fig. 88)

kurz gedenken, für die ich in meiner früheren Arbeit nur wenige Analogien beibringen konnte. Die seitdem publizierte Typenkarte[2]) hat indessen so viel neues Material gebracht, daß es sich lohnt, nochmals auf diese sehr ausgeprägten eigenartigen Schmuckgegenstände zurückzukommen.

Erstere sind außer aus dem nördlichen Kaukasus, wo sie in Koban eine sehr häufige Erscheinung bilden, bisher nur aus Ungarn bekannt geworden, während sie

[1]) Zahlreiche Beispiele bei Wosinsky, Die inkr. Keramik.
[2]) Lissauer, Z. f. E., 1904, S. 573 ff., und Kartenbeil. II.

in dem übrigen Mitteleuropa vollständig fehlen. Leider erwähnt die Legende zur Typenkarte bei keinem der fünf ungarischen Exemplare [1]) die Begleitfunde, so daß ihre chronologische Bestimmung unmöglich ist.

Eine wesentlich weitere Verbreitung zeigen die Spiegelnadeln („Rudernadeln mit spatenförmigem Kopf"), für die sich in Mitteleuropa Parallelen in Ostpreußen, Ungarn, Böhmen, Hessen-Darmstadt, Rheinhessen und in Wallis finden. Was die Zeitstellung dieser Nadeln anlangt, so muß das ostpreußische Exemplar wegen der Begleitfunde (Bügelring mit Ösen und Armring mit kelchförmigen Endplatten) einem sehr späten Abschnitte zugeschrieben werden, so daß ein Zusammenhang zwischen dieser und den kaukasischen Nadeln ausgeschlossen erscheint. Anders steht es mit den Walliser, hessischen und böhmischen Nadeln, die sämtlich der Periode der Randäxte (Montelius, I—II) angehören. Freilich lehnt Lissauer wegen des bedeutend jüngeren Alters der kaukasischen Gräberfelder auch mit diesen Gruppen einen Zusammenhang ab und nimmt vielmehr eine selbständige Entwicklung der Kobanischen Nadeln aus der langlebigen Rollnadel an,[2]) indessen wohl nicht mit Recht, da außer den Ruder- und Spiegelnadeln auch eine ganze Reihe anderer, in Mitteleuropa ausschließlich der früheren Bronzezeit angehöriger Geräte (dreieckige Dolchklingen, Armspiralen aus kantigem Draht mit aufgerollten Enden, Hängespiralen, modifizierte Manschettenarmbänder usw.) mit Typen der späteren Perioden vergesellschaftert erscheint.

Als einen besonderen Typus von Gewandnadeln führt die jüngst veröffentlichte Typenkarte [3])

Nadeln mit durchlochtem, geschwollenem Hals

an. Sie finden sich „auf Cypern, in Ägypten, Troja, Palästina und Syrien, allerdings nur in einer bestimmten archaischen Form = α, dann einerseits in den Terramaren Italiens, den Pfahlbauten der Schweiz, in Oberbayern und Württemberg, wo sie am dichtesten auftreten, in Baden, Elsaß und den Rhein hinab, dann weiter bis nach Hessen hin, anderseits in Ungarn, Österreich, Böhmen und der Oberpfalz".

Zeitlich fällt die archaische Stammform im Orient mit unserer frühen Bronzezeit zusammen und auch in Europa erscheinen bereits in dieser frühen Periode vereinzelte Exemplare (Pfahlbau im Mindlisee und Terramaren). Ihre große Verbreitung finden sie indessen erst in den Perioden II und III Montelius.

Auch dieser Nadeltypus findet sich auf den kaukasischen Gräberfeldern vielfach vertreten (Abb. 89) — obschon ihn die Legende zur Typenkarte hier nicht erwähnt —, und zwar sowohl mit rautenförmigem oder elliptischem Loch (*a, b, c, e*), wie bei den orientalischen archaischen Formen, als auch mit rundem *(d)* Loch, wie bei den meisten europäischen Stücken. Eine Abweichung gegenüber den abendländischen Nadeln findet bei den kaukasischen nur in der Ausgestaltung des Kopfes statt, die bald mit einem Beil (*b*), bald mit Tieren (*c, d*) oder mit beiden zusammen (*b*) verziert ist. Doch kommen auch ganz einfache halbkugel- und kegelförmige Nadelköpfe vor (*a*), wie sie die ältesten orientalischen Formen zeigen (*f*).

Nadeln mit geschwollenem, nicht durchlochtem Halse.

Sie haben in Europa die gleiche Verbreitung wie jene und erscheinen oft mit ihnen zusammen. In der Kopfbildung zeigen die kaukasischen Stücke die gleiche

[1]) Sie stammen von Tökes, Kom. Bereg; Gasa, Kom. Wieselburg; Verzecz, Kom. Temés (zwei Exemplare); Butta, Kom. Fejér.

[2]) a. a. O., S. 574.

[3]) Z. f. E., 1907, S. 785 ff.

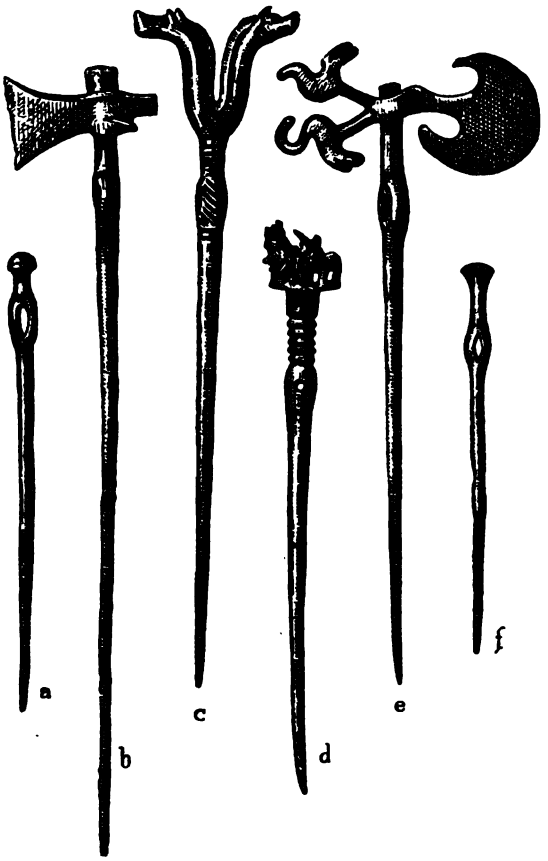


Abb. 89.

Abb. 90.

Abb. 89. Nadeln mit durchlochtem, geschwollenem Hals *a—e* von Ober-Koban. (E. Chantre, Rech. anthrop., II, pl. XIX bis XX.) *f* von Hissarlyk-Troja. (Schliemann, Troja, 152, Nr. 65.) 1/3 nat. Gr.

„ 90. Nadeln mit geschwollenem, nicht durchlochtem Hals von Ober-Koban. (E. Chantre, Rech. anthrop., II, pl. XIXbis und XX.) 1/3 nat. Gr.

Weiterentwicklung wie die undurchlochten Nadeln, von denen sie ja überhaupt nur eine Variante bilden (Abb. 90). Doch darf uns die besondere Ausbildung des Kopfes nicht hindern, beide Formen mit den abendländischen Stücken, mit denen sie auch die häufige Krümmung der Schaftspitze (Abb. 89 *d*) und die Dekoration des geschwollenen Halsteiles (Abb. 89 *c, d*) gemein haben, typologisch in Verbindung zu bringen.

Gewellte Armringe.

Die gewellten Armringe hatte ich in meiner früheren Arbeit ebenfalls schon unter den Parallelen zwischen kaukasischer und donauländischer Kultur aufgezählt, doch möchte ich wegen ihrer Bedeutung in chronologischer Beziehung nochmals darauf zurückkommen. (Abb. 91 und 92.)

Im Kaukasus begegnet man ihnen nur auf den nördlichen Gräberfeldern, dagegen fehlen sie, wie soviele andere frühbronzezeitliche Typen, in den Nekropolen Transkaukasiens vollständig.

Ihr Verbreitungsgebiet im Abendlande ist ein sehr großes. Sie finden sich hier in Kurhessen (Niederrödern, Kr. Fulda), Oldenburg (Wildeshausen), Hannover (Westerwege, Medingen, Sulingen, Kr. Ülzen, Schwanewede, Kr. Blumental, Knuthbüren, Landkr. Göttingen), Braunschweig (Beierstadt, Dankelsheim), Prov. Sachsen (Goseck, Kr. Querfurt, Merseburg), Königr. Sachsen (Koblenz bei Bautzen), Mittelfranken und Oberpfalz, Oberbayern, Schlesien, (Seschwitz, Kr. Breslau), Böhmen, Niederösterreich und in Ungarn.[1])

Was ihre Zeitstellung anlangt, so gehören die meisten von ihnen, namentlich die böhmischen Stücke, der frühen Bronzezeit (I) an, in der sie besonders häufig in der Aunjetitzer Gruppe erscheinen, doch reichen sie nach Montelius zum Teil auch noch in die II. Periode hinein.[2])

Wie Montelius gezeigt hat, sind sie typologisch als Abkömmlinge der Manschettenarmbänder aufzufassen, die ihrerseits wieder aus den zylindrischen Armspiralen hervorgegangen sind. Da im Kaukasus die Übergangsformen von letzteren zu den gewellten Armbändern fehlen, so kann von einer autochthonen Entstehung in diesem Gebiete keine Rede sein, vielmehr ist trotz des zeitlichen Unterschiedes zwischen den kaukasischen und abendländischen Fundstellen anzunehmen, daß sie vom Westen aus bereits als fertige Typen nach dem nördlichen Kaukasus gelangten.

Gleichfalls in chronologischer Hinsicht für die Beurteilung der kaukasischen Grabfunde von größter Bedeutung sind die von Hubert Schmidt als

Hängespiralen

bezeichneten, höchst eigenartigen, größtenteils der Kategorie der Noppenringe angehörigen Schmuckstücke, die ich zwar ebenfalls schon in meiner Arbeit angeführt habe, die aber durch die eingehenden und wertvollen Untersuchungen H. Schmidts in ein ganz neues Licht gerückt worden sind.[3]) H. Schmidt führt die Hängespiralen auf zwei Grundformen zurück: breitovale, bei denen die Breite größer ist als die Höhe (Typus A), und längsovale, bei denen die Höhe größer ist als die Breite (Typus B). Beide sind im Kaukasus vertreten, und zwar erscheinen die zum Typus B gehörigen Hängespiralen in folgenden Varianten:

1. Länglichovale Ringe ohne Rückbiegung mit übereinandergreifenden und hakenartig nach oben gebogenen verdickten Enden (Typus Bα, Abb. 94 und 97).

2. Hängespiralen mit einfacher Rückbiegung, d. h. Ringe derselben Form, bei denen jedoch das eine Ende nach Art der Noppenringe zurückgebogen und nach der entgegengesetzten Seite geführt wird (Typus Bβ, Abb. 95 und 98). Sie sind also unsymmetrisch.

3. Hängespiralen mit doppelter Rückbiegung, bei denen beide Enden nach oben gebogen und daher die Symmetrie wieder hergestellt ist. (Typus Bγ; Abb. 96.)

4. Hängespiralen, deren ursprünglich ziemlich dünner Draht in der Mitte umgebogen und beiderseits zu einer von innen nach außen laufenden Spiralrolle von $1\frac{1}{2}$facher Windung aufgewickelt ist. In den unteren Teilen ist der dünne Draht blattartig erweitert und mit Mittelrippe versehen, an den Enden bandartig breitgehämmert und in Spiralscheiben aufgewickelt. (Abb. 99.)[4])

---

[1]) Nach Kossinna, Die indoger. Frage arch. b., Z. f. E., 1902. S. 192, Fußn. 4.

[2]) Montelius, Chron. d. ältesten Bronzezeit.

[3]) H. Schmidt, Troja-Mykene-Ungarn, Z. f. E., 1904, S. 615 ff.

[4]) H. Schmidt, a. a. O., S. 621.

Der Typus A und auch fast sämtliche Exemplare des Typus B, die im Gegensatze zu den stets goldenen ungarisch-siebenbürgischen Hängespiralen in der Regel aus Bronze und nur ausnahmsweise aus Gold hergestellt sind, gehören dem Norden des Kaukasus an und sind hier nach Virchow und Chantre außerordentlich häufig.[1]) In Transkaukasien fehlen sie zwar nicht vollständig, wie zwei aus Parzchanakanewi in Kolchis[2]) stammende Goldspiralen und mehrere Bronzeringe aus Utch-Kilissa und Akthala[3]) zeigen, sind aber hier außerordentlich selten. Bemerkenswert ist, daß die transkaukasischen Exemplare zu den entwickelteren Typen mit einfacher oder doppelter Rückbiegung gehören. Daraus folgt, daß die Wanderung der Hängespiralen vom Norden des Kaukasus nach dem Süden erfolgt ist, nicht umgekehrt, und daß diese Übertragung in einer verhältnismäßig späten Zeit stattfand.

In den westlichen Kulturkreisen kommen als Parallelen für die kaukasischen Schmuckstücke in Mykene (Schachtgräber des XVII. und XVI. Jahrhunderts) und Troja

Abb. 94.

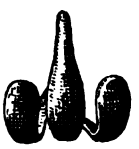


Abb. 95.

Abb. 96.

a b

Abb. 97.

a b

Abb. 98.

a b

Abb. 99.

Abb. 94—99. Hängespiralen in verschiedener Variation: 93—95 von Ober-Koban (E. Chantre, II, pl. XIXbis, und H. Schmidt, a. a. O.); 96—98 von Siebenbürgen (H. Schmidt, Z. f. E., 1904, 618.) Abb. 94, 97*a—b* Typus A; Abb. 95, 98*a—b* Typus B; Abb. 96 Typus C; Abb. 99*a—b* Typus D. $^3/_4$ nat. Gr.

(3. Periode der II. Siedelung) nur Hängespiralen vom Typus A in Betracht,[4]) die sich hier zu besonderen, im Kaukasus fehlenden Varianten umgebildet haben, also keine näheren Beziehungen zu den kaukasischen Stücken erkennen lassen. In Böhmen[5]) und Mähren[6]) kommen goldene Hängespiralen in beiden Grundformen A und B sehr häufig vor, letztere auch in der Variation β, also mit einfacher Rückbiegung. Den nördlichsten Punkt dieser Gruppe bildet der Galgenhügel bei Helmsdorf im Mansfelder Seekreise,[7]) wo Größler „zwei massive goldene Hängespiralen aus starkem,

[1]) Typ. α, Ober-Koban (Chantre, a. a. O., pl. XIX bis 2); Kasbek (Radde, Die Samml. d. kauk. Mus. V, Taf. IV, S. 16; Kambulte a. Uruch (Kawkas VIII, Taf. 89, Nr. 10—16). Typ. β, Ober-Koban (Chantre, a. a. O., Nr. 1, Kaukas. VIII, Taf. 124, 5); Kasbek (Radda, a. a. O., Taf. III, IV, S. 15, 16). Typ. γ, Ober-Koban (Chantre, pl. XVII, 3—6; Virchow, Taf. VII 12, VIII 1, 2, IX 1, 2, XI 1); Kambulta (Kawkas VIII, Taf. 89, Nr. 17—19, 21); Phaska (Ebenda, Taf. 118, 11).

[2]) H. Schmidt, a. a. O., S. 621.

[3]) Morgan, a. a. O., Taf. I, S. 104, Abb. 66 u. 67.

[4]) H. Schmidt, a. a. O.

[5]) Pič, a. a. O., I, S. 167, Abb. 55, 10; Taf. XI 5, 6, und Richly, Die Bronzezeit in Böhmen, Taf. XLIX, 29.

[6]) Makowsky, Mitt. d. Anthr. in Wien, 1896, S. 87, Abb. 1—7; Červinka, Morawa za prawéku, 1902, S. 141, Abb. 58.

[7]) Größler, Das Fürstengrab im großen Galgenhügel bei Helmsdorf; Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, 1907, Taf. VI, 4, 5 und S. 28.

birnförmig gebogenem, an den Enden stark verdicktem, angelhakenförmig gekrümmtem und zugespitztem Golddraht" vom Typus Bα fand. In Ungarn und Siebenbürgen endlich erscheinen sie in den meisten Variationen, und zwar auch in solchen, die dem Kaukasus fremd sind.[1]) Nur die Hängespiralen mit doppelter Rückbiegung (Typus Bγ), die in den kaukasischen Gräberfeldern sehr häufig sind, fehlen hier und sie sind daher als eine lokale Entwicklung im Kaukasus zu betrachten.

Die große Übereinstimmung, die unter den verschiedenen Varianten der siebenbürgischen und kaukasischen Hängespiralen besteht, und die sich, namentlich bei dem Typus Bδ, bis auf kleine Einzelheiten erstreckt, schließt die Annahme aus, daß sich diese verschiedenen Varianten in beiden Gebieten selbständig von einfachen Grundformen aus entwickelt haben, und weist mit Bestimmtheit auf eine unmittelbare Übertragung der bereits fertigen Typen von einem in das andere Gebiet hin. Nun gehören die böhmisch-mährischen Hängespiralen ausschließlich der Periode

Abb. 100.

Abb. 101.

Abb. 102.

Abb. 100. Bronzeschmuckstück von Chor-Gon, Digorien. (W. J. Dolbeschew, Ausgrabungen auf den Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien, M. A. G. Wien, XXI, 67, Fig. 97.) 1/3 nat. Gr.

„ 101. Trichterförmige Spirale aus dem Gräberfelde von Koban. (E. Chantre. Antiquités de la Russie mérid., 461, Fig. 405.)

„ 102. Trichterspirale von Pilin. (Z. f. E., 1892, 673, Fig. 15.) 3/4 nat. Gr.

der Aunjetitzer Hockergräber, also dem Beginne des 2. Jahrtausend an. Annähernd der gleichen Zeit müssen wir daher auch die ungarisch-siebenbürgischen Stücke zuweisen, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob wir mit Hubert Schmidt Siebenbürgen, oder, wie Größler meint und auch ich für wahrscheinlicher halte, den Aunjetitzer Kulturkreis, in letzter Linie Mitteldeutschland, als das Entstehungsgebiet der Hängespiralen ansehen. Auf jeden Fall sind sie im Kaukasus jünger und daher von Siebenbürgen aus dorthin gelangt, nicht umgekehrt. Anderseits aber besteht auch bei ihnen wie bei den Ruder- und Spiegelnadeln, den gewellten Armringen usw. in zeitlicher Hinsicht zwischen Kaukasus und dem Ursprungslande eine tiefe, fast unüberbrückbar scheinende Kluft.

Große Noppenringe.

Dem Konstruktionsprinzipe nach gehören dieser Gruppe noch einige merkwürdige Schmuckstücke von Bronze an, die mehrfach[2]) in Digorien gefunden worden sind (Abb. 100). Aufgewickelt würden diese Ringe einen einfachen Haken mit einem kurzen und einem langen Schenkel bilden, entsprechend der Formel I H. Ohls-

[1]) H. Schmidt, a. a. O.

[2]) Virchow, Z. f. E., 1890, S. (428).

hausen.[1]) Auch sie sind also als Vertreter jenes in Mitteleuropa bereits sehr frühzeitig erscheinenden, aber ebenso schnell verschwindenden Typus der Noppenringe aufzufassen.

Trichterförmige Spiralen.

Eine sehr auffallende Form zeigen gewisse Spiralrollen, die nach Art der Uhrfedern trichterförmig aufgewickelt und deren Enden zu flachen Spiralscheiben aufgerollt sind (Abb. 101). Die Bedeutung dieser eigentümlichen Gebilde, die wie das meiste Spiralgeräte auf den nördlichen Kaukasus beschränkt zu sein scheinen, ist mir nicht recht klar.

Als Parallelen dazu kann ich einige Stücke aus Ungarn[2]) anführen (Abb. 102), bei denen freilich die spiralige Aufrollung des oberen Drahtendes fehlt, die aber sonst namentlich in der Verwendung vierkantigen Drahtes mit den kaukasischen ziemlich übereinstimmen. Die Zeitstellung der ungarischen Stücke läßt sich durch die Begleitfunde des Piliner Stückes[3]) bestimmen. Neben einigen einer wesentlich späteren Periode angehörenden Gegenständen, die mit den übrigen Funden nichts zu tun haben, lieferte das Gräberfeld zahlreiche rohe tönerne Figuren, die den neolithischen Tonfiguren Siebenbürgens und Bosniens sehr nahe stehen, ferner Säbelnadeln mit Sparrenornament, Saltaleones, Miniatur-Brillenspiralen, Tüllenäxte und eine ziemlich rohe Absatzaxt vom „norddeutschen Typus". Danach gehört das Grabfeld etwa dem Anfange der dritten Periode der Bronzezeit an.[4])

Abb. 103.

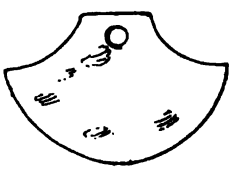


Abb. 104.

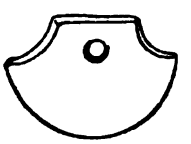


Abb. 105.

Abb. 103. Beilförmiges Anhängsel aus blauem Stein mit Strichornament. Chodschali. (Z. f. E., 1898. 440, Fig. 48.)
„ 104. Beilförmiges Bronzeanhängsel von Rędzińskie bei Kochany. (Kohn und Mehlis, I, 168, Fig. 78.)
„ 105. Ganggrab von Egby, Amt Kopenhagen. (Madsen, Taf. XIII, u.)

Beilförmige Anhängsel.

Die beilförmigen Anhängsel hatte ich schon in meiner früheren Arbeit besprochen, so daß ich hier nicht nochmals darauf einzugehen brauche. Ergänzend sei nur hinzugefügt, daß auch die Form der Anhängsel die gleiche ist wie im Abendlande. Es sind dies Nachbildungen frühbronzezeitlicher oder kupferzeitlicher Flachbeile mit stark ausladender Schneide (Abb. 103—105). Die ältesten mir bekannten Stücke dieses Typus stammen aus dänischen Ganggräbern, in denen sie anscheinend recht häufig vorkommen. Ob wir aber deshalb den Norden als Ausgangspunkt dieser kleinen offenbar talismanischen Schmuckstücke betrachten dürfen, möchte ich bezweifeln, da die Originale zu diesen Nachbildungen im Norden nicht heimisch waren.

In Ungarn finden sich beilförmige Anhängsel von gleicher Form sehr häufig von Bronze,[5]) doch unterscheiden sie sich von den kaukasischen Stücken durch das Vorhandensein einer seitlichen Öse am Stil.

[1]) Ohlshausen, Z. f. E., 1886, S. (471).
[2]) J. Hampel, Trouvailles de l'age de bronze ou Hongrie, Pl. XXXV.
[3]) Virchow, Zeitschr. f. E., 1902, S. 571 ff.
[4]) Die Absatzaxt, erwähnt in der Legende zur Typenkarte der Absatzäxte, Z. f. E., 1905, S. 830.
[5]) Hampel, Beilf. Anhängsel aus dem Gußstättenfund Bozsok, Kom. Narenya; Alt. d. Bronz. in Ungarn, Fig. 20 u. a.

Sicheln.

Aus dem Kaukasus kenne ich zwei Typen von Sicheln, die beide ebenfalls im Abendlande vorkommen.

a) Breite halbkreisförmige Klingen mit dachförmigem Rücken und Verstärkungsrippe neben diesem; Unterfläche der Klinge platt; Griffende hakenförmig umgebogen; Spitze nach abwärts gerichtet (Abb. 106 und 107). Auf die Verwandschaft dieser Form mit gewissen südrussischen und ungarischen Sicheln hat schon Montelius[1]) und

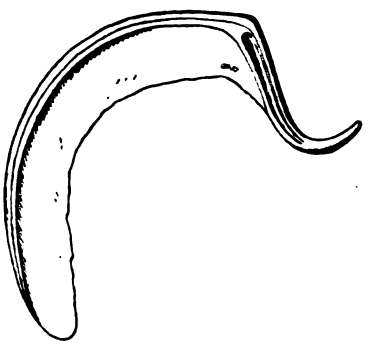


Abb. 106.

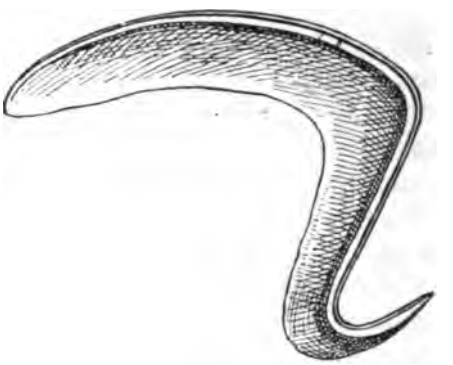


Abb. 107.

Abb. 106. Bronzesichel aus dem Kaukasus. (E. Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase, I, pl. VI, Fig. 1, und Montelius, Chron. d. ält. Bronzez., 213, Fig. 514.) $^1/_4$ nat. Gr.

„ 107. Bronzesichel aus Ungarn. (Hampel, Alt. d. Br. in Ung., Taf. XV, Fig. 4, und Montelius, Chron. d. ält. Bronzez., 213, Fig. 513.) $^4/_{15}$ nat. Gr.

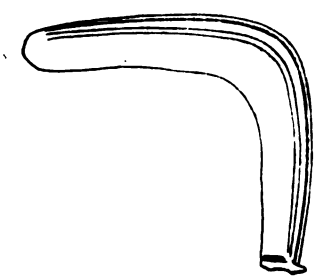


Abb. 108.

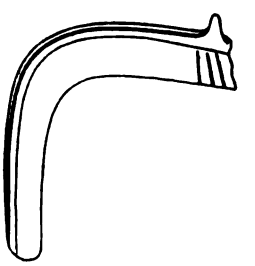


Abb. 109.

Abb. 108. Sichel mit dachförmigem Rücken und zwei Verstärkungslinien. Kedabeg, Kaukasus. (Eigene Sammlung.) $^1/_3$ nat. Gr.

„ 109. Sichel mit dachförmigem Rücken und Verstärkungsrippe. Oberthau, Kr. Merseburg. (H. Schmidt, Z. f. E., 1904, 417, Fig. 2.)

neuerdings auch Hubert Schmidt[2]) hingewiesen, der sie als Typus III seines Systems bezeichnet. Sie gehen nach Westen zu nicht über Siebenbürgen und Österreich-Ungarn hinaus.

Zu ihrer chronologischen Bestimmung hat Hubert Schmidt zwei Gußstättenfunde von Bodrog-Keresztur, Kom. Zemplár, und Ispálonka, Kom. Alsó-Fajór in Siebenbürgen herangezogen, die nach ihrem sonstigen Inhalte der Periode IV des von Reinecke für Ungarn aufgestellten chronologischen Systems, d. h. dem 12.—9. Jahrhundert zuzurechnen sind.[3]) Dies würde freilich schon etwas spät sein, doch schließt ihre Feststellung in dieser Periode noch nicht ihr Vorkommen in früheren Zeit-

[1]) Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit in Europa. S., 213 Fig. 514.

[2]) Zeitschr. f. E., 1904, Heft 3 und 4, S. 450.

[3]) Ebenda, S. 439.

abschnitten aus. Da dieser Typus lediglich auf das südliche Rußland, den Kaukasus und das östliche Ungarn beschränkt ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er gleich anderen Geräten sowohl nach dem donauländischen als dem kaukasischen Kulturgebiete von einem fremden, nämlich dem sibirisch-skythischen Formenkreise gekommen ist.

b) Die zweite der im Kaukasus vorkommenden Sichelformen gehört zur Gruppe der Knopfsicheln (Typus II, Hubert Schmidt). Die Klinge ist wie bei den vorigen halbkreisförmig, an der Unterseite platt, an der Vorderseite mit einer oder mehreren Verstärkungsrippen versehen. Der Rücken ist dachförmig, die Spitze abgerundet (Abb. 108 und 109). Den wesentlichsten Unterschied gegenüber dem vorigen Typus bildet die Gestaltung des Griffendes, das nicht wie bei jenem in einen umgebogenen Haken ausläuft, sondern gerade oder in flachem Bogen abschneidet und in der basalwärts liegenden Ecke einen Zapfen trägt. Gewöhnlich ist der Griff noch durch eine oder mehrere Querrippen von der Schneide getrennt.

Auch dieser Typus, dessen Verbreitung und Herkunft H. Schmidt eingehend erörtert hat, reicht bis weit in die Hallstattzeit hinein, geht aber anderseits, wie die von genanntem Forscher angeführten Depotfunde von Böhmen und Ungarn zeigen, bis in die ältere Bronzezeit, jedenfalls also bis mindestens zur Mittte des zweiten Jahrtausends zurück.

Abb. 110.

Abb. 111.

Abb. 112.

Abb. 110. Handförmiges Anhängsel mit zwei Hunden. Koban. (E. Chantre, II, pl. XIXbis, Fig. 8). $^3/_4$ nat. Gr.
„ 111. Bronzeanhängsel von Vulci, Italien. (E. Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase, II, 72, Fig. 74.)
„ 112. Felsenzeichnungen von Oberägypten. (Morgan, Rech. sur les origines de l'Égypte, 163, Fig. 489, und Montelius, Chron. d. ält. Bronzez., 207, Fig. 508.)

Bronzehände.

Einen sehr häufigen Schmuck in Koban und anderen nordkaukasischen Stationen bilden kleine Bronzehände, die bisweilen noch von Tierfiguren begleitet sind. Auch hiefür lassen sich aus dem Abendlande gar mancherlei Analogien beibringen (Abb. 110 und 111). Sie finden sich hier in Italien, den österreichischen Alpen, Böhmen und Sachsen, wenn auch bei einzelnen Stücken die Deutung nicht ganz sicher ist.

Gleich den Rad-, Vogel- und Beilfiguren muß man wohl auch ihnen eine symbolische Bedeutung zuschreiben, wofür schon die sonstige Verwendung des Handmotives in der prähistorischen und klassischen Kunst spricht. Insbesondere möchte ich hier an die Handdarstellungen auf nordischen Brillenfibeln erinnern, die zuerst von Hildebrand und später von Ohlshausen eingehender behandelt worden sind. Sehr deutlich tritt hier der symbolische Charakter bei einem Bruchstücke einer Fibelschale hervor, auf der die Hand in Verbindung mit einem Triquetrum und einem Schlangenpaare dargestellt ist.[1]) Bemerkenswert sind ferner die in Abb. 112 wiedergegebenen Felsenzeichnungen von Oberägypten, unter denen die Hand ebenfalls ver-

[1]) Zeitschr. f. E., 1885, S. (438), Fig. 22.

treten ist und eine Votivstele von Karthago.[1]) Im allgemeinen gehören die handförmigen Anhängsel der Hallstatt- oder jüngeren Bronzezeit an, doch ist es wahrscheinlich, daß ihre Entstehung in weit ältere Perioden zurückgeht.

Zu den Handdarstellungen zählen meines Erachtens auch die merkwürdigen

Handfiguren,

von denen mir ein Exemplar aus dem Gouvernement Kiew (Abb. 114) und mehrere aus dem Kaukasus (Timoi, Kamunta)[2]) bekannt sind (Abb. 113). Die Hände erscheinen hier in einer so grotesken Weise ausgebildet, daß die Absicht des Künstlers, sie dem übrigen Körper gegenüber als Hauptsache hervortreten zu lassen, unverkennbar ist. Eine geradezu überraschende Übereinstimmung mit diesen Bronzestatuetten zeigen verschiedene Menschenfiguren auf einem Felsenbilde von Bohuslän in Schweden (Abb. 115), bei dem die Hände sogar noch stärker herausgehoben sind, wie bei jenen. Da sich unter den übrigen Figuren dieser Gruppe auch Männer mit sehr charakte-

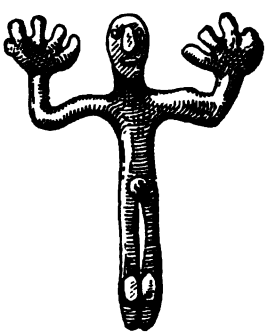


Abb. 113.

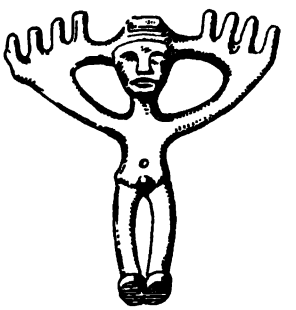


Abb. 114.

Abb. 115.

Abb. 113, Bronzefigur von Kammunta. (E. Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase, III, pl. XV, Fig. 1.) $^3/_4$ nat. Gr.
„ 114. Bronzeidol aus dem Gouvernement Kiew. (Z. f. E., 1893 [371].) $^3/_4$ nat. Gr.
„ 115. Felsenbild von Bohuslän. (L. Baltger, Glyphes des rochers du Bohuslän, und S. Müller, Nord. Altertumsk., 467, Fig. 248.)

ristischen frühbronzezeitlichen Flachbeilen dargestellt finden, so dürfen wir ihre Entstehung wohl in die erste Periode der Bronzezeit verlegen.

Durch die Stellung der Arme und Hände, die gespreitzt und zum Himmel gerichtet sind, soll offenbar ein Gebet zu den himmlischen Göttern angedeutet werden, wie ja auch die klassische und vorklassische Kunst die betenden Personen immer in einer ähnlichen Haltung darstellt,[3]) ohne freilich hiebei die Hände in einer so übertriebenen Weise hervorzuheben, wie es bei unseren Figuren der Fall ist. In dieser Weise sind vielleicht auch die bekannten tiryntischen und mykenischen Idole und ihre Vorbilder, die steinzeitlichen Tonfiguren von Butmir (Abb. 116) zu deuten, die alsdann die ältesten Vertreter dieser Gruppe darstellen würden. Doch erscheinen ganz ähnliche Figuren auch schon frühzeitig an Gefäßen, so an einem Tongefäße von der neolithischen Siedelung von Podbaba in Böhmen (Abb. 117), Jordansmühl in Schlesien[4])

[1]) Chantre, a. a. O., Taf. II, S. 202, Fig. 159.

[2]) Chantre, a. a. O., Taf. II, S. 202, Fig. 166.

[3]) So an einer tönernen Amphore aus einem Grabe bei Theben (Hoernes, Urg. d. K., S. 159, Fig. 18), an einer großen Urne aus dem „Königshügel" bei Ödenburg in Ungarn (Hoernes, Urg. d. K., Taf. XXX, Fig. 1) u. a.

[4]) Seger, a. a. O., Taf. IX.

und an einer Urne von Borgstedtfeldt in Holstein.[1]) Jedenfalls ergibt sich aus diesen Beispielen zur Genüge das höhere Alter der abendländischen Handfiguren gegenüber den kaukasischen Stücken.

Schädeldeformation.

Die noch heute im Kaukasus an vielen Punkten geübte Sitte, den Schädel künstlich zu deformieren, geht bekanntlich bis in die prähistorische Periode zurück (Abb. 118) und wird aus geschichtlicher Zeit bereits von Hippokrates von den Bewohnern von Kolchis berichtet, der diese als Makrocephalen bezeichnet. Auf prähistorischen Gräberfeldern ist sie besonders häufig in Kumbulte, Tschury, Tschegem und Ssamthawro beobachtet worden, wo nach Baier und Chantre etwa 20% aller exhumierten Schädel sich deformiert erwiesen.[2])

Die gleiche Deformierung ist auch an den verschiedensten Punkten Europas, namentlich auf der Krim und in Siebenbürgen und Ungarn nachgewiesen worden, und schon Chantre hat infolgedessen einen Zusammenhang der europäischen und kaukasischen Funde angenommen, so zwar, daß er den Kaukasus als Ausgangspunkt

Abb. 116.

Abb. 117.

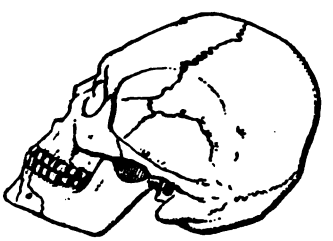


Abb. 118.

Abb. 119.

Abb. 116. Tonstatuette von Butmir in Bosnien. (Hoernes, Urg. d. bild. Kunst, Taf. V, Fig. 19.) 1/3 nat. Gr.
„ 117. Tongefäß aus der neolithischen Siedelung von Podbaba. (Pič, Č. pr., I, Taf. LI, Fig. 7.) 3/10 nat. Gr.
„ 118. Ssamthawro. (E. Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase, II, 124, Fig. 109.)
„ 119. Tonfigur von Butmir. (Die neolith. Stat. v. Butmir, II, Taf. II, Fig. 3a.)

dieser Sitte ansieht, der sie seinerseits aus dem alten Chalderreich übernommen haben soll.

Wie für andere Kulturelemente kann auch für die Frage nach der Richtung der Ausbreitung dieses eigentümlichen Brauches eine Lösung nur von einer sorgfältigen Feststellung der chronologischen Verhältnisse erwartet werden. Leider sind bei den meisten der bis jetzt bekannt gewordenen, von Chantre zusammengestellten Funde deformierter Schädel die näheren Fundumstände entweder völlig unbekannt oder die Fundberichte so ungenügend, daß sie zu einer genaueren Datierung der betreffenden Schädel nicht zu gebrauchen sind. Andere wieder, wie der Schädel von Csongrad an der Cisza, von Alcsut (Kom. Stuhlweißenburg), von Székely-Udvarhely (Kom. Székely), von Atzgersdorf (Bez. Wiener Wald) u. a., gehören einer so späten Zeit an,[3]) daß sie für unsere Vergleichungen nicht in Betracht kommen können.

Um so interessanter und wertvoller ist es, daß in Butmir in Bosnien ein ganze Anzahl von Tonfiguren zum Vorschein gekommen ist, die diese makrocephale Schädeldeformation in ganz ausgesprochenem Grade erkennen lassen (Abb. 119). „Der Umstand," sagt Virchow, „daß die Deformation bei allen gleich ist — der Kopf ist

[1]) Hoernes, Urg. d. bild. Kunst in Europa, Taf. XVIII, Fig. 5 u. S. 497.
[2]) Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase T. II, 122 ff. und Taf. XLI—XLVI.
[3]) Chantre, a. a. O.

in sehr ungewöhnlicher Weise nach hinten und zugleich nach oben hinausgedrückt, so daß er kugelförmig erscheint — schließt Zufall aus. Sie müssen entweder nach einem gebräuchlichen Schema oder nach der Natur gebildet sein . . Es liegt daher nahe, zu vermuten, daß die Mode der Deformation durch Anlegung von Binden um den Kopf schon den Leuten von Butmir bekannt gewesen sei."[1]) Wenn man also für den Kaukasus und Mitteleuropa einen Zusammenhang der Sitte der Schädeldeformierung annehmen will, so kann der Ausgangspunkt jedenfalls nicht im Kaukasus, sondern nur im südöstlichen Mitteleuropa gesucht werden.

Pfahlbauten.

Auf Beziehungen zum Abendlande sind vielleicht auch die im Kaukasus vorkommenden Pfahlbauten zurückzuführen, über die bereits Hippokrates berichtet und die sich in einzelnen Gebieten des südlichen Kaukasus, namentlich in Mingrelien und auch am Südwestufer des Kaspischen Meeres, bis heute erhalten haben. An letzterem, in Talysch und Azerbeidschan (Persien) habe ich freilich nur Landpfahlbauten getroffen, die übrigens auch nur im Sommer zur Wohnung dienen, während man im Winter in den sonst überall üblichen Lehmhütten haust. Diesen Landpfahlbauten mögen wohl die Pfahlhütten der italischen und nordbalkanischen Terramaren ähnlich gewesen sein.

Von den prähistorischen Pfahlbauten wurden die ersten Spuren von Baiern bereits im Jahre 1849 — also noch vor Entdeckung der Schweizer Pfahlbauten — im Goktschaisee bei Nowo-Bajazid und bei Elenowka aufgefunden, ohne daß jedoch ihr Entdecker ihre Bedeutung erkannte. Später fand dann derselbe Forscher noch weitere Pfahlbaureste im See von Toporovan bei Schuscha, in den Sümpfen an der Kuramündung (Mingetschaur, Berda) und schließlich noch an den Ufern des Schwarzen Meeres.[2]) Doch ist meines Wissens noch keine einzige dieser Stationen — wohl wegen des schweren Fiebers in allen jenen Gebieten — methodisch durchforscht worden. Eine genauere Datierung der kaukasischen Pfahlbauten ist daher zurzeit noch nicht möglich.

Schon Bertrand hatte einen Zusammenhang der schweizerischen und österreichischen und der thrakischen Pfahlbauten Herodots (V, 16) mit denen am Tomais und Phasis angenommen, war aber, wie bereits Chantre tadelnd bemerkt, insofern über das Ziel geschossen, als er ohne weiteres Kolchis für den Ausgangspunkt dieser Siedelungsweise ansah.[3]) Die einzige Stütze für diese Ansicht bildete die damals — wie übrigens auch heute noch in Frankreich — fast ganz allgemein gültige Hypothese von der asiatischen Herkunft der Indogermanen, die diese Wohnweise bei ihrer Einwanderung nach Europa von ihrer letzten, kaukasischen Heimat aus mitgebracht und verbreitet haben sollten.

Heute müssen wir — falls überhaupt ein Zusammenhang zwischen kolchidischen und abendländischen Pfahlbauten besteht — die Frage anders beurteilen und die Ansicht Bertrands würde nur dann Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen können, wenn durch sorgfältige systematische Untersuchungen die Priorität der kaukasischen gegenüber den abendländischen Pfahlbauten nachgewiesen wäre. Dieser Nachweis ist aber, wie bereits erwähnt, keineswegs erbracht, und wir sind daher auf Grund der sonstigen Ergebnisse der prähistorischen Forschung viel eher zu der Ver-

[1]) Verhdlg. d. Berl. Anthr. Ges., 1895, S. 44 und 45.

[2]) Chantre, a. a. O., T. I, S. 69.

[3]) Ebenda, S. 71.

mutung berechtigt, daß die Gepflogenheit, Land- und Seepfahlbauten zu errichten, von Europa nach Asien gelangt ist.

Im Anschlusse hieran sei noch auf die wenig bekannte Tatsache hingewiesen, daß auch den alten Indern Pfahlbauten nicht unbekannt waren. Im Atharva-Veda, VI, 106, heißt es:

„Wo du herkamst und wo du gingst, da sprosse Hirse doldenreich,
Ein Quellbrunn' möge da entstehn, wenn nicht ein See an Lotus reich.
Hier ist der Flüsse Einmündung, ihr Eintritt in den Sammelsee.
In See's Mitt' unsre Häuser stehn; wend' deinen Rachen, Feu'r, von uns.
Mit Kühle, wie mit einer Hüll' umwickeln wir dich Fichtenbau,
Denn kühl soll'n unsre Baue sein, jedoch der Herr schütz' uns vor Frost."

Und in der persischen Alexandersage kommt Iskander mit seinem Heere zu einem Landsee, mit einem Kranz ungeheurer Bäume umfangen, 10 Risch breit und 40 hoch; Häuser aus Rohr gebaut standen im Wasser, das gesalzen und unbrauchbar war.[1])

Mit der Ausbreitung der Inder über den malaischen Archipel ist dann vielleicht diese Sitte auf das Inselgebiet hinübergekommen, wo sie sich bis heute erhalten hat.

Schlußbemerkungen.

Diese Parallelen zeigen erneut, welch enger Zusammenhang zwischen der älteren donauländischen Kultur einer- und der kaukasischen anderseits bestand und sie bilden daher eine treffliche Bestätigung dessen, was ich bereits früher festgestellt hatte.

Aber auch in chronologischer Hinsicht stimmt das Ergebnis der vorliegenden Untersuchungen mit dem früheren vollständig überein. Die kaukasische Keramik enthält eine große Reihe von Formen und Ornamenten, die im Donautieflande der endenden Stein- und älteren Metallzeit angehören. Insbesondere ist eine nahe Verwandschaft mit der nordbalkanischen Terramarenkultur, wie sie uns namentlich auch in den Funden von Sărata-Monteorŭ in Rumänien entgegentritt, unverkennbar. Anderseits aber lassen die Terramaren sowohl des Donaugebietes als Nord- und Süditaliens in Form und Verzierung der Gefäße so viele nahe Beziehungen zur Übergangszeit Böhmens und Mährens und der endenden Steinzeit Mittel- und Norddeutschlands erkennen, daß man kaum umhin kann, einen ursprünglichen direkten Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Kulturen anzunehmen. Als Ausgangspunkt dieser Kulturbewegung kann daher keinesfalls der Kaukasus in Betracht kommen, vielmehr muß diese umgekehrt vom Donaugebiete nach jenem erfolgt sein.

Der Umstand, daß die Analogien zwischen kaukasischer und abendländischer Keramik — abgesehen von älteren, noch der europäischen Steinzeit angehörigen Formen und Verzierungen — nur solche Erscheinungen betreffen, die für die italienische und nordbalkanische Terramarenzeit ganz besonders charakteristisch sind, zeigt deutlich, daß die Kulturwanderung noch während oder am Schlusse dieser Kulturperiode stattgefunden haben muß. Damit kommen wir wieder auf dieselbe Zeit, die ich bereits früher durch die Vergleichung des Bronzegerätes beider Kulturgebiete ermittelt hatte. Die Fibel erscheint in den Terramaren gegen Ende dieser Periode (III_2 Montelius), und zwar, wie sich aus gleichartigen Fibelfunden in Mykenä ergibt, im 15. Jahrhunderte. Dagegen fehlt in ihnen noch das Schwert, der Hohlcelt usw. Den ungarischen Terramaren gehören schließlich auch bereits, wie ich nachträglich zur Ergänzung meiner früheren Arbeit bemerken möchte, die eigentümlichen, zum

[1]) Brunnhofer, „Urgesch. der Arier", Bd. II; vom Pontus bis zum Indus, S. 157.

Durchziehen von Riemen bestimmten Bronzeknöpfe an,[1]) für die ich damals nur Parallelen aus Hallstatt beibringen konnte.

Eine besondere Erklärung erfordert noch die sehr auffallende Erscheinung, daß sich in den nordkaukasischen Gräberfeldern und besonders in Koban vielfach Gerätetypen vergesellschaftert finden, die im Abendlande recht verschiedenen Perioden angehören und dort niemals nebeneinander auftreten. Ich erinnere nur an dreieckige Dolche, die verschiedenen Arten der Hängespiralen, die Rudernadeln, die Spiegelnadeln, die Gefäße mit ansalunata-artigen Henkeln, die zweihenkeligen Gefäße vom Jordansmühler Typus, die Buckelgefäße mit kugeligem Unter- und scharfkantig ansetzendem, einwärts geschweiftem Oberteile, die gewellten Armringe vom Aunjetitzer Typus, die großen Armspiralen aus dreikantigem Draht usw., alles Dinge, die wir in Koban neben ausgebildeten Dolchformen, Bogenfibeln, Schmucksachen mit echten Emaileinlagen, schönsten Nielloarbeiten u. dgl. in denselben Gräbern beisammen antreffen. Die jenen frühen Perioden angehörigen Parallelen sind zu zahlreich und die Übereinstimmung der abendländischen und kaukasischen Typen zu groß, als daß man hier an eine selbständige Entwicklung im Kaukasus, an eine Kongruenz der Entwicklung auf der Grundlage alter, langlebiger, erst in später Zeit nach dem Kaukasus gelangter einfacher alteuropäischer Muster denken könnte, wie es Lissauer für die Ruder- und Spiegelnadeln angenommen hat.[2]) Vielmehr weist die große Menge dieser Analogien mit Bestimmtheit auf eine unmittelbare Übertragung der bereits ausgebildeten Typen hin.

Wie aber erklärt sich dann dieses höchst merkwürdige Nebeneinander der im Abendlande zeitlich so scharf getrennten Typen? Zwei Erklärungsmöglichkeiten bieten sich uns hiefür dar:

Die älteren Formen wurden durch allmähliche Übermittlung von Hand zu Hand nach dem nördlichen Kaukasus gebracht, während die jüngeren Formen durch zuwandernde Völkerstämme dahin gelangten. Da die Übertragung durch Kulturübermittlung naturgemäß sehr lange Zeit beanspruchte, so konnte es sehr leicht vorkommen, daß die erst viel später auswandernden Stämme annähernd gleichzeitig mit jenen alten, in ihrer bisherigen Heimat längst aufgegebenen und vergessenen Kulturtypen im Kaukasus anlangten, die von ihnen nun als etwas ganz Neues in ihren Kulturschatz aufgenommen wurden. Diese Kulturübermittlung von Hand zu Hand mußte naturgemäß um so langsamer vor sich gehen, je dünner das weite Gebiet zwischen der Donaumündung und den Nordhängen des Kaukasus besiedelt war. In der Tat liegen ja aus dem südlichen Rußland nur äußerst spärliche Funde aus der frühen und älteren Bronzezeit vor.

Anderseits wäre es denkbar, daß die älteren Typen durch eine bereits früher erfolgte einmalige oder wiederholte Wanderung nach dem Kaukasus gelangt seien und sich hier nur deshalb so lange erhielten, weil die Träger dieser Kultur in den schwer zugängigen Tälern des nördlichen Kaukasus fremden Kultureinflüssen entzogen blieben und ihre Kultur bei dem Fehlen von Anregungen von fremder Seite stagnierte. Auch in diesem Falle konnte es daher bei der letzten großen Einwanderung um die Mitte des 2. Jahrtausendes sehr leicht zu einer Verschmelzung dieser archaischen, in Mitteleuropa längst überwundenen Kultur mit der von den neuen Ankömmlingen aus ihrer Heimat mitgebrachten modernen Kultur kommen.

---

[1]) J. Undset, „Terramaren in Ungarn", Mit. d. Anthr. Ges. in Wien, 1889, S. 9.
[2]) Lissauer, Zeitschr. f. E. 1904, 574.

Die Gräberfelder Transkaukasiens lassen diese archaischen Formen fast vollständig vermissen, während sie in sonstiger Hinsicht mit den nordkaukasischen Stationen sehr übereinstimmen. Dies gilt ganz besonders von dem südlich vom Hauptpasse, der Krestowaja Gora, gelegenen großen Gräberfelde von Ssamthawro an der Aragwa, das der nördlich vom Paß im Terektale gelegenen Nekropole von Stepan-Zminda am Fuße des Kasbeck inhaltlich sehr nahe steht. Man darf daraus wohl schließen, daß die Bewohner des nördlichen Kaukasus ihren Weg durch das Terektal über den Kreuzberg nahmen,[1]) um sich südlich davon zunächst an den Ufern der Aragwa und Kura niederzulassen, daß aber diese Überschreitung des Kaukasus erst zu einer Zeit stattfand, als die nordische Bevölkerung die alten Kulturtypen endgültig aufgegeben und eine neue Kultur herausgebildet hatte. Der Einbruch dieser nordischen Völkerstämme in Transkaukasien dürfte daher frühestens zu Beginn des 4. Viertels des 2. Jahrtausends stattgefunden haben, eine Zeit, die sich mit der von Belck auf anderem Wege ermittelten recht gut deckt und die auch Hirt in seinem höchst beachtenswerten Werke über die Urheimat der Indogermanen annimmt.

Noch einige Worte über die ethnischen Verhältnisse. Daß diese von der Nordwestecke des Schwarzen Meeres über den Hauptkamm des Kaukasus bis in die Täler der Kura und des Araxes vordringenden Völkerstämme arischer Herkunft waren und mit den Indo-Iraniern identifiziert werden müssen, habe ich schon früher zu begründen versucht und erscheint auch nach den Ergebnissen der Sprachforschung im höchsten Grade wahrscheinlich.[2]) Wie aber steht es mit ihren Beziehungen zu den im Norden des Kaukasus in Südrußland sitzenden Völkerstämmen, die von den alten Historikern unter dem Sammelnamen Skythen zusammengefaßt werden?

Über die Herkunft und ethnische Zugehörigkeit dieser Skythen sind die Ansichten der Sprachforscher und Historiker bekanntlich sehr weit auseinander gegangen. Bald hielt man sie für die Vorfahren der Germanen, mit denen sie manche Charakterzüge gemein haben sollen, bald für Slawen, bald für Mongolen und neuerdings werden sie von Linguisten für nächste Verwandte der Iranier angesprochen, und man hält geradezu die heutigen, der Iranischen Gruppe sprachlich sehr nahestehenden Osseten im Terekgebiete für Abkömmlinge der alten Skythen, die einst über den Kaukasus nach Norden zurückgeflutet seien.[3]) Es wäre anmaßend, wollte ich an den sprachlichen Deduktionen irgendwie Kritik üben, aber die Frage ist wohl berechtigt, ob die paar skythischen Namen und Glossen, aus denen man die Verwandtschaft der skythischen mit der iranischen Sprache herleitet, genügen, eine Stammesverwandtschaft zu begründen, oder ob sie nicht durch bloße Entlehnung zu erklären sind, wie dies auch von Cuno[4]) angenommen worden ist. Finden sich doch unter den

[1]) Man darf die trennende Kraft des Zentralkaukasus nicht überschätzen. Der Übergang über die Krestowaja Gora bot wandernden Völkerscharen — soweit ich meine persönlichen Erfahrungen als Maßstab zugrunde legen kann — sicher keine größeren Schwierigkeiten dar als der sehr beschwerliche Steig über den Paß von Bujarnelo in den Zentralpyrenäen, den ich noch Anfang Juni mit meterhohem Schnee bedeckt fand, oder die Passage über den großen St. Bernhard oder einen der übrigen Hochpässe über die Schweizer Alpen, die bereits während der Steinzeit bekannt waren. Es liegt daher auch kein Grund vor, den Durchgang der Arier, wie Hirt, a. a. O., S. 118, es will, an den Ostrand des Kaukasus zu verlegen, wo das zwischen Petrowsk und Derbent nach meiner Erinnerung meist sehr steil in das kaspische Meer abfallende Gebirge und die völlig sumpfige Landschaft südlich von Derbent einer Wanderung mindestens die gleichen Hindernisse in den Weg legten, wie der Aufstieg durch die Davielsschlucht.

[2]) Hirt, „Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Heimat und ihre Kultur."

[3]) Hirt, „Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Heimat und ihre Kultur", Bd. I, S. 115ff.

[4]) J. S. Cuno, „Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde".

skythischen Personennamen auch recht viele, die aus dem Iranischen nicht erklärt werden können, sondern dem von Kretschmer in Kleinasien aufgedeckten Namensystem zugewiesen werden müssen.[1])

Die archäologischen Tatsachen lassen jedenfalls nähere Beziehungen der Skythen zu den einstigen Bewohnern des Kaukasus und des Araxesgebietes ausgeschlossen erscheinen. Allerdings lassen sich sowohl in den jüngeren Gräberfeldern als auch schon in Koban verschiedenerlei skythische Kultureinwirkungen nachweisen, wie beispielsweise die für den skythischen Formenkreis so charakteristischen knieenden Tierfiguren (Abb. 120), und umgekehrt läßt das Inventar der großen skythischen Kurgane aus der Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. neben hallstättischen und griechischen auch mancherlei Einwirkungen von Assyrien und Persien erkennen. Aber im übrigen zeigt der skythische Formenschatz ein durchaus eigenartiges Gepräge, das ihn ebensowohl von den abendländischen als den vorderasiatischen Kulturkreisen auf das schärfste scheidet, wohl aber mit dem uralischen und sibirischen eng verknüpft. Ich erinnere nur an die so charakteristischen Kurzschwerter mit der herzförmigen Parierstange, die massiven Bronzekessel mit den viereckigen Griffen, die durchbrochenen Glöckchen und Zeltstangenaufsätze, die Metallspiegel mit Grifföse, die Glocken mit Tierfigur, die typischen, häufig ebenfalls mit Tieren verzierten Beile, die dreieckigen Pfeile, die eigenartigen Tüllenäxte, die goldgefaßten Schleifsteine, die Schild- und Köcherbeschläge, die eigentümlichen knieenden Hirsche usw. — alles Formen, die wir in ganz gleicher Weise vom Dnjester bis zur Lena und noch weiter ostwärts verbreitet sehen. Ja selbst die Konstruktion der Tumuli und der aus Eichenpfosten gezimmerten Grabkammern in ihrem Inneren ist in Sibirien die gleiche wie in Südrußland.

Abb. 120. Bronzenadel mit knieendem Tier. Ober-Koban. (E. Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase.) ½ nat. Gr.

Diese überraschende Gleichartigkeit der Kultur in dem nordpontisch-sibirischen Kulturgürtel, die sich nicht nur auf einige unwesentliche Punkte erstreckt, sondern so ziemlich alle selbständigen Formen umfaßt, setzt notwendig auch eine Einheitlichkeit der Bevölkerung nach Sprache und Abstammung voraus, und wir dürfen daher mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Skythen der alten Historiker zur großen Gruppe der ural-altaischen Völker, nicht aber zum iranischen Sprachstamm gehörten. Zu dieser Annahme paßt auch sehr gut die Schilderung, die uns der große griechische Arzt Hippokrates[2]) von der abweichenden Körperbeschaffenheit und äußeren Erscheinung der Skythen hinterlassen hat, bei der die Bartlosigkeit ganz besonders charakteristisch sei. Freilich finden sich auf der berühmten Silbervase von Tschertomlisk und der Elektronvase von Kul Oba Skythen mit recht starkem Bart-

[1]) Hirt, a. a. O., S. 116.

[2]) Hyppokrates de aëre locis et aquis p. 291: πολὺ ἀπήλλακται τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων τὸ Σκυθικὸν γένος, καὶ ἔοικε αὐτὸ ἑωυτέῳ, ὥσπερ τὸ Αἰγύπτιον. τὰ εἴδεα αὐτέων παχέα ἐστὶ καὶ σαρκώδεα καὶ ἀναρθρα καὶ ὑγρὰ καὶ ἄτονα, αἵ τε κοιλίαι ὑγρόταται παθέων κοιλιέων αἱ κάτω· οὐ γὰρ οἷόν τε νηδὺν ἀναξηραίνεσθαι ἐν τοιαύτῃ χώρῃ καὶ φύσει καὶ ὥρης καταστάσει, ἀλλὰ διὰ πίμηλήν τε καὶ ψιλὴν τὴν σάρκα τά τε εἴδεα ἔοικε ἀλλήλοισι, τά τε ἄρσεσι καὶ τὰ θήλεα τοῖσι θήλεσι.

wuchse dargestellt und bei der großen Naturtreue, mit der die einzelnen Szenen aus dem Leben der Skythen hier behandelt sind, muß angenommen werden, daß der griechische Künstler das Leben in der Steppe selbst beobachtet habe. Aber bei den von skythischer Hand gefertigten figuralen Darstellungen, die, wenn auch in künstlerischer Hinsicht den griechischen Arbeiten natürlich nicht vergleichbar, doch ebenfalls teilweise sehr realistisch gehalten sind und alle Details gut erkennen lassen, ist ein Bart, wenigstens ein Backenbart, niemals vorhanden;[1]) nur ein kleiner nach aufwärts geschwungener Schnurrbart findet sich bisweilen dargestellt.[2])

Gehören also die heutigen Osseten[3]) — und daran dürfte seit den Arbeiten Sjögrens und Millers wohl niemand mehr zweifeln — der iranischen Sprachgruppe an, so können sie nach den auf archäologischem Wege gewonnenen Ergebnissen unmöglich als Abkömmlinge der aus Nord-Asien stammenden skythischen Stämme betrachtet werden. Wohl aber ist anzunehmen, daß es die Reste jener alten indo-iranischen Bevölkerung sind, die einst von der Donaumündung aus die Nordhänge des Kaukasus besiedelte, um dann später über das Gebirge weg sich in die Täler der Kura und Akstafa zu ergießen.

Über die ferneren Schicksale dieser nach Transkaukasien eingedrungenen Stämme und ihre weiteren Wanderungen nach Anzan, Elam und Indien habe ich mich schon an anderer Stelle ausgesprochen. Hinzufügen möchte ich nur, daß auch archäologische Tatsachen die Annahme einer Ausbreitung nach dieser Richtung zu bestätigen scheinen, da die vom Urmiasee in Persien zutage geförderten Altertümer eine große Verwandtschaft zu dem Gräberinventar der transkaukasischen Nekropolen verraten.[4]) Dazu passen auch die Schilderungen, die uns die Griechen von den somatischen Verhältnissen und den Charaktereigenschaften der alten Perser hinterlassen haben. Sie waren „große kräftige Menschen von stolzer Erscheinung, unter denen manche ihre Landsleute noch durch hohe Gestalt überragten, wie Artachaies und Sapor I., und das Ebenmaß ihrer Leiber wird von den Griechen wiederholt hervorgehoben" (Justi, Grundriß der iran. Phil. 2, 396). Bei den Persern der Gegenwart ist allerdings hievon nicht viel übriggeblieben. Sie „zeigen heute weit mehr Ähnlichkeit mit allophylen Orientalen als mit den sprachverwandten blonden Söhnen der nordischen Seeküsten" (Justi, a. a. O., 2, 401). Dagegen hat sich weiter ostwärts im Pendschab, in Radschputana und Kaschmir ein indoarischer Typus erhalten, der „fast alle Merkmale des Nordeuropäers, den Langkopf, die schmale Nase, den hohen Wuchs bewahrt hat, nur die Farben sind dunkler geworden: die Haut zeigt ein helles, durchscheinendes Braun, mit Neigung zu dunkleren Schattierungen bei den unteren (also überlagerten) Volksschichten; die Farbe der Augen ist meist dunkelbraun, doch kommen auch graue und blaue Augen vor, besonders bei den Brahmanen und in den nordwestlichen Gebieten; die Haare und der starke Bart sind meist dunkel, doch werden auch hellere Farben, rotbraun bzw. blond beobachtet, und zwar meist mit hellen Augen verbunden und wieder bei den Vornehmen und hauptsächlich im Norden." (Ber. über Risley General Report of the census of India in Naturw. Wochenschr., 1904. H. 53). Diese arischen Inder müssen von Nordwesten her eingewandert sein, und zwar als Ackerbauer, wie

[1]) Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ongrien Fig. 299, 300, 304, 327, 340, 342, 372, 373, 402, 403, 517, 533—550 u. a.

[2]) Ebenda, Fig. 335, 524, 526.

[3]) Wenn auch die Osseten gleich den anderen Kaukasusvölkern im allgemeinen eine dunkle Complexion aufweisen, so habe ich doch bei meinen wiederholten Reisen auch Blonde und Blauäugige nicht selten gesehen, namentlich unter Kindern.

[4]) Z. f. E., 1900, S. 611 und Taf. IX.

die in den jetzt wüsten Tälern von Kharan zu Hunderten angetroffenen Maueranlagen terrassierter Felder beweisen. (Vgl. hierzu auch Hirt, a. a. O., S. 104 und E. Schmidt, Die Anthropologie Indiens, Globus, Fig. 41, Nr. 2 und 3.)

Eine andere Frage ist die, ob nicht schon in viel früherer Zeit, als wir aus dem bisher bekanntgewordenen archäologischen Material erschließen dürfen, arische Völkerstämme über den Kaukasus nach Vorderasien eingebrochen sind, wie dies gewisse neuerdings erschlossene Keilinschriften vermuten lassen. Im Nordosten von Susiana, etwas südöstlich von Luristan, finden wir im Altertume das kriegerische Bergvolk der Kossäer, deren Sprache manche für indogermanisch [1]) erklärt haben und deren dem Namen nach bekannte Könige vom 17. bis 12. Jahrhundert über Babylon herrschten.

Ein anderes, ebenfalls für indogermanisch gehaltenes Volk waren die in den Tell-el-Amarna-Briefen erwähten Mitani, die im Norden und Westen des alten babylonischen Kulturreiches saßen, und deren Reich im 16. Jahrhundert ganz Mesopotamien vom Euphrat bis nach Ninive und sogar Teile von Kanaan umfaßte. [2])

Sollte sich die bisher freilich noch auf sehr schwachen Füßen stehende Vermutung von der indogermanischen Herkunft dieser Völker, zu denen vielleicht auch noch die Bewohner des Landes Arzawa [3]) hinzukommen, bestätigen, so müßten wir allerdings eine wesentlich frühere Einwanderung indo-iranischer Stämme in Vorderasien annehmen. Vielleicht läßt sich hiemit die oben ausgesprochene Vermutung in Einklang bringen, daß der erste Abfluß arischer Stämme von dem unteren Donaugebiete nach den Nordhängen des Kaukasus bereits in der I. Periode der Metallzeit, also schon im Anfange des 2. Jahrtausends v. Chr. erfolgte. Es wäre dann denkbar,

---

[1]) Über ihre Sprache hat Delitsch ein kleines, aber erschöpfendes Buch geschrieben. (Die Sprache der Kossäer, Ling. Funde und Fragen, Leipzig 1884.) Von ihr sind zwei Vokabulare, eines mit Königsnamen, das andere mit verschiedenen Wörtern erhalten, so daß man einige Dutzend kossäischer Ausdrücke mit ihrer Bedeutung kennt. Auf Grund dieser immerhin recht dürftigen Reste hat Halévy eine Verwandtschaft mit dem Assyrischen oder vielmehr eine besondere Abart seines hieratischen Systemes angenommen. Sayce (Über die Inschriften von Mal Amir und die Sprache der zweiten Kolumne der Achämeniden-Inschriften) und Pinches nehmen eine Verwandtschaft mit dem Summerischen an. Hommel reihte es neben dem Medischen (Anzanischen), Elamitischen (Susischen), Vannischen und Chethitischen seiner alarodischen Sprachgruppe an, die ihrerseits mit dem Summero-Akkadischen verwandt sein soll. (Vgl. hiezu Weißbach, Die Summerische Frage, Leipzig 1898.) Justi (Beitr. z. alt. Geogr. Persiens, Abt. II, S. 23) indentifiziert die Kossäer mit den östlichen Äthiopen Herodots (III, 94; VII, 70), deren westliche Reste die heutigen dravidischen Brahuis Beludschistans bilden, die sich aber früher viel weiter nach Norden und Westen erstreckten. (Elphinstone bei Ritter, Erdk. v. Asien, Bd. VI, Abt. 1, kennt sie noch im Anfange des 18. Jahrh. als Anwohner des Hamunsee und der spanische Jude und Weltreisende Tudela — † 1173 — setzt seine schwarzen Kusch zwischen Schiraz u. Yezd.) Reinand versuchte Kuschan von chines. Kao-tschang und Spiegel von chines. Kuli-tschuang abzuleiten, eine Vermutung, die einigermaßen zu einer Notiz des armenischen Geschichtsschreibers Elisaeus paßt, daß die Untertanen der Könige von Kuschan Hunnen seien. (Brunnhofer, Urgesch. d. Arier, Bd. II. Vom Pontus zum Indus, S. 122.) Jedenfalls ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß die Zugehörigkeit der Kossäer zur vedischen Sprachgruppe und indo-iranischen Rasse noch keineswegs feststeht. (Vgl. auch Hirt, a. a. O., S. 584, der nur die Königsnamen, nicht aber die erhaltenen Glossen für indogermanisch hält.)

[2]) Kossinna, Z. f. E., 1902, S. 213. Hirt, a. a O., S. 107 ff., hält zwar die indogermanische Herkunft der Mitani für wahrscheinlich, indes noch nicht für so sicher, daß man die bisherigen Ergebnisse der Sprachforschung für geschichtliche Schlüsse verwenden könnte.

[3]) Knudtzon, Die zwei Arzawabriefe, Leipzig 1902. Von anderer Seite wird jedoch ihre Zugehörigkeit zum Indogermanischen entschieden bestritten. Wenigstens kann es sich um keine arische, sondern höchstens eine europäische Sprache handeln. Wir hätten es also mit einer anderen Wanderung als der Indo-Iranier zu tun. (Hirt, a. a. O., S. 109.)

daß, wie in späterer Zeit, die zunächst nach dem Norden des Kaukasus gelangten Arier nach kurzem Aufenthalte in diesen Gebieten unter Zurücklassung unbedeutender Reste ihre Wanderung über den Kaukasus fortgesetzt hätten und so schließlich nach dem Zweistromland gelangt wären. Freilich fehlt es für eine solche Annahme — einige unwesentliche Einzelfunde in Transkaukasien abgerechnet — noch vollständig an archäologischem Beweismateriale, da die für die älteste Metallzeit Mitteleuropas charakteristischen Formen, wie wir oben gesehen hatten, mit ganz wenig Ausnahmen die Kette des Kaukasus nach Süden zu nicht überschreiten. Doch läßt sich dieses Fehlen frühbronzezeitlicher mitteleuropäischer Typen auch nicht gegen die Annahme eines früheren Einbruches arischer Stämme verwerten, denn es wäre sehr leicht möglich, daß sich diese Arier nur ganz kurze Zeit in Transkaukasien aufgehalten und bei ihrem Einbruche im Zweistromlande von der unterworfenen einheimischen Bevölkerung deren höhere Kultur angeeignet hätten.

Schließlich bleibt auch noch die Möglichkeit, daß die Mitani und Kossäer überhaupt nicht ihren Weg über den Kaukasus, sondern über den Bosporus genommen hätten. Waren die Bewohner der ersten und zweiten Stadt Troja indogermanischer Herkunft, was bei den engen Beziehungen der troischen zur siebenbürgischen oder besser makedonischen und selbst noch mitteldeutschen Kultur anzunehmen ist, und waren sie einst von dem nordbalkanischen Gebiete in ihre nachmalige Heimat abgezogen, so wird man auch die Möglichkeit zugeben müssen, daß sich diese Wanderungen nicht nur auf das kleine Gebiet der Troas beschränkten, sondern weiter bis in das Herz von Vorderasien, in das fruchtbare und gesegnete Zweistromland führten.

Künftige Forschungen werden wohl auch über diese Fragen Klarheit bringen. Vorläufig müssen wir uns mit dem Nachweise begnügen, daß bald nach der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. arische Völkerstämme vom unteren Donaugebiete im Norden des Schwarzen Meeres bis zum Kaukasus vordrangen, diesen in etwas späterer Zeit überschritten und noch innerhalb des letzten Viertels dieses Jahrtausends sich über ganz Transkaukasien bis zum Araxes hin ausbreiteten.

Frauenarbeit bei den Indianern Nordwestbrasiliens.

Von Dr. **Theodor Koch-Grünberg** in Berlin.

(Mit 2 Tafeln und 13 Abbildungen im Texte nach Aufnahmen des Verfassers.)

A. Die Verarbeitung der Mandioka.

Die Kultur und Verarbeitung der Mandioka,[1]) der hauptsächlichsten Nahrung des Indianers Nordwestbrasiliens, liegen ausschließlich in den Händen der Frau und nehmen den größten Teil ihrer Zeit in Anspruch.

Noch bevor der junge Mann die Ehe eingeht, rodet er ein größeres Stück Wald aus. Zu diesem Zwecke werden um einen großen Baum herum eine Menge kleinerer Bäume angeschlagen, worauf der Baumriese gefällt wird. Im Fallen reißt er die schwächeren Genossen, mit denen er durch Schlingpflanzen vielfach verbunden

[1]) Manihot utilissima Pohl ; Jatropha Manihot L.

Abb. 1. Vorbereiten der Mandioka-Pflanzung. Der niedergeschlagene Wald wird abgebrannt.

ist, mit sich und verursacht dadurch gleichsam einen Waldbruch. Die Bäume bleiben mehrere Monate in der heißen Sonne liegen, bis sie trocken sind, und werden dann abgebrannt (Abb. 1). Asche und Kohle liefern dem an sich schon fruchtbaren Boden einen kräftigen Dung. Damit ist die Tätigkeit des Mannes bei diesem primitiven Ackerbau erschöpft. Das übrige, das Pflanzen, Einernten und Verarbeiten der Mandioka, ist Sache der Frau.

Abb. 2. Die Mandiokawurzeln werden gerieben. Kobéua (Rio Cuduiarý).

Die Zeit der Pflanzungsarbeiten wird durch den Stand einzelner Sternbilder bestimmt. Die Mandiokareiser, gewöhnlich kurze, mit zwei bis drei Knoten versehene Stücke des Pflanzenstengels, werden mit starker Neigung in den Erdboden gesteckt. Die weitere Entwicklung besorgt die gütige Natur, da unter diesen glücklichen Breiten die Jahreszeiten mit absoluter Gleichmäßigkeit verlaufen und, abgesehen von tierischen Schädlingen, dem Wachstum der Pflanzen keinerlei Gefahr droht.

Das Einernten und Verarbeiten der Mandiokawurzel stellen an die Kräfte und die Ausdauer der Frau gewaltige Anforderungen.

Schon vor Tagesanbruch erhebt sich die fleißige Hausfrau, nimmt ein Bad in dem kühlen Wasser des nahen Baches und bereitet über dem schnell entfachten Feuer des häuslichen Herdes, das wegen des starken Temperatursturzes auch während der Nacht unterhalten wird, das Frühstück für die Familie. Bald verläßt auch der Mann die Hängematte, um das gewohnte Morgenbad zu nehmen. Nachdem sich beide so erfrischt und an dem einfachen Mahle gestärkt haben, gehen sie ihren Geschäften nach, der Mann zum Fischfang oder auf die Jagd, die Frau auf das Feld, wo ihrer verschiedenartige Pflichten harren. Neue Schößlinge müssen gesteckt, eine junge Anpflanzung von überwucherndem Unkraut gereinigt und reife Wurzeln für den Bedarf des Tages ausgezogen werden. Gegen Mittag, wenn die Sonne im Zenith steht und die brennende Hitze das Arbeiten im Freien unmöglich macht, kehren die Frauen vom Felde zurück, gebückt daherkeuchend unter der Last der wohlgefüllten großen Tragkörbe, die ihnen an einem über die Stirn gehenden Baststreifen auf dem Rücken hängen. Die kleinen Kinder, sofern sie nicht unter der Obhut einer älteren Frau zu Hause geblieben sind, führen sie an der Hand oder lassen sie auf der Hüfte reiten; die Säuglinge tragen sie in einer Binde aus rohem Baumbast an der Brust, wobei sie das zarte Köpfchen mit einem breiten Bananenblatt oder einem kleinen Sieb gegen die grellen Sonnenstrahlen schützen. Die halbwüchsigen Mädchen helfen schon der Mutter und schleppen ihre kleineren Tragkörbe mit ernsthafter Miene.

Sofort geht es an die Verarbeitung der mitgebrachten Vorräte, die sonst leicht verderben und unbrauchbar werden. Die Mandiokawurzeln werden geschält und auf Brettern, in deren konkaver Oberfläche spitze Steinsplitter in geschmackvollen Mustern

eingelassen sind, fein zerrieben. Dabei sitzt die Frau am Boden und hält da
auf dem Schoße. Im Takte der Arbeit stoßt sie den Atem ruckweise zischend
die Zähne und zieht die Luft wieder schnaufend ein (Abb. 2). Die weißliche
die wie geriebene Kartoffel aussieht, wird vermittels eines zylindrischen Sch
aus Flechtwerk (Abb. 3) oder durch längeres Kneten auf einem feinmaschige
das auf einem dreieckigen Holzgestell ruht, von dem giftigen Saft, der Blausäure

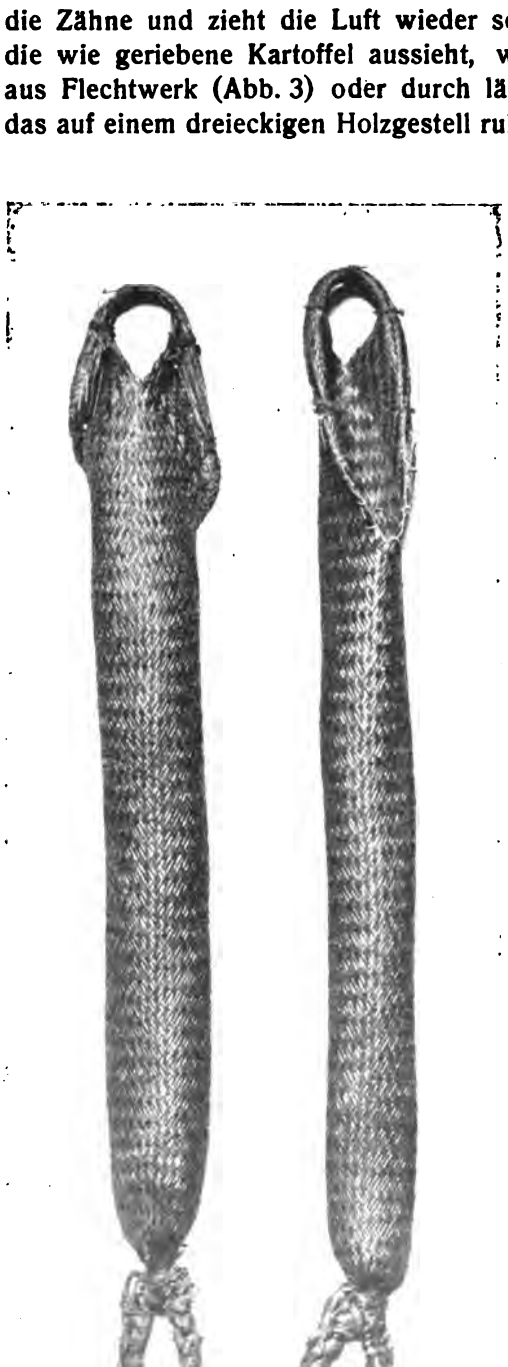


Abb. 3. Schläuche *(Tipiti)* zum Auspressen der Mandiokamasse. $^1/_{10}$ nat. Gr. (Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Sammlung Koch-Grünberg.)

befreit. Der mit der Masse gefüll
zähen, aber sehr elastischen Rohrst
geflochtene Schlauch (Tipití) hängt a
vorstehenden Querbalken des Haus
wird durch ein in dem unteren Ri
gehängtes Gewicht oder durch ein
stange, auf die sich bisweilen die
Familie setzt, beschwert (Abb. 4). D
wird der Schlauch in die Länge
und preßt den giftigen Saft aus, der
untergestellte Tonschale fließt. Ist a
ausgelaufen, so drückt die Frau den S
wieder zusammen, verkürzt und e
ihn dadurch und schüttet die t
Masse in den bereitstehenden flach
(Abb. 5).

Das feine Mehl wird nun, ind
die Masse auf einem Sieb hin und h
von holzigen Bestandteilen und d
Brocken geschieden und darauf wo
teilt auf der stark erhitzten Of
ausgebreitet. Sie besteht aus eine
runden Tonplatte von einem bis zwe
Durchmesser mit leicht erhöhtem
und ruht horizontal auf einem m
Schürlöchern versehenen Lehmwa
auf drei tönernen Füßen. Dieser
ganze Gemeindehaus[2]) gemeinsam
befindet sich entweder im Hause
oder in einem offenen Schuppen na
bei, in dem die Frauen den größt
des Tages zubringen. Das Mehl wird
häufiges Umrühren mit einem hö
Spatel vollends getrocknet und lei
röstet oder auch zu dünnen runden
der beliebtesten Zukost der Indian
backen. Um das Anbrennen zu verh

[1]) Von der Uarumá-Pflanze: Maranta

[2]) Die Dörfer der freien Indianer a
Caiarý-Uaupés und Yapurá werden durch
Gemeindehaus von bisweilen riesigen Dim
repräsentiert.

rückt die Frau den Kuchen auf der Herdplatte eifrig hin und her, bis die untere Seite gelbbraun ist, worauf sie die linke Hand flach auf den Kuchen legt, mit der anderen Hand den zierlich geflochtenen Feuerfächer (Abb. 6) darunterschiebt und das fertige Gebäck abhebt. Bisweilen wendet die Frau auf diese Weise den Kuchen um, damit auch die obere Seite für kurze Zeit der Hitze ausgesetzt wird.

Um das Mehl dauerhafter zu machen, wird die Mandiokawurzel mehrere Tage lang im Wasser einer leichten Gärung überlassen, so daß sich die äußere rauhe Haut

Abb. 4. Auspressen der Mandiokamasse mittels des Tipití. Kobéua (Rio Cuduiarý).

Abb. 5. Die ausgepreßte Mandiokamasse wird ausgeschüttet. Kobéua (Rio Cuduiarý).

ohne Mühe mit den Fingern abschälen läßt. Darauf wird das Mehl in der oben beschriebenen Weise hergestellt, aber viel schärfer geröstet. Es hält sich monatelang und wird von den Indianern in tiefen, mit frischen Blättern ausgelegten Körben zu zirka 50 Pfund in den Handel gebracht. Die weißen Händler und Kautschuksammler bestellen häufig bei den Indianern große Quantitäten dieses notwendigsten Lebensmittels.

Läßt man den aus der Mandiokamasse ausgepreßten Säft eine Zeitlang stehen, so setzt er eine weiße Masse ab, die leicht geröstet wird und als feinstes Stärkemehl (*Tipiáka,*[1]) Tapioka) bei vielen Gerichten Verwendung findet.

Mannigfach sind die Getränke, die die Frauen aus dem gerösteten Mandiokamehl herzustellen wissen. Es wird entweder mit kühlem Wasser angerührt und liefert

[1]) Sämtliche einheimische Namen gehören der „Lingoa geral" an.

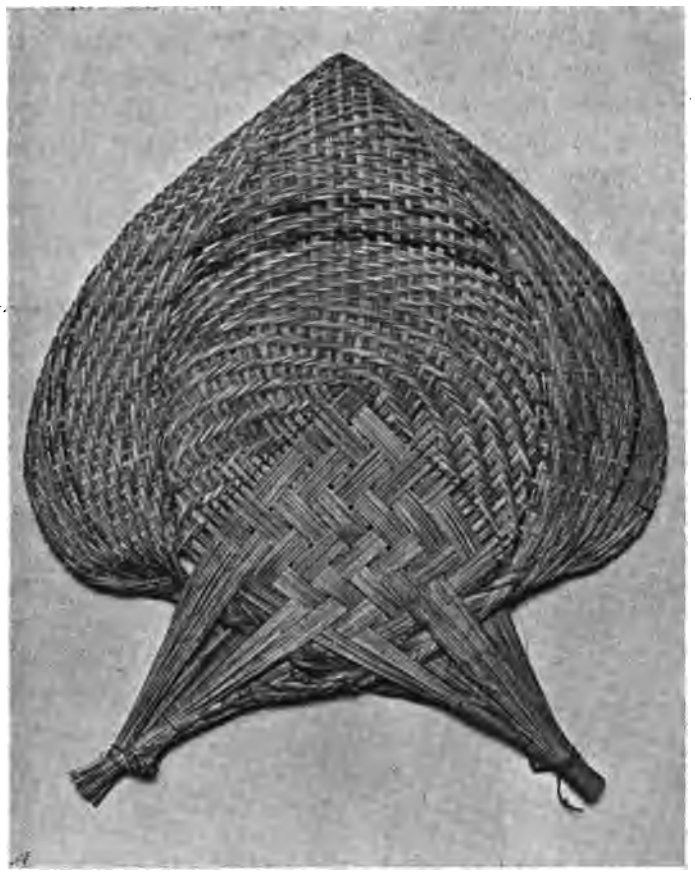


Abb. 6. Feuerfächer. 1/6 nat. Gr. (Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Sammlung Koch-Grünberg.)

besonders auf der Reise in den heißen Mittagsstunden einen erfrischenden Trunk (*Schipé*), oder es wird zum ersten Frühstück zu einer warmen Suppe gekocht (*Mingaú*), oder Mandiokafladen werden warm, wie sie vom Ofen kommen, mit der Hand zerdrückt und in Wasser fein aufgelöst (*Karipé*). Am besten mundet der Trank, wenn dazu die Tapioka verwendet wird. Dieses feine Stärkemehl wird auch mit kleinen Fischen und viel spanischem Pfeffer[1]) zu einer gallertartigen Masse verkocht, in die Mandiokafladen getunkt werden, oder es wird mit Ananassaft zu einem wohlschmeckenden Trank gekocht, der auch einem verwöhnten Gaumen genügen würde.

Selbst der giftige Mandiokasaft findet seine nützliche Verwendung. Er wird durch längeres starkes Kochen und Abschäumen vom Giftstoff befreit und liefert ein süßliches, erfrischendes und nahrhaftes Getränk (*Manikuéra*). Kocht man den Mandiokasaft mit spanischem Pfeffer[1]) zu einer dickflüssigen schwarzbraunen Sauce ein, so erhält man ein vorzügliches Gewürz (*Tukupí*), das der besten Worcestershire-Sauce an pikantem Wohlgeschmacke nicht nachsteht.

Das beliebteste Getränk aber, das bei keinem auch noch so kleinen Feste oder auch nur bei einem freundnachbarlichen Besuche fehlen darf und von den Teilnehmern in ungeheuren Quantitäten genossen wird, ist eine Art leicht alkoholischen Piçres, das im größten Teile Südamerikas auf dieselbe Weise, wenn auch aus verschiedenen Stoffen hergestellt wird und in Nordwestbrasilien unter dem Namen *Kaschirí* bekannt ist.

Am Içána und Caiarý-Uaupés wird das Kaschirí von den Frauen folgendermaßen hergestellt: Stark angebrannte Mandiokafladen werden zerkleinert in einen Holztrog geworfen und mit frischem Wasser angesetzt. Um die Gärung zu beschleunigen, werden gekaute Mandiokafladen hinzugetan. Blätter eines gewissen Baumes, bisweilen auch Zuckerrohrsaft liefern die berauschenden Ingredienzien. Das Ganze wird sorgfältig durchgeknetet. Der Trog wird darauf mit frischen Bananenblättern oder mit Matten dicht verdeckt und steht in dem warmen Hause neben dem Herdfeuer, das die ganze Nacht hindurch tüchtig unterhalten wird. Am nächsten Tage schon kann das Gebräu als süßliches harmloses *Payaurú* getrunken werden. Eigent-

[1]) Capsicum.

liches *Kaschirí* wird es erst nach zweitägiger Gärung und enthält dann genug Alkohol, um sich darin einen Rausch zu holen. Die braune, breiartige Masse wird zu diesem Zwecke von der Frau durch ein großes Korbsieb gepreßt. Die immer noch dicke Brühe läuft in den darunter stehenden Topf, aus dem sie die Festgeberin oder ihr Gatte mit der Kalabasse kredenzt.

Bisweilen wird die frisch angesetzte Masse in dem Holztroge oder einem großen Tontopfe, oder auch nur in Bananenblätter gewickelt, wochenlang aufbewahrt, um bei Gelegenheit mit Wasser durchgesiebt ihre Verwendung zu finden. Die fest verschlossenen Töpfe sind häufig mit einem Netz von Schlingpflanzen umflochten, damit sie durch die Gärung nicht zersprengt werden.

Außer der Mandioka werden auch Karáa,[1]) süße Bataten,[2]) Mais und verschiedene Palmfrüchte zur Kaschirí-Bereitung verwendet. Besonders die goldgelben Früchte der Pupunha-Palme[3]) liefern ein sehr schmackhaftes Getränk. Trotz der unappetitlichen Zubereitung tranken auch mein Diener und ich mit Genuß große Quantitäten von dem braunen Zeug, das säuerlich prickelnd schmeckte.

Mit dieser Verarbeitung der Mandioka ist die Tätigkeit der Frau bei der Beschaffung und Zubereitung des Lebensunterhaltes noch nicht erschöpft, denn es gibt noch mancherlei Speisen, von Bananen und verschiedenen Früchten des Waldes, die die Frau schmackhaft herzurichten weiß, und die indianische Tafel ist durchaus nicht so einförmig, wie man sich gewöhnlich vorstellt. Doch bleibt die Mandioka der wichtigste Faktor im Haushalte des Indianers Nordwestbrasiliens und verleiht seinem ganzen Leben ein charakteristisches Gepräge.

B. Die Töpferei.

Mit der Tätigkeit der Frau im Haushalte hängt eng zusammen ihre große Geschicklichkeit in der Verfertigung und der künstlerischen Ausschmückung von Hausgeräten, besonders in der Töpferei, die in ganz Nordwestbrasilien, wie überhaupt in Südamerika, ein ausschließliches Monopol der Frauen ist.

Die Töpferei wird ohne Drehscheibe in einer einfachen Weise ausgeübt, die wir auch in anderen Erdteilen finden und sogar an Gefäßen aus dem prähistorischen Europa nachweisen können.

Bei allen Stämmen Nordwestbrasiliens begegnen wir einer Keramik von reicher Vollkommenheit, außer bei den zwischen Rio Negro

Abb. 7. Der Topf wird geformt. Katapolitani (Rio Içána).

[1]) Dioscorea.
[2]) Batatas edulis.
[3]) Guilielma speciosa.

und Yapurá streifenden Makú, rohen Waldnomaden, die nur sehr primitive Tongeräte zustande bringen.

Das Material, das am oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen verwendet wird, ist ein feiner, sehr fetter, bläulicher Ton, der sich in kleineren Lagern in dem Lehm und Letten der Flußufer findet, und zwar nicht allzu häufig, so daß die Stämme, in deren Gebiet er nicht vorkommt, oft weite Handelsreisen unternehmen, um sich damit zu versehen. Er wird ungeschlemmt verarbeitet, aber vorher sorgfältig durchgeknetet und von härteren Bestandteilen und Steinchen befreit. Um dem Ton einen festeren Zusammenhalt zu geben, mischt ihn die Künstlerin mit der fein zerstoßenen Asche aus der Rinde des Karaipé-Baumes.[1])

Bei der Arbeit kauert die Frau am Boden und wälzt mit beiden flachen Händen auf einer Matte oder auf dem breiten Blatt eines Paddelruders lange, möglichst gleichmäßige Tonwülste, die sie dann in der Gestalt, die das Gefäß bekommen soll, in Spiralen übereinanderlegt. Dabei drückt sie die Wülste gleichzeitig mit der linken

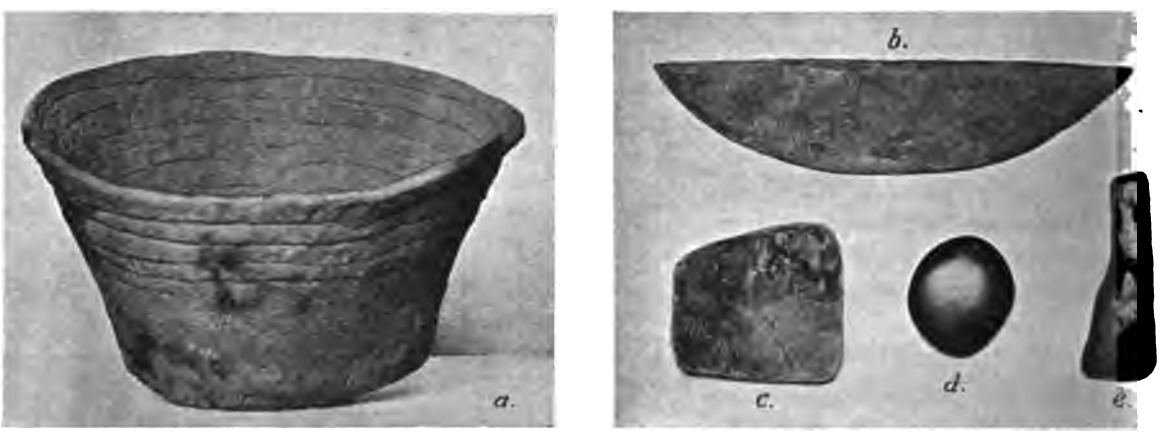


Abb. 8. Angefangener Topf *a* und Töpfereigeräte: *b* Stück eines Ruders zum rohen Abstreichen des Tons; *c* Kalabassenscherbe zum feineren Verstreichen; *d, e* Kiesel zum Glätten. 1/4 nat. Gr. (Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Sammlung Koch-Grünberg.)

Hand leicht aneinander und verbindet dadurch den weichen Stoff (Abb. 7). Die Rinnen zwischen den einzelnen Wülsten werden zunächst mit dem Fingernagel oder mit einem Holzbrettchen, danach mit einer Kalabassenscherbe innen und außen fein verstrichen, womit dem Gefäß zugleich die elegante Form gegeben wird. Endlich wird das Gefäß mit einem glänzenden Kiesel geglättet. Diese Kiesel stammen aus dem Gebiete des oberen Yapurá und finden bei den Stämmen des Caiarý-Uaupés und Içána eine weite Verbreitung (Abb. 8). Bisweilen werden noch zwei Henkel zu beiden Seiten an den oberen Rand des Topfes gesetzt, wobei die Frau die Tonbrocken vorher mit Speichel anfeuchtet, damit sie besser haften bleiben und sich mit dem noch frischen Ton des Topfes verbinden.

Das im Rohbau fertige Gefäß wird 3—4 Tage lang in einem sicheren Winkel des warmen Hauses, meistens auf einem etwa mannshohen Gerüste in der Nähe des Herdfeuers, und dann noch drei Tage lang in der Sonne getrocknet. Damit es nicht zusammenfällt oder schief wird, wird die Öffnung mit Stäbchen auseinandergehalten.

Beim Brennen wird das Gefäß in einer flachen Grube mit der Öffnung nach unten auf drei tönerne Herdfüsse oder einige Steine gesetzt und mit leichten Holz-

[1]) Bignoniacea.

scheitern kegelförmig umstellt. Darüber wird noch eine dichte Schicht trockener Rindenstücke gelegt, so daß das Feuer, das von innen entzündet wird, nach innen konzentriert bleibt und dadurch eine enorme Hitze entwickelt (Abb. 9). Ist alles, Holz und Rinde, abgebrannt, so ist das Gefäß fertig. Zunächst rotglühend, kühlt es sich in der Luft allmählich ab, wenn nicht zuweilen ein plötzlicher Regenguß das mühevolle Werk der fleißigen Frau vernichtet.

Abb. 9. Der Topf wird gebrannt.
Kobéua (Rio Cuduiarý).

Abb. 10. Der Topf wird mit Harzfirnis überzogen.
Kobéua (Rio Cuduiarý).

Eine besonders hoch entwickelte Keramik, deren Erzeugnisse mit geschmackvollen roten Mustern, Mäandern, Schneckenlinien, aber auch Figuren von Menschen und Tieren bemalt sind, fand ich bei den zur Aruak-Gruppe gehörenden Stämmen des Içána und seiner Nebenflüsse. Diese Muster werden auf das an der Sonne getrocknete Gefäß aufgetragen, das dann mit pulverisiertem Harze überstreut oder mit der Milch des Kumá-Baumes überschüttet wird. Dadurch entsteht beim Brennen ein glänzender Firnis, der die Malerei prächtig durchscheinen läßt. (Tafel 1 und 2.)

Große Kaschirítöpfe werden häufig erst nach dem Brennen mit einer Harzschicht überzogen. Zu diesem Zwecke wird der Topf in derselben Lage wie beim Brennen auf den drei tönernen Herdfüssen über ein leichtes Feuer gesetzt, das ihn nur notdürftig erwärmt, so daß das Harz, womit die Frau ihn bestreicht, haften bleibt

Abb. 11. Speisetöpfchen der Aruak-Stämme des Içána-Gebietes. 1/3 nat. Gr. (Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Sammlung Koch-Grü

Abb. 12. Speisetöpfchen der Aruak-Stämme des Içána-Gebietes. 1/3 nat. Gr. (Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Sammlung Koch-Grü

Abb. 13. Große Gefäße der Tukáno. (Rio Tiquié.) (Vor dem Manne links ein Metermaß.)

und sich gleichmäßig über die ganze Oberfläche ausbreitet. Dann wird noch Milch des Umarí-Baumes[1]) darübergestrichen (Abb. 10).

Alle bemalten Gefäße, Töpfe und Schalen, werden, um ihre Schönheit zu schonen, gewöhnlich nur zum Herbeiholen und Aufbewahren von Wasser gebraucht. Nur bei feierlichen Empfängen und bei Tanzfesten werden die Schalen bisweilen auch zum Kredenzen von Mandiokagetränken und selbst von Kaschirí verwendet, obwohl diese alkoholhaltige Flüssigkeit auf den Firnis und die Malerei mit der Zeit zerstörend wirkt.

Die Formen und die Größe der Gefäße sind außerordentlich mannigfaltig und je nach dem Kulturgrade des Stammes von der primitivsten Art bis zu hoher Vollendung. Da gibt es vor allem die verschiedenartigsten Töpfe und Schalen zur Verarbeitung der Mandioka, winzige Eßnäpfchen für kleine Kinder (Abb. 11 und 12), bis zu Schalen von fast $^3/_4$ *m* Durchmesser zur Aufnahme der Mandiokamasse; zierliche, wenige Zentimeter hohe Töpfchen für das Pfeilgift Kurare bis zu riesigen bauchigen Kaschiritöpfen von fast 1 *m* Höhe und $2^1/_2$—3 *m* Umfang (Abb. 13); Töpfe und Schalen von wahrhaft klassischen Formen, mit reizenden Mustern bemalt, und schmucklose Kochtöpfe. Überall ist die Frau die Künstlerin, ja manche Stämme haben die Kunst der Töpferei erst von ihren Frauen, die sie aus anderem Stamme nahmen, gelernt.

[1]) Geoffroya spinosa L.

Zur australischen Deszendenzlehre.

Von **R. H. Mathews**, L. S. in Parramatta.

Bei einer Anzahl von Stämmen in dem häufig „Zentralaustralien" genannten südaustralischen Nordterritorium ist die Gemeinde in acht Abteilungen oder Sektionen geteilt, zwischen denen Gesetze anerkannt sind, welche die Zulässigkeit von Heiraten zwischen den Sektionen und die Zugehörigkeit der aus solchen Verbindungen hervorgehenden Nachkommenschaft regeln. Zu diesen Stämmen gehören die Wombaia, Chingalee, Binbingha, Arunta, Kattitya, Warramonga, Checal, Bilyanurra, Kwarranjee, Yungmunni und Chau-an. Stämme mit ähnlichen Einrichtungen bewohnen den Kimberley-Distrikt von Westaustralien, darunter die Mayoo, Loonga (Lunga), Neening und Jarrau. Die Neening und Jarrau wohnen am Sturt-Creek, längs der Grenze zwischen dem Nordterritorium und Westaustralien auf dem Gebiete beider Staaten. In der Nordwestecke von Queensland besteht dieselbe soziale Gliederung bei den Yangarilla, Inchalanche und Warkaia. Der letztgenannte Stamm greift auch in das Nordterritorium hinüber.

Durch Vermittlung einer Anzahl verläßlicher Korrespondenten, die in diesen Teilen Australiens leben, habe ich Erhebungen bei all den oben aufgezählten Stämmen seit 1895 gepflogen und deren Ergebnisse von 1898 bis heute verschiedentlich veröffentlicht. Von allen Stämmen konnte ich berichten, daß die Deszendenz innerhalb der verschiedenen Sektionen unstreitig durch die Frau und nicht durch den Mann bestimmt wird. Prof. Spencer und F. J. Gillen haben persönlich unter einigen der erwähnten Stämme gearbeitet und konstatieren, daß bei den Arunta (meinen „Arranda") und allen anderen Stämmen nördlich bis zum Carpentaria-Golf, „descent is counted in the paternal line".[1])

Diese Autoren haben Tabellen konstruiert, welche die Art der Heiraten zwischen den acht Sektionen, sowie die Sektionszugehörigkeit des Sprößlings ersehen lassen; aber sie trennen die Sektionen derart in zwei Hälften, daß es erscheint, als ob die Deszendenz in väterlicher Linie erfolge. Ich habe andernorts gezeigt, daß diese Tabellen unmöglich irgend eine praktische Anordnung der Sektionen in Kreise, Phratrien oder sonst etwas darstellen können und sie als nichts weiter als „an incongruous jumble" bezeichnet.[2]) An einer anderen Stelle habe ich ähnlich über diese Tabellen geurteilt.[3])

Einige Autoren in England und im übrigen Europa haben aus der Tatsache, daß Spencer und Gillen mehrere Reisen von mehrmonatlicher Dauer zu den Wohnsitzen der fraglichen Stämme gemacht haben, voreilig geschlossen, daß ihre Angaben korrekt sein müssen. Die Männer, welche mir die Informationen geliefert haben, haben unter den Stämmen dieser Teile Australiens Zeiträume von 10 bis zu 25 Jahren zugebracht und sorgfältig unter meiner Anleitung die Details gesammelt.

[1]) Northern Tribes of Central Australia, 74.

[2]) American Antiquarian, XXVIII, 146.

[3]) Bull. Soc. d'Anthrop. de Paris, VIIe sér., V, 173.

In dem Werke über ihren ersten Besuch bei den Stämmen Zentralaustraliens tun Spencer und Gillen keine Erwähnung der von mir mit „Nr. II" bezeichneten Heiraten, obwohl Rev. L. Schulze 1891 von solchen berichtet hatte.[1]) Bei ihrem zweiten Besuche indes beobachteten sie solche „alternative" Heiraten (Nr. II) bei den Warrumunga, Wambaia u. a., nachdem ich schon vorher die Aufmerksamkeit auf solche Verbindungen bei diesen Stämmen gelenkt hatte; sie erachteten es indes für nötig, eine spezielle Ausnahme dahingehend zu statuieren, daß dieser Brauch bei den Stämmen, welche die „Arunta nation" bilden, nicht vorkommt,[2]) somit sowohl Rev. Schulze als mir widersprechend. Meine Belege sind indes unumstößlich.

Aber Spencer und Gillen entging das Vorkommen der von mir mit „Nr. III" und „Nr. IV" bezeichneten Ehen, welche mir seit 1901 bis heute häufig berichtet wurden mit mehreren konkreten Belegen. Unkenntnis dieser Heiraten hatte einige ernste Fehler Spencers und Gillens zur Folge. In gewissen Fällen, wo sie von sexuellen Freiheiten mit Personen, zwischen denen sie solche Freiheiten als gesetzwidrig betrachteten, berichten, waren offenkundig die betreffenden Frauen die fakultativen Gattinen Nr. III oder IV, und deshalb der Verkehr ein völlig legitimer.[3])

Ähnlich mangelhafter Kenntnis der Soziologie begegnen wir in der Legende vom Mond und den Lubras,[4]) welche anscheinend zur Erklärung des Ursprungs der die Heiraten zwischen den Sektionen regulierenden Gesetze veröffentlicht ist; aus dem Texte ist aber ersichtlich, daß solche Gesetze schon vor dieser Zeit in Kraft gestanden haben müssen. Nach der Legende war der Mond ein Mann, der der Doppelsektion Purula + Appungerta angehörte, sich selbst bald das eine bald das andere nennend. Als Purula heiratete er Panunga als Weib Nr. I; später ehelichte er, wieder als Purula, Thungulla als Nr. II; dann Uknaria als Nr. III und schließlich nahm er eine Purula als Weib Nr. IV. Als er sich zuerst als Appungerta bezeichnet hatte, heiratete er eine Kamara als Nr. II;[5]) dann Umbutjana als Nr. I; zunächst Kabidji als Nr. III und schloß mit einer Appungerta als Weib Nr. IV. Alle diese Verbindungen waren vollkommen gesetzlich.

Ein Mann namens Endupruk, ein Kabidji, begehrte wieder ein Umbitjanaweib und ein anderer, der ein Purula war, nahm eine Uknariafrau. Beide Frauen waren die Gattinnen Nr. II der genannten Männer, aber Spencer und Gillen bezeichnen sie als illegitim.[6])

N. W. Thomas hat neuerdings ein Werk veröffentlicht,[7]) in dem er die irrigen Ansichten von Spencer und Gillen akzeptiert, daß die oben angeführten Stämme mit acht Sektionen die Deszendenz in väterlicher Linie rechnen. Er kopiert die Tabellen Spencers und Gillens und auch die meisten der meinigen und bildet daraus seine Tabelle Ia, in der er die Reihenfolge der Namen in meinen Tabellen umstellt, um sie mit der Vaterdeszendenz in Einklang zu bringen. Da diese Tabelle Spencers und Gillens Irrtümer wiederholt und leicht solche, die meine Arbeiten nicht kennen, irreführen könnte, benütze ich diesen Anlaß, um eine andere Tabelle zu veröffentlichen, in der ich die Sektionennamen von 10 Stämmen oder Stammkonföderationen in derselben Weise wie in meinen früheren Publikationen angeordnet

[1]) Trans. Roy. Soc. South Australia, XIV, 223—227.
[2]) Northern Tribes of Central Australia, 107 und 117.
[3]) Ebenda 134—136 und 138—139.
[4]) Ebenda 512—513.
[5]) Er begann in diesem Falle mit der Heirat einer „alternativen" Frau.
[6]) Ebenda 413.
[7]) Kinship und Marriage in Australia, London 1906, 47.

habe, während ich in den Fußnoten auf die Stellen verweise, wo diese Tabellen zuerst erschienen sind.

In den Vertikalkolonnen unterhalb den Stammesnamen I—X sind die Namen der acht Sektionen jedes Stammes (jeder Stammgruppe) angeführt. Diese Namen repräsentieren sowohl Männer als Frauen. Fast alle Stämme besitzen feminine Formen der Sektionennamen, die jedoch der Einfachheit halber hier weggelassen sind. Die ersten vier Namen jeder Vertikalkolonne stellen den Kreis (Phratrie) A, die letzten vier den B dar. Jeder Kreis beruht auf dem Prinzipe, daß seine weiblichen Angehörigen einander in konstantem Kreislauf reproduzieren.

Alle Sektionennamen in derselben Horizontallinie der beigefügten Tabelle sind einander gleichwertig. Choongoora, Jimidya, Knuraia usw. in der ersten Zeile und daher Äquivalente, und so fort in den folgenden Zeilen.

Die in den Kolonnen I bis X enthaltenen Namen sind in derselben Reihenfolge angeordnet, in der die Wohnplätze dieser Stämme auf meiner Karte auf S. 574 des Band XXXIX der „Proceedings of the American Philosophical Society" erscheinen. In bezug auf den in der Karte gelb bezeichneten Teil, und zwar auf der linken Seite desselben, sind die in Kolonne I aufgezählten Stämme längs der Grenze zwischen Nordterritorium und Westaustralien zu finden. Die Stämme der Kolonne II sind weiter östlich am Victoria-River. Noch weiter gegen Ost ins Nordterritorium hinein erstrecken sich die in Kolonne III bis IX genannten Stämme, die in Kolonne X befinden sich nahe der Grenze zwischen Nordterritorium und Queensland, in der rechten Ecke des gelbangelegten Teiles der Karte, entsprechend ihrer Stellung auf der rechten Seite unserer Tabelle.

N. W. Thomas macht in seinem bereits erwähnten Buche ausgedehnten Gebrauch von einer Karte der Verteilung der australischen Stämme und ihrer Grenzen, welche ich im Jahre 1900[1]) veröffentlicht habe, er unterläßt es aber, dessen eine Erwähnung zu tun. Wenn man Thomas' Karte Nr. II (bei Seite 40) mit meiner Karte von 1900 vergleicht, kann über das Verhältnis der Karten zueinander kein Zweifel sein. Ein Blick zeigt die faktische Identität der zwei Karten in allen wichtigen Punkten. Seine Karte Nr. III enthält ebenfalls viele Details der meinigen, sowie solche meiner Karte im „American Anthropologist" N. S., II, 497.

Thomas berichtet auch irrtümlich, daß die Abstammung der Kinder bei gewissen Stämmen Westaustraliens, welche über das in meiner Karte von Australien auf S. 574 der bezogenen Arbeit mit „20" bezeichnete Gebiet verbreitet sind, nach dem Vater gezählt wird. Diese Stämme haben vier Sektionen, deren Namen ich mit den Heiratsgesetzen andernorts mitgeteilt habe.[2]) In allen Fällen habe ich berichtet, daß die Deszendenz in mütterlicher Linie erfolgt. Bei der Behandlung dieser westaustralischen Stämme bringt Thomas eine Karte, welche ebenfalls entlehnt zu sein scheint.

Dr. A. W. Howitt behauptet, daß bei den Stämmen der Turrubul und Kaiabara in Queensland die Nachkommenschaft in männlicher Linie gerechnet wird,[3]) und diese irrtümliche Behauptung wird ohneweiters von Thomas übernommen.[4]) Ich habe bereits gezeigt, daß die Berechnung der Nachkommenschaft bei beiden Stämmen in

[1]) Proc. Amer. Philos. Soc. XXXIX, 574—578, mit Karte.

[2]) Proc. Amer. Phil. Soc. XXXIX, 124. Queensland Geog. Journ. XIX, 52—53; XII, 78. Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXV, 220.

[3]) A. a. O., 116

[4]) Kinship and Marriage 43.

Tabelle der sozialen Gliederung der Stämme.

Kreis oder Phratrie	I Mayoo[1] Loonga[1] Neening[2] Jarrau[2]	II Cheeal[3] Bilyanurra[3] Kwaranjee[3]	III Arranda[4]	IV Warramonga[5]	V Chingalee[6]	VI Yungmunni[7]	VII Chau-an[8]	VIII Binbingha[9] Koodangee[9]	IX Wombala[10]	X Yangarilla[11] Inchalanchee[12] Warkaia[12]
A	Choongoora	Jimidya	Knuraia	Chungari	Chimitcha	Ermitsch	Plienban	Joolanjagoo	Choolum	Bolangie
	Chinuma	Janna	Pananka	Taponunga	Chuna	Uwannee	Aratchban	Jinagoo	Cheenum	Narrabalanjee
	Chakara	Jeemara	Kamara	Takamara	Chemara	Unmarra	Kamaranban	Jameragoo	Jamerum	Komeranjee
	Chambijina	Jambijana	Mbitjana	Champacha	Tampachin	Tabachin	Wamood	Yukamurra	Yakomari	Jakamurri
B	Chungulla	Jungalla	Ngala	Chungulli	Chungalee	Yungalla	Kangala	Jungalagoo	Chingulum	Kungulla
	Choolima	Joolama	Purula	Chupulla	Chula	Urwalla	Watchban	Jooralagoo	Chooralum	Burralanjee
	Chungardin	Dhungaree	Bangata	Tapunkadi	Tungaree	Uwungaree	Pongaree	Bungaranjee	Bungarin	Bongarinjee
	Chabuljee	Dhalyeree	Paltara	Chapulcherri	Taralee	Uwallaree	Polaree	Bullaranjee	Palyarin	Bullarinjee

[1]) Amerik. Anthrop., 2, N. S., 186 and 498 with map.
[2]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXV, 217.
[3]) Queensland Geog. Journ., XVI, 72.
[4]) Proc. Amer. Philos. Soc., XXXVIII, 76.
[5]) American Antiquarian, XXVIII, 87.
[6]) Amer. Anthrop., 2, N. S., 495. See also note 3.
[7]) Bull. Soc. d'Antrop. de Paris, II, Serie V, 415.
[8]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XL, 105—106.
[9]) Proc. Amer. Philos. Soc., XXXVIII, 77,
[10]) Ibid., XXXVII, 152. Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXIX, 105.
[11]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXII, 251—252.
[12]) Ibid,, XXXIII, 111. Qu. Geog. Journ., XVI, 73.

weiblicher Linie erfolgt.[1]) Thomas macht sich auch bei der Behandlung des Kumbainggeri-Stammes in Neu-Südwales Howitts Irrtum zueigen, indem er sagt, daß „the proper Arrangement of the section names is unknown."[2]) 1897 und neuerlich 1900 veröffentlichte ich Tabellen, welche zeigen, wie die vier Sektionen der Kumbainggeri in zwei Kreise oder Phratrien mit Totemgruppen und weiblicher Deszendenz geteilt sind.[3])

Ich habe nun kurz auf die Differenzen hingewiesen, die zwischen Spencer und Gillen, Dr. Howitt und mir bezüglich der Deszendenz bestehen, weil eine so wichtige Frage die Prüfung durch die Ethnologen Europas und Amerikas verdient. Ich halte es für überflüssig, meine Ansichten hier zu wiederholen, da ich sie mehr oder minder ausführlich in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften dargelegt habe. Indes sei der Leser speziell auf einen neuen Artikel hingewiesen, in dem ich eine erschöpfende vergleichende Darstellung der Soziologie der Chingalee und Arranda gegeben habe, welche alle mir bekannten Fälle von Organisation aller Stämme des Nordterritoriums umfaßt.[4]) Die Soziologie der Arranda und Binbingha habe ich auch in einem für den „American Anthropologist" bestimmten Aufsatz ziemlich ausführlich erörtert.

Spencer und Gillen haben berichtet, daß Kollektivnamen für jede Hälfte oder Phratrie beständen;[5]) ich halte dies indes für irrtümlich, weil die Männer, die miteinander zu einer Phratrie gehören, kein Nachfolgerecht haben. Ich habe wiederholt betont, daß das Kind eines Mannes zu einer von vier Sektionen gehört, je nach dem Weib, das die Gattin dieses Mannes ist, und daß daher folgerichtig unmöglich eine Nachfolge in den Sektionen durch Vermittlung des Mannes stattfinden kann. Mit Bezug auf Spencers und Gillens Behauptung sei hier ein Beispiel vom Chingalee-Stamm ausgeführt, und dabei die Tabelle VI auf S. 82, im 41. Band des „Journal of the Royal Society of New South Wales" benützt.

Die „Gatten"-Kolonne dieser Tabelle enthält die vier Männer Chimitcha, Chuna, Tungaree und Taralee, welche nach Spencer und Gillen den Kollektivnamen *Willitji* führen. Die Söhne dieser vier haben dieselben Sektionennamen wie ihre Väter, sie wiederholen also die *Willitji*-Hälfte. Aber dies stimmt nur für Heiraten der Varietät Nr. I und II; wenn wir Nachkommen aus Ehen der Typen Nr. III und IV nehmen, versagt die Regel.

Wir wollen nun annehmen, daß jeder der genannten Männer ein Weib Nr. III nimmt: Chimitcha heiratet Chuna und hat einen Sohn Chemara; Chuna nimmt Chimitcha zur Frau und erzeugt Champina; Tungaree heiratet Taralee und hat einen Sohn Chula; und Taralee ehelicht ein Tungareeweib und erzeugt Chungalee. Diese vier Söhne Chemara, Champina, Chula und Chungalee gehören zu Spencers und Gillens *Liaritji*-Hälfte. Wenn die vier Gatten unseres Beispiels Frauen Nr. IV geheiratet hätten oder eine Mischung der Typen Nr. III und IV stattgefunden hätte, wäre das Resultat das gleiche gewesen.

Es ist daraus ersichtlich, daß die Bezeichnungen *Willitji* und *Liaritji* auf Männer beider Hälften verteilt sein könnten. Der Name *Willitji* kann beispielsweise nicht unveränderlich übergehen auf die Nachkommen der Männer der vier Sektionen, die

[1]) Amer. Philos. Soc. XXXVII, 328—330, mit Karte. Auch Queensland Geog. Journ., XXII, 84—86.
[2]) A. a. O. 43.
[3]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XXXI, 169. Queensland Geog. Journ., XVI, 41.
[4]) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XLI, 67—140.
[5]) Northern Tribes of Central Australia, 102.

Spencer und Gillen unter ihm vereinigen. Wir haben eben gezeigt, daß die Nachkommen der Männer Chimitcha, Chuna, Tungaree und Taralee sowohl zu den *Willitji* als zu den *Liaritji* gehören können, was von der Frau abhängt, die sie geheiratet haben. Man kann also die Männer eines Stammes unmöglich in zwei Hälften teilen, so daß jede Hälfte kontinuierliche Sukzession innerhalb ihrer selbst hätte, und ohne diese Qualifikation kann sie nicht bestehen.

Was die Tabellen der Heiratsgesetze und Deszendenz anbelangt, die Spencer und Gillen veröffentlicht haben, so sind die Sektionen von ihnen willkürlich angeordnet worden, um sie mit der Vaterdeszendenz in Einklang zu bringen. In jedem Falle, in dem ich Spencers und Gillens Beschreibung der Organisation zu prüfen in der Lage war, habe ich gefunden, daß entweder ihre Information oder die von ihnen daraus gezogene Schlußfolgerung unkorrekt war. Ich kann daher Spencers und Gillens Werk nicht als hinreichend verläßlich anerkennen, um darauf irgendwelche Schlüsse auf die Soziologie eines der von ihnen in ihren zwei Werken „The Native Tribes of Central Australia" und „The Northern Tribes of Central Australia" behandelten Stämme zu basieren.

LITERATURBERICHTE.

9.

Kohlbrugge, Dr. J. H. F.: *Die morphologische Abstammung des Menschen. Kritische Studie über die neueren Hypothesen.* Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde, II. Stuttgart 1908. 102 S.

K. gibt nicht nur eine Zusammenstellung der verschiedenen Hypothesen von der Abstammung des Menschen, sondern übt an allen aufgestellten Lehren eine gleich scharfe Kritik. Dies konnte K. um so leichter tun, als er sich keiner der heute bestehenden Hypothesen anschließt. Besonderer Nachdruck wird auf das gelegt, „was wir nicht wissen". Nach K. verrät es einen ganz einseitigen Standpunkt, bei der Behandlung der Abstammungsfrage immer nur auf morphologische Formen zu achten, „trotzdem wir doch eigentlich nur wegen seiner psychischen Eigenschaften den Menschen so hoch stellen". Dem Körper nach können wir den Menschen — infolge der Erhaltung höchst primitiver Formen — heute nicht mehr an die Spitze des Tierreiches stellen.

Der Gedanke an eine Affenabstammung des Menschen ist nicht, wie viele glauben, erst durch den Darwinismus entstanden, sondern war schon längst vorher weit verbreitet. „Man hat Darwins Einfluß weit überschätzt; weder Evolution noch Deszendenz hat er erfunden, von ihm stammt nur ein Versuch, letztere in materialistischer Weise zu erklären." Schon Ende des 18. Jahrhunderts tritt James Burnett, Lord Monboddo für die Abstammung des Menschen vom Affen, speziell von den Anthropoiden ein, und spricht den Evolutionsgedanken in folgendem Satze aus: „Denn es scheint ein Gesetz der Natur zu sein, daß keine Gattung von Dingen auf einmal, sondern durch einen Stufenfortgang von einer Staffel zur anderen gebildet werde." Jedenfalls ist es erstaunlich, daß Monboddo von allen späteren Evolutionisten nicht mehr genannt wird. Die Entdeckung des Pithecanthropus erleichterte, wenn man alle Formen beachtet, das Stammbaumzeichnen nicht. Denn einerseits zeigt der Schädel desselben mancherlei Ähnlickeit mit Hylobates, anderseits mit dem Schimpansen, und zieht man auch den Menschen zum Vergleiche heran, dann findet sich, daß dieser in einigen Punkten dem Schimpansen, in anderen dem Pithecanthropus, in wieder anderen dem Hylobates näher steht (Schwalbe). K. glaubt, daß Schwalbe die Entfernung zwischen Homo recens und Homo primigenius für größer hält, als sie wirklich ist. Pithecanthropus und Homo primigenius könnten ebensogut wie als Stammväter des Homo recens auch als höher ausgebildete Anthropoiden, als Parallelbildungen zum Menschen aufgefaßt werden. — Kollmann schließt aus der Tatsache, daß der jugendliche Affenschädel menschenähnlich ist, daß die Affen von mehr menschenähnlichen Formen abstammen müssen, der Mensch selbst also auch nicht aus Affen oder affenähnlichen Formen hervorging. Eine Zwischenform zwischen der hypothetischen Urform und dem Homo sapiens recens sieht Kollmann in den Pygmäen. Die Pygmäentheorie scheint einstweilen noch schlecht begründet zu sein, da bisher keine fossilen Pygmäen im ältesten Diluvium oder im jüngsten Tertiär nachgewiesen werden konnten. Eine dritte Abstammungshypothese wäre die der Entstehung des Menschen aus südamerikanischen Affen (Chrysothrix, Ateles oder eocöne Formen) und K. scheint es, daß man ebenso berechtigt ist, den Menschen vom Ateles herzuleiten wie von den Anthropoiden, oder auch beide als Konvergenzerscheinungen zum Menschen aufzufassen und zuzugeben, daß die hypothetischen Vorfahren des Menschen weder der einen noch der anderen Gruppe verwandt waren. Es ist auch die folgende Auffassung zulässig: „Wir können annehmen, daß der Mensch weit primitivere Formen zeigt als die Affen, daß dann alle Punkte, in denen Anthropoiden oder Ateles und Mensch übereinstimmen, primitive sind — Erinnerungen an die gemeinsame menschenähnliche Urform. Die Anthropoiden und Ateles hätten dann mehr Primitives bewahrt als die anderen Affen, die alle sekundär ungeändert wären". — Weiterhin werden neben allen übrigen diesbezüglichen Arbeiten eingehend die Abstammungshypothesen von Hubrecht (Plazentation bei Tarsius spectrum) und Klaatsch besprochen und kritisiert.

Auch zum Rassenproblem nimmt K. Stellung. Sicher hat nach K. das Hirngewicht nichts mit einer höheren psychischen Entwicklung zu schaffen. Höher differenziert im anatomischen Sinne hat nichts mit der gleichen Bezeichnung im geistigen Sinne zu tun. Nur die Völker, welche sich die primitiven

kindlichen Formen bewahrten (Kaukasier, Mongolen, Hindus, Malaien), haben eine Zukunft; sie zeigen die höchste geistige Entwicklung. K. ist der Ansicht, daß die Rassen sich zwar psychologisch von einander unterscheiden, aber doch gleichwertig sind. Verfasser schließt mit den Worten: „Die obigen Zusammenstellungen werden wohl jeden, der noch in solchen Auffassungen befangen ist, überzeugen können, daß wir eigentlich noch nichts Sicheres von dem großen Probleme der Evolution wissen, daß wir dessen Antlitz noch nicht geschaut haben. Alles muß von neuem wieder aufgebaut werden. Damit erzielen wir das herrliche rastlose Ringen und Streben nach neuen Wegen, nach neuen Forschungen."

Wien. *v. Schumacher.*

10.

Schlemm, Julie: *Wörterbuch zur Vorgeschichte.* Ein Hilfsmittel beim Studium vorgeschichtlicher Altertümer von der paläolithischen Zeit bis zum Anfange der provinzial-römischen Kultur. Mit nahezu 2000 Abbildungen. Berlin 1908. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XVI, 688 S. Mk. 20.

Ein allseitig erschöpfendes, wirklich wissenschaftliches Handlexikon der Prähistorik tat uns schon lange not und ist uns bislang noch in keiner befriedigenden Gestalt geliefert worden. Es ist daher ein außerordentlich anerkennenswertes Verdienst der gelehrten Verfasserin, daß sie sich dieser nicht geringen Aufgabe unterzogen hat, welche sie, wie wir gleich bemerken wollen, auch glänzend löste. Das Lexikon zeichnet sich durch eine mustergültige Vollständigkeit aus, wobei jedes Schlagwort in der Weise behandelt ist, daß auf den Hauptnamen zunächst die allenfalls noch vorkommenden Parallelbezeichnungen folgen. Daran reiht sich jeweils eine exakte Definition bzw. Beschreibung des in Frage stehenden Gegenstandes, die eventuelle Stoffangabe, die zeitliche Eingliederung in den allgemeinen Chronologierahmen, die Angabe der Verbreitung und wichtigsten einschlägigen Fundorte und endlich jene der wichtigsten Literatur. Dadurch hat die Verfasserin tatsächlich eine Summe von Materialien vereinigt, die ihrem Werke geradezu den Wert eines wirklichen Handbuches und nicht bloß eines Wörterbuches verleiht, das den weitesten Interessentenkreisen die besten Dienste zu leisten berufen ist. Speziell die zahlreichen schematischen Abbildungen dürften für weniger Bewanderte einen wahren Bilderatlas abgeben, der ihnen die eingehendste Vertiefung in die Urgeschichte ermöglicht; dies gilt besonders für die Keramik der einzelnen Stufen und Provinzen, (Bandkeramik, Schnurzonenbecher, Bernburger Typus, Branowitzer Becher, Großgartacher Typus, Hinkelstein-Typus, Lobositzer Typus, Pfahlbaukeramik, Rössen-Niersteiner Typus, Tangermünder Typus, Aunjetitzer Typus, Gesichtsurnen, Hausurnen, Lausitzer Typus, Aurither Typus, Billendorfer Typus, Göritzer Typus, Posener Becher, Burgwall-Typus u. dgl.), die hier in Wort und Bild in einer Vollständigkeit defiliert, wie sie aus der Fachliteratur nur mit großer Schwierigkeit ausfindig gemacht werden kann. Daß sich in dem großen Werke einige Lapsus eingeschlichen haben (Schussenried wird z. B. als Höhle bezeichnet und Veyrier in die fränkische Schweiz versetzt), ist wohl entschuldbar. Auch ein oder der andere Literaturnachweis (so P. Lambert Karners großes Höhlenwerk und ähnliches) wird in einer Neuauflage noch Aufnahme zu finden haben. Diese Bemerkungen sollen dem Werke keinen Abbruch tun, das mit seltenem Fleiße und ungemeiner Fachkenntnis abgefaßt ist und dem wir die besten Geleitworte auf den Weg geben möchten. Speziell für in der Provinz lebende Forscher und für historische Vereine bzw. lokale Museen kleinerer Städte, die über nur unvollständige Bibliotheken verfügen, muß es geradezu als unentbehrlicher Mentor bezeichnet werden.

Wien. *Dr. Hugo Obermaier.*

11.

Heierli, J.: *Das Kesslerloch bei Thaingen.* (Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Henking, Prof. Dr. Hescheler, Prof. J. Meister, Dr. E. Neuweiler und anderer Forscher.) Neue Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (Noveaux Mémoires de la Société Helvétique des Sciences Naturelles), Bd. XLIII, Zürich, 1907. (214 S. mit 32 Tafeln und 14 Textillustrationen.)

Das Kesslerloch bei Thaingen gehört zu den Paläolithstationen von internationalem Rufe und bittere Kämpfe der Meinungen haben sich an dasselbe geknüpft. Es war daher dringend zu wünschen, daß die Erforschung der Höhle voll und ganz zu Ende geführt und eine zusammenfassende, abschließende Darstellung der Arbeiten und Funde im Kesslerloche gegeben würde. Der ersteren Aufgabe hat sich Dr. Heierli in den Jahren 1902 und 1903 mustergültig unterzogen, der letzteren wird er durch die Publikation des vorliegenden stattlichen Bandes gerecht.

Einer kurzen Darlegung über die Topographie der Höhle folgt zunächst die Geschichte der Erforschung des Kesslerloches, welche in drei Phasen zerfällt: *a)* Die Ausgrabung von 1874, ausgeführt von Konrad Merk; *b)* die Ausgrabungen von 1898 und 1899, unternommen von Dr. Nüesch, aber nicht ausschließlich von ihm geleitet und überwacht; *c)* die abschließenden Ausgrabungen von 1902 und 1903, die in den Händen von Dr. Heierli lagen und unter seiner persönlichen Leitung ausgeführt wurden. Für diesen exakten historischen Überblick dürfte besonders der auswärtige Forscher dankbar sein und die Legende vom „gefälschten" weidenden Renntier und von „paläolithischen" Menschenresten endgültig abgetan sein. J. Heierli erforschte zunächst den noch intakten nordöstlichen Teil der Höhle, wobei die folgende Schichtenfolge zutage trat: *a)* Humus, *b)* Schutt, *c)* graue Kulturschicht, *d)* rötlichgelbe Schicht, *e)* graugelbe Schicht, *f)* gelbe Schicht, *g)* leerer gelber Lehm.

Der paläolithische Fundhorizont umfaßte alle Lagen von *c—f* (einschließlich) und lieferte reichliche Ausbeute; sehr spärlich war dieselbe dagegen im südlichen Teile der Höhle, der durch Felsabstürze schon im Quartär nicht weiter bewohnbar war.

Der Abschnitt „Die geologischen Verhältnisse in Thaingen" entstammt der Feder von Prof. J. Meister und ist von ausgezeichneter Gründlichkeit und Klarheit. Aus ihm geht hervor, daß während der vorletzten (3.) Vergletscherung der Kesslerlochfelsen sehr wahrscheinlich noch mit der zirka 80 m östlich gelegenen Kalkinsel das Schönenbühl zusammenhing; die Kulturschichten selbst sind evident postglazial, und zwar ist es unbestreitbar, daß die Ansiedlung gleichzeitig bestand mit der Bildung des Lehmlagers, das seinerseits die unmittelbare Fortsetzung der Talterrasse der 4. Eiszeit bildet. So läßt sich das geologische Alter unseres Fundplatzes ungleich genauer fixieren als das des jedenfalls jüngeren Schweizerbildes, dessen Schichten überhaupt in keinem exakten Zusammenhange mit den Ablagerungen der letzten Vergletscherungsperiode stehen.

Von hohem Interesse ist desgleichen der von Prof. Dr. C. Hescheler bearbeitete Teil über die Tierreste des Kesslerloches. Die letzte Grabung lieferte aus der gelben Kulturschichte (*d, e, f*) des nordöstlichen Teiles: Lyncus lynx, Canis lupus, Leucocyon lagopus, Vulpes alopex, Gulo luscus, Ursus arctos, Lepus timidus (variabilis aut.), Arctomys marmotta, Spermophilus rufescens, Castor fiber, Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Equus caballus, (Equus hemionus?), Rangifer tarandus, Capreolus caprea, Capra ibex, Ovibos moschatus, Bison priscus, Bos primigenius, — Lagopus alpinus, Lagopus albus, Corvus corax, Turdus sp., Cygnus musicus, Anas sp., — Rana sp. Die häufigsten unter diesen Arten waren: Lepus timidus, Equus caballus, Rangifer tarandus, Lagopus sp. Neu sind in dieser Liste, gegenüber den früheren Funden: Capreolus caprea und Ovibos moschatus, nicht konnten dagegen nachgewiesen werden die früher aufgefundenen Spezies: Felis leo, Felis catus, Felis manul, Mustela martes, Lutra vulgaris, Crocidura araneus, Lepus europaeus, Spermophilus guttatus, Cricetus vulgaris, Microtus terrestris, Microtus an nivalis, Dicrostonyx torquatus, Myoxus glis, Sus scrofa, Cervus elaphus, Rupicapra tragus, Corvus corone, Pandion haliaëtus, Anser cinereus, Tropidonotus natrix. Die Verteilung der von Hescheler bestimmten Tierreste zeigt aber auch zur Evidenz, daß während der Bildung der drei Unterniveaus der „gelben Kulturschichte" eine merkliche Veränderung in der Tierwelt nicht vor sich gegangen ist: das Faunabild bleibt vielmehr durch alle Schichten hindurch so ziemlich dasselbe. Die Funde aus der grauen Schicht (*c*) waren nicht sehr zahlreich, da sie zum größten Teile schon früher abgetragen war. Sie enthielt: Canis lupus, Leucocyon lagopus, Vulpes alopex, Lepus timidus, Spermophilus rufescens, Elephas primigenius, Equus caballus, Sus scrofa, Rangifer tarandus, Lagopus sp., Bufo sp. Die Fauna des Schuttes (*b*) ist ohne Belang, da es sich um verwühltes Material handelt. — Am Südeingange der Höhle lagen: *a)* am „Steinwall": Canis lupus, Vulpes alopex, Leucocyon lagopus, Lepus timidus, Equus caballus, Rangifer tarandus, Lagopus sp., Falco sp., Anas sp., Tropidonotus natrix; *b)* sonsthin: Lepus timidus, Equus caballus (Equus hemionus?), Rangifer tarandus, Cervus elaphus, Bos (Bison) sp., Ursus arctos, Canis sp., Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus; die etwas zahlreichere Mikrofauna dieser Stelle harrt noch der näheren Bestimmung. Soviel läßt sich mit Sicherheit sagen, daß am Kesslerloche eine Tundren- und Steppenfauna, die zeitlich vollkommen getrennt wären, nicht angenommen werden kann: sie erscheinen vielmehr gleichartig gemischt, wenn man die Reste vom Südeingange als gleichaltrig herbeizieht. Unterläßt man dies, so würde am Kesslerloche ein Analogon zur „Tundraschicht" des Schweizerbildes fehlen, was um so befremdender wäre, als das letztere sicher jünger ist. Wir können demnach für die Zeit der Besiedlung des Kesslerloches nur einen einzigen, ziemlich arktisch-alpinen Faunenhorizont annehmen, in dem die Vertreter einer Waldfauna eine ganz untergeordnete Rolle spielen.

Die Pflanzen- und Kohlenreste des Kesslerloches wurden von Dr. E. Neuweiler bestimmt: Die gelbe Kulturschicht enthielt in *d*: Holzkohlen der Haselnuß (Corylus avellana), in *e* und *f*: solche der Fichte (Picea excelsa) und von sonstigem Nadelholze; dazu kommt noch aus *f* eine Laubholzkohle, die wahrscheinlich der Erle angehört. Die Mineralkohlen sind teils roh, teils bearbeitet und können nicht

mit der mesolithischen Liaskohle Württembergs in Beziehung gebracht werden, sondern sind Kohlen der tertiären Molasse, wie sie in der nächsten Umgebung des Fundplatzes nicht selten sind.

Dr. J. Heierli selbst hat die Bearbeitung der archäologischen Funde übernommen. Der verwendete Feuerstein ist einheimisches Material und ziemlich klein. Daneben finden sich Bergkristall, ferner Herd- und Schlagsteine aus Quarzit, Kreidekalk, Verrucano, Serpentin usw; auch Ocker ist nicht selten. Weiterhin wurden gesammelt: die bereits erwähnte fossile Kohle, dann fossile und rezente Muscheln und Schnecken, von welch letzteren eine hochalpine Kümmerform von Helix (Arianta) arbustorum beachtenswert ist. Es war sehr verdienstvoll, daß der Verfasser, im Gegensatze zu Nüesch, das Silexmaterial wissenschaftlich ordnete und beschrieb. Es liegen neben zahlreichen Nuclei und Abfällen an Typen vor: Schaber, Klingen, Sägen, Stichel, Spitzen, Bohrer, die im wesentlichen an das Magdalénien erinnern. Massenhaft kommen im Kesslerloche Knochensplitter vor, die deutliche Hieb- oder Schnittspuren aufweisen; viel verwertet wurden Renntierhorn und Elfenbein, Tierzähne dienten speziell als Schmuck. Unter den Geräten aus Knochen und Horn müssen vor allem Spitzen und Pfriemen, Meißel und Nadeln erwähnt werden, alsdann Harpunen, Kommandostäbe und Renntierpfeifen. Ein Teil dieser Objekte trägt geometrische oder schematisch stilisierte Zeichnungen. Ein besonderes Kapitel ist den Kunstprodukten gewidmet. Als reine Ornamente erscheinen: Punkte, Striche, Winkel, Dreiecke, geschlungene Linien, zweigartige Darstellungen u. ähnl. Die Zeichnungen und Gravierungen werden erfreulicherweise in ihrer Gesamtheit neu besprochen und sind in sehr guten Abbildungen wiedergegeben: so die Zeichnungen des Schweines, von Pferden und Pferdeköpfen, vom Hirsch, Renntier und verwandten stilisierten Abkömmlingen. Etwas ausführlicher hätten wir den Abschnitt „Skulpturen" gewünscht: Hier hätten speziell die stilisierten Tierköpfe (Taf. XXVI, Fig. 11, 12, 13, 14; Taf. XXVII, Fig. 6) eine eingehende Würdigung verdient; sie scheinen mir nach wie vor, zusammen mit den naturalistischen Fragmenten, auf eine Prä-Magdalénienstufe zu deuten, wenn man sie auch nicht als älteres Solutréen bezeichnen darf. Heierli gliedert ja selbst den Inhalt der gelben Kulturschicht desgleichen in drei archäologische Niveaus: Der unterste enthielt mehr alte Formen aus Stein und einfache Knochen- und Horngeräte. In der mittleren gelben Kulturschicht taucht der erste Kommandostab auf, erscheinen die einseitige Harpune und Nadeln, endlich häufigere Verzierungen; erst die oberste Strate enthält das ausgeprägte Magdalénien. War auch die Fauna im wesentlichen die gleiche geblieben, so gehören doch Rhinoceros tichorhinus und Ovibos moschatus den unteren Niveaus an, wo auch Equus caballus, Bos und Capra ibex häufiger waren, als oben. Ursus arctos und Cervus capreolus zeigen das umgekehrte Verhalten.

Heierlis Monographie ist entschieden die beste und gewissenhafteste Arbeit, welche über Schweizer Paläolith-Vorkommnisse vorliegt, sie kann allgemein als mustergültig und vorbildlich dienen. In diesem Sinne ist es vollauf berechtigt, an den gelehrten Verfasser die Bitte zu richten, in Bälde sein in der Einleitung gegebenes Versprechen einzulösen, uns ein zusammenfassendes Werk über die sämtlichen quartären Höhlenfunde der Schweiz zu liefern.

Wien. *Dr. Hugo Obermaier.*

12.

Breitenstein, Dr. H.: *Die gerichtliche Medizin der Chinesen.* Nach der holländischen Übersetzung des Herrn C. F. M. de Grijs, Leipzig, 1908.

In Th. Griebens Verlag erscheint demnächst dieses Büchlein, welches ein grelles Streiflicht auf die Moral und Ethik des chinesischen Volkes wirft.

Die meisten ethnographischen Werke über Land und Volk des himmlischen Reiches zeigen uns den oberflächlichen Wellenschlag des gesellschaftlichen Lebens; eine gerichtliche Medizin jedoch gewährt uns einen Einblick in die Tiefen der chinesischen Verderbtheit und der Auswüchse des Volkslebens.

Schon der negative Teil der gerichtlichen Medizin der Chinesen erlaubt uns, ein Urteil über den Charakter der chinesischen Moral zu fällen.

Wenn auch in China die Ehe der Grundpfeiler der staatlichen Organisation ist, so wird sie dennoch nicht von Gesetzen über Paternität, geschlechtliche Verirrungen, Schändungen und Kinderweglegung beschützt; selbst der kriminelle Abortus wird in diesem Büchlein nur für den Fall erwähnt, als er den Tod der Mutter zur Folge hat, und zwar als Vergiftung, welche aber durch die „Probenadel" konstatiert werden muß. (Das einzige Reagens auf alle Giftsorten ist eine silberne Nadel, welche durch den Kontakt mit den diversen Flüssigkeiten des Körpers schwarz werden solle [?]).

Der Sinolog, Prof. de Groot (Leiden), fragt auf Seite 592 in seinem Buche „Jährliche Feste und Gebräuche der Emoychinesen": „Steht der sittliche Gehalt des chinesischen Volkes höher oder

niedriger als der jener Völker, für welche die Religion an Stelle der Philosophie immer der Erzieher war?" Nein! Die Moral des chinesischen Volkes steht nicht hoch; wir dürfen die pädagogische Kraft ihrer Philosophie gewiß nicht über die der monotheistischen Religionen stellen; denn ihre Moral steht heute auf derselben Stufe als in Europa im Mittelalter, vielleicht noch niedriger.

Dieses zeigt uns ihre gerichtliche Medizin.

Zu dem eisernen Bestande jedes Gerichtshofes gehört z. B. das Verkaufen der Leiche eines jüngst verstorbenen Familienmitgliedes zu betrügerischen Zwecken. Die Leiche wird verstümmelt und als corpus delicti einer Anklage benützt, um vom reichen Nachbarn Geld zu erpressen. Nur die Höhe des Cumshaw (Bestechung) des Beschuldigten und des Klägers entscheidet den weiteren Verlauf des Prozesses. Der Beamte hält zwar Leichenschau; er sieht aber nur mit den Augen der — Leichenbeschauer, welche, der Hefe des Volkes entnommen, Meister im Betruge sind. Der Beamte sitzt nämlich in gewisser Entfernung von der Leiche in einem Zelte, um von dem Geruche derselben nicht belästigt zu werden; er ruft die Namen der einzelnen Körperteile ab und die Leichenbeschauer teilen ihre Befunde mit. Je nach der Höhe der Bestechung fallen ihre Mitteilungen zugunsten des Klägers oder des Beschuldigten aus.

Meischke — Smith erzählt in seinen „chineesche Karaktertrekken" (= chinesischen Charakterzügen) folgenden Rechtsfall: Ein Chinese wollte seinen jüngeren Bruder züchtigen und warf in seinem Zorne ein Beil nach ihm; dieser bückte sich jedoch und das Beil traf die Mutter, welche in diesem Augenblicke zufällig ins Zimmer trat. Der Familienrat beschloß, diesen unglücklichen Zufall geheim zu halten. Als das „Ministerium der Strafen" zufällig davon Kunde erhielt, wurde die ganze Familie bestraft. Beide Brüder wurden zum Tode verurteilt, die übrigen Familienmitglieder ins Gefängnis geworfen und der Ortsvorstand seiner Stelle enthoben, weil er keine Anzeige erstattet hatte.

„Das Ministerium der Strafen" kennt die traurigen Zustände seiner Rechtspflege; das Handbuch der gerichtlichen Medizin warnt beinahe auf jeder Seite vor den listigen Totenbeschauern; die große Masse des chinesischen Volkes (mit Ausnahme der Sin-tsai [= Mittelschüler?] und der Ku-jin [= Studenten?], welche keine körperliche Strafen erleiden dürfen) fürchtet jeden Kontakt mit dem Gerichte, weil auch die Zeugen durch die Folter zu den gewünschten Aussagen gezwungen werden; die Worte des Kaisers Kang-Ki: „Es ist gut, daß die Menschen sich vor dem Gerichte fürchten" erklären jedoch und machen dieses traurige Bild der chinesischen Rechtspflege verständlich. Diese Demoralisation der chinesischen Justiz hat zwei Ursachen: Die Unwissenheit und den Leichtsinn im Urteilsfällen der als Richter fungierenden Beamten.

Aus der Casuistik dieses Handbuches will ich einige Fälle zur Rechtfertigung dieser Behauptung anführen.

„Der menschliche Körper hat 365 Gelenke, gerade wie der Sonnenweg in 365 Grade eingeteilt ist; die Knochen der Männer sind weiß und die der Frauen sind grau."

. . . Zwei Personen stechen sich und lassen je einen Tropfen Blut ins Wasser fallen. „Sind diese Personen tatsächlich Vater und Kind, Mutter und Kind, oder Mann und Frau, dann fließt das Blut zusammen; besteht keine Verwandtschaft, dann geschieht dieses nicht."

„Wenn eine Frau ihr Leben lang nur mit einem Manne Umgang pflegt, dann ist das Schambein so weiß wie weißer Agat; wenn sie zum zweiten Male heiratet, dann befindet sich auf dem Knochen ein blauer Punkt. . . ."

In einer Schlägerei wurde jemand getötet und trotz langer Untersuchungshaft konnte der Täter nicht eruiert werden. Ein Oberrichter studierte die Akten und fand, daß die Wunde des getöteten Mannes sich auf der rechten Rippe befand; er ließ also allen Beschuldigten im Gefängnisse ein Mittagmahl geben, um zu sehen, welcher von ihnen mit der linken Hand essen werde. Dieser wurde zum Tode verurteilt, weil nur ein Linkshändiger auf der rechten Seite des Getöteten die Wunde hätte beibringen können.

In dem Kapitel „Selbstmord" will der Beamte aus dem Stande der Augen und aus der Haltung der Arme die Motive des Selbstmordes konstatieren.

„Wer sich die Finger abbeißt, hat einen Luftstrom zwischen den Zähnen; dieser dringt in die Bißwunde und hat gewöhnlich den Tod zur Folge."

Von einem Ertrunkenen wurde nur das Skelett gefunden; der Untersuchungsrichter mußte erforschen, ob ein lebender Mensch oder eine Leiche ins Wasser geworfen worden war. „Er nahm nun den Schädel, wusch ihn ab und goß kochendes Wasser darauf, um es durch die Nähte der Knochen dringen zu lassen und um zu sehen, ob feiner Sand und Erde aus den Naselöchern fließe. Dadurch konnte er entscheiden, ob diese Person lebend ins Wasser gelangte oder nicht."

„Im Anfange eines Monates beißt der Tiger meistens in den Kopf und in den Hals; in der Mitte des Monates beißt er in den Rücken und in den Bauch und am Ende eines Monates in beide Füße. Katzen, welche Mäuse beißen, tun dasselbe."

Im Kapitel über den Tod durch Vergiftung bringt der Verfasser so manche leichte diagnostische Behelfe, z. B.: „. . . Man nehme einen Klumpen gekochten Reis und stopfe ihn in die Kehle der Leiche, bedecke den Mund vier Stunden lang mit Papier, nehme den Reis aus der Kehle und gebe ihn einem Huhn zu fressen; stirbt das Huhn, dann bestand eine Vergiftung."

Das heftigste Gift ist das sogenannte „Tiergift". Um es zu bereiten, „werden 100 kriechende Tiere und Insekten gefangen und in einen Topf gegeben; nach Ablauf eines Jahres ist nur ein Tier übriggeblieben, welches alle anderen verzehrt hat. Dieses Tier enthält das erwähnte Gift."

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit der Therapie der Vergifteten, Ertrunkenen, Verwundeten usw. Es hat keinen Zweck, auch aus diesem Teile der gerichtlichen Medizin der Chinesen eine Blumenlese zu bringen, denn es ist bekannt, daß die chinesische Therapie eine rohe Empirie ist, welche sich auf einen reinen Animismus stützt.

Wenn der chinesische Verfasser Wang-In-Hoai in der Vorrede dieses Büchleins behauptet, daß die „Richter, welche auf Grund dieses Buches Recht sprechen, keinen Fehler begehen werden", kann man darin unmöglich nur eine unschuldige Äußerung der chinesischen Selbstüberhebung sehen — China heißt z. B. Tsung-Kwah = das Reich der Mitte (sc. der Zivilisation) — nein! so wenig intelligent ist der Chinese nicht, um die großen Mängel seiner Rechtspflege nicht zu erkennen. Er ist aber konservativ; seine Gesetze, seine Politik, seine Wissenschaft und seine ganze Jahrtausende alte Kultur ist ein Petrefakt geworden.

Wenn mir auch vor einigen Jahren der obenerwähnte Sinolog de Groot schrieb, daß China „sich niemals verändert hat und sich niemals ändern wird", so haben doch schon Telegraph, Eisenbahnen, Dampfschiffahrt und Telephon — die chinesische Mauer niederzureißen begonnen.

* * *

Die holländische Übersetzung dieser „Gesammelten Beweise vom hergestellten Unrechte" war vielleicht nicht einwandfrei, weil im allgemeinen wegen der bilderreichen Sprache der Chinesen ihre Werke dem Dolmetscher so große Schwierigkeiten bieten, daß man sich oft nur mit einer „Paraphrase" begnügen muß. Hat auch der Herr de Grijs die Übersetzung der zahlreichen termini technici aus der Botanik, Zoologie, Anatomie und Pharmacologie in zahlreichen fachwissenschaftlichen Werken sorgfältig kontrolliert, so kann dieses Buch dennoch nur die Ethnographie und vielleicht auch die Geschichte der Medizin bereichern. Der Gerichtsarzt und der Richter werden aus der gerichtlichen Medizin der Chinesen gewiß keine Belehrungen schöpfen können.

Karlsbad, April 1908.

13.

Lombroso, Prof. Cesare: *Neue Verbrecherstudien.* Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dr. E. Jantsch. Mit 35 Abbildungen im Texte und auf zwei Tafeln. Halle a. S., 1907.

Bekanntlich vertreten Lombroso und seine Schüler die Ansicht, daß das Verbrechen eine Folge der physischen und psychischen Organisation des Verbrechers sei und versuchen, den Nachweis hiefür mit den Methoden der modernen anthropologischen und biologischen Forschung zu erbringen. Es ist hier wohl nicht der Ort, um auf die Berechtigung dieser Lehre des näheren einzugehen. Übrigens existiert darüber bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur. Lombrosos neues Werk enthält sowohl Eigenbeobachtungen als auch Sammelreferate. Den Ethnographen interessieren darin vor allem die Beiträge zur Kriminalität der Naturvölker (auf S. 54 f.), wo über Papua, Dinka, Dajak und die hinterindischen Moïs einige einschlägige Angaben beigebracht werden. Allerdings ist auch dieses Material im ganzen recht dürftig und behält der von Steinmetz (Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien; Berlin, 1900, S. 358) ausgesprochene Wunsch nach gründlicher Erforschung der Kriminalität der primitiven Völker noch immer seine volle Berechtigung. Lombrosos Ansicht, daß viele Neigungen und Gewohnheiten der Verbrecher (Tätowierung, Piktographien usw.) als eine Art Rückschlag auf die Stufe der Naturvölker aufzufassen seien, wird sich übrigens, je näher wir den primitiven Menschen kennen lernen und je mehr wir in sein Geistes- und Gefühlsleben einzudringen vermögen, schwerlich behaupten lassen, wenigstens soweit die Ethnologen in der Frage noch etwas mitzureden haben.

Wien. *Dr. Lasch.*

14.

Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. V. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. M. Neuburger. Stuttgart, 1908. (Steecker und Schröder.) Erste Lieferung.

Ein großangelegtes Werk, für dessen Bedeutung uns schon die Namen der Herausgeber bürgen. Hovorkas langjährige Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie und Volkskunde, speziell der südslawischen Völker, und Kronfelds Leistungen in der Erforschung der Volksmedizin, namentlich der Volksbotanik, lassen uns mit Sicherheit annehmen, daß das Werk, von welchem nun die erste Lieferung vorliegt, nach seiner Vollendung ein Standardwerk für Volkskunde und Volksmedizin sein wird. Der Anlage nach zerfällt es in einen allgemeinen nach Schlagwörtern in alphabetischer Reihenfolge gruppierten und in einen speziellen Teil, in welch letzterem nach medizinisch systematischen Prinzipien die einzelnen Organe und Krankheitsformen mit Rücksicht auf ihre Bedeutung und Behandlungsweise in der Volksmedizin Europas und der Naturvölker mit geradezu erstaunlicher Vollständigkeit besprochen werden. Der gut ausgewählte und künstlerisch ausgeführte Bilderschmuck wird ebenfalls sicherlich dazu beitragen, das Buch, welches, wenn auch vom wissenschaftlichen Standpunkte abgefaßt, dennoch für das ganze große Publikum bestimmt ist, bei demselben einzuführen und beliebt zu machen. Wir werden noch Gelegenheit nehmen, nach dem Erscheinen weiterer Lieferungen auf das Werk wieder zurückzukommen.

Wien. *Dr. Lasch.*

15.

Thalheimer, A.: *Beitrag zur Kenntnis der Pronomina personalia und possessiva der Sprachen Mikronesiens.* Stuttgart (J. B. Metzler), 1908. 96 S. 8°. Mk. 2·20.

Eine, wie schon das Literaturverzeichnis (56 Nummern) erkennen läßt, gründliche Behandlung dieses für die Beurteilung der malaiopolynesischen Sprachverwandtschaften so eminent wichtigen Kapitels der Grammatik. Die Formen der einzelnen Personen des Personalpronomens werden sukzessive in den Sprachen der einzelnen Inseln betrachtet, dann das suffigierte Possessivum, gruppiert nach den Begriffsklassen, mit denen die einzelnen Formen sich verbinden, endlich das zusammengesetzte Possessivum (Pron. ediva, potativa, adessiva). Von dem Ergebnisse der Untersuchung sei hier hervorgehoben, daß sich zwei mikronesische Sprachgruppen unterscheiden lassen: die eine, das Pelauanische und Chamorro umfassende, schließt sich den indonesischen Sprachen an, und zwar dem philippinischen Zweige derselben, die andere stellt sich als eine Sonderentwicklung des Melanesischen dar, und zwar eines Zweiges desselben, aus dem nicht auch das Polynesische hervorgegangen ist. In dieser Sprachgruppe stehen wieder Kusaie und Yap einander besonders nahe, die Gilbert-Inseln, Marshall-Inseln, Ponape, die Satawai-Gruppe und Ruk-Mortlock sind die übrigen sukzessive später von dem melanesischen Nebenzweige abgespaltenen Untergruppen. *L. B.*

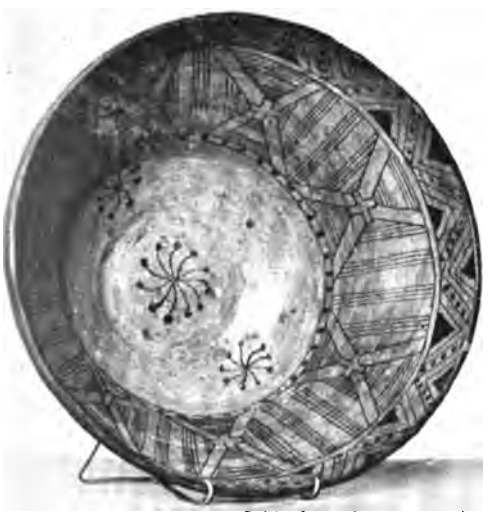
16.

Jasper, J. E.: *Verslag van de derde jaarmarkt-tentoonstelling te Soerabaja.* Batavia, 1908. 67 S. 8°.

Zum drittenmale, und diesmal mit gutem finanziellen Erfolge — das Saldo soll den Grundstock für die Errichtung einer Industrieschule für Eingebornenmädchen in Surabaya bilden — hat im Juni 1907 in Java eine Ausstellung inländischer Industrie stattgefunden, eine im Interesse der Förderung einzelner hervorragend entwickelter Zweige derselben aufs wärmste zu begrüßende Einrichtung, die hoffentlich zu einer ständigen werden wird. Der vorliegende Bericht, aus der Feder des eigentlichen Veranstalters, dem wir dafür allen Dank schuldig sind, enthält, wie der vorige, eine Beschreibung der Ausstellung und Erläuterungen der ausgestellten Objekte, begleitet von 11 Tafeln. Nur von letzteren seien hier einige besonders erwähnt: ein Batikmuster von Surabaya, Webgeräte von Sangir, Bali und Britisch-Indien, eine Wayang-Lampe und zwei messingene Spülnäpfe aus Surabaya und verschiedenes Flechtwerk. *L. B.*

:malte Wassertöpfe der Aruak-Stämme des Içána-Gebietes. 1/3 nat. Gr. (Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Sammlung Koch-Grünberg.)

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES



malte Schalen der Aruak-Stämme des Içána-Gebietes. 1/4 nat. Gr. (Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin; Sammlung Koch-Grünberg.)

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Vorgeschichtliche Nähr- und Nutzpflanzen Europas.

Ihr kulturhistorisches Alter und ihre Herkunft.

Von Dr. **Matthäus Much.**

(Mit 2 Abbildungen im Texte.)

Wer Europa gewissermaßen aus der Vogelschau betrachtet, dem erscheint dieser Weltteil als ein vom Gesamtumfange der alten Kulturwelt losgerissenes Stück, vereinsamt und hinausgeschoben in ein stürmisches winterliches Meer, ohne Anteil an dem Schatze der Früchte, welche die Sonnenglut Asiens und Afrikas gezeitigt hat und für den Menschen bereit hält. Im Süden und Südosten ist er von diesen beiden Erdteilen durch Meere getrennt, im Osten schied ihn ein breiter kaum überschreitbarer Strich von Sümpfen, Sand- und Salzsteppen, in seinem eigenen Innern aber einst selbst nur „aut silvis horrida aut paludibus foeda", rauh in seinem größten Ausmaße, während eines nicht geringen Teiles des Jahres in Frost erstarrt und von einer winterlichen Schneedecke verhüllt, die sich zuweilen sogar über seine südlichsten Spitzen ausbreitet. In diesem Lichte sah schon Tacitus unsere Heimat, indem er beifügt: „quis porro praeter periculum horridi aut ignoti maris Asia et Africa aut Italia relicta Germaniam peteret, informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque, nisi si patria sit?" Tacitus hat bei diesen Worten allerdings Germanien im Auge, aber da er es auch in Gegensatz zu Asien und Afrika stellt, so dürfen wir wohl annehmen, daß nicht nur Germanien, sondern der größte Teil von Europa den Römern, wie es auch aus einzelnen Bemerkungen anderer Schriftsteller hervorgeht, in solcher Eigenschaft erschienen sein mag.

Es darf uns also nicht in Verwunderung bringen, wenn so viele unserer gegenwärtigen Kulturhistoriker, befangen vom alten Philologenwahn, Europa als ein durchaus armes Land hinstellen, das nicht nur seine geistige Nahrung, sondern auch das tägliche Brot aus dem Oriente holen mußte; können sie sich doch auf die großen Eiszeiten berufen, welche nahezu auf der Hälfte der Oberfläche unseres Erdteiles alles Leben unter Gletschern begruben, auf dem freigebliebenen Teile die Pflanzen der gemäßigten Zone verdrängten, wofür sie die polaren Pflanzen ansiedelten und zweifellos selbst die einst milden und fruchtbaren Gegenden durch rauhe Winter heimsuchten und die ganze Vegetation in der empfindlichsten Weise verkümmerten, verschoben und durcheinanderwarfen. Durch derlei Einwirkungen, wird man ferner sagen, mußten wenigstens im Norden der Alpen insbesondere die Blütenpflanzen, also die Obstarten und das Getreide, auf das schwerste beeinträchtigt, wahrscheinlich ganz verdrängt werden. Man suche daher in den ältesten Abschnitten der Besiedlung Europas durch die Menschen vergeblich nach den Spuren einer vegetabilischen Nahrung, alle Überreste verwiesen auf Jägervölker, die ausschließlich vom Fleisch erlegter Tiere gelebt haben. Erst als nach einer breiten menschenleeren Zeitkluft neue Völker sich zeigen, mit neuen Kulturmitteln (geschliffene Werkzeuge, Töpferei, Weberei), lassen auch die Nachweise der Benützung der Pflanzen zur Nahrung und zu anderweitigem Nutzen

sich finden, welche die nun in Europa seßhaft gewordenen Menschen aus dem Oriente mitgebracht oder durch den Verkehr allmählich von dort erhalten haben. Aus diesen Gründen soll es erklärlich sein, wie z. B. die Getreidearten, die Obstarten, eine Anzahl von Nutzpflanzen, selbstverständlich in Gesellschaft aller Haustiere, in das während der Eiszeiten völlig verarmte Europa gelangt sind.

Allein es drängt mich doch, zu untersuchen, ob denn Europa wirklich ein von der Natur so karg bedachter Weltteil gewesen ist, wie er uns dargestellt wird, und ob sich bei näherer Betrachtung nicht ein freundlicheres Bild gewinnen lasse. Da ist es zunächst Aufgabe, zu prüfen, ob die Wirkungen der Eiszeiten, auf deren schädigenden Einfluß man sich berufen wird — die ältesten Menschengeschlechter haben ja zum Teil während derselben hier gelebt —, wirklich so tief greifende und umfassende gewesen sind, daß sie den in den Zwischeneiszeiten und insbesondere den nach der letzten Eiszeit hier wohnenden Menschen alle Nähr- und Hilfsmittel, welche die Pflanzenwelt bietet, entzogen haben.

Bei der Beurteilung dieser Verhältnisse verfällt man meines Erachtens in der Regel in den Grundirrtum, daß man das Klima der Eiszeiten dem heutigen Polarklima gleichstellt. Das Klima der Eiszeiten war kein Polarklima, es war eben ein Klima der Eiszeit, ein eigenartiges. Was immer für Ursachen die große Vereisung herbeigeführt haben mögen, eines ist dauernd geblieben: die Stellung der Erde zur Sonne, die Neigung ihrer Achse zu ihrer Bahn. Während die Sonne in den Polargegenden selbst zur Zeit ihres höchsten Standes sich nicht höher erhebt als bei uns in den Abendstunden, strebt sie über Europa im Sommer dem Zenith zu, infolgedessen ihre Strahlen die Erde in unseren Gegenden, also gerade dort, wo die Eiszeit die größten Wirkungen ausübte, auch innerhalb dieser Zeit mit voller Kraft trafen, wogegen sie in den Polargegenden stets nur schief, also um ein bedeutendes, ja ausschlaggebendes Maß wirkungsloser einfallen. Es gab daher auch während der Eiszeit in angemessener Entfernung von den Gletschern im Sommer warme Täler und ganze Gelände, wo auch höher entwickelte Pflanzen, sofern sie nur den Winter überstehen konnten, sich zu erhalten, zu blühen und Früchte zu zeitigen vermochten. Und daß unsere wildwachsenden, ja selbst eine Reihe unserer Kulturpflanzen einer Kälte von 20—30° unter dem Gefrierpunkte zu widerstehen vermögen, wissen wir.

Man schlägt überhaupt den Einfluß der Nachbarschaft der Gletscher viel zu hoch an. „Das negative Verhältnis der Gletscher zu dem gesamten Lebensbilde der Berg- und Alpenregion," sagt Friedrich v. Tschudi in seinem prächtigen Buche über das Tierleben der Alpenwelt, „ist so ziemlich durch die Grenzen des Gletschers beschränkt, und schon an seinen Ufern entwickeln sich Kraut und Tier in furchtloser Freudigkeit; ja man glaubt sogar nicht mit Unrecht, daß in tieferen Geländen die Gletschernähe und die dadurch erzeugte Frische und Feuchtigkeit der Luft augenscheinlich vorteilhaft auf die Üppigkeit der Vegetation einwirke. Freilich muß die Gegenwart so umfangreicher Eismassen auf die Bodenwärme da, wo sie durchschnittlich über 0° steht, bedeutend schwächen, und zwar nicht nur unmittelbar unter dem Gletscher, sondern auch rings auf eine gewisse Entfernung hin. So erniedrigt der Grindelwaldgletscher eine Bodentemperatur, die vier Fuß tief im Mittel auf 5·84° R. steht, in der Nähe des Gletscherrandes auf 1·36°, eine halbe Viertelstunde davon entfernt auf nicht volle 4°. Doch ist dieser Einfluß nicht merklich; rings um den starren Eisstrom grünen Gräser, Kräuter, Fichten und Buchen in ungeschwächter Entwicklung."

Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß der unmittelbare Einfluß der Gletscher in unserer Zeit ein sehr geringer ist, in einiger Entfernung völlig verschwindet. In

Grindelwald, an dessen Häuser und Gärten der Gletscher, einer der größten der Alpen, nahe herankommt, gedeihen auf einer Höhenlage von 1000 m noch Roggen, Gerste und Hanf und die Kirschbäume bringen reichliche Frucht.

Im Gebiete der Ötztaler Ferner mit den zahlreichsten und ausgedehntesten Gletschern der östlichen Alpen trägt die Stufe zwischen 1000—1300 m mit ihrer verschiedenartigen Lage und Beschaffenheit die bunteste Vegetation von teils eingeborenen, teils eingewanderten und teils hieher versetzten Pflanzen und auf den noch um 1000 m höher gelegenen Alpenböden, auf welche die Gletscher von allen Seiten herabschauen, wird das Alpenvieh ebenso fett als auf dem gleichen Raume der sogenannten fetten Weide in der Tiefe, und die Pflanzen dieses Höhengürtels, obschon kleiner, öffnen ihre Blüten mit demselben Farbenfeuer wie im Tale. Man stelle sich übrigens die Firn- und Eismassen vor, welche die Zillertaler, Stubaier, Ötztaler Ferner tragen, sowie jene der Ortlergruppe, des Presanella- und Adamello-Gebirges und der Vedreta de Nodis, die in fast ununterbrochenem Umkreise die Talgründe von Bozen und Meran umschließen; es gibt keine anderen in den östlichen Alpen, welche in gleichem Maße von Gletschergebirgen umgeben sind, wie diese, und doch haben sie das mildeste Klima in deren ganzem Gebiete, milder als irgend ein Punkt der südlicher gelegenen Poebene, und wenige Stunden von diesem Gletscherumkreise zeitigen feuriger Wein, Feigen und süße Pfirsiche und überdauern Lorbeer und Cactus opuntia den Winter im Freien.

Man wird die Zulässigkeit dieser Hinweise wegen der Kleinlichkeit der herbeigezogenen Erscheinungen im Verhältnisse zu den unendlich größeren während der Eiszeiten bestreiten; betrachten wir also Gebiete, wo Gletscher in einem weitaus größeren Maße als in unseren Alpen, aber unter klimatischen Zuständen sich bildeten, die denen der Eiszeiten entsprechen. So bedecken die Gletscher auf Island mit seinem maritimen Klima — große Feuchtigkeit, kühle Sommer und milde Winter — eine größere Fläche als jene der weitaus mehr ausgedehnten Alpen, aber die Dürftigkeit des Pflanzenwuchses, insbesondere die Waldlosigkeit ist nicht der Vergletscherung, sondern den Stürmen und der Überschüttung mit vulkanischer Asche und anderen Auswürfen, selbst von Salz [1]) zuzuschreiben. Im 9. bis 15. Jahrhunderte gab es dort weite Buschwälder, worauf zahlreiche Berichte und Ortsnamen (Skógr) schließen lassen, die nicht wegen der Kälte, sondern wegen der Sturmwinde allerdings nicht sehr hoch sein mochten, aber große Flächen bedeckt haben. Nur der sinnlosen Verschwendung ist die Entwaldung zuzuschreiben. Zur Zeit Olafsens, ja noch vor 100 Jahren gab es Birken, die eine Höhe von 4—16 Ellen hatten. Isländische Sagas erzählen von begüterten Männern, die in ihrem Walde Schmiedewerkstätten anlegten, deren Stellen noch durch Kohlen und Asche kenntlich sind. [2]) Trotz der riesigen Ausdehnung der Gletscher und trotzdem das aus dem Polarmeere angetriebene Eis manchmal bis zum Juni und Juli an der Nord- und Ostküste liegen bleibt, gedeiht die Zucht von Schafen, Pferden und Rindern, die während des ganzen Winters im Freien bleiben, auf den ausgedehnten Weiden, unterstützt durch den vorzüglichen Wiesenwuchs, vortrefflich und selbst der Anbau von Kartoffeln, Küchengewächsen, insbesondere von Kohl, nimmt nun von Jahr zu Jahr wieder zu.

Ebenso deutlich zeigt sich die Geringfügigkeit des Einflusses auch größerer Gletschermassen auf der Südhälfte der Erde. Das die beiden Schwesterinseln von Neuseeland durchziehende Gebirge erreicht nach Dr. Haast eine Höhe von 10.000

[1]) Salz im Boden wirkt besonders nachteilig auf den Pflanzenwuchs.

[2]) Weinhold, Altnordisches Leben, S. 81 u. f.

bis 12.000 engl. Fuß und entsendet Gletscher, die zu den größten gehören, die es überhaupt derzeit gibt. Sie steigen in die Mitte einer Pflanzenwelt hinab, welche nicht einmal mehr den Winter der Lombardei auszuhalten vermöchte. Der große Tasmangletscher, der größte auf Neuseeland, ist etwa 16 engl. Meilen lang und am Ende $1^3/_4$ Meilen breit und geht an der Ostseite des Gebirges bis 730 *m* ü. M. herab, während der Franz Joseph-Gletscher auf der Westseite bei 215 *m* ü. M. inmitten eines üppigen Pflanzenwuchses von Baumfarnen, Pinusarten und Fuchsien sein Ende erreicht. Nach R. v. Lendenfeld gedeihen von den Meeresufern bis zu den Gletscherstirnen immergrüne Sträucher und Bäume, ja, unsere von den dortigen Kolonisten gepflanzten Weiden nehmen auf Neuseeland den Charakter immergrüner Bäume an. Sie verlieren wohl im Herbste wie bei uns ihre Blätter und begrünen sich im Frühjahre neu; da jedoch der Winter außerordentlich mild ist und Herbst und Frühjahr sich die Hände reichen, so platzen die Knospen, besonders der alten, vor vielen Jahren gepflanzten Weiden, ehe noch das Laub des vorigen Sommers abgefallen ist. Auf dem Ostabhange Neuseelands wuchert statt des im Vorlande fehlenden Waldes Dorngestrüpp, auf dem Westabhange aber steigen immergrüne Laubbäume fast bis zur Schneegrenze.[1]) R. v. Lendenfeld meint übrigens, daß die Gletscher der Alpen unter dem Einflusse eines maritimen Klimas, wie es auf Neuseeland herrscht, eine Ausdehnung erreichen würden, die jener der Gletscher der letzten Eiszeit nicht wesentlich nachstehen dürfte. Damit ist gesagt, daß es keineswegs einer Temperatur bedarf, wie sie jetzt auf den Eiskappen der Pole herrscht, um eine neue Vergletscherung wie zur Eiszeit herbeizuführen, sondern daß ein maritimes Klima, also etwas mildere Wärme im Sommer und in der Hauptsache reiche Niederschläge während aller Jahreszeiten vollständig dazu genügen, daß daher auch die Vegetation nicht in dem Maße beirrt werden muß, als man es sich gewöhnlich vorstellt.

Eine volle Bekräftigung erhält diese Ansicht durch die Verhältnisse auf der Südspitze Amerikas, wo in Breiten, die dem nördlichen Deutschland, Holland und England entsprechen, die Gletscher eine solche Ausdehnung erlangen, daß sie bis ins Meer gehen, wo sie in der Nähe von Baumfarnen und Orchideen endigen (Fraas). Hier im äußersten Süden des Kontinentes erreichen die Berge keine so beträchtliche Höhe mehr, aber es gibt fast unablässig Regen- und Schneefälle, durch welche Gletscher entstehen und anwachsen, welche sich auf den Gebirgen und auf den Inseln der Westküste sehr weit herab erstrecken und sich in einer Gegend, die nicht weiter als Berlin vom Äquator entfernt ist, bis ins Meer schieben. Zwischen den üppigen, immergrünen Wäldern des Feuerlandes steigen die Eisströme, von dem übermäßig nassen Klima begünstigt, bis in die Fluten hinunter, in denen sich noch manche Muschelformen von entschiedenem tropischen Typus aufhalten. Die Inseln östlich vom Feuerlande, die Falklandsinseln, Südgeorgia, sind, obwohl nur wenig vom 50. Breitengrade entfernt, doch total vergletschert.[2])

Die Verhältnisse dieser Gletschergebiete, die, von den Polen abgesehen, zu den größten und merkwürdigsten der Erde gehören und zweifellos zum Vergleiche mit jenen der Eiszeiten herangezogen werden dürfen, zeigen auf das deutlichste den verhältnismäßig geringen Einfluß großer Gletschermassen auf die Vegetation. Können sich auf Neuseeland und im Feuerlande immergrüne Wälder, Baumfarne, Orchideen, die gegen Fröste widerstandslosen Fuchsien erhalten, gedeihen auf der schon vom

[1]) R. v. Lendenfeld, Die Alpen Neuseelands. Jahrbuch d. Deutsch. u. Österr. Alpenvereines, 1889, S. 470, und „Globus", Bd. LV, S. 369.

[2]) M. Neumayer, Erdgeschichte, Bd. I, S. 505.

Polarkreise berührten Insel Island Kartoffeln und Küchengewächse, ja reift hier in manchen Jahren sogar das Getreide, so ist es ganz zweifellos, daß die Vegetation Europas — völlig abgesehen von den drei südlichen Halbinseln — in der Westhälfte Frankreichs und in dem anschließenden, an seiner schmalsten Stelle noch immer 250—300 *km* breiten eisfreien Gürtel zwischen der Gletschermasse der Alpen und dem nordischen Inlandseise, wenngleich teilweise verschoben und vermischt, doch im wesentlichen ohne schwere Schädigung geblieben ist. Aus diesem Grunde konnten daher auch Nähr- und Nutzpflanzen, die sich infolge der unter früheren günstigen Umständen vor sich gegangenen natürlichen Vermehrung nicht nur über Asien, sondern auch über Europa verbreitet hatten und hier heimisch geworden waren, lange bevor ein Mensch diesen Boden betrat, sich trotz der Eiszeiten erhalten haben.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Pflanzenwelt während der Eiszeiten einen schweren Kampf zu bestehen hatte. Da wir unter den nächsten Ursachen, welche die großen Vergletscherungen auf Island, Neuseeland und auf der Südspitze Amerikas und somit auch während der Eiszeiten herbeigeführt haben, die übermäßigen Niederschläge erkennen müssen, so müssen wir auch deren anderweitige Wirkungen zugeben. Ohne Zweifel war unter solchen Umständen die Luft stets bis zur höchsten Kapazitätsgrenze mit Feuchtigkeit gefüllt, so daß insbesondere im Winter, gewiß aber auch nicht selten im Sommer der Himmel viele Wochen lang mit Wolken, die Erde mit Nebel bedeckt war. Obgleich, wie wir wissen, die Sonnenstrahlen Mitteleuropa auch während der Eiszeiten mit derselben Kraft getroffen haben, wie vorher und danach, so konnten sie diese Nebelmassen doch nicht mit der gleichen Wirkung durchdringen, infolgedessen manche Pflanzen an der Bildung des Samens behindert gewesen sein mochten. Wenngleich jedoch die Einwirkung des Eiszeitklimas bei vielen Pflanzen eine Verringerung der fleischigen Umhüllung, des Öl- und Mehlgehaltes des Samens bewirkt haben mochte, so verloren sie doch nicht ihre Keimfähigkeit; andere waren von der Natur in anderer Weise für ihre Erhaltung ausgerüstet.

Welche außerordentliche Widerstandskraft gegen die Kälte manche Pflanzen besitzen, zeigen z. B. Kürbissamen und Erbsen, die über 100 Stunden einer Kälte von — 192° C. ausgesetzt waren, ohne ihre Keimfähigkeit zu verlieren. Diese Zeit ist allerdings kurz, aber das Maß der Kälte scheint dagegen ein vernichtendes zu sein. Indes vermögen auch viele Pflanzen ihre Keimkraft sehr lang zu erhalten; so haben Samen von Pflanzen, die 150 Jahre in Herbarien aufbewahrt gewesen, noch munter gekeimt. Diese Eigenschaften mußten insbesondere den Pflanzen in den Grenzgebieten zustatten kommen, von wo aus sie bei dem Rückzuge der Gletscher ihre alten Gebiete leicht wieder erobern konnten. Es verdient erwogen zu werden, ob der Kampf der Pflanzen in den Grenzgebieten gegen die Unbilden der Eiszeit ihre Lebensenergie nicht etwa gar gesteigert hat, wie jetzt ihr Kampf gegen den Winter, den sie, ausgerüstet mit den im Stamme, in der Rinde und in den Knospen angesammelten Fortbildungsstoffen bewältigen, um im Frühjahre mit jugendlicher Kraft und mit einer, wenn wir den Vorgang aufmerksam betrachten, erstaunlichen Schnelligkeit sich neu zu beleben und fortzubilden.

Viele Pflanzen besitzen die Befähigung, in dem Falle, als ein Sommer für die Samenbildung nicht ausreicht, einen zweiten Sommer zuhilfe zu nehmen. Viele „Simsen und Gräser, Knöteriche und Steinbreche haben ihre Heimat im Hochgebirge und im arktischen Gebiete, wo den Pflanzen zu ihrer bauenden Tätigkeit jährlich nur die kurze Frist von zwei bis vier Monaten gegönnt ist. Die Mehrzahl der unter diesen

harten Bedingungen wachsenden Pflanzen legt die Blüten bereits im
und wenn nach langem Winter der Schnee schmilzt, so ist das allerers
Blüten entfaltet werden. Wenn dann die Wärme des Sommers ausgen
kann, so gehen aus diesen Blüten auch reife Früchte und Samen hervor

Noch bedeutsamer ist die Tatsache, daß es Pflanzen gibt, die a
Standorten entweder gar keine Blüten treiben oder die angelegten Bl
nicht zur weiteren Entwicklung, geschweige denn zur Entfaltung und F
bringen. Sie besitzen dafür die Fähigkeit, aus dem untersten Teile ih
Ableger in Form von Laubsprossen, Ausläufern u. dgl. zu treiben, und je
Beschattung die Blüten- und Fruchtbildung beschränkt wird, desto
diese Entwicklung von Laubsprossen und Ausläufern gefördert. E
sehr merkwürdige Erscheinung ist die, daß ausdauernde Arten, die unte
klimatischen Verhältnissen reichlich blühen und fruchten, in rauheren G
nicht zur Blüte kommen, dagegen dort reichliche Ableger bilden und sich
stark vermehren und selbst verbreiten.

Die Art der Ablegerbildung ist eine sehr verschiedene,[2]) aber a
die sich in dieser Weise vermehren können, stimmen darin überein,
dem ihnen zusagenden Klima naturgemäß Blüten und keimfähige Früchte
aber im Hochgebirge und noch mehr im arktischen Florengebiete, wo de
nun auch eine Heimat haben, Ableger verschiedener Art hervorbringen,
gangspunkten neuer, auch ganz selbständiger Stöcke werden.

Haben sich viele Pflanzen durch diese Fähigkeiten auch unter wolk
Himmel und in blütenfeindlicher Atmosphäre zu erhalten vermocht, so h
seits gerade diese widrigen Umstände manche Erleichterungen geboten. S
die ständige Wolkendecke und die neblige Atmosphäre die Wärmes
Winter, infolgedessen dieser viel milder bleiben mußte. So ist der Winte
obwohl der Polarzone unmittelbar benachbart, dennoch milde genug, da
währenddessen im Freien bleiben kann, und im Verlaufe der französisc
schaftlichen Forschungsunternehmung in den Jahren 1882—83 auf der St
Feuerlandes erhob man im Dezember (längste Tageszeit) allerdings nur
Tagestemperatur von nicht über + 7·9° C., wogegen aber auch die des Ju
Tageszeit) nicht unter das Tagesmittel von + 2·2° C. fiel, während sie u
Breite (55° 31′) in Europa auch unter — 10 bis 15° C. sinken kann. So
müssen freilich immergrüne Laubwälder, wie man sie dort in der Nähe d
findet, begünstigen; sie haben, wenn auch nicht in ganz gleicher, so doch i
milder Weise in den von der Eisbedeckung freigebliebenen Gegenden
herrscht und es auch empfindlicheren Pflanzen gestattet, die Eiszeit zu

Es ist endlich auch wahrscheinlich, daß der große Feuchtigkeitsgeh
der manchen Pflanzen nachteilig gewesen, anderen, insbesondere jenen, d
zügen in größerer Entfernung von den Gletschergebieten angesiedelt wa
gekommen ist. Auch in anderer Hinsicht läßt sich solches feststellen.
F. Ratzel aufmerksam, daß Firnflecken durch das Ansammeln von m
Schlamm und Humus fördernd auf den Pflanzenwuchs einwirken und die fi
Gebirge gegenüber anderen begünstigen. „Das Hinaufreichen der Vegeta
Hochgebirge schneereicher Gebiete, wie unserer Alpen, die Kahlheit
Teile des Apennin, der südlichen Sierra Nevada, Kaliforniens, des L

[1]) A. Kerner v. Marilaun, Pflanzenleben, Bd. II, S. 451.
[2]) Siehe darüber A. Kerner v. Marilaun, a. a. O.

ähnlicher, an dauernden Schneelagern armer Gebirge ist durch diese humusbildende Tätigkeit der Schnee- und Firnlager zu erklären.“ [1])

Es wirkt hiebei allerdings zunächst der tiefere Stand der Temperatur in der Umgebung firntragender Berge, der die Feuchtigkeitskapazität der Luft herabsetzt und sie zu Niederschlägen geneigter macht; ohne Zweifel gestatten aber auch die bei dem Zurückweichen der Gletscher frei gewordenen Moränen, insbesondere die Grundmoränen mit ihrem feinen Detritus und den darin enthaltenen Nährstoffen — man denke hiebei an die fruchtbaren Eigenschaften des Löß — der Pflanzenwelt, alsbald nachzurücken und die entrissenen Gebiete wieder in Besitz zu nehmen. Die Gelegenheit zur Wiedereroberung der alten Heimat oder auch ganz neuen Landes ergab sich bei dem Schwinden der Vereisung für alle Pflanzen, die durch sie in der einen oder anderen Weise beeinträchtigt gewesen sind. Jene, die auf die Arterhaltung durch Ableger beschränkt waren, konnten nun wieder Blüten entfalten und Früchte reifen, die ganz verdrängt waren, allmählich wieder einziehen; ja selbst für solche Pflanzen, die vordem in den bedrängten Gebieten, wie beispielsweise in den Alpenvorlanden, in Süddeutschland, vielleicht gar nicht ansässig waren, ergab sich nun die Möglichkeit, auch diese Gebiete zu besiedeln, und so konnten wildwachsende Getreidearten, die sich etwa im Westen oder Süden Frankreichs erhalten hatten, wie jene von Lourdes und Lorthet, von denen noch die Rede sein wird, nun auch in den Ländern nördlich von den Alpen ausbreiten.

Alle diese Umstände erheben es zur Gewißheit, daß die reiche Vegetation, die in Europa vor den Eiszeiten festgestellt ist, sich, wenngleich vielfach verschoben, durcheinandergeworfen, zum Teil selbst wirklich unterdrückt, im wesentlichen doch unverändert erhalten hat. Das läßt sich trotz der leichten Vergänglichkeit der Pflanzen durch zahlreiche Funde feststellen. So wurde beispielsweise die Tatsache nachgewiesen, daß die voreiszeitliche Vegetation in Böhmen sich während der Eiszeit erhalten hat, von wo sie nach dem Rückzuge des Inlandeises in das Gebiet der Saale eingewandert ist.[2]) So hat sich auch in Skandinavien ein aus Birken, Pappeln Ulmen, Eschen, Eichen und insbesondere auch aus Fichten, Föhren und Buchen bestehender Wald wieder angesiedelt, von denen die letztgenannten deshalb Bedeutung haben, weil sie nicht aus dem Süden Europas, wo sie fremd sind, sondern nur aus dem eisfrei gebliebenen Mitteleuropa, andere vielleicht auch — doch jedenfalls mit Anschluß der Buche — aus dem Südosten Europas gekommen sein können, und so haben, um noch einige Pflanzen zu nennen, die den Menschen einen unmittelbaren Nutzen gewähren und zum Teil nachweislich gewährt haben, die Kolbenhirse, die Preiselbeere, die Himbeere, selbst die Johannisbeere und die Stachelbeere und die so schwer bewegliche Wassernuß, von der noch die Rede sein wird, ohne Zutun des Menschen nach der Eiszeit den Weg aus Mitteleuropa nach Skandinavien zu finden vermocht.

Berücksichtigen wir, daß der Zusammenhang Europas mit Asien im Norden des Schwarzen Meeres derzeit wohl eine ansehnliche Breite besitzt, die aber in früheren Zeitaltern, als der Höhenstand des Kaspisees noch nicht unter den des Pontus gesunken war, insbesondere als der Seehund aus dem Polarmeere noch Zutritt hatte, um vieles beengter gewesen, auf dem die Pflanzen außerdem zu allen Zeiten in den vorhandenen Sümpfen, auf den Sand- und Salzsteppen schwere Hindernisse ihrer Verbreitung zu überwinden hatten, daß auch gegenwärtig noch ein großer Unterschied in der beider-

[1]) F. Ratzel, In den Mitt. d. Deutsch. u. Österr. Alpenvereines, Jahrg. 1887, S. 97—100.

[2]) Zeitschrift „Humboldt“, Jahrg. 1889, S. 427.

seitigen Flora besteht, so werden wir kaum annehmen können, daß in jener Zeit von Asien her eine lebhafte Einwanderung von Pflanzen nach Europa stattgefunden hat. Dagegen wissen wir, daß Südeuropa mittels der drei südlichen Halbinseln in unmittelbarer Landverbindung mit Afrika gestanden ist, die der reichen afrikanischen Tierwelt (Elephas meridionalis, Elephas antiquus, Rhinoceros haemitaechus, Rhinoceros tichorhinus, Hypopotamus, Felis Leo, Felis spel., Felis ccfr. pardus, Hyaena, mehrere Wiederkäuerarten u. a. m.) den ungehinderten Übertritt gestattete, ja daß selbst schwerer bewegliche Glieder derselben, wie z. B. die Cyrena fluminalis, eine Muschel, die einerseits im Nil, anderseits an den Ufern der Somme in Frankreich vorkommt,[1]) ihren Weg nach dem Norden fanden, so werden wir auch eine Gemeinsamkeit der Pflanzenwelt, soweit sie bei den allgemeinen, insbesondere durch die Breitenlage bedingten klimatischen Verhältnissen möglich war, zugeben müssen.

Wir finden daher beispielsweise in den erdgeschichtlichen Ablagerungen den Weinstock, den Lorbeer, die Feige nicht nur im südlichen Frankreich, sondern auch an anderen Orten, insbesondere hat sich der Weinstock seit seinem Zurückweichen in der Quartärzeit ein weites Gebiet in Mitteleuropa wieder erobert.[2]) Wir werden ohne Bedenken annehmen dürfen, daß wenigstens das mittlere und südliche Europa auch an den Pflanzen Afrikas einigen Anteil hatte, die dem Menschen Nahrung oder sonstigen Nutzen gewährten; waren darunter welche mit mehlhaltigen Samenkörnern, so wird der prähistorische Mensch Europas ganz ebenso darnach gegriffen haben, wie es Menschen und Tiere allwärts getan haben.

Im folgenden will ich versuchen, den Beweis zu erbringen, daß die wichtigsten Kulturpflanzen Europas in ein sehr hohes prähistorisches Zeitalter, zum mindesten bis in die neolithische Zeit zurückreichen, und daß sie kein Geschenk des Orientes, sondern eine in den Ländern am Mittelmeere, wahrscheinlich sogar durchaus in Europa selbst erwachsene Gabe der Natur sind, die der Mensch hier unmittelbar aus ihren Händen empfangen und dann in Pflege genommen hat.

Die Tatsachen für meinen Beweissatz schöpfe ich nur zum geringen Teile aus eigenen Beobachtungen und zumeist aus neueren Werken, die in gleicher Weise auf der Archäologie wie auf der Botanik beruhen, und zwar zunächst aus dem Buche Heers, des Begründers dieser Studien, über die „Pflanzen der Pfahlbauten", aus G. Buschans „Vorgeschichtliche Botanik", E. Neuweilers „Prähistorische Pflanzenreste Mitteleuropas" und aus Johannes Hoops' „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum". So reichhaltige Belehrung alle diese Werke gewähren, so vervollständigt doch das letztgenannte, welches nicht nur eine unerschöpfliche Fülle des wertvollsten Stoffes bringt, sondern über das gemeinsame Thema weit hinausgeht, indem es die Betrachtung der Pflanzen im Leben der Indogermanen und der Germanen im besonderen einbezieht, unsere Kenntnis in gründlichster und dankenswertester Weise.

Das Getreide.

Die Vermutung, daß die Menschen in Europa Körnerfrüchte, also insbesondere Weizen, Gerste, Hirse, hier wildwachsend vorgefunden und zur Nahrung verwendet haben, wird durch zwei aus Renntiergeweih geschnitzte Ähren bekräftigt, eine aus der Grotte des Espélugues bei Lourdes und eine zweite aus dem Felsobdach (Abri) von Monastruc bei Bruniquel, und durch die Zeichnung einer stark begrannten Gersten-

[1]) Marquis de Nadaillac, Die ersten Menschen, S. 354.

[2]) Graf Saporta, Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen. Übers. von C. Vogt, S. 118. — E. Neuweiler, Die prähist. Pflanzenreste Mitteleuropas, S. 97.

ähre auf einer Schiefertafel aus der Höhle von Lorthet. Diese Funde gehören nach Ed. Piette der Période glyptique an, die mit der Solutrée-Periode Mortillets zusammenfällt, also weit hinter allen Kulturanfängen des Orientes zurückliegt.

Es ist zunächst nicht von Belang, ob die Körner dieser Getreidearten zerrieben oder nur zerklopft oder ganz roh gegessen worden sind. Der Einwand, daß jene Bildwerke nicht Getreideähren darstellen, ist für jeden Unbefangenen gänzlich hinfällig. Aber man könnte an ihrer Echtheit zweifeln, weil es immerhin sonderbar ist, daß man in so früher Zeit gerade Getreideähren bildnerisch dargestellt habe, die für das Auge keinen Reiz haben, wie etwa Jagdtiere oder der menschliche Körper. Gegen diesen Zweifel spricht aber der Umstand, daß die Funde von drei verschiedenen Stellen herrühren, also an allen drei voneinander entlegenen Orten hätten gefälscht werden müssen. Dazu kommt, daß ich auch in der vorgeschichtlichen, bis in die neolithische Zeit zurückreichenden Ansiedlung von Stillfried in Niederösterreich zwei nebenbei abgebildete Topfscherben, Abb. 1 und 2, mit der in Flachrelief ausgeführten naturalistischen Darstellung von Ähren gefunden habe, die jedenfalls aus einer Zeit stammen, in welcher der geometrische Stil noch der allmächtig herrschende war.

Abb. 1.

Abb. 2.

Die beiden Abbildungen beruhen auf den durch die k. k. graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien mit aller Sorgfalt gemachten unveränderten, d. i. nicht retuschierten photographischen Aufnahmen und geben daher Gewähr unbedingter Treue, wenngleich der dargestellte Gegenstand im Originale begreiflicherweise mit einer noch viel größeren Deutlichkeit vor die Augen tritt. Allein es läßt sich doch, besonders bei der Abb. 1, mit unabweisbarer Sicherheit erkennen, daß der prähistoriche Künstler zwei schräg nebeneinander liegende Ähren plastisch darstellen wollte, indem er mit einem scharfen Werkzeuge die Tonmasse beiderseits herausschnitt, wodurch das Bild körperlich hervortrat. Außerdem zeigt sich unten rechts, daß an diese beiden Ähren sich zwei andere angeschlossen haben, welche in entgegengesetzter Richtung aufsteigen, so daß um das ganze Gefäß

ein Winkelband von Ähren gelaufen ist. Weniger ausgeprägt ist die Darstellung auf der zweiten Scherbe, Abb. 2, die aber auch noch die Absicht, ein plastisches Bild von Ähren zu geben, unzweifelhaft erkennen läßt. Auch hier sind die Ähren, und zwar je vier, zu einem das Gefäß umschließenden Winkelband in der Weise geordnet, daß zwischen je zwei nebeneinander liegenden Ähren zwei glatte, graphitierte Furchen laufen. Die sonstige Beschaffenheit dieser Gefäßscherbe gestattet, sie mit voller Bestimmtheit dem älteren Abschnitte der Hallstatt-Periode zuzuweisen, wodurch auch die erstere, im ganzen primitiver erscheinende Scherbe ihre Zeitstellung erhält.

Auf einer dritten Scherbe vom nämlichen und einer vierten und fünften von zwei anderen Fundorten erscheinen die Ähren mehr in schematischer Weise, aber gerade durch sie wird uns die Frage gestellt, ob das sogenannte Sparren- oder Fischgräten-Ornament, bei dem der Gedanke an diese Dinge jedenfalls ferngelegen, nicht aus der Vorstellung der begrannten Ähren hervorgegangen ist; jedenfalls werden wir zu dem Schlusse berechtigt, daß, wie hier in einem vorgeschrittenen Zeitalter die Bedeutung der Nährpflanze die Allmacht der Stilherrschaft brechen konnte, auch die wiederholt vorkommende Nachbildung von Ähren in einer unmeßbar früheren Zeit die Wichtigkeit bezeugt, welche die Ähre damals schon für die Menschen gehabt haben muß.

An der durch diese einfachen, aber bedeutsamen Bildwerke bezeugten Tatsache, daß die Menschen schon in paläolithischer Zeit Getreidekörner, und zwar vom Weizen und von der Gerste, zur Nahrung verwendet haben, dürfte also nicht zu zweifeln sein; aber man wird Piette mit Rücksicht auf den damaligen Kulturzustand beipflichten müssen, daß das Getreide noch durchaus kein Gegenstand des Anbaues und der sonstigen Pflege gewesen sein kann.

Die Glyptiker Piettes, die Solutréer Mortillets mußten also Getreide in Frankreich wild wachsend angetroffen haben, und es entspricht nur dem natürlichen Entwicklungsgange, wenn sie im nächstfolgenden Zeitalter, im Azylien Piettes und dann im Campignien, also ehe noch die neolitische Kulturperiode sich voll entfaltet hatte, allmählich eine gewisse Pflege und schließlich auch den Anbau des Getreides üben gelernt haben.

Bei sehr vielen Kulturhistorikern begegnet man der Ansicht, daß der Getreidebau, insbesondere daß die ältesten Zerealien, Weizen und Gerste, von einem Mittelpunkte ausgegangen sein müssen, und da man die Herkunft aller Kultur aus Asien, insonderheit aus Zentralasien, in hergebrachter Weise für unbedingt sicher hält, so hat ihr gemäß auch die Kultur des Getreides wie der Ackerbau überhaupt von dort seinen Ausgang genommen. Den schärfsten Ausdruck hat Graf Solms-Laubach dieser Meinung gegeben, welcher erklärte, daß in Zentralasien Getreide angebaut wurde, als die mittelasiatischen Steppen und die Wüsten noch vom Meere bedeckt waren, und daß insbesondere Weizenarten sich von Mittelasien aus über Persien und Nordafrika bis in das Mittelmeergebiet verbreitet haben. Diese Ansicht des Grafen Solms-Laubach würde sich an die übrigens längst verlassene Lehre J. G. Rhodes über die Herkunft der Indogermanen aus jenen Ländern schließen, der zufolge sie durch rasche Erkältung des einst wärmeren Klimas Innerasiens in die milderen Gebiete der Umgebung verdrängt wurden.

Allein ich glaube, daß man dem gegenüber mit Recht fragen darf: Ja, hat denn Innerasien überhaupt eine solche Produktivität von Lebewesen und Lebensformen gezeigt, daß alles von dort kommen muß? Finden wir dort wirklich eine solche Fülle in der Tier- und Pflanzenwelt, daß wir gezwungen sind, auch den Ausgangspunkt der Getreidearten dort zu suchen? Sind nicht vielmehr die Länder am Mittelmeerbecken an Arten

und Individuen der gesamten Lebewelt reicher als vielleicht irgend ein anderes Gebiet der Erde oder doch als Innerasien? Man beachte doch nur einmal den Reichtum Afrikas an Tierarten und Individuen, der einst, wie schon die bildlichen Darstellungen auf den ägyptischen Denkmälern zeigen, bis ans Mittelmeer verbreitet war! Und wenn etwa Graf Solms-Laubach der Meinung ist, wie es nach seinen Worten den Anschein hat, daß der Anstoß zur Verbreitung des Eutriticumstammes, der Urform unseres Weizens und seiner damals schon entwickelt gewesenen Derivatformen, durch die allmähliche Austrocknung jenes Meeres sowie durch dessen Umwandlung in eine Steppe und Wüste gegeben war, welche die dort schon Ackerbau treibenden Völker zwang, andere Wohnsitze aufzusuchen, wohin sie ihr Getreide mitnahmen, so ließe sich gleiches von der Umwandlung eines sehr großen Teiles von Nordafrika, eines vordem fruchttragenden Bodens, in eine Wüste, die Sahara, sagen, welche die Bewohner zwang, allmählich in günstiger, insbesondere nördlicher gelegene Gegenden weiter zu ziehen und dorthin ihr Getreide mitzuführen. Aber es ist immer mißlich, wenn ein Vorgang aus anderen Vorgängen, wie hier die „Zentrifugierung" der Weizenkultur und der Weizenformen aus geologischen Umgestaltungen abgeleitet wird, die als Tatsachen an sich zweifellos sind, deren genetischer Zusammenhang untereinander und deren Begleiterscheinungen aber erst erwiesen werden müßten.

So möchte ich es im vorhinein bezweifeln, daß in Innerasien zu der vom Grafen Solms-Laubach ins Auge gefaßten Zeit schon von mehreren Derivatformen des Urweizens die Rede sein kann, die von den dortigen Einwohnern durch Kultur gezüchtet worden sind. Wenn von dort aus deren Verbreitung über einen großen Teil der alten Welt ausgegangen wäre, müßte es lange vor Beginn unserer neolithischen Zeit geschehen sein, denn in dieser Zeit begegnen wir schon mehreren Weizensorten in den Ansiedlungen Europas. In jener fernen, vorneolithischen Zeit aber sind sicher auch die Bewohner Innerasiens auf einer so tiefen Kulturstufe gestanden, daß es ihnen an Einsicht und Geschick fehlte, auf die Hervorrufung verschiedener Weizenarten hinzuarbeiten und sie festzuhalten, um so mehr fehlte, als die Getreidearten gesellig lebende Pflanzen sind, die sich eben nur in geselligem Zustande fortpflanzen und erhalten können, wodurch auch eine Festhaltung etwa freiwillig entstandener Varietäten ohne Isolierung nicht möglich ist. Die stete Vermischung im geselligen Zustande verwischt jede spontane Spielart, die nur bei örtlicher Trennung festgehalten werden kann. Daß Innerasien überhaupt kein geeigneter Boden für die Kultur und Züchtung von Nährpflanzen ist, dürfte aus der Tatsache hervorgehen, daß wir dort, soweit unser Blick zurückreicht, wesentlich Nomaden, nicht einmal Jägervölker antreffen.

Gegenüber der Aufstellung der Herkunft der Zerealien aus Innerasien möchte ich auf ihr hohes Alter in Europa verweisen. In China wird der Anbau von Weizen ums Jahr 2800 v. Chr. schriftlich berichtet, in Ägypten geben Wort und Bild im dritten vorchristlichen Jahrtausend von ihm Kunde, in Mitteleuropa dagegen ist der Anbau — von dem paläolithischen Vorkommen also ganz abgesehen — schon am Beginn der jüngeren Steinzeit, d. i. mindestens im vierten vorchristlichen Jahrtausend archäologisch erwiesen. Man darf daraus nicht gerade auf ein höheres Alter als in China und Ägypten schließen, weil auch in diesen Ländern einmal archäologische Funde ein gleiches bezeugen können, aber es fehlen die Tatsachen, die uns berechtigen zu behaupten, daß der Anbau von Zerealien in Asien älter sei als in Europa, daß sie demnach von dort hieher gelangt sein müssen.

Noch bedeutsamer ist die Feststellung, daß in Europa schon in jener frühen Zeit nicht nur die damals überhaupt kultivierten Getreidearten Weizen, Gerste und

Hirse angebaut wurden, wir treffen in den neolithischen Ansiedlungen Europas, insbesondere Mitteleuropas, auch schon mehrere Spielarten des Weizens und der Gerste, so Triticum compactum (einschließlich Trit. compact. globiforme Buschan) in Spanien (Juventa, Lugarico viejo, Argar), in Italien (Lagozza, Isola Virginia), in Ungarn (Felsö-Dobsza, Aggtelek, Lengyel), in Bosnien (Butmir), Triticum monococcum zu Butmir, Aggtelek, Lengyel, Wangen, Schussenried und selbst zu Lindskov in Dänemark, Triticum vulgare zu Lagozza, Isola Virginia, Aggtelek, Lengyel, Mondsee, Wangen, Robenhausen, Schussenried, zu Lobositz und Groß-Czernosek in Böhmen und wieder zu Lindskov, Triticum dicoccum zu Wangen, Robenhausen, in Süddeutschland zu Unter-Grombach und Handschuhheim, zu Klein-Czernosek an der Elbe, in Dänemark zu Örum-Aa und Lindskov, außerdem finden wir Gerste, Hirse, Erbsen und Linsen. Wenn hiebei der Norden weniger vertreten zu sein scheint, so darf man daraus nicht sofort auf einen geringeren Anbau schließen, sondern hat das der schwierigen Erhaltung so leicht vergänglicher Dinge zuzuschreiben, wie es Getreidekörner sind, für die es im Norden keine so günstige Gelegenheit gab wie in den Pfahlbauten im Süden. Entscheidend ist, daß auch im Norden schon in der jüngeren Steinzeit drei verschiedene Weizenrassen (Triticum monococcum, vulgare und dicoccum) festgestellt sind, daß also auch dieser seinen Anteil an einem vorgeschrittenen Ackerbau hatte.

O. Schrader setzt dem neolithischen Ackerbau in Norddeutschland, das hier allerdings nicht genannt worden ist, den größten Zweifel entgegen, indem er sagt, daß bis jetzt hier nur der Abdruck eines Gerstenkornes gefunden worden sei, der nach der Ansicht des Finders auch der eines Haferkornes sein könne, sodann der Abdruck eines Weizenkornes, endlich auch noch eine — nämlich eine einzige — Bohne, was alles gerade genug sei, um das Gebäude eines indogermanischen Ackerbaues, das darauf gestellt wurde, zu fällen.[1]) Schrader vergißt aber, daß derartige Funde weiter im Norden um so zahlreicher sind und daß er selbst die Schwierigkeit der Erhaltung von Getreide betont hat, das nirgends so gut konserviert wurde wie in den Pfahlbauten. Ich möchte mir daher zu wiederholen gestatten, was ich schon an anderer Stelle angedeutet habe. Wir wissen in Niederösterreich von mehr als hundert „abgekommenen Orten", d. i. Orten, die in den Urkunden genannt werden, aber heute infolge von Krieg und anderen Ursachen nicht mehr bestehen, wo der Pflug gelegentlich Topfscherben, Eisensachen u. dgl. aus der Erde bringt. In allen diesen Orten wurde zweifellos Ackerbau getrieben, aber es würde jedem, der ihn aus den zurückgebliebenen Getreidekörnern nachweisen müßte, verdammt sauer werden, diesen Nachweis auch nur an einem der hundert Orte zu erbringen. Übrigens verweisen Mühlsteine und Tongefäße, die oft noch den Ruß des Herdfeuers zeigen und auch in Norddeutschland zahlreich gefunden wurden, auf Bereitung einer aus Körnern und sonstigen Pflanzenteilen bestehenden Nahrung, so daß für den Unbefangenen kein Zweifel bleibt, daß hier in neolithischer Zeit ebenso emsiger Ackerbau gepflegt wurde wie im Süden und wie in Dänemark und Schweden.

Daraus ergibt sich zunächst, daß dem allgemeinen Anbau dieser Zerealien in Europa eine lange Ära ihrer Pflege vorausgegangen sein muß, daß also die neolithische Periode viel tiefer in das Altertum zurückreicht, als man gewöhnlich annimmt. Man wird daher der von J. Hoops[2]) ausgesprochenen Ansicht, „daß das Alter des Landbaues und der menschlichen Kultur überhaupt bisher bei weitem unterschätzt

[1]) O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3], Bd. II, S. 196.

[2]) Johannes Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, S. 282.

worden ist", unbedingt beipflichten, was ich nur dahin ergänzen muß, daß dieses für Europa ebenso gilt wie für die übrigen Teile der alten Welt. Eine Bekräftigung dieser Ansicht gewähren die immer zahlreicher sich einstellenden Funde, welche eine lange Übergangszeit aus der paläolithischen in die neolithische Kulturperiode bezeugen, und daß wir schon in dieser Zeit, im Azylien und Campignien Frankreichs, Belege für den Anbau von Getreide finden.

Es fragt sich nun, ob die verschiedenen Rassen des Weizens und der Gerste, schon bevor die Menschen hier begonnen haben, ihren mehlreichen Samen zur Nahrung zu verwenden, aus der Urform dauernd auseinandergegangen waren, oder ob erst die Menschen spontane Abänderungen festgehalten und zur Zucht neuer besserer Spielarten benützt oder endlich, ob diese von später eingezogenen Stämmen aus ihrer Heimat mitgebracht wurden?

Darüber, daß schon in den Zeiten des Mammuts und des Renntieres Getreide als Nahrungsmittel gedient hat, kann nach den von Ed. Piette veröffentlichten Funden kein Zweifel bestehen. Es muß auch seit längerer Zeit und in einer gewissen Fülle zur Verfügung gestanden sein, wenn die in derselben Schichte wie die Schieferplatte mit der eingeritzten Gerstenähre von Lorthet gefundenen Reibsteine wirklich zum Mahlen des Getreides gedient haben. Piette läßt es unentschieden,[1]) aber es ist in jenem frühen, höchst einfachen Kulturzustande, in dem man noch keine geschliffenen Steinwerkzeuge herstellte, gar nicht erfindlich, zu welch anderem Gebrauche sie gedient haben könnten, wenn nicht eben zum Zerreiben der nun einmal wirklich vorhandenen Getreidekörner. Es muß also deren eine größere Menge zum Genusse bereit gewesen sein, denn nur eine solche konnte die Leute veranlaßt haben, sich ein Hilfsmittel für die ständige Herstellung von Schrotmehl zu schaffen. Waren die beiden Steine, wie J. Hoops annimmt[2]), schon zu Lagerstein und Läufer differenziert, so konnte ein derartiger kombinierter Apparat, wie es Lagerstein und Läufer sind, nicht allein nur bei einer oftmals vorzunehmenden Arbeit, sondern auch bei so primitiven Menschen erst nach langer Zeit sich entwickelt haben.

Dagegen sprechen aber die gesamten einfachen Kulturzustände dieser Zeit gegen einen noch so unvollkommenen Anbau der genannten Zerealien.

Es ist also kein Zweifel darüber möglich, daß die Menschen in den bezeichneten Abschnitten des paläolithischen Zeitalters in Europa Weizen und Gerste im wilden Zustande in nicht geringer Menge vorgefunden haben und es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Leute des Azylien und des Campignien, also während des Überganges in das neolithische Zeitalter, eben die vorgefundenen wilden Formen jener Getreidearten in Kultur genommen haben. Ob gerade alle bis zur neolithischen Zeit in Anbau genommenen Weizen- und Gerstenformen damals in Europa wild vorgekommen sind, läßt sich zurzeit noch nicht sagen; daß aber eben hier die Möglichkeit gegeben war, neue Pflanzenformen hervorzubringen, möchte ich durch die nachstehende Betrachtung erweisen.

Kein anderer Teil der Erde zeigt eine solche Vielgestaltigkeit und Zerrissenheit in Festland, Halbinseln und Inseln, derartig von allen Seiten tief einschneidende Meere, diesen Wechsel von Gebirgen und Ebenen und eine so enge Nachbarschaft von maritimem und Festlandsklima, kein anderer Teil erfuhr solche Wandlungen in seinem tektonischen Aufbau und in seinem Klima; wiederholt mit Afrika verbunden, konnte Europa auch die Lebewesen dieses Erdteiles aufnehmen und wenn wieder

[1]) Ed. Piette, L'Anthropologie, Bd. VII, S. 9.

[2]) Johannes Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, S. 280.

von ihm losgerissen, in eigener Art weiter bilden, wozu das völlig anders geartete Klima und insbesondere die über Europa hereinbrechenden Eiszeiten hinreichend Gelegenheit boten. Wie sehr derlei geographische Gestaltungen zur Anregung neuer Formen geeignet sind, zeigt ein Blick auf die verwandten Gestaltungen in Ostasien mit Japan, auf beide Indien mit den anschließenden Inseln, dann auf Griechenland und auf die westbaltischen Länder mit ihren tiefen Meereseinschnitten und ihren Fluren von Inselgruppen. Frankreich, wo wir zurzeit noch die ältesten Spuren von Zerealien finden, war jahrtausendelang nicht nur von Spanien durch die Vergletscherung der Pyrenäen, von Italien durch jene der Alpen, vollständig getrennt, der Osten Europas von Asien durch Meer, Seen und Eis wie eine Insel geschieden,[1]) so daß die Tier- und Pflanzenwelt diesseits und jenseits der großen russischen Einsenkung trotz späterer Verlandung nach Skwärzow ein ganz verschiedenes Gepräge zeigt. Auch die Balkanhalbinsel war in der Eiszeit von Mitteleuropa in botanischer Beziehung geschieden.

Dabei war das Klima von Frankreich, damals von den Gletschern im Osten und Süden, vom Ozean im Westen begrenzt, weniger warm als gegenwärtig und um viele Male feuchter, während Spanien, Italien und die Balkanhalbinsel reicher an Niederschlägen waren, aber sich einer nur wenig veränderten Wärme erfreuten, jedenfalls zum mittleren Europa in einem stärkeren Gegensatze standen als heute.

Durch die große Verschiedenheit des Klimas in diesen einzelnen Gebieten Europas war einesteils der Anlaß zu Abänderungen in den Pflanzenformen gegeben, anderenteils konnte durch die Isolierung dieser einzelnen geographischen Gebiete eine Verwischung der Abänderungen durch die sexuelle Verbindung mit der unveränderten Stammform oder mit anderweitigen Formen verhindert und so die Abänderung festgehalten werden.

Berücksichtigt man endlich die verhältnismäßig große Zahl der Arten und Spielarten der Zerealien überhaupt, so scheint ihnen in der Tat eine große Neigung zum Variieren innezuwohnen und es ist deshalb erklärlich, daß sie diese überall, wo Gelegenheit dazu geboten wird, betätigen.

Im folgenden will ich noch einige Arten der europäischen Nähr- und Nutzpflanzen in Betrachtung ziehen.

Der Weizen.

Von zwei Weizenrassen, nämlich Triticum aegilopoides und Triticum turgidum, ist bis jetzt in den prähistorischen Ansiedlungen des nördlichen und mittleren Europas noch keine Spur gefunden worden. Die wilde Stammform des Trit. aegilopoides soll in Serbien, Griechenland, Taurien, Kleinasien, Kappadozien und Mesopotamien spontan vorkommen; ohne Zweifel ist sie im Oriente auch in Kultur genommen werden. Trit. turgidum wird in Ägypten angebaut, sein von einigen behauptetes Vorkommen in Italien und in der Schweiz wird neuestens mit Recht bezweifelt,[2]) im übrigen Europa ist es noch an keiner anderweitigen Stelle nachgewiesen worden. Dagegen wurde der Anbau von Triticum compactum (einschließlich der Varietät globiforme Buschan) in Bosnien, Ungarn, Italien, in der Schweiz und im südlichen Deutschland festgestellt, wogegen es in Vorderasien und in Ägypten nicht nachgewiesen werden konnte.[3]) In gleicher Weise verbreitete sich der Anbau von Triticum

[1]) F. Ratzel, Berichte der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Jahrgang 1900, S. 33.

[2]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 18.

[3]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 15.

monococcum über die Schweiz, über Süddeutschland, Ungarn und Bosnien bis Troja; in Ägypten ist es nicht bekannt. Fehlen also einerseits von zwei Weizenrassen, die in einem großen Teile von Europa erwiesenerweise und wahrscheinlich auch noch in seinen anderen Teilen kultiviert wurden, eine (Trit. compactum) im Oriente ganz und gar und ist die andere (Trit. monococcum) wenigstens auf einen einzigen Punkt Kleinasiens, nämlich Troja, beschränkt,[1]) so ist dagegen anderseits von zwei anderen Weizenarten, die im Oriente verbreitet sind, die eine (Trit. aegilopoides) nur bis in die Balkanhalbinsel vorgedrungen, während die andere (Trit. turgidum) in Europa ganz fehlt.

Daraus geht hervor, daß zwei der prähistorischen Weizenrassen auf Europa, zwei andere auf den Orient beschränkt sind, daß also die zwei in Europa vorkommenden von den Menschen in wildem Zustande vollentwickelt angetroffen oder im Verlaufe der Zeit aus einer gemeinsamen wilden Urform gezüchtet worden sind. Die Ähre einer dieser Weizenformen haben die glyptischen Künstler in der Grotte des Espélugues und die unter dem Felsobdach von Monastruc aus Renntiergeweih nachgebildet und späterhin haben die Leute des Azylien in Frankreich, jene von Strömstad in Norwegen, von Nöstweit und von den Ansiedlungen bei den Kjökkenmöddingern in Dänemark auch begonnen, sie zu kultivieren.

Aber auch von den beiden anderen der vier in neolithischer Zeit in Europa angebauten Weizenrassen, nämlich von Trit. dicoccum und Trit. vulgare ist zwar ihr Anbau in Ägypten, aber im asiatischen Oriente noch keine Spur davon nachgewiesen worden. Aus diesem Grunde dürfen wir wohl die Herkunft der prähistorischen Weizenrassen aus Asien streichen und schließen, daß der Kulturaustausch zwischen Europa und Asien damals ein sehr geringer gewesen sein muß. Ackerbauvölker treffen wir da wie dort, und bei diesen, sollte man glauben, müßten gerade die wichtigsten Erzeugnisse des Ackerbaues Gegenstand lebhaften Begehrs und, wenn sie sich vorteilhaft erwiesen, der Verbreitung sein. Das Fehlen eines solchen Austausches während der jahrtausendelangen prähistorischen Zeitalter bezeugt, so wie viele andere Tatsachen, die Unabhängigkeit der europäischen Kulturentwicklung von der asiatischen.

Die beiden zuletzt genannten Weizenrassen, Trit. dicoccum und Trit. vulgare, bildeten dagegen in Ägypten wichtige Nahrungsmittel, weshalb ihre Einwanderung von dorther immerhin möglich ist; es kann aber mit gleichem Rechte an Nordafrika überhaupt und auch daran gedacht werden, daß sie allen Mittelmeerländern mit Ausnahme Kleinasiens eigen waren. Das Vorkommen der zuletzt genannten Weizenrasse während der neolithischen Zeit in Italien und Frankreich, während der Bronzezeit in Spanien verweist auf eine Gemeinsamkeit mit dem Norden Afrikas.

In ähnlichen Verhältnissen zeigt sich

Die Gerste.

Ihre wilde Stammform findet sich angeblich in Belutschistan und Persien, dann in ganz Vorderasien bis Palästina; aus ihr soll sich zunächst die zweizeilige Gerste und aus dieser die vier- und sechszeilige entwickelt haben. Die beiden letzteren Arten wurden in Ägypten und in Palästina, also wohl auch in Kleinasien angebaut, doch

[1]) Allgemein nachgewiesen ist sie auch in Kleinasien nicht, sondern zurzeit nur im alten Troja, wohin sie offenbar vom benachbarten Europa gebracht worden ist, denn weder das Sanskrit, noch das Persische oder Arabische, noch das Ägyptische verfügen über einen darauf bezüglichen Namen. G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 31.

scheint es, daß man in diesen Ländern, wenigstens nach der Zahl der festgestellten Funde zu schließen,[1]) von der vierzeiligen Gerste einen umfassenderen Gebrauch machte als von der sechszeiligen. Nun tritt uns auch bei dieser Kulturpflanze die Tatsache entgegen, daß die vierzeilige Gerste trotz ihres vorwiegenden Anbaues im Oriente noch in keiner neolithischen Ansiedlung Europas nachgewiesen werden konnte, und daß dort, wo genaue Bestimmungen vorgenommen worden sind, wie hauptsächlich in der Schweiz, in Ungarn, in Italien und Frankreich, nur die sechszeilige festgestellt wurde. Das Fehlen der orientalischen vierzeiligen, in der Gegenwart in Europa nun ebenfalls allgemein verbreiteten Gerste in der neolithischen Zeit Europas läßt demnach den Schluß zu, daß die Gerste überhaupt nicht aus dem Oriente gekommen ist, weil nicht einzusehen wäre, weshalb von dieser Abgabe an Europa die dort häufiger gebrauchte vierzeilige Gerste ausgeschlossen worden sein soll. Dagegen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die sechszeilige Gerste vom Süden her, also aus Nordafrika gekommen sein kann, wenn sie nicht etwa von jeher allen westlichen Mittelmeerländern gemeinsam war. Reste von ihr fanden sich aus der neolithischen Zeit in Italien, aus der Bronzezeit auch in Spanien.

Hier kommt außerdem sehr zu erwägen, daß in Europa, und zwar im steinzeitlichen Pfahlbau zu Wangen und späterhin auch noch im Salzbergwerke zu Hallein,[2]) Reste der zweizeiligen Gerste gefunden wurden, die, wie oben bemerkt, der wilden Gerste sehr nahe steht, vielleicht sogar eine nur wenig abgeänderte Wildform ist. Daraus würde sich ergeben, daß in Europa, ehe die sechszeilige Gerste angebaut wurde, schon die wilde Form benützt und in Kultur genommen worden ist, dieselbe langgrannige Form, von welcher der graphische Künstler in der Höhle von Lorthet eine Ähre auf die Schieferplatte gezeichnet hat und von der wir den Abdruck eines Kornes auf einer dem Übergange aus dem paläolithischen in das neolithische Zeitalter angehörigen Gefäßscherbe in Campigny wiederfinden.

Die Ackerunkräuter.

Wir sind bei unserem Nachweise eines in Europa ursprünglichen oder wenigstens nicht aus dem Oriente gekommenen Ackerbaues nicht auf die Funde von Getreideresten beschränkt; dieser erhält eine wesentliche Unterstützung auch durch anscheinend wertlose Nebenerscheinungen. Allen anderen Forschern voran hat Oswald Heer[3]) die Bedeutung der den Getreidebau begleitenden Ackerunkräuter hervorgehoben, die sich mit dem Getreidesamen verbreitet haben und durch ihre Herkunft auf die Herkunft der Getreidearten verweisen können. Es ist nicht möglich, Ackerunkräuter zu diesem Zwecke in größerer Zahl aufzubringen, weil man sich einerseits schon in allerältester Zeit bemüht haben wird, Unkrautsamen aus dem geernteten Getreide zu entfernen, und weil anderseits die Aufmerksamkeit auf Seite der wissenschaftlichen Forschung gerade nicht ihnen gegolten, sondern in den meisten Fällen auf die Beobachtung des Getreides allein sich beschränkt und selbst bei diesem nicht auf die verschiedenen Spielarten erstreckt hat. Um so beachtenswerter sind die wenigen Ackerunkräuter, von denen im folgenden die Rede ist.

Da haben wir zunächst die uns allen wohlbekannte blaue Kornblume, Centaurea Cyanus, die auf trockenen Bergen in Sizilien wild wächst, daher dort ihre

[1]) G. Buschau, Vorgeschichtl. Botanik, S. 37; Johannes Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, S. 322, Note 1.

[2]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 38.

[3]) Oswald Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten.

Heimat hat, von der sie frühzeitig in das Getreidefeld eingewandert ist und auf diesem sich in ganz Europa verbreitet hat. Heer macht mit folgenden Worten auf ihre Bedeutung aufmerksam: „Da sie sich schon im Kornacker der Pfahlbauten einfand, bezeichnet sie den Weg, welchen das Getreide bei seiner Verbreitung genommen hat."

Den gleichen Schluß zieht Heer aus dem Vorkommen des kretischen Leinkrautes, Silene cretica, in den steinzeitlichen Pfahlbauten. Er macht drei beachtenswerte Arten der Silene namhaft: S. cretica, S. coarctata und S. gallica. Die Silene gallica findet sich nach seiner Angabe in Deutschland hie und da zeitweise noch auf den Feldern, wogegen Silene coarctata bis jetzt nur aus Spanien bekannt ist; Silene cretica endlich ist zwar über alle Mittelmeerländer verbreitet, aber in der Gegenwart fehlt sie in der Schweiz und in Deutschland, wo sie vielleicht infolge des nicht ganz zusagenden Klimas ausgestorben ist.[1]) Sie konnte also nur mit dem Samen von Nähr- oder Nutzpflanzen eingewandert sein.

Dagegen hat schon Buschan eingewendet, daß neuere Nachforschungen das Irrtümliche dieser Annahme erwiesen hätten, ohne daß er sich genau ausgesprochen, worin es besteht.[2]) Liegt der Irrtum etwa darin, daß der Verbreitungsbezirk der Silene cretica ein größerer als der angenommene ist, so hindert er noch immer nicht die Schlußfolgerung, daß sie mit der Ackerfrucht aus dem Süden gekommen ist. Neuweiler wendet dagegen die Verschiedenheit der Struktur ein, welche zwischen den in den Pfahlbauten gefundenen Samen, die Heer zur Bestimmung als Silene cretica veranlaßte, und denen der Pflanze aus der Gegenwart besteht. Erwägt man aber, daß die zehn wohlerhaltenen Samenkapseln aus dem Pfahlbau in Robenhausen nicht mehr vorhanden sind, also nicht nachgeprüft werden können, daß die Einwirkung der mehrtausendjährigen Lagerung in der Pfahlbauschichte doch nicht ganz gering sein kann und vielleicht gar Artenmerkmale betroffen hat, daß endlich Neuweiler selbst bekennen muß, daß es trotz aller Versuche „auch ihm nicht möglich geworden ist, die Zugehörigkeit der Pfahlbausilene zu einer bekannten Art festzustellen",[3]) so geht daraus hervor, daß die Samen jeder anderen Sileneart den von Heer behandelten Resten aus dem Pfahlbau von Robenhausen ferner stehen als Silene cretica, weil Neuweiler näherstehende sicher genannt haben würde, und daß es sich bei der Robenhausener Silene wahrscheinlich nur um eine Variation der Silene cretica handelt, zu der bei deren Übertragung aus dem warmen Süden in die rauheren Alpenvorlande Anlaß genug vorhanden war. Aber selbst wenn Silene cretica ausgeschlossen wäre, so würden doch die Silenearten überhaupt auf eine südliche Herkunft verweisen.

Endlich bietet sich noch die Kornrade (Agrostemma Githago), die in unseren Feldern ebenso zahlreich erscheint wie die Kornblume, aber nicht wild, z. B. auf den Wiesen vorkommt. Ihre verkohlten Samen wurden in Robenhausen und Lengyel gefunden, ihre Heimat ist der Süden Europas, wo sie auch unter der Asche von Pompeji gefunden wurde.

Einen Schluß auf die Herkunft jeder einzelnen Getreiderasse werden wir aber aus ihrer Gesellschaft mit südlichen Ackerunkräutern doch nicht machen dürfen, weil sie sich vielleicht nur in Verbindung mit einer einzigen Weizen- oder Gerstenart oder gar nur mit einer besseren Spielart eingefunden haben und dann hier erst von einem Felde auf das andere gewandert sind. Wir haben ja gesehen, daß schon

[1]) O. Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten, S. 36.

[2]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 258.

[3]) E. Neuweiler, Die prähist. Pflanzenreste Mitteleuropas, S. 66, 67.

in der neolithischen Zeit vom Weizen vier Arten in Mitteleuropa, u
nördlicheren Ländern mindestens drei Arten seit einer nicht näher
Zeit in Pflege gestanden, von denen sich doch denken ließe, daß e
nicht eingewandert, sondern, und das scheint bei Triticum compact
monococcum der Fall zu sein, schon ursprünglich in Europa einheimi
nun auch die fremden Ackerunkräuter in ihre Gesellschaft aufg
Eines geht aber auch aus diesen Erscheinungen hervor, der Anteil
sitze wichtiger Kulturpflanzen samt der sie begleitenden anderweiti

Die Hirse.

Die Hirse war im hohen Altertum eine der wichtigsten und ver
pflanzen; sie tritt in zwei Formen, als Rispenhirse (Panicum mil
Kolbenhirse (Panicum italicum oder Setaria italica, auch S. germanica
in einer großen Zahl von neolithischen Ansiedlungen Europas auf.
nicht zu bestimmen und nur für die Kolbenhirse wird Panic
Mutterpflanze angegeben, die im mittleren Europa bis
hin als weitverbreitetes Unkraut vorkommt und sich
vierten Form nur durch die geringere Größe der Sam
durch das freiwillige Abfallen der Fruchtährchen unte

In China sollen beide Arten schon im Jahre 2700 oder 2800
gebrauchte und geschätzte Nährpflanzen angebaut worden sein und
sich ihr Anbau durch das ganze mittlere Asien bis an den Pontus
lere Europa. Da die Pflanze gegen Fröste sehr empfindlich ist, nim
ihre Heimat im nördlichen Teile von Indien zu suchen sei, von wo
seits in das nördliche China, anderseits bis Europa verbreitet habe.
aber können diese beiden Hirsearten unmittelbar aus dem Orient in
nämlich aus Vorderasien gekommen sein, weil sie der semitisch-ä
fremd sind, was auch O. Schrader insoweit zugesteht, als er sag
bei den Semiten aus dem Sprachschatze noch nicht festgestellt is
auch heute wenig in Kleinasien angebaut, in Ägypten und Norda
andere Hirsearten ersetzt; im alten Troja fand man sie nicht vor un
Griechenland kamen sie zu keiner Bedeutung. Wenn beide in Eu
Hirsearten wirklich aus Asien hier eingelangt sind, so konnten
Weg nicht durch die semitische Welt und über Griechenland zu
da die Landstrecke zwischen dem Kaspisee und dem Polarmeere
frostempfindliche Pflanzen, zu denen die Hirsearten gehören, wohl
so können sie sich westwärts nur längs des Ost- und Nordufers des S
verbreitet haben. In der Tat berichten die Griechen von den Sarmate
daß sie große Vorliebe für diese Frucht hatten, was ihnen aber j
Gegensatze zur unbedeutenden Verwendung in der eigenen Heim
mochte.

Abgesehen nun von der großen Schwierigkeit, die in der Schi
breitungsweges am engen östlichen Ufersaume des Pontus liegt, mu
daß Weizen, Gerste und Hirse als Kulturpflanzen gleichzeitig in E
oder vielmehr da waren, so daß man annehmen muß, daß sie von
schen Bevölkerung hier vorgefunden und in Gebrauch genommen o

[1]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 74.
[2]) O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3], Bd. II, S. 199.

zeitig hieher gebracht wurden. Da nun Weizen und Gerste, wenn sie nicht etwa in Europa schon einheimisch gewesen, doch aller Wahrscheinlichkeit nach aus den Mittelmeerländern stammen, also schwerlich über das Nordufer des Pontus gekommen sind, so ist es auch nicht wahrscheinlich, daß die Hirse auf diesem Wege allein gegangen ist.

Dazu kommt, daß es keineswegs sichergestellt ist, daß die beiden ums Jahr 2800 v. Chr. in China gepflegten Hirsearten wirklich die Rispen- und Kolbenhirse gewesen sind; es kann sich auch um zwei Züchtungsvarietäten der Rispenhirse allein handeln. Für diese läßt Körnicke Ostindien als Heimat gelten, für die Kolbenhirse ist es nach Ansicht dieses Gelehrten als Ursprungsland ausgeschlossen, weil ihre wilde Stammform, Panicum viride, dort nicht vorkommt. Dagegen haben wir eingangs gesehen, daß P. viride eben im mittleren Europa bis nach Finnland hinauf als weitverbreitetes Unkraut auftritt, und da dieses sich von der kultivierten Form der Kolbenhirse, nur durch die geringere Größe der Samenkörner und durch das freiwillige Abfallen der Fruchtährchen unterscheidet, so hatten die neolithischen Bewohner Mitteleuropas eigentlich keinen Anlaß, nach der fremden Frucht zu greifen. Der einzige beachtenswerte Grund für einen anderweitigen Ursprung liegt für die Kolbenhirse in der angeblichen Empfindlichkeit der heute in Benützung stehenden Pflanzen gegen die Kälte, die aber durch die mehrtausendjährige Kultur (ausnahmslos geübte Aussaat im Frühling) anerzogen worden sein kann.

Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Kolbenhirse nicht aus China oder Indien gekommen ist, daß vielmehr die Europäer selbst die bei ihnen wildwachsende Hirse zunächst abgeerntet, wo sie sie eben vorfanden, dann aber einigermaßen in ihrem Fortkommen geschützt und schließlich selbst in Anbau genommen haben.

Die Herkunft der Rispenhirse und der Weg, den sie zu uns genommen hat, bleiben dagegen noch rätselhaft.

Der Buchweizen.

So wie die wildwachsende Kolbenhirse, hat man auch die Samenkörner des Buchweizens (Polygonum Convolvulus) schon in der neolithischen Zeit Europas als Nahrung benützt; man fand dessen Nüßchen in den Pfahlbauten der Schweiz, in Schussenried, auf der Bischofsinsel, zu Aggtelek in solcher Menge, daß nur die Absicht, sie zu verspeisen, zu deren Ansammlung veranlaßt haben konnte. Das wilde Polygonum Convolvulus fand diese Verwendung noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts in Pommern. Auch von Polygonum lapathifolium, P. persicaria und P. aviculare fand man Samenkörner in den Ansiedlungen.[1])

Es liegt hierin ein Beweis, daß die neolithischen Bewohner Europas durchaus nicht die tiefstehenden Leute gewesen sind, wie sie uns von angesehenen Gelehrten geschildert werden, die erst das sich zunutze gemacht haben, was ihnen aus dem Oriente zugekommen ist, oder worauf sie von der semitischen Welt aufmerksam gemacht worden sind. Am deutlichsten sehen wir ihre Rührigkeit bezeugt durch Dinge, die nicht so vergehen konnten wie die Pflanzenreste; alle steinzeitlichen Pfahlbauten liefern uns Belege dafür. Im Pfahlbau bei Au am Mondsee fand ich Bergkreide, Pyrit, Graphit, Rötel, Kalkspat, amorphen Marmor, Bergkristall, Marienglas, bituminöse Kohle und versteinerte Konchylien und es ist geradezu erstaunlich, zu sehen, mit welcher Unermüdlichkeit und Umsicht schon die an den Ufern der Donau angesiedelten Mammutjäger alle Gesteinsarten, welche der Strom aus den Bergen herab-

[1]) E. Neuweiler, Die prähist. Pflanzenreste Mitteleuropas, S. 62—63.

geführt und auf den Schotterbänken abgelagert hatte, geprüft haben, um sie für ihre Zwecke zu verwenden. Diese Leute haben gewiß auch keine Pflanzen außer acht gelassen, von der sie sich Nahrung oder sonstigen Nutzen versprachen.

Der in der Gegenwart kultivierte Buchweizen, Polygonum Fagopyrum, erschien erst am Ende des Mittelalters.

Die Linse.

Auch die Hülsenfrüchte treffen wir in der Küche der vorgeschichtlichen Bewohner Europas; die Bohne allerdings erst in der Bronzezeit, wogegen Linse und Erbse schon in der neolithischen Zeit und an reichlich vielen Fundorten erscheinen.

Die Linse ist bekannt aus Oberitalien, aus der Schweiz, aus Süddeutschland, Ungarn und Bosnien. Im Oriente und in Ägypten ist sie erst in späterer Zeit nachzuweisen, woraus ich übrigens keinen Schluß ziehen will, doch macht Buschan darauf aufmerksam[1]), daß die vorgeschichtliche Linsensorte Europas in ihren Artmerkmalen mit der Feldlinse übereinstimmt und sich auch von der heutigen Gartenlinse nur dadurch unterscheidet, daß sie im Verlaufe der Zeit an Größe stetig zunimmt, eine Folge der Züchtung, so daß wir zu dem Schlusse berechtigt sind, daß die Gartenlinse aus der einheimischen Feldlinse hervorgegangen ist. Das ursprüngliche Verbreitungsgebiet der Feldlinse läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, weil sie in wildem Zustande nicht mehr vorkommt. Buschan verlegt ihre Heimat in das Küstengebiet des Mittelmeeres, sowie auch Höck sie zu den Pflanzen der mediterranen Flora zählt.

Die Erbse.

Ähnlich wie mit der Linse verhält es sich mit der Erbse (Pisum arvense und P. sativum); sie kommt schon in den steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz wie auch in Aggtelek vor, in der Bronzezeit erscheint sie in Spanien. Ihr Vorkommen im alten Troja berechtigt noch nicht zur Annahme, daß sie auch im übrigen Kleinasien angebaut wurde, da, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen zu haben glaube, Troja ein Sitz von Indogermanen gewesen, wohin sie die Erbse mitgebracht haben können. Die Annahme, daß die Erbse auch in Kleinasien verbreitet gewesen und von dort nach Europa gekommen ist, wäre um so weniger berechtigt, als sie den Ägyptern und Hebräern fremd war[2]). Nach Buschan ist es vielmehr wahrscheinlich, daß die Gartenerbse durch Züchtung aus der gewöhnlichen Felderbse hervorgegangen, da deren allmähliche Entwicklung sich aus der Felderbse verfolgen lasse; wenn er aber weiter schließt, daß das älteste Vorkommen in der Schweiz und in Kleinasien — bzw. in Troja — sowie auch die Berichte der Alten über den frühzeitigen Anbau in Griechenland „zu dem Schlusse drängen, daß es die unteren Donauländer sowie die Gebiete, die sich von dort aus bis zum Süden des Kaukasus erstrecken, gewesen sein mögen, die der Gartenerbse den Ursprung gaben", so meine ich, daß zu diesem Schlusse nur das alte Vorurteil für die Herkunft aller Kulturgaben aus dem Oriente gedrängt hat, weil aus den bezeichneten Gebieten keine Funde vorliegen, das gemeldete Vorkommen in Griechenland aber viel zu jung ist, als daß es neben den steinzeitlichen Funden im mittleren Europa und selbst neben den bronzezeitlichen in Spanien in Betracht kommen könnte.

Bestätigt es sich, daß die Felderbse, wie berichtet wird, im wildwachsenden Zustande über die Mittelmeerländer bis Algier und Spanien verbreitet ist, dann ist

[1]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 207.
[2]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 201.

die Gartenerbse, da sie, wie schon oben bemerkt wurde, den Ägyptern und Hebräern und demzufolge auch den Kleinasiaten fremd war, ein Züchtungsergebnis der westlichen Mittelmeerländer, von wo sie sich in die Alpenländer verbreitete.

Die Saubohne.

Dieses Ergebnis findet eine ausgiebige Unterstützung durch die Alters- und Verbreitungsvorkommnisse der Saubohne (Faba vulgaris — Vicia Faba). Im Norden der Alpen ist sie in der neolithischen Periode nicht nachweisbar, wohl aber erscheint sie schon in dieser Zeit in Italien (Monte Loffa), in Spanien (El Garcel, Campos), in Ungarn (Aggtelek, Lengyel) und in der zweiten Stadt von Troja; sie findet aber in der darauf folgenden Bronzeperiode eine weite Verbreitung in ganz Mitteleuropa. In Ägypten und in Palästina wurde sie verabscheut und hauptsächlich nur zu funeralem Zwecke verwendet; daß sie in ersterem Lande wild vorgekommen, wie aus einer Stelle in Herodot (II, 37) geschlossen wurde, läßt sich aus dieser nicht entnehmen, weil sie nur besagt: „Bohnen säen die Ägypter in ihrem Lande nicht sehr" — d. h. also, in geringerem Maße, aber doch — „und die, welche es dort gibt, genießt man weder roh noch gekocht." Es handelt sich also hier um angebaute, nicht um wildwachsende Bohnen.

Auf Grund der Verbreitungsverhältnisse der tatsächlich gefundenen Überreste der Bohne muß man der Ansicht Neuweilers zustimmen, welcher mit Rücksicht auf ihr steinzeitliches Vorkommen in Spanien, ihr bronzezeitliches in Frankreich und im Westen der Schweiz zu dem Schlusse kommt, daß die Saubohne vom Süden her über die westlichen Alpenpässe in die Schweiz gelangt ist; nach Ungarn dürfte sie aus Italien gekommen sein, wo sie, wie oben bemerkt wurde, ebenfalls schon in der Steinzeit in Pflege gestanden.[1])

Die Wassernuß.

Wie sehr man die Kulturentwicklung Europas stets unter dem Drucke der Vorstellung von der Ausstrahlung aller Kultur aus dem Oriente beurteilt hat, zeigt auch die Anschauung, die man über die Herkunft einer Nährpflanze von geringerer Bedeutung, der Wassernuß (Trapa natans), hegte. Sie sollte nach der Ansicht des Botanikers Areshong vom Kaukasus her durch Menschenhand in Europa verbreitet worden, nach Krain, wo sie in den steinzeitlichen Pfahlbauten im Laibacher Moore massenhaft vorkommt, zufolge der Ansicht anderer aus Thrazien gelangt sein, wo sie Plinius als wohlschmeckendes Nahrungsmittel kennt. Und doch gibt es kaum eine andere Nährpflanze, deren Reste so früh und so weitverbreitet in Europa vorgekommen sind, wie eben diese. Sie erscheint schon im Miocän bei Teplitz-Schönau, im Pliocän in Thüringen, dann in den interglazialen Ablagerungen von Lauenburg und Aue; sie hat die Eiszeiten überdauert und sich in der Nacheiszeit wieder über ganz Mitteleuropa bis Dänemark, Schweden und Finnland ausgebreitet. In der Schweiz wurden ihre Reste in dem steinzeitlichen Pfahlbau von Robenhausen, in Krain in den dortigen Pfahlbauten, in Böhmen in den steinzeitlichen Ansiedlungen des Kommerer Seegebietes gefunden, endlich selbst im hohen Norden, wo sie in einer Schlammschicht unter dem Torfmoore bei Gottersäter (Kirchspiel Axberg, Prov. Nerike, Schweden) zugleich mit Gefäßscherben aus Montelius III. (Gangräber-) Periode vorkamen, denen der Entdecker aus geologischen Gründen ein Alter von mindestens 5500 Jahren beimaß.[2])

[1]) E. Neuweiler, Die prähist. Pflanzenreste Mitteleuropas, S. 86.

[2]) K. Kjellmark, Bull. of the Geolog. Institut of Upsala, Jahrg. 1896, Bd. III, S. 14—26.

In den Pfahlbauten bei Laibach erscheinen ihre Schalen so massenhaft, daß ein wirklicher Anbau stattgefunden haben muß, der übrigens in Krain noch im 18. Jahrhundert urkundlich bezeugt ist. In historischer Zeit ist dieser aber doch sehr zurückgegangen; man findet die Verwendung der Wassernuß noch in Kärnten (aus dem Ossiacher See), aus einem Teiche bei Teplitz-Schönau, im Dessauischen, in Oberitalien und an anderen Orten.

Es gibt wohl keine andere Nährpflanze, welche so sehr das Gepräge ihrer endogenen natürlichen Herkunft als auch ihrer Verwendung im Haushalte des Menschen an sich trägt, wie diese; aber das ist keine ausnahmsweise Erscheinung oder etwa der massenhaften Verwendung zuzuschreiben, sondern der Fähigkeit der Erhaltung, der durch das harte Gehäuse verliehenen Widerstandskraft gegen völlige, etwa durch die Verwendung selbst bedingten Zerstörung und gegen die Verwesung. Wären auch die anderen Kulturpflanzen mit der gleichen Eigenschaft ausgestattet, würde deren in Europa erfolgte Übernahme in die Pflege bei manchen noch deutlicher hervortreten.

Die Verbreitungsfähigkeit der Wassernuß ist ohne Zweifel sehr erschwert, sie gedeiht nur in stehenden Gewässern, weshalb die Ausstreuung ihres Samens, insbesondere in andere Gewässer auf das äußerste behindert wird, und dennoch hat sie sich ganz Europa bis in den hohen Norden hinauf erobert; es läßt sich also denken, daß andere Pflanzen, z. B. unsere Getreidearten, deren Samen durch Nagetiere, Vögel und Winde leichter vertragen werden, die fast überall empfänglichen Boden finden, um so größere Verbreitungsfähigkeit besitzen, aber wegen ihrer Vergänglichkeit nur mehr in beschränktem Maße festgestellt werden können. In ähnlicher Weise wie mit der Wassernuß verhält es sich mit der Haselnuß, die selbst aus den ältesten Zeiten in großer Zahl erhalten ist, wogegen mir bei meinen Baggerungen im Mondsee ansehnliche, also offenbar zum Gebrauche gesammelte Mengen aus dem Seegrunde gehobener Samenkörner anderer Art zwischen den Fingern unfaßbar im Wasser zerflossen.

Die erhaltenen Pflanzenreste geben uns also nur ein unzureichendes, gegen die Wirklichkeit ärmliches Bild der Kultur der Pflanzen in den prähistorischen Zeitaltern.

Gemüsepflanzen.

Von den Gemüsepflanzen kommen eigentlich nur die Möhre (Daucus carota) und der Pastinak (Pastinaca sativa) in Betracht. Erstere fand sich nur einmal im Pfahlbau von Robenhausen, die zweite in jenen von Robenhausen, Moosseedorf, Steckborn, dann zu Fontinellato und Mercurago in Oberitalien. Keine dieser Pflanzen ist meines Wissens aus dem Orient bezeugt.

Außerdem wäre die Melde zu nennen, eine Chenopodiumart, deren Samen in vielen steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz in auffälliger Menge gefunden wurde. Im Falle von Getreidenot mischt man sie in Rußland in das Brot, was aber üble Folgen für die Gesundheit nach sich ziehen soll. Wenn sich das bestätigt, dürfte sie kaum als Nahrung, eher zu medizinischen Zwecken gedient haben. Da aber die Pflanze Aufmerksamkeit gefunden hat, ist zu vermuten, daß die jungen Blätter gleich unserem Spinat als Kostzutat verwendet wurden, was in Süddeutschland noch geschieht.

Es mögen noch mancherlei andere Pflanzen nicht angebaut, aber gesammelt worden sein, wie z. B. der Bärenlauch (Allium ursinum), in den österreichischen Alpen wie in Dänemark und Schweden Rams genannt, wo er übrigens vom Viehfutter ferngehalten wird, das Kerbelkraut, der Kümmel und andere, um sie als Gemüse oder Würze zu verwenden, ohne daß, mit Ausnahme der dürftigen Spuren des Kümmels im Pfahlbau von Robenhausen, Reste davon gewisse Kenntnis geben.

Der Mohn.

Der Mohn in seiner heutigen kultivierten Form (Papaver somniferum) kommt an keiner Stelle wildwachsend vor; wohl aber findet sich eine Form des Mohns, die zwischen dem Gartenmohn und dem in den Mittelmeerländern wildwachsenden Feldmohn (Papaver setigerum) die Mitte hält, in prähistorischen Ansiedlungen Oberitaliens und in sehr vielen steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz. Daß es sich hiebei wirklich um eine wenngleich primitive Kultur der Pflanze handelt, geht aus der großen Zahl der Fundorte und aus der ansehnlichen Menge der gefundenen Überreste in einzelnen dieser Ansiedlungen hervor. Aus diesem Grunde neigt die Ansicht der Forscher sich dahin, daß die schon etwas vollkommenere Form des Pfahlbaumohnes sowie späterhin der Gartenmohn aus dem Feldmohn gezüchtet wurden.

Der Mohn war im alten Ägypten wie auch in Palästina lange Zeit unbekannt, auch O. Schrader erklärt, daß der Mohn aus dem Sprachschatze nicht als ein ägyptischer oder semitischer Besitz bezeichnet werden kann.[1]) Man darf daher annehmen, daß er auch den Kleinasiaten anfänglich fremd war. Wenn Sykion die Mohnstadt genannt wird, so bezeugt das lediglich die Bekanntschaft der Griechen mit dem Mohn, also in einer Zeit, hinter der dessen ältestes Vorkommen in Mitteleuropa um 2000 Jahre zurückliegt.

Das Ergebnis dieser Betrachtung geht dahin, daß der Mohn der älteren Zeit Ägyptens und des Orientes fremd war, daß der in der neolithischen Zeit von den Pfahlbaubewohnern Oberitaliens und der Schweiz in ansehnlichem Umfange kultivierte Mohn aus der Form des Papaver setigerum gezogen wurde, die vorzüglich in Griechenland, auf den Inseln Kypern, Sizilien und Korsika, in Algier und Spanien in wildem Zustande wächst. Auch der Mohn ist also kein Geschenk des Orientes, sondern ein Eigengut Südeuropas, an dessen Kultivierung die ganze Bevölkerung rings um die Alpen beteiligt gewesen.

Das Obst.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, schicke ich voraus, daß wir ohne Zweifel viele durch lange Zucht vervollkommnete Sorten von Obst aus Asien erhalten, allein ebenso zweifellos ist es, daß wir sie nicht dem semitisch-ägyptischen Kulturkreise zu verdanken haben. Die meisten sind in Europa erst eingeführt worden, nachdem Alexander der Große durch die Unterwerfung Vorderasiens den Zugang zu diesen Gebieten eröffnet und die Römer nach ihm ihre Herrschaft auch bis dorthin ausgedehnt hatten. Hiebei ist aber noch zu untersuchen rätlich, welchen Anteil griechische Hände und die Hände der im mittleren Asien angesiedelten Indogermanen an der Pflege und Veredlung des Obstes genommen haben.

Den Ägyptern und den Hebräern der alten Zeit waren die meisten Obstsorten der gemäßigten Himmelsstriche unbekannt. Das gilt z. B. von dem Pfirsich und von der Aprikose. Auf die Heimat des Pfirsichs, wenigstens auf jenes Gebiet, aus dem er seinerzeit bezogen wurde, verweist schon sein Name Prunus persica, wobei allerdings zu bemerken ist, daß Persien von einigen Gelehrten nur als Durchzugsland erklärt und China als die eigentliche Heimat hingestellt wird, wo der Pfirsichbaum schon im dritten Jahrtausend vor Christo gepflanzt und veredelt worden, und von wo er später über Persien in den Orient und noch viel später sodann in das Abendland gekommen sein soll. Ich halte diese lediglich auf die Tatsache, daß Amygdaleen, aus denen der Pfirsich hervorgegangen, in China wild gedeihen und dort auch

[1]) O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3], Bd. II, S. 199.

gepflegt werden, gestützte Schlußfolgerung nicht für genügend begründet, weil man sonst noch mehr berechtigt wäre, aus der früheren Bekanntschaft der Chinesen mit der Magnetnadel, dem Schießpulver, dem Buchdruck, dem Papier usw. in einer Zeit, als der Völkerverkehr schon ein ganz anderer war als im dritten vorchristlichen Jahrtausend, zu schließen, daß auch diese Kulturerfolge von China nach Europa gelangt sind. Zum vollständigen Erweise bedarf es auch der Aufklärung des Weges, auf dem diese Wanderung erfolgt sein soll.[1])

Gegen die Herkunft des Pfirsichs aus China möchte ich mir zunächst die Bemerkung gestatten, daß ja gar nicht erwiesen ist, daß es sich dort wirklich um dieselbe Frucht handle. Die große Klasse der Amygdaleen breitet sich auch über ganz Vorderasien aus, und eine ihr angehörige Zwergform ist bis auf die westlichen Ufer der March in Niederösterreich gewandert. Es ist deshalb gar nicht ausgeschlossen, daß der Pfirsich seine veredelte Form wirklich in Persien erhalten hat, von wo er sich in den letzten Jahrhunderten vor Christo ebensogut nach China wie nach Europa ausgebreitet haben konnte.

Persien muß überhaupt wegen seiner Obstzucht in größtem Ansehen gestanden sein, weil auch die beste Art der Walnuß von den Griechen die persische oder königliche Nuß genannt wurde, woran Plinius die Bemerkung knüpft, daß sie wirklich aus Persien über den Pontus gebracht wurde und von Anfang an so geheißen habe.[2]) Auch der Name Sinopische Nuß für Walnuß verweist in diese Richtung. War doch noch im Mittelalter Schiras, die Stadt des Hafis und Schaadi, berühmt wegen ihrer Rosen- und Granatäpfelgärten und ihrer schönen Frauen; selbst heute noch gleichen vom Klima begünstigte Landschaften Persiens einem Paradiese, in welchem Obsthaine, Myrthenwaldungen, Weingärten, Rosenpflanzungen und Gehölze bis 1000 *m* emporsteigen; noch heute erzeugt Persien eine Fülle des edelsten Obstes, die Melonen von Gurgal sind die größten, jene von Ispahan die schönsten der Erde und bei ihnen kehrt der Name Persien noch einmal wieder, da die feinste Sorte dieser Frucht auf dem Wiener Markte die persische Melone heißt.

Eine größere Festigkeit erhält die oben ausgesprochene Meinung noch durch eine andere Amygdalusart, die Aprikose, Amygdalus armeniaca, deren Name auf das Ursprungsland Armenien verweist, und wenn wir uns vorhalten, daß der Mandelbaum, Amygdalus communis, von dem wahrscheinlich Pfirsich und Aprikose ihren Ausgang genommen, in Afghanistan, Turkestan, Kurdistan, Mesopotamien und Syrien wild wächst, so dürfte es keineswegs gewagt sein, wenn wir die Heimat der Aprikose, ihrem Namen armeniaca folgend, in die Nachbarschaft der Heimat des Pfirsichs verlegen.

Die im historischen Altertum berühmten und begehrten Obstarten stammten also offenbar aus Persien und seiner unmittelbaren Nachbarschaft, nicht aus dem fernen,

[1]) Ich muß hier das Bekenntnis einschalten, daß ich mich von der Zweifelsucht gegen die chinesischen Zahlenangaben nicht losmachen kann und überzeugt bin, daß man von ihnen ohne Gefahr eines Irrtums einen sehr bedeutenden Teil streichen darf. Ähnliche Zweifel empfinde ich bei den chronologischen Aufstellungen in der älteren semitisch-ägyptischen Kulturgeschichte, die auf 6—8000 Jahre v. Chr. zurückgeführt werden, wobei aber die Meinungen weit auseinandergehen. Ich muß bei solchen Angaben unwillkürlich an die Berichte der Bibel der Hebräer denken, denen zufolge z. B. Seth erst im 105. Lebensjahre den Enos, Jared im 162. Jahre den Henoch, Lamech im 187. Jahre den Noah zeugte, und die sich darnach noch einige hundert Jahre lang des Lebens freuten. Diese Zahlen sind für jeden als ungeheuerlich erkennbar, aber wer leistet, selbst wenn wir uns unter diesem Namen nicht Individuen, sondern Völkerschaften denken, Gewähr dafür, daß nicht recht oft minder auffällige, aber ebenso irrtümliche Zahlen, insbesondere der älteren chaldäisch-babylonisch-assyrischen Chronologie als Grundlage dienten?

[2]) Plinius, Hist. nat. XV, 24.

durch Gebirge, Wüsten und wilde Völker davon getrennten China und ihre Pflege und Veredlung lag in den Händen von Indogermanen.

Für die prähistorische Kulturgeschichte haben die Amygdalusarten keine Bedeutung, obwohl mehrere derselben, doch nur in ihrer Wildform, von den steinzeitlichen Bewohnern Europas benützt wurden; wichtiger ist für uns der Apfel. Er erscheint in Oberitalien zu Lagozza und in vielen Pfahlbauten auf der ganzen Nordseite der Alpen schon in der jüngeren Steinzeit in einer veredelten Sorte. Außer den gewöhnlich vorkommenden Früchten des wilden Apfelbaumes stellt nämlich Heer eine besondere Sorte auf, deren Frucht eine Höhe von 29—32 *mm* hat und bis zu einer Dicke von 36 *mm* anwächst und sich auch durch die verhältnismäßig stärkere Zunahme des fleischigen Teiles von der wilden unterscheidet, weshalb er sie mit Recht als eine durch die Kultur aus der wilden erzielte edlere Sorte ansieht.

Derlei größere Früchte kommen neben vielen kleinen auch im steinzeitlichen Pfahlbau bei Au am Mondsee in großer Zahl vor, die eine Höhe von 30—35 *mm* und eine Dicke bis 34 *mm* erreichen. Auch bei diesen Stücken wird die ansehnliche Größe wesentlich durch die Zunahme des fleischigen Teiles bewirkt, weshalb ich auch sie zu den veredelten zählen darf. Da die gespaltenen Äpfel zuerst durch das Trocknen mit Hilfe erhitzter Steine, die sich mit allen Spuren eines derartigen Gebrauches zahlreich vorfanden, dann durch Verkohlung bei der Feuersbrunst einer Anzahl der Pfahlbauhütten bedeutend an Umfang eingebüßt haben, kann man jene der frischen Früchte immerhin auf ein durchschnittliches Maß von 45—50 *mm*, also schon eine eine recht ansehnliche Größe, veranschlagen.

Da ferner außer der Größe der Früchte und der Fleischfülle kein Unterschied zwischen den beiden, oft nebeneinander vorkommenden Sorten sich erkennen läßt, darf man die größere Sorte um so mehr als ein einheimisches Züchtungsergebnis betrachten, als aus dem häufigen Erscheinen auf eine große Beliebtheit des Apfels, aus dem, wie an Topfscherben haftende verkohlte Reste zeigen, auch ein Mus bereitet wurde, geschlossen werden kann.

Buschan hält jedoch dafür, daß die größere Sorte von den aus dem Orient in Mitteleuropa eingewanderten und in den Pfahlbauten seßhaft gewordenen Stämmen mitgebracht worden sei.[1]) Gegen diese Annahme hat sich schon Hoops mit guten Gründen ausgesprochen;[2]) es läßt sich dagegen aber auch noch geltend machen, daß nach den von Buschan selbst beigefügten Angaben[3]) der Apfel den alten Ägyptern und den alten Hebräern, also wohl auch den Kleinasiaten fremd gewesen, und daß es zweifelhaft ist, ob die steinzeitlichen Bewohner der Südhälfte Europas — wir mögen dabei nun an die mediterrane oder an die alpine Rasse denken, oder annehmen, daß die Indogermanen sich damals schon bis in den Süden der Alpen ausgebreitet — aus dem Oriente eingewandert sind.

Gegen den Apfel tritt die Birne weit zurück, obwohl die getrockneten Spalten der wilden Birne eine sehr wohlschmeckende Speise sind. Sie findet sich in den Pfahlbauten Oberitaliens und der Schweiz vor; einige wenige verkohlte Stücke aus dem Mondsee scheinen mir ihrer gegen den Stil zu sich sehr verjüngenden Form wegen der Birne anzugehören. Sie haben eine Dicke von 18—24 *mm* und eine Höhe von 24—29 *mm*.

[1]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 173.
[2]) Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, S. 336—337.
[3]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 116.

Für ihre Verwendung bei den alten Ägyptern, den Hebräern und übrigen Semiten haben wir keinen Anhaltspunkt; Buschan hält ihre einstige Pflege in Ägypten aus klimatischen Gründen für unwahrscheinlich.[1])

Die Walnuß.

In den neolithischen Ansiedlungen Oberitaliens ist die Walnuß noch nicht festgestellt, sie erscheint dort vorläufig erst in dem Pfahlbau von Peschiera, also schon im einigermaßen vorgeschrittenem Bronzealter; um so überraschender ist das Vorkommen dieser Frucht, deren Herkunft wir schon ihres Namens halber in den Süden zu versetzen gewohnt sind, in den steinzeitlichen Pfahlbauten zu Wangen und Bleiche Arbon, welch letzteres von Neuweiler festgestellt wird, weshalb wohl auch die bisher angezweifelten Funde von Bodmann und aus dem Baldegger-See eine neuerliche Prüfung verdienen würden.

Die Überraschung mäßigt sich aber, wenn man erfährt, daß die Walnuß in ihren verschiedenen Sorten heute einerseits auf einem breiten, durch das ganze mittlere Asien gehenden Gürtel bis nach Griechenland in wildem Zustande vorkommt, anderseits während der Quartärzeit keineswegs selten auch im übrigen Europa, z. B. in Nogent s. Seine, Taubach bei Weimar, Hohenerdingen, Cannstatt usw., verbreitet gewesen ist[2]) und keineswegs eines besonders zusagenden Klimas bedarf. Die in Süddeutschland einheimisch gewesene Walnuß, die bald als Juglans regia, bald als Juglans acuminata bestimmt wird, ist der Vorfahr unseres heutigen Nußbaumes und lebte vielleicht noch in der neolithischen Zeit wild.

Durch diese Feststellungen gewinnen nun auch die von Ed. Piette[3]) in den dem Übergang aus der paläolithischen in die neolithische Zeit angehörigen Ablagerungen von Mas-d'Azil gemachten, von mehreren Seiten in ihrer Zugehörigkeit angezweifelten Funde von Walnüssen größere Sicherung und größeren wissenschaftlichen Wert.

Bei dieser Erörterung verdient auch der Name Walnuß einige Beachtung. Der Name Walnuß, hie und da auch welsche Nuß, verweist keineswegs auf Italien, sondern auf ein Gebiet, das von Kelten bewohnt war, die von den Germanen im Altertum als Walen, Walchen (vom Stamme der Volcae entnommen) bezeichnet wurden. In Oberösterreich hat der Name wie in anderen Ländern sich in Ortsnamen, z. B. Seewalchen, Straßwalchen u. a. m., erhalten, wodurch sich Sitze der romanisierten Kelten kennzeichnen. Der dadurch bezeugte Hinweis auf Gallien, den Hauptsitz der Kelten, wird durch den lateinischen Namen nux gallica bekräftigt. Es läßt sich also ganz gut denken, daß die Walnuß, die nach Piette in Frankreich schon vor dem Beginn der eigentlichen neolithischen Zeit gezogen und, wie die Funde zeigen, in dem vielleicht recht zusagenden Klima zu einer ansehnlichen Größe gebracht worden ist, allmählich auch in den Alpenländern beliebt wurde und sich dort verbreitete.

Der Lein.

Heer hat seinerzeit die Funde von Leinsamen aus den steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz als Linum angustifolium bestimmt und aus ihrer Vergesellschaftung mit dem Ackerunkraut Silene cretica geschlossen, daß die Pfahlbauleute ihren Flachssamen aus dem südlichen Europa erhalten haben, mit dem auch Silene cr. in

[1]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 173.
[2]) E. Neuweiler, Die prähist. Pflanzenreste Mitteleuropas, S. 58.
[3]) Ed. Piette, L'Anthropologie, Bd. VII, S. 19.

unsere Länder gekommen ist, ohne sich hier in dem rauhen Klima halten zu können. Dem widerspricht, wie schon bemerkt wurde, Neuweiler, indem er sowohl die Bestimmung der Silenenart als auch die des Leines für eine irrige hält, und die Samen des letzteren, die Heer bei seiner Bestimmung vorgelegen, als Varietät oder Rasse einer perennierenden Leinart erklärt, die dem Linum austriacum am nächsten stand, aus der sich die jetzigen auch in der Kultur vorkommenden Leinarten Linum austriacum und Linum perenne entwickelt haben können.[1])

Als Stammform wird jedoch selbst nach Neuweilers Ansicht auch für diese Reihe, wie auch für Linum usitatissimum, den Lein der Ägypter, doch Linum angustifolium anzunehmen sein, dessen Kultur aber nirgends auf der Erde bekannt ist.

Die von Heer auf Grundlage seiner Bestimmung erschlossene Herkunft des Leins aus dem Süden wird durch die von Neuweiler erhobenen Zweifel also nicht aufgehoben, weil der Pfahlbaulein auch nach seiner Ansicht in der Abstammung auf den schmalblätterigen Lein Heers zurückgeht, sein Derivat aber, der dem Pfahlbaulein unmittelbar nahestehende oder vielleicht sogar mit ihm übereinstimmende österreichische Lein, sich ebenso wie der schmalblätterige in den Mittelmeerländern wild vorfindet und sogar noch viel weiter nach Norden geht als dieser letztere, der eben nur auf die bezeichneten Länder angewiesen ist, während der österreichische Lein wild auch in Mähren, Niederösterreich, Krain, Istrien, Kärnten und Südtirol gedeiht, ebenso wie auch die andere nahe verwandte Art, Linum perenne, auch noch bei Metz, Bonn, Staßfurt wild angetroffen wird.

Die steinzeitlichen Bewohner Mitteleuropas waren also nicht einmal darauf angewiesen, sich den Lein aus dem Süden zu holen, sondern brauchten nur in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zuzugreifen, um sich ihn für ihre Gespinnste und Gewebe zu verschaffen. Daß sie auch bald zur Pflege und zum Anbau der Pflanze übergegangen sein werden, bezeugen die Menge und die Vollkommenheit der daraus hergestellten Webestücke.

Der Botaniker Unger hat in einem angeblich aus der der IV. Dynastie angehörigen Pyramide zu Dashur stammenden Ziegel Kapseln und Bastfasern vom Lein nachgewiesen, wofür das Jahr 3359 v. Chr. angegeben wird.[2]) Ich bezweifle nicht die Richtigkeit dieser Bestimmung, wohl aber die Zugehörigkeit des Ziegels zur bezeichneten Pyramide. Auch Buschan trägt Bedenken gegen ihre Verwendung für die Ermittlung der Zeit, weil die in der gleichalterigen Pyramide von Gizeh beigesetzte Mumie des Königs Menkare der IV. Dynastie noch in wollene Gewänder gewickelt war und nicht wie die der späteren Zeit in solche aus Linnen.[3]) Tausend Jahre später war der Flachs allerdings auch in Ägypten ein bedeutendes Landesprodukt, das zu feiner Leinwand verarbeitet wurde, aber schon lange vor dieser Zeit — bereits in der jüngeren Steinzeit — haben es die Pfahlbaufrauen auf der ganzen Nordseite der Alpen verstanden, feine Leinengespinste und selbst gemusterte Webestücke daraus herzustellen.

Der in Ägypten verwendete Flachs stammt vom Linum usitatissimum, der nach fast einstimmiger Annahme der Forscher ein Derivat des Linum angustifolium

[1]) E. Neuweiler, Die prähist. Pflanzenreste Mitteleuropas, S. 89.

[2]) Wie unsicher alle diese schon an einem früheren Orte in Frage gestellten chronologischen Bestimmungen sind, zeigt der Umstand, daß Ed. Meyer (Geschichte des alten Ägyptens, S. 13) den Beginn der IV. Dynastie um ein halbes Jahrtausend später, d. i. ins Jahr 2830 v. Chr., E. v. Stromer (Korrespondenzblatt d. Deutschen Anthropol. Gesellschaft, Jahrgang 1903, S. 34) gar erst ins Jahr 2500 v. Chr. setzen.

[3]) G. Buschan, Vorgeschichtl. Botanik, S. 235.

ist; da aber dieser Lein in Ägypten weder unter den Funden noch wildwachsend zu irgend einer Zeit nachgewiesen werden kann, so schließt Körnicke, daß Ägypten keinen Anteil an seiner Zuchtveredlung hat, ihn vielmehr schon in einer kultivierten Form von auswärts erhielt, und Buschan meint, daß sein Ursprungsland in Kleinasien oder in den Kaukasusländern zu suchen sei, indem er darauf hinweist, daß man ihn schon in altchaldäischen Gräbern gefunden habe.

Nach diesen beiden Urteilen können die Kultur des Leins und die Webekunst sich nicht von Ägypten aus nach Europa verbreitet haben; das hohe Alter der Webekunst in Chaldäa soll nicht in Frage gestellt werden, für die Ermittlung der Herkunft der Leinarten in Mitteleuropa, insbesondere jenen der Pfahlbauten, ist es bedeutungslos, weil im Orient nur Linum usitatissimum, also eine Derivatform, in Europa nur Linum angustifolium und Linum austriacum, allenfalls noch Linum perenne, also primitivere Formen in Betracht kommen können.

Schließlich sei mir gestattet, einen kurzen Überblick über diese etwas gedrängte Fülle der Ergebnisse unserer Betrachtung beizufügen. Durch die Eiszeiten wurden die Pflanzen Europas, die dem Menschen zur Nahrung oder zu sonstigem Nutzen dienen konnten, keineswegs vernichtet, so daß sie sich in den Zwischeneiszeiten, insbesondere nach der letzten Eiszeit, von ihren Refugien aus wieder verbreiten konnten. Schon in der Solutrée-Periode benützten die Menschen den damals jedenfalls wilden Weizen und die Gerste zur Nahrung. In der neolithischen Zeit finden wir schon einen allgemeinen Anbau des Weizens, und zwar von vier Rassen, von denen zwei (Triticum compactum und monococcum) im Orient und in Ägypten unbekannt sind, wogegen die dort vorwiegend angebauten Weizenarten (Triticum aegilopoides und turgidum) in Europa nicht vorkommen. Ebenso ist auch die im Orient und in Ägypten vorzugsweise angebaute vierzeilige Gerste in Europa fremd, wo damals nur die sechszeilige und vereinzelt noch die zweizeilige, der Urform nahestehende Gerste Verwendung fand. Die den neolithischen Getreidebau begleitenden Ackerunkräuter verweisen auf die Küstenländer am Mittelmeere. Die in Europa damals angebaute Kolbenhirse hat ihre Stammform in der noch heute bis in den Norden hinauf wild vorkommenden Kolbenhirse; diese und die später sich einfindende Rispenhirse fehlen im Orient und in Ägypten. Der kultivierte Buchweizen hat sich aus dem in Europa gleichfalls wild wachsenden Buchweizen entwickelt. Ebenso sind Linse und Erbse Züchtungsergebnisse aus den in Europa wild vorgekommenen Formen; die letztere war den alten Ägyptern und Hebräern fremd. Bekannt war ihnen dagegen die Saubohne, die aber verachtet wurde. Nach Europa kam sie aus dem Süden und von Frankreich her. Die Wassernuß ist eine schon seit der Tertiärzeit hier lebende und bis in den skandinavischen Norden verbreitete und in neolithischer Zeit vielfach benützte Frucht. Fremd ist in Ägypten und Palästina auch der Mohn, der in den steinzeitlichen Pfahlbauten nicht selten ist; er wurde wahrscheinlich aus dem wilden Feldmohn gezogen. Ebenso war unser europäisches Obst den Ägyptern und Semiten nicht bekannt. Pfirsich und Aprikose sind wahrscheinlich ein Züchtungsergebnis der Indogermanen Mittelasiens; der kultivierte Apfel, der in Mitteleuropa in vielen Ansiedlungen erscheint, wurde ohne Zweifel aus der einheimischen wilden Art gezogen und wahrscheinlich auch die Birne. Beide waren im Orient unbekannt. Die Walnuß ist in Frankreich schon in paläolithischer Zeit einheimisch gewesen, von wo sich ihre Pflege über Mitteleuropa verbreitet hat und wohin selbst ihr Name, welsche Nuß, nux gallica, noch verweist. Der in prähistorischer Zeit verwendete Lein gehört verschiedenen Arten an, die alle von derselben auch in Mitteleuropa

verbreiteten Urform stammen, doch unterscheidet sich die in Europa gebrauchte Art (Linum austriacum) wesentlich von der ägyptischen (Linum usitatissimum).

Grundlagen des Ackerbaues, Ackerbaugerät und Ackerbaubrauch.

Wenn trotz alledem die wichtigeren Nähr- und Nutzpflanzen dennoch aus dem Orient zu uns gekommen wären, so müßte mit ihnen notwendigerweise auch das Ackerbaugerät, die Art des Anbaues und der Ernte von dort entlehnt sein. Da wird uns nun freilich auch wieder in Konversationslexicis, Handbüchern und selbst in ernsten Abhandlungen erzählt, daß mit den Kulturpflanzen auch der Pflug, die Verwendung des Rindes zum Zug, das Dreschen durch die Hufe der Tiere, die Kunst des Brotbackens und alle auf die Nutzbarmachung der Zerealien abzielenden Tätigkeiten aus dem Orient, insonderheit aus Ägypten, nach Europa gelangt seien.

Sieht man aber näher zu, so findet man auch hierin Belege genug für die Selbständigkeit Europas auch in dieser Beziehung. Es zeigt sich nämlich zunächst schon in paläolithischer und noch viel deutlicher in neolithischer Zeit, daß die Bewohner Europas durchaus in dauernden Wohnsitzen angesiedelt waren. Wir staunen über die Massenhaftigkeit der Hinterlassenschaft sowohl an Überresten der Mahlzeiten als an Werkzeugen aus Stein und Knochen, die wir beispielsweise in den Ansiedlungen der Mammutjäger bei Krems, Willendorf, Předmost in Österreich und in so vielen Höhlen Frankreichs finden und die eine viele Jahrhunderte unverändert andauernde Seßhaftigkeit bezeugen. Nicht minder gilt dies von den Wohnstätten der neolithischen Zeit. Ihre vorzüglichsten Repräsentanten, die Pfahlbauten, lassen mit aller Sicherheit erkennen, daß sie nicht für den Augenblick, sondern für eine unbegrenzte Zeit errichtet worden sind und dauernd festgehalten werden sollten. Das geschah denn auch ungeachtet mancher deutlicher Schicksalsschläge. Trotz wiederholter verheerender Brände wurde auf derselben Stelle der Pfahlbau wieder aufgerichtet und nur, wenn sie zu sehr verlandet war oder wenn bessere Hilfsmittel, wie es in der Bronzezeit der Fall war, zur Verfügung standen, ging man etwas tiefer in den See. Nicht immer so deutlich, aber zumeist aus den zurückgelassenen Überresten unumstößlich nachweisbar verhielt es sich mit den Ansiedlungen auf dem Lande, deren viele sich durch alle kulturgeschichtlichen Zeitalter erhalten haben.

Diese Tatsachen bezeugen, daß die steinzeitlichen Bewohner Europas durchaus in dauernden Ansiedlungen und zumeist auch in einer größeren Zahl gesellig beisammen wohnten. Wenn römische Schriftsteller melden, daß die Germanen die Feldfluren wechselten, so bezieht sich dies nur auf die dem Anbau von Feldfrüchten gewidmeten Flächen, nicht auch auf ihre Häuser und ihre gemeinsamen Ansiedlungen.

Aus dieser Stetigkeit der Wohnstätten und ihrem Zusammenschlusse zu größeren gemeinsamen Wohnsitzen ergibt sich mit Notwendigkeit der Schluß auf nicht nomadische, ausnahmslos ackerbautreibende Völker schon am Beginne der jüngeren Steinzeit. Sehen wir uns darin näher um, so finden wir, daß in 51 vorgeschichtlichen Ansiedlungen, von denen mir nähere Untersuchungen vorliegen, das Rind in bezug auf die durch die Zahl der zurückgebliebenen Knochen erwiesenen Häufigkeit im Haushalte 39mal an erster Stelle erscheint, an das sich in 30 Orten das Schwein anschließt, worauf erst Ziege und Schaf kommen; an einzelnen Orten fehlt das letztere ganz und gar.[1])

[1]) Den Nachweis hierüber findet man in der ersten Auflage meines Buches über die Heimat der Indogermanen, S. 237.

Dieses Vorwalten des Rindes im Wirtschaftsleben der Europäer bestätigt das, was uns die dauernden, gemeinsamen Wohnsitze sagten, im vollen Umfange. Das Rind ist das Haustier des Ackerbauers, dem er den Pflug zieht und im Wagen die Ernte nach Hause bringt. Der Nomade, der eine Zugkraft nicht benötigt, bevorzugt das Schaf, das ihm den Pelz und die Wolle für Zelt und Gewand spendet.

Ob das Rind im ackerbautreibenden Orient auch durchaus eine so hervorragende Stelle einnimmt, läßt sich zurzeit nicht sagen; immerhin ist es Tatsache, daß bei den Juden, wie es durch viele Stellen der Bibel nachweisbar ist, die Bedeutung des Rindes auch in späterer Zeit noch gegen die des Schafes in hohem Maße zurücktritt. Dazu kommt, daß die zahmen Rinder des Orientes anderen Rassen angehören als jene Europas, was auffallen müßte, wenn der Ackerbau von dort aus sich hieher verbreitet haben würde. Höchst beachtenswert aber ist es, daß in Europa das Schwein durch seine Häufigkeit in solchem Maße sich bemerkbar macht, denn hierin liegt ein unterscheidendes Merkmal gegenüber dem Orient, weil es hier auch dem ackerbautreibenden Semiten und im wesentlichen auch dem Ägypter fremd ist.

Schon dieses Verhältnis der Haustiere im Haushalte — Vorwalten des Rindes, das seine Arbeitskraft zur Verfügung stellt, neben dem Schweine, das hauptsächlich die Fleischnahrung liefert, gegen welche das dem Orientalen so wertvolle Schaf an die vierte Stelle zurücktritt — bezeugt die Selbständigkeit des Wirtschaftslebens der Europäer gegenüber orientalischen Einflüssen.

Daß aber das Rind wirklich schon in der jüngeren Steinzeit zum Ziehen des Pfluges auch in Europa verwendet worden ist, läßt sich zwar nicht durch archäologische Funde aus dieser Zeit erweisen, was bei der Vergänglichkeit des offenbar nur aus einem Haken aus Holz bestandenen Pfluges begreiflich ist, aber das liegt schon in der Natur des Rindes, das außer dem Pferde allein die Kraft besitzt, den Pflug zu ziehen, dieses aber durch Ruhe und Fügsamkeit überbietet und deshalb den Menschen schon in früher Zeit einladen mußte, diese Kraft zu benützen. Schon am ersten Beginne der Bronzezeit bezeugt uns das bekannte, durch ein Joch verbundene Stierpaar von Bythin aus zinnarmer Bronze, gefunden neben sechs Kupferbeilen, die noch die Gestalt der Steinbeile aufweisen, daß die Rinder damals schon, d. i. beiläufig 2000 v. Chr., ihre Zugkraft auch in Europa dem Menschen leihen mußten. Wir dürfen aber mit aller Beruhigung annehmen, daß dieses Bildwerk nicht die allererste Verwendung des Rindes zum Zuge darstellt, sondern daß diese schon lange Zeit vorher, also in der eben vorangegangenen jüngeren Steinzeit stattgefunden hat. Bald nach dem Bythiner Bildwerke erhalten wir den deutlichen Nachweis, wie z. B. in einem der bronzezeitlichen Felsenbilder bei Tegneby in Bohuslän, Schweden, daß das Rind selbst im Norden Europas wirklich auch zum Zuge des Pfluges verwendet worden ist.

Nun hat R. Braungart nachgewiesen, daß man die Rinder im Norden von den Alpen seit ältester Zeit mittels eines Doppeljoches anspannte, welches im Nacken unmittelbar hinter den Hörnern angelegt und mit diesen durch Bänder verfestiget wurde. Das zeigt sich schon bei den Stieren von Bythin unter ihrem Doppeljoche, in den Felszeichnungen von Tegneby, an einer Bronzegruppe im Museum zu Kopenhagen. In gleicher Weise wurde das Joch im westlichen und südwestlichen Europa und im nordwestlichen Afrika unmittelbar hinter den Hörnern angelegt. Dagegen erscheint im Süden der Alpen neben dem Nackenjoche in historischer Zeit das Widerristjoch, welches vor den Schultern angelegt wurde. Dieses

letztere Joch stammt jedenfalls aus dem Oriente. Nach Ulr. Duerst spannten die Assyrier und Babylonier der ältesten Zeit ihre Rinder mittels des „auf dem Nacken" liegenden Joches an und ließen den Kopf vollständig frei. Bei den Ägyptern wurde das Joch anfänglich vor den Hörnern angebunden, im neuen Reiche jedoch das Widerristjoch sowohl als Einzeljoch wie auch als Doppeljoch angewendet.[1])

Aus diesen Erscheinungen ergibt sich zunächst die Unabhängigkeit des größten Teiles Europas in der Art der Verwendung der tierischen Kraft vom Orient. Sie bestätigen die Unabhängigkeit im Besitze der Zerealien; denn wären diese gegen unsere Beweisführung wirklich vom Orient entlehnt worden, so würde sicher nicht nur die Art der Bespannung, sondern das ganze Wesen des Ackerbaues, selbst der hiefür schon erzogene Rinderschlag übernommen worden sein.

Bei genauerer Betrachtung ergibt sich also auch genau dieselbe Gemeinsamkeit der prähistorischen Bewohner Mittel-, Nord- und Westeuropas, sowie des nordwestlichen Afrikas in der Art der Bespannung ihrer Zugtiere, wie sie sich an den Arten der von ihnen angebauten Zerealien herausgestellt hat. Nur bei den Bewohnern des südöstlichen Europas, die allerdings wahrscheinlich erst in historischer Zeit das Widerristjoch in Gebrauch genommen haben, läßt sich der orientalische Einfluß nicht verkennen, der ja bei der unmittelbaren Berührung unvermeidlich war.

Ergibt sich bei dem Anbau der Feldfrüchte eine zweifellose Selbständigkeit des prähistorischen Europas, so läßt sie sich auch bei der Ernte nachweisen. In Ägypten wurden die Getreidehalme in der Mitte oder etwas unter ihr abgeschnitten, sodann in Garben gebunden, auf die Tennen gebracht, die Körner endlich von Rindern oder Eseln ausgetreten und behufs Reinigung geworfelt.[2]) In dem neolithischen Pfahlbau im Mondsee wurden dagegen die Ähren, wie ihre zahlreichen bei einer Feuersbrunst verkohlten Überreste zeigen, kurzweg, ohne ein Stückchen Halm daran zu lassen, abgeschnitten und man darf bei der sonstigen Gleichheit der Zustände annehmen, daß diese Gepflogenheit auch in den Pfahlbauten der westlichen Alpen geübt wurde. Die Halme wurden wahrscheinlich darnach nur mit den Händen ausgerauft, um sie mit den in dem feuchteren Alpenklima üppigen unterwüchsigen Unkräutern als treffliches Viehfutter im Winter zu verwenden.

Auch diese Erscheinung steht im Gegensatze zum Orient, wo, wie bemerkt, das Ernteergebnis nicht in den Ähren für sich, sondern in ganzen Garben gesammelt und eingebracht wurde.

Die Beschränkung auf die Abtrennung der Ähren allein, also die dadurch sehr verkleinerte Masse des bei der Entkörnung zu bewältigenden Materiales läßt auch mit einer geringeren Kraft den Zweck erreichen, weshalb es im vorhinein wahrscheinlich ist, daß das Dreschen nicht mittels des Austretens durch Rinder oder Pferde, sondern durch die Menschen selbst oder, und zwar wahrscheinlich zumeist durch das Ausklopfen mittels hölzerner Knüttel (perticis, baculis, fustibus exterere) vollzogen worden ist. Das im Deutschen dafür gebrauchte Wort „dreschen" war schon im Urgermanischen vorhanden und bedeutet ursprünglich nichts anderes als „herumtreten", „lärmend stampfen", „tanzen", was sich auch durch die aus der germanischen in die romanischen

[1]) Ulr. Duerst, Die Tierwelt der Ansiedlungen am Schloßberge zu Burg a. d. Spree, Archiv für Anthropologie, N. F. II, S. 249. Es muß hier zwecks Vermeidung eines Mißverständnisses beigefügt werden, daß Duerst das Wort „Nacken" irrtümlich anwendet, wofür er das Wort „Widerrist" gebrauchen sollte, denn nur ein vor den Schultern, also auf dem Widerrist, nicht im Nacken (nach Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, gleich „Hinterhaupt", „Genick") angelegtes Joch läßt den Kopf vollständig frei.

[2]) Ed. Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, Tafel bei S. 68.

Sprachen übergegangenen Ausdrücke: ital. trescare, prov. trescar, altfranz. trescher, welche „tanzen" bedeuten, dann das span.-port. triscar, „mit den Füßen Lärm machen", das ital.-prov. tresca und das altfranz. tresche, „Reihentanz" ergibt, die durchwegs nicht auf Tiere, sondern nur auf Menschen Anwendung finden können. Es läßt sich also ganz gut denken, daß das Dreschen zum Teil durch gemeinschaftliches Herumtreten auf den ausgebreiteten Ähren vollzogen wurde, das begreiflicherweise sofort einen taktmäßigen Rhythmus annahm, dem sich alsbald auch der Gesang zugesellte, sowie auch heute noch bei einheitlichen Arbeiten mehrerer, so gerade beim gewöhnlichen Dreschen, sofort ein gewisser Rhythmus, beim Einrammen von Piloten Rhythmus und Gesang sich einstellen.

Keinerlei Nachrichten melden uns, daß im mittleren und nördlichen Europa in alter Zeit das Dreschen durch Tiere geschehen sei. Es ist also hier im Gegensatze zum Orient wohl niemals geübt worden. Sehr früh wurden dagegen die Ähren durch Schlagen mittels der Drischel oder des Dreschflegels entkörnt. Die Herkunft des Wortes Drischel ist klar; das Wort Flegel pflegt man aus dem lateinischen flagellum abzuleiten, zweifelhaft ob mit Recht, da flagellum in diesem Sinne nicht gebraucht worden ist, weshalb die Annahme einer durch lat. plango, gr. πλήγνυμι, lit. plakù, plàkati, „schlagen" bezeugten indogermanischen Gemeinsamkeit größere Berechtigung haben dürfte. Jedenfalls ist das eine sicher, daß in Europa neben dem Austreten der Ähren durch die Menschen selbst auch das Dreschen mittels der Drischel oder des Dreschflegels von uraltersher im Gegensatze zum Austreten durch Tiere, wie es im Orient gebräuchlich war, allgemein und vorwiegend üblich gewesen, ja daß dieses Gerät wahrscheinlich eine europäische Erfindung ist.

Neben dem Entkörnen der Ähren durch das Austreten der Tiere findet man im Orient seit historischer Zeit auch den sogenannten Dreschschlitten im allgemeinen Gebrauche, ein schlittenartiges Gerüst, dessen Unterseite mit scharfen Steinsplittern, zumeist aus Feuerstein, besetzt ist, welche Halme und Ähren zu Spreu zerschneiden, wodurch die Körner frei werden. Man hat von gelehrter Seite versucht, auch diesen orientalischen Dreschschlitten in Europa nachzuweisen und in den Feuersteinmessern, ja selbst in den Pfeilspitzen unserer prähistorischen Ansiedlungen jene scharfen Splitter gesehen, mit denen der Dreschschlitten bespickt war. Ich habe mich gegen diesen wunderlichen Versuch schon vor Jahren, wie ich glaube, in überzeugender Weise ausgesprochen[1]) und halte daher eine nochmalige Zurückweisung für entbehrlich.

Es ist ja leicht begreiflich, daß bei der Vergänglichkeit der Dinge, die ich für meine Thesis vorbringen kann und bei dem kurzen Zeitraume, innerhalb dessen die Archäologie sich mit verkohlten Ähren, Ackerbauunkräutern u. dgl. unscheinbaren Resten beschäftigt, eine strengere Beweisführung in der angetretenen Richtung nicht möglich ist; die angeführten Tatsachen dürften aber doch ersehen lassen, daß die beim Ackerbau in Europa vorkommenden Geräte und Gebräuche anders geartet als die des Orientes, also nicht entlehnt sind, und das bekräftigt das Ergebnis unserer Untersuchung, daß die prähistorischen Bewohner Europas die Nähr- und Nutzpflanzen im wesentlichen nicht aus dem Orient erhalten, sondern in Europa selbst vorgefunden und in Pflege und Zucht genommen haben.

* * *

[1]) M. Much, Die prähistor. Feuersteinmesser und die Dreschmaschinen alemannischer und bajuvarischer Bauern. Mitt. d. Wiener Anthrop. Gesellschaft, Jahrg. 1874.

Ich habe in den vorstehenden Aufzeichnungen die Tatsachen zusammengetragen, aus denen hervorgeht, daß Europa ein von Natur aus selbständiger Weltteil ist, der die wichtigsten Nähr- und Nutzpflanzen für seine Bewohner selbst bereitgestellt hat, und daß diese auch zugegriffen, sie für ihre Bedürfnisse verwendet und durch eigene Pflege weiter ausgebildet haben. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß auch der Orient eine Fülle von Nähr- und Nutzpflanzen seinen Völkern geboten hat, die von ihnen in mannigfacher Weise benützt und weiter entwickelt worden sind; aber es scheint, als ob diese ebensowenig als die anderen Kulturelemente des Orientes, die technischen Erzeugnisse und die rein geistigen Schöpfungen eine in ihnen wohnende Verbreitungskraft, insbesondere dem Kulturbestande Europas gegenüber besessen haben. Vor dem ersten vorchristlichen Jahrtausend hat kein Werkzeug, kein Schmuckstück, keine rein geistige Vorstellung bis in die nördlichen oder westlichen Länder Europas durchzudringen oder auch nur sein Wesen oder seine Form dorthin zu verbreiten vermocht; „die große Spiralbronzezeit des Nordens," bekennt sogar Sophus Müller, der weitestgehende Verfechter der Allmacht des orientalischen Kultureinflusses, „enthält nichts, was vollständig mykenisch ist, nicht ein einziges unverändertes Detail oder irgend etwas, was sich als eine unmittelbare oder gleichartige Fortsetzung bezeichnen ließe". Europa bot sich selbst Genüge!

Erst im Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, als die Verschiebungen der Völker gewaltiger, der Handelsverkehr insbesondere zur See lebhafter geworden, als endlich Alexander der Große Vorderasien erobert und die Schranken, die es von Europa geschieden, niedergeworfen hatte, kam eine Flut von fremden Gedanken. Aber auch jetzt ergoß sich der orientalische Einfluß nicht wie ein übermächtiger Sturzbach von oben herab auf Europa, es war vielmehr ein Durcheinanderfluten von physischen und psychischen Besitztümern, die man diesseits und jenseits für begehrenswert hielt. Man denke z. B. nur an die griechische Baukunst, die mächtig bis Indien vorgedrungen ist und sich dort ausgebreitet hat.

Meine Ausführungen werden bei vielen Lesern Bedenken erregen; ich habe sie aber nur auf Grund von Tatsachen und der aus ihnen gewonnenen Überzeugung hier niedergelegt. Habe ich geirrt, widerlege man mich, nicht mit Worten, sondern mit Tatsachen!

Der Süden in der Gedankenwelt Alt-Mexikos.

Von **Hermann Beyer** in Giddings (Texas).

Mexiko besitzt zwei Jahreszeiten, eine nasse und eine trockene. Die erstere beginnt etwa Mitte Mai und währt bis Ende September, die letztere dauert von Oktober bis Mitte Mai. Die Regenzeit fällt somit rund mit dem Sommerhalbjahre und die Trockenzeit mit dem Winterhalbjahre zusammen. Die Regenzeit, der Sommer, ist nun die Zeit der langen Tage, der Herrschaft des Tages, der Sonne; und die trockene Zeit, der Winter, die Herrschaft der langen Nächte, der Nacht. Aus diesen Naturtatsachen heraus sind eine Anzahl mythologischer und kosmologischer Vorstellungen der alten Mexikaner zu verstehen, die bisher nur gezwungene und weithergeholte Erklärungen gefunden haben.

Wie überall auf der nördlichen Halbkugel, war auch bei den Mexikanern der Norden mit dem Begriffe „Mitternacht" und der Süden mit dem „Mittag" verbunden. An den Süden knüpft sich so, von der Natur suggeriert, eine Vorstellungsreihe an, die Mittag, Tag, Jahreszeit des Tages und Regenzeit in Beziehung bringt.

Aus dem Umstande, daß in Mexiko das Sommerhalbjahr die Regenzeit ist, mußten mit innerer Notwendigkeit die nachfolgenden Gedankengänge und Kombinationen der alten Priestergelehrten, wie sie speziell der Codex Borgia zeigt, entstehen.

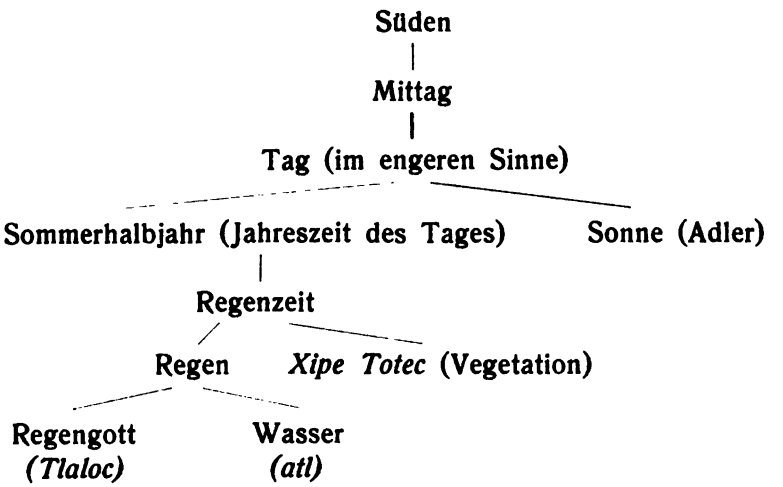
I.

Süden
|
Mittag
|
Sonnenglut

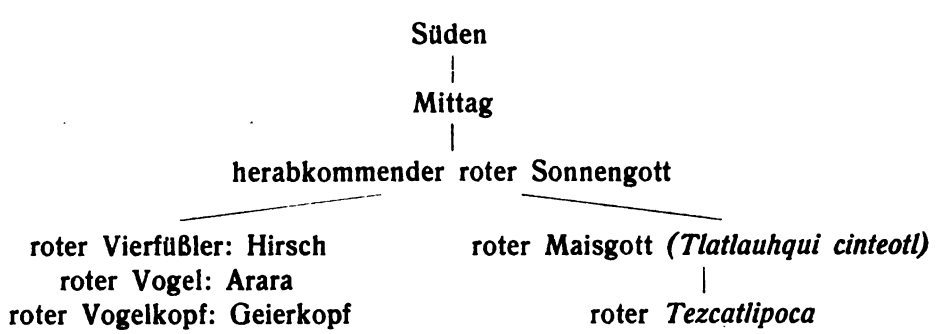
Feuer (Hirsch) — Dürre (Hirsch; Jahr des Südens)
|
Flamme (Schmetterling) — Verbranntes *(tlachinolli)*[1])
|
Itzpapalotl (Obsidianschmetterling)

[1]) Dr. K. Th. Preuß gibt *tlachinolli* durch „verbrannte Erde" wieder, was genau so gut in das hier versuchte Erklärungsschema paßt, wie die erste Übersetzung.

II.



III.



Es lassen sich drei gesonderte Ideenketten in den Bilderhandschriften nachweisen, die, von einer gemeinsamen Wurzel ausgehend, schließlich zu direkten Widersprüchen führen, wie „Wasser": „Verbranntes", oder „Hirsch" (das Tier der Dürre): *Tlaloc* (Regengott). Diese einander entgegengesetzten Begriffe werden anderseits durch die gemeinsame Eigenschaft ihrer Zugehörigkeit zur Himmelsrichtung des Südens gedanklich in Zusammenhang gebracht. Und so erklärt sich die scheinbare Ungereimtheit, daß in den altmexikanischen Codices als Tier des Regengottes ständig der Hirsch erscheint und daß der Ausdruck „Wasser und Verbranntes" *(atl-tlachinolli)* einen Begriff, „Krieg", bildet,[1]) einfach aus den Beziehungen dieser Dinge zum Süden, der Region des Feuers und der Sommerszeit, d i. der Regenzeit.

Die einzige Deutung, die mir nicht ganz sicher erscheint, ist die des Hirsches als des roten Tieres;[2]) sie ist aber unwesentlich. Als Träger der Sonne ist der Hirsch auf Blatt 33 des Codex Borgia[3]) dargestellt; das Feuer symbolisiert er

[1]) In Molinas Wörterbuch wird sogar *atl* allein mit „Krieg" übersetzt.

[2]) Es sei aber erwähnt, daß in den Bilderschriften der Hirsch rotbraun oder rotgelb gemalt wird. Wie Prof. Seler in seinem Aufsatze über den „Charakter der aztekischen und Mayahandschriften" (Zeitschrift für Ethnologie, XX. Bd.) angibt, wird der Monatsname *ceh*, „Hirsch", der Mayas durch zwei Symbole ausgedrückt, von denen das eine aller Wahrscheinlichkeit nach „rot" bedeutet. Dasselbe Zeichen kommt in der Hieroglyphe einer Göttin der Dresdener Mayahandschrift vor, die rot gefärbt ist.

[3]) Die Seitenangaben beziehen sich auf die Herzog v. Loubatschen Faksimileausgaben der altmexikanischen Manuskripte.

Codex Bologna 1, 2 und 4, und als Tier der Dürre wird er von dem Interpreten des Codex Vaticanus 3738 angegeben.[1]) Der herabkommende Sonnengott ist sowohl Codex Borgia 7 wie Codex Bologna 7 und Codex Vaticanus 3773, Blatt 7 der rote Gott, und in der erstgenannten Handschrift, dem Codex Borgia, trägt auch der *Tlaloc* des Südjahres als Helmmaske den Kopf des roten Vogels, des roten Arara.[2]) Der „Geier" ist zum Symbol des Südens geworden, weil er den Mexikanern „der Adler mit dem roten Kopfe" war.[3]) Und für die Erklärung der Bedeutung des Tageszeichens „Geier" kann hier wie bei den übrigen Tageshieroglyphen nur der Kopf des Tieres in Betracht kommen, denn nur dieser wird in der Regel in den Bilderschriften gezeichnet.

Daß *Uitzilopochtli,* der Stammesgott der Azteken, mit dem Süden in Verbindung steht, ist bekannt,[4]) wenn auch der eigentliche Grund dieser Beziehung bisher nicht erkannt worden ist. Wie die Nacht die Zeit ist, wo sich nach den Vorstellungen der Mexikaner die Sonne in der Unterwelt, im Norden befindet, so ist der Tag die Zeit, wo die Sonne in der Oberwelt, im Süden weilt. So fällt Norden und Nacht und anderseits Süden und Tag zusammen. *Uitzilopochtli* aber ist der Tageshimmel, der Tag, die Sonne im Süden, in der Oberwelt. Er führt ja auch den Namen *Xoxauhqui ilhuicatl,* „der blaue Himmel", „der helle Himmel". Als Tagesgott ist *Uitzilopochtli* dann in weiterer Übertragung auch Gott des Sommers.

Dem Zeichen „Adler" wird in der Tageszeichenreihe entweder der Gott *Xipe Totec* oder aber der rote *Tezcatlipoca* beigesellt. Als Adler wurde nun von den Mexikanern metaphorisch die Sonne bezeichnet. Bei dem Opfer, das bei Sonnenaufgang dem Tagesgestirne dargebracht wurde, wird es der „aufsteigende Adler" *(quauhtlenanitl)* genannt, wie Sahagun im Anhange zum zweiten Buche seines Geschichtswerkes uns berichtet. Die Adlerschale *(quauhxicalli)* ist das Gefäß der Sonne — das „vaso del Sol" —, aus dem sie das Opferblut trinkt. Und mit der Adler-Kaktusfrucht *(quauhnochtli),* dem Herzen des Menschenopfers, wird die Sonne gekräftigt, genährt. Nach Duran (Historia de las Indias, tr. 2., cap. 10) wurde der Tempel der Sonne *Quaquauhtin inchan,* „Haus der Adler", genannt. Wie der schwarze *Tezcatlipoca* der Gott der Nacht, so ist der rote *Tezcatlipoca* der Gott des Tages. Daß ihm der Adler, das Symbol der Sonne, beigegeben wurde, ist deshalb leicht verständlich. Wenn aber auch *Xipe,* unzweifelhaft eine Personifikation der Vegetationsdecke der Erde, bei diesem Zeichen stehen kann, so erklärt sich dies wieder aus der Erweiterung des Begriffes Tag in Jahreszeit des Tages, also Regenzeit, Zeit der Vegetation.

Als Regent des Tageszeichens *atl,* „Wasser", erscheint in den mexikanischen Bilderschriften nicht, wie man erwarten sollte, eine Wasser- oder Regengottheit, sondern *Xiuhtecutli,* der in den Quellen als „dios del fuego" bezeichnet wird. Daß ein Feuergott an dieser Stelle vorkommt, wird aber begreiflich, wenn wir uns vor Augen halten, daß der Süden dem Mexikaner sowohl die Region der Regenzeit wie auch die des Feuers war. Wenn *Tonatiuh,* der Sonnengott, als Schirmherr des neunzehnten Tageszeichens, *quiauitl,* „Regen", angesehen wurde, so ist dies wieder aus dem Gedankenzusammhange: Süden, Sonne, Regenzeit zu erklären.

[1]) Fol. 7, verso.

[2]) Blatt 27.

[3]) Molinas Vokabular: *Cozcaquauhtli,* „aguila de cabeza bermeja".

[4]) „*Uitzilopochtli* . . ." erscheint nicht nur im engeren Sinne, sondern ausschließlich als Gott des Südens. Der Name *Opochtli,* der „Linke", bedeutet also einfach der „Südliche". Eduard Seler, Kommentar zum Codex Fejérváry-Mayer (Berlin 1901), S. 131.

Durch die Zerlegung des *Tonalamatls,* der 260tägigen Ritualperiode, in vier den Himmelsrichtungen zugeteilte Abschnitte, wobei einmal *Xochitl,* „Blume", und zweitens *cozcaquauhtli,* „Geier", dem Süden zufällt, entstanden wieder neue Ideenverbindungen im Hirne der grübelnden Priesterweisen. So wird ein Sonnenheros des *Popol Vuh,* der Mythensammlung der guatemaltekischen Quichés, *Hun ahpu,* „eine Blume", genannt. Auch wird die Sonnenscheibe gelegentlich mit einer Blume in der Mitte als Kennzeichen abgebildet. Ferner wird in einer alten Hymne, die an dem Feste des „Wasserkrapfenessens" gesungen wurde, der rote Maisgott als *Ce xochitl,* „eine Blume", angesehen. Der „Geier" — wie oben dargetan wurde, an sich schon ein Symbol des Südens — wird als Tageszeichen mit demselben Ohrschmuck ausgestattet wie sein Widerpart, der „Affe", das Sternbild des Nordens. Und anderseits trägt er einigemale auch das Emblem und die Haarfrisur des Feuergottes; der Süden ist ja die Region des Feuers. Der Geier ist auch das Tier der Göttin *Itzpapalotl,* die die südliche Hemisphäre des Sternenhimmels vorstellt. Diese Auffassung der *Itzpapalotl* gründet sich darauf, daß der Schmetterling in den Bilderschriften ständig zum graphischen Ausdrucke des Feuers, der Flamme gebraucht wird. Ein stilisierter Schmetterling wird auch dem Feuergotte als Brustschmuck gegeben. Der *papalotl* ist somit nur eines der vielen Zeichen für Süden = Feuer. Und *„Itztli",* Obsidian, ist einer der Namen *Tezcatlipocas,* von dem ich an anderer Stelle nachweisen werde, daß seine Naturbedeutung die des nächtlichen Himmelsgewölbes, des Sternenhimmels, war.

Der Süden war den Mexikanern weiterhin auch die Gegend der Dornen *(uitztlampa),* wobei sie an die dornigen Spitzen der Agaveblätter *(uitztli)* dachten, mit denen sich die Büßer Blut entzogen. Deshalb wird am Anfange des dem Süden geweihten *Tonalamatl*-Viertels ein sich sakrifizierender, im Blute schwimmender Mensch dargestellt. Ob das Blut als der rote Saft in gedankliche Beziehung zum Süden gekommen oder ob das Kasteiungsblut, als der kostbare Saft, in der Blume — wie wir sahen, einem Embleme des Südens — seinen symbolischen Ausdruck gefunden hat, will ich nicht entscheiden; es mögen beide Ideen zusammengewirkt haben. Jedenfalls wird in den Bilderhandschriften das Blut sehr häufig mit Blüten besetzt gezeichnet.

Wir haben hiemit die gemeinsame Grundlage einer ganzen Anzahl mythologischer Konzeptionen der alten Mexikaner aufgedeckt, ohne aber damit den Gegenstand erschöpft zu haben. Wie mit dem Süden, waren natürlich auch mit den anderen Himmelsrichtungen entsprechende Gedankenkomplexe verknüpft, die insgesamt einen beträchtlichen Teil der altmexikanischen Weltanschauung ausmachen. Die geistige Kultur, die Gedankenwelt der mexikanisch-zentralamerikanischen Stämme muß aus sich selbst heraus begriffen werden, eine Übertragung der in anderen Mythologien gebräuchlichen Methoden verwirrt die Dinge hier nur. Das muß insbesondere für die bequeme Theorie gelten, die so ziemlich alle Göttersagen als Mondmythen klassifiziert. Diese einseitige Richtung in der Religionsforschung mag für einige Mythologien der alten Welt berechtigt sein, in Mexiko aber, wo der Mond im Gedankenkreise des Volkes nur eine sehr bescheidene Rolle spielte, führt sie nur zu Irrtümern.

Das Paläolithicum des Bükkgebirges in Ungarn.

(Miskolcz. Das Szinvatal. Die Höhlen.)

Von **Otto Herman** in Budapest.

(Mit 8 Tafeln und 19 Abbildungen im Texte.)

Vorbemerkung.

Zur Geschichte der Frage des Paläolithicums in Ungarn gehört die Zusammenstellung von Dr. Theodor Ortvay, welche 1885 in den Schriften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und 1887 in deutscher Sprache in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien[1]) erschienen ist.

Ortvay führt sechs Funde an, und zwar:

1. Alvincz: Mammutzahn und Steinbeil;
2. Kolozsmonostor: Scherben, Rhinozeros u. a.;
3. Ó Ruzsin-Höhle: Funde aus dem Steinalter;
4. Nándor: Höhle, Menschenknochen, Cervus megaceros;
5. Zimony: Aus dem Löß, Tonscherben;
6. Nagysáp: Menschenschädel aus dem Löß.

Als siebenter Fund gilt jener der Baráthegy-Höhle, behandelt in den Schriften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften,[2]) für dessen quartären Charakter sich Franz v. Pulszky in der Einleitung der ungarischen Übersetzung von Sir John Lubbocks bekanntem Werke über die vorgeschichtliche Zeit sehr eingesetzt hatte, ohne aber durchzudringen.

Ich habe diese Fundorte schon in meiner ersten Abhandlung über das Paläolithicum von Miskolcz erwähnt,[3]) in den ungarischen Abhandlungen über denselben Gegenstand auch besprochen, was aber dem Verdienste der kritischen Bearbeitung des ganzen Stoffes, einschließlich des ersten Fundes von Miskolcz, durch Professor Dr. Aurel v. Török[4]) keinen Abbruch tun kann, der mit bekannter Erudition die Kriterien aufstellt, auf alle Nebenumstände achtet und am Schlusse seiner Ausführungen zu folgender Konklusion gelangt (S. 23): „Wenn wir alle bisherigen, angeblich aus der diluvialen Zeit herstammenden Funde Ungarns einer sachgemäßen Kritik unterziehen, so müssen wir ganz offen gestehen, daß die Existenz des diluvialen Menschen in Ungarn sicher nachzuweisen bisher noch nicht gelungen ist, somit auch die Mis-

[1]) Ortvay Th., „Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen (dänischen, schwedischen und norwegischen) prähistorischen Steinwerkzeuge". XVII. Band der Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 1887.

[2]) Majláth Béla, „Tanúlmányok az ember eredetének történetéből". („Studien über den Ursprung des Menschen.") Tom. IX, 1874.

[3]) „Der paläolithische Fund von Miskolcz", Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XXIII (der Neuen Folge XIII), 1893, S. 82.

[4]) „Der paläolithische Fund aus Miskolcz und die Frage des diluvialen Menschen in Ungarn" in „Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn", III, 1893. I. bis III. Heft. Separat 1—24 Seiten.

kolczer zugeschlagenen Äxte — eben wegen Ermanglung eines präzisen Nachweises der diluvialen Schichte, sowie des Nachweises der Intaktheit dieser Schichte — nicht mehr als Beweis des diluvialen Menschen in Ungarn angeführt werden dürfen." In einer Fußnote wird bemerkt (S. 23): „Eben als ich diese Zeilen schrieb, erhielt ich die neueste Nummer des „Archaeol. Ért." (1893, Nr. 2, 15. April), in welcher ein energischer Protest gegen die diluviale Deutung derjenigen Schichte, worin die Miskolczer Silexäxte aufgefunden wurden, von dem königl. Sektionsgeologen Herrn J. Halaváts veröffentlicht ist (a. a. O. S. 186)."

Ehe ich nun weiterschreite, möge hier stehen, was Prof. v. Török über den merkwürdigsten dieser Funde, den Schädel von Nagysáp, anführt (a. a. O. S. 19): „Der Schädel von Nagysáp ist auch in die Weltliteratur eingeführt worden und spielt noch bis zum heutigen Tage die Rolle einer Menschenreliquie aus der diluvialen Zeit." Es wird nun die Auffindung dieses Schädels an der Hand des Briefes besprochen, den der bekannte ungarische Paläontologe weil. Prof. Max Hantken an Dr. Felix v. Luschan (damals in Wien) im Jahre 1872 gerichtet hat. Der Schädel lag demnach mit noch anderen Menschenknochen im Löß, worüber Hantken folgenden Ausspruch macht: „Die genauesten Untersuchungen ließen nicht das mindeste Zeichen wahrnehmen, aus dem man zu der Folgerung gelangen könnte, daß die Knochen mit dem Löß nicht gleichalterig wären." Um aber vollkommen sicher zu sein, wurden später von der ungarischen Geologischen Gesellschaft einige Herren noch mit einer Art von Superrevision betraut und unter diesen befand sich auch weil. Prof. Dr. Josef v. Szabó, der es dann auch ganz außer allem Zweifel fand, „daß die Knochen der Lößzeit angehören".

Dies war die eigentliche Grundlage, auf welcher dieser Schädel von den Gelehrten in die Reihe der vorgeschichtlichen Typen, als zur Cannstatt-Rasse gehörig, eingestellt wurde und auch heute noch hie und da seinen Spuk treibt; denn im Laufe der Erörterungen, die Dr. v. Török mit v. Hantken später gepflogen hat, gestand letzterer, daß bei der weiteren Grabung der Lößschichte und in der Nähe der Stelle, wo die Knochen lagen, eine eiserne Schnalle aufgefunden wurde. „Ein diluvialer Menschenschädel und eine eiserne Schnalle," ruft v. Török aus, „diese zwei Dinge müssen sich doch gegenseitig ausschließen!" Ganz gewiß. „Und da ein Unglück selten allein kommt," meint v. Török, „so entpuppte sich ja, wie bekannt, auf dem Anthropologenkongresse zu Ulm im Jahre 1892 auch der ‚diluviale' Cannstätter Schädel als ‚Reihengräberschädel'," worauf Prof. v. Török seine Ausführung folgendermaßen schließt: „Nach dem Grundsatze ‚De mortuis nihil nisi bene' wollen wir auch den Schädel von Nagysáp zum Andenken in die Gruft der Cannstätter Rasse beisetzen!"

Aus diesen Daten springen zwei Umstände sofort in die Augen: erstens, daß bis zum Auftauchen des Fundes von Miskolcz, also bis 1891 — beschrieben 1893 —, welcher dann auch die Abhandlung Dr. v. Töröks veranlaßt hat, keine dem Paläolithzeitalter unzweifelhaft angehörenden Silexartefakte bekannt wurden; zweitens, daß die Geschichte des Schädels von Nagysáp die schon bestehende Rigorosität noch verstärkte in dem Maße, daß besonders die jüngeren Geologen nur das als paläolithisch anzunehmen bereit waren, was in der diluvialen Schichte so stak, wie die Rosine im Kuchen; was herausfiel, was Erosion und andere Gewalten nebst tausend und abertausend Umständen und Zufälligkeiten entführten und außerhalb der diluvialen Schichte sekundär ablagerten, hörte auf, paläolithisch zu sein. Bei gewissen Geologen bildete sich in dieser Richtung eine bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Hartnäckigkeit aus, welche ihren Horizont verengte und sie rechthaberisch machte. „Was

im oder auf dem Alluvium liegt, hört auf, paläolithisch zu sein", so lautet das „Gesetz". Die diluvialen Schichten mochten in einem Erosionstale talaufwärts zutage liegen, wie sie wollten — eigentlich mußten, die talabwärts im Alluvium liegenden klardiluvialen Artefakte verloren ihre Geltung. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich hiebei unsere ungarischen Verhältnisse im Auge habe; die Anwendung wird weiter unten folgen.

Der Entwicklungsgang der vorgeschichtlichen Forschung, wie er sich seit Boucher de Perthes, Lartet, Mortillet u. a. gestaltete, belehrt uns aber deutlich, daß wir den geschichtlichen Faden stets in der Hand zu behalten haben. Nur dieser führt uns zur Einsicht des Zusammenhanges und dieser erweitert unseren Blick, verschärft ihn bis zur Sicherheit in der Wahrnehmung. Dabei müssen wir den Zusammenhang nicht bloß zwischen der geologischen Schichte und dem Artefakt, sondern überhaupt den Zusammenhang der Disziplinen, welche hier in erster Reihe einschlägig sind, vor Augen behalten. Behlen führt in seiner kritischen Studie[1]) in dieser Richtung folgendes aus: „Allerdings müssen bei unserem Gegenstande — dem paläolithischen Menschen — Archäologie, Paläontologie und Geologie Hand in Hand gehen, um neue und richtige Ergebnisse zutage zu fördern, allein fast stets noch ist es hiebei der rein naturwissenschaftliche Teil gewesen, der gegeben, und der archäologische, der genommen hat, und fast allemal, wenn der erstere einmal nahm und sich die Gabe nicht ganz genau unter der Lupe ansah, ist er der Getäuschte gewesen."

Soviel ist gewiß, daß, sobald das Problem des Menschen aufgeworfen ist, alle Disziplinen, in welche unser Wissen, auf dem Prinzipe der Arbeitsteilung fußend, eingeteilt ist, mitzuspielen haben.

Von den hier entwickelten Gesichtspunkten aus betrachtet, besteht die Schwäche der obenangeführten Konklusion von Török darin, daß er das Vorhandensein der diluvialen Schichte auf dem Punkte, wo die Miskolczer paläolithischen Artefakte gefunden wurden, als conditio sine qua non aufstellt, den Mangel auf die Behauptung zweier Geologen — von Róth und Halaváts — stützt und auf die absolut paläolithische Form der Artefakte nicht das ihr zukommende Gewicht legt. Der Satz hat ja aber auch so zu lauten: Wenn die in einer ungestörten, sicher diluvialen Schicht vorkommenden Artefakte durch die Schichte als paläolithisch legitimiert werden, so ist auch die Möglichkeit gegeben, durch Artefakte von absolutem paläolithischen Charakter die Schichte als diluvial zu legitimieren, im gegebenen Falle Anstoß zu geben, um nach dieser Schichte zu forschen.

Freilich hatte v. Török die Behauptung zweier Geologen für sich; der Umstand jedoch, daß das Diluvium talaufwärts von Miskolcz vorkommt, das Tal deutlich von Erosion zeugt, hätte schon genügen sollen, an der Hand der paläolithischen Artefakte nach der Schichte zu forschen, aus der sie herkommen, um sekundär abgelagert zu werden.

Es ist wahr, daß meine Worte nicht ganz frei von „nachträglicher Weisheit" sind, ich verlegte mich auf das Studium des Paläolithicums spezieller erst aus Anlaß des ersten Fundes von Miskolcz, ich harrte aber dabei aus, daß weitere Forschung das scheinbare Rätsel lösen wird, und behielt die Sache stets vor Augen. Einen Grund für die Ausschließung des Urmenschen aus Ungarns Gebiet nahm ich um so weniger an, als es sicher war, daß die Fauna, welche das Diluvium charakterisiert, reichlich vorhanden ist. Und damit gehe ich zur bündigen Rekapitulation der Geschichte des Paläolithicums in Miskolcz über.

[1]) Behlen H. in Haiger, „Der diluviale (paläolithische) Mensch in Europa, nach den neueren geologischen, paläontologischen und anthropologischen Forschungen; eine kritische Studie". In Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XXXVII, 1907, S. 6.

A

Fig 1.

B

Fig. 2.

$^2/_3$ Nat. Gr.

Fig. 3.

Der erste Fund.

Der erste Fund, bestehend aus drei Stücken von absolut paläolithischer Form und als „Silex" angesprochen, kam im Jahre 1891 gelegentlich eines Hausbaues, nahe am Szinvabache, zum Vorscheine. Der Fund lag $2^1/_2$—3 *m* tief in einer gelben Lehmschichte eingeschlossen. Der Form nach waren die Stücke:

Taf. I., Fig. 1 und *A* spitzmandelförmig, dunkel, im ganzen roh zugeschlagen, die Schlagmarken breit, wenig conchoid, zum Teil langgedehnt auf der aversen Seite; ohne krustenartige Patina, aber mit Seidenglanz. Die Form im ganzen schön, dünn, nach der Spitze hin verjüngt, rundherum scharf. Länge 238 *mm*; Breite 110 *mm*; größte Dicke 23 *mm*. (Kollektion O. Herman.)

Fig. 2 und *B*. Breitmandelförmig, lichtgrau, roh zugeschlagen; Schlagmarken flach, breit; ohne krustenartige Patina, aber mit Seidenglanz. Die Form breit, dünn, im ganzen breit-oval, am oberen Rand eine kleine Fläche, am unteren unregelmäßig ausgebrochen, rundherum scharf. Länge 195 *mm*; Breite 111 *mm*; größte Dicke 23 *mm*. (Kollektion Wolfgang v. Széll.)

Fig. 3. Stumpfspitzig, im ganzen dreieckig; gelblich-grau, ohne Patina, aber mit Seidenglanz. Die Spitze und alle Ränder abgerundet, wie vom Gebrauch abgeschliffen, abgenützt, mithin rundherum stumpf; gleichmäßig dick. Länge 110 *mm*; Breite an der Basis des Dreieckes 80 *mm*; Dicke 30 *mm*. (Ging vom Entdecker, Johann v. Bársony in Miskolcz, an Domherrn und Kunsthistoriker Béla Czobor über, in dessen Nachlasse es sich aber nicht mehr vorfand.)

Der Größe nach käme Fig. 1 *A* — nach der Tabelle von Dr. A. v. Török, a. a. O. S. 13 — an achter Stelle, nach dem im Jahre 1893 bekannten größten Objekte von Shrubhill, England (Kollektion Christy), mit 300 *mm* Länge, 130 *mm* Breite. Fig. 2 *B* von Miskolcz käme an 19. Stelle, nach Hesdingneul (Pas de Calais, Musée de St. Germain Nr. 23.488) mit 199 *mm* Länge, 93 *mm* Breite. Wie schon erwähnt, wurde das Material im Jahre 1893 als „Silex", auch „hornsteinartiger Silex" angesprochen.

Es möge hier noch bemerkt werden, daß die Abbildungen Taf. I, Fig. 1 und 2, für die Schriften der Anthropologischen Gesellschaft in Wien eine Wiederholung bedeuten.[1]) Es erhielten sich aber viel schärfere Aufnahmen und Reproduktionen,[2]) welche ich nebst Fig. 3, die in den Schriften der Anthropologischen Gesellschaft nicht vorkommt, hier nebeneinandergestellt gebe, weil diese Reihe — wie wir später sehen werden — höchst charakteristisch ist.

Als der Fund soweit bestimmt war, folgte die Beschaffung des Hauptkriteriums: die Lösung der Frage der geologischen Schichte. Mein alter, seither verstorbener Freund Julius Pethő, königl. Sektionsgeologe, gab mir den Rat, mich an den Obergeologen der königl. ungar. geologischen Reichsanstalt Ludwig Róth v. Telegd zu wenden, der im Auftrage der Stadt Miskolcz behufs Gewinnung von Trinkwasser die geologischen Verhältnisse des Weichbildes der Stadt und auch die der weiteren, zugehörigen Umgebung untersucht hatte. Ich begab mich also mit Pethő zu Herrn v. Róth, der mir, außer mündlichem Aufschluß, auch noch die Skizze des geologischen Profiles entwarf, welches die Ausmündung des Szinvatales in die Ebene darstellt und dessen Faksimile ich in diesen Schriften in meiner Abhandlung über das Solutréen von Miskolcz[3]) veröffentlicht habe. Die Strichführung der Skizze war unsicher, die daran geknüpfte Erklärung ergab aber folgendes:

[1]) Vide M. A. G. 1893, S. 78, 79.

[2]) A miskolczi tűzkő szakóczak, T. T. K. 1893, S. 172, 173, 174. Organ der königl. ungar. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft.

[3]) Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XXXVI, 1906, S. 2.

Die Schichtenfolge an der Talmündung zwischen dem Avasberg und der Akasztóhöhe ist: Alluvium, Diluvium, sarmatische Schichten — Trachittuff —, Mediterran; am Hauptpunkte, rechtes Ufer des Szinvabaches, wo der Fundort der drei Steinbeile, das Barsonyhaus, steht, läuft die diluviale Schichte unter dem Bette des Baches querüber. Da es meine Aufgabe war, das Profil auszuführen und die Skizze einen Irrtum nicht ausschloß, unternahm es Pethő, die beiden wichtigsten Schichten für mich deutlich zu bezeichnen, nämlich das Alluvium als „reinen Schotter", das Diluvium als „Lehm, Schotter, Löß, sandiger Lehm", und zwar geschah dies im Arbeitszimmer des Herrn v. Róth, der die Erläuterung diktierte, das ist die sogenannte „Präzisierung Pethő". Ich gebe dieses deswegen ausführlich, weil der Versuch gemacht und wiederholt wurde, den großen Irrtum betreffs des Diluviums, unter dem Titel „Präzisierung", dem toten Pethő zuzuschreiben, was aber, abgesehen von allem anderen, aus der einfachen Ursache unhaltbar ist, weil ja Pethő die geologischen Verhältnisse von Miskolcz nicht untersuchte, also nicht kannte, mithin nur die diktierten Worte v. Róths schrieb und schreiben mußte. Im Arbeitszimmer Pethős kam Sektionsgeologe Halaváts hinzu, der, ohne die geologischen Verhältnisse des Punktes damals aus eigener Anschauung zu kennen, den geologischen Situs samt den Artefakten, die er nie, auch bis heute nicht, in der Hand hatte, verwarf. Man kennt diese Art. Als ich in zwei Tagen die Skizze fertig gezeichnet hatte und, wie es ausbedungen war, Herrn v. Róth vorzeigte, war dieser ganz umgestimmt, schwankend, und meinte schließlich, das Diluvium sei nicht sicher, man könnte höchstens sagen, der Fund sei im „Altalluvium" gelegen. Ich verstand mich dazu, die als diluvial angegebene, nun bezweifelte Schichte mit dem üblichen Zeichen der Zweifelhaftigkeit: „(?)" zu versehen, was in allen von meiner Hand stammenden Publikationen auch zu finden ist.

Als ich soweit war, schrieb ich drei Abhandlungen, und zwar in den Schriften der königl. ungar. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, in jenen der ungarischen Akademie der Wissenschaften, zugleich der Gesellschaft für Anthropologie und Archäologie, endlich in jenen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien [1]). An den beiden letzteren Stellen erfolgte sofort der Angriff Halaváts,[2]) der nicht nur den diluvialen Charakter der betreffenden Schichte, sondern auch den paläolithischen Charakter der drei „Steinbeile", und zwar auch aus „petrographischen" (?) Gründen, in Zweifel zog, worüber er sich aber nie näher geäußert hat und auch nicht äußern konnte, weil er ja die Objekte nie in Händen hatte; das Material auch später nicht erkannte, wie dies weiter unten nachgewiesen werden wird.

Kurz nach erfolgter Publikation der Abhandlungen und der Angriffe folgte die eingehende Abhandlung des Professors v. Török, deren Konklusion ich weiter oben wörtlich angeführt habe und welche als vollen Beweis der Spuren des Urmenschen in Ungarn, also auch um Miskolcz, und als vollen Nachweis des Paläolithicums, das Diluvium fordert, und zwar für die Gültigkeit des Fundes auch die volle Intaktheit der Schichte, worin er gelegen.

Infolge meiner mehrfachen Einwürfe, welche sich auf den paläolithischen Charakter der drei Steinbeile und auf das zugegebene „Altalluvium" stützten, entschloß sich Geologe Julius Halaváts, wie es scheint, ganz aus freien Stücken, zur Revision der Stratigraphie von Miskolcz, und zwar schon mit voller Kenntnis der

[1]) Term. Tud-Közlöny, 1893, Heft 284; 1893, S. 169—183. Archaeologiai Értesitő, XIII, 1893, S. 1—25. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XXIII, S. 77—82. „Der paläolithische Fund von Miskolcz."

[2]) Ebendort.

mittlerweile zutage gekommenen, für das Paläolithicum so hochwichtigen paläontologischen Funde, als:

Elephas primigenius, Blbch.,
Rhinoceros tichorrhinus, Cuv.,
Equus caballus, fossilis, Lin.,

welche für das Diluvium und für das Paläolithicum zeugten.

Halaváts spricht die zur Frage gehörigen Schichten [1]) auf Grund der Bestimmungen von Dionys Stur[2]) als der sarmatischen Stufe angehörende an, welche durch die auf dem Avasberge vorgefundenen phytopaläontologischen Vorkommnisse als:

Phragmites oeningensis, A. Br.,
Carpinus grandis, Ung.,
Salix varians, Goepp., und
Acer trilobatum, A. Br.,

legitimiert werden. In diesen sarmatischen Trachysedimenten kommt, laut Halaváts, der „Feuerstein" in Knollen und Linsen vor, der Farbe nach von milchweiß bis schmutzigbraun und zum Teil auch von geschichteter Struktur.

In der unmittelbaren Umgebung von Miskolcz lagert, nach Halaváts, auf den sarmatischen Schichten diluviales Sediment. Dieses Verhältnis ist am schönsten in der Ziegelei der Staatsstahlwerke oberhalb Miskolcz aufgeschlossen, wo „unten (neogen) feiner, gelber Sand, darüber 3 *m* dick Schotter, bestehend aus abgerundeten Stücken von Quarz, Kalkstein und Mergel, liegt, worauf eine gelbe, unten weißfleckige, nach oben gleichmäßige, Bohnenerz und Mergelkonkretionen führende Lehmschichte folgt." Es ist dies, sagt Halaváts, jenes diluviale Gebilde, welches wir von vielen Punkten des großen Neogenbeckens Ungarns kennen.[3]) Das Diluvium erreicht aber nicht Miskolcz. Es hört, auslaufend auf der rechten Lehne und bedeutend über dem Inundationsgebiete des Szinvabaches liegend, früher auf.

Über die Terrassenbildung am Avasberge, welche gegen den Szinvabach abfällt und worauf sich der Friedhof der Reformierten ausbreitet und ihre Kirche steht, sagt Halaváts, daß sie nicht die Fortsetzung der Terrasse im Sajótale und auch nicht diluvial ist, ferner und wörtlich: „daß die Gräber des Friedhofes in sarmatischen Sandstein gegraben sind".

Die Hauptkonklusion der Untersuchung von Halaváts lautet wörtlich übersetzt — a. a. O. S. 19, 20 —: „Auf Grund sämtlicher an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen kann ich also aussprechen, daß auf dem Gebiete der Stadt Miskolcz, auf dem Inundationsgebiete ausschließlich rezente Ablagerungen vorkommen, und weder unter diesen Ablagerungen, noch auf der Lehne des Avasberges auch nur eine Spur des Diluvium vorhanden ist. Wenn eines da war, wurde es von der Erosion längst fortgerissen."

Halaváts kommt gegen den Schluß seiner Abhandlung — S. 20 — nochmals auf die Frage des Diluviums zu sprechen, indem er behauptet, daß jener Teil der Stadt Miskolcz, wo das Bársonyhaus — der Fundort der ersten drei Steinbeile — steht, sich auf rezenter Schichte ausbreitet und diluviale Bildungen weder

[1]) Miskolcz város földtani viszonyai (Geologische Verhältnisse der Stadt Miskolcz). Separat aus „Földtani Közlöny", XXIV, S. 18—23.

[2]) „Flora der Süßwasser-, Congerien- und Cerithienschichten." Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt. Wien, XVIII, 1867, S. 109, 138, 157, 165, 178.

[3]) Wiederholt aus: „Zum Solutréen von Miskolcz", im Interesse der Einheit der Bilder.

hier noch auf der Lehne des Avas, noch auf der Talsohle vorkommen .... daß mithin die drei Steinbeile nicht unter dem Alluvium her, wie ich glaubte, sondern aus rezentem geologischen Sediment zum Vorschein kamen.

Es liegt auf der Hand, daß ich, der ich damals von Geologie inklusive Paläolithicum nur soviel wußte, als sich einem jeden Zoologen und gebildeten Menschen zu wissen geziemt, gegen die auf unmittelbarer Forschung fußende Erklärung eines Fachmannes, der sich in seiner Abhandlung mit großem Selbstbewußtsein „Exoffo Geologus" (a. a. O. S. 20) nennt, vor dem Areopag nicht aufkommen konnte. Und dieser Umstand bewirkte es, daß die weitere Forschung auf diesem Gebiete auf volle elf Jahre (1894—1905) eingestellt wurde.

Ich verlegte mich aufs Zuwarten, in erster Reihe auf den weiteren Ausbau des Bársonyhauses, in zweiter Reihe auf den Zufall rechnend, von dem ja auf dem verbauten Intravillan sehr vieles abhing.

Zweiter Fund.

Der Ausbau erfolgte 1894, gab aber mangels an Aufsicht nur einen einzigen bedeutenderen Splitter oder Abspließ (Taf. II, Fig. 1, Avers; Fig. 2, Revers, Sprengfläche), den ich in diesen Schriften, in meiner Abhandlung über das Solutréen, schon einmal veröffentlicht habe.

Dieser messerförmige Abspließ ist zirka 90 *mm* lang, 35 *mm* breit, auf dem Avers mit eisenschüssiger Kruste *K*, welche Schichtung andeutet; das Material entspricht dem des breitmandelförmigen Steinbeiles des großen Fundes. Auf dem Revers ist die Fläche frisch abgesprengt, eben, in der Gegend *A* ist die Schlagmarke sichtbar, welche die Absprengung einer Schicht bewirkte; auf dem Avers ist eine alte ausgedehnte Schlagmarke *S*, Absprengung mit Seidenglanz.

Ich wollte diesen Fund ursprünglich nicht zum Ausgangspunkte einer neuen Erörterung machen, da er ja für den Kern der Frage, für das Diluvium, nicht ausschlaggebend sein konnte. Ich wartete also weiter.

Hoernes' Werk.

Da erschien das Werk von Moriz Hoernes: „Der diluviale Mensch in Europa", Braunschweig; welches, im Jahre 1903, also genau zehn Jahre nach der Beschreibung des ersten Fundes von Miskolcz, herausgegeben, sofort zu wirken begann. Darin widmet der Verfasser dem ersten Funde von Miskolcz eine eingehende Behandlung und gibt das spitz- und das breitmandelförmige Objekt in vortrefflicher Zeichnung wieder.[1]) Hoernes bemerkt, daß aus Ungarn bis zum Erscheinen des Buches keine sicheren Spuren des diluvialen Menschen zutage gefördert wurden, obwohl es an Überresten der diluvialen Jagdtiere weder nördlich noch südlich der Karpathen fehlt. „Mammut und Rhinozeros weideten in den Niederungen an der Theiß wie in der Umgebung von Krakau, und die Anwesenheit des Renntieres ist hier wie im ungarischen Waagtale durch Funde reichlich bezeugt." Hoernes deutet darauf hin, daß alle bisher in Ungarn gemachten Funde, welche auf den diluvialen Menschen bezogen wurden, mit Ausnahme jenes von Krapina, sich als hinfällig erwiesen haben, dem Funde von Miskolcz (Komitat Borsod) aber, also vom Nordrande der großen Tiefebene stammend, eine größere Bedeutung zukommt. Die drei „Steinkeile", namentlich die beiden größeren, müssen der Form nach allerdings dem Chelléen der französischen Prähistoriker zugeschrieben werden. Infolge des Materiales, welches als Hornstein

[1]) Hoernes: „Der diluviale Mensch in Europa", S. 146, 147, 148, Fig. 58.

1.

2.

3.

5.

4.

bezeichnet wird, ist der Bruch zwar weniger rein, als an den aus französischem Kreidefeuerstein bestehenden Artefakten, sonst ist aber die Arbeit genau dieselbe. Es wird ferner das Schwanken des ungarischen Landesgeologen v. Róth berührt und der Einwürfe von Halaváts gedacht, es wird aber zugleich betont, daß die alluviale Schichte, worin der Fund lag, diesen den paläolithischen Charakter nicht benehmen kann, also dem Alter der Steinwerkzeuge nicht endgültig präjudiziert, „da sie ja Transport in jüngerer Zeit erfahren haben können". Hoernes klassifiziert dann die beiden größeren Stücke von Miskolcz, wie folgt: „Wenn sie wirklich aus dem Diluvium stammen, sind sie als vergröberte Solutrétypen (plumpe pointes-à-feuille-de-laurier) aufzufassen, wie sie ähnlich auch aus Předmost vorliegen. Damit würden sie zeitlich in größte Nähe der bisher betrachteten Löß- und Lehmfunde Österreichs rücken und einen neuen Beleg für die Vertretung jener Stufe gegen Osten liefern".

Auf dieses hin entschloß ich mich, auf Grund des vorgefundenen messerförmigen Absplißes, der, außer den vielen kleinen unbeachteten Splittern, welche gleichzeitig zum Vorschein kamen, eines sicher bewies, daß nämlich der erste Fund doch nicht so einsam dort lag, eine Abhandlung zu schreiben, und da sich meine Verhältnisse mittlerweile für die Ausführung günstig gestalteten, entschloß ich mich, vor Abschluß der Abhandlung die Terrasse des Avasberges nochmals in Augenschein zu nehmen, schon aus dem Grunde, weil mir die „in Sandstein gegrabenen Gräber" von Halaváts ganz unglaublich erschienen, meinen Erinnerungen auch nicht entsprachen.

Dritter Fund.

Ich begab mich am 4. August 1905 an Ort und Stelle, fand unter Umständen, welche ich in diesen Schriften („Zum Solutréen von Miskolcz", Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 1906, S. 9) dargestellt habe, die schöne Solutréspitze, hier Taf. II, Fig. 3 Avers, Fig. 4 Revers, Fig. 5 im Stich.

Von dieser Untersuchung hatte Prof. Hoernes Kenntnis und erhielt vom glücklichen Funde eine telegraphische Verständigung von Miskolcz aus.

Das Resultat war, daß die Avasterrasse bis zirka 3 *m* Tiefe aus „Haselnußerde" besteht, also die nämliche Schichte ist, welche Halaváts aus der Ziegelei des Eisenwerkes, talaufwärts und auf derselben Seite wie der Avasberg gelegen, beschreibt und als Diluvium anspricht; daß hier von „Sandsteingräbern" keine Rede sein kann, welchen Luxus sich die Stadt Miskolcz übrigens gar nicht zu gestatten brauchte, da ihr ein gutes Stück der an Humus reichen Tiefebene zu eigen gehört und schließlich spreche ich ganz positiv aus (a. a. O. S. 10), daß die Avasterrasse trotz der wiederholt ausgesprochenen und auch auf Autopsie beruhenden entgegengesetzten Ansicht des Geologen Halaváts doch der Rest des Diluviums ist, was die paläolithische Spitze bestätigte. Es trat also hier der Fall ein, daß nicht das prähistorische Steinartefakt durch die diluviale Schichte als paläolithisch, sondern das als paläolithisch erkannte Artefakt die Schichte als diluvial bewies, was vielleicht nicht so ganz alltäglich ist.

Zum Beschlusse gab ich, im Einklange mit der Ansicht Prof. Hoernes, der Überzeugung Ausdruck, daß eine genaue, unbefangene Superrevision der gesamten stratigraphischen Verhältnisse von Miskolcz unbedingt nötig ist.

Die Superrevision.

Die oben angeführte Abhandlung erregte in den geologischen Kreisen Ungarns die größte Sensation. Ich benützte jede Gelegenheit, um die Notwendigkeit der Super-

revision zu betonen und auch darauf hinzuweisen, daß außer der Revision der Stratigraphie eine Untersuchung der Höhlen des Hinterlandes, im oberen Laufe des Szinvatales, angezeigt sei. Mein, wie ich glaube, logischer Gedankengang war der, daß, wenn in der Ausmündung der Szinvatales die Erosion auf Kosten der richtigen Schichten- bzw. Zeitbestimmung vieles über- und durcheinander geworfen und fortgerissen hat, dies in den Höhlen des gebirgigen Hinterlandes, und besonders in den hochgelegenen, weniger oder nicht der Fall sein könne, mithin eine mindestens bessere Grundlage für Schichten-, Zeit- und sonstige Bestimmungen gewonnen werden dürfte.

Es entstand eine Strömung, welche schließlich die Direktion der königl. ungar. geologischen Reichsanstalt, schon im Interesse der wissenschaftlichen Reputation zweier ihrer Oberbeamten, dazu bewog, bei ihrer vorgesetzten Behörde, dem königl. ungar. Ackerbauministerium, vorstellig zu werden. Die Folge war, daß Se. Exzellenz Minister v. Daránya, von gewohnter Einsicht geleitet, die Superrevision der Stratigraphie und die Untersuchung der Höhlen anordnete,[1]) worauf die Direktion der Anstalt mit der ersteren Aufgabe den Geologen Herrn Dr. Karl v. Papp, mit der letzteren den Geologen Herrn Dr. Ottokar Kadić betraut hat.[2])

I. Miskolcz.

Von Dr. Papp liegt die definitive Meldung ungarisch und deutsch vor,[3]) von Dr. Kadić eine vorläufige[4]) in denselben Sprachen.

Die Abhandlung von Dr. Papp gibt eine sehr eingehende, auch auf den weiteren Umkreis sich erstreckende oro- und hydrographische Schilderung, wovon ich nur das Allernotwendigste berühre, da ich naturgemäß das in den Vordergrund stellen muß, was den Kern der Frage: das Diluvium bzw. das Paläolithicum, betrifft.

Wenn man von Budapest per Bahn nach Miskolcz fährt (vgl. Taf. III), verfolgt man bis Emőd eine nordöstliche Richtung, welche kurz vor Miskolcz eine im ganzen nördliche wird. Auf der ganzen Strecke hat man die Gebirge Mátra, später Bükk zur zur Linken (*NW*), zur Rechten (*SO*) dehnt sich die Tiefebene aus. Miskolcz liegt mit seinem neuen Teile im Inundationsgebiete des Sajó, der, vom Norden kommend, unterhalb Miskolcz in der Höhe der Kurve von Emőd in die Tisza (Theiß) mündet. Der alte Teil der Stadt Miskolcz liegt an der Mündung des Szinvatales in der Ebene, die Mündung wird südlich vom Berge Avas (234 *m*), nördlich von der Höhe Akasztóbércz (192 *m*) beherrscht. Das Weichbild der Stadt wird beinahe genau von dem von *W* nach *O* strömenden Flüßchen Szinva der Länge nach in zwei Teile zerlegt. Das Flüßchen kommt aus dem Inneren des Bükkgebirges und mündet in der Höhe der Stadt in den Sajó. Am westlichen Ende der Stadt, gegen Diosgyör, endet bald das Terrain der spezielleren geologischen Aufnahme von Dr. Papp und wird dasselbe durch den betreffenden Teil der beigegebenen Karte genügend erklärt. Den Teil, der sich auf Miskolcz speziell bezieht, werde ich nun für sich abhandeln und

---

[1]) Reskript vom 31. August 1906, Z. 72.228/IV, A. 2.

[2]) Weisung vom 14. Oktober 1906, Z. 640, worin die Direktion die Kontroverse entwickelt und bemerkt, daß es sich um den Gegensatz zwischen O. H. und Jul. Halaváts handelt.

[3]) Papp Karl, „Die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Miskolz". (Übertragung aus dem ungarischen Original), Budapest 1907. Separat aus dem Jahrbuche der königl. ungar. geologischen Anstalt (XVI, Heft 3), S. 96 (3), 141 (49).

[4]) Kadić, Dr. Ottokar, „Zur Frage des diluvialen Menschen aus dem Szinvatale". Ebenda, S. 381 bis 395.

auf den übrigen Teil der Aufgabe, dem Laufe der Szinva entgegen, erst dann übergreifen, wenn ich auf die Höhlen zu sprechen komme.

Da wir nun die Lage der Stadt und die Konfiguration des Terrains im allgemeinen kennen, folgt vor allem die Tiefe, das geologische Profil, welches Abb. 1, nach Dr. Papp, a. a. O. S. 14, Fig. 12, wiedergegeben ist.

Schon dieses Profil beweist, daß beide Geologen: v. Róth und Halaváts, nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe standen, als sie die geologischen Verhältnisse der Stadt Miskolcz untersuchten und a. a. O. schilderten; daß ersterer laut dienstlicher Meldung an den Bürgermeister das Diluvium überhaupt nicht erkannt; letzterer trotzdem, daß er im Gräberfelde des Avas (*SW 4* auf dem Profil) stand, das Vorkommen entschieden leugnet, obzwar er es auf einem anderen Punkte, Ziegelei des ärarischen Eisenwerkes, richtig beschreibt und richtig anspricht.

Nur eines hat Halaváts richtig erkannt, daß nämlich die drei Stücke des ersten Fundes im Alluvium lagen (Profil *2*); da er aber den Diluviumrest *SW 4* total verkannte, konnte er auch den Zusammenhang des paläolithischen Fundes in der alluvialen

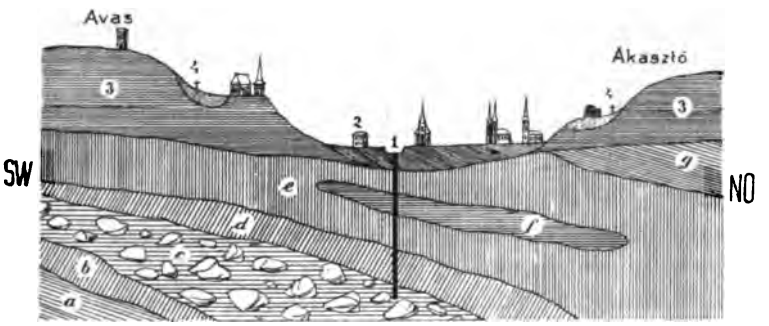


Abb. 1. *1* Alluvium, Bett der Szinva; *2* Bársonyhaus, Fund 1891; *3, 3* Sarmatische Andesitbreccie; *4, 4* Reste des Diluviums; *a* Ostrea führende Sandsteinbank; *b* Mergel; *c* Konglomerat; *d* Mergel; *e* sandiger Ton; *f* Rhyolithtuff; *g* Konglomeratschotter.

Schichte mit dem ganz nahe anstehenden Diluvium nicht erkennen. Nur Hoernes hat eine richtige Ahnung, wenn er sagt (a. a. O. S. 147), daß die Steinbeile „Transport in jüngerer Zeit haben erfahren können", was aber durchaus nicht im Sinne Dr. v. Töröks gemeint ist, der in seiner oben angeführten Abhandlung, S. 8, folgendes sagt: „Ich will aber damit nicht behaupten, als wären die fraglichen drei Äxte eingegraben worden; sie können einfach in eine damalige Vertiefung, Riß, Loch der Erdoberfläche zufällig hineingefallen sein, welche Öffnung oder Vertiefung des Niveau mit der Zeit auch ohne Zutun des Menschen wieder ausgefüllt werden konnte, ohne irgend eine Spur dieser Ausfüllung zurückzulassen."

Abgesehen davon, daß dieses Raisonnement fühlbar unter dem Eindrucke der famosen Eisenschnalle von Sáp entstanden ist, ist die Frage in diesem Falle nicht die, wie die „Steinbeile" an ihren Fundort gelangt sein konnten, sondern die, woher sie dahin gelangten? In dieser Beziehung gibt Dr. Papp vollen Aufschluß, indem er sagt, daß der vom Bársonyhaus (Profil *2*) auf Büchsenschußentfernung anstehende Diluviumrest (Profil *4*) des Avasfriedhofes (siehe Profil *SW 2, 4*) andeutet, daß sie durch die Erosion mit Diluvium fortgerissen, im Alluvium sekundär abgelagert wurden. Darnach ist meine Annahme, die ich auf Grund der Auffindung der auf Taf. II abgebildeten Solutréspitze (Fig. 3, 4, 5) ausgesprochen habe, vollkommen richtig und es tritt hier der Fall vor uns, daß, wie schon oben gesagt, nicht das Paläolithicum durch

die diluviale Schichte, sondern umgekehrt diese letztere durch den paläolithischen Fund legitimiert wird.

Es entsteht aber doch auch die Frage, ob es denn genügt, wenn auf ein einziges Objekt hin in einem vielfach gestörten, durchwühlten Terrain nebst der geologischen Schichte auch das Paläolithicum angesprochen und diesem für die Datierung der Schichte eine entscheidende Rolle zugemutet wird?

Die Frage hat eine gewisse Berechtigung schon in Hinsicht auf die von Dr. Török geforderte Rigorosität.

Vor allem bemerke ich, daß der Turmwart, zugleich Totengräber Franz Dobos ursprünglich zwei Objekte fand, wovon das eine ein „Herr aus Siebenbürgen" mitgenommen hat. Nach der Beschreibung des Finders war dieses Objekt kein „Pfeilstein" (nyilkö), sondern mehr fingerförmig, flach, mit mehr abgerundetem, gezähneltem Ende, also etwa eine „pointe-grattoir", wie sie Hoernes, a. a. O. S. 42, Fig. 17 der oberen Seite, abbildet. Das Material soll dasselbe wie das des „Pfeilsteines" gewesen sein. Dieses Objekt sei jedoch nur erwähnt, es hatte am Ende bloß anzudeuten, daß wir aus dem Diluviumrest noch Objekte erwarten dürfen, was auch eingetroffen ist.

Herr Direktor v. Gálfy der höheren Handelsschule, zugleich Direktor des Museums in Miskolcz, und der Kustos des letzteren, Andor Leszih, ließen sich herbei, die Überwachung des Totenackers des Avasberges mit aller Strenge durchzuführen. Herr Direktor v. Gálfy stellte mir sodann die Stücke, welche zum Vorschein kamen, und wenn sie auch nur Spuren der Bearbeitung zeigten, zur Verfügung, wofür ich ihm hier an dieser Stelle besten Dank sage.

Die aus dem Diluviumrest des Avas stammende Suite, Taf. IV, besteht aus zehn Objekten; doch sind in der Sammlung des Museums in Miskolcz noch mehrere vorhanden, auf deren Bearbeitung ich aber verzichte, weil ich hier nur „Typen" zu geben wünsche, welche schärfer charakterisieren.

Die Suite besteht aus Schabern, Taf. IV, Fig. *A, D, E, F,* aus breiten „Messern", wahrscheinlich zur Abhäutung des Wildes bestimmt, Fig. *B, C*; endlich aus schmalen „Klingen", Fig. *G, H, I.*

Damit ist die Frage des Diluviums am Avasberge zugunsten des ersten paläolithischen Fundes von 1891 endgültig entschieden.

Mineralogischer Standpunkt.

Ehe ich nun an die Aufgabe einer näheren prähistorischen Bestimmung dieser aus dem Diluviumrest des Avasberges stammenden Artefakte herantrete, muß ich mich hinsichtlich der mineralogischen Elemente derselben überhaupt äußern. Herr Professor Franz Schafarzik vom königlichen Josefs-Polytechnikum in Budapest hat sich der Mühe der petrographischen Bearbeitung der von Dr. Papp in Miskolcz und von Dr. Kadić in der Szeleta gefundenen Artefakte unterzogen, dessen Resultat später veröffentlicht werden wird, da die Untersuchung noch andauert. An der Hand der bisherigen Untersuchungen wurden auch die mir aus dem Diluvium des Avasberges vorgelegenen Stücke bestimmt, für welche die wichtigsten petrographischen Daten weiter unten folgen werden.

Die mineralogische Bestimmung ist für die Funde von Miskolcz und Umgebung von großer Bedeutung, da sich dadurch auch die Eigentümlichkeiten der technischen Herstellung erklären.

Das Material der Artefakte aus dem Diluviumrest des Avas ist nicht der echte „Feuerstein" der meisten westlichen Funde, dessen Schlagmarken tiefconchoid und

AVERS.

A 1. 2. B

C. 3.

noch Faustkeile nennen können; sie paßten durchaus nicht, selbst für die wahrscheinlich schwielige Handfläche des Urmenschen.

Was sollen sie also sein?

In seiner neuesten, vielfach überraschenden, schönen Abhandlung über „Steinartefakte der Australier und Tasmanier“[1]) gibt uns Prof. H. Klaatsch rezente „Speerspitzen“ aus Nordwest-Australien, wie er sagt, à la „Solutréen“ (S. 415, Fig. 3), dazu die Analogie von Laugerie haute, Vezèretal, mit noch anderen hieher gehörigen Formen, welchen sich auch die Szeletaformen ganz gut anreihen. Wenn wir Cuviers Kataklysmen-Hypothese ausschließen, wie wir es ja auch müssen, so findet hier eine Überbrückung zwischen paläolithischen und rezenten Formen statt. Weiters brachte der merkwürdige ungarische Reisende und Forscher Benedikt Balogh v. Barátos, der sich beinahe ohne Mittel und ausschließlich „per pedes apostolorum“ bis in den äußersten Osten Asiens durchbettelte, eine Suite von guten Zeichnungen ethnographischer Gegenstände der Aino mit, darunter solche von Pfeilen aus dem Museum in Tokio, mit Feuersteinspitzen (Abb. 18 *A, B, C*), die sozusagen eines jeden Kommentares entbehren können. Balogh gibt an[2]), die Spitzen seien in den Spalt im Schaft des Pfeiles *(B)* eingepaßt und darin festgepicht, der Spalt ist entsprechend zusammengebunden, mehr um das weitere Spalten zu verhüten; bei dem Pfeile *A* sind zwei eiserne Nägel als Widerhaken angebracht, also eine Vermählung des Paläolith mit dem Eisen. Diese „Pfeilsteine“, nach Balogh etwa 60 *mm* lang, sind ganz „à feuille de laurier“ geformt, wie es scheint, auch gedängelt. Es könnte also folgende Unterscheidung aufgestellt werden:

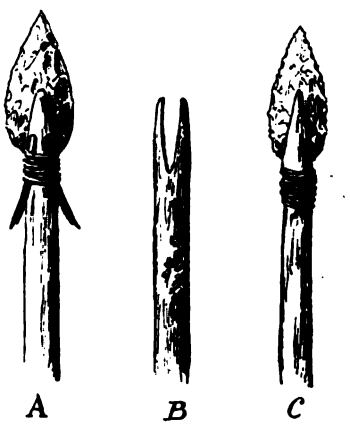


Abb. 18. Aino-Pfeile aus dem Museum zu Tokio.

1. Pfeilspitzen, bis zirka 60 *mm* Länge,
2. Wurfspeerspitzen von 80 *mm* an (die kleinen „Faustkeile“),
3. Schwere Lanzensteine (die großen „Faustbeile“).

Vorausgesetzt, daß sie entsprechend dünn und rundherum scharf sind. Das schöne Jaspisobjekt aus der Petőfigasse wäre ein breiter „Pfeilstein“ zum Schlagen größerer Wunden.

Die Auffassung dieser Formen als Waffen erklärt den Umstand, daß sie keine Abnützung zeigen; Brüche und Scharten eher, so wie sie zu Boden fielen oder Knochen trafen. Eine Ausnahme macht das dreieckige Objekt (Taf. I, 3) von Miskolcz, welches gleichdick, mithin ohne Schneide ist und, wie wir wissen, Abnützung zeigt. Die drei Formen, Abb. 16, 17 und 19, sind also nur dem Umrisse nach kongruent, Abb. 19 am wenigsten.

Abb. 19. Zwei Wurfspeerspitzen und eine Pfeilspitze. 1/4 nat. Gr.

[1]) „Zeitschr. f. Ethnologie“, Berlin, XL, 1908, S. 407—436.

[2]) „Az Ajnukról“ (Von den Ainos). Nemz. Muzeum Ertesitője, VIII, 1907, S. 172—173, Fig. 5—8.

Das Verhältnis der drei Formentypen aus der Sammlung des Dr. Kadić gestaltet sich so, wie dieses Abb. 19 in den Funden aus der Szeleta zeigt.

Auf eine nähere Erörterung jener mandelförmigen Objekte, welche an der Basis dick und abgerundet sind, wünsche ich hier nicht einzugehen, es gilt hier eine vergleichende Untersuchung, für die mir Material, Gelegenheit und besonders die — Lebenszeit mangelt.

IV. Petrographische Untersuchung.

Der Umstand, daß die Schlagmarken bei der Beurteilung paläolithischer Artefakte eine wichtige Rolle spielen, mit „typisch" und „atypisch" bezeichnet zu werden pflegen, es aber auf der Hand liegt, daß die unzweifelhaft paläolithischen Artefakte, aus mineralogisch verschiedenem Materiale geformt, nicht die gleichen Schlagmarken aufweisen können, hat mich, wie schon gesagt, bewogen, die Güte und Bereitwilligkeit des Herrn Professors der Mineralogie und Geologie am königl. Josefs-Polytechnikum, Franz Schafarzik, in Anspruch zu nehmen und von ihm ein Gutachten über die Petrographie der prähistorischen Steinwerkzeuge der Umgebung von Miskolcz zu erbitten.

Das Gutachten lautet, wie folgt:

„Die aus der Umgebung von Miskolcz stammenden prähistorischen Steinwerkzeuge sind im allgemeinen zwar Gesteine der Kieselsäure, gehören jedoch verschiedenen ihrer Varietäten an.

Gesteinbildend kommt die Kieselsäure in der Natur vor allem anderen als trigonal-trapezoëdrisch kristallisierender Quarz, ferner aber auch als amorpher, wasserhaltiger Opal vor. Diese beide Substanzen weisen in jeder Hinsicht ein recht verschiedenes Verhalten auf. Quarz verhält sich zwischen gekreuzten Nikols anisotrop, Opal isotrop; ersterer besitzt einen mittleren Brechungskoeffizienten von 1·56, letzterer von 1·44. Quarz erweist sich in kochender Kalilauge so gut wie unlöslich, Opal dagegen wird von derselben vollständig gelöst. Auch ist die Härte und das spezifische Gewicht des Opales geringer als beim Quarz. Die Bildungsverhältnisse und das Vorkommen des Quarzes sind ganz andere wie diejenigen des Opales. Quarz entsteht zumeist als magmatische Ausscheidung, ferner im Wege der Sublimation, sowie auch als Gangquarz, während die amorphen Opalvarietäten im allgemeinen beim Ausscheiden der in heißen Quellen gelösten Kieselsäure zustande kommen, die dann als Niederschläge einstiger Geyser größere oder kleinere Becken erfüllen, und zwar bei uns in den ungarischen Trachyt- und Andesitgebirgen.

Außer diesen gut umschriebenen Endgliedern in der Reihe der Kieselsäuregesteine gibt es mehrere feinkörnige bis faserige, häufig radialfaserige, doppeltbrechende Substanzen, die nicht Quarz sind.

Es sind dies die Arten Chalzedon und Pseudochalzedon, ferner der Quarzin und Lusatit.

Die beiden ersteren zeigen in der Richtung der Faserung einen negativen optischen Charakter, wohingegen die beiden letzteren optisch positiv sind.

Die Entstehung des Chalzedons ist im allgemeinen ähnlich derjenigen des Opales, nur daß die Kieselsäure nicht amorph, sondern kristallinisch und daher wasserfrei ausgeschieden wurde. Diese Substanz bildet den Hauptbestandteil des Chalzedon.

Nach H. Rosenbusch ist Chalzedon wesentlich Kieselsäure mit einem wechselnden, aber kleinen, bis auf 0 sinkenden Gehalt an H_2O, anscheinend stets Gemenge einer kristallinischen Modifikation des SiO_2, die nicht Quarz ist, mit wechselnden

aber kleinen Mengen von Opal bzw. Hydrophan. Die Anwesenheit der Opalkieselsäure und die äußerst feinporöse Struktur, welche durch Auslaugung dieser hervorgerufen wird, bringt die Imbibationsfähigkeit der Chalzedone und die häufigen erdigen und matten Umrindungen derselben hervor.

Einige an Silexmaterial, prähistorischen Artefakten und natürlichen Stücken vorgenommene Untersuchungen haben schon bisher erwiesen, daß die Silices, denen mineralogisch die verschiedenen Namen, als: Limnoquarzit, Chalzedon, Chalzedon-Jaspis, Jaspopal, zukommen, verschiedene Gemenge von anisotropen, Nichtquarzvarietäten und Opalmasse darstellen.

Die Haupteigenschaften dieser Typen gibt die umstehende Tabelle.

Die der Tabelle beigefügten Bemerkungen stellen vor allem die Tatsache fest und zwar gestützt auf die Untersuchungen in den sarmatischen Schichten des Eisenbahneinschnittes bei Rákos, daß in ein und demselben Geyserbecken verschiedene Silexvarietäten vorhanden sein können, deren mineralogische Bezeichnung lediglich von der Beschaffenheit ihrer Gemenge und der eventuellen Anwesenheit von Farbstoffen bedingt ist.

Die in der Umgebung von Miskolcz und in der Szeletahöhle gefundenen prähistorischen Steinwerkzeuge besitzen eine ganz eigentümliche petrographische Beschaffenheit und dürften, soweit ich die Sache bis heute zu überblicken vermochte, ganz gut mit dem natürlichen Silexvorkommen am Tüzkövesberge bei Miskolcz in Verbindung gebracht werden, welches der Erscheinung bei Rákos analog ist.

Die Untersuchung der von Dr. K. Papp angeführten Arten[1]) ergab die folgenden Resultate:

1. „Feuerstein, oberhalb der Telekigasse bei Miskolcz", ist nach meiner Bestimmung ein graubläulicher, dichter, latent schieferig-schichtiger Chalzedon, dessen Beschaffenheit mit dem petrographischen Charakter der aus gleichen sowie auch aus etwas verschiedenen Chalzedonvarietäten bestehenden prähistorischen Geräten von Miskolcz gut in Einklang gebracht werden kann. An letzteren ist nämlich ebenfalls eine gewisse schieferige Schichtung sowie ein flachmuscheliger splitteriger Bruch zu bemerken, welcher für die meisten prähistorischen „Steinbeile" von Miskolcz charakteristisch ist.[2])

2. „Bläulichweißer opalisierender Feuerstein von oberhalb der Telekigasse" kann am angemessensten als Limnoquarzit bezeichnet werden, dessen gelblichweiße Hauptmasse von dünnen Lagen eines bläulichen Chalzedons durchzogen ist. In der Richtung dieser Schichtung befinden sich hie und da einige Hohlräume, deren Wände einen kristallinischen Überzug besitzen. Unter dem Mikroskope sind in der dichten, faserig-blätterigen Grundmasse prächtige radialfaserige Chalzedonsphärolithe zu beobachten; $n > 1{\cdot}516$. Aus Limnoquarzit bestehen auch mehrere Schaber aus der Szeleta. (Kollektion Kadić.)

3. „Feuerstein von der Lehne des Feuersteinberges (Tüzköves), südlich vom Rákóczi-Denkmal bei Miskolcz", ist eine dunkelbraun-lichtbräunlich und bläulich gebänderte, 6 *cm* starke Schichte eines chalzedonjaspisartigen Silex. In seiner faserig-blätterigen Grundmasse sind unter dem Mikroskope prachtvolle radialfaserige Chalzedonsphärolithe zu sehen; $n > 1{\cdot}516$. Die beiden Schichtflächen sind von einer $^1/_2$ *mm* starken, matten, weißen, mehligen Auslaugungskruste überzogen, woraus außer der

[1]) Dr. K. Papp: „Die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Miskolcz", 1907.

[2]) Schon Hoernes bemerkt, a. a. O. S. 146, daß „der Bruch weniger rein als bei den französischen Chelleskeilen ist", welche bekanntlich aus Flint bestehen. O. H.

Petrographische Merkmale einiger Silex-Varietäten aus der Umgebung von Miskolcz.

Laufende Zahl	Gegenstand	Inventar-Nr.	Sammler	Mikroskopischer Befund an in Zedernholzöl eingebetteten feinsten Splittern	Nach 7½stündigem Kochen in konzentrierter Kalihydratlösung	Zusammenfassung	Petrographische Bezeichnung
1	Prähistorischer Schaber	78	Dr. Kadić	Ein etwas rauchgrauer, grobkörniger Quarzit. Brechungskoeffizient $n > 1{\cdot}516$ (Zedernöl)	Wurde nicht angegriffen	Reine Quarzsubstanz	Grobkörniger Quarzit
2	Prähistorischer Schaber, rauchbraun, mit muscheligem Bruch, an der Oberfläche mit mattweißen Verwitterungsflecken	62	dto.	Gestreckt-körnig, die Körner gegenseitig verzahnt. $n > 1{\cdot}516$	Der kleine Splitter löste sich vollkommen auf, woraus auf ziemlich reichliche Opalsubstanz gefolgert wurde	Wahrscheinlich Opal > Chalzedon	Chalzedonhaltiger Opal
3	Prähistorischer, violettbrauner Schaber mit ausgezeichnetem muscheligen Bruch	84	dto.	Ein durch Eisenverbindungen gefärbter, gestreckt-körniger Nichtquarz (Chalzedon?). $n > 1{\cdot}516$	Nach Auslaugung der Opalsubstanz verblieb eine matte, weiße, poröse Rinde um die im Inneren nicht zersetzte Masse	Wahrscheinlich Chalzedon > Opal	Jaspopal >
4	Prähistorisches kleines Steinobjekt aus der Petőfigasse in Miskolcz	—	Kollektion Gálfy	Durch Eisenverbindungen intensiv gefärbte, körnige Grundmasse, mit ausgezeichneten Chalzedon-Sphärolithen. Brechungskoeffizient der letzteren $n > 1{\cdot}516$, optisch negativ	—	—	Chalzedon-Jaspis
5	Natürlich aschbläulicher, schieferig schichtiger Chalzedon mit flachmuscheligem Bruch, mit einer matten, weißen Verwitterungskruste an den Schichtflächen, aus den Weingärten ober der Telekigasse in Miskolcz.	—	Kollektion Papp	Gestreckt faserig-blätterige und innig ineinandergreifende, stellenweise Sphärolithe aufweisende Masse. $n > 1{\cdot}516$	Wurde kaum merklich angegriffen	Vorwiegend Chalzedon	Chalzedon
6	Lichtbräunlich-gelber, muschelig brechender Opal. Vorkommen zwischen sarmatischem Kalk im Eisenbahneinschnitte bei Rákos (Budapest)	—	Vergleichsmaterial aus der min.-petr. Sammlung des Josef-Polytechnikums	Eine durch Eisenockertupfen bräunlich gefärbte und nur wenig anisotrope Nichtquarzelemente enthaltende isotrope Opalmasse; deren Brechungskoeffizient $n < 1{\cdot}516$	Wurde vollständig gelöst	Opal-Chalzedon (?)	Opal
7	Weiße Partie vom vorigen Stück	—	dto.	In der isotropen, schwach lichtbrechenden $n < 1{\cdot}516$ Opal-Grundmasse befinden sich radial faserige Chalzedon-Sphärolithe von starker, diejenige des Opals übertreffender Lichtbrechung	—	Opal und Chalzedon	Chalzedonhaltiger Opal
8	Aschbläulicher Chalzedon, Kernpartie des vorigen Stückes	—	dto.	Dichtes, körniges Aggregat. $n > 1{\cdot}516$	Nur ganz schwach angegriffen	Chalzedon > Opal	Chalzedon

die Hauptmasse ausmachenden Chalzedonsubstanz noch auf etwas Opal geschlossen werden kann. Aus einer ähnlichen Silexsubstanz bestehen auch einige Schaber aus der Szeletahöhle. (Kollekton Kadić.)"

So weit Prof. Franz Schafarzik.

In den in der Tabelle näher spezifizierten mineralogischen Formen sowie den hier aufgestellten drei petrographischen Typen spiegeln sich sowohl der erste große Fund von Miskolcz, als auch die dem Diluviumrest des Avasberges entstammenden, oben abgehandelten Vorkommnisse. Auf Grund dieses Ergebnisses fußt die mineralogische Bestimmung des ersten großen Fundes, welcher ursprünglich, bona fide, wie folgt, angesprochen wurde:

In meiner ersten Abhandlung: „Silex, mehr hornsteinartig.[1]) Prof. Hoernes, bona fide, da ihm die Stücke nicht vorlagen: „Hornstein".[2]) O. Herman: „mehr hornsteinartiger Feuerstein."[3]) — Idem: „Silex."[4])

Die Stücke des ersten Fundes sind also nach Prof. Schafarzik:

Taf. I, Fig. 1 (spitzmandelförmig): dunkler Chalzedon-Jaspis.
„ I, „ 2 (breitmandelförmig): grauer Chalzedon.
„ I, „ 3 (dreieckig): grauer Chalzedon.

Die fernere Vergleichung ergibt, daß besonders der graue, graubläuliche Chalzedon es war, den der Paläolitharbeiter um Miskolcz besonders bevorzugt hat, was zum Teil gewiß auch der leichten Spaltbarkeit, als Folge der Schichtung, zugeschrieben werden kann.

Wenn man nun annimmt, daß Chalzedon und seine Varietäten als Produkt der Geyser, also aus dem Wasser abgesetzt sind, so ist schon in diesem Umstande die „schieferige Schichtung" enthalten, welche dann in der technischen Behandlung vielfache Folgen hatte. Es liegt ja auf der Hand, daß Schiefer einen anderen Bruch zeigt als Granit, und es ist nur natürlich, daß paläolithische Artefakte aus geschichtetem Chalzedon statt den dem Flint entsprechenden klassisch conchoiden Schlagmarken, wie Schafarzik anführt, „flachmuschelige, splitterige Brüche" zeigen, ja, wenn die Sprengung die Gesteinsschichten in die Quere trifft, selbst staffelförmige Brüche entstehen können, wie dies bei einigen sehr deutlich geschichteten Objekten der Szeletahöhle seinerzeit des näheren beschrieben werden wird.

Diese Untersuchung dürfte den Beweis liefern, daß bei der feineren Beurteilung paläolithischer Artefakte die genaueste petrographisch-mineralogische Bestimmung nicht zu umgehen ist, weil sie, abgesehen von allem anderen, auf den technischen und formellen Teil ein oft entscheidendes Licht wirft.

V. Zur Frage der Patina.

Ich habe in der ersten Beschreibung des ersten Fundes von Miskolcz die folgende Angabe gemacht:[5]) „Dieses „Steinbeil" (spitzmandelförmig) . . . . besitzt keine Patina, dagegen aber einen seidenartigen Glanz." An einer anderen Stelle: „Eine Patina, welche als Rinde nach dem Formen entstanden wäre und das ganze Artefakt bedecken würde, ist nicht vorhanden, wohl aber ein Lustre, gleichmäßig seidig". Dieses „Steinbeil" hat aber auf der Reversseite, am breiten Ende auch eine „lichtere, eisenschüssige Kruste", welche mitgeformt wurde.

[1]) „Der paläolithische Fund von Miskolcz". Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XXIII, 1893, S. 78.
[2]) „Der diluviale Mensch in Europa", 1903, S. 146.
[3]) Im. Term. Tud. Közl., 1893, S. 169.
[4]) Arch. Értesitő, XIII, 1893, S. 1—25.
[5]) „Der paläolithische Fund von Miskolcz." Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XIII.

Wenn wir nun den Begriff dessen, was „Patina“ bedeuten soll, feststellen wollen, so stehen wir einer ganzen Reihe von Abstufungen gegenüber, deren Grenze mit einer Art von Hauch beginnt, der uns besagt, daß eine Bruchfläche nicht frisch ist, und mit dem endet, was die französischen Forscher mit dem Ausdrucke „cacholóng“ bezeichnen, was das ganze Artefakt durchdringt; von den Krusten und Auslaugungen gar nicht zu reden.

Die beste, weil schärfste Bestimmung dessen, was man unter Patina zu verstehen hat, stammt von Prof. A. Török (a. a. O. S. 12—13), wo er folgendes sagt: „Ein jeder frische Bruch verursacht an einem Gestein eine mehr oder minder glanzlose, also mehr matte Oberfläche; mit der Zeit bekommt diese Oberfläche einen Glanz oder eine Glasur (lustre, vernis), wodurch man einen alten Bruch von einem frischen sofort unterscheiden kann. Dieser Glanz wird teils den chemischen Agentien (minimalen Auflösungen der Oberfläche), teils Reibungen der Oberfläche mit der Umgebung zugeschrieben.“ Ich füge hinzu, daß der frische Bruch auch glänzend sein kann, um dann durch Patinierung, besonders Reibung, matt zu werden. Hinsichtlich der Artefakte aus Chalzedon und seinen Varietäten der Umgebung von Miskolcz, inklusive Szeleta, steht es fest, daß sie keine absolut frischen Brüche oder Absprengungen zeigen, daß aber die Patinierung bei einigen Stücken eine denkbar minimalste, oft schwer konstatierbare ist, was auf zwei Umstände zurückgeführt werden kann, und zwar darauf, daß die Artefakte seit dem Diluvium dem Einflusse der Witterung entrückt waren, ferner darauf, daß ihr Materiale zu den Halbedelsteinen gehört, welche den patinierenden Einflüssen gut widerstehen. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß es auch „patinierte“ Artefakte aus der Szeleta gibt, wie es scheint, besonders jene, die in oder in der Nähe der Kulturschichten gefunden wurden.

VI. Zur Klassifikation.

Für jemand, der einen naturgeschichtlich geschulten Kopf hat, der sich aus dem künstlichen, starren System der Natur des Altmeisters Linné bis zu Darwins Höhen durchgekämpft hat, ist es eigentlich absolut unmöglich, Artefakte des Menschen selbst nur in eine Linnésche systematische Ordnung zu bringen, so daß die Artefakte nach verläßlichen Charakteren stets erkannt und an den rechten Ort eingereiht werden können. Diese nötige Stabilität schließt schon der Begriff des Artefaktes in Verbindung mit dem Menschen — eigentlich umgekehrt: des Menschen mit dem Artefakte — aus: hier muß notwendigerweise alles schwanken, weil die Veranlagung des Menschen schon früh individuelle Unterschiede zeitigte und die Verschiedenheit der Veranlagung auch in der Verschiedenheit des Artefaktes ausgesprochen sein muß, woraus folgt, daß das primitivere Artefakt des jungpaläolithischen Stümpers leicht zum altpaläolithischen Meisterstücke und umgekehrt werden kann. Es gibt in dem Wirrsal der paläolithischen kleinen Formen — für mich — nur einen einzigen Anhaltspunkt, das ist: stete Rückkehr zur geologischen Schichte.

Die Form! Wo beginnt denn das Artefakt? Welches sind Splitter, die auch so entstehen konnten, wie die Splitter von Fensterglas, das der schnitzelnde Hirt zum Feinschaben benützt und fort und fort zerkleinert, um scharfe Kanten zu erhalten?! Aber auch zufällig!

Ebenso die geologische Schichte bietet keine absolute Sicherheit. Einer der eifrigsten österreichischen Paläolithforscher, Dr. Hugo Obermaier, hat in seiner schönen kritischen Studie: „Die Steingeräte des französischen Altpaläolithicums“[1])

[1]) Wien 1908, aus den Mitt. der prähist. Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, II, Nr. 1 (Separatum).

folgenden Ausspruch getan, der gewiß geistvoll klingt: „So bedeutsam aber auch die Aufschlüsse sind, welche uns die Geologie, Paläontologie und Anthropologie über den Quartärmenschen liefern, so ist doch in erster Linie die Archäologie, welche uns eine systematische Gruppierung seiner Fundplätze ermöglicht und das auf Grund der Typologie der Artefakte, welche hier dieselbe Rolle zu spielen berufen sind, wie die Leitfossilien in der Geologie."

Die schöne Zeit des festen Glaubens an „Leitfossilien" ist leider längst verflossen; die gute Zeit, wo der Geologe mit dem Leitfossil in der Hand den Punkt bezeichnete und lustig z. B. auf Kohle zu bohren begann — ohne Kohle zu finden! Und doch waren die Leitfossilien Arten der Natur, also beständiger, mithin typologisch sicherer als die Artefakte von Menschenhand, welche naturgemäß schwanken. Und erst die Leitfossilien, deren richtige Leitung in dem festen Glauben an die Kataklysmen wurzelte! Heute wissen wir, daß auf den Leitfossilienglauben kein Verlaß ist. Auch für sie gilt die große Wahrheit: Alles ist Übergang.

Professor H. Klaatsch beschreibt in seiner hier schon gewürdigten neuesten Arbeit „Steinartefakte der Australier und Tasmanier" auf S. 422, Fig. 8, das „Universalinstrument" der Tasmanier, welchem jenes von Laugerie Basse im Vezèretal, Taf. III, Fig. 3, entspricht und welchem ich hier jenes aus dem Diluvium des Avasberges bei Miskolcz, Taf. IV, *C*, anschließe. Das ist ein sehr weiter Horizont, und wohl dem, der ihn, wie ich, im Patriarchenalter wenigstens erblickt hat.

Ich schließe mit dem Bewußtsein, daß die Spuren des diluvialen Menschen für Ungarn hiemit nachgewiesen sind. Das letzte Wort gilt der Dankbarkeit. Ich danke Sr. Exzellenz dem königl. ungar. Ackerbauminister v. Darányi für die Anordnung der Superrevision der Stratigraphie und der Höhlenforschung; der königl. ungar. Geologischen Anstalt für die objektive Durchführung, Herrn Professor Moriz v. Hoernes für die teilweise Durchsicht der Arbeit, Herrn Professor Schafarzik für die petrographische Würdigung; den beiden jungen Geologen v. Papp und O. Kadić für den großen Eifer und für die Objektivität.

LITERATURBERICHTE.

17.

Bielenstein, Dr. A.: *Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten.* Ein Beitrag zur Ethnographie, Kulturgeschichte und Archäologie der Völker Rußlands im Westgebiete. Erster Teil. Die Holzbauten der Letten. St. Petersburg 1907. X und 224 S. mit 154 Abbildungen. Groß 8^0.

Kein Mann hat sich um das Volk der Letten so große wissenschaftliche Verdienste erworben, wie A. Bielenstein, der am 31. Juni 1907 im 81. Lebensjahre gestorben ist. Er konnte noch die Korrektur des vorliegenden Bandes selbst besorgen, den anderen Teil wird sein Sohn, Pastor Walter Bielenstein in Mesothen (Kurland), herausgeben.

Würdig reiht sich dieses neue, Leopold v. Schröder in Wien gewidmete Werk den vorausgegangenen großen Werken Bielensteins an. Im Jahre 1863 hat uns Bielenstein das standard work „Die lettische Sprache" geschenkt, 1875 veröffentlichte er eine Sammlung von Tausenden lettischen Volksliedern, 1892 erschien „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache".

Besonders viel national Lettisches bringt der erste Teil des neuen Werkes nicht und wird auch — auf die Gefahr, zu irren, sei es gesagt — der zweite Teil nicht bringen. Die lettischen Stämme wohnen am Rande der einst von Süddeutschland ausgegangenen Kulturwellen und haben die alten deutsch-römischen Güter noch immer in ziemlich ursprünglichem Zustande bewahrt. Einflüsse anderer, östlicher Kulturkreise lassen sich ebenfalls vermuten, aber, vorläufig wenigstens, nicht beweisen. Bielenstein hätte gewiß eine Freude gehabt, wenn er den Zusammenhang der lettischen Kultur mit der südwestlichen erkannt hätte, aber bei seiner mangelhaften Kenntnis dieser letzteren mußte er Dinge für national lettisch halten, die z. B. bei uns in den Alpen und weiterhin im ganzen Kulturkreise des oberdeutschen Hauses sich ebenso vorfinden.

Das heutige lettische Wohnhaus ist ein oberdeutsches Küchenstubenhaus (Bielenstein, S. 62), das der einfachsten Form, wie sie bei uns, in Bosnien und Montenegro und auch sonst noch vorkommt, genau entspricht. Es enthält zwei Räume. Der eine hat in der Mitte eine Feuergrube, ist also ein sehr altertümlicher „Herdraum", besser „Feuerraum". Dieser Raum hat, wie seine Verwandten, keine eigene Decke, sondern nur das Dach des Hauses über sich.[1]) Neben diesem Raume mit dem offenen Feuer ist eine Stube, ein Ofenraum. Dieser Raum hat eine eigene Decke, sein Name ist *istaba*. Der Ofen wird vom offenen Herdraume aus geheizt wie bei uns. Er dient — was auch bei uns vorkommt, wenn auch nicht als Regel — zugleich als Backofen.

Erstaunt scheint Bielenstein gewesen zu sein, als er von Öfen Kunde erhielt, die einer Wachswabe ähnelten, indem sie aus tönernen Töpfen hergestellt waren (S. 72). Die weiteren Verwandtschaften dieses uns wohlbekannten konkavkachligen Ofens waren ihm fremd, weil ihm die Literatur über diesen Gegenstand nicht zugänglich war.[2]) Meist wird aber der Ofen der Stube in noch einfacherer Art hergestellt. Eine sehr primitive Technik beschreibt er S. 72. Diese ist identisch mit der Ofentechnik der Huzulen, die F. Kaindl dargelegt hat und die in letzter Linie auf römische Erfindung zurückgeht, wenn sie nicht noch älter ist.[3])

Der Herdraum der Letten heißt *nams*, d. h. „Haus" schlechtweg. Wir finden also dieselbe Erscheinung wie in Oberdeutschland (*Haus, hus*), in Ermland (*hus*), im Kanton Tessin (*la ca = casa*), in Frankreich (*la maison*), bei den Serbokroaten (*kuća*), in Holland (*huis*), in Litauen (*bùtas*),[4]) auch weit entfernt, z. B. in Georgien (*sachel* = „Haus" und „Herdraum").[5])

[1]) Die entsprechenden Erscheinungen Verfasser, „Das deutsche Haus" (weiterhin zitiert D. d. H.), S. 26.
[2]) D. d. H., S. 56 ff.
[3]) D. d. H., S. 58.
[4]) Bezzenberger, Altpreußische Monatsschrift, XXIII, S. 54.
[5]) D. d. H., S. 25 f., 78, 87. — Indogermanische Forschungen, XIX, S. 420, Anm.

Die Feuerstätte — von einem Herde kann man beim lettischen Hause kaum reden (Bielenstein, S. 60) — ist meist nicht ganz in ihrer altertümlichsten Form erhalten geblieben. Man umgab sie mit Mauern und setzte zum Schlusse einen Schlot auf. So entstand eine gemauerte kleine Küche im Feuerraume, die ihre genaue Entsprechung im ermländischen Hause hat.[1]) Ob hier selbständige Entwicklung oder, wie ich wohl glauben möchte, Zusammenhang mit der oberdeutschen „Trichterküche" vorliegt, läßt sich heute noch nicht sagen.

Es erhebt sich nun die Frage: Wie alt ist das oberdeutsche Haus im Lande der Letten, wann ist es hingekommen?

Die Frage kann nur im Zusammenhange mit der Frage nach dem Alter des oberdeutschen Hauses in Litauen behandelt werden. Über das litauische Haus besitzen wir einen sehr dankenswerten Aufsatz A. Bezzenbergers,[2]) der aber eine genaue und eingehendere Arbeit über denselben Gegenstand keineswegs überflüssig macht.

A. Bezzenberger hat nicht nur erstens das heutige litauische Haus studiert, sondern zweitens auch die Nachrichten über das Haus der Litauer in vergangenen Zeiten zusammengestellt. Was sich ihm über den ersten Punkt ergab, das hat er (S. 61) zusammengestellt. Man ersieht, daß alle Bezzenberger bekanntgewordenen preußisch-litauischen Bauernhäuser (die russisch-litauischen sind nach Bezzenberger nicht verschieden) auf einen Grundtypus: Herdraum, daneben Ofenraum zurückgehen.[3]) Das ist für mich aber das oberdeutsche Küchenstubenhaus und dieses ist also nach den Ergebnissen Bezzenbergers die Grundlage aller heutigen litauischen Häuser.[4])

Nun zu den Berichten über das litauische Haus. Leider sind diese mehrfach unklar und enthalten auch Widersprüche — man macht immer dieselben Erfahrungen: So schlecht und unverläßlich die Maler die Bauernhäuser von einst und jetzt malten und malen, so schlecht beschrieben und beschreiben sie die Schriftsteller. Ich gebe einen kurzen Auszug aus Bezzenbergers Material und ordne es chronologisch.

A. zirka 1500. M. v. Miechow leugnet die Existenz von Stuben (*nullus illic stubarum ... usus*).

A. 1549. S. v. Herberstein berichtet, daß das Haus keine Zwischenwände hatte und daß es Feuerstätte, Menschenwohnung und (im Winter auch) Stall war.

A. zirka 1580. L. Lasiczki

A. 1593. G. Bruin

A. 1595. C. Hennenberger

A. 1621. E. Wagner

berichten ungefähr dasselbe.

A. zirka 1680. M. Praetorius kennt „Rauchhäuser", aber auch solche mit Öfen und Stuben, was daraus zu schließen ist, daß er von Gebäuden spricht, die oft in ihren Stuben keine Öfen haben, was also durchaus nicht allgemein der Fall war („... *ist zu merken, daß sie oft in ihren Stuben keine Öfen haben* ..").

A. 1744. Th. Lepner beschreibt klare Küchenstubenhäuser in Litauen. Der Name eines solchen Hauses war *stubba*.[5]) Wie Bezzenberger (S. 35) richtig annimmt, bestand dieses Haus aus Herdraum (mit ganz flachem Herde) und einem Ofenraume, einer Stube. Für den Herdraum gebraucht, wie Bezzenberger richtig gesehen, Lepner den Ausdruck „Haus". Bezzenberger ist aber ein Opfer eines Hennigschen Irrtumes,[6]) wenn er diesen Herdraum „Flur" heißt.

Die literarischen Berichte erzählen also, daß die Letten einst nur Rauchhäuser gehabt haben, in denen sich im Winter auch das Vieh aufhielt, daß aber später Küchenstubenhäuser entstanden sind. Diese waren 1680 schon vorhanden.

A. Bielenstein sagt S. 76, Bezzenberger habe bei den Litauern nachgewiesen, *„daß sie eine stubà als separiertes kleines Gebäude mit Kachelofen, eine bessere Gaststube, abgesondert von dem alten rauchigen namas gehabt haben oder noch haben"*. Das ist ein Irrtum und Bezzenberger hat das nicht direkt gesagt. Bezzenberger sagt nur S. 35, daß die *stubba* Lepners aus Herdraum und Stube (genau „Flur" mit Herd und „Zimmer") bestand, und S. 56, daß das ganze Wohnhaus in Südlitauen *stubà* heißt. Das ist etwas ganz anderes. Von einer eine Sonderexistenz führenden Stube, die allein ein Gebäude darstellte, hat Bezzenberger weder etwas gelesen, noch hat er eine selbst gesehen.

---

[1]) Max Philipp, Beiträge zur ermländischen Volkskunde, S. 52 ff.

[2]) Altpreußische Monatsschrift, XXIII (1886), S. 34 ff., 629 ff.

[3]) Bezzenberger fügt noch die Mahlkammer (*maltùwe*) hinzu. Diese sei zuletzt angefügt worden. Ich sehe von ihr als unwesentlich — das lettische Haus hat sie nicht angefügt — ab.

[4]) Vgl. meine früheren Ausführungen darüber M. A. G. XXI, S. 131, die ich aufrechterhalten kann.

[5]) Nach Bezzenberger, S. 56, heißt heute in Südlitauen das ganze Wohnhaus *stubà*.

[6]) Wie später Bancalari und alle jene, die diesen abschreiben. Vgl. unten das Nähere.

An ihre Möglichkeit hat er aber gedacht, wie wir gleich sehen werden. Denn, indem er nun die Entstehung des Küchenstubenhauses bei den Letten erklären will, meint er (S. 61), es sei an den alten einzelligen Feuerraum später *„mindestens ein zweites Wohnhaus (stubà)"* hinzugetreten.

Nach Bezzenberger ist das Küchenstubenhaus der Litauer im Lande selbst entstanden.

Hier trennt sich mein Weg von dem seinen vollständig. Mit demselben Rechte müßte man es bei den Tschechen, Magyaren, Bosniaken, Montenegrinern überall selbständig entstehen lassen. Das ist unmöglich. Es ist überallhin von Oberdeutschland ausgehend weiter verschleppt worden.

Ich will nicht vergessen, zu bemerken, daß Bezzenbergers Aufsatz aus dem Jahre 1886 stammt, wo der Begriff oberdeutsches Haus noch nicht genügend klargelegt war. Vom litauischen Hause ist ein Teil der Brücke zu dem oberdeutschen Hause jüngst im Küchenstubenhause Ermlands gefunden worden.

In einer nur aus der Zeit (1886) begreiflichen Verkennung der Tatsachen hat Bezzenberger die litauische *stubà* als Entlehnung aus dem Slawischen aufgefaßt. Er sagt (S. 43), es sei nicht abzuweisen, daß die litauische *stubà* gleicher Herkunft mit der *klėtis* sei und er fand (Anm. 18), daß auch die *kamarà* aus dem Slawischen, nicht aus dem Deutschen entlehnt sei. Die Benennung der Stube habe nur dadurch einen mehr deutschen als slawischen Anstrich erhalten, daß im Anschlusse an das deutsche *Stube* das *i* von *istъba* teilweise aufgegeben wurde.

Bezzenbergers Gründe für die Entlehnung der *stubà* aus dem Slawischen sind (S. 42 f.):

1. Daß die preußischen Nordlitauer für *stubà* zum Teil *èstuba* sagen, die Letten *istaba*.
2. Daß der russische Chronist Nestor für *izbà istъba* sagte.
3. Daß der Akzent von *stubà* nicht der des deutschen *Stube*, sondern der des russischen *izbá* sei.
4. Daß die Litauer deutsche Stuben nicht als selbständige Häuser kennen gelernt haben.
5. Das russisch *izbá* „Bauernhaus, -hütte, -stube, Gesindestube" bedeute.
6. Daß sich die Litauer in älterer Zeit äußerst exklusiv gegen die Deutschen benommen haben.

Diese Gründe sind samt und sonders hinfällig.

Ad 1. und 2. Die Formen lit. *èstuba*, lett. *istaba* beweisen gar nichts, denn ein *i*-Vorschlag ist im Litauischen nicht unerhört. Vgl. *iszkadà* aus weißruss.-poln. *škóda*, „Schade"; *iszkalà* neben *szkalà* aus poln. *škoła*; *izbõnas* neben *zbõnas*, „Topf, Krug" aus weißruss. *žban.*[1])

Lit. *èstuba*, lett. *istaba* müssen also nicht aus altslawisch *istъba* entstanden sein, sondern können aus dem germanischen Worte stammen.

Ad 3. Lit. *stubà* hat entweder den uralten Akzent von germ. ×*stubón*[2]) oder ist nach Analogie betont; vergleich *budà*, „Bude, Wachthütte"; *kerczià* „Ehrenwinkel hinter dem Tische"; *lentà*, „Brett"; *lubà* „Brett der Stubendecke"; *spynà*, „Schloß"; *triobà*, „Gebäude"; *tvorà*, „Zaun".[3]) Ich komme auf diese Frage unten nochmals zurück.

Ad 4. Dieser Grund beweist gar nichts, denn die Litauer nannten ja das ganze Küchenstubenhaus *stubà* nach seinem charakteristischen Raume. Übrigens hatten die Deutschen ein Haus, das *stuba* schlechtweg hieß, ein Ofenhaus, die Badestube.[4])

Ad 5. Als in Rußland ein neuer, bewohnbarer Ofenraum entstand, erhielt dieser die Bezeichnung der alten Badestube, *istъba*, woraus *izbá* wurde. Dieser Name blieb an dem Gebäude, als zu dem Ofenraume noch andere Räume hinzutraten.

Ad 6. Hiezu ist nur zu sagen, daß weder Gehässigkeit noch Kampf und Streit Kulturübertragung hindert. Der Magyare, Tscheche, auch der Mohammedaner Bosniens haben trotz aller Feindseligkeit doch das Küchenstubenhaus angenommen.

Ich bin es einem Manne wie Bezzenberger schuldig, hier zu erklären, daß ich überzeugt bin, daß er das, was ich gegen seinen Aufsatz einwende, heute ebensogut wissen wird wie ich.

Aber gibt es denn keine Beziehungen zwischen der lit. *èstuba stubà*, lett. *istaba* und der slaw. *istъba*, russ. *izbá*? Gewiß, aber keine direkten! Die litauisch-lettische *Stube* ist mit dem oberdeutschen Küchenstubenhause übernommen. Die russische *izbá* geht aber auf die deutsche Badestube zurück.

Schrader sagt,[5]) daß die sprachlichen und sachlichen Zusammenhänge zwischen der germanischen *stuba* und der russischen *izbá* noch unerforscht seien. Nun, so schlimm ist die Sache nicht. Die Slawen haben die Badestube von den Deutschen übernommen und auch ihren alten, nicht differenzierten Namen *stuba*. Die Russen erfanden einen heizbaren Wohnraum, nach Art der Badestube mit einem

---

[1]) Al. Brückner, Die slawischen Fremdwörter im Litauischen, 1877, S. 87.
[2]) D. d. H., S. 65.
[3]) Kurschat, Grammatik der litauischen Sprache, S. 177 ff.
[4]) D. d. H., S. 63.
[5]) O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3, II, S. 287.

Ofen ausgestattet, und lernten in diesem kochen — die *izbá* war fertig. In der lettischen Riege werden wir ein Übergangsstadium finden. Wo in dieser der Ofenraum bewohnt wird, da ist vor dem Ofen noch eine Herdfläche, es ist also ein Herdofen entstanden und dieser ist vielleicht die Vorstufe des russischen Ofens, in dem auch gekocht wird.[1])

Das russische Wort *izbá* kann, wie Schrader will,[2]) analogisch betont sein, wie ich von lit. *stubà* gesagt habe, aber ich halte es nicht für unmöglich, daß wir hier den alten germanischen Akzent vor uns haben. Schrader fragt, ob ich wohl daran gedacht habe, in wie frühe vorchristliche Jahrhunderte ich mit dieser Annahme zurückgehen muß? Gewiß, warum denn nicht? Woran soll denn die Annahme scheitern, daß das Wort einige Jahrhunderte vor Christi Geburt von den Germanen zu den Slawen gewandert ist?

Schrader macht mir den Vorwurf,[3]) daß ich mir selbst widerspreche, wenn ich die Existenz der Badestube bei den Germanen schon für sehr frühe Zeit annehme, anderseits aber Tacitus Germ. XXII *statim e somno ... lavantur, saepius calida* auf ein warmes Waschen beziehe.[4]) Mir kam es nur darauf an, den Gedanken an ein häusliches Wannenbad aufzuschließen. Gegen eine Erklärung von *saepius calida* als Dampfbad in der Badestube habe ich nichts einzuwenden, aber gar häufig wird man sich wohl nicht dieser Prozedur unterzogen haben, vor allem deswegen, weil es nicht notwendig ist.

Ich habe bis jetzt angenommen, daß in unserem Worte *Stube* zwei verschiedene Wörter zusammengeflossen sind.[5]) Das Wort *Stube* im Sinne von *Wohnstube* hielt ich für die Fortsetzung eines vulgärlat. ×*extufa* „Hypokaustum" (genau so wie vulgärlat. *pensilis, pensile, poêle* zuerst „Hypokaustum" bedeutet haben muß); das Wort *Stube* im Sinne von „Badestube" brachte ich nach dem Vorgange E. Martins mit *stieben* zusammen. In letzter Linie wären die Wörter doch von nächster Verwandtschaft, denn ×*extufare* gehört zu τῦφος, τύφειν,[6]) das auf ein ×*dhubh* (wegen θῦψαι τό ἐπικαῦσαι; θύψαντα· πῦσι ἀνάψαντα Hesych), während germ. *stiuban* auf ein ×*zdhubh* zurückleitet.

Die romanischen Sprachen setzen nun zwei verschiedene Grundformen voraus: ×*extufare* für ital. *stufare* und ×*extubare*, für spanisch *estovar*, franz. *étuver, étuve*, prov. *stuva*. Und ein ×*extuba* würde auch *Stube* erfordern (Th. Claussen, a. a. O.). Um das *b* nun zu erklären, hat Körting[7]) *tubi* herangezogen, seine Deutung ist aber allgemein abgelehnt worden.[8]) Und nichts destoweniger hatte Körting etwas sehr Beachtenswertes gesagt: Da jedermann die Hypokaustum-Einrichtung bekannt war, ist es sehr begreiflich, daß man bei ×*extubare* an die Heizröhren, die *tubi* dachte.[9]) Ich wüßte kaum etwas Einleuchtenderes als ein ×*extubare* „austuben" für das Erhitzen in der durch *tubi* geheizten Stube. Aber leider sind auch mit dieser Erklärung des *b* (sowie des *u* von *Stube* und von spanisch *estovar*) noch nicht alle Schwierigkeiten gelöst, denn es bleibt *étouffer*, „ersticken", für dessen Bildung allerdings Parallelen vorliegen.

Diese letzten Schwierigkeiten verlieren sich fast ganz, wenn italien. *f* und französ. *v* derselben Herkunft sein können, was ebensowohl Schuchardt wie Meyer-Lübke anzunehmen scheinen (vgl. auch Körting, Sp. 621, Nr. 5838).

Auch das germanische Wort macht keine Schwierigkeiten, denn es hindert nichts eine alte Flexion Nom. ×*stobō*, Genetiv ×*stubūns* anzusetzen, woraus sich einerseits die *o*-Formen,[10]) anderseits die *u*-Form (Stube) ungezwungen erklären würden.

Nun hat O. Schrader die Meinung ausgesprochen, man werde sich für *Stube* mit der Herleitung aus ×*extufa* (resp. ×*extuba*) allein begnügen können.[11])

Dagegen muß ich sagen: Wenn schon unser *Stube* (Wohnstube, Badestube) nur aus einer Quelle geflossen sein soll und für mich die Wahl bestünde, mich für ×*extufa* oder aber *stieben* allein zu entscheiden, so würde ich mich ohne weiteres für stieben entscheiden, denn die alte Badestube hat mit dem Hypokaustum, der ×*extufa*, nichts zu tun.

---

[1]) Deswegen hätte ich das russische Haus (D. d. H., S. 21) zum Unterschiede von „Herdofenhäusern" schlechtweg ein „Ofenhaus" nennen sollen.
[2]) a. a. O. S. 288, Anm.
[3]) a. a. O. S. 288, Anm.
[4]) D. d. H., S. 76 f.
[5]) Das bosnische Haus, S. B. A. W. Wien, Bd. 144, S. 4. — D. d. H., S. 65.
[6]) Th. Claussen, Die griech. Wörter im Französ., S. 61. — Leo Meyer, Handbuch der griech. Etymologie, II, S. 759 ff.
[7]) Körting, Lat.-Roman. Wörterbuch, 3. Auflage, Nr. 3538.
[8]) H. Davidsen, Die Benennungen des Hauses und seiner Teile im Französischen, S. 55 f.
[9]) Vgl. D. d. H., S. 57, Abb. 90.
[10]) S. Frank, Etym. Woordenbock der Nederlandsche Taal sv. *stoof*. — Schiller-Lübben sv. *stove*. — Englisch *stove*, „Ofen".
[11]) „Deutsche Literaturzeitung", 1907, Sp. 942.

Und Meyer-Lübke ist nun wirklich zu dem Schlusse gekommen.[1]) Er ist gegen die Identifikation von *étuve* und *Stube*. *„Und da nun étuve in extufare, ahd. stuba in stiuban eine lautlich tadellose Grundform haben, da stiuban eine Manipulation beim Baden war,[2]) stuba zunächst die Badestube bedeutet, so möchte ich in étuve und Stube eine jener trügerischen Gleichklänge sehen, wie wir ihn beispielsweise in θεός und deus haben,"* sagt Meyer-Lübke.

Ich habe gegen Meyer-Lübkes Standpunkt nichts einzuwenden, obwohl er gerade vom Standpunkte der Sachen Einwendungen zu fürchten scheint. Der Stubenofen zeigt allerdings römische Technik und hat ein lateinisches Lehnwort: *Kachel*. Aber ˣ*extufa* kann keine Ofenstube, sondern bloß eine Hypokaustumstube (zuerst das Hypokaustum selbst) bedeutet haben. Die französische *étuve* war zuerst eine Schwitzstube, in welchem Sinne sich das Wort noch heute erhalten hat, und zwar eine Hypokaustumschwitzstube. Sie ist also etwas ganz anderes als die deutsche Wohnstube. Wir wissen zwar, daß *pensilis, pensile* zuerst auch nur Hypokaustum, dann „heizbares Gemach" (und „Ofen", französisch *poêle*) bedeutete, aber *étuve* war niemals die Bezeichnung einer Wohnstube.[3]) Gerade vom Standpunkte der Sachen könnte man auf die Trennung von *étuve* und *Stube* dringen. Aber — ich will ehrlich gestehen — ich glaube doch an die Vermischung der ˣ*extufa* und der Bezeichnung der Badestube. —

Das oberdeutsche Haus ist in Litauen gewiß nicht jungen Datums. 1680 muß es schon vorhanden gewesen sein, 1744 scheint es weit verbreitet gewesen zu sein. Wenn man sich das aus 1702 stammende, schon sehr entwickelte ermländische Haus, Fig. 9, bei Philipp[4]) ansieht, so muß man zur Überzeugung gelangen, daß das oberdeutsche Haus ziemlich lange vor dem Ende des 17. Jahrhunderts hinaufgekommen ist. Das oberdeutsche Haus war vor der großen Einwanderung aus Böhmen, Anhalt, Magdeburg, Nassau und der bedeutendsten, der aus Salzburg, schon eingedrungen.[5])

Und nun zur Frage: Seit wie lange besteht das oberdeutsche Haus im Lande der Letten?

Vor allem ist hier festzustellen, daß das lettische Haus mit dem litauischen und dem oberdeutschen Hause so gut wie identisch ist. Ich wiederhole die Übereinstimmungen:

1. Das lettische Haus ist ein klares Küchenstubenhaus wie das einfachste oberdeutsche Haus. Es hat auch Kammern angesetzt erhalten, *kambari* (Bielenstein, S. 77), wie jenes oberdeutsche Haus, das ich „dreizellig" nenne. Auch eine Art von „Flur", Vorhaus, hat sich dadurch entwickelt, daß der Herd (oder besser, die Feuerstätte) von Mauern eingeschlossen wurde und so eine kleine Küche im Flur entstand — wie im oberdeutschen Hause Ermlands[6]) und Litauens.[7]) Daß diese Entwicklung vielleicht mit der „Trichterküche" auf oberdeutschem Boden zusammenhängt, wurde schon hervorgehoben.

2. Der Herdraum des lettischen Hauses hat keine eigene Decke, der Ofenraum hat eine (Bielenstein, S. 75).

3. Der Ofen der Stube zeigt Techniken, wie wir sie auch auf oberdeutschem Boden antreffen. Es erscheint auch der konkavkachlige Ofen. (Für Litauen berichtet Lepner 1744: *„Der Ofen ist von hohlen, schlechten, ungegläseten Kacheln, bei einigen wenigen Wohlhabenden siehet man auch gegläsete grüne Kachelöfen."*)

4. Der Stubenofen wird von außen geheizt.

5. Der Ofen wird — wie auch im oberdeutschen Hause öfter — zum Backen verwendet.

Was sagt nun Bielenstein über das Alter der Stube im Lettenlande?[8])

Eine bestimmte Angabe oder Meinung darüber ist bei Bielenstein nicht zu finden. Er hatte auch keinen direkten Anlaß, denn die Letten datieren ihre Häuser so wenig wie die Bosniaken.

---

[1]) Vgl. Prager deutsche Studien, 8. Heft, S. 8 (Festschrift für Kelle).

[2]) *Stiuban* war das Erzeugen von Wasserdampf durch Anschütten des heißen Ofens. Wegen der Bedeutung des Wortes vergleiche man, daß *Stubchen* im Preußischen (Frischbier s. v.) der Raum zwischen Ofen und Wand heißt (ndd. *stâwke*). Derselbe heißt auf oberdeutschem Boden Bädlein (*bâdl*), ob nun eine Schwitzbadvorrichtung dort ist oder nicht (Schmeller-Frommann, I, 208). Im bosnischen Hause ist neben dem Ofen eine *banica*, ebenfalls ein „Bädlein". Die niederdeutsche *stâwke* spricht also auch energisch dafür, daß mindestens *Badestube* zu *stieben* gehört.

[3]) H. Davidsen, a. a. O. S. 56.

[4]) a. a. O. S. 52.

[5]) O. Glagau, Litauen und die Litauer, 1869, S. 5 f.

[6]) M. Philipp, a. a. O. S. 52. Meine sehr bedingt ausgesprochenen Zweifel an dem oberdeutschen Charakter des ermländischen Hauses habe ich vollkommen aufgegeben.

[7]) A. Bezzenberger, a. a. O. S. 56, nennt diese Konstruktion „einen weiten als Küche dienenden Rauchfang".

[8]) Über diese und die damit zusammenhängenden Fragen sind Irrtümer aufgetaucht, weshalb ich sie etwas eingehender bespreche. Ein Referent war der Meinung, daß die Angliederung der Stube im 19. Jahrhunderte vor sich gegangen sei und wollte das aus der Sache und der Benennung schließen. Zeitschr. f. österr. Volkskunde, XIII, S. 171, 173. Ich konstatiere das bloß, eine Polemik liegt mir fern.

Ich verzeichne die Stellen, aus denen man sich, bloß auf Bielensteins Material gestützt, darüber eine Ansicht bilden kann, wobei ich nicht umhin kann, zu bemerken, daß die Frage aus diesem Materiale allein nicht befriedigend zu lösen ist, sondern nur im Zusammenhange mit der Geschichte des ermländischen und des litauischen Hauses betrachtet werden darf.

Aber stellen wir uns einmal auf den rein separatistischen Standpunkt: Wie alt ist die Stube (und das oberdeutsche Haus) bei den Letten? Was sagt Bielenstein, woraus man sich ein Urteil bilden kann?

S. 70. Vor 50 Jahren lebten in der Wohnstube (*istaba*) der „Wirt", seine Familie, etwa zwei Knechtsfamilien nebst einigen Mägden und 1—2 Dienstjungen zusammen. Jede Familie hatte eine Stubenecke und ein Fenster (je zwei nach den beiden Längsseiten des Hauses waren vorhanden) und in der Ecke stand für jedes Paar das Familienbett. Das junge Volk lag, wo ein Plätzchen war.

S. 73. Der Ofen spielt im Sprichworte eine Rolle; man sieht daraus, *„wie notwendig und wie lieb dem Volke der große Stubenofen ist"*.

S. 75 sagt Bielenstein, seine Beschreibung der *istaba* entspreche den Zuständen in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Früher sei die *istaba* einfacher gewesen.

S. 75 und 76 bespricht Bielenstein die Wörter *schistaba* und *ōtseta „als die Bezeichnungen zweier nebeneinanderliegender Gesinde-Bauernhöfe"*.

S. 77. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schied die Familie des „Wirtes" aus der gemeinsamen *istaba* und zog in neu angebaute Kammern.

S. 80 führt Bielenstein aus, daß der *nams* bis in die neuere Zeit ein Sonderdasein hatte, d. h. auch ohne Wohnstube erschien.

Aus allen diesen Stellen geht hervor, daß Bielenstein höchstens die Kammer im 19. Jahrhundert sich entstanden denkt (was auch falsch sein wird), aber gewiß nicht die Stube. Diese muß auch Bielenstein viel älter erschienen sein, denn sonst wäre, um nur eins hervorzuheben, die Tiefe, mit der sie in der Volksseele wurzelt (vgl. die Sprichwörter über den Ofen), unverständlich.

Aber Bielenstein hatte allerdings über Alter und Herkunft der lettischen Stube eine unrichtige Meinung und der Grund war Bezzenbergers oben besprochener Aufsatz, auf dessen Folgerungen sich Bielenstein verlassen zu dürfen glaubte.

Tatsache ist, daß weder das Wort *istaba*, noch das oberdeutsche Haus im Lettenlande „jung" sein kann.

Bielenstein sagt S. 70: *„Abgesehen nun von der Frage, wo der letzte Ursprung des Wortes istaba liege, steht es jedenfalls fest, daß der Lette in ältester Zeit im nams ohne die istaba, d. h. ohne die Stube mit Ofen, gehaust hat, daß also die istaba ein jüngerer Hausteil ist."*

Das ist schon richtig, aber damit ist noch nicht viel gesagt.

Was meint nun Bielenstein über das Wort *istaba?*

Er sagt S. 70: *„Die erste Silbe dieser Bezeichnung beweist den sprachlichen und sachlichen Ursprung dieses Hausteiles von seiten der Slawen, cf. russisch izbá, bei Nestor istъba."* Diese Worte sind durchaus unter dem Einflusse von Bezzenbergers Meinung (1886!) geschrieben und sind bereits oben widerlegt. Bemerken will ich aber noch dazu, daß es Bielenstein durchaus nicht eingefallen ist, lett. *istaba* aus russ. *izbá* zu erklären, sondern er erklärt es aus *istъba*, der Form, die für alle slawischen Sprachen vorauszusetzen ist.[1]) Lettisch *istaba* kann, das war Bielenstein vollkommen klar, nicht in den letzten Jahrhunderten aus dem Russischen entlehnt worden sein, denn da hieß das Wort nicht mehr *istъba*, sondern bereits *izbá*.[2])

Daß das lettische Wort aus dem Slawischen stammt, ist vor allem formell schon deshalb unwahrscheinlich, weil das litauische *stubà* und ebenso das esthnisch-livisch-lappische *tupa* (Thomsen) aus dem Germanischen herkommen.

Nein! Gerade lettisch *istaba* zeigt durch seinen Vokal der Mittelsilbe, daß es aus dem Deutschen stammt, denn im Ermlande heißt die Stube *stâw*,[3]) also mit dunkelm *a*, aus dem der Lette ein reines *a* gemacht hat.[4]) Das ermländische *stâw* geht aber auf ein regelrecht gebrochenes ×*stoba* zurück, während das litauische *stubà* dem hochdeutschen *stuba* entspricht, dessen *u* aus den obliquen Casus des Wortes stammt.

[1]) Und am allerwenigsten ist es ihm eingefallen, *istaba* aus russisch *izbá* im 19. Jahrhundert entstehen zu lassen.

[2]) Es würde mich nicht wundern, wenn jemand in dem preußisch-nordlitauischen *èstuba* die alte vulgärlat. Form ×*extuba* (s. o.) wieder finden zu dürfen glaubte, die dann natürlich auch einmal in Deutschland, woher sie stammen mußte, vorhanden gewesen wäre.

[3]) M. Philipp, a. a. O. S. 52f. — Überhaupt ndd. *stâw* Frischbier s. v., *Stube* und *Stubchen*; Schiller-Lübben s. v. *stove*.

[4]) A. Bielenstein, Die lettische Sprache, I, S. 470.

Aber wie das Wort *istaba* nicht „jung" sein kann, so kann auch die Sache nicht jung sein, was man hätte erkennen müssen, auch wenn man das lettische Material allein, separatistisch, betrachtet hätte. Der alte konkavkachlige Ofen (er heißt *podu krāſns, podinu kraſns* „Topfofen", Ulmann-Brasche, Lettisches Wörterbuch s. v. Kachelofen; der Litauer sagt *kakalỹs*, „Ofen",[1]) *kakalpūdis*, „Kachel", eigentlich „Kacheltopf") der Letten sieht durchaus nicht wie eine junge Entlehnung aus.

Walter Bielenstein war so gütig, auf meine Bitte nähere Erkundigungen über die Kachelöfen einzuziehen. Sein Amtsgenosse, Pastor Bahder, schrieb ihm: *„In Kerklingen-Leijeij-Gesinde befindet sich solch ein Ofen; er stammt aus dem Jahre 1815 (aus einer Aufschrift zu ersehen), ist 8 Fuß lang, 5 Fuß breit und 5 Fuß hoch, hat 35 Löcher oder Töpfe in sich, auf der Längsseite 20, auf der Breitseite 15; diese sind vierkantig, aus gebranntem Ton, 6 Zoll in der Tiefe und 5 Zoll breit und dienen noch heute zum Austrocknen der Handschuhe und Strümpfe."* Diese letztere Verwendung kommt mit anderen Verwendungen, z. B. zum Braten von Äpfeln usw., auch anderswo vor, hat aber natürlich nichts mit dem ursprünglichen Sinne der Kacheln zu tun. Die Form der hier beschriebenen Kacheln ist eine sehr altertümliche. Ich besitze ziemlich genau der Beschreibung entsprechende aus der Umgebung von Fiume. An den Rändern der Kulturwellen erhält sich oft das Ursprüngliche länger als in der Nähe des Zentrums.

Nach Bielenstein wäre auf lettischem Boden durch Antritt der russischen *izbá* an den alten nationalen Herdraum, den *nams*, das neue lettische Haus entstanden. Sonderbar wäre nun, daß dabei ein Küchenstubenhaus entstanden sein soll, das genau dem oberdeutschen entspricht. Aber die russische *izbá* hat erstens einen Ofen, der vom Zimmer selbst aus geheizt wird, während der Ofen der lettischen *istaba* wie der des oberdeutschen Hauses von außen geheizt wird. Und zweitens: Der Ofen der russischen *izbá* ist auch Kachelofen; das ist der lettische ebensowenig als der oberdeutsche.

Genug! Man kann die Sache drehen und wenden, wie man will, das oberdeutsche Haus der Letten kann nicht im Lande selbst entstanden sein, die Stube kann nicht von der russischen *izbá* abstammen.

Man begreift es, wenn Bezzenberger 1886 noch das Küchenstubenhaus in Litauen selbst entstanden sein lassen will. Man begreift es allenfalls noch, wenn Bielenstein, dem unsere Hausliteratur unbekannt war, das lettische auf dieselbe separatistische Weise erklärt. Aber ist es noch erklärlich, wenn im benachbarten Ermlande ebenfalls das oberdeutsche Haus erscheint, daß man dann noch an eine gesonderte Entstehung denkt? Dann muß das oberdeutsche Haus überall selbständig entstanden sein: bei den Tschechen, Ungarn, Südslawen, in Ermland, Litauen und bei den Letten! Diese Annahme als letzte Konsequenz wird doch endlich **albern** genug sein, um keine Anhänger mehr zu finden.

Aber wie ist das oberdeutsche Haus hinaufgekommen? Philipp stand schon vor der Frage.[2]) Ermland liegt auf niederdeutschem Boden, hat aber das oberdeutsche Haus! Nach Litauen sind zwar auch Oberdeutsche gekommen, aber erst nach der Aufnahme des oberdeutschen Hauses; zu den Letten sind meines Wissens nur Niederdeutsche gekommen. Folglich muß das oberdeutsche Haus, wenn auch nicht in Menge, so doch schon vor den größeren deutschen Einwanderungen wenigstens in Litauen vorhanden gewesen sein.

Mehr kann man heute noch über das „Wann?" nicht sagen. Über das „Wie?", d. h. über die Richtung, woher es kam, gibt die Lage von Ermland einen Fingerzeig. Ich kann hier nur wieder darauf verweisen, daß das altpreußische Elbinger Vokabular aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts ein Wort für „Ofen" und „Stube" hat.

Sollen einzelne deutsche Ordensritter das oberdeutsche Haus nach Preußen gebracht haben?

Eine allgemeine Bemerkung. Ein Kulturgut kann durch einzelne Menschen verschleppt werden. Es tritt dann zuerst in einzelnen Beispielen auf und wird erst allmählich nachgeahmt. Bis es in die große Menge kommt, können Jahrhunderte vergehen. Deswegen halte ich es für falsch, wenn man annimmt, daß nur eine Masseneinwanderung von Oberdeutschen das Haus hinauf in den Norden gebracht haben kann. Wenn die Schriftsteller berichten, daß es auf litauischem Boden im 16. Jahrhunderte keine Stube gegeben hat, so beweist das gar nichts. In einzelnen Beispielen kann es längst vorhanden gewesen sein. Überhaupt sind die Nachrichten der Schriftsteller mit Vorsicht aufzunehmen. Welch verzeichnetes Bild hätten wir vom deutschen Hause, wenn wir auf die Literatur allein angewiesen wären?

Daraus geht nun keineswegs hervor, daß wir des Historikers bei der Hausforschung ganz entraten können, wohl aber, daß alle gehört werden müssen, der Sprachforscher ebensowohl wie der reine Hausforscher, der Historiker und der Geograph. Wir stehen vor neuartigen Problemen, denen mit dem alten Rüstzeug und mit einseitiger Ausbildung, mit dem leichten Schulränzel nicht beizukommen ist. —

---

[1]) Vgl. preußisch *Kachel* = „Kachelofen". Frischbier s. v.
[2]) M. Philipp, a. a. O. S. 77.

Bezzenberger bringt auch einiges lettisches Material, vgl. S. 75 aus A. 1841 und S. 632 aus A. 1777.

Von den literarischen Zeugnissen des litauischen Hauses verdienen noch folgende Stellen Hervorhebung:

Lasiczki (1580) sagt: *In his homines cum omni peculio, in pavimento tabulato stante, habitant* (Bezzenberger, S. 38). Ein *pavimentum tabulatum* ist auffallend.

Bruin (1593): *Videas parentes cum liberis, jumentis ac bestiis ad focum eodem in hypocausto foetido agere, ubi et hospitis conjunx puerpera duro incumbat scamno* (Bezzenberger, S. 39). Das *durum scamnum* werden wir uns als hölzernes Podium vorzustellen haben, wie es auf dem Balkan noch vorkommt, ebenso bei Eskimos usw. und einst auch im deutschen Hause vorhanden war.[1] —

Sehr wertvoll sind Bielensteins Nachrichten über die Riege (S. 81ff.).[2] Leider geht auch hier Beschreibung und Spekulation durcheinander, so daß man sie erst auseinanderlösen muß. Die Beschreibung der Riegen, namentlich der kurländischen, findet sich S. 97ff. Die Riege dient zum Getreidedarren; es ist in dem feuchten Klima notwendig, daß das Getreide vor dem Dreschen künstlich getrocknet und gedarrt wird, weil sich sonst Stroh und Korn nicht halten, sondern leicht verschimmeln.

Wieder ist es der unschätzbare Plan von St. Gallen, der uns lehrt, daß die Riege einst auch bei uns vorhanden war, denn es ist hier ein Ofenhäuschen vorgesehen mit der Aufschrift *locus ad torrendas annonas*. Als die Wälder mehr gerodet waren und die große Feuchtigkeit sich verloren hatte, genügten einfachere Vorrichtungen zum Trocknen, z. B. die „Harfe",[3] und es verschwanden die Riegen.

Eine lettische Riege besteht aus drei Teilen, aus der eigentlichen Riege mit dem Ofen, neben der an der einen Seite die Dreschtenne, an der anderen die Scheune ist.

Es gab aber auch bewohnte Riegen (Bielenstein, S. 81ff.). Beuningen und Bielenstein kennen sie nicht aus Kurland, Bielenstein aber sehr wohl aus Livland. *„Als ich in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Dorpat studierte, habe ich kaum eine andere Bauernwohnung in der Umgebung gesehen als die Riege,"* sagt er. *„In der kalten Winterszeit hauste Mann und Weib, Groß und Klein in der Hitzriege, in der Nähe des mächtigen Ofens, gleichviel, ob noch Getreide in der oberen Hälfte der Riege gedörrt wurde oder nicht."* Bielenstein beschreibt dann einige einst bewohnte Riegen (S. 85ff.). Besonders bemerkenswert ist der Ofen. Vor diesem ist eine Kochstube mit einer Aufhängevorrichtung für den Kessel. Wir haben hier also einen Herdofen vor uns. Auch sein drittes Beispiel einer bewohnten Riege hat einen Herdofen (S. 89), ebenso sein viertes (S. 91). Sein fünftes und sechstes Beispiel haben Herdöfen in der Riege und der Riegenraum selbst führte den Namen *istaba*, „Stube" (S. 92).

Nicht mit Unrecht hat Bielenstein diesen bewohnbaren Riegen sein besonderes Augenmerk zugewendet. Sie sind interessant. Aber was sind sie? Bewohnbar gemachte Riegen oder Wohnungen, die mit der Riege verschmolzen sind?[4] Woher stammt der Herdofen? Man hätte hier wirklich Lust, an einen Einfluß der russischen *izbá* zu denken, aber diese ist ein Ofenhaus, kein Herdofenhaus. War auch sie einst ein Herdofenhaus? Wahrscheinlich.

Nach Bielenstein (S. 81) haben die Letten jahrhundertelang in der Riege gehaust. Er meint (S. 84), wir müssen zwei Entwicklungswege unterscheiden. 1. Man siedelte im Winter vom alten *nams* in die Riege. 2. Man baute als Winteraufenthalt an den *nams* die *istaba*. Ich kann in der bewohnten Riege Livlands und Estlands nur einen Versuch einer Hausverbesserung sehen, der durch die Einführung des viel besseren oberdeutschen Hauses verdrängt wurde. Daß alle Letten jahrhundertelang in der Riege gehaust haben, ist eine ungerechtfertigte Übertreibung. Ich will darauf verweisen, daß auch auf oberdeutschem Boden ein anderer Ofenraum gelegentlich als Wohnstube benützt wurde, nämlich die Badestube.[5]

Wie die Riege entstanden ist, kann man aus den Trockenhäusern der finnischen Völker an der Wolga sehen (Tscheremissen, Mordwinen).[6] Wir finden hier unterirdische Heizanlagen wie bei den

[1] D. d. H., S. 58, 99, 102.

[2] Vgl. die Riegen der Tscheremissen, Mordwinnen und Finnen bei Axel Heikel. Die Gebäude der Tscheremissen usw., S. 1ff., 153ff.

[3] Verfasser, Indogermanische Forschungen, XVI, S. 128.

[4] Vgl. A. Heikel, a. a. O. S. 157: *„Diesen hinter dem Ofen befindlichen Teil der Riege nennt man lawan-alusta (unter der Schwitzbank). Diese Benennung ist aus der Zeit verblieben, wo Riege, Badestube und Wohnstube aus einem gemeinsamen Gemach bestanden, wo man also, wie es noch jetzt bei den Esten zu geschehen pflegt, das Getreide drosch und zugleich im selben Raume badete und sogar wohnte."*

[5] M. A. G., XXIII., S. 169. — Vgl. auch A. Heikel, a. a. O. S. 151. *„. . auch in Finnland sind Badestube und Wohnstube ursprünglich eins gewesen, wie es noch jetzt in Estland allgemein der Brauch ist."*

[6] Bielenstein, S. 82ff, nach Meitzen und dieser nach A. Heikel, a. a. O. S. 2, Fig. 1.

Huzulen[1]) und sehen zu unserer Überraschung und Belehrung, daß die römische Hypokaustumeinrichtung gewiß ein volkstümliches Vorbild und Urbild gehabt haben muß.

Was lehrt das Wort lettisch *rija*? Es gehört zum deutschen *Riege* und zu *Reihe*,[2]) bedeutet ursprünglich wohl nur ein Gestell, auf dem die Garben zum Trocknen untergebracht wurden, das wir uns neben dem unterirdisch erhitzten Stangelzelte vorstellen mögen, wie die Fig. 48, Bielenstein, S. 82 (nach Meitzen), angibt.[3]) Man beachte, daß die Hitzriege in Litauen den Namen *dūbe*, „Grube", führt (Bielenstein, S. 99, Anm.), was auch nur so zu erklären ist, daß ihr wesentlicher Teil die unterirdische Heizung war. Im russischen Hochlitauen bedeutet *rija* „die Scheuer" (Bielenstein, S. 105). Hier liegt also eine andere Bedeutungsentwicklung vor.

Das Darren ist meiner Meinung einmal im Freien neben dem, eine große Hitze ausstrahlenden Stangenzelte vor sich gegangen. Ich habe eine Parallele dazu. Erst Sommer 1907 habe ich in der Nähe von Eibiswald (Steiermark) einen Steinofen im Walde gefunden, auf dem der Flachs geröstet wird. Es gibt also heute noch das Vorstadium der Badestube, den Ofen im Freien.[4])

Bielenstein hat wohl gesehen, daß *rija* aus dem Germanischen stammt, aber er hält es für schwedischer Herkunft (S. 106), was ich allerdings nicht glauben möchte. Zunächst stammt das Wort wohl aus dem Litauischen. Der russische Hochlitauer bezeichnet die Scheune mit *rije* und ins Litauische wird das Wort wohl aus dem Deutschen gekommen sein.

Die lettische bewohnbare Riege stellt eine Seitenentwicklung dar. Aus der Vereinigung des alten Herdraumes, des *namas*, mit der Riege ergab sich ein heizbares Haus. Eine Zukunft hatte aber die Erfindung nicht, denn das oberdeutsche Haus war weit besser, aber in noch ärmeren Verhältnissen scheint sie sich halbwegs bewährt und deshalb fast in unsere Tage herein erhalten zu haben. Wir haben auch auf oberdeutschem Boden eine ähnliche Seitenentwicklung, und zwar in dem Rauchstubenhause, in dem der Backofen in den Herdraum verlegt wurde und dieser dann nach Art der wirklichen Ofenstube eine eigene Decke erhielt.

Über die litauische *jáuja* vgl. Bielenstein, S. 108. Interessant ist, daß der Südlitauer die Badestube *(pirtis)* als Riege benützt (S. 109).

Was Bielenstein S. 110 ff. über die Badestube berichtet, gilt wohl alles auch von der alten deutschen. Manches ist auch hier wieder an den äußersten Grenzen der oberdeutschen Kulturwellen in ursprünglicherer Form erhalten als anderswo.[5]) Leider hat M. Philipp zu wenig von der ermländischen Badestube berichtet, doch vergleiche man sein Bild auf S. 79. Besonders will ich hervorheben, daß der lettische Badestubenofen gelegentlich auch als Backofen benützt wird (Bielenstein, S. 117), was sich auch beim Riegenofen findet (S. 89). Die lettische Wöchnerin geht in die Badestube (S. 117), wenn ihre Stunde naht.

Auf diese Nebenverwendungen wird man in Hinkunft besser achten müssen. Sie scheinen öfter die Ursachen von Kulturverschiebungen, d. h. Änderungen der Sitten, zu sein.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Nachrichten über die Öfen der lettischen Badestube (Bielenstein, S. 112).

Wie man heute in dieser badet, hat man einst auch in der deutschen Badestube das Dampfbad genommen. Sehr schade, daß dieser Brauch bei uns abgekommen ist, während er bei Slawen und Finnen, deren Lehrmeister wir waren, sich erhalten hat. Frithjof Nansen hat die segensreiche Wirkung eines altgermanischen Dampfbades in Vardö kennen gelernt, wobei ihn quänische Mädchen bedienten, und H. v. Moltke in Schumla. Für die oberen Stände haben wir unser eigenes Kulturgut wieder zurückgeholt und nennen es russisches oder türkisches Bad.

Die lettische Sommerküche hat noch Zeltform (S. 52). Ihr Name ist *naminsch*, „Häuschen". Es ist wohl möglich, daß wir hier die Form des ältesten lettischen Wohnhauses vor uns haben.[6])

Über die *Klete* handelt Bielenstein auf S. 119 ff. In ihr wird ebenso das Korn wie andere Habseligkeiten aufbewahrt. Sie ist nach Art der oberdeutschen Speicher, des bosnischen Kukuružniak, über dem Erdboden, damit das Korn von der Feuchtigkeit nicht leide. Die Klete hat auch eine Vorhalle.[7])

[1]) Szuchiewicz, Huculszczyzna, S. 132.
[2]) Franck, Et. Wb., der Nederlandsche Taal s. v. *rij*.
[3]) Eine Art „Harfe" (lett. *fardi*) beschreibt Bielenstein S. 107. Vgl. dazu T. F., XVI, S. 132, Anmerkung.
[4]) Er bestand aus vier aus Feldsteinen zusammengesetzten Mäuerchen (ohne Bindemittel) und war oben offen.
[5]) Vgl. dazu D. d. H., S. 40, 63.
[6]) Wie dieses Zelt aussieht, so beschreibt Mathias v. Miechow (1500) das litauische Wohnhaus: *„Nullus illic stubarum, nullus aedificiorum nobilium, sed tantummodo tugurii unius usus, ventrem distensum et porrectum, extrema vero habens coartata."*
[7]) Ich habe mich in den Indogerm. Forschungen, XVI, S. 122, mit abg. *klětь*, lit. *klėtis* herumgeschlagen, ohne zu einer Lösung zu kommen. Eine lautlich befriedigende Etymologie ist noch nicht gefunden.

Der Stall (Bielenstein, S. 127) heißt lettisch *klēws, klāws*, hochlettisch *klōws*, ein Lehnwort aus abg. *hlěvъ*,[1]) das wieder aus dem Germanischen stammt. Zu meiner Erklärung des slawischen Wortes paßt schön, daß auch Bielenstein die Beobachtung gemacht hat: *„Wir können demnach am Stall sehr gut noch heute sehen, wie der Mensch vor Zeiten für sich selbst gebaut hat."* Das ist vollkommen richtig. Der Stall (oder andere Nebengebäude) zeigen öfter in der Technik die kulturelle Vorstufe des Wohnhauses.

Höchst interessant ist die Nachricht von einem lettischen Schlittenkufenhause (S. 128). Ich habe über die südslawischen mehrfach gehandelt[2]) und freue mich um so mehr, daß dieses merkwürdige Überlebsel sich auch im Norden findet. Die Dienstburschen, manchmal auch die Dienstmägde, reiten abends die Pferde des Herrn zur Weide ins Freie und halten bei ihnen die Nachtwache in einem bedachten Karren oder in einem Hüttchen auf Schlittenschleifen. Weil Bielenstein weder von dem Wohnkarren noch von dem Schlittenkufenhause etwas wußte, hielt er diese Einrichtungen für jung. Davon kann keine Rede sein. Ich kann nicht mehr zweifeln, daß die Schlittenkufenhäuser in Europa, namentlich im nördlichen Rußland, wohl noch öfter vorkommen. Mögen sich doch die dortigen Gelehrten dieser so wichtigen Frage annehmen.

Nun noch einige Einzelheiten.

Über die Block- und Bohlenwände vgl. Bielenstein, S. 11. In bezug auf diese Bauart ergibt sich Identität mit unserer alpinen Technik. Aber eine höhere Stufe scheint die Kunst des Zimmermannes bei den Letten nicht erreicht zu haben. Bielenstein wenigstens erzählt nichts von kunstvollen Verzinkungen u. dgl.

Der Fachwerkbau scheint beim altertümlichen Bauernhause nicht vorzukommen. Einen Palissadenbau bei Scheunen finden wir S. 58 f. beschrieben.

Das einfachste Dach ist, wie überall, das Strohdach (Bielenstein, S. 16). Der Giebel wird mit Winkelhölzern, Dachreitern,[3]) festgemacht. Bei den Dachfirstenden ist je ein Rauchloch angebracht, die dem Rauchabzuge dienen.

Auch die bekannten Pferdeköpfe auf dem Giebel finden sich, aber auch Hörner, wie sie auf phrygischen Felsgräbern in Stein nachgebildet erscheinen.[4]) Beim „Lubbendache" scheinen diese Verzierungen nicht vorzukommen, wären auch mit der Konstruktion nicht leicht zu vereinigen. Ob die Pferdeköpfe und Hörner mit dem oberdeutschen Hause hinaufgekommen sind?[5]) Sie können wohl auch erst durch die eingewanderten Niedersachsen gebracht worden sein oder sind vielleicht gar schon seit alter Zeit bodenständig.

Höchst wichtig ist das Lubbendach (S. 24 ff.). Es besteht aus gerissenen, nicht gesägten Brettern, auf denen Balkenvierecke ruhen. Die Urform dieses Daches hat Benndorf in Lykien gefunden. Vgl. sein Bild (a. a. O. S. 1) des Chans von Eldschikdagh.

Von den Fenstern (Bielenstein, S. 33) gilt dasselbe wie von den deutschen.[6]) Der Lette nennt das Stubenfenster *lōgs* = lit. *langas*, das Lichtloch (Windauge) aber *luka* „Luke", „Loch" (vgl. Kluge sv.), benützt also ein niederdeutsches Fremdwort. Diese Luken sind teilweise schon ausgestorben. Bielenstein hat bei den Letten Kurlands auch in seiner frühesten Jugend keine Lichtlöcher mit hölzernem Schieber mehr gesehen, nur bei den Esten. Vgl. seine Fig. 41, S. 65, ein Wohnhaus aus dem kurischen Oberlande. Dieses hat noch zwei längliche Lichtlöcher, daneben aber auch ein großes, späteres, wirkliches „Fenster".

Die Türschlösser sind im Prinzipe den unseren sehr ähnlich. Sie stammen aus Rom und Ägypten.

Über die Treppen vgl. man S. 130.

Das „Klopfbrett" findet sich auch hier. Bielenstein, S. 163.[7]) Beachte die Zäune (Bielenstein, S. 168 ff.),[8]) die Särge aus gehöhlten Baumstämmen (S. 181).[9])

In bezug auf Nachrichten über Gruben, in denen die Letten einst Getreide und Speisevorräte aufbewahrt haben, vgl. Bielenstein, S. 126.[10])

---

[1]) Mit dessen Erklärung (Indogerm. Forsch., XVI, S. 117) ich hoffentlich mehr Glück gehabt habe.
[2]) Indogerm. Forschungen, XIX, S. 401; XXI, S. 277. — Ein paar Bemerkungen daraus auch D. d. H., S. 72.
[3]) Das Wort in einem anderen Sinne genommen als von „turmartiger kleiner Aufsatz".
[4]) O. Benndorf, Österr. Jahreshefte, II, S. 4.
[5]) A. Peez, Erlebt, Erwandert, S. 7 f.
[6]) D. d. H., S. 43.
[7]) Vgl. meinen Aufsatz Zeitschr. f. österr. Volkskunde, X, S. 182.
[8]) Dazu indogerm. Forsch., XVI, S. 120 ff.
[9]) Weiteres ebenda, S. 143, Anm. 3.
[10]) D. d. H., S. 47.

Auch bei den Letten verschwindet die Fähigkeit zu verschiedenen Arbeiten (S. 9) und es treten Handwerker auf, die meist mit deutschen Lehnwörtern bezeichnet werden: *bumeisters, stelmakers* (Wagner), *dschleris*. Von den Schweden auf Runö berichtet Bielenstein, daß sie noch keine Handwerker haben und daß mehrere Nachbarn zusammen eine Schmiede besitzen. Das letztere kommt auch bei uns vor.

Das lettische Haus hat einen eisernen Kienspanhalter (vgl. das Bild auf S. 90). Diese finden sich auch noch in Finnland.[1]) Sie müssen also einmal sehr weit verbreitet gewesen sein.

Wie doch die alten Irrtümer ein zähes Leben haben! Bielenstein schreibt S. 63, daß die Steiermärker eine Kochstelle im „Flur" haben. Bielenstein ist nur das Opfer Bancalaris und dieser der phantasievolle Ausgestalter eines Irrtums Hennings.

Henning, Das deutsche Haus, S. 140, sagt: „*In seiner einfachsten Gestalt besteht das* (nämlich das oberdeutsche) *Haus aus zwei Teilen: aus dem Flur, welcher zugleich den Eingang und den Herdraum enthält, und aus der daneben befindlichen geschlossenen Stube.*"

Diese falsche Definition des oberdeutschen Küchenstubenhauses ist der Boden, aus dem die Flurirrtümer entstanden und auf dem sich dann Bancalaris „Flurhallenhaus" erhob!

Einen großen Fortschritt in der Erkenntnis der Kultur Europas bedeutet Bielensteins Werk. Seitdem es vorliegt, fühlt man erst recht den Mangel einer ebenso genauen Beschreibung des litauischen Hauses. Wer wäre dazu berufener als A. Bezzenberger! Möge es ihm gefallen, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, der er sachlich und sprachlich gewachsen wäre, wie wenige es einem ähnlichen Probleme gegenüber sind.

Wenn es nur jetzt mit der „Entdeckung Europas" in etwas flotterem Tempo vorwärts ginge! Aber leider sieht es nicht darnach aus, denn es ist wenig Sinn dafür vorhanden. Da interpretieren sie lieber am Tacitus herum. Ich bin der letzte, der das Buch des edlen Römers, die Germania, den Adelsbrief der deutschen Nation, geringschätzt. Aber ein Teil der Germania des Tacitus liegt heute noch vor unseren Füßen da! Man gehe hin und studiere es selbst! Für uns gilt doch der Satz nicht: *Quod non est in actis, non est in mundo.*

C. N. Daß das oberdeutsche Haus über Preußen nach Ermland und zu Litauern und Letten gekommen ist, das zeigt uns auch die heutige Typenkarte. Das niedersächsische Haus ist ganz in die nordwestliche Ecke Deutschlands abgedrängt worden, im Osten herrscht das oberdeutsche Zweifeuerhaus, das mit den südlichen Ausbreitungsgebieten dieses Typus in geographischem Zusammenhange steht. Vgl. die Karte zu Willy Preßlers Aufsatz: „Die Haustypengebiete im Deutschen Reiche, Deutsche Erde", 1908, S. 14 ff., S. 45 ff. Das niedersächsische Haus ist zuerst im Osten verdrängt worden und dieser Prozeß hat schon vor Jahrhunderten begonnen.

Graz, 4. April 1908. *R. Meringer.*

18.

Déchelette, Josef: *Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine.* I. Archéologie préhistorique. Paris. (Alphonse Picard et Fils.) 1908. XIX, S. 747, 8^0.

Das vorliegende stattliche Werk bildet den ersten Band des „prähistorischen Handbuches" im weiteren Sinne, das sich der in Forscherkreisen wohlbekannte Verfasser zur Aufgabe gestellt, und behandelt zunächst die ältere und jüngere Steinzeit. Wohl lag speziell über die Paläolithzeit in Gestalt von Gabriel und Andrien de Mortillets: „Le préhistorique, origine et antiquité de l'homme" (Paris, 3. Auflage, 1900) bereits seit längerem ein vielbenütztes Handbuch vor, doch war es in der Fachwelt kein Geheimnis, daß dieses Werk den heutigen Anforderungen in vieler Hinsicht keineswegs mehr entsprach und eine totale Neubearbeitung erheischte. J. Déchelette hat diese in mustergültiger Weise vorgenommen, so daß heute zur Orientierung über das Paläolithicum billigerweise kein gründlicheres Werk mehr reklamiert werden kann, und außerdem durch Beiziehung des Neolithicums eine einheitliche Arbeit über die Steinzeit überhaupt geschaffen.

Dem allgemein einleitenden Kapitel folgt jenes über die Tertiärzeit und den Tertiärmenschen. Der Verfasser hat mit Recht hier überflüssige Breite vermieden und nimmt zum Schlusse (S. 32 und 33) gegen die angeblichen tertiären Silexartefakte mit Argumenten Stellung, die gerade in unseren Tagen besondere Beherzigung verdienen. Auch die relative Kürze des Abschnittes über die Geologie und Paläontologie des Quartärs war im Rahmen eines prähistorischen Handbuches wohl angebracht, zumal trotzdem die unentbehrlichen Vorbegriffe in erschöpfender Weise zur Kenntnis des Lesers gebracht werden. Um so eingehender sind, vom 4. Kapitel ab, die archäologischen Probleme behandelt, wobei auch besonders die

[1]) D. d. H., S. 41 f. — G. Retzius, Finnland, S. 84 ff.

stratigraphischen Verhältnisse gebührende Würdigung erfahren. Es werden das Chelléen, Acheuléen und Moustérien kritisch besprochen und ihre Leittypen und klassischen Fundplätze genau behandelt; bezüglich einzelner Details vermögen wir uns allerdings nicht immer dem Autor bedingungslos anzuschließen, so z. B. hinsichtlich der Grotten von Mentone, in deren warmen Schichten wir kein Chelléen, sondern ein Hochmoustérien erblicken, an dessen Seite sich eine Chelléenfauna, mit Rücksicht auf die südliche Lage des Fundplatzes, noch längere Zeit erhalten konnte als in nördlicheren Gebieten. Im Jungpaläolithicum wird dem neuetablierten Aurignacien bereits ein eigenes Kapitel gewidmet und sein Typenkreis in instruktivster Weise zusammengefaßt. Déchelette sieht richtig, wenn er auch einige Wachauer Fundorte (besonders Krems a. D.) diesem Horizont einreiht, die bislang als Solutréen angesprochen wurden. Auch der Siegenstein in Württemberg muß in Zukunft hier seinen Platz finden. Im Kapitel über das Solutréen wird endlich auch die Stratigraphie von Solutré selbst präzisiert, über welche seitens neuerer Autoren vielfach die verworrensten Ansichten verbreitet wurden; ein wirkliches Altpaläolithicum existiert an diesem Platze überhaupt nicht, sondern nur das Aurignacien, Solutréen. Das Magdalénien (8. Kapitel) zeichnet sich besonders durch die hohe Entfaltung der Horn- und Knochenindustrie (Speerblätter, Harpunen, Kommandostäbe, Nadeln, Pfriemen u. dgl.) aus, wenngleich auch hier wieder gewissen Silextypen desgleichen der Wert sicherer Leitformen zukommt. Die Hypothese von quartärer Keramik in Belgien hätte der Verfasser am besten bedingungslos abgelehnt — sie beruht durchwegs auf unkontrollierbaren alten und einigen wenigen, sehr vagen neueren Angaben. Daß Déchelette der quartären Kunst ausführlichst Raum gegeben, ist ein Hauptvorzug seines Werkes. Nachdem er selbst dem Tanz und der Musik jener Epoche ein kurzes Wort geredet, wird die Körperbemalung, der Körperschmuck (Muscheln, Tierzähne, Tierknöchelchen, Knochenplättchen), dann vor allem die Skulptur und Gravierung eingehend behandelt, welch letztere in einen „archaëstischen" und „freien Stil" gruppiert werden. Neben den menschlichen Figuren bzw. Abbildungen von mit Tiermasken geschmückten Tänzern sind die vielen Tierdarstellungen bemerkenswert, und zwar finden sich vertreten: das Ren, Wildpferd, der Auerochs und Bison, der Steinbock, die Saïgaantilope, der Hirsch, die Gemse, Wildziege, der Elch, Eber, Fuchs, Bär, Vielfraß, Seehund, das Mammut und Rhinozeros; an Fischen sind deutlich bestimmbar: Salme, Forellen, Hechte; an Vögeln: der Schwan, die Wildgans und Ente. Pflanzendarstellungen sind selten, die wichtigsten geometrischen Ornamente bereits vertreten. Das Kapitel über die Höhlenwandmalereien umfaßt die Forschungsergebnisse von nicht weniger als 20 bemalten Grotten, zu denen übrigens seitdem noch jene von Bédeilhac und Portel (beide im Dep. Ariège gelegen) kamen; Déchelette stellt sie in Parallele mit verwandten Kunstleistungen moderner Naturvölker, und ist zweifellos im Rechte, wenn er in diesen mysteriösen Bildergalerien quartäre Heiligtümer erblickt, in denen der Totemkult blühte und Jagdzauber getrieben wurde. Das 11. anthropologische Kapitel bespricht den Pithecanthropus von Trinil, die Rassen von Neandertal und Cro-Magnon, die quartären Sepulturen, und beschließt den paläolithischen Teil des Buches.

Die zweite, aus 10 weiteren Kapiteln bestehende Abteilung befaßt sich mit dem Neolithicum. Intermediäre Stufen bilden das eingehend behandelte Azylien, die Kjökkenmöddings und das Campignien. Déchelette bespricht im Anschlusse daran die neolithischen Haustiere und Nutzpflanzen. Das zweite Kapitel behandelt die Wohnstätten: Einzelhütten, Landdörfer und Ateliers, Silexgruben, Pfahlbauten und Befestigungsanlagen. Sehr wichtig ist wiederum die ausführliche Darstellung der Dolmen und bedeckten Gänge, ihrer Anlage und Verbreitung; wir müssen wieder Déchelette Recht geben, wenn er im Kampfe zwischen den beiden Devisen: „ex oriente lux" und „mirage oriental" sich für eine orientalische Heimat der megalithischen Bauten entscheidet, denn diese stellen eine echte Architektur dar, wie wir sie in West- und Nordeuropa noch lange nicht als bodenständig erwarten dürfen. Mit den Menhirs dürfen wir jedenfalls litholatrische Kulte verknüpfen, als Kultstätten haben wir endlich auch die „Alignements" und „Cromlechs" zu interpretieren. Das 5. Kapitel zerfällt in die Abschnitte: Klassifikation der neolithischen Sepulturen, Flachgräber, natürliche sepulcrale Höhlen, künstliche Sepulcralgrotten, Steinkistengräber, Bestattung und Verbrennung, präsepulcrale Skelettierung, Hockerbestattung, Trepanation und neolithische Rassen. Die Waffen und Werkzeuge aus Stein, Knochen und Holz und die Keramik sind Gegenstand weiterer Kapitel; die Einteilungsmethoden speziell der deutschen Forscher sind gut berücksichtigt. Eingehend besprochen sind desgleichen wiederum (im 9. Kapitel) die Körperbemalung und Tätowierung, die Schmuckgeräte (Anhängsel und Amulette, Farbenstempel, Perlen, Knöpfe, Reifen und Ringe), die Textilprodukte. Den Schluß bildet eine gute Darstellung der neolithischen Kunst (Skulpturen, figurale Dolmen, Idole u. dgl.) und des neolithischen Handels. Als Anhang ist beigefügt: eine Liste der französischen Höhlen, die entweder jungpaläolithische Einschlüsse oder parietale Malereien geliefert (mit genauer Bibliographie), und eine ebensolche über die französischen neolithischen Wohnplätze und Ateliers.

Diese kurze Inhaltsangabe dürfte genügen, Déchelettes Werk nach seiner Reichhaltigkeit und wissenschaftlichen Vollwertigkeit wenigstens einigermaßen zu charakterisieren: es stellt das beste Handbuch dar, das wir über die Steinzeit besitzen. Die außerfranzösische Literatur ist sehr vollständig und gründlich verarbeitet, soweit dies der Rahmen des Buches bedingte, so daß die steinzeitliche Prähistorik unseres gesamten Kontinents ihre Würdigung erfährt. Immerhin aber sei speziell der erste Teil über das Paläolithicum unserer mitteleuropäischen Forscherwelt empfohlen, die sich, trotz des grundlegenden Buches von M. Hoernes, vielfach noch nicht überzeugt hat, welch wichtige Rolle den verschiedenen paläolithischen Horizonten zukommt und wie bedeutsam gerade die Typologie auch für die Chronologie der diluvialen Industrien ist. *Dr. Hugo Obermaier.*

19.

Koch-Grünberg, Dr. Theodor: *Zwei Jahre unter den Indianern.* Reisen in Nordwestbrasilien 1903—1905. 2 Bände. Mit über 400 Abbildungen, zirka 20 Extrablättern in Lichtdruck und mehreren Karten. Berlin 1908. Ernst Wasmuth, A.-G. 24 Lieferungen à 75 Pfg. Lieferung 1.

Der Verfasser, seit Jahren unser Mitarbeiter, hat über seine letzte 1905 abgeschlossene Brasilienreise bereits eine Reihe von Spezialarbeiten, darunter auch eine im vorigen Hefte der „Mitteilungen", veröffentlicht. Nun gedenkt er, die wissenschaftlichen Ergebnisse in einer populären Reiseschilderung einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Bei der Koch eigenen lebendigen und frischen Darstellungsart und der wirklichen Liebe, die er den von vielen grundlos verachteten „Wilden" entgegenbringt, die ihm einen intimen Verkehr mit ihnen ermöglichte und ihm ihr volles Vertrauen eintrug, dürfen wir in dem Werke, dessen Anfang uns vorliegt, eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis von den nordwestbrasilischen Ländern und ihren Bewohnern erwarten. Für die treffliche Ausstattung des Werkes, von der die dem ersten Hefte beigegebenen Lichtdrucktafeln vorzügliche Proben abgeben, bürgt der Name der Verlagsanstalt, der wir schon mehrere Publikationen des Verfassers verdanken. Wir werden noch später Gelegenheit nehmen, auf das Werk zurückzukommen. *L. Bouchal.*

Die Gudenushöhle in Niederösterreich.

Von **Hugo Obermaier** in Wien und **Henri Breuil** in Fribourg.

(Mit 11 Tafeln und 9 Abbildungen im Texte.)

Die Gliederung des Altpaläolithicums in einen ältesten Chelléenhorizont, ein jüngeres Acheuléen und endlich in ein Moustérien steht heute außer Zweifel.[1]) Als der Hauptleittypus für die erstgenannte Unterstufe hat in Westeuropa der grobe Urfaustkeil zu gelten, indes der regelrechte, mandelförmige Faustling das untere Acheuléen, der feine, lanzenförmige bzw. dreieckige Faustkeil das obere Acheuléen kennzeichnet; schließlich ist er, zumeist in reduzierter oder degenerierter Gestalt, auch im eigentlichen Moustérien nicht selten. Dies gilt nicht bloß für Frankreich und Belgien, sondern auch für England, Spanien und Italien; endlich tritt der Faustling wieder in großen Mengen östlich von unserem Kontinent, nämlich in Zentralasien, im Kaukasusgebiete, in Kleinasien und Syrien auf.

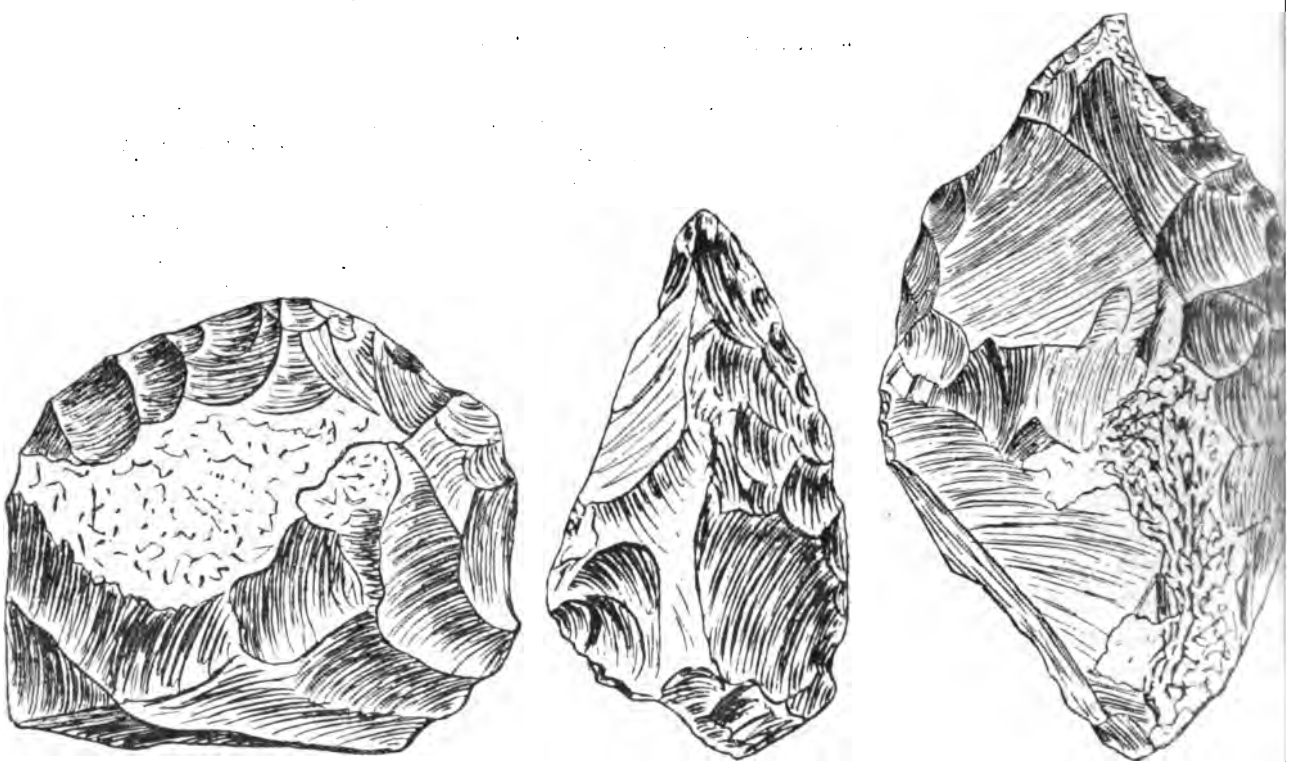
Aus Osteuropa sind bislang noch keine stichhaltigen Vorkommnisse bekannt,[2]) mit Ausnahme von Russisch-Polen. Hier muß vor allem die untere Wiérzchower Höhle (oder Mammutgrotte) bei Krakau namhaft gemacht werden, die im Tale der Rudava, auf russischem Boden, aber in unmittelbarer Nähe der galizischen Grenze gelegen ist. Sie wurde vom Grafen J. Zawisza in den Jahren 1873—1879 untersucht und vielfach besprochen, ohne daß jedoch eine endgültige Monographie darüber erschienen wäre.[3]) Leider geben die einschlägigen Publikationen keineswegs die detaillierten stratigraphischen Aufschlüsse, die wir von modernen Arbeiten zu beanspruchen pflegen, jedenfalls aber geht aus ihnen mit Sicherheit hervor, daß in der Höhle sieben paläolithische Herdstraten vorhanden waren. Hinsichtlich der Fauna, die sich auf Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Ursus spelaeus, Ursus arctos, Equus caballus, Cervus alces, Cervus elaphus, Cervus capreolus, Rangifer tarandus, Bos sp., Canis lupus, Canis vulpes, Canis lagopus, Meles taxus, Lepus sp.,

[1]) H. Obermaier, Die Steingeräte des französischen Altpaläolithicums. (Eine kritische Studie über ihre Stratigraphie und Evolution.) Mitteilungen der prähistorischen Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, II. Bd., 1908, Nr. 1, S. 41.

[2]) Der bei O. Herman [Zum Solutréen von Miskolcz], Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien (3), VI, 1906, S. 5, abgebildete Faustkeil aus dem Gouvernement Oloňec ist ein zum Schliffe vorbereitetes neolithisches Beil, worüber seine ganze Gestalt keinen Zweifel läßt.

[3]) J. Zawisza, Congrès international de Stockholm, 1874, I, S. 69.
Derselbe, Congrès international de Budapest, 1876, I, S. 45.
Derselbe, Memoires de la Société d'anthrop. de Paris, Séance du 6 décembre, 1877 (2), I, S. 439.
Derselbe, L'Homme, I, 1884, S. 367.
Derselbe, Ebenda, III, 1886, S. 156.
Derselbe, Bulletins de la Société d'anthrop. de Paris, Séance du 5 novembre 1885 (3), VIII, S. 652.
Weitere Arbeiten Zawiszas siehe bei G. Ossowski, Jaskinie okolic Ojcówa, I, 1885, S. 6.
F. Römer, Paläontographica. Kassel (XXIX. Bd.), III. Folge: 5. Bd., 1882—1883, S. 193.
O. Tischler, Schriften der Physikalisch-ökonom. Gesellschaft in Königsberg, XXIV, 1883, S. 99.

Lagopus albus, Lagopus alpinus, Tetrao urogallus verteilt, scheint innerhalb der quartären Lehmablagerung eine Trennung nach weiteren Horizonten nicht durchführbar gewesen zu sein. Nach den Angaben Zawiszas und Römers wären vielmehr die tierischen Einschlüsse durch die ganze Mächtigkeit der Ablagerung hindurch die gleichen gewesen, so daß man bereits in den tiefsten Horizonten Rengeweihe, Höhlenbärenreste und Mammutknochen gefunden hätte; ein höherer, etwa die Mitte einnehmender Feuerplatz enthielt abermals Mammut- und Rhinocerosreste, nur die unten sehr große Häufigkeit des Höhlenbären nahm nach oben ab. Was das

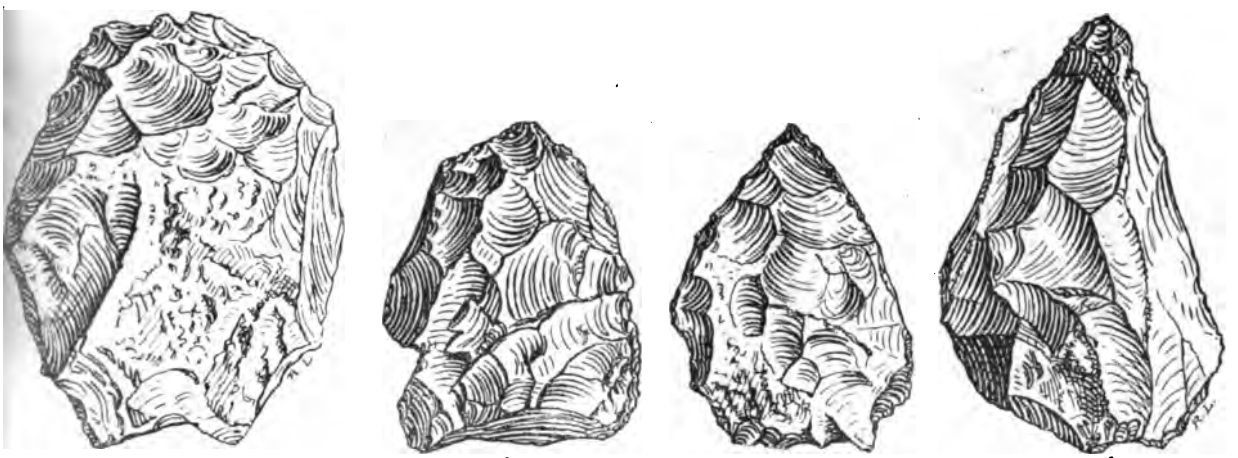


a) Diskus. *b)* Handspitze. *c)* Faustkeil.

Abb. 1. Fundstücke aus dem Moustérienniveau der unteren Wiérzchower Höhle. (Aus: Mémoires de la Société d'Anthropol. de Paris. (2.) I, Taf. XIII, Fig. 1, 2 und 3. (1/4 nat. Gr.)

bearbeitete Knochen- und Elfenbeinmaterial anlangt, so schreibt Zawisza in einem seiner Berichte wohl, solches sei desgleichen in allen Niveaus vorhanden gewesen. Ohne an wesentliche Schichtstörungen in jüngerer Zeit oder falsche Interpretation von nur natürlich zertrümmerten Stücken zu glauben, sind wir jedoch überzeugt, daß die Grabungen nicht mit Methode ausgeführt wurden. Es geht vielmehr aus der Lektüre der einschlägigen Literatur hervor, daß die verschiedenen Niveaus nur sehr unzulänglich auseinandergehalten wurden; man hat einzig über die Stratigraphie einzelner Silexobjekte einige wenige Beobachtungen gemacht, aus denen aber immerhin mit Sicherheit erhellt, daß die unteren Niveaus ein primitives „Moustérien", die oberen eine ungleich vorgeschrittenere Stufe enthielten, die Zawisza dem „Magdalénien" zuteilte. Unmittelbar über der eigentlichen Moustérienstrate fand sich eine Lorbeerblattspitze, die als Solutréenbeleg von seltener Schönheit besondere Beachtung verdient. (Abgebildet in „L'Homme", III, 1886, S. 157.)

Aus dem Moustérienniveau der Wiérzchower Höhle, das uns hier in besonderem Grade interessiert, bildet Zawisza einen Diskus ab (Abb. 1*a*), der ihn selbst bereits lebhaft an die primitiven Quarzitdisken des Infernet bei Toulouse, dort dem oberen Acheuléen zugehörig, erinnerte. Auch wir möchten ihn nicht für einen discoïdalen, jungpaläolithischen Nukleus, sondern für tatsächlich altpaläolithisch halten. Das gleiche gilt von der des weiteren wiedergegebenen Moustérienspitze, die für ein Aurignacienobjekt viel zu dick und plump erscheint. (Abb. 1*b*). Von höchstem Interesse aber ist der in Abb. 1*c* abgebildete Faustkeil: unzweifelhaft altpaläolithisch, erweist er sich seiner ganzen Gestalt nach keineswegs als Acheuléentypus, sondern vielmehr als Faüstling des echten Moustériens, in welchem dieser Typus — von breiter, ovoider Form, in einer Spitze endend und im allgemeinen ziemlich nachlässig behauen — nicht selten auftritt. Wir stehen demnach nicht an, die Basis der in Frage stehenden Höhle als typisches Moustérien zu erklären, das speziell durch das Vorhandensein eines degenerierten Faustkeiles, als einer außerhalb Westeuropas so seltenen Form, ein erhöhtes Interesse beansprucht.



a *b* *c* *d*

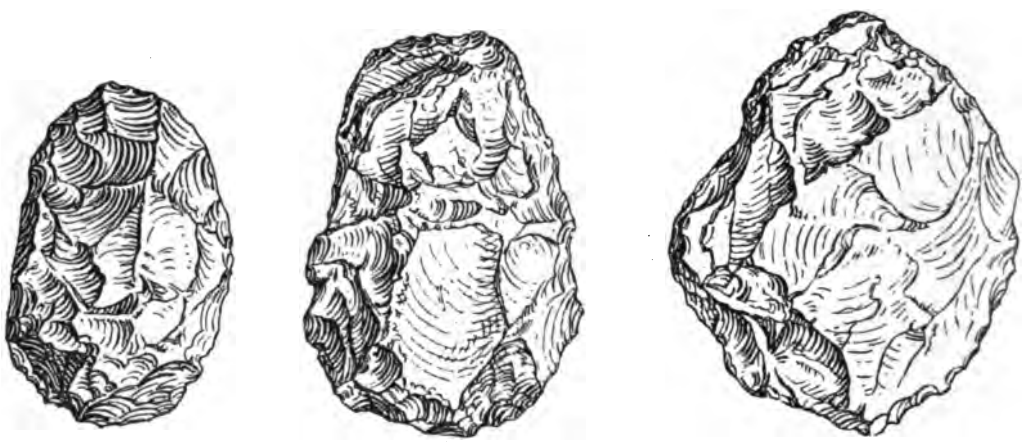
Abb. 2. Faustkeile von der Halde unterhalb der Zigeunerhöhle bei Smardzewice. (1/2 nat. Gr.)

Die höheren Straten der Wiérzchower Höhle als Magdalénien zu erklären, möchten wir, gestützt auf die uns zur Verfügung stehenden schriftlichen Quellen und Abbildungen, nicht wagen. Die von Zawisza an Silexwerkzeugen, Knochen und Elfenbeinartefakten wiedergegebenen Stücke enthalten absolut nichts Typisches, was eine derartige Einreihung berechtigen würde und was eine Parallelindustrie zur benachbarten Maszycka-Höhle, die dem klassischen Magdalénien angehört, voraussetzen ließe. Wir möchten sie daher am ehesten ausschließlich dem tieferen Jungpaläolithicum, d. i. dem Solutréen, zuteilen, für dessen evidentes Vorhandensein die erwähnte Lorbeerblattspitze so unzweifelhaft spricht.

Weitere, ungleich wichtigere Faustkeilfundstätten wurden von S. J. Czarnowski publiziert. Zwei derselben liegen in der Nachbarschaft von Ojców, etwa halben Weges zwischen Krakau und Miechów.[1]) Es kommt hier zunächst der Smardzewicer Berg in Betracht, der sich 1 *km* östlich von Smardzewice, am linken Ufer des Pradnik, eines Nebenflusses der Weichsel, befindet. Er birgt die Zajecza-Höhlen

[1]) Vgl. S. J. Czarnowski, Jaskinie okolic Ojcowa. — Światowit, I, Tab. 1.
Derselbe, Miejscowości przedhistoryczne i zarys mapy paleetnologicznej porzecza lewego Wisly, od Przemszy do Nidy. (Mapa archeologiczna, S. 7.)

(Hasenhöhlen) mit neolithischem und noch jüngerem Inventar, dann die ebenfalls neolithische Jaskinia puhacza (Eulenhöhle) und Jaskinia cyganska (Zigeunerhöhle). Auch der Inhalt der Zigeunerhöhle ist relativ jung, dagegen barg die außerhalb der Höhle schräg zu Tal fallende Halde reiche, altpaläolithische Funde. Diese Halde setzt sich an ihrer Oberfläche aus modernem Humus zusammen, unter ihm ruht Löß, alsdann „Feuersteinschutt" mit Lehm- und Kalkfragmenten, endlich eiszeitlicher Schotter. Das archäologische Inventar fand sich in dem genannten „Feuersteinschutt", der leider bislang keine paläontologischen Reste lieferte. Er bestand aus über 1500 Artefakten von typischem altpaläolithischen Charakter, darunter rund 100 Faustkeilen. Die größten Exemplare sind 20·5 *cm* lang, 11·4 *cm* breit und 8·0 *cm* dick, die kleinsten: 4·2 *cm* lang, 2·8 *cm* breit und 2·4 *cm* dick; das Durchschnittsmaß ist 9·5: 6·8:5·4 *cm*. Ich bringe hier einige der instruktivsten Typen nach S. J. Czarnowskis Arbeit[1]) bzw. „Album przedhistoryczne" (Warschau—Krakau 1906) zur Abbildung. Sie sind aus Feuerstein geschlagen und gliedern sich in den Acheuléenhorizont ein.



a *b* *c*

Abb. 3. Faustkeile aus der Korytanja-Schlucht bei Ojców. (1/2 nat. Gr.)

Die zweite Station liegt in der Korytanja-Schlucht, am rechten Pradnikufer.[2]) Ihre Faustkeile sind typisches älteres Acheuléen. (Abb. 3.).

Czarnowskis letztentdeckte Altpaläolithstätten finden sich in der unmittelbaren Umgebung von Miechów selbst, auf dem Hügel „Stawna góra" und beim „Stok miejski".[3]) Die dort aufgesammelten Artefakte (253 Stück) sind keine Oberflächenlese, sondern stammen durchwegs aus der Tiefe des diluvialen Lehms. Unter ihnen fallen wieder 16 Faustkeile besonders auf, deren Maximalgröße 7·5 *cm* Länge, 6·05 *cm* Breite und 3 *cm* Dicke, und deren Minimalgröße 5 *cm* Länge, 3·05 *cm* Breite und 2 *cm* Dicke beträgt. Auch hier liegt ein echtes Acheuléen vor. (Abb. 4.)

Mitteleuropa im eigentlichen Sinne, d. i. Deutschland, die Schweiz und Österreich, galt bis in die neueste Zeit als faustkeilfreies Gebiet. Es wurden zwar auch von hier von G. und A. de Mortillet[4]) Fundvorkommnisse gemeldet, doch

[1]) S. J. Czarnowski, Jaskinie i schroniska na górze smardzewskiej. (Pamigtnik fizyograficzny, XVIII, Abteilung IV, I, 1904.)

Derselbe, Paleolit na zboczu góry smardzewskiej. (Kosmos, XXXI, 1906, Heft X—XII, Lemberg.)

[2]) S. J. Czarnowski, Materyaly antrop.-archeol., VI, S. 15, und Album przedhistoryczne. Letzterem sind die abgebildeten Stücke entnommen.

[3]) Derselbe, Wykopaliska Miechowskie. (Materyaly antrop.-archeol., X, 1907, Krakau, und Album przedhistoryczne [wie oben].)

[4]) G. et A. de Mortillet, de Préhistorique, 3. Aufl. Paris 1906. S. 583.

beruhen dieselben sämtlich auf irrtümlichen bzw. gänzlich unkontrollierbaren Angaben. Sie wären nach den genannten Autoren bzw. ihren Gewährsmännern in der Höhle von Klusenstein (Westfalen), an einigen Plätzen in Mecklenburg-Schwerin und Schleswig, in der Bocksteinhöhle bei Ulm (Württemberg) und in Předmost (Mähren) zutage gekommen. Was aber die Höhle von Klusenstein an der Hönne betrifft, so fehlt für die diesbezügliche Angabe Schaaffhausens jeder tatsächliche Beleg, ebenso wie für die drei von Naue namhaft gemachten Faustkeile aus Mecklenburg bzw. Schleswig. Man wird wohl kaum irre gehen in der Annahme, daß die drei letzteren heute verschollenen Stücke unfertige neolithische Beile waren, die tatsächlich dann und wann die Faüstlingsform nachahmen. Der Faustkeil der Bocksteinhöhle ist, wie sich H. Breuil am Originale überzeugen konnte, eine nur einseitig, fein bearbeitete Pseudo-Moustérienspitze, die dem dortigen Aurignacienniveau angehört. Was zum Schlusse das Předmoster Exemplar anlangt, das in Olmütz aufbewahrt ist und von Woldřich als Faüstling angesprochen worden war, so liegt tatsächlich in ihm eine echte vorbearbeitete Solutréenspitze vor, welcher von der gleichen Lokalität in der Sammlung Maškas eine ziemliche Anzahl weiterer Lorbeerblatt-

a *b* *c*

Abb. 4. Faustkeile aus der Umgebung von Miechów. ($^1/_2$ nat. Gr.)

spitzen zur Seite stehen. Völlig aus der Luft gegriffen ist eine Angabe von H. Klaatsch, wonach sich mit der diluvialen Fauna des Neandertales primitive Werkzeuge vom „Chelléentypus" gefunden hätten.[1])

Wie sehr aber auch hier eine Neubearbeitung des Fundmateriales am Platze ist, zeigen die hochinteressanten Funde F. Wiegers[2]) bei Hundisburg, unweit Magdeburg, wo neben echten Levalloistypen (Fig. 10, 11 und 12 bei Wiegers) ein typischer Faustkeil (Fig. 13 ebenda) von jüngerer Form zutage kam. Daran reiht sich ein weiterer von Ehringsdorf bei Weimar, den M. Verworn jüngst signalisiert.[3])

Wir selbst möchten an dieser Stelle eine auf österreichischem Boden gelegene Quartärstätte neuerdings zu eingehender Besprechung bringen, die sich desgleichen als Faustkeilstation ergab und durch ihre Reichhaltigkeit berufen ist, eine hervorragende Stellung unter ihnen einzunehmen.

Die Gudenushöhle.

Die in Niederösterreich im Westen des Städtchens Krems a. d. Donau gelegene Gudenushöhle ist als Quartärstation schon seit längerem bekannt. Sie befindet sich im Tale der kleinen Krems, unterhalb der Schloßruine Hartenstein, 7·5 *m* über der

[1]) H. Klaatsch, Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte, IX, 1899, S. 440.

[2]) F. Wiegers, Zeitschrift für Ethnologie, 1907, S. 718.

[3]) M. Verworn, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Braunschweig 1908. S. 10; vgl. ferner H. Hahne und E. Wüst, Die paläolithischen Fundschichten von Weimar, Zentralblatt für Min., Geologie u. Paläontol., 1908, S. 197.

Sohle des genannten Flusses, und wurde im Jahre 1883—1884 von dem Ingenieur Ferdinand Brun ausgebeutet und von Pater Leopold Hacker beschrieben, dessen Fundbericht[1]) durch eine Arbeit von J. N. Woldřich ergänzt wurde;[2]) auch Moriz Hoernes hat der Fundstätte eingehende Würdigung geschenkt.[3]) Diese selbst ist eine typische Kniehöhle von 22 *m* Länge und 2—3 *m* Breite und besitzt zwei zu Tage gehende Öffnungen, indes ihr Scheitel in der Tiefe des Berges liegt. Vom Quartärmenschen bewohnt war nur die größere, südliche Hälfte der Höhle, sowie der kleine Vorplatz, der sich an dieselbe schließt. Die Schichten der Haupthöhle waren nach Hacker wenig gestört und verteilten sich von oben nach unten in der folgenden Anordnung:

1. Rezente Schicht mit neolithischen und bronzezeitlichen Einschlüssen ..... 0·07 m
2. Quartäre Kulturschichte mit Herden, Artefakten, zerschlagenen Knochen 0·28 „
3. Höhlenerde ..... 0·06 „
4. Höhlenlehm mit ganzen Knochen ..... 0·26 „
5. Höhlenlehm ohne Einschlüsse ..... 0·28 „
6. Leerer Wellsand ..... 0·65 „
7. Höhlenlehm mit Verwitterungseinschlüssen ..... 0·22 „

Ein kleiner, rechts von der Haupthöhle gelegener und mit ihr verbundener Nebenraum liegt nur 4·7 *m* über dem Niveau der kleinen Krems und enthielt nach Hacker im allgemeinen dieselben archäologischen Funde. Seine Schichtenfolge weicht jedoch wesentlich von jener der Haupthöhle ab, was bisher nicht weiter beachtet wurde. Sie wird angegeben, wie folgt:

1. Rezente Schicht (schwarze Erde usw.) ..... 0·04 *m*
2. Leerer Wellsand ..... 0·50—0·70 „
3. Kohlenführende Schichte mit Silexwerkzeugen und Knochensplittern ..... 0·005 „
4. Höhlenlehm ..... 0·05 „
5. Knochenlage mit Silexartefakten ..... 0·005 „
6. Leerer Höhlenlehm ..... 0·01—0·03 „
7. Felsen ..... —

Die mächtige Wellsandschicht wäre also hier über der quartären Fundschicht gelegen gewesen, während sie in der Haupthöhle — in genau der gleichen Mächtigkeit — tief unter derselben gelagert hätte. Im Nebenraume wäre auch eine Zweiteilung der Kulturschicht möglich gewesen, welche aber keine weitere Beachtung fand.

Die wichtigsten Vertreter der Fauna waren nach J. N. Woldřich: Felis spelaea, Felis pardus, Felis lynx, Canis lupus, Cuon europaeus, Canis vulpes, Canis lagopus, Hyaena spelaea, Ursus spelaeus, Castor fiber, Lepus timidus, Lepus variabilis, Myodes torquatus, Elephas primigenius, Sus sp., Bos primigenius, Capra ibex, Antilopa Saiga(?), Capella rupicapra, Rangifer tarandus, Cervus elephus, Cervus capreolus, Cervus canadensis, Equus caballus (große und kleine Rasse), Rhinoceros tichorhinus; Lagopus albus, Lagopus alpinus, Perdix cinerea.

Diese Faunenreste verteilten sich in der Haupthöhle, von der nunmehr ausschließlich die Rede sein soll, laut Fundbericht auf mindestens zwei Niveaus, nämlich

---

[1]) L. Hacker, Die Gudenushöhle, eine Rentierstation im niederösterreichischen Kremstale. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XIV, 1884, S. 145.

[2]) J. N. Woldřich, Reste diluvialer Faunen und des Menschen aus dem Waldviertel Niederösterreichs. LX. Band der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien 1893.

[3]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1903, S. 150 und 218.

auf Schichte 2 und 4. Doch sieht sich bereits J. N. Woldřich gezwungen, zu schreiben: „Leider kamen die Knochen, welche unterhalb der Kulturschichte gefunden wurden, mit denen der letzteren, aber auch mit jenen Knochen durcheinander, welche, nach dem Berichte Hackers, aus den Spalten der Felswand reichlich gewonnen wurden und die nur kleineren Tieren angehören konnten. Das Aussehen der Knochen ist dementsprechend auch ein ziemlich verschiedenes."

Tatsächlich haben Brun und Hacker nie die tierischen Einschlüsse der archäologischen Schicht und des tieferen Höhlenlehms gesondert, sondern sich mit der Angabe begnügt, daß der letztere „viele speziell der diluvialen Fauna angehörige Tiere (Hyäne, Wolf, Mammut, Rhinozeros, Steinbock) enthielt". Als die Hauptjagdtiere der Kulturschicht werden Rentier, Pferd und Schneehase angeführt, denen Woldřich noch den Steinbock beifügte.

Völlige Klarheit scheint, nach dem Originalberichte wenigstens, bezüglich der quartären archäologischen Einschlüsse zu herrschen: es wird dort ausschließlich von einer einzigen „postdiluvialen Kulturschichte" gesprochen, die mit Schicht 2 (der Haupthöhle) identifiziert ist, indes aus den tiefergelegenen Straten nur mehr Tierreste erwähnt werden. Der diesbezügliche Inhalt der Nebenhöhle wird als wesentlich der gleiche wie jener der Haupthöhle bezeichnet und nicht weiter getrennt gehalten. In Klassifizierung der Funde selbst nun waren Hacker und nach ihm Woldřich und Hoernes übereinstimmend: sie teilten dieselbe der „Rentierstufe", d. i. dem Magdalénien, zu. Nichts war mehr berechtigt als dies, denn unter den 1200 Steinartefakten (die zumeist aus Quarzvarietäten, Hornstein, Kieselschiefer, Jaspis und Bergkristall, seltener aus Feuerstein, Chalzedon, Achat oder lichtgrauem Eruptivgestein u. a. gefertigt sind) befinden sich eine Reihe von Formen, wie sie speziell für das jüngere Rentierzeitalter typisch sind. Die anstehenden Tafeln zeigen dies mit voller Klarheit.

Taf. I, Nr. 1—8, bringt eine Serie von Lamellenabschlägen zur Darstellung, die, sehr flach, dünn und mit langgestreckten Parallelrändern verlaufend, sowohl als Klingen mit verstumpftem Rücken („lamelles à dos rabattu", Nr. 1, 2, 3, 4, 5 und 8) wie als Miniaturbohrer („microperçoirs", Nr. 6 und 7), die Mikrolithtypen des Magdalénien aufs beste repräsentieren. Nr. 9, 10, 11, 12, 13 und 14 sind einfache Klingen ohne weitere Retuschen, charakterisieren aber ob ihrer prismatischen Gestalt, ihrer Dünne und parallelen Ränder, die sich besonders an Nr. 11, 12 und 13 ausprägen, das echte Jungpaläolithicum. Das gleiche gilt von der durch nur zwei kräftige Hiebe zum Stichel („burin") umgearbeiteten Klinge, Nr. 15.

Taf. II enthält durchwegs jungpaläolithische Klingen, die als solche weitere Bearbeitung erfuhren, sei es durch einfache Spezialretuschen oder durch direkte Umgestaltung zu neuen Typen. Nr. 1, 2 und 3 sind laterale Stichel, an denen nur die rechte eigentliche Stichelkante durch einen einzigen einfachen Hieb hergestellt wurde; die linke ist bei den drei Exemplaren durch eine schrägquere, kräftige Retusche gebildet. Nr. 6 ist wiederum ein einfacher Stichel von der Sorte der Fig. 15 der vorhergehenden Tafel, jedoch ziemlich plump. Typische Vertreter der Magdalénienkratzer, gekennzeichnet durch eine mehr oder minder runde, „daumennagelförmige" Retusche an einem oberen Klingenende, bilden Nr. 4, 5, 7, 9, 10 und 14. In Nr. 8 liegt eine Klinge mit oberer geradliniger Querretusche und rechtsseitigem Eckstichel („lame à section terminale avec angle latéral") vor. Nr. 11 ist eine langschmale Klinge mit starken Benützungsspuren am linken Rande, Nr. 12 ein massiver Bohrer, Nr. 13 ein Schneidewerkzeug, dessen rechter Rand in seiner unteren Hälfte als Griff- und Druckfläche massiv abgestumpft wurde.

Diese Typen begleiten eine Anzahl Nuklei, sowie eine große Menge Splitter und Abfälle. Das Feuersteinmaterial scheint besonders geschätzt worden zu sein, weshalb man mit ihm sparsam umging und es nach Kräften ausnützte; verschiedene Quarzgerölle sind ganz durchglüht und vielleicht als Kochsteine verwendet worden. L. Hacker erwähnt unter den Typen u. a. auch einen nierenförmigen „Schaber" (von 9·5 *cm* Länge und 3·5 *cm* Breite), der auf der einen Seite sehr sorgfältig zur Schneide zugerichtet sei, ferner einen zweiten von „Mandelform" (von 8·5 *cm* Länge und 5 *cm* Breite), an dem man unten die natürliche Schichtungsfläche belassen, und einen dritten von „Eiform" (von 9·5 *cm* Länge und 6·5 *cm* Breite). Die ersteren beiden sind bei J. N. Woldřich, a. a. O. Taf. III, Fig. 2 und 4, als „Schaber" bzw. „Axt" abgebildet, und von M. Hoernes, a. a. O. S. 149, Fig. 59, übernommen worden. Der letztere Autor bemerkt hiezu: „Oben: Steinwerkzeuge, zum Teil ganz atypisch; die beiden Stücke gleichen eher einem racloir Moustérien und coup de poing Chelléen als Formen von La Madeleine." Die gleichen Stücke figurieren in unserer Abhandlung

Abb. 5. Teilweise abgerollte und doppelt vergrößerte Wiedergabe der Zeichnung des verzierten Nadelbüchschens der Gudenushöhle. (Vgl. Taf. III, Nr. 1.)

auf Taf. VIII als Nr. 1 bzw. Taf. IV, Nr. 3, und werden uns im weiteren Texte noch näher beschäftigen, ebenso wie Taf. IV, Nr. 2, das dritte von Hacker namhaft gemachte Stück.

Besonders charakteristisch für das Magdalénien der Gudenushöhle sind ferner die Bein- und Horngeräte. Wir stellen sie eben deshalb hier auf Taf. III in typischer Serie zusammen:

Nr. 1: Großer Vogelradius von 149 *mm* Länge, mit dekorativen Einschnitten auf allen Seiten. In der Mitte trägt das Stück eine Zeichnung, die wir in Abb. 5 abgerollt wiedergeben; sie unterbricht die vertikalen Striche auffällig, so daß auch wir geneigt sind, in ihr eine intentionelle Darstellung, und zwar die eines Renkopfes, zu erblicken. Das Stück selbst erklärt sich am besten als verzierte Nadelbüchse, wenigstens kam in der Grotte von Placard (Charente) ein ebensolches Exemplar zutage, das (leider zertrümmert) in seinem Inneren eine Anzahl feiner Nadeln barg. Ein verwandter „Knochenflakon", der noch pulverisierten Ocker enthielt, wurde in der Grotte „Les Cottés" (Vienne) gefunden.

„ 2, 3, 4, 5, 6, 14: Feine Nadeln aus Horn oder Knochen.

„ 7: Knochenahle.

„ 9: Knochenmeißel, mit starken Abnützungsspuren am unteren Ende.

„ 10, 16, 20; Speerspitzen mit doppelt abgeschrägten Basen und tiefen Längsrillen an den Breitseiten. („Blutrinnen bzw. Giftrinnen.")

Nr. 12, 15, 18, 19: Varietäten von Speerspitzen, teilweise mit dekorativen Schnitten.
„ 11, 13: Knochenfragmente mit dekorativen Mustern. (Nr. 13 aus Vogelknochen, wie häufig im Magdalénien.)
„ 8, 17: Durchbohrte Zähne von Hirsch und Fuchs.
„ 21: Rengeweihstange, beim abgeschlagenen Augensproß von einem ovalen Loche durchbohrt. Das Stück reiht sich unzweifelhaft in die Gruppe der „Zierstäbe" des Magdalénien („Kommandostäbe") ein. (Länge: 190 *mm*.)

An sonstigem Schmuck und Tand liegen noch vor: weitere angeöhrte Tierzähne, Rötel und Bernstein, ein Dentalium, zwei Stücke von Ancillaria glandiformis mit künstlichem Schnitte und ein Cerithium, welch letztere Stücke Hacker zitiert. Wenn Woldřich (Taf. III, Fig. 16 bzw. 15) und nach ihm Hoernes (Fig. 59) ein „durchbohrtes, herzförmiges Elfenbeinplättchen" bzw. eine „Pfeife" aus einem Röhrenknochen anführen, so ist dies dahin richtig zu stellen, daß diese Stücke sicher nicht der Magdalénienschicht angehören. Das genannte herzförmige Schmuckstück ist nicht aus Elfenbein, sondern aus gewöhnlichem Bein gefertigt und weist deutliche Sägespuren, herrührend von einer Metallsäge, auf. Wir verweisen es daher, ebenso wie das Knochenpfeifchen, in die Bronzezeit, während welcher die Höhle desgleichen okkupiert war, wie Bronzeniederschläge auf rezenten Tierknochen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums erweisen. Daß die Höhle auch zur Neolithzeit besucht war, geht aus einer schönen neolithischen Pfeilspitze hervor, welche die Sammlung des Stifes Zwettl (Niederösterreich) besitzt.

So weit die bisherigen Interpretationen der verschiedenen Einschlüsse der Gudenushöhle. Die gemeinschaftliche Prüfung derselben, welche wir im Oktober 1907 auf das eingehendste vornahmen,[1]) brachte uns jedoch zur Überzeugung, daß die Erforschung des Fundplatzes ziemlich ungenau und die Interpretierung seiner Einschlüsse nur unvollständig erfolgte und daß eine gründliche Revision derselben geboten erscheint, insoweit sich dieselbe noch nachträglich an Museumsmaterialien vornehmen läßt.

Was zunächst die Fauna betrifft, so läßt sich aus dem Erhaltungszustande der Tierknochen wenigstens noch eine teilweise Gruppierung nach Niveaus vornehmen und so bis zu einem gewissen Grade wieder gutmachen, was vor 25 Jahren unterlassen worden war.

Wir möchten diese Rekonstruktion in der nachstehenden Weise gestalten:

1. Tierschicht: Moderne Einschlüsse (neolithisch und jünger). Knochen zumeist weiß und noch mit organischen Stoffen versehen, einige derselben durch zersetzte Bronze grünlich gefärbt. Sie gehören der modernen Fauna an und sind für diese Arbeit ohne weiteres Interesse.
2. Tierschicht: Magdalénienstrate. Die Knochen sind wenig zersetzt, frisch von Aussehen und meist von hellgelber Färbung. Ihr gehören sicher an: die große Mehrzahl der Reste von Rangifer tarandus und Lepus variabilis, ferner Reste von Antilopa Saiga (?), Capella rupicapra, Cervus elaphus und Equus caballus (kleinere Rasse).
3. Tierschicht: Schwarzbraune und schwärzliche Knochen, mit zahlreichen Korrosionsspuren, wenig zertrümmert und von glänzendem Aussehen. Sicher gehören

[1]) Es sei uns auch an dieser Stelle gestattet, Herrn k. k. Regierungsrat J. Szombathy sowohl für die liberale Erschließung der ihm unterstellten Sammlungen als auch für die von ihm selbst besorgte photographische Beschaffung der ausgezeichneten Illustrationen unseren ganz verbindlichsten Dank zum Ausdrucke zu bringen. Die Verf.

hieher: Cervus elaphus und Canis lupus. Verschiedene Exemplare enthalten noch im Inneren braunen Lehm, so daß wir wohl nicht irre gehen, sie der Schicht 4 von Hackers Schnitt der Haupthöhle zuzuteilen. Man könnte dabei am ehesten an eine Besiedlung der Höhle vorab durch Wölfe denken, welche jener durch den Magdalénienmenschen vorhergegangen wäre.

4. Tierschicht: Tiefste Faunenstrate, die dem Moustérien zugeteilt werden muß, wie aus den folgenden Ausführungen hervorgehen wird.

Die Knochen sind teilweise direkt abgerollt, teilweise wenigstens sehr abgescheuert und vielfach von Hyänen benagt. Hieher gliedern sich sicher ein: Hyaena spelaea, Ursus spelaeus, Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Bos primigenius, Capella rupicapra, Rangifer tarandus (in kleiner Menge) und Equus caballus (größere Rasse). Die Stücke haben also unter allen Umständen Umlagerung durch Wasser erlitten und müssen Hackers Schicht 6 (Wellsand) entstammen, da sie nahezu alle in ihrer Oberfläche Scheuerungskritzungen durch Sand aufweisen.

Wir kommen durch diese Aufstellungen in direkten Widerspruch mit dem Fundberichte Hackers, demgemäß jene Ablagerung keine Tierreste mehr enthalten hätte, doch entscheiden die letzteren selbst die Sachlage, enthalten ja einzelne Proben des k. k. Hofmuseums noch heute in ihrem Inneren Einschlüsse echten Sandes.

So viel steht demnach mit Bestimmtheit fest, daß die Gudenushöhle mindestens zwei wesentlich verschiedene quartäre Faunenniveaus enthielt, deren tiefstes von den wissenschaftlich ungeschulten Erforschern der Fundstätte vollständig verkannt wurde.

Als Proben für das tiefste paläontologische Niveau bilden wir hier drei Knochentrümmer ab (Abb. 6). Sie sind augenscheinlich von Menschenhand zerschlagen, da der rohe Bruch der sehr starken Knochen nur durch sehr gewaltsame Hiebe herbeigeführt werden konnte. An eine Zertrümmerung durch abgestürzte Felstrümmer usw. zu denken, schließen die Lokalverhältnisse der Höhle aus.

Nr. 1. Knochenfragment, mit stark abgescheuerten Kanten und ebensolcher spongiöser Masse.

„ 2. Desgleichen, sehr unregelmäßig zertrümmert, an allen Ecken und Kanten stark gerollt, an der Oberfläche mit zahlreichen Sandkritzern.

„ 3. Desgleichen, mit zahlreichen Kieskritzern und Nagespuren am unteren Ende.

Es drängt sich nun von selbst die Frage ab, ob nicht ähnliche Unachtsamkeiten und Verkennungen auch bezüglich der archäologischen Einschlüsse unterlaufen sind, und dies müssen wir tatsächlich bejahen. Auch bei den diesbezüglichen Untersuchungen gingen wir zunächst vom äußeren Erhaltungszustande der einzelnen Stücke aus, wobei natürlich überhaupt nur die Steinartefakte in Betracht kommen konnten. War es etwas Leichtes, bereits typologisch das einschlägige klassische Magdalénienmaterial, wie wir es oben kurz beschrieben, zu einem zusammengehörigen Fundkomplex zu gruppieren, so fiel an diesem bezüglich seiner Konservierung sofort auf, daß ausnahmslos Stücke mit frischen scharfen Kanten und Schneiden vorliegen, denen eine verhältnismäßig leichte Patina anhaftet. Von diesem Blocke jedoch, der etwa drei Fünftel der Gesamtmasse ausmacht, hebt sich auffallend der Rest ab, sei es durch die Abnützung seiner Kanten oder durch seine tiefe alte Patina: er bildet augenscheinlich einen ungleich älteren Fundkomplex, der wegen seiner wesentlich verschiedenen Erhaltung unmöglich der Magdalénienschicht entstammen konnte und der sich auch typologisch sofort als eine andere Kulturstufe zu erkennen gibt: er enthält nämlich keinen einzigen echt jungpaläolithi-

schen Typus, sondern vielmehr, abgesehen vom amorphen Material, ausgesprochen altpaläolithische Formen, und zwar ebensowohl doppelseitig bearbeitete Typen aus der Familie der Faustkeile wie einseitig bearbeitete Artefakte des Moustérien im engeren Sinne. In seine genaue Besprechung wollen wir nunmehr eintreten, wobei noch vorausgeschickt sei, daß sich dieser altpaläolithische Komplex rein mechanisch seinerseits noch in zwei Gruppen gliedert.

Die erste dieser Gruppen setzt sich aus einer Reihe von Stücken zusammen, die durchwegs stark gerollt oder abgescheuert sind, ähnlich wie die Fundobjekte der Schotter von Chelles oder Saint Acheul. Sie sind also unzweifel-

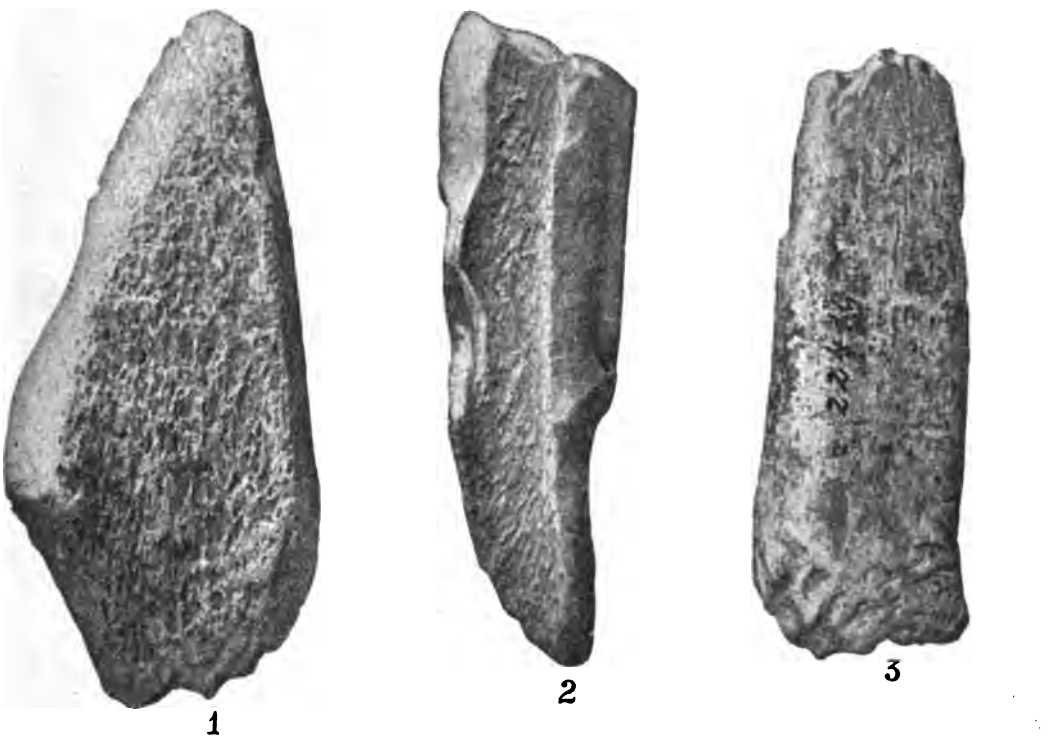


Abb. 6. Knochentrümmer aus der Gudenushöhle.

haft in Kies oder Sand transportiert worden, und zwar nur in lokalen Wirbeln in der Höhle selbst, da auch alle Sorten von Abfallstücken, wie sie bei Fabrikation an Ort und Stelle sich ergeben, vorliegen. Diese Sandschicht kann abermals nur Hackers Schicht 6 gewesen sein: mit ihr war unsere „erste Gruppe" unbestreitbar in Kontakt. Wir bringen hier alle wichtigeren Stücke zur Beschreibung und Abbildung:

1. Gruppe: Gerollte Artefakte.

Doppelseitig behauene Typen. Taf. IV.

Nr. 1 *a* und *b*: Ovoider Faustkeil, tief patiniert und mit stark gerollten Kanten. Das Stück ist an der Basis zerbrochen (rekonstruiert in Abb. 7), und zwar hat diese Zertrümmerung erst in jüngerer Zeit stattgefunden, da die Bruchflächen scharf und nicht abgenützt sind. Weil sie aber immerhin einen erneuten Patinaansatz aufweisen, ist es wahrscheinlich, daß das Stück in der Magdalénienzeit den Höhlenbewohnern abermals in die Hand geraten

und damals von ihnen zertrümmert worden ist. Parallelen solcher Art von Auflesung altpaläolithischer Werkzeuge in jungpaläolithischer Zeit liefert speziell die klassische Fundstätte von Laugerie-Haute in der Dordogne; gerade in der Gudenushöhle mußten die Rentierjäger bei Anlage von Lagerstätten u. dgl. stellenweise tiefere Schichten aufwühlen und so auf ältere Einschlüsse stoßen. Der Medianschnitt des vorstehenden Exemplares ist ziemlich unregelmäßig, die Oberflächenbearbeitung roh, von „Chelléentechnik". (Quarzit, Dicke 21 *mm*, größte Breite 52 *mm*, größte erhaltene Höhe 75 *mm*.)

Nr. 2 *a* und *b*: Flacher Faustkeil, aus einer ziemlich dünnen Hornsteinplatte gefertigt. Die Unterseite ist wenig behauen und weist zum größeren Teile die natürliche Schichtungsfläche auf, die Retuschen der Ränder sind steil ausgedengelt. (Höhe 97 *mm*, Breite 68 *mm*, Dicke 21 *mm*.)

„ 3 *a* und *b*: Ovoider Faustkeil, etwas gestreckt. An der Vorderseite mit sehr regelmäßiger, halbbogenförmiger Randretusche an der linken Schneide; der entgegengesetzte rechte Rand ist dick und unretuschiert belassen, so daß das Exemplar augenscheinlich als konvexer Schaber gedient haben muß. Dieser Faustling, der die echte „Mandelform" von Saint Acheul besitzt und auch die diesbezügliche fortgeschrittene Behauung aufweist, scheint stark erhitzt worden zu sein; darauf weisen deutliche Fissuren und mehrere an der Ober- wie Unterseite konstatierbare, kleine kreisrunde Muschelaussprünge hin. (Jaspis, Höhe 85 *mm*, Breite 50 *mm*, Dicke 21 *mm*.)

Ab. 7. Rekonstruktion von Taf. IV, Nr. 1.

Artefakte von amorpher Gestalt. Taf. V.

Diese verhältnismäßig zahlreichen Stücke bestehen aus amorphen Steinsplittern, sei es, daß diese letzteren von natürlich zertrümmerten oder von durch Menschenhand zerschlagenen Blöcken herrühren. Sie stellen so „Eolithen" dar, wie sie naturnotwendig jedes primitive Atelier begleiten müssen.

Nr. 1: Steinfragment, — rein natürliches Bruchstück — und ohne eigentliche Retuschen, aber mit deutlichen Benützungsspuren, besonders am linken Rande. (Hornstein.)

„ 2: Sehr dickes, formloses Fragment, oben roh zu einer abgestumpften Spitze retuschiert. Retuschen finden sich desgleichen an den beiden Rändern der letzteren, sind jedoch an der Abbildung nur rechts oben sichtbar. (Hornstein.)

„ 3: Weniger gerolltes, natürliches Trümmerstück, mit schräger Retusche links oben, die eine Art schrägen Schaber (racloir oblique) darstellt. (Hornstein.)

„ 4: Schmales Steinfragment, vielleicht Bruchstück eines ehedem viel größeren Artefaktes von der Gestalt von Fig. 2, Taf. IV, und nach der Zertrümmerung wiederum stark gerollt. Der linksseitige Rand trägt kräftige, nahezu senkrechte Steilretuschen und läuft oben in eine dicke Spitze aus. (Hornstein.)

„ 5: Natürliches Bruchstück von unregelmäßig diskoidaler Form, mit Abschlagflächen von ungleicher Patina, welche auf eine mehrmalige sukzessive Behauung des Stückes schließen lassen; nichtsdestoweniger sind sämtliche Kanten ab-

gescheuert. Das Objekt endet in einer stumpfen Spitze; der rechte Rand ist auf der Ober- wie auf der Unterfläche wiederholt zubehauen, die linke, vorspringende Eckkante erinnert akzidentellerweise an einen verdickten Kratzer, was die Photographie nicht zur Anschauung bringt. Alles in allem liegt ein wiederholt und stark benütztes Fragment vor. (Hornstein.)

Nr. 6: Natürliches Schlagstück mit ziemlich abgenützten Kanten, als Bohrer (perçoir) ausgearbeitet. (Silex.)

„ 7: Natürliches Bruchstück, oben mit halbbogenförmigem Rande, der typische Schaberretuschen trägt. (Jaspis.)

„ 8: Dreikantiges Steinfragment mit Gebrauchsretuschen an allen Rändern. (Hornstein.)

„ 9: Natürlicher, ziemlich flacher Abspliß, auf der abgebildeten Oberseite an allen Rändern retuschiert, wodurch rechts oben eine Art schräger Schaber, endigend in einem linksseitigen Bohrer, entstand. Der linke Rand ist teilweise auch an der Unterseite retuschiert, wodurch sich ebenda eine Hohlkerbe ergab. (Hornstein.)

„ 10. Sehr gerolltes Bruchstück, zu einem typischen Schaber ausgestaltet, wobei der untere, verdickte Rand durch mehrere Schutzretuschen speziell als Griffstelle zugerichtet wurde. (Der letzte breite Eckabspliß auf dem Bilde links oben ist durch modernen Bruch entstanden.) (Silex.)

Einseitig bearbeitete Typen. Taf. VI.

Die hier zu beschreibenden Stücke sind durchwegs aus intentionell geschlagenen Absplissen gefertigt, die dementsprechend die charakteristischen Schlagflächen und Schlagbeulen aufweisen. Typologisch reihen sie sich sämtlich in den Formenkreis des Moustérien ein.

Nr. 1: Runder Abspliß; unten, an der Basis, mit dicker, verbesserter Griffläche, an den Rändern allseitig Abnützungsspuren. (Quarzit.)

„ 2: Trapezoider, hochdicker Abspliß mit Benützungsspuren an den Rändern. (Jaspis.)

„ 3: Langgestreckter, hochdicker Abspliß, retuschiert je am linken Längsrande der Ober- sowie der Unterseite. (Hornstein.)

„ 4: Dreieckiger Abspliß, durch intensive Retuschen am rechten Rande zu einer schrägen Spitze zugerichtet und am linken Rande zahlreiche Gebrauchsretuschen aufweisend. Das Exemplar erscheint durch Feuer rotgebrannt und zeigt auf der abgebildeten Oberseite zwei muschelige Ablösungen. (Feuerstein.)

„ 5: Handspitze, mit gut retuschierten, konvergierenden Rändern und sorgfältiger Zurichtungsretusche an der Basis. (Feuerstein.)

„ 6: Ovoïder Abspliß, ziemlich dick und sehr gerollt, mit typischer Schlagbeule an der Unterseite; an der Basis Zurichtungsretusche. Der linke Rand bildet einen typischen konvexen Schaber, der oben in einer schrägen Stichelspitze endet. Auch der rechte Rand ist gegen die Spitze hin gut retuschiert. (Hornstein.)

„ 7: Ovoïder, roher Kratzer, mit spezifischer Bogenretusche am oberen Ende. (Weißgrauer Kieselschiefer.)

„ 8: Teilstück eines Kiesels; die Mittelfläche der Oberseite erinnert durch das Negativ eines breiten Absplisses an einen diskoidalen Moustériennukleus, die beiden Seitenränder sind zu sehr gut retuschierten Schabern ausgestaltet. Die Rückseite weist die konvexe, natürliche Kieseloberfläche auf. (Quarzit.)

Von der im vorstehenden beschriebenen Gruppe hebt sich eine zweite ab, die sich desgleichen aus alten, patinierten Stücken zusammensetzt, welche jedoch nicht gerollt sind. Immerhin finden sich unter ihnen nicht selten Exemplare, die wenigstens etwas abgenützte Ränder und Kanten besitzen. Es bedarf daher keiner besonderen Erwähnung, daß die Trennung zwischen der ersten und zweiten Gruppe sich nicht mit absoluter Genauigkeit vornehmen läßt. Jedenfalls aber läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß das Gros dieser alten, scharfkantigen Stücke über der Sandschicht 6 bei Hacker gelegen sein muß. Da es anderseits sich in archäologisch-typologischer Hinsicht in keinem Punkte wesentlich von der vorbehandelten ersten Gruppe unterscheidet, die selbst noch sicher in Kontakt mit Schicht 6 gelagert hatte, so reihen wir sie am natürlichsten in Hackers Schicht 5 („Höhlenlehm") ein.

2. Gruppe: Ungerollte Artefakte.

Doppelseitig behauene Typen. Taf. VII.

Nr. 1: Herzförmiger Faustkeil; die Oberflächenbearbeitung der abgebildeten Vorderseite ist ziemlich roh, auch feinere Randretuschen fehlen. Beachtenswert ist die Griffstelle („méplat") am rechten Seitenrande, gebildet durch eine 6 *cm* lange, intentionell geschlagene ebene Fläche. Die Rückseite des Stückes ist zum größeren Teile in horizontalem Flachbruche abgesprungen, sei es im Laufe der Behauung oder, was wahrscheinlicher ist, infolge der Einwirkung von Feuer, die sich auch an der linken Ecke der Vorderseite an der dortigen starken Rötung des Steines erkennen läßt. (Quarzit; Höhe 96 *mm*, größte Breite 87 *mm*, größte Dicke 32 *mm*.)

„ 2: Ovoider Faustkeil. Die Oberflächenbehauung der stark gewölbten Vorderseite ist eine sorgfältige; speziell der linke Rand derselben ist feiner retuschiert, was auf seine Bestimmung als Schaber schließen läßt. Das unterste Ende ist seit alters gebrochen. Die Rückseite ist nur in der linken Hälfte zubehauen, so daß das Exemplar vielleicht überhaupt unfertig blieb. (Hornstein; erhaltene Höhe 101 *mm*, Breite 62 *mm*, Dicke 35 *mm*.)

„ 3: Ovoides Faustkeilfragment. Von der Vorderseite ist nur der linke, gut retuschierte Seitenrand erhalten, indes ihre Mittelfläche und rechte Randpartie durch atmosphärische oder Feuerwirkung größtenteils zerstört, d. h. zerrissen und abgesprengt wurde. (Hornstein; Höhe 90 *mm*, Breite 52 *mm*, Dicke 27 *mm*.) (Vgl. Abb. 8.)

„ 4: Ovoider Faustkeil in Seitenansicht, auf die 60 *mm* lange, ebene Griffläche des rechten Seitenrandes gestellt. Der linke, hier wiedergegebene Seitenrand besitzt nur eine sehr unregelmäßige, rohe Schneide. (Hornstein; Höhe 84 *mm*, Breite 50 *mm*, Dicke 33 *mm*.)

„ 5. Herzförmiger Faustkeil, auf der Oberseite gut gewölbt, auf der Unterseite ziemlich flach behauen. Das Stück erinnert an Taf. IV, Nr. 2, ist etwas abgescheuert und könnte auch der ersten Gruppe angehören. (Hornstein; Höhe 80 *mm*, Breite 59 *mm*, Dicke 27 *mm*.)

„ 6: Faustkeilfragment in Seitenansicht (wie Nr. 4), auf die in 50 *mm* Länge erhaltene ebene Griffläche des rechten Seitenrandes gestellt; der linke bildet wiederum eine sehr unregelmäßige Schneide. (Quarzit; Höhe 69 *mm*, Breite 44 *mm*, Dicke 29 *mm*.)

Taf. VIII*a* und VIII*b*.

„ 1 und 1*a*: Schaber, gefertigt aus einem langen, schmalen, natürlichen Silexknollen, dessen Kruste am unteren Rande als Griffläche intakt belassen wurde.

Die Schaberretusche ist am Oberrande sowohl der Vorder- wie der Rückseite angebracht. (Jaspis; Länge 96 *mm*, Breite 33 *mm*, Dicke 23 *mm*.)

Nr. 2 und 2*a*: Fragment der oberen Hälfte (Spitze?) eines Faustkeiles, von möglicherweise sehr langgestreckter, lanzenförmiger Gestalt. Die Unterseite ist ziemlich flach. (Hornstein; Höhe 75 *mm*, Breite 43 *mm*, Dicke 22 *mm*.) (Vgl. Abb. 9.)

„ 3 und 3*a*: Kleiner Faustkeil von dreieckiger, spitzgestreckter Form. Die sorgfältige Retuschierung der Ränder erinnert an den Typus und die Arbeitsweise von „La Micoque". An der Unterseite ist nur der rechte Seitenrand näher retuschiert, die Basis bildet ein fruster, natürlicher „Tâlon". (Jaspis; Höhe 59 *mm*, Breite 44 *mm*, Dicke 18 *mm*.)

Abb. 8. Rekonstruktion von Taf. VII, Nr. 3.

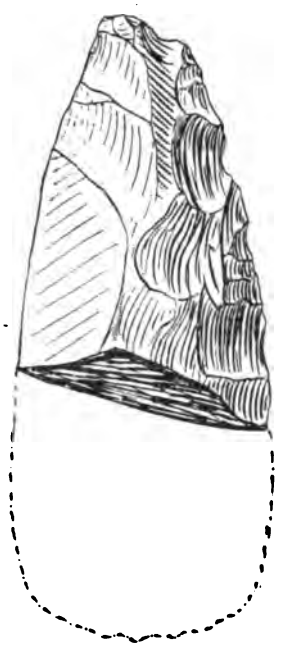


Abb. 9. Rekonstruktion von Taf. VIII, Nr. 2.

Nr. 4 und 4*a*: Sehr kleiner Faustkeil, analog Nr. 3, jedoch noch schmäler. Der linke Seitenrand der Oberseite bildet einen regelrechten Bogenschaber, auf der Unterseite ist die gleiche Stelle näher retuschiert. (Jaspis; Höhe 56 *mm*, Breite 26 *mm*, Dicke 14 *mm*.)

„ 5 und 5*a*: Rechtshändiger Schaber, dessen beiderseitige, ziemlich rohe Oberflächenzurichtung die Faustkeilbearbeitung nachahmt. An der Oberseite sehr gut retuschierte Schaberschneide von nahezu horizontalem Verlaufe; der gewölbte Griffbogen ist als solcher intentionell zugerichtet bzw. verbessert. (Jaspis; Länge 73 *mm*, Breite 43 *mm*, Dicke 24 *mm*.)

„ 6 und 6*a*: Schaber, gefertigt aus einem plattenförmigen Silexfragment, mit beiderseits behauenen Breitflächen. (Feuerstein; Länge 63 *mm*, Breite 48 *mm*, Dicke 14 *mm*.)

Aus amorphen Splittern gefertigte Artefakte. Taf. IX.

Die verwerteten Splitter können entweder rein natürliche oder intentionell erzeugte Zertrümmerungsprodukte sein.

Nr. 1: Dünner, natürlicher Splitter mit feinen Retuschen am geradlinigen rechten Seitenrande.

Nr. 2: Dicker Absplіß, der an seinem oberen, geschweiften Rande eine typische Schaberretusche trägt. Auch die linke Hälfte des unteren Randes der Oberseite weist Retuschen auf, indes die flache Unterseite keine Spur näherer Bearbeitung trägt. (Guter Moustérientypus.)

„ 3: Dünner, trapezoider Splitter, mit Retuschen an den beiden oberen konvergierenden Rändern, die demgemäß als Schaber Verwertung fanden.

„ 4: Dicker Absplіß, mit Griffanpassungsretuschen längs des ganzen verdickten, bogenförmigen rechten Randes. Die geradlinige linke Schneide ist sehr dünn und weist Gebrauchsretuschen auf. Die Basalfläche ist ebenfalls künstlich zugerichtet.

„ 5: Langschmaler Absplіß; der obere verdickte Rand der Vorderseite bildet einen typischen Schaber mit konvexer Bogenschneide, wurde jedoch auch als Rückenfläche zum Anfassen des Stückes betrachtet, soweit die dünne Schneide seines unteren Randes, die tatsächlich Gebrauchsretuschen trägt, als Messer Verwendung fand.

„ 6: Dreieckiger Absplіß, mit ziemlich stark verwischten Kanten, so daß das Exemplar auch der ersten Gruppe angehören könnte. Mit Gebrauchsretuschen an allen Schneideflächen und einer Art konkaver Schaberkerbe speziell am rechten Seitenrande.

Einseitig bearbeitete Artefakte.

Die Stücke sind sämtlich aus intentionellen Absplissen herausgearbeitet und zumeist zu echten Moustérientypen ausgestaltet. Ihrer Gestalt nach könnten einige der nicht weiter bearbeiteten Rohabsplisse ebensogut auch dem Magdalénienhorizonte angehören: für ihre Einreihung an dieser Stelle[1]) war in solchen Fällen ihre alte Patina bestimmend.

Einfache Grundformen.

Nr. 7: Quarzitsplitter, ohne weitere Retuschen, mit stark verwischten Kanten; die Ränder der glatten Unterseite sind scharfkantig, die Färbung blaß, im Gegensatze zu der einen echten Frottierschimmer tragenden Oberseite. Eine Wiederbehauung des alten Stückes zur Magdalénienzeit ist angesichts dieser Eigentümlichkeiten nicht ausgeschlossen.

„ 8: Dreieckiger Hornsteinsplitter, mit Schaberretusche am rechten konvergierenden Schneiderande; die Schlagbeule befindet sich auf der Unterseite in der Ecke rechts.

„ 9: Sehr patinierter Kieselschiefersplitter, mit leichter Schaberretusche im oberen Teile der linken Randpartien.

„ 10: Dünnflacher Jaspissplitter, mit feiner, geradliniger Schaberretusche am rechten Seitenrande. Die obere Extremität (rechte Ecke) ist durch einen modernen Bruch beschädigt.

Taf. X. Typen.

Nr. 1: Schaber. Bruchstück eines großen Exemplars, ähnlich Taf. IX, Nr. 5, aber von allseits intentioneller Behauung. (Hornstein; Dicke 16 *mm.*)

„ 2: Sehr unregelmäßiger Schaber; die rechte Ecke oben bildet eine Art Stichel. (Quarzit; Dicke 19 *mm.*)

„ 3: Typischer Schaber, aus einem natürlichen Silexfragmente geschlagen, doch sind alle Facetten der Oberseite artifiziell geschaffen. Die Retuschen am unteren Rande der Abbildung rühren von einem modernen Pickelhiebe her. (Feuerstein; Dicke 19 *mm.*)

[1]) Es gilt dies für die auf Taf. IX wiedergegebene Serie.

Nr. 4: Kleiner Doppelschaber. Schaberretuschen am oberen und unteren Rande der Vorderseite; die linke Seitenkante bildet eine Art primitiven Stichel. (Quarzit.)

„ 5: Fragment einer kleinen Klinge, mit Retuschen am oberen und unteren Längsrande sowie am linken Seitenrande. Sehr abgenützt, mit Spuren von Einwirkung von Feuer. (Feuerstein.)

„ 6: Dicker Schaber. (Quarzit; Dicke 18 *mm*.)

„ 7: Kleine Spitze, mit gekrümmtem, stark retuschiertem linken Rande und gerader rechter Schneide, so daß eine Art Klinge mit breiter Rückenschutzretusche entstand. Ziemlich abgenützt. (Hornstein.)

„ 8: Unregelmäßige primitive Klinge, zugleich stark abgenützt und patiniert. Die obere und untere Extremität sind in Kratzerform retuschiert. (Quarzit; Dicke 6 *mm*.)

„ 9: Triangulärer Schaber, retuschiert an den beiden nach oben konvergierenden Rändern („racloir angulaire"). (Feuerstein; Dicke 20 *mm*.)

Aus hyalinem Quarz und Bergkristall gefertigte Stücke. Taf. XI.

Diese kurzen, dicken Artefakte unterscheiden sich wesentlich von den aus dem gleichen spröden Material gefertigten Typen des Jungpaläolithicums, welche dünne, feine Formen aus Lamellarabschlägen darstellen und besonders aus der Žitny-Höhle typisch vertreten sind.

Nr. 1: Kleiner Faustkeil aus Quarz, auf beiden Seiten plump behauen, mit stark abgenützten Kanten, (Höhe 46 *mm*, Breite 36 *mm*, Dicke 19 *mm*.)

„ 2: Kurze, sehr dicke Spitze, retuschiert an den beiden konvergierenden Rändern, an der Spitze der Vorderseite und teilweise am linken Rande der Unterseite. (Nr. 1 und 2 können auch dem unteren Niveau angehören.)

„ 3: Feine, doppelseitig bearbeitete Bergkristallspitze; verlängert ovoid; etwas verdickt gegen den linken Seitenrand. („Miniaturfaustkeilchen.") (Höhe 37 *mm*, Breite 20 *mm*, Dicke 10 *mm*.)

„ 4: Dicker dreieckiger Abspliß, mit gewöhnlichen Retuschen an allen Rändern und zwei konkaven Kerbretuschen gegen die dicke Spitze zu.

„ 5. Bohrer, gefertigt an der Spitze eines rohen Abschlages, mit alternierender Ober- bzw. Unterretusche.

„ 6: Wenig retuschierte Handspitze, ziemlich dünn.

„ 7: Kurzdicke dreieckige Spitze; von den konvergierenden Rändern ist auf der Vorder- und Rückseite je der rechte retuschiert.

„ 8: Kurze Klinge, retuschiert gegen die Spitze.

„ 9: Dickkurzer Abspliß, mit Abnützungsretuschen an allen Rändern; an dem Oberrande zwei kleine Hohlkerben, die in der Mitte einer Bohrerspitze Platz geben.

„ 10: Ovoider Splitter, mit konvexer Schaberretusche am linken Seitenrande.

„ 11: Dreieckiger Abspliß, mit zugerichteter Basalfläche und Gebrauchsretuschen an den übrigen Rändern.

„ 12: Dicker Abspliß, in eine dreieckige, gut retuschierte Spitze auslaufend.

„ 13: Kleine dreieckige Spitze, ziemlich dünn, mit sehr guten Retuschen an den beiden die Spitze bildenden Rändern.

Aus einer sachlichen Betrachtung dieses Inventars geht mit unzweifelhafter Gewißheit hervor, daß die Gudenushöhle bereits vom Menschen besiedelt wurde, als die mächtige Wellsandschicht der Basis (vgl. S. 282) noch ihre Ablagerung fand bzw. gegen das Ende ihrer Bildung. Verschiedene Überschwemmungen zwangen die damaligen Besiedler noch wiederholt zu zeitweisem Verlassen der Höhle, wobei

wir wohl eher an eine periodische Wiederkehr der inneren Quellen zu denken haben, welche die Spalthöhle auch ausgewaschen hatten, als an einen um etwa 8 *m* höheren Niveaustand der damaligen Krems. Diese Besiedlung dauerte nach völliger Trockenlegung der Grotte fort und scheint, der größeren Anzahl der Artefakte nach zu schließen, sogar intensiver geworden zu sein. Das aus dieser Epoche stammende Steinwerkzeugsinventar formt einen ausgesprochen altpaläolithischen Horizont, an dem wir ein unteres Niveau mit gerollten und ein oberes Niveau mit altpatinierten, ungerollten Artefakten unterscheiden müssen. Bedeutende typologische Unterschiede finden sich an diesen Niveaus nicht; man kann nur sagen, daß die Steintypen der oberen Strate etwas ausgeprägter und zahlreicher werden und daß somit eine gewisse Entwicklung der Industrie gegen oben stattgehabt. Dies beweisen vor allem die vielfach feineren Faustkeile und die zahlreichen guten Schabertypen. Speziell die Faustkeile rücken die Gudenushöhle in ein besonderes Interesse, denn sie wird durch sie einstweilen zum faustkeilreichsten Fundplatze Mitteleuropas überhaupt. Wenn unsere Faustlinge zum geringeren Prozentsatze nur mittelgroß, größtenteils aber klein sind, so hat dies seinen Grund in dem Mangel an größeren Rohknollen, an dem die Altpaläolithiker dieser Gegend litten. Trotzdem ist dieses Faustkeilinventar typisch, wie Tausende von Parallelexemplaren aus Westeuropa belegen. Die Frage nach seiner näheren Einreihung in den Altpaläolithrahmen läßt sich dahin entscheiden, daß sicher Acheuléentypen vorliegen. Die ebenfalls vertretenen Rohtypen könnten an sich ebensogut als Chelléen wie als deg erierendes Moustérien aufgefaßt werden. Für das erstere ist kein faunistischer Anhaltspunkt gegeben, so daß wir uns im letzteren Sinne entscheiden und sie dem Moustérienhorizonte zuteilen, der durch einseitig bearbeitete Typen sehr gut ausgeprägt ist.

Wir möchten also die unteren paläolithischen Fundschichten der Gudenushöhle als Acheuléo-Moustérien bezeichnen, dessen feinere Trennung uns heute nicht mehr möglich ist; die Begleitfauna dieser Industrie bildeten, vielleicht anfangs, vorab: Hyaena spelaea, Ursus spelaeus, Elephas primigenius, Equus caballus usw., und vielleicht später außerdem noch: Rangifer tarandus und Capella rupicupra. Erst in ungleich jüngerer Zeit wurde die Höhle aberma s vom Quartärmenschen aufgesucht, der uns die Magdalénienrelikte hinterließ, die bisher ausschließlich bekannt und literarisch verwertet worden waren.[1])

[1]) Aus dem gleichen Fundorte liegen auch im städtischen Museum von Krems a. d. Donau Materialien. Sie bestehen ausschließlich aus Magdalénienobjekten (25 Silexartefakte und ein zugespitzter Knochenpfriemen) ohne besonderen Belang. Die dortige Fauna wurde bereits von J. N. Woldřich wissenschaftlich verwertet.

Reicher sind die Serien, welche von P. L. Hacker dem Stifte Göttweig (Niederösterreich) überlassen wurden. Sie gehören teils ebenfalls dem Magdalénien an (zirka 100 Abfallstücke und 70 Jungformen aus Stein, unter denen sich jedoch wenig eigentliche Typen befinden). Dem Moustérien müssen 20 Steingeräte, teils gerollt und teils ungerollt, zugewiesen werden. Unter ihnen befindet sich ein doppelseitig zubehauener, ziemlich atypischer Faustkeil von 65 *mm* Höhe, 40 *mm* Breite und 25 *mm* größter Dicke. Der eine Seitenrand trägt wiederum eine dicke, flache Griffläche („méplat"). Erwähnenswert sind außerdem ein etwas abgescheuerter großer und plumper Klingenabspliß, mit starken Gebrauchsretuschen an allen Rändern und einer Hohlkerbe am linken Längsrande (95 *mm* lang, 30 *mm* breit), ferner mehrere natürliche oder intentionelle Absplisse mit Schaber- bzw. verschiedenartigen Gebrauchsretuschen. Ein sehr stark gerolltes natürliches Bruchstück aus Bergkristall (45 *mm* lang, 30 *mm* breit) besitzt eine gute, halbbogenförmige Schaberretusche.

Eine schriftlich an Herrn P. Hacker gerichtete Anfrage betreffs seiner früheren Aufstellungen beantwortete derselbe in dem Sinne, daß er sich jetzt, nach einem Vierteljahrhunderte, absolut nicht mehr erinnern könne, ob Steinartefakte und Tierreste die Grenze der Wellsandschichte erreicht hätten oder nicht.

Das belgische Bauernhaus in alter und neuer Zeit.

Von Dr. **Martin Schweisthal** in Brüssel.

Zu den Fächern, welche die Altertumskunde in jüngster Zeit in ihren Rahmen einbezogen hat, gehört auch die Hausforschung, nämlich die methodische Untersuchung des Hausbaues in den verschiedenen Gegenden unter besonderer Berücksichtigung und Hervorhebung der durch alte Stammesüberlieferung überkommenen Formen: Während in den Städten die zünftigen Baumeister bereits seit dem frühen Mittelalter einen ausgleichenden Einfluß ausgeübt haben, hat sich die Stammesüberlieferung auf dem flachen Lande und namentlich bei der bäuerlichen Bevölkerung in vielen Fällen recht ausgeprägt erhalten, und es beginnt erst die Neuzeit unter dem Einflusse der vermehrten wechselseitigen Verkehrsbeziehungen und namentlich der fabriksmäßigen Herstellung billiger Baumaterialien auch hier verflachend zu wirken und das Altertümliche als altmodisch und überlebt durch die moderne Schablone zu ersetzen. Die bäuerliche Wohnung steht also im Vordergrunde des ethnologischen Interesses und ist in Deutschland, Österreich und der Schweiz Gegenstand fleißiger und feinsinniger Forschung geworden. In Frankreich hingegen sind in dieser Richtung bis jetzt kaum einige schüchterne Ansätze gemacht, obgleich mehrere französische Provinzen — wir nennen beispielsweise Burgund, die Normandie, die Bretagne und Nordflandern — hochwichtiges Material in Hülle und Fülle besitzen. Für Belgien und die unmittelbar angrenzenden Gebiete hat es Schreiber dieses versucht, eine gedrängte Darstellung der historischen Entwicklung des ländlichen Wohnbaues zu liefern, deren Ergebnisse nachstehend kurz skizziert werden sollen.[1])

Daß Belgien seit den allerfrühesten Zeiten bewohnt war und für die Prähistorie äußerst kostbares Material besitzt, ist durch die Forschungen von Baron de Loë, Dr. Jacques und anderer ja auch weiteren Kreisen bekannt, und das Brüsseler naturgeschichtliche Museum beherbergt die wertvollen Funde aus den an den Hängen der Maas und der Lesse liegenden Höhlen, so denjenigen von Spy und Furfooz, sowie aus der weltbekannten Grotte von Han, wo übrigens die Forschungen erfolgreich fortgesetzt werden.

Da jedoch von der Natur selbst gebildet, dürfen diese Höhlen kaum als Wohnbauten angesprochen werden; eher würde diese Bezeichnung schon auf die sogenannten *abris sous roche* passen, nämlich unter vorspringenden Felsen angelegte Lagerstätten, die nach der offenen Seite zu wohl durch Pultdächer aus durch Flechtwerk, eingestopftes Moos u. dgl. dichtgemachten Lagen von Baumstämmen mehr oder minder gegen die Unbilden der Witterung geschützt waren. Daneben finden sich in prähistorischer Zeit, namentlich in der Provinz Lüttich, die *fonds de cabane* genannten Austiefungen, von denen aber nicht genau feststeht, ob es sich um einfache, in

[1]) Histoire de la maison rurale en Belgique et dans les contrées voisines. Sonderabdruck aus Bd. XIX und XX der Annales de la Société d'Archéologie de Bruxelles. (18 und 113 Oktavseiten mit zahlreichen Abbildungen. Preis 5 Frs. Vromant & Cie., Brüssel.)

freiem Felde angebrachte Feuerstellen oder um wirkliche Wohnungen handelt; als Wohnstätten anzusehen sind jedoch die als Mardelle bekannten Gruben, welche sich so zahlreich in Lothringen und Luxemburg vorfinden und sich bis zur Südostgrenze des jetzigen Belgiens vorstrecken. Unter Mardellenwohnungen sind schüsselförmig ausgehöhlte Vertiefungen des Erdbodens zu verstehen, welche gewöhnlich einen Durchmesser bis zu 10 *m* und eine Tiefe von 2—3 *m* aufweisen, in allgemeiner Regel auf dem Rücken oder am Abhange eines Hügels, jedenfalls aber an einer vor Überschwemmung gesicherten Stelle gelegen sind und zur Zeit ihrer Benützung von einem spitz zulaufenden Dache überragt waren. Dieses Dach, von dem etwa die heutigen Tages in gewissen Waldgegenden benützten Köhler- und Holzhauerhütten einen annähernden Begriff geben können, bestand in der Hauptsache aus oben gegabelten, unten zugespitzten und leicht angekohlten Baumstämmen, welche auf runder oder ovaler Basis kegelförmig zusammengestellt wurden; die Zwischenräume zwischen den einzelnen Stämmen wurden mit Stangen und Flechtwerk ausgefüllt und sodann mit Moos usw. verstopft; hierüber kam eine sehr dichte Blätterschicht, über die eine dichte Lage Ton gestrichen wurde. Eine Lage Stroh oder Schilf bildete die äußere Auskleidung, verhinderte das Aufweichen der Tonschichte bei stärkerem Regen und vervollständigte die äußerst schwere Bedachung. Die Gründe für diese auf den ersten Blick etwas befremdliche Anlage sind leicht darzulegen. Lotrecht aufsteigende Wände, stark genug, ein sturmfreies Dach zu tragen, herzustellen vermochte die primitive Kunst nicht; zeltförmig geneigte Wände gestatten aber zu ebener Erde das Aufrechtstehen nur im Mittelpunkte; um das Stehen zu erleichtern, blieb als einziges Mittel, den Boden schüsselförmig auszugraben. Hiedurch erzielte die Wohnung außerdem eine ziemlich gleichbleibende Temperatur, etwa der eines Kellers zu vergleichen, kühl im Sommer, verhältnismäßig warm im Winter. Zum Schutze gegen die Witterung scheint übrigens in gewissen Fällen der eigentlichen Hütte eine Art Vorhalle oder ein bedeckter Gang angebaut gewesen zu sein. Ob die Mardellenwohnung Lichtluken oder ein Rauchloch besessen hat, wissen wir nicht; ein in der Erde ausgestochener Kaminschacht, wie er in anderen prähistorischen Wohnungen festgestellt worden, konnte desgleichen bis jetzt noch nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich ist nur, daß wenigstens während der besseren Jahreszeit im Freien, etwa unter einem roh hergestellten Schutzdache, gekocht wurde. Bewohnt wurden diese Mardellenhütten bis in die Römerzeit; in Lothringen allein zählt man ihrer mehr als 10.000; doch Wasser, Moor und Sumpfpflanzen haben die Vertiefungen ausgefüllt, aus denen manchmal die Bauern steinhart gewordene Baumstämme herausfischen, und es bedarf seitens des Forschers großer Mühe und Ausdauer — von den Geldmitteln nicht zu sprechen —, um inmitten des Schlammes und der moderigen Blätterschichten dieser sumpfigen Löcher nach solchen geschichtlichen Aufschlüssen über die Urbewohner der betreffenden Striche zu forschen, die wir beim Versagen aller anderen Quellen nur von derartigen Untersuchungen erhoffen dürfen. Bereits haben Pfarrer Colbus in Altriep, Notar Welter aus Metz u. a. in dieser Richtung mit Erfolg gearbeitet, und es steht zu erwarten, daß die jetzt eifrig fortgesetzten Bemühungen noch wichtige Resultate zeitigen werden.

Großen Einfluß auf den Wohnbau späterer Zeiten hat das Mardellensystem nicht ausgeübt. Die in der Nähe der römischen Städte und sonstigen bedeutenderen Niederlassungen wohnenden Gallier scheinen sogar ziemlich früh von der ihnen eigenen Stammesform auf das rechteckig fundierte Haus übergegangen zu sein, wie dies wohl aus den in den Vogesen häufig gefundenen und in den Museen von Metz und Zabern so zahlreich vertretenen Hausblöcken hervorgeht. Doch brachten die Römer

in den von ihnen in Gallien angelegten Städten statt der ihnen gewohnten flachen Dächer spitz zulaufende an, welche gegen Schnee und Regen besseren Schutz boten und nach Gregorius von Tours bei ärmeren Leuten mit Laub und Lehm gedichtet waren. Nach Viollet-le-Duc sollen sich in der Auvergne noch einige runde Hütten mit Zentralpfosten als Dachstütze erhalten haben, und der französische Altmeister schrieb bereits diese Wohnungen einer bis ins hohe Altertum hinaufreichenden Tradition zu, welche Ansicht durch die neuere Mardellenforschung vollauf gerechtfertigt erscheint. Andere Forscher haben nun auch in verschiedenen Gegenden des heutigen Frankreichs Wohnungen gefunden, welche 2—3 Fuß tief unter dem Bodenniveau liegen und mehr oder minder die vorstehend erwähnten Vorteile gleichbleibender Kellertemperatur, aber auch die Nachteile einer schlechten Lüftung besitzen.[1])

Mit den großen Völkerwanderungen wurden die gallischen Rundbauten in den von den Germanen in Besitz genommenen Gegenden fortgeschwemmt und erhielten sich höchstens sporadisch als dürftige Notbehelfe höriger Leute oder als Arbeitsräume, wie wir nachstehend sehen werden. Zwar glaubt Stephani, die Germanen seien erst allmählich von der Wohngrube zum Wanderzelt, von diesem zu der aus Geflecht hergestellten Jurte und erst von letzterer zu dem auf rechteckiger Basis aufgebauten Hause gelangt, aber bündige Beweise für diese Theorie fehlen, wie dies übrigens der Verfasser selbst zugibt. Die ins Vordertreffen geführten Hausurnen, über die ja schon Ströme von Tinte geflossen sind, dürften nicht so schwer ins Gewicht fallen, da nicht feststeht, inwieweit diese Gefäße die eigentliche Hausform nachzuahmen bezwecken, es vielmehr scheint, daß die runde Form vom Handwerksbrauch der Töpfer herrührt, die ja sonst kaum Gelegenheit hatten, eckige Formen herzustellen.

Die einzige derartige Urne, welche ganz unzweifelhaft Hausform trägt, die von Königsaue, ist übrigens mit besonderer technischer Begabung gearbeitet und zeigt das Bild eines niedrigen viereckigen Hauses mit abgewalmtem Dache, genau in der Art, wie wir uns altgermanische Häuser denken müssen. Zu bemerken ist noch, daß ja in jüngerer Zeit in Deutschland gewichtige Stimmen laut geworden sind, welche die Germanen nicht für ein Nomaden-, sondern für ein seit urältester Zeit ackerbautreibendes Volk erklären, womit denn die ganze Theorie von Wanderzelten, Sommer- und Winterjurten wegfallen würde.

Wie man nun auch hierüber denken mag, eines ist sicher: Festen Boden unter die Füße bekommen wir erst mit der bekannten Tacitusschen Schilderung des germanischen Hauses und den Andeutungen der Leges barbarorum. Aus Tacitus ergibt sich, daß die Germanen damals ziemlich rohe, mit bunten Linien verzierte, isoliert gelegene Häuser bauten, bei denen Mörtel und Ziegel nicht zur Verwendung kamen. Diese Angabe wird sehr schön von der Sprachforschung unterstützt, welche nachweist, daß alle auf den Steinbau bezüglichen Ausdrücke, wie Kalk, Ziegel, Pfeiler, Keller, Küche, Turm, dem Lateinischen entnommen oder, wie z. B. Steinmetz, in übertragener Bedeutung verwendet werden. Nicht einmal das Wort Mauer ist deutschen Ursprunges, sondern (unter Geschlechtswechsel) aus dem lateinischen Plural *muri* abgeleitet. Wand ist hingegen germanisches Sprachgut und bezeichnet die seit ältesten Zeiten

[1]) Nachträglich sei bemerkt, daß es dem Verfasser gelungen ist, das Vorhandensein mardellenartiger, d. h. einige Fuß tief in den Boden eingegrabener Wohnungen (jedoch mit rechtwinkeligem Grundriß) im belgischen Kempenlande noch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zu konstatieren, worüber später eingehender berichtet werden soll.

übliche Flechtwerkswand. Nach der bis heute erhaltenen Namensüberlieferung zu urteilen, bauten die Germanen ihre Holzhäuser hauptsächlich im Block- und im Fachwerkverband. Blockhäuser bestehen bekanntlich aus an den Enden übereinandergelegten und ineinander rechtwinkelig verkragten Balken und haben sich häufig in Skandinavien, vereinzelt im Elsaß und sogar in der Bretagne erhalten. Der Fachwerkbau besteht aus einem direkt auf die Erde aufgesetzten Gerüste, dessen Felder mit hölzernen Planken (später auch Ziegeln oder Steinen) ausgefüllt sind. Primitiver als dieser eigentliche Ständer-, Reis- oder Fachwerksbau, welcher eine ausgebildete Zimmermannstechnik voraussetzt, ist der in Belgien vielfach erhaltene Stakenbau, in welchem die Felder mit Flechtwerk, das einen starken Überzug von Strohlehm u. dgl. erhält, geschlossen werden und der bereits in der Lex Salica (*„cletem salinam"*) Erwähnung findet. Das germanische Haus der ersten Zeit nach der Völkerwanderung war ein einfacher von den vier Wänden umschlossener Raum ohne irgendwelche weitere Einteilung. Dies geht zur Genüge aus der Lex Salica hervor, nach welcher der zahlungsunfähige Schuldner zum Beweise, daß er nichts weiter mehr sein Eigen nennen durfte, als letztes die *chrunnechruda* (= Grundgrude „id est terrae pulverem") aus den vier Ecken seines Hauses zusammenscharren und über sein Haupt hinwegwerfen mußte. Bei den Alemannen galt das Kind als lebensfähig und erbberechtigt, wenn es die Augen öffnen und die vier Wände und das Dach des Hauses sehen konnte.

Das Dach war aller Wahrscheinlichkeit nach ein nach vier Seiten abfallendes sogenanntes Walmdach, da dieses vom Winddrucke weniger gefährdet war und die Herstellung genügend starker Giebelmauern zu große technische Schwierigkeiten bot. Der Fußboden bestand gewöhnlich nur aus gestampftem Lehm; in der Hausmitte befand sich eine kleine Erhöhung, der aus Lehm und Steinblöcken gebildete Herd, welcher von einem Holzgerüste umgeben war, das zum Räuchern der Fleischvorräte und etwa zum Aufhängen von Küchengeräten diente und im Schwarzwalde sich unter dem Namen *Essum* bis in die neueste Zeit erhalten hat. Der Rauch fand durch eine im Dache ausgesparte Öffnung Abzug, die wohl schon mit einer Klappe verschlossen werden konnte, wie selbe sich noch heute in den skandinavischen „Rauchstuben" findet, wo die den Herd bildenden rohen Blöcke durch starkes Feuer geglüht werden, worauf durch gleichzeitiges Öffnen der Türe und der Dachklappe ein kräftiger Luftzug hervorgerufen wird, der den Rauch entführt; nachdem sodann die Öffnungen wieder verschlossen worden sind, strahlen die erhitzten Steine im Hausinnern eine behagliche und langanhaltende Wärme aus.

Fenster gab es in diesem altgermanischen Hause nicht, nur in Gesichtshöhe oder zur Vermeidung belästigenden Luftzuges und des Eindringens von Regen dicht unter dem Dache angebrachte Luken, Windaugen (daher englisch *window*) oder gotisch Augentürchen benannt, und es ist wohl zu mutmaßen, daß die dem Germanen — im Gegensatze zum Römer — als Frühlingsbotin willkommene und als Glücksvogel angesehene Schwalbe ihr Nest im Hause anbrachte, wo sie ungestört ein- und ausfliegen konnte.

Von Tacitus bis zu Karls des Großen Zeiten scheint das germanische Wohnhaus mit leichten, je nach Stämmen und Landstrichen verschiedenen Eigentümlichkeiten im ganzen seine ursprüngliche Form bewahrt zu haben. Der römische Schriftsteller sagt, daß die Germanen die verschiedenen Bauten nicht aneinanderrücken, entweder weil dies technisch für sie zu schwer ist oder — und das scheint der wirkliche Grund zu sein — der Feuergefährlichkeit wegen. Dies ist auch noch zu karolingischen Zeiten der Fall, denn wir lesen, daß die kaiserlichen Hofgüter eine

ganze Reihe, bis zu 17, meist, mit einziger Ausnahme des steinernen Herrenhauses, aus Holz hergestellter Bauten begriffen, welche von einem *tunino* (daher englisch *town*, sowie flämisch *tuin* = Garten) genannten geflochtenen Zaun umschlossen waren.

Tacitus bemerkt, daß die Germanen auch Verstecke benützen, die sie mit Dünger bedecken, um so ihre Vorräte an Korn u. dgl. im Winter frostfrei unterzubringen und zugleich gegen feindliche Angriffe zu schützen. Verschiedene Forscher haben nun diese unterirdischen Verstecke mit der *screuna* in Verbindung gebracht, welche in den Leges barbarorum häufig erwähnt wird und unter der Bezeichnung *écraigne* in der Champagne und in Burgund sich bis in neuere Zeit erhalten hat. Die *screuna* ist ursprünglich weiter nichts als ein für weibliche Arbeiten, namentlich Spinnen und Weben, vorbehaltener Bau, der später zur Spinnstube geworden ist. Da auch Plinius besagt, daß bei den Germanen die Weberei in unterirdischen Gelassen betrieben wird, so scheint uns der Schluß nahe, daß die *screuna*, welche nach der Lex Salica verschließbar sein konnte, ein vom eigentlichen Wohnhause getrennter unterirdischer Wohnraum war; es ist unseres Erachtens gar nicht unwahrscheinlich, daß strichweise die alten Mardellenwohnungen von den Germanen nun als Spinn- und Webekeller weiter benützt wurden. Das Hantieren mit den Gespinstfasern in der Nähe des Herdes im Wohnraume selbst war an und für sich wegen der Feuergefährlichkeit nicht unbedenklich, auch konnte das Gespinst leicht beschmutzt oder beschädigt werden, endlich und nicht zum wenigsten erfordert die Webearbeit nach alter Tradition, die in den Webekellern über das ganze Mittelalter bis zu den heutigen Tagen fortdauert,[1]) einen mehr oder minder feuchten Ort, da die Fäden in der Trockenheit leichter reißen und auch ein weniger glänzendes Aussehen erlangen. Dazu kommt noch, daß in größeren Anwesen die Hausfrau leichter die Ordnung aufrecht erhalten konnte, wenn Töchter und Mägde, getrennt vom männlichen Hausgesinde, ihrer Arbeit oblagen. Was die Beleuchtung anbelangt, so mochte während der langen Winternächte der Kienspan für die langgewohnte, mehr mechanische Arbeit genügen, während die Kälte nach Tunlichkeit durch sorgfältiges Verschließen der Türen und etwa durch heißgemachte Steine fortgehalten wurde. Aus Holzverschalungen gebildete Keller, wie sie Stephani anführt, sind ja nicht undenkbar, aber es fehlt an etwas zahlreicheren Belegen für deren habituelles Vorkommen; des weiteren wären dieselben, im Falle sie verschließbar waren, eines aufgesetzten Schutzdaches bedürftig gewesen und würden sich so doch wieder der Klasse der Mardellenwohnungen nähern. Wie Stephani hervorhebt, können jedoch derartige Arbeitskeller kaum mit den von Tacitus erwähnten Verstecken identifiziert werden, denn wenn sie sich im Beringe der Wohnung befanden, so waren sie vom Feinde mühelos aufzufinden; daß aber Frauen außerhalb des Beringes wehrlos einem etwaigen Überfall ausgesetzt worden wären, ist absolut undenkbar. Für gewöhnlich also werden die an verborgenen Plätzen ausgegrabenen Kornverstecke den noch heute in manchen Gegenden Deutschlands üblichen Rübengruben oder den Getreidesilos vergleichbar und von der *screuna* vollständig verschieden gewesen sein. Es gibt aber Fälle, in denen Verstecke innerhalb des Beringes gelegen und dennoch dem Feinde unzugänglich sein und zugleich als Vorrats- und als Frauenarbeitsräume dienen konnten. Hiemit meinen wir gewisse unterirdische Bauten, die in Deutschland in letzter Zeit durch die vortreffliche Arbeit des Göttweiher Benediktinerpaters

[1]) Auch in Frankreich. So erklärt sich das in der Umgebung von Alençon so häufige Vorkommen von Kellergeschossen durch die früher daselbst blühende Leinenindustrie.

Lambert Karner „Künstliche Höhlen aus alter und neuer Zeit" weiter bekannt geworden sind. Karner führt über 400 Höhlen an, die über Niederösterreich, Oberösterreich, Mähren, Ungarn, Bayern, Schwaben bis ins Elsaß hinein verbreitet sind; ob darin Wohnräume, Zufluchtsstätten, Gräber, Mysterienplätze vorliegen, wagt er indes nicht zu entscheiden. In Frankreich und in Belgien kommen nun derartige Verstecke ebenfalls vor, und zwar in Frankreich in gewissen Gegenden geradezu massenhaft, wenn auch bis jetzt keine zusammenfassende Abhandlung hierüber erschienen ist, sondern die betreffenden Berichte meist in den Vereinsheften der provinziellen Altertumsgesellschaften vergraben sind. Für Belgien haben wir schon aus römischer Zeit einen Beleg in Ammianus Marcellinus, welcher sagt, daß die Nervier das Korn in unterirdischen Räumen aufbewahrten, welche geheime Zugänge besaßen und in Kriegszeiten als Verstecke benützt wurden. Als weiteres eingehendes historisches Zeugnis besitzen wir noch den Reisebericht[1]) des P. Möhner, welcher im Jahre 1651 als Feldkaplan des Markgrafen von Baden einen Feldzug in die spanischen Niederlande mitmachte und dabei auf diese Höhlen aufmerksam gemacht wurde, die ganz einfach als Zufluchtsstätten gegen die rohe Soldateska dienten. Der hochinteressante Bericht lautet unter Beiseitelassung der veralteten Schnörkel: „Wir kamen abends in ein Dorf außerhalb Ryssel (Lille), dessen Boden ganz aus weißem Lehm besteht, den die Bauern ausgehauen und zu weiten Kellern ausgestaltet hatten, so daß sie darin mit ihrem Vieh und ganzer Haushabe sicher unter ihren Feldern wohnen können, wo sie hin und her große Löcher, wie Brunnen, zu einfallendem Lichte haben, und wir wären dessen nicht gewahr geworden, wenn nicht die Weiber unserer Soldaten, in der Meinung, Wasser zu schöpfen, ihre Geschirre hinabgelassen hätten, welche die Bauersleute, die sich unten befanden, alsbald abnahmen. Zu diesen Kellern haben sie heimliche Eingänge in den Häusern. Der Wirt, bei dem wir logiert, erwies mir die Freundschaft und führte mich in seinen derartigen Keller, worin bei 50 Personen mit Vieh und allem Hausrat sich bequemlich aufgehalten haben. Dieser Ort war mehr als 14 Schuh hoch und formiert mit Nebengemächern; jedes hatte sein von oben einfallendes Licht. Ich konnte aber wegen des scharfen Geruches nicht lange daselbst verweilen."

Daß derartige mit Dachsbauten zu vergleichende Unterschlupfe mit ihren Unterführungen, Sackgassen und geheimen Zugängen, leicht mit allerlei Fallen und Verteidigungsmitteln zu versehen, eine ausgezeichnete Zufluchtsstätte boten, in die auch ein in Überzahl befindlicher Feind nicht ohne weiteres einzudringen wagte, liegt auf der Hand. Daß im Winter die heruntersteigenden Schachte mittels einer Verschalung und aufgehäufter Erde oder Mist gedeckt und der Innenraum so frostfrei erhalten wurde, ist auch gut denkbar. Ob nun die Germanen diese Gänge selbst erfunden, oder den Gebrauch aus einer Urheimat mitgebracht, oder den benachbarten Kelten entlehnt haben, konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden. Da selbe sich auch in Skandinavien (*jardhús* bei Stephani) vorfinden, möchten wir ersteres annehmen. Es versteht sich auch, daß derartige Unterschlupfe nur da, wo die Natur des Untergrundes es gestattet, also namentlich in Kreide oder Tuff, vorkommen können; dieselben mochten auch später die Idee zu den unterirdischen Gängen abgeben, wie sie, wenn auch weniger häufig als die Sage es behauptet, in Burgen und Wehrbauten des Mittelalters vorkommen. Der Zusammenhang zwischen der *screuna* und diesen Höhlen ist nun in der französischen Volkstradition leicht erkennbar. In den Mémoires

[1]) Herausgegeben von Dr. P. L. Brunner (Augsburg 1892), auch vom Verfasser in Bd. XVI (1903) der vorerwähnten *Annales* übersetzt und mit fortlaufendem Kommentar versehen.

der Akademie von Troyes vom Jahre 1768 veröffentlicht Grasley eine Abhandlung über die *écraignes*, in welcher er einerseits auf den vorher erwähnten Passus von Tacitus hinweist und anderseits die betreffenden Räume mit den Grotten der griechischen Nymphen vergleicht, ohne leider weitere bestimmte Angaben über dieselben zu machen. In Lothringen und in Burgund heißen aber noch heute die Spinnstubenabende *écraignes*[1]), obwohl sie nunmehr im Wohnhause selbst abgehalten werden. Vor kaum einem Menschenalter war es jedoch in Burgund noch Sitte, daß die Weiber einer dörflichen Häusergruppe sich im Winter zum Spinnen bei einer Mitnachbarin versammelten, und zwar zur Ersparung von Heizmaterial im Kuhstalle, wobei dann die Besucherinnen abwechselnd das Licht zu stellen hatten.

In der Champagne mußte aber der Erzbischof von Reims, Maurice Le Tellier, der Bruder von Louvois, die *écraignes*, da bei dem nächtlichen Zusammentreffen beider Geschlechter viel Ungebühr entstanden war, verbieten, wie denn auch der Kurfürst von Hessen im Jahre 1726 ein ähnliches Verbot gegen die Spinnstuben erließ. In der Champagne selber wurden wohl in der Folge die meisten derartigen Räume in Käse- und Weinkeller umgewandelt.

Indem wir zu dem eigentlichen Hause zurückkehren, müssen wir bemerken, daß dasselbe als Einraum große Übelstände aufwies. Es mochte schon früh der Gedanke gekommen sein, mittels aufgelegter Hürden oder Bretter, die leicht mit Leiter oder Stiege zu erreichen waren, unter einem Teile desselben einen Vorratsraum zu schaffen, wie derselbe sich z. B. in den Einraum-Hütten Korsikas und Italiens noch heute häufig vorfindet. Zum Schlafen war derselbe allerdings weniger geeignet, solange der Rauch des offenen Herdes sich unter dem Dache ansammeln und den Aufenthalt daselbst höchst unangenehm, ja gefährlich machen konnte.

Die Abhilfe lag jedoch nahe, und zwar konnten zwei verschiedene Auswege gefunden werden. Es konnte der Essum, das hölzerne Gerüst um den Herd, in einiger Höhe mit einem Mantel aus geflochtenen Zweigen, die sodann mit Lehm überstrichen wurden, umkleidet werden, um so einen Kamin zu bilden, der den Rauch direkt dem Rauchloche zuführte, oder es konnte der Herd von der alten Stelle inmitten des Hauses abgerückt und an eine Seitenwand geschoben werden, wo der Mantel aus Flechtwerk noch leichter und einfacher herzustellen war. Der dem Germanen ursprünglich durchaus fremde Mörtelverband wurde dann schließlich auch beim begüterten Bauern herangezogen und der Kaminmantel oder die Rückwand des Kamines bis zu einer gewissen Höhe in Stein und Mörtel ausgeführt. Nun konnte leicht eine Scheidewand durch die Zimmermitte gezogen und so aus dem Einraume ein Doppelraum geschaffen, neben dem Herdraume (Küche, Diele, Flur, Eren) ein abgesondertes Schlafgelaß eingerichtet werden, das tagsüber auch als Arbeitskammer zu dienen vermochte.

Die Tür, die in vorgeschichtlicher Zeit wohl nur aus einer an der Oberschwelle horizontal aufgehängten Hürde bestand, wurde später an einem Seitenpfosten mittels Querbänder eingesetzt und war dann meist in zwei Querflügel geteilt, von denen der obere auch für sich allein geöffnet werden konnte und dem Hause Licht und Luft zuführte, während alsdann der untere dem Geflügel und den anderen innerhalb der Umzäunung herumlaufenden Haustieren den Eintritt wehrte. Eine besondere Be-

[1]) Prof. Dr. Meringer (Das deutsche Haus, S. 56.) beschreibt eine andere höchst interessante *écraigne*, welche wieder auf die Mardellenwohnung zurückweist: Sie bestand aus einer Hütte, deren Wand in der Weise hergestellt war, daß man biegsame Ruten in einem Kreise in die Erde steckte und die Enden oben zusammenband; selbe wurde mit Stroh und Rasenstücken zugedeckt.

deutung wurde der Hausschwelle beigemessen, welche, wie die anderen auf dem Boden ruhenden Stämme des Holzgerüstes, durch untergelegte Steinblöcke nach Tunlichkeit gegen Feuchtigkeit geschützt war und bei deren Legen wahrscheinlich sogenannte Bauopfer dargebracht wurden. In Deutsch-Siebenbürgen durfte der Selbstmörder nicht über die Schwelle des Hauses getragen werden, sondern mußte unter derselben durch ein besonders gegrabenes Loch hervorgezogen werden.

Es ist zu bemerken, daß an der luxemburgisch-deutschen Grenze, so in der Umgebung von Bitburg und Echternach, häufig unter der Schwelle ein Krüglein mit Geldmünzen eingesetzt wurde. Dieser dem Verfasser mehrfach bezeugte frühere Brauch erklärt das noch jetzt geübte Einlegen von Geldmünzen in den ausgehöhlten Grundstein, dem jetzt nur mehr die Bedeutung einer Datierung beigelegt wird, da gewöhnlich hiezu neugeprägte Münzen mit der laufenden Jahreszahl zur Verwendung gelangen.

Aus dem gemeingermanischen Einraum-Hause haben sich drei verschiedene Grundformen entwickelt, die sich hauptsächlich durch die Art unterscheiden, nach welcher Wohnraum, Stall und Getreideboden gelagert sind.

Das fränkische Haus[1]) rückt, nachdem es zweizellig geworden, den Stall neben die Küche und benützt den Dachraum als Kornspeicher; die Scheune wird entweder an den Stall angebaut oder separat erstellt. Bei größeren Anlagen erhält es Hofform, d. h. Haus und Nebengebäude und Tormauer reihen sich in Gestalt eines Rechteckes um den Hofraum. Bequem bewohnbar, hatte es, wenn, wie gewöhnlich, nicht unterkellert, nur einen Nachteil; es war im Winter kalt und feucht, und die hingestreuten Felle oder bei den Reichen selbst Teppiche boten nur geringen Schutz gegen diese Übelstände. Vornehme bauten sich nun neben dem eigentlichen Familienhause eine Halle, die, auf Pfosten etwas höher als Mannesgröße ruhend, einen Festsaal bot und außerdem in gewöhnlichen Zeiten als Vorrats- und Rüstkammer usw. benützt wurde. Aus dieser Halle ging nun in Städten die Markthalle hervor, indem das Stockwerk, die eigentliche Halle, als Rats- und Gerichtsraum, das Untergeschoß aber als Markthalle benützt wurde. Es ist dem Verfasser gelungen, in dem Brüsseler Archive die Zeichnung eines niederländisch-limburgischen Rathauses vom Ende des 16. Jahrhunderts aufzufinden, welche noch den ursprünglichen Typus des Holzgebäudes trägt, während im gewöhnlichen seit dem 13. Jahrhunderte diese hölzernen Hallen durch steinerne ersetzt wurden. In der Bretagne und in der Normandie sind noch prachtvoll altertümliche Markthallen, welche zugleich Sitz des Friedensgerichtes sind, erhalten. In Burgen wurde die Gesamthalle ebenfalls in Stein gebaut und bildete sodann den oberen Fürsten- oder Rittersaal und den unteren oder Leutesaal.[2])

Es genügte aber, die in kleineren Dimensionen erstellte Halle im Erdgeschosse mit Planken zu verschließen, um so bequem einen Verschlag herzustellen, in dem das Vieh untergebracht werden konnte, und so erwuchs die sogenannte alemannische Hausform, wie sie im Schwarzwalde, im Elsaß, in der Schweiz, sporadisch in Luxemburg und in der Eifel verbreitet ist, ja sich sogar bis nach Savoyen und Burgund und selbst nach der Auvergne hin erstreckt. Dieses System, nach welchem Stall,

[1]) Was wir hier nach älterem Vorgange fränkisches Haus nennen, entspricht bei Prof. Dr. Meringer einerseits dem romanischen Kaminhaus, anderseits dem oberdeutschen Stubenhause, letzteres in Belgien nicht vertreten und deshalb nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes einbezogen.

[2]) Ausführlicheres über die Halle in des Verfassers im Vorjahre erschienener Abhandlung „La Halle Germanique et ses transformations", Sonderabdruck aus Bd. XXI der „Annales de la Société d'archéologie de Bruxelles". Ebenda findet sich die Abbildung des vorstehend bezogenen typischen Rathauses von Niewstadt bei Echt (nicht von Echt selber, wie früher angegeben).

Wohnung und Korn- oder Futterspeicher übereinanderliegen, war besonders da vorteilhaft, wo, wie in Gebirgsgegenden oder schmalen Flußtälern, der Baugrund spärlicher bemessen war, dehnte sich jedoch rasch auf flachere Gegenden aus. Wurde das alemannische Haus mit der Rückseite etwa an einen Felsen angebaut, so konnte des weiteren noch die Anlage einer rückwärtigen Abschlußwand erspart werden.

Einen dritten Typus bildet das sogenannte niedersächsische Haus, welches am besten einer Kirchenhalle mit hohem Mittel- und niedrigen Seitenschiffen verglichen werden kann und für dessen Ableitung vom allgemein germanischen Wohnhause wir nachfolgend eine bis jetzt fehlende Zwischenform anführen werden.

Was das belgische Bauernhaus anbelangt, so gehört es gemeinhin zum fränkischen Typus; nur in der Lütticher und in der Luxemburger Gegend kommt daneben eine gemilderte alemannische Bauart strichweise zur Geltung. Für die mittelalterliche Periode und ganz besonders die Renaissance liegt massenhaft Material vor, das noch künftiger Verwertung harrt und auch für die Hausforschung in Deutschland selbst von großer Bedeutung werden kann. Die älteste uns bekannte Darstellung belgischer Häuser erscheint in einem Manuskripte des ausgehenden 13. Jahrhunderts, dem in der Brüsseler Bibliothek aufbewahrten Veil rentier d'Audenarde. Die dargestellten Bauten weisen noch ganz und gar den Typus des frühen Mittelalters auf, nämlich winzige Häuschen, mit wagrecht oder auch bogenförmig abgeschlossener Tür und hochgelegenen Luken oder Lichtscharten; die etwas vorspringenden Dächer sind bemerkenswerterweise mit schuppenförmig gelagertem Materiale, wohl Schindeln, gedeckt und an den Firstenden jedesmal mit einem Rundknaufe geschmückt. Eines dieser Häuschen weist einen an langer Stange ausgestreckten Strohwisch auf und wird außerdem durch die Beischrift „taverne a chervoise" als Bierwirtschaft aus der Zeit der Kreuzzüge gekennzeichnet. Das Ganze ähnelt sehr den durch die Tapisserie von Bayeux bekannten normannischen Haustypen. Wir haben offenbar Einräume vor uns, wie sie in bäuerlichen Betrieben teils zu Wohn- und teils zu Wirtschaftszwecken zu mehreren innerhalb eines Beringes gelegen waren.

Fachwerkbau mit kunstgerecht gezimmertem Holzwerke tritt uns in Werken des 15. Jahrhunderts vielfach entgegen, so in mehreren allerdings schon mehr städtisch angehauchten Bildern Memlings — beispielsweise in dem in der alten Münchener Pinakothek befindlichen Marienleben — und ganz besonders in den Miniaturen der burgundischen Schule. Die herrlichen Chroniques du Hainaut der Brüsseler Bibliothek bieten hiefür eine ganze Reihe von Beispielen: Als Fortschritt im Bauwesen sind jetzt fensterartige Lichtöffnungen zu verzeichnen, welche sich nicht mehr unter dem Dache, sondern ungefähr in Brusthöhe befanden, mit starken senkrecht gestellten Holzstäben versehen waren, die das Einsteigen unmöglich machten und inwendig hölzerne Läden besaßen, die tagsüber offen standen, jedoch auch verschlossen gehalten werden konnten, wobei dann herz- oder rautenförmige, mit geöltem Pergament, Blase, Horn u. dgl. bedeckte Ausschnitte dem Tageslicht einen wenn auch spärlichen Eintritt in das Innere gestatteten. Ein Speicher oder Bodenraum (vlämisch *solder*, Söller, von dem häufig in dieser Bedeutung gebrauchten lateinischen *solarium*) ist meistenteils vorhanden, Schornsteine sind jedoch selten angedeutet.

Ganz besonderes Interesse für die Wohnforschung bietet auch das jetzt infolge der in Veröffentlichung begriffenen farbigen Ausgabe allgemeinerer Benützung zugänglich werdende Breviarium Grimani. So gibt eine der schönsten Miniaturen desselben, das Kalenderbild zum Monat Februar, ein ländliches Wohnhaus wieder, das wohl einem niederen Beamten, wie Forstwart oder Aufseher, des Landesfürsten ge-

hört, da selbes an der Außenseite das burgundische Astkreuz und den Feuerstahl des goldenen Vließes trägt. Durch die geöffnete Tür sind Mann und Frau zu sehen, wie sie neben dem in der Zimmermitte am Boden befindlichen Herde sitzen, während der Rauch in feinen blauen Kringeln durch die im schneebelasteten Dache angebrachte Klappenöffnung seinen Abzug nimmt. Auch ein anderes Häuschen desselben Werkes, aus Fachwerk, jedoch mit gemauertem Fundamente, besitzt ein ähnliches Rauchloch, woraus geschlossen werden kann, daß in Belgien im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts das altgermanische Prinzip, welches dem Herde seinen Platz inmitten des einräumigen Hauses anwies, noch sehr verbreitet war.

Daneben gibt das Breviarium in der die Salbung Davids vorstellenden Miniatur eine wichtige Andeutung für die bis jetzt nicht genügend erkannte Entwicklung des niedersächsischen Haustypus. Das in dem erwähnten Bilde vorkommende Haus ist ein geräumiger, mit Dachgeschoß (Söller) versehener, schön gefügter Holzbau, dessen Gefache mit Flechtwerk ausgefüllt sind, das einen stellenweise abbröckelnden Lehmverputz zeigt. Das Ganze entspricht einer noch jetzt in Belgien durchaus häufig vorkommenden fränkischen Form, nur daß das Dach an den beiden Längsseiten viel weiter ausladet, als dies nach den heutigen Verhältnissen erforderlich und üblich ist, und ein durch Pfosten gestütztes, schuppenähnliches Obdach bildet, welches einem doppelten Zwecke diente: Es hielt erstens auf den Längsseiten den Regen von den so leicht zu erweichenden Wänden ab und gestattete so das Offenhalten der nicht verglasten Lichtöffnungen auch bei nassem Wetter; es konnten zweitens manche Geräte, Futter, ja zeitweilig Tiere dort trocken untergebracht werden. Dieses Obdach durfte nur mittels einer Verschalung verschlossen und zu Stallung und Futterräumen eingerichtet werden, so war der vollständige Typus der dreischiffigen Halle, wie ihn das niedersächsische Haus bietet, geschaffen. Doch ist zu bemerken, daß in erwähnter Miniatur das Dach von einem, so weit erkenntlich, gegen die Mitte der Dachlinie aufgesetzten Schornstein gekrönt wird, der also auf einen Kamin oder doch eine geschützte Herdeinrichtung hinweist, während im niedersächsischen Hause der Herd zweckmäßig an eine Giebelseite verlegt wurde.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gelangt bei dem belgischen Bauernhause ein neuer Faktor zur Geltung, nämlich das Glasfenster, und man kann füglich behaupten, daß alle seither bis zum angehenden 19. Jahrhunderte im Hausbau eingetretenen Fortschritte und Veränderungen auf die Fortschritte in der Glasfabrikation zurückzuführen sind. In bürgerlichen Häusern waren bereits im 15. Jahrhundert die oberen beiden Flügel des bei größeren Häusern üblichen Fensterkreuzes mit kleinen Glasscheiben in Rauten-, seltener in Butzenform versehen, während die beiden unteren einfach durch Holzläden verschlossen wurden. Dies kann man in zahlreichen Gemälden der gotischen Schule bemerken, so namentlich in einem häufig schematisch durchgeführten Vorwurfe der Verkündigung Mariä; auch in den populären Stichen Hoogenbergs, welche die Vorgänge in den Niederlanden zu den Zeiten Albas behandeln, kommen vollständige große Glasfenster sozusagen nur bei fürstlichen Wohnungen vor, und es sind auch bei größeren öffentlichen Bauten die Fenster nur im oberen Teile des Kreuzes verglast. Bei P. Breughel dem Älteren treten zuerst kleine verglaste Oberlichter über der Türe des bäuerlichen Wohnhauses und sodann verglaste Fensteroberflügel auf. Interessant ist hiebei zu bemerken, daß, wenn der jüngere Breughel die Haustypen seines Vaters wiedergab, er seine Kopie modernisierte und die altmodischen hölzernen Läden öfters im oberen Teile durch Glasflügel ersetzte. Kleinere Lichtöffnungen blieben aber auch noch jetzt einfach mittels Läden geschlossen, und es kennt wohl

jeder das bei Teniers so häufig vorkommende Detail, daß irgend ein Neugieriger durch ein solches Guckloch den Kopf ungeniert ins Haus hineinsteckt oder umgekehrt vom Hause aus den Hof überwacht. Größere Öffnungen blieben durch vertikale Holzstäbe oder auch durch Läden verschlossen. In letzterem Falle konnte man das Tageslicht hereindringen lassen und doch Unberufenen den Weg durchs Fenster wehren, indem man aus Korbweiden geflochtene, meist halbrund gebogene Vorsetzschirme zur Anwendung brachte, welche bei Breughel und anderen gleichzeitigen Malern und Stechern ziemlich häufig sind. Seltsamerweise hat sich der Gebrauch, die hölzernen Läden auch tagsüber geschlossen zu halten, in vielen Gegenden Flanderns bis heute erhalten, obwohl der Grund dafür nicht mehr besteht.

Ein weiteres Ergebnis der Anwendung verglaster Fenster war das allmähliche Zurückweichen des Dachvorsprunges, der früher erforderlich war, um das Haus vor eindringendem Regen zu schützen, wenn es bei schlechtem Wetter aus irgend einem Grunde geboten war, Tür und Läden zu öffnen. Auch Dachziegel kommen von nun an häufiger zur Verwendung, anfänglich nur zur Bedeckung des Firstgrates, später und besonders in neuerer Zeit auch am unteren Dachrande. Ganz will der vlämische oder Brabanter Bauer aber auch heute noch das Strohdach nicht aufgeben, denn er behauptet, das Korn im Speicher und das Heu in der Scheune hielten sich viel besser unter diesem als unter dem Ziegeldache, und in Wahrheit mag ersteres besser gegen Temperaturwechsel schützen.

Bekanntlich fürchtete der Germane besonders den rotbärtigen Donar oder Tor, und um sich die Gunst des gewaltigen Gottes zu sichern, pflanzte er das Sinnbild desselben, den Hammer *Mjölnir*, nämlich die alte in der Mitte zum Aufnehmen des Stieles durchbohrte Steinwaffe, auf dem Giebel seines Hauses auf. Der Feuerstein war ohnehin dem Germanen heilig, weil ihm der mit dem Eisen zu entlockende Funken geheimnisvoll innewohnte, und wurde dem fränkischen Krieger als Beigabe mit ins Grab gelegt, wie dies z. B. auf der fränkischen Begräbnisstätte zu Anderlecht bei Brüssel häufig konstatiert werden konnte. Die christlichen Missionäre verdrängten natürlich das heidnische Symbol und führten statt dessen das Kreuz ein, wie wir es sauber aus Stroh geflochten in Brabant als Dachschmuck häufig wiederfinden. Manchmal wurde, ebenso wie auf der gotischen Turmspitze, das Kreuz auf dem Bauerndache in die Lilie oder Kreuzblume umgewandelt und bildet dann das sogenannte „Bouquet", welches besonders schön bei Teniers ausgebildet erscheint und auch heute noch in Flandern von manchem Firste heruntergrüßt. In den von vlämischen Ansiedlern kolonisierten Vierlanden bei Hamburg wird die der Straße zugekehrte Giebelspitze mit ähnlichem, nur mehr fächerförmigem Zierate versehen, der den Namen Donner- oder Hexenbesen trägt, wahrscheinlich aber auch aus dem Strohkreuze bzw. der Kreuzblume entstanden ist.

Eine bei Breughel häufig vorkommende Giebelverzierung in Form eines Kegels mit zwei bis fünf Wülsten war dem Verfasser unverständlich geblieben, bis derselbe bemerkte, daß bei den auf freiem Felde stehenden Getreideschobern die Spitze häufig in einen Strohknauf ausgeht, welcher mit einem Strohseile mehrfach abgeschnürt wird und einen ähnlichen Effekt hervorruft; später konnte das Vorkommen dieses Zierates auch auf Häusern der Jetztzeit in der Umgegend von Westerloo festgestellt werden. Es handelt sich also sicherlich um eine (eintreffenden Falles auch auf Holz übertragene) Weiterbildung des „Bouquets". Dem in der Mitte durchbohrten Feuerstein ist soweit seine heidnische Bedeutung geblieben, als er in den Ardennen und in der Lütticher Gegend als Talisman gegen Unwetter und Seuchen in Stallungen über

dem Vieh aufgehängt wird. An der Sauer (Umgegend von Echternach) finden sich nach neueren Ermittlungen des Verfassers noch heute im Giebel alter Bauernhäuser eingemauerte Steinäxte. Es erinnert dies an die in der Umgegend von Umkirch im Badischen übliche Sitte, Ammonshörner, welche gleichfalls den Hammer der Steinzeit darstellen, in die Vorderwand des Hauses einzumauern. Belemniten hingegen werden in solchen Gegenden, in welchen römischer Einfluß besonders mächtig war, als Apotropäa angesehen. Das Donnerkraut (vlämisch *donderbladeren,* französisch *joubarbe* von *Jovis barba*) scheint ebenfalls römischer Überlieferung sein Ansehen zu verdanken.

Tors Hammer wurde vor Benützung der Wohnung, mit einem Kranze aus zauberkräftigen Blumen geschmückt, feierlich aufgesteckt; eine Erinnerung an diese Feier hat sich in dem Aufpflanzen des an einem Kreuze befestigten Kranzes und den bekannten Kranzreden der Zimmerleute erhalten. In Belgien und Frankreich heißt dies *planter le mai* und es wäre noch zu untersuchen, inwieweit hier nähere Übereinstimmung mit dem deutschen Volksgebrauche herrscht. Ein Kranz kommt gewöhnlich in erwähnten Ländern nicht mehr vor, sondern der *mai* besteht aus einem mit Bändern geschmückten Tannen- oder anderen Bäumchen; doch werden in bestimmten Gegenden der Ardennen am Johannistage (volkstümliches Datum der Sonnenwende) Kränze aus großen Maßlieben oder Johannisblumen auf das Dach geworfen, um das Haus gegen Unheil zu schützen.

Über das Stroh- und manchmal sogar über das Ziegeldach wurden wagrecht Stangen gelegt und diese sodann mit Querstangen verbunden, die sich kreuzweise über dem Dache schneiden und auch in Deutschland unter dem Namen Scheren, Krähenhölzer usw. bekannt sind; beim Strohdache wohl hauptsächlich gegen Windschaden. In jüngerer Zeit werden meist nur Stangen der Längsrichtung nach gelegt und dienen nach Angabe der Einwohner dazu, den überall gehaltenen Tauben bequemere Sitzgelegenheit zu geben und sie am Verwüsten des Daches zu hindern. Dazu kommt etwa noch, daß diese Stangen bei Feuersgefahr leichteres Besteigen des Daches gestatteten.

Seit dem 16. Jahrhundert überragt gewöhnlich ein einfacher gemauerter Schornstein das tief hinuntergehende und von rundbogig endenden Lichtluken (Nasen, Froschmäulern) unterbrochene Dach. Doch kann dieser Schornstein auch in seinem oberen Teile aus Holz und Flechtwerk mit Lehmverputz bestehen. In Breughels in der Brüsseler alten Galerie befindlichen „Volkszählung zu Bethlehem" ist gar als Schornstein ein einfacher Korb ohne Boden der Hütte eines Leprosen aufgesetzt. Doch verstand Breughels Sohn bereits dieses Detail nicht mehr und hat in seiner heute neben dem Vorbilde hängenden Kopie den Korb durch einen runden Schornstein mit fleißig aufgemalten Mörtelfugen ersetzt.

Ein wirkliches Stockwerk kommt bei gewöhnlichen belgischen Bauernwohnungen selten vor. Nur in der Lütticher Gegend, wo regelmäßiges Fachwerk häufig ist, wird ein solches des öfteren vorgekragt. In der südlichen, an Frankreich grenzenden Gegend wird bei Wohnungen begüterter Bauern zu Anfang des XVII. Jahrhunderts ähnliches beobachtet, und sind hier auch manchmal vorspringende Erker zu bemerken. Im übrigen Belgien wird das Dach in früheren Zeiten höchstens von kleinen dreieckigen Frontons durchbrochen, welche an die abgetreppten sogenannten spanischen Giebel der städtischen Häuser erinnern, die ihrerseits sich an die gotischen Wimperge anlehnen und unerachtet ihres Namens lange vor der spanischen Periode in Belgien üblich waren.

Charakteristisch für Westbelgien ist in der Küche, welche zugleich Eß- und Wohnzimmer, wenn nicht gar auch Schlafkammer für die Kinder bildet, der hohe Kamin, unter dessen Mantel die Familie sich an den langen Winterabenden zusammenschart und der als *„cheminée flamande"* in ornamentaler Ausgestaltung bei Prunkbauten noch heute gern zur Verwendung gelangt.

Es erübrigt uns, hier noch einer Einrichtung zu erwähnen, welche speziell in Luxemburg, der Gegend von Chimay in Belgien und im Metzer Lande bis zur Champagne vorkommt: Im Gegensatze zu Flandern hat der Kamin hier meist weder Seitenwände noch Mantel mit Schutzgardine; er besteht eigentlich nur aus einem etwa handhoch über dem Boden erhöhten aus Ziegeln gemauerten Herdplatze, der gemauerten steinernen Rückwand und dem in Mannshöhe angebrachten Rauchfang der sich nach oben hin in Form eines halbierten Mühltrichters verjüngt und in den eigentlichen Schlot mündet. Früher hing an der Rückwand der mächtige, oft vielarmige Kesselhaken, an dem die Töpfe und Kessel mittels der verstellbaren gezahnten Stange höher oder niedriger gehängt werden konnten, während in der Jetztzeit der eiserne Küchenofen vorherrscht. Die Küche war, wie bekannt, der Raum, in dem sich hauptsächlich das Leben und Treiben des Hauses abspielte. Die dahinterliegende Kammer wurde gewöhnlich nur als Schlafzimmer benützt und war in keiner Weise heizbar, ein Übelstand, der bei der Strenge des Ardenner Winters sich recht unangenehm fühlbar machten mußte. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als die Kenntnis des Eisengusses sich verallgemeinerte und in den erwähnten Gegenden bedeutende Schmieden entstanden, da verfiel man auf den Gedanken, die zwischen den beiden Haupträumen des Hauses liegende Scheidewand in der ganzen Breite des Herdes bis zu drei oder vier Fuß Höhe zu unterbrechen und darüber hinaus eine leichte Ziegelwand aufzuführen. Der Herd wurde dann durch eine starke gußeiserne Platte abgeschlossen, welche auf der der Kammer zugewendeten Seite bald mit Wappen, biblischen Szenen, Fürsten- oder Heiligenbildern, später auch mit mythologischen Darstellungen, ja mit Abbildungen historischer Ereignisse geschmückt wurde. Das Wappen wies auf die Herrschaft hin, von der das Haus abhängig war, die religiösen Darstellungen sollten der Wohnung Schutz bringen, die Fürstenbildnisse die Loyalität desselben bezeugen. Die Glanzperiode dieser Kaminplatten, Tacken genannt, fällt in die Zeit Karls V., dessen Konterfei häufig samt den Säulen und der Devise „Plus ultra" oder dem burgundischen Astkreuze auf denselben prangt. Das Museum von Arlon hat eine Sammlung von derartigen Tacken veranstaltet, die jetzt bereits an die zweihundert Stück zählt und von der demnächst ein neuer Katalog herausgegeben werden soll. Durch diese Platte drang einige Wärme in die rückliegende Kammer, ohne daß Belästigung durch Rauch zu fürchten war. Die erwähnte, in der Scheidewand bestehende Aussparung wurde nun derart benützt, daß in der Kammer über der Tacke ein Wandschrank eingelassen wurde, in dem zuoberst ein doppelflügeliges Abteil zur Aufnahme von besserem Hausrate diente. Darunter in Brusthöhe öffnete eine nach unten fallende Tür das Büffet, welches zur Aufnahme von Speisen dienen und wo vornehmlich der ausgezeichnete, aus Magermilchquark hergestellte Käse vor dem Einkochen reifen konnte. Der untere Teil mit der Herdplatte war selten schrankartig gestaltet, sondern bildete eine bloß mittels einer Gardine abgeschlossene Nische, in der das alte Mütterchen im Winter bei molliger Wärme oft stundenlang verharrte, ihre Gebete hersagte oder den Enkeln Märchen erzählte. Heute steht auch in der Kammer ein gußeiserner Ofen, in dem die durch Holzheizung erzeugten warmen Gase verschiedene Kanäle und hohle Säulchen

durchlaufen, um schließlich durch die Kaminwand in den alten Schornstein zu münden, und hie und da treten auch schon Amerikaner oder andere auf Steinkohlenfeuerung berechnete Öfen auf dem Lande auf.

Wenn wir nun im heutigen Belgien Umschau halten, um zu ermitteln, wie sich das Bauernhaus der Jetztzeit zu der Überlieferung stellt, so finden wir im allgemeinen im Flachlande streng fränkischen Charakter. Bereits am Küstenstriche fallen, wie jeder Besucher von Ostende oder Blankenberghe wissen kann, die niedrigen, langgestreckten, nur aus Erdgeschoß und Dachraum bestehenden, meist mit Ziegeln gedeckten Kleinbauern- und Fischerhäuser auf; das Erdgeschoß besteht häufig nur aus zwei Räumen, der Küche und der Schlafkammer; doch ist auch manchmal das Dach nach rückwärts stark verlängert und in Fortbildung der früheren Ausladung zu einem niedrigen geschlossenen Raum umgewandelt, der als Milch- oder Vorratskammer benützt wird. Eine einfache Luke oder ein in dem vorstehend erwähnten dreieckigen Fronton angebrachtes Fenster erhellt den Dachraum. Ein an eine Giebelseite angelehntes Pultdach bedeckt die kleine Stallung, während mit Schilf belegte Heu- und Strohschober die Scheune ersetzen. Beim Großbauern zieht sich das Haus lang dahin, Wohn- und Wirtschaftsräume stets ebenerdig aneinandergereiht, manchmal in gerader Front, manchmal in rechtem Winkel oder in Hofform an den drei Seiten eines Viereckes. Da das Grundwasser meist einige Fuß tief zutage tritt, so fehlen Keller häufig oder sind als Balken-, seltener als Gewölbekeller nur in geringer Tiefe angelegt und demzufolge auch über das Bodenniveau hinausgebaut. Falls der Keller nach der Vorderseite gerichtet ist, so muß also dem Wohnraume eine Treppe vorgesetzt werden; ist er aber, wie gewöhnlich, nach der Hinterseite gelegen, so entsteht als rückwärtiger Raum des Hauses etwa in halber Geschoßhöhe die sogenannte *kelderkamer*, zu der aus der Küche eine aus zirka fünf bis acht Stufen bestehende Treppe hinaufführt. Diese Treppe kann, wie wir in Lisseweghe beobachtet haben, der Länge nach in zwei Hälften getrennt sein, von denen die eine, um Scharniere drehbar, aufgeklappt werden kann und alsdann den Zugang zu dem darunter liegenden Kellertreppchen offen legt. Abseits von den Wohngebäuden steht in größeren Betrieben eine geräumige, mit hohem, häufig strohgedecktem Dache versehene Scheune, sowie ein besonderes Backhaus, falls nicht etwa der Backofen in die Küche oder in einen an die Küche anstoßenden Raum verlegt ist; um den Gebäudekomplex ist ein weitläufiger Platz eingepfercht, auf dem Fohlen, Schweine und Hühner sich einträchtig tummeln, während die stattliche Rindviehherde auf der benachbarten Wiese grast. Häufig sind die Bauernhöfe und die großen Wiesen auch statt durch Hecken oder Lattenzäune durch tiefe Wassergräben getrennt und nur durch ein auf schmaler Brücke aufgestelltes Gatter zugänglich, neben dem der wachsame Hofhund das Annähern des Fremdlings laut ankündigt.

Bei Lisseweghe findet sich auch noch ein Beispiel der Vorhalle, nämlich eines dem Eingange vorgelegten kapellenartigen Vorbaues, wie er im Mittelalter hierlands häufig bei Burgen und adeligen Häusern vorkommt, bei bürgerlichen Bauten jedoch durch einfache Vordächer oder über Türen und Fenster vorgekragte Schutzbretter ersetzt wird. In ganz Flandern wird nun die in Skandinavien noch heute sehr verbreitete Vorhalle praktischerweise sozusagen in das Hausinnere geschoben und bildet dann die *achtervloer*, nämlich einen mittels dreier Wände hinter der Eingangstür errichteten Verschlag, in dem seitlich eine in die Küche führende Tür mündet, manchmal auch in entgegengesetzter Richtung eine zweite, welche sich nach dem dicht daneben liegenden Stalle öffnet. In der Rückwand der *achtervloer* ist ein Guck-

loch oder ein Schiebefensterchen (in Deutschland wird eine ähnliche Vorrichtung manchmal Bettelfenster genannt) angebracht, welches es ermöglicht, sich über die Absichten eines Besuchers zu vergewissern, ehe der Riegel der inneren Tür zurückgeschoben wird.

Recht archaisch ist auch die Seltenheit der Anwendung von Eisenarbeit. In älteren Häusern sind die Fenster häufig bis auf eines oder zwei fest eingesetzt und können nicht geöffnet werden, so daß Scharniere überflüssig sind; des weiteren sind Ziehgriffe und Riegel alsdann aus Holz, und man findet noch häufig die alte Vorrichtung, daß an der Tür zwischen Küche und Kammer der innere Riegel von der Küche aus durch Anziehen einer mit einem hölzernen Knaufe versehenen Schnur hochgehoben und der Eintritt so ermöglicht wird.

Zu erwähnen ist ebenfalls das von Teniers so oft gemalte Hoftor mit Schutzdächlein, welches in Deutschland, besonders in fränkischem Gebiete, vorkommt, jedoch auch in Skandinavien häufig angetroffen wird. Einem jüngst verbreiteten Prospektus nach zu urteilen, findet dieses selbe Tor sich auch bei ungarischen Bauernhäusern, und es wäre zu untersuchen, ob hier nicht germanischer, und zwar speziell fränkischer Einfluß vorliegt. Wie in letzter Zeit zweifellos nachgewiesen worden, sind ja die Siebenbürger Sachsen gar keine Sachsen, sondern großenteils Moselfranken und Ripuarier.

Wer aber Häuser kennen lernen will, die mehr als vielleicht irgendwo in Deutschland selbst altem germanischen Typus entsprechen, der möge die Reise nach dem allerdings weltentlegenen Dörfchen Sluys unweit Moll in der Provinz Antwerpen nicht scheuen. Dort stehen noch die, wie zu Tacitus Zeiten, aus Holzstämmen, Weidengeflecht und Lehm gebauten Häuschen, unter denen sogar ein Einraum festgestellt werden kann. Der First des abgewalmten Strohdaches ist mit Rasenplatten bedeckt, in die alljährlich am Palmsonntag geweihte Buchsbaumzweige eingesteckt werden; der technische Fortschritt der Jahrhunderte kennzeichnet sich bloß durch ein paar Fenster und den gemauerten Herd samt Schornstein. Dem Hause gegenüber liegt die mächtige, ebenfalls aus geflochtenen Ruten hergestellte Scheune mit rückwärts bis sozusagen an den Boden herabreichendem Dache, welche noch durchaus mittelalterlichen Typus trägt. Trotz ihrer Einfachheit machen diese Häuser einen nicht unfreundlichen Eindruck, da dieselben mit Lehm sauber verputzt und Tür und Fenster mit blendend weißen Tünchstreifen eingefaßt sind. Doch dürfte auch hier wie anderwärts manches Altertümliche im Aussterben begriffen sein, da die moderne Glasindustrie nunmehr die riesigen Lager von ungewöhnlich feinem Sande ausbeutet, die sich in unmittelbarer Nähe des Dorfes befinden; der früher sozusagen wertlose Boden ist infolgedessen im Preise gestiegen, die sonst auf kargen landwirtschaftlichen Erwerb angewiesenen Einwohner finden als Handlanger und Fuhrleute lohnenden Verdienst und der steigende Wohlstand kündigt sich gerade dadurch an, daß das Alte, Typische dem Neuen, Modischen weichen muß.

In Brabant und besonders in unmittelbarer Nähe von Brüssel ist der seit Jahrhunderten wirkende Einfluß der Hauptstadt im ländlichen Wohnbau leicht erkennbar. Neben ganz aus Kleibwerk hergestellten Bauernhäusern finden sich andere, die stattlich aus Ziegeln erbaut und mit kunstgerecht gemeißelten Türstürzen versehen sind. Die Fensterläden zeigen häufig dadurch noch die frühere Überlieferung, daß sie nicht das ganze Fenster, sondern nur den unteren Teil desselben bedecken, während der obere durch Eisengitter geschützte Teil frei bleibt. Auch der Backofen hat noch primitive Formen. Während derselbe sonst, wenn von der Wohnung getrennt, die

Form eines winzigen Doppelhäuschens mit dem eigentlichen Ofen und einer Art Vorbau aufweist, ist z. B. in Grimberghen häufig der halbkugelförmige, aus Ziegelsteinen gewölbte und mit Lehm verputzte Ofen einfach auf eine Unterlage von schweren Balken aufgesetzt und steht unter einem leichten, von vier Pfosten getragenen, nach allen Seiten offenen Schutzdach aus Ziegeln oder gar aus Stroh und erinnert in dieser primitiven Form an die aus dem 13. Jahrhundert stammende Zeichnung eines Bannofens, welche sich in einem Manuskripte der Liller Bibliothek befindet.

Misthaufen, der Stolz so mancher Bauern in anderen Gegenden, sind in Brabant fast gar nicht zu sehen, da, wie anderwärts die Schafe, so auch hier das Rindvieh die Streu nicht wechselt, welche im Laufe des Winters demgemäß oft auf mehrere Fuß Höhe anwächst. Krippe und Raufe müssen also verstellbar sein, und eine Stalltür öffnet sich häufig nach außen in der Höhe von ungefähr einem halben Meter, um das Ausladen des Düngers auf den vor dieser Tür stehenden Schubkarren zu erleichtern.

Häufig hat die Wohnung des Brabanter Landwirtes von weitem wenig Anziehendes und ist mit der einförmigen, nur durch eine Tür und ein paar schmale Lichtöffnungen unterbrochenen Hinterseite nach der Straße gerichtet und außerdem noch manchmal zwischen Hecken und Baumgruppen versteckt. Gelangt man aber durch das Gatter an der Giebelseite vorbei zum Vorplatz des Hauses, so ändert sich das Bild: Vor dem Hause dehnt sich ein sorgfältig gepflegter Garten, in dem für den hauptstädtischen Markt berechnete feine Gemüse, Erd- und Johannisbeeren und die seit Jahrhunderten in Bauerngärten beliebten Blumen, vornehmlich Levkojen, Nelken und Zentifolien, gezogen werden. In öderen Strichen ist jedoch leider dem Landmanne der Sinn für Blumen ziemlich abhanden gekommen. An- und Zubauten verschiedener Art und vorspringende Dächer geben hier dem sauber angestrichenen Hause mit seinen grünen Fensterläden ein malerisches Aussehen; unter dem Dache hängen stets blitzblank geputzt die kupfernen oder zinnernen Milchkannen, und durch die geöffnete Haustür erblickt man die mit weißem Sande bestreuten Ziegelsteine des Küchenbodens. In der Küche selbst finden sich noch häufig neben dem mächtigen Kamin altmodische Schränke mit großblumiger Fayence und alten Zinnschüsseln. Zu erwähnen bleibt noch, daß an einer Giebelseite häufig ein Bretterverschlag angebracht ist, innerhalb dessen der Haushund nach einem früher beim Nagelschmiede üblichen System ein Rad tritt, dessen Drehungen sich den Schaufeln des mächtigen Butterfasses mitteilen: Die Butter wird hier direkt aus Vollmilch ohne Abrahmen gewonnen, doch ersetzt in letzter Zeit das recht in Flor gekommene Genossenschaftssystem mit seiner vollkommeneren Ausbeute immer mehr die Hausmethode.

Es erübrigt eigentlich noch, von dem Wohnbau in der Lütticher Gegend und in den Ardennen, wo alemannischer und fränkischer Stil zusammenfließen, zu handeln; da jedoch diese Studie sich bereits über Gebühr ausgedehnt hat, glauben wir, diese Gebietsteile um so leichter übergehen zu können, als die betreffende Bauweise sich in der preußischen Wallonie und in der Eifel wiederfindet und deutschen Forschern hinlänglich bekannt ist. Es herrscht hier im allgemeinen tüchtiger Fachwerkbau mit Steinfüllung, in welchem das konstruktive Holzgefüge häufig durch schwarzen oder blauen Anstrich kräftig betont wird. Zum Schlusse sei also nur bemerkt, daß das belgische Bauernhaus im großen und ganzen viel Ursprüngliches bewahrt hat, daß aber dessen Charakter besonders in der Nähe der Fabriksstädte gefährdet wird, da hier massenhaft Arbeiterwohnungen entstehen, die ja an und für sich manches Zweckmäßige

aufweisen, aber infolge eines auf die Spitze getriebenen Utilitarismus einer Einförmigkeit huldigen, welche dem landschaftlichen Bilde den größten Eintrag tut und zugleich der Wohnung dieses Anheimelnde raubt, welches eine so große moralische Wirkung auch auf einfache Gemüter ausübt. Brügge hat Arbeiterwohnungen bauen lassen, die sich dem wundervollen mittelalterlichen Stadtbilde vollständig anpassen, praktisch und dabei kaum teuerer als andere sind. Es steht zu hoffen, daß, nachdem einmal der Wert der Tradition erkannt worden, zielbewußt dafür eingetreten wird, daß der ländlichen Ansiedlung in Belgien dieser bei aller Einfachheit so stimmungsvolle Gesamteindruck bewahrt bleibt, welcher seit Breughel und Teniers unseren Malern zu so manchem Meisterwerke den Vorwurf gegeben hat.

Mitteilungen über Tätowierungen, aufgenommen an Soldaten der Garnison Temesvár.

Von Regimentsarzt Dr. Josef Mohl. [1])

(Mit 14 Abbildungen im Texte.)

Als Lombroso den Typus des geborenen Verbrechers schuf, stützte er diese seine Lehre nebst anderen Beweismitteln mit der eigentümlichen Neigung der Verbrecher, sich zu tätowieren. Diese Neigung sei ihnen mit den Wilden oder Urmenschen gemein, kurz ein Beweis mehr für seinen Lehrsatz, daß die geborenen Verbrecher Rückschlagstypen in der Entwicklung des Menschengeschlechtes seien.

Bekanntlich wurde die Lombrososche Lehre sehr heftig bekämpft und werden von den Gegnern gerade die Tätowierungen als Beweismittel gegen dieselbe hervorgehoben. Was ersah oder erschloß nun Lombroso aus der Tätowierungssucht — wenn ich mich so ausdrücken darf — der Verbrecher? Er schloß auf eine instinktive Rückkehr zu den Gepflogenheiten der Wilden, auf einen Ausfall oder ein Ablassen der durch die Kultur verfeinerten Hautempfindlichkeit und sah in der Art der einverleibten Zeichnungen Besonderheiten, nämlich: eine unverhüllte, überstarke Sinnlichkeit, zügellose Rachsucht und das Bestreben, durch Symbole die innersten Empfindungen kundzutun.

Kurella geht in seinem 1893 erschienenen Werke „Naturgeschichte des Verbrechers" so weit, daß er wörtlich sagt: Praktisch ist das Vorkommen von Tätowierungen bei gebildeten, unbestraften Männern sehr wichtig, da es fast mit absoluter Sicherheit auf eine latente Kriminalität schließen läßt, zumal, wenn fliehende Stirn, massige Kiefern oder Henkelohren zu gleicher Zeit bestehen, wie bei zwei mir bekannten noch unbestraften, aber sehr verdächtigen Gentlemen. Leppmann sagt hiezu in seiner lesenswerten, im Oktober 1894 in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin erschienenen Abhandlung, betitelt: „Die kriminalpsychologische und kriminalpraktische Bedeutung des Tätowierens", folgendes: Wer den Verfasser in der Unermüdlichkeit seines literarischen und ärztlichen Strebens kennt, der wird wünschen, dergleichen Sätze ständen nicht in seinem Buche; wem aber sein Beruf als Sachverständiger und Medizinalbeamter in die heutzutage ohnehin schon schwierige Lage bringt, mit der praktischen Rechtspflege in Berührung zu kommen, der wird jede geistige Gütergemeinschaft mit Kurella ablehnen. Und einige Zeilen weiter: Ziehe ich das Fazit aus meinen langjährigen Beobachtungen, so gelange ich zu der Überzeugung: Das Tätowieren wirft überhaupt keine sehr wesentlichen Schlaglichter auf das Seelenleben der Tätowierten, es läßt daher auch bei Rechtsbrechern keine besonderen Schlüsse auf deren seelische Artung zu, nur unter sehr umgrenzten Bedingungen gewährt es ausnahmsweise einmal dem Kriminal-, dem Strafvollzugsbeamten einige praktisch wichtige Anhaltspunkte.

[1]) Auszugsweise als Vortrag gehalten im Wissenschaftlichen Vereine der k. u. k. Militärärzte des 7. Korps in Temesvár am 11. Mai 1907.

Ich verlasse nun die kriminalpsychologische Seite des Themas und übergehe zum Gegenstande selbst, wobei zunächst Zeit und Ort, ferner Sitz oder die Stelle der Tätowierung, Inhalt und Zweck derselben nach meinen beim Militär gepflogenen Beobachtungen und Erhebungen besprochen werden sollen. Hiebei sage ich den Herren Regimentsärzten Dr. Josef Mizera und Dr. Vinzenz Kirchner für ihre wertvollen Mitteilungen meinen besten Dank.

Die Tätowierung erfolgt entweder während der aktiven Dienstleistung oder vor Antritt derselben.

Ersteres ist weitaus die Regel, letzteres die Ausnahme. Die Tätowierungen pflegen häufig schon in dem ersten, doch ebenfalls sehr oft erst im letzten Dienstjahre, und zwar gewöhnlich an einem Sonntage durch einen im Tätowieren schon geübten Kameraden, welcher sich diese Arbeit nur ausnahmsweise bezahlen läßt, vorgenommen zu werden. Gewöhnlich leistet er diesen Freundschaftsdienst unentgeltlich.

Bei meinem Regimente (Infanterieregiment Nr. 29), welches sich fast ausschließlich aus Angehörigen der serbischen Nationalität zusammensetzt und von welchem gegenwärtig ein Bataillon in Nevesinje (Herzegowina) garnisoniert, machte ich die Wahrnehmung, daß von den gelegentlich eines Mannschaftswechsels Ende Jänner 1907 von Nevesinje nach Temesvár transferierten Leuten fast sämtliche tätowiert waren.

Von diesen konnte ich erfahren, daß das Tätowieren bei der in Nevesinje und Umgebung dislozierten Mannschaft sehr häufig geübt wird; jedenfalls gebe ich mich keiner Täuschung hin, wenn ich annehme, daß die Mannschaft in Nevesinje verhältnismäßig mehr Tätowierte aufweisen dürfte als die in Temesvár bzw. in der Kaderstation Nagybecskerek garnisonierende.

Bei freiwillig Assentierten findet man oft schon bei der Assentierung Tätowierungen. Dieselben stammen aus der Zeit der eintretenden Geschlechtsreife und sind gewöhnlich von den Betreffenden sich selbst beigebracht worden. Einen bestimmten Grund, warum sie sich tätowiert haben, können diese Leute nicht angeben. Sie machen es anderen nach. Doch lege ich dem Sichselbsttätowieren zur Zeit der Entwicklung der Geschlechtsreife eine Bedeutung in psychologischer Beziehung bei, und zwar möchte ich ihr die Bedeutung einer triebartigen Handlung beimessen.

Was den Ort anbelangt, wo die Tätowierungen zu geschehen pflegen, nenne ich zunächst die Kaserne, die Spitäler, dann aber als eine Hochschule für Tätowierungen: die Garnisonsarreste. So zeigen Soldaten, welche wiederholt Strafen in Garnisonsarresten abgebüßt haben, in der Regel Tätowierungen, und zwar an vielen Stellen, auf welch letzteren Umstand in anthropologischer Hinsicht nach Lombroso Gewicht zu legen ist. Bei Zöglingen von Kadettenschulen, ferner bei Offizieren sah ich nur sehr vereinzelte Fälle von Tätowierungen, doch hatte ich wenig Gelegenheit, diesbezüglich Erfahrungen zu sammeln. Allbekannt ist das gewöhnliche Tätowiertsein der Matrosen, der Fremdenlegionäre.

Bei unserem Materiale werden Tätowierungen gewöhnlich an der Vorderfläche eines oder auch beider Vorderarme wahrgenommen, und zwar oft vom Ellbogen bis zur Hand herab; der nächsthäufige Sitz ist die Brust, der Handrücken, der Oberarm, die Finger mit Ausnahme des Daumes.

Tätowierung der Streckseite des Vorderarmes sah ich nur in ein oder zwei Fällen. Von anderen sehr selten gewählten Körperteilen sei genannt der penis, das Gesäß, welche Körperstellen sich bei einem aus Nevesinje nach Temesvár transferierten Infanteristen tätowiert finden, und zwar befindet sich am Gliede der Buchstabe N und ein undeutlicher zweiter Buchstabe, ferner an der rechten Gesäßbacke das Bild

einer Katze. Es ist klar, daß die Vornahme dieser Tätowierung, welche mit Willen des Tätowierten erfolgte, eine außerordentliche Schamlosigkeit dieses Mannes (welcher sich seiner Angabe nach den penis selbst tätowierte) als auch des Tätowierenden voraussetzt. Infanterist M. der 14./29. Kompagnie, ebenfalls von Nevesinje zutransferiert, ist an vielen Stellen tätowiert und zeigt an der Innenfläche beider Oberschenkel zwei sehr primitive Frauengestalten eintätowiert. Als eine besonders merkwürdige Erscheinung habe ich in etwas über ein Dutzend Fällen Tätowierung des Gesichtes in Form eines linsen- bis erbsengroßen blauen Punktes an der Wange in der Gegend des Jochbeines, meist nur auf einer Seite, manchmal jedoch beiderseitig symmetrisch und am Kinne beobachtet.

In einem Falle sah ich einen solchen Punkt über der Nasenwurzel zwischen den beiden Augenbrauenbogen bei einem Infanteristen des 29. Regimentes, bei welchem die buschigen Augenbrauen ineinander übergehen und welcher auch sonst in interessanter Weise tätowiert ist.

Stirn, Rücken, Hals fand ich bei Soldaten meines Regimentes niemals tätowiert. Doch erinnere ich mich, vor Jahren einen Soldaten gesehen zu haben, bei welchem die Füße an der Innenfläche tätowiert waren und sah bei der im Sommer 1906 im 39. Ergänzungsbezirke (Komitat Hajdu) vorgenommenen Hauptstellung einen stellungspflichtigen Zigeuner, welcher einen großen blauen Stern auf der Stirne eintätowiert hatte.

Als Inhalt bot sich mir bei fast allen während ihrer Dienstzeit tätowierten Soldaten des 29. Infanterieregimentes das vollständige Nationale in einem ein Herz darstellenden Rahmen dar. In diesem Rahmen ist in der Regel das Regiment, die Kompagnie, der volle Name des Tätowierten und das Jahr des Präsenzdienstantrittes deutlich verzeichnet. Darunter ist noch manchmal der Geburtsort des Tätowierten, in seltenen Fällen die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens des Tätowierten oder des Tätowierenden oder der Frau des Tätowierten zu lesen. Der Garnisonsort ist auch häufig, und zwar meist innerhalb, manchmal außerhalb des Rahmens verzeichnet. Zur Inschrift werden meist die lateinischen, manchmal jedoch die cyrillischen Buchstaben verwendet. Um den Rahmen herum ist bei jenen Soldaten, welche im Okkupationsgebiete bzw. in Ada-Kaleh gedient haben, nicht selten „Bosnien-Herzegowina“ bzw. „Ada-Kaleh“ zu lesen. Bei mehreren Leuten fanden sich unterhalb dieses ausführlichen Nationales Werkzeuge oder Geräte, welche auf ihren Beruf deutlich hinweisen, so bei Landleuten: Sense, Rechen, Heugabel; bei Schneidern: Schere, Bügeleisen; bei Schmieden: Ambos, Hufeisen, Hufhammer, Hufzange; bei Schlossern: gekreuzte Schlüssel; beim Tischler: Hobel; beim Bäcker: Bretzel, Kipfel, Semmel; beim Schuster: Schusterhammer, Schusterzange usw. (Abb. 1—11). Doch fehlen in nicht seltenen Fällen bei tätowierten Soldaten derartige auf den zivilen Beruf hinweisende Zeichen oder es sind Zeichen eintätowiert, welche entweder gar nichts mit dem Berufe des Tätowierten zu tun haben, wie z. B. ein Fisch bei einem Bauern, ein Steuerrad bei einem Bäcker, oder Zeichen, welche den Beruf nicht unzweideutig versinnbildlichen, z. B. ein Pferdekopf bei einem Landmanne. Anderseits muß ich im Hinblick auf den kriegerischen Beruf des Soldaten meinem Staunen darüber Ausdruck geben, daß ich nur bei zwei Leuten des 29. Infanterieregimentes, ferner einem Ersatzreservisten der Traindivision Nr. 7 Gewehre und Bajonette eingezeichnet fand.

In manchen Fällen bringt die Tätowierung außer dem zivilen Berufe noch eine Nebenbeschäftigung, z. B. Turnen (Abb. 3), oder nur diese, z. B. Jagd (Abb. 14), bildlich zum Ausdruck.

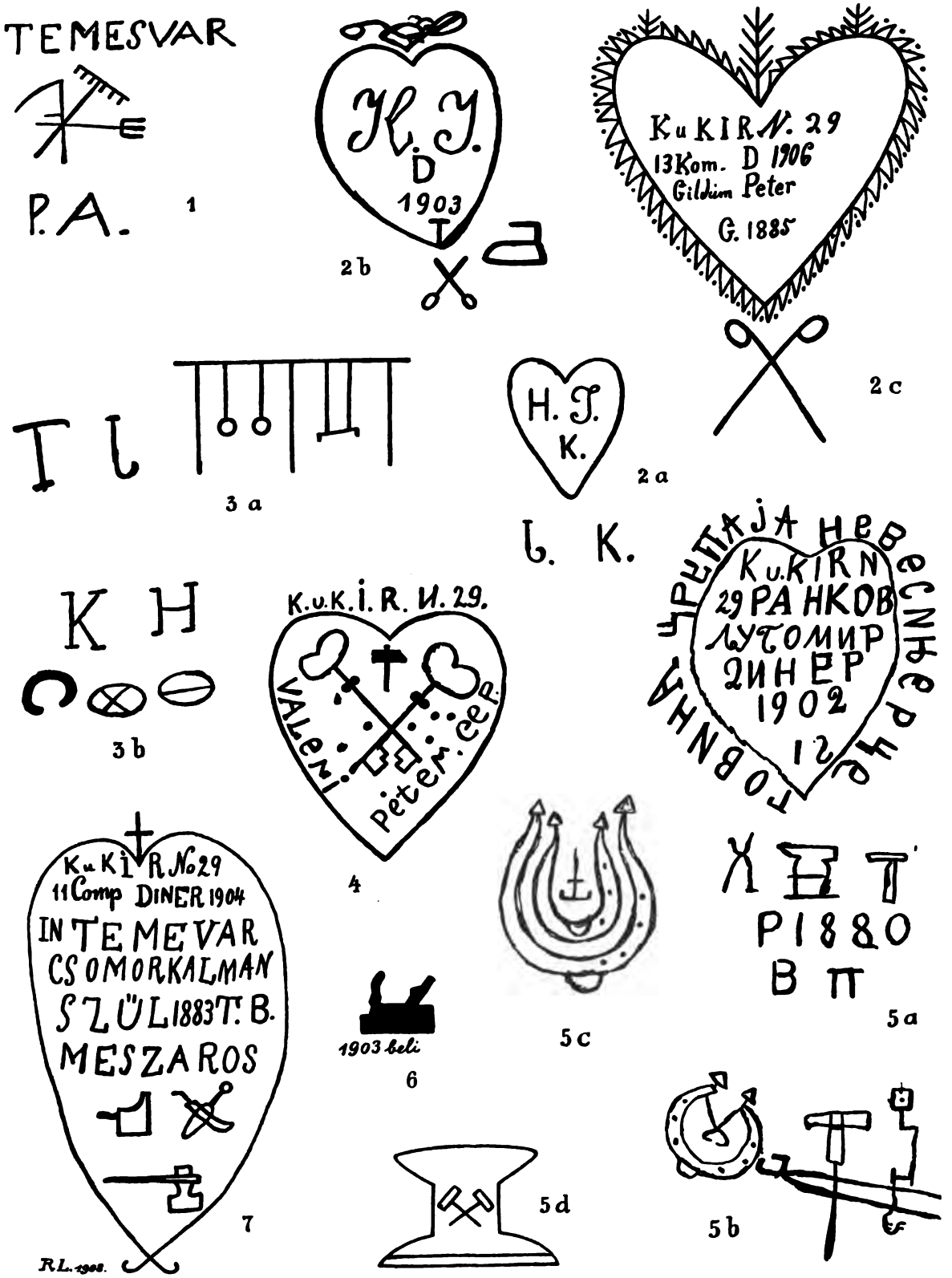
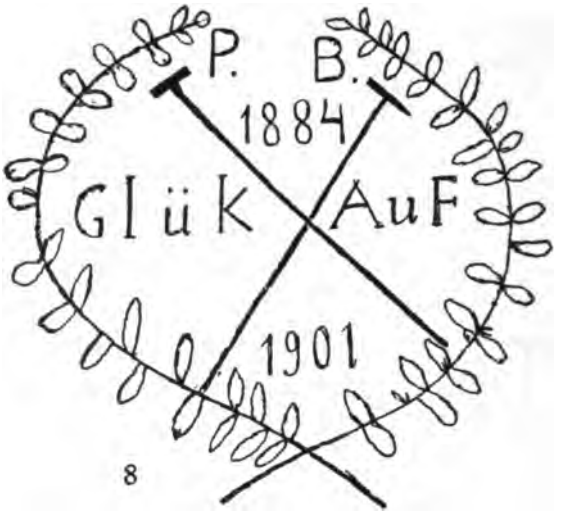
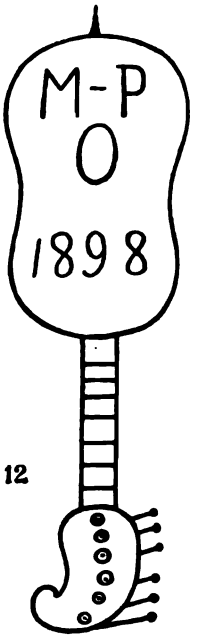

TEMESVAR
P.A.
1
H. J.
D
1903
2 b
KuKIR N. 29
13Kom. D 1906
Gildum Peter
G. 1885
2 c
3 a
H. J.
K.
2 a
K H
3 b
K.u.K.i.R.N.29.
VALENI
peter.cep.
4
KuKIR N 29
РАНКОВ
ЛУГОМИР
ДИНЕР
1902
12
KuKiR No29
11Comp DINER 1904
IN TEMEVAR
CSOMORKALMAN
SZÜL 1883 T. B.
MESZAROS
7
R.L. 1908.
1903 beli
6
5 c
P 1880
B π
5 a
5 d
5 b

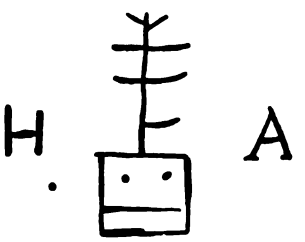
Abb. 1—7.



8



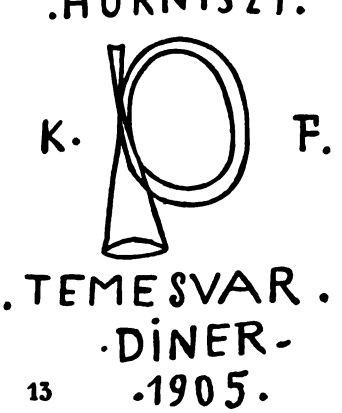
12



11

9

14



13

10

R.L.

Abb. 8—14.

Erklärung der Abbildungen.

Abb. 1. Infanterist Michael Petrus (Landmann), am 25. August 1906 in Adah-Kaleh durch den Infanteristen Pavel Avrámov (P. A.) in der bezeichneten Weise am linken Vorderarm tätowiert.

„ 2*a*. Linker Vorderarm: H. J. sind die Initialen des Tätowierers; das darunterstehende K. soll Korporal bedeuten, welche Charge der Tätowierer bekleidete; J. K. Initialen des Tätowierten, welcher Schneider von Profession ist. Abb. 2*b* rechter Vorderarm.

„ 2*c*. G = geboren, D = Diener.

„ 3*a* und 3*b*. Ersatzreservist Jakob Tischler des Militärverpflegsmagazins in Temesvár wurde als Bäckerlehrling von Christian Hubert, der gleichfalls Bäcker ist, am linken Vorderarm (Abb. 3*a*) und rechten Vorderarm (Abb. 3*b*) tätowiert. Linker Vorderarm: T. J. Initialen des Tätowierten, daneben Turngeräte (Ringe und Trapez). Rechter Vorderarm: K. H. Initialen des Tätowierenden, darunter Kipfel, Bretzel, Semmel.

„ 4. Ersatzreservist Peter Valeri, Bau- und Maschinenschlosser, assentiert 1902, tätowiert 1903 am rechten Vorderarm (Beugefläche) bei der militärischen Ausbildung in Nagy-Becskerek. gép. Abkürzung für gépész (ungarisch) = Maschinist.

„ 5*a*. Ersatzreserve-Infanterist Ljubomir Rankov, Schmied, eingerückt 30. Juli 1907 zur Waffenübung zur 16./29. Kompagnie, tätowiert 1902 über eigenen Wunsch am linken Vorderarm (Vorderfläche) in Nevesinje von einem im dritten Dienstjahre stehenden Infanteristen. Inschrift: K. u. k. Infanterieregiment Nr. 29, Rankov Ljubomir, Diener 1902, 12. Kompagnie. Die Worte um den Rahmen heißen: Crepaja (Geburtsort), Nevesinje (Garnisonsort) und Herzegowina. Darunter: Zange, Amboß, Hammer. P Abkürzung von Rodjen (serbisch) = geboren. Bedeutung von B $\overline{\text{II}}$ unbekannt.

„ 5*b* und 5*c*. Infanterist Z. Jlija, Schmied, tätowiert 1906 (im ersten Dienstjahre) am rechten Handrücken (Abb. 5*b*) und linken Handrücken (Abb. 5*c*) durch den Infanteristen L. der 8. Kompagnie.

„ 5*d*. S. S. Petermann, Kupferschmied, 21. Garnisonsspital, tätowiert im Juni 1906 (im ersten Dienstjahre) vom Infanteristen László des Infanterieregimentes Nr. 29.

„ 6. Infanterist Ludwig Mikolay, Tischler, tätowiert 1904 von einem Korporal.

„ 7. Korporal Koloman Csomor, Fleischhauer, tätowiert am linken Vorderarm.

„ 8. 1904 vor der Assentierung von einem Berufsgenossen über dessen Zureden im Sommer zwischen 6—7 Uhr abends tätowiert. Dauer der Tätowierung: angeblich 1 Stunde. Die Tätowierung verursachte keinen Schmerz, den nächsten Tag arbeitete er schon wieder. Legende: 1901 begann er als Bergwerksarbeiter zu arbeiten, 1884 Geburtsjahr. Zwei gekreuzte Eisenschlägel, der eine zum Bohren, der andere zum Loshacken der Kohle. P. B. Initialen des Tätowierten.

„ 9. Ersatzreservist Verpflegssoldat Milan Mojeszku, Schiffer, tätowiert 1900 vor der Assentierung am rechten Vorderarm.

„ 10. Ersatzreservist Jocza Marinkovics, Fischer, tätowiert im 15. Lebensjahre am rechten Vorderarm; selbst ausgeführt.

„ 11. Infanterist der 13./29. Kompagnie Anton Schneider, Schuster, wurde im zweiten Dienstjahre über eigenen Wunsch vom Infanteristen Janosev Kamenko tätowiert. Inschrift: K. u. k. Infanterieregiment Nr. 29, 13. Kompagnie, Diener 1905, Temesvár, geboren 1882, Schneider Anton, Csemerne (Ansässigkeitsort); darunter Kamenko Janosev (der Name des Tätowierers), H. A. (Hudak Anna, Weib des Tätowierten). Schusterzange und Schusterhammer bedeuten das Handwerk des Tätowierten.

„ 12. Ersatzreservist Peter Molnár, Tamburaspieler, vor der Assentierung von einem Raseur in Nagy-Kikinda am linken Vorderarm tätowiert.

„ 13. Kompagniehornist, im zweiten Dienstjahre über eigenen Wunsch von einem Infanteristen am rechten Vorderarm tätowiert. K. F. Initialen des Tätowierten.

„ 14. Ersatzreservetrainsoldat Ludwig Garai, Landmann, übt auch den Jagdsport, im August 1906 vor der Assentierung von einem Kameraden am linken Vorderarm tätowiert.

Ausnahmsweise ist aus der Tätowierung auf den ersten Blick die militärische Spezialausbildung zu entnehmen, wie in Abb. 13.

Kann man von einem vernünftigen Zwecke des Tätowierens bei den Soldaten sprechen? In der Regel nicht.

Was gaben mir die Tätowierten diesbezüglich für einen Bescheid? Der eine als Typus für viele andere tätowierte sich zum Andenken an die Herzegowina, ein anderer im betrunkenen Zustande selbst einen Punkt auf die Wange; andere wissen gar nur die Langeweile als Erklärung für das Tätowieren vorzubringen, wobei sie verlegen lächeln. Doch erwähnt Regimentsarzt Dr. Josef Mizera: Bei zwei Mann sollte die Tätowierung als Identitätszeichen dienen, und zwar bei dem einen, „wenn er ertrinken sollte und das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verändert würde, wie es bei einem in der Narenta ertrunkenen Soldaten der Fall war"; bei dem anderen, „wenn er im Kriege fallen sollte, daß man die Angehörigen verständigt". Auch spielt — wie bei dem jugendlichen Alter leicht erklärlich — der Nachahmungstrieb, vielleicht auch das Gefühl kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit bei der Häufigkeit und Gleichartigkeit der Tätowierungen beim Militär eine wichtige Rolle. Es ist begreiflich, daß Freunde, Leute von verwandter Gesinnung, sich gegenseitig ihren Körper nach Wunsch und Geschmack „schmücken".

Lombroso nennt als einen noch wirksameren Beweggrund oder Anreiz zum Tätowieren die in allen sozialen Schichten vorkommende Eitelkeit: vom Ritter an, der für ein Stückchen Band im Knopfloche schwärmt, bis zur Kretine hinab, die sich mit einem Strohhalme im Ohre brüstet. Aus demselben Grunde tätowieren die nackten Wilden ihre Zeichnungen auf der Brust und unsere bekleideten bemalen sich denjenigen Teil, der am ehesten wahrgenommen werden kann, den Vorderarm, und zwar häufiger den rechten als den linken. Ein alter piemontesischer Soldat sagte, daß es im Jahre 1820 keinen tüchtigen Soldaten und besonders keinen niederen Chargierten gegeben, der sich nicht tätowiert hätte, um Mut im Ertragen von Schmerzen zu zeigen. Nach dieser Abschweifung sei ein gewiß höchst seltenes Vorkommnis erwähnt, einer durch einen professionsmäßigen Tätowierer des 16. Husarenregimentes (welcher die Kunst anscheinend während seiner wiederholten Garnisonsarreststrafen erlernt und mehrere Jahre nachgedient hatte) an einem Kameraden gegen dessen Willen, also zwangsweise, an der Brust vollführten Tätowierung, indem er dem von zwei Männern festgehaltenen Manne das recht primitive Bild eines Mannes und eines Weibes auf die beiden Brusthälften symmetrisch tätowierte. Dies ereignete sich angeblich vor neun Jahren. Den so Tätowierten präsentierte ich im Februar 1907 als Ersatzreservetrainsoldaten bei der Traindivision Nr. 7. Die eine Figur war nur schwach erkennbar, welchen Umstand der Tätowierte damit erklärte, daß er die Flüssigkeit sogleich nach beendeter Tätowierung verwischt hatte.

Eine Blutung soll bei einer kunstgerecht ausgeführten Tätowierung nicht vorkommen, da ja nur die oberste blutgefäßlose Hautschichte eingestochen werden soll. Nichtsdestoweniger finden sich unter meinen Fällen zwei oder drei, wo eine Blutung am Vorderarme während der Tätowierung eintrat, welche indes unbedeutend war und keine nachteiligen Begleiterscheinungen oder Folgen hatte. Daß die Tätowierung infolge stellenweise verspürter lebhafter Schmerzen unvollendet blieb, gaben mir mehrere Tätowierte an. Man muß da nicht sofort an eine umschriebene Hyperästhesie wie etwa bei Hysterischen denken, obwohl dies auch hie und da zutreffen dürfte, sondern wird den Grund für den stärkeren Schmerz in der Berührung eines Hautnerven (Nervenendes oder Nervenastes) suchen, vielleicht auch in dem Gesetze von

der Summation der Reize. Blix wies nach, daß man an verschiedenen Hautstellen eine Nadel tief in die Haut hineinstechen kann, ohne einen Schmerz hervorzurufen. Die Nerven, welche den Schmerz vermitteln, kommen also nicht überall in der Haut vor. In der Regel gaben mir die Tätowierten an, daß die Tätowierung ihnen keine Schmerzen verursacht habe. Doch gab mir ein Infanterist, welcher eine originelle Tätowierung beider Brusthälften besitzt, an, daß er nicht nur während der ganzen Tätowierung heftige Schmerzen zu ertragen hatte, sondern auch noch sechs Tage lang den Schmerz gespürt habe. Gewöhnlich beeinflußt die Tätowierung das Wohlbefinden der Soldaten so wenig, daß die Tätowierten noch am selben Tage ungestört in den Wachdienst treten oder ihrer sonstigen militärischen Beschäftigung nachgehen können.

Von einer Wundinfektion durch die Tätowierung selbst oder im Gefolge derselben weiß ich aus meinen Beobachtungen bzw. Erhebungen nichts Positives zu berichten. Doch ist in Lombrosos „Der Verbrecher“ [1]) gelegentlich der Erwähnung der bei der heiligen Kapelle von Loreto praktizierenden Tätowierer (marcatori), welche sich für jede Tätowierung 60—80 Centesimi zahlen lassen, mit Bezug hierauf folgendes gesagt: Gewiß ein enormer Preis, wenn man die Dürftigkeit der Operierten und den geringen Vorteil, ja vielmehr den Nachteil bedenkt, den sie davon haben, indem viele von ihnen drei bis vierzehn Tage das Bett hüten müssen wegen Erysipelas, Phlegmone, Drüsenentzündung und nicht selten sogar Brand, der, wie Berchon beobachtet hat, sogar Amputationen nötig machte.

Die Haltbarkeit der Tätowierungen ist keine unbegrenzte, doch eine sehr bedeutende. Dieselben können im Laufe der Zeit spontan verschwinden. Casper hatte anläßlich eines sehr komplizierten gerichtsärztlichen Falles, in welchem es sich vorzugsweise um die Sicherstellung der Identität der Leiche des Ermordeten handelte, auch die Frage zu beantworten, ob Tätowierungen, die im Leben vorhanden waren, im Laufe der Zeit wieder verschwinden können. Er und nach ihm Hutin und Tardieu stellten diese Möglichkeit an einer großen Zahl alter Soldaten fest. Casper fand, daß im Laufe der Zeit unter 9 Fällen einmal die Tätowierung verschwunden war; Hutin konstatierte ein ähnliches Verhältnis ($1 : 10^1/_2$), während Tardieu unter 25 Fällen nur einmal ein vollkommenes Verschwinden der Tätowierungsmarke beobachtete. Das frühere oder spätere Verschwinden einer solchen Marke wird — nach v. Hofmann — zweifellos zunächst von der Natur des betreffenden Farbstoffes abhängen. Lösliche Farbstoffe verschwinden sehr bald.

Hofmann hat bei einem achtundzwanzigjährigen Marineoffizier, dem als sechzehnjährigen Knaben ein Kreuz mit Tinte auf den Vorderarm tätowiert worden war, keine Spur mehr davon auffinden können. Unlösliche Farbstoffe halten sich länger, und zwar um so länger, je mehr Farbstoff eingerieben wurde und je gröber die Teilchen gewesen sind. Bei dem allmählichen spontanen Verschwinden der Tätowierungen spielen die Lymphgefäße die Hauptrolle. Ich selbst habe keinen Fall gesehen, in welchem eine Tätowierung spontan verschwunden wäre, doch sah ich solche, die schon einigermaßen verblaßt waren. Außer auf diesem natürlichen Wege können Tätowierungen auch künstlich zum Verschwinden gebracht werden, und zwar 1. mechanisch durch Herauskratzen mittels häkelnadelförmig gekrümmter Instrumente, 2. chemisch durch ätzende Säuren oder Laugenessenz und ähnlich scharf wirkende Stoffe. Als Folge solcher Ätzungen bleibt wohl meistens eine sichtbare Narbe zurück.

[1]) III. Teil, S. 255—256.

Eine mehr geübte Art, die Tätowierung als Wiedererkennungszeichen unschädlich zu machen, ist deren Unkenntlichmachung durch Um- und Überzeichnung mit neuen Figuren (Leppmann).

Fragen wir uns nun: Welche Nutzanwendung können wir im militärischen Dienste — im Frieden und Kriege — aus der Tatsache, daß zahlreiche Soldaten tätowiert sind, ziehen? Antwort: Die, daß der Standeskörper die Marke nach Örtlichkeit und Inhalt in den Personaldokumenten (Urlaubsschein, Militärschein, Militärpaß usw.) genau beschreibt oder getreu wiedergibt, um die Identität im gegebenen Falle desto sicherer feststellen zu können. Im Kriegsfalle kann eine vorhandene Namenstätowierung, z. B. am Vorderarme oder der Brust, in erwünschter Weise Aufschluß über einen Verwundeten oder Toten geben.

Nachdem ich den Gegenstand in hinlänglichem Maße besprochen zu haben glaube, schließe ich mit den Worten des Stabsarztes Dr. Drastich aus seinem Vortrage „Der geistig Minderwertige in der Armee", welche lauten: Auf einen Umstand möchte ich besonders aufmerksam machen; das sind die Tätowierungen. Wenn ich auch nicht allgemein behaupten kann, daß jeder Tätowierte ein Degenerierter bzw. überhaupt ein geistig Minderwertiger ist, so trifft dies doch zweifellos in sehr vielen Fällen zu. Denn es ist eine eigentümliche Neigung dieser Kategorie von Menschen, sich zu tätowieren oder tätowieren zu lassen; erfahrungsgemäß geschieht dies sehr häufig in den Strafanstalten. Tätowierungen bei unseren Soldaten dürften daher gelegentlich einen Fingerzeig abgeben, an dem man nicht immer achtlos vorübergehen sollte.

* * *

Literatur: Lombroso, „Der Verbrecher"; Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin, dritte Folge, VIII. Band, Jahrgang 1894; „Die kriminalpsychologische und kriminalpraktische Bedeutung des Tätowierens der Verbrecher" von Dr. Leppmann; Hofmann, Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, 7. Auflage; „Der geistig Minderwertige in der Armee" von Stabsarzt Dr. Drastich; Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 3. Auflage, von Tigerstedt.

Matrilineale Deszendenz beim Wombaia-Stamme, Zentralaustralien.

Von R. H. Mathews, L. S. in Parramatta.

Über die Deszendenzfolge bei gewissen Stämmen Zentralaustraliens ist in den letzten Jahren ziemlich viel geschrieben worden. Einerseits habe ich die Ansicht vertreten, daß die Deszendenz durch die Frauen gerechnet wird, während anderseits Spencer und Gillen mit gleicher Zuversicht behaupten, daß sie durch die Männer gerechnet werde. Diese wichtige Sache des weiteren zu erörtern und die Ansicht europäischer Gelehrter zu erfahren, ist der Zweck des vorliegenden kurzen Artikels.

Ich will einige Beispiele aus dem Wombaia-Stamme nehmen, dessen soziale Struktur identisch ist mit der der Warramonga, Binbingha, Warkaia und Inchalanchee, über die ich andernorts berichtet habe.

Es ist nötig, hier die Tabelle der acht Sektionen dieses Stammes zu wiederholen, die ich im Jahre 1898 veröffentlicht habe.[1])

Tabelle I.

Kreis	Weib	Gemahl	Kind
A	Chingulum	Choolum	Palyarin
	Chooralum	Cheenum	Bungarin
	Palyarin	Jamerum	Chooralum
	Bungarin	Yakomari	Chingulum
B	Choolum	Chingulum	Yakomari
	Cheenum	Chooralum	Jamerum
	Yakomari	Bungarin	Cheenum
	Jamerum	Palyarin	Choolum

Das Prinzip, auf welchem diese Tabelle beruht, ist das folgende: Die zu allen acht Sektionen des ganzen Stammes gehörenden Frauen werden in zwei Gruppen oder Kreise eingeteilt, deren jeder vier Sektionen enthält. Die Frauen jedes dieser Kreise reproduzieren einander in einer bestimmten stets sich wiederholenden Reihenfolge. Nehmen wir beispielsweise die erste Frau in der Kolonne „Weib" des Kreises *A*, so finden wir, daß die Tochter von Chingulum Palyarin ist, deren Tochter Chooralum ist; deren Tochter ist Bungarin und deren Tochter wieder Chingulum, also zurückkehrend zum Sektionsnamen, mit dem wir begannen; und so wiederholt sich dies fortwährend, gleichgültig, mit welcher der vier Sektionen man beginnt.

Um die Heiraten zwischen den Sektionen zu erläutern, wollen wir den ersten Mann in der Kolonne „Gemahl" nehmen. Choolum heiratet Chingulum, die wir als sein „schematisches" Weib oder Weib Nr. I bezeichnen können; oder er kann als Weib Nr. II eine Chooralum nehmen, oder eine Cheenum als Weib Nr. III, oder eine Choolum als Weib Nr. IV. Beispiele von Individuen, die wirklich mit Frauen jeder dieser vier Typen verheiratet waren, habe ich anderwärts veröffentlicht[2]) und brauche sie hier nicht zu wiederholen.

Wir wollen nun die Nachkommenschaft betrachten. Wenn der Choolum-Mann ein Chingulum-Weib hat, sind seine Kinder Palyarin; mit einem Chooralum-Weib

[1]) Proc. Amer. Philos. Soc., Phila., XXXVII, 152.

[2]) Amer. Anthropologist, N. Ser., VII, 303; Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, XLI, 72, Table IV; Queensl. Geogr. Journ., XVI, 85.

sind sie Bungarin; mit einer Cheenum sind sie Jamerum, und mit einem Choolum-Weib Yakomari. Ein Blick auf Tabelle I zeigt uns, daß zwei von Choolums möglichen Weibern und Familien zum Kreise *A* und zwei derselben zum Kreise *B* gehören. Dies zwingt mich zum Schlusse, daß die Deszendenz in Kreisen und Sektionen nach der Mutter gerechnet werden muß.

Wir haben soeben gezeigt, daß ein Mann ein Weib oder eine Familie haben kann, die einen von vier Namen führen können. Gleicherweise kann auch eine Frau einen Gatten aus jeder der vier Sektionen haben, ein Umstand, der indes für ihre Nachkommenschaft ohne Einfluß ist. Ein Chingulum-Weib mag beispielsweise mit einem Choolum, Cheenum, Chooralum oder einem Chingulum verheiratet sein, die Kinder werden stets Palyarin sein, ganz ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit des Gatten. Dies scheint mir ein genügender Beweis dafür zu sein, daß es unmöglich eine wiederkehrende Sukzessionsreihe der Kreise oder Sektionen durch Vermittlung der Väter geben kann.

Obwohl die Frauen in zwei Gruppen oder Kreise zerfallen und Deszendenz in Sektionen und Kreisen unabänderlich durch die Frauen erfolgt, repräsentiert doch Tabelle I keine solche Zweiteilung der Gemeinschaft in miteinander in Heiratsverbindung stehende Hälften, wie es die Exogamie bewirken würde. Mehr hierüber später.

Als Spencer und Gillen 1904 die Organisation des Wombaia-Stammes beschrieben,[1]) sechs Jahre nach der Veröffentlichung meiner Tabelle I, kamen sie zum Schlusse, daß die Deszendenz durch Männer gerechnet werde und fertigten die unten folgende Tabelle an. Die Sektionen, welche untereinander heiraten, und die Benennung der Nachkommenschaft sind natürlich identisch mit denen meines Berichtes, aber die Autoren ordneten die Sektionen in der Tabelle in abweichender Weise an, um sie mit der Vaterdeszendenz in Einklang zu bringen. Für die Sektionennamen gebrauche ich wegen der Einheitlichkeit meine Schreibweise.

Tabelle II.

Kreis	Gemahl	Weib	Kind
Illitji	Choolum	Chingulum	Palyarin
	Cheenum	Chooralum	Bungarin
	Bungarin	Yakomari	Cheenum
	Palyarin	Jamerum	Choolum
Liaritji	Chingulum	Choolum	Yakomari
	Chooralum	Cheenum	Jamerum
	Jamerum	Palyarin	Chooralum
	Yakomari	Bungarin	Chingulum

In dieser Tabelle sind die Gatten in die erste Kolonne gestellt, weil sie, wie es heißt, die Hälften Illitji und Liaritji repräsentieren. Nehmen wir die vier Männer in der „Gemahl"-Kolonne der Illitji-Hälfte, die alle mit Frauen Nr. I verheiratet sind, bemerken wir, daß sie kollektiv die selben vier Namen in der „Kind"-Kolonne reproduzieren. Hätten die vier Gatten Frauen Nr. II geheiratet, wäre dasselbe der Fall gewesen. Das heißt, die Männer der Illitji-Hälfte einer oder beider dieser Typen von Frauen reproduzieren sich selbst. Aber wenn wir die Frauen Nr. III und IV betrachten, finden wir, daß die Folge gänzlich aufhört.

Setzen wir zum Beispiel den Fall, daß jeder obiger vier Gatten ein Weib Nr. III heiratet: Choolum heiratet ein Cheenum-Weib und sein Sohn ist Jamerum; Cheenum

[1]) Northern Tribes of Central Australia, 74, 100.

ehelicht eine Choolum und sein Sohn ist Yakomari; Bungarin nimmt ein Palyarin-Weib und sein Sohn ist Chooralum; Palyarin heiratet eine Bungarin und sein Sohn ist Chingulum. Diese vier Söhne gehören nun zur Liaritji-Hälfte. Wenn die vier Gatten Frauen Nr. IV geheiratet hätten oder eine Mischung beider Typen stattgefunden hätte, wäre das Ergebnis dasselbe gewesen.

Es ist klar, daß die vier Männer der sogenannten Illitji-Hälfte bisweilen Väter von Illitji-Kindern, bisweilen von Liaritji-Kindern sind, ganz nach der Frau, die sie heiraten. Was immer nun die Bedeutung der Bezeichnungen Illitji und Liaritji sein mag, so viel ist sicher, daß sie nicht die Namen zweier unabhängigen Hälften sein können, weil, wie oben gezeigt, die Söhne der Illitji-Männer notwendig in alle Sektionen der ganzen Gemeinschaft verstreut sein müssen. Dasselbe ist der Fall mit der Liaritji-Hälfte der Tabelle II.

Weil gewisse Sektionen von Männern mit gewissen Frauensektionen heiraten müssen und die Kinder einen bestimmten Sektionennamen erben, so ist es klar, daß die Zugehörigkeit der Nachkommen die gleiche ist, ob wir nun Tabelle I oder II annehmen; der ganze Unterschied liegt nur in der Anordnung der Sektionennamen in der Tabelle. Meine Tabelle (I) hat indes den Vorteil, daß sie die Frauen in zwei Kreise teilt, welche sich selbst immer wiederholen, während Spencers und Gillens Tabelle (II) eine solche immerwährende Folge der Illitji- und Liaritji-Hälften nicht aufweist.

Nichts kann etwas an der Tatsache ändern, daß die Deszendenz durchaus durch die Mutter erfolgt — nach beiden Tabellen. Wenn wir zum Beispiel die Herkunft eines Palyarin wissen wollen, wird man ihn fragen müssen, ob sein Vater Choolum, Cheenum, Chooralum oder Chingulum ist. Aber überflüssig ist es, nach seiner Mutter zu fragen, weil sie einzig und allein eine Chingulum sein kann.

Schließlich noch einige Worte über die Exogamie. Es ist unmöglich, den Stamm in zwei solche Teile zu teilen, daß die Männer eines Teiles die Frauen des anderen Teiles heiraten sollen und müssen, und umgekehrt. Es ist bereits konstatiert worden, daß Tabelle I diesem Postulate nicht entspricht, und es ist offenbar, daß auch Tabelle II keine solche Zweiteilung darstellt. Dies gilt auch für die Warramonga, Chingalee, Arunta, Binbingha, Warkaia und andere zentralaustralische Stämme.

Es entsteht hier die Frage, ob solch ein Brauch, wie absolute oder qualifizierte Exogamie, bei irgend einem australischen Stamme geübt wird. Hier ist nicht der Raum, auf diese Frage näher einzugehen; aber ich würde es mit Dank begrüßen, die Ansichten europäischer Ethnologen hierüber zu hören.

N. W. Thomas hat (1906) eine Arbeit veröffentlicht, auf die ich schon in meinem letzten Artikel zu sprechen kam (S. 183). Er akzeptiert die Ansichten Spencers und Gillens. Gegen Ende seines Werkes verliert er indes anscheinend das Vertrauen auf diese, wenn er seine Überzeugung dahin ausdrückt, daß es klar ist, „daß nur das Vorhandensein von Phratriennamen uns berechtigt, bestimmt zu sagen, daß die Deszendenz in männlicher Linie erfolgt.“ [1]) Im vorhergehenden habe ich die Phratriennamen Illitji und Liaritji, welche zum „einzigen Beweis der männlichen Deszendenz“ herangezogen worden sind, als solche widerlegt. Da damit die Basis, auf der diese Deszendenzfolge beruht, gefallen ist, müssen natürlich alle Argumente für sie verworfen werden.

[1]) Kinship and Marriage, 150.

Zur Anthropologie des oberen Salzachgebietes.

Von Dr. Heinrich Ploy in Wien.

(Mit 2 Abbildungen im Texte und 12 Tabellen.)

Schwalbe hat vor nicht langem wieder einmal das bekannte Klagelied von der dürftigen anthropologischen Durchforschung des deutschen Volkes erhoben und daran verschiedene Vorschläge geknüpft, die zum Teil jedoch ein derart radikales Eingreifen der bureaukratischen Staatsmaschine voraussetzen, daß sie in dem angedeuteten Umfange wohl kaum jemals verwirklicht werden dürften. Sollten nun auch, wie seit längerem geplant, in Deutschland umfassendere anthropologische Untersuchungen durchgeführt werden, so bleibt trotzdem nach wie vor der Spezialuntersuchung, die sich auf einen engen Raum beschränkt, eine gewisse Berechtigung; sind doch viele Nachteile derartiger Arbeiten auch bei Aufnahmen großen Maßstabes infolge der notwendigen Arbeitsteilung nicht ganz zu vermeiden. Man braucht da nur an die Arbeiten von Weisbach und Retzius zu erinnern.

Ein besonders dankbares Feld für Spezialuntersuchungen bieten unsere abgeschlossenen alpinen Hochtäler, wo sich im Gegensatze zu von wichtigen Verkehrsadern durchschnittenen Tälern, Ebenen oder gar an Kreuzungs- und Berührungspunkten von Verkehr und Völkern gelegenen städtischen Zentren, wie etwa Wien, doch noch eher ein gewisser Grundstock der ursprünglichen Bevölkerung zu erhalten vermochte. Im folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, in die anthropologischen Verhältnisse der Pinzgauer mehr Licht zu bringen, als es durch die Arbeit Weisbachs, dem nur bescheidenes Material zur Verfügung gestanden ist, möglich war.

Vorläufig wurden vom Verfasser die Gemeinden des Oberpinzgaues durchforscht, also die Ortschaften von Krimml abwärts bis einschließlich Piesendorf. Wenn nun bereits dieses Material verarbeitet und publiziert wird, ohne erst die geplanten Untersuchungen im Mittel- und Unterpinzgau abzuwarten, so geschieht dies in der Erkenntnis, daß das oberste Salzachtal, die Gegend um Zell am See und das Loferergebiet in anthropologischer Hinsicht doch derart individuelle Züge aufweisen, daß eine Scheidung ratsam oder wenigstens motiviert erscheint. Schon dem oberflächlich Beobachtenden dürfte es auffallen, um wieviel häufiger man im Oberpinzgau den schlanken, hochgewachsenen Typus mit scharf geschnittenen Zügen, fein geschwungener Nase antrifft als etwa bei Zell am See, wo ein untersetzter Typus stark vertreten ist, während wieder der Bezirk Lofer einen überaus wohlgearteten Menschenschlag beherbergt.

Der Oberpinzgau ist nach Osten breit geöffnet, gegen Tirol, das ihn im Norden, Westen und Süden völlig flankiert, mauerartig abgeschlossen; nur zwei tiefer gelegene Verkehrswege, der Paß Thurn und der Gerlospaß, führen bequem in die tirolische Nachbarschaft. Trotz dieser Abgeschlossenheit gegen Tirol hat seit jeher zwischen den beiden Ländern ein ganz bedeutender Verkehr stattgefunden, der auch eine gewisse Beeinflussung des körperlichen Habitus der Oberpinzgauer zur Folge

hatte, so daß der tirolische Einschlag recht häufig unverkennbar durchbricht. In den unteren Gemeinden, etwa von Uttendorf angefangen, tritt das Tirolertum rapid zurück. Diesem starken tirolischen Einschlage wurde insofern Rechnung getragen, als strenge zwischen Tirolern, Halbtirolern — Leuten, die väterlicher- oder mütterlicherseits Tiroler waren — und Pinzgauern unterschieden wurde.

Von den zirka 5500 erwachsenen männlichen und weiblichen Bewohnern des Oberpinzgaues gelang es bis jetzt, 750 Individuen, also rund 14%, eingehend zu untersuchen. Der Verfasser zog nach dem Beispiele Tappeiners von Dorf zu Dorf, Hof zu Hof und wurde durch Ärzte, Lehrer, Wirte, die völlige Vertrautheit mit der Art der Leute, nicht zuletzt durch ihre große Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit aufs beste unterstützt. Die Hauptschwierigkeit lag darin, eine unbewußte gewisse Auslese möglichst zu vermeiden und das fluktuierende Element, hier meist Tiroler, sorgfältig auszuscheiden.

Das reichhaltige Aufnahmsschema umfaßt an erster Stelle das genaue Nationale mit Alter, die Haar-, Bartfarbe und Haarform — gerade diese ist beim Vorkommen der dunklen Brachykephalen von Bedeutung —, Augen- und Hautfarbe, Körperhöhe und Kopfform, bei den Männern auch den Kopfumfang, ferner Gesichts- und Nasenbau, Qualität des Gebisses; überdies wurden Daten über die Höhenlage der Heimat, die Kinderzahl bei Ehen, das Vorkommen von struma u. a. gesammelt.

Für die Kopfmaße diente ein Tasterzirkel, der besonders bei weiblichen Individuen dem Schieberzirkel vorzuziehen ist und so ähnlich konstruiert war, wie der jüngst von Toldt beschriebene; für die Gesichts- und Nasenmaße ein gewöhnlicher Zirkel mit stumpfer Spitze. Bei der schwierigen Untersuchung der Haarfarben leistete eine von Kraitschek gütigst überlassene Locke wertvolle Dienste; Ammon und Retzius haben diese als blond, Weisbach jedoch als hellbraun bezeichnet. Ein Meßband, eigens verfertigter, tragbarer Apparat zur Aufnahme der Körperhöhe — sehr viele Körperhöhen wurden nach der Methode bei den schwedischen Aufnahmen genommen — vervollständigten die Ausrüstung.

Ziehen wir von den Untersuchten die zirka 300 Weiber, die Kretins, über welche spezielles Material gesammelt wird, ferner die wenigen nichttirolischen Fremden ab, so verbleiben im ganzen 423 Männer, von denen 48 auf Tiroler, 59 auf Halbtiroler und 316 auf Pinzgauer entfallen. Schon in der Zahl der Tiroler und Halbtiroler kommt das zum Ausdrucke, was vorhin erwähnt worden ist, wenn auch diese Prozentsätze zu hoch gegriffen sein dürften. Würde man etwa mit Hilfe der Matriken weiter auf die Abkunft zurückgreifen, so würden wohl noch viele Pinzgauer Familien zu ursprünglich tirolischen zu rechnen sein. Wer z. B. auf einen Kröll, Lerch, Kammerlander .... stößt, hat sicher einen Tiroler Abkömmling vor sich. In Krimml, Wald, Neukirchen und Mittersill ist das tirolische Element besonders stark vertreten. Die Tiroler, infolge starker Bevölkerung mancher Bezirke zur Auswanderung gezwungen, sind dem Pinzgauer im allgemeinen geistig und vielfach auch körperlich überlegen, vor allem die Unternehmungslustigeren, und verdrängen so recht häufig den mehr schwerfälligen autochthonen Bewohner; und es ist gewiß kein Zufall, wenn sich gerade die Gewerbe sehr oft in den Händen von Tirolern befinden. Die Bezirke Kitzbühel und Brixental scheinen die Mehrzahl der Einwanderer zu stellen, das Zillertal und die Täler südlich der Tauern dürften auf eine gleiche Zahl kommen; sehr viele Zillertaler haben sich am Ausgange des Gerlospasses, also in Wald und Krimml, angesiedelt.

Was nun das Alter der Untersuchten anbelangt, so dürfte dem gewonnenen Materiale gerade deshalb ein erhöhter Wert zuzusprechen sein, da nur durchaus

reife Leute herangezogen worden sind und das Durchschnittsalter daher ein recht bedeutendes ist. Über die Bedeutung des Alters bei anthropologischen Untersuchungen ist schon von berufenster Seite, so von Retzius und Pfitzner, gesprochen worden; letzterer hat vor kurzem nachgewiesen, daß beim Menschen überhaupt außer dem Geschlechte nur das Verhältnis der Kopflänge zur Kopfbreite und bis zu einer gewissen Grenze auch noch die Irisfarben konstant sind.

Das Durchschnittsalter der Tiroler beträgt 39, das der Halbtiroler 32 und der Pinzgauer 35 Jahre. Der weitaus größere Teil der Untersuchten stand im reifsten Mannesalter; hatten doch 30% der Pinzgauer ein Alter von mindestens 40 Jahren, 80% ein Alter von über 25 Jahren. Streng genommen dürften eigentlich bei Mittelzahlen und Vergleichen bis zur einer gewissen Grenze nur Gleichalterige herangezogen werden, um eine völlige Homogenität des Materiales zu sichern. Allein dieser rigorose Standpunkt ist bei Detailuntersuchungen nicht durchführbar.

Bis jetzt wurde das Material über Körperhöhe, Kopfform und Farbencharaktere eingehender verarbeitet; darüber handeln die folgenden Absätze.

Schon nach wenigen Tagen der Untersuchung fiel der ungewöhnlich hohe Prozentsatz von Hochgewachsenen und Übermäßigen auf, das nicht gar so seltene Vorkommen von Kleinen und die relativ geringe Zahl von Mittelgroßen, so daß es den Eindruck erweckte, als ob sich hier der Körperhöhe nach zwei ziemlich scharf voneinander abhebende Typen, ein kleinwüchsiger und ein bedeutend stärker vertretener hochgewachsener, gegenüberständen. Das Anwachsen der Zahl der Großen und Übermäßigen beunruhigte derart, daß viele Messungen in Gegenwart von Zeugen durchgeführt, Hand in Hand damit Erkundigungen über diese Erscheinung bei Leuten eingezogen wurden, die viel mit anderen in Berührung kommen, wie bei Ärzten, Lehrern, Wirten, wobei diese häufig vergleichsweise als Maß dienten. Viele erfuhren so erst, daß sie unter einem hochgewachsenen Menschenschlage wohnten, da man Leute mit 170, 171 *cm* Höhe nicht für groß ansieht und Männer mit rund 180 *cm* Höhe so häufig zu finden sind, daß sie nicht besonders auffallen.

Der kleinste Mann unter den Tirolern und Halbtirolern maß 160 *cm* Höhe, unter den Pinzgauern 152 *cm*; die größten Höhen belaufen sich der Reihe nach auf

Tabelle *a*.

Körpergröße der 48 Tiroler und 59 Halbtiroler (von 3 zu 3 cm).

Größe cm	Tiroler Prozent	Halbtiroler Prozent
160—163	4·2	6·8
164—166	16·7	13·6
167—169	10·4 <	16·9
170—172	31·3	20·3
173—175	16·7	13·6
176—178	4·2	11·9
179—181	6·3 >	10·2
182—184	2·1	5·1
185—187	8·3 >	1·7
188—190	—	—

Körpergröße der 316 Pinzgauer.

Größe cm	Prozent
152—155	1·9
156—158	0·9 <
159—161	3·2
162—164	6·3
165—167	12·7
168—170	20·6
171—173	17·1
174—176	18 >
177—179	7
180—182	6·6
183—185	2·8
186—188	1·3
189—191	0·9
192—194	0·6

187, 187 und 193 *cm*. Die tabellarische Vorführung der einzelnen Größenstufen (von Zentimeter zu Zentimeter) würde ein höchst unregelmäßiges Steigen und Fallen der Prozente ergeben, bei der geringen Zahl nicht anders zu erwarten. So fanden sich unter den Pinzgauern wohl vier (1·3%) mit 155 *cm* Höhe, dagegen keiner mit 154 oder 159 *cm*; die Rubrik 169 *cm* ist mit 5·4%, die von 170 *cm* aber mit 11·4% (der größten Prozentziffer) vertreten; und während die Rubrik 172 *cm* nur 2·8% aufweist, weisen die von 176 und 180 cm jedoch 7·6 und 3·8% auf. Ein bedeutend weniger zerrissenes Bild erhält man durch Zusammenfassung mehrerer Größenstufen, etwa nach dem Vorbilde Ammons von 3 zu 3 *cm*.

Zur besseren Illustrierung möge hier auch die graphische Darstellung der Größenverhältnisse bei den Pinzgauern (durch Konstruierung der Größenkurve) dienen, ebenso die Zusammenziehung auf fünf Klassen (nach Ranke).

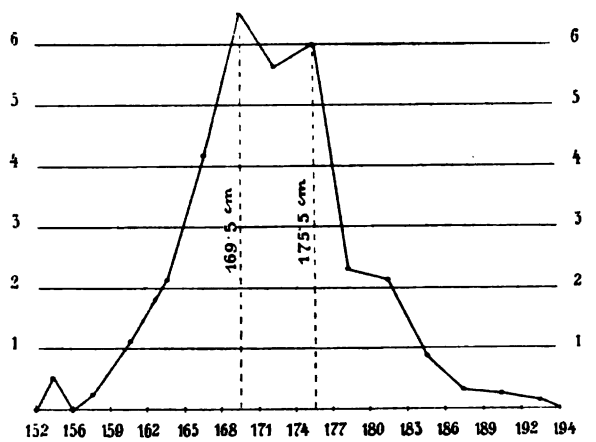


Abb. 1. Größenkurve der 316 Pinzgauer. Die Größen auf der Abszissenachse in Abstufungen von 3 zu 3 *cm*, die Prozente als Ordinaten aufgetragen. Jede Prozentzahl ist durch 3 zu teilen, da drei Intervalle vereinigt sind. Der unregelmäßige Verlauf der Kurve (in der Scheitelgegend) ist im geringen und wenig homogenen Material zu erklären. (Vgl. Ammon, Zur Anthropologie der Badener, S. 71, Fig. 1.)

Tabelle *b*.

Besetzung der fünf Größenklassen.

Größenklassen	Tiroler	Halbtiroler	Pinzgauer
	Prozent		
Mindermäßige (unter 157 *cm*)	—	—	2·2
Kleine (157—161 *cm*)	2·1	5·1	3·8
Mittelgroße (162—169 *cm*)	29·2	32·2	28·5
Große (170—174 *cm*)	39·6	32·2	33·5
Übermäßige (von 175 *cm* aufwärts)	28·7	30·5	32·3

Noch einfacher und übersichtlicher gestaltet sich das Bild, wenn wir bei allen drei Gruppen die Klassen auf drei vereinigen (Große, Mittelgroße und Kleine).

Tabelle *c*.

Vereinigung auf drei Klassen.

Größenklassen	Tiroler	Halbtiroler	Pinzgauer
	Prozent		
Kleine (unter 162 *cm*)	2·1	5·1	6
Mittelgroße (162—169 *cm*)	29·2	32·2	28·5
Große (von 170 *cm* aufwärts)	68·7	62·7	65·8

Die allgemeine Durchschnittsgröße (das arithmetische Mittel) beträgt bei den Tirolern 172·1, Halbtirolern 171·8 und Pinzgauern 171·6 *cm*. Die Tabellen weisen frappierend hohe Ziffern bei den Großen und Übermäßigen auf, wobei sich ganz deutlich die Tiroler durch ihre größere Körperhöhe abheben (68·7% Große unter den Tirolern gegenüber 65·7% bei den Pinzgauern, nur 2·1% kleine Tiroler und schon 6% kleine Pinzgauer, die Durchschnittsgrößen 172·1 und 171·6 *cm*). Nicht weniger als drei (6·3%) Tiroler sind 187 *cm* groß, unter den Pinzgauern aber gar fünf (1·5%) mindestens 190 *cm* hoch, fast durchaus ideal gewachsene, klassisch gebaute Riesen. Private Erkundigungen ergaben allerdings, daß diese Prozentziffern zu hoch gegriffen sind; allein diese Zahl an sich, auf die ganze männliche Bevölkerung des Oberpinzgaues bezogen, müßte schon eine recht bedeutende genannt werden.

Weisbach hat unter den salzburgischen Soldaten 163 Pinzgauer gemessen, von denen beiläufig 40 auf den Oberpinzgau entfallen sein dürften. Die Lungauer und Pinzgauer besaßen die größte Durchschnittshöhe (über 168 *cm*), werden darin aber nach Weisbach von den Kärntnern, Steirern und Niederösterreichern etwas übertroffen, während z. B. die schwedisch-finnischen Soldaten gleich hoch sind, die Soldaten von Baden, Württemberg, Elsaß-Lothringen oder gar der romanischen Staaten nicht unbeträchtlich niedrige Staturen zeigen. Es wurden übrigens noch ganz andere Ziffern gefunden, so von Froßberg an 35 Schweden, die allerdings höheren Klassen angehörten, eine Durchschnittsgröße von nicht weniger als 179 *cm*. Höher gewachsen als die Salzburger sind unter anderem noch die Serbokraten, Skandinavier (Schweden), Schotten und Engländer.

Zur Erklärung dieser auffälligen Zahlen wird es wohl angezeigt sein, vor allem das hohe Durchschnittsalter der Gemessenen ins Auge zu fassen. Pfitzner hat nachgewiesen, daß z. B. die Elsässer vom 20. bis 40. Lebensjahre um nicht weniger als 2 *cm* zunehmen, überhaupt erst beim 40. Jahre zu wachsen aufhören; auch Gould bezeichnet für die Schweden vom 21. bis 31. Lebensjahre wie Ammon für die Badener während ihres Militärdienstes von zwei Jahren eine beträchtliche Zunahme der Körperhöhe. Leider wird nicht allzu selten von den an Rekruten- und Soldatenmaterial gewonnenen Zahlen auf die Durchschnittsgröße der gesamten erwachsenen männlichen Bevölkerung geschlossen. Der Norddeutsche dürfte sicherlich mehr messen, als sich etwa aus der an Soldaten gewonnenen Zahl Meißners (169 *cm*) ergeben würde.

Der Pinzgau besitzt ferner den Vorteil, daß in den ihn begrenzenden Tälern Tirols — das Ahrntal allerdings ausgenommen — gerade der größte Menschenschlag von ganz Tirol haust, wie z. B. Toldts Untersuchungen erkennen lassen. Das Kalsertal, Iseltal mit seinen Nebentälern, das Zillertal, der Bezirk Kitzbühel beherbergen einen überaus hoch und schön gewachsenen Menschenschlag, dem die Pinzgauer, wie erwähnt, unverkennbar nachstehen; und gerade aus diesen Gegenden bezieht der Oberpinzgau vorzugsweise seinen Menschenersatz. Gewiß dürften hier auch gewisse Ausleseerscheinungen in Betracht kommen; dem Verfasser ist im Pinzgau ein körperlich oder geistig minderwertiger Tiroler noch nie begegnet. Überdies scheint im oberen Salzachtal die infolge häufigen Vorkommens des Kropfes an sich geringe Tauglichkeitsziffer bei den Mittelgroßen und Kleingewachsenen höher zu sein als unter den Großen; diese Erscheinung wäre nicht neu, bereits Röse fand in einigen mitteldeutschen Bezirken die Nichtassentierten größer als die Assentierten. Allerdings sind die obigen Zahlen insofern etwas zu korrigieren, als die noch immer sehr stark — zu zirka 2—3% — vertretenen Kretins und Schwachsinnigen aus-

geschieden worden sind; dafür besaßen aber nicht wenige Männer infolge ihres vorgerückten Alters nicht mehr die ursprünglich bedeutendste Größe.

Interessant und neu war die Bemerkung älterer intelligenter Leute, daß sich die „Rasse" im Pinzgau sozusagen „verbessere", daß man jetzt viel weniger Kretins antreffe wie früher; sollen doch einst die Kretins wagenweise nach Zell am See zur Assentierung gebracht worden sein. In der Tat ist das Zurückgehen des Kretinismus und das Anschwellen der Tauglichkeitsziffer offenkundig. Der Großvater des Verfassers hatte als Bezirksarzt vor zirka 50 Jahren beobachtet, daß z. B. der Markt Zell am See auf viele Jahre hinaus keinen einzigen Tauglichen aufzuweisen vermochte. Die fortschreitende Entsumpfung des Landes, der große, belebende Fremdenstrom, die tirolische Zuwanderung u. a. begünstigen die Sanierung des Landes.

Gewissermaßen zur Erprobung der obigen Daten hat der Verfasser nachträglich die Gemeinde Krimml, deren sämtliche Bewohner ihm bekannt sind, bezüglich der Körperhöhe qualifiziert. Krimml genießt nun nicht etwa den Ruhm, besonders große Bewohner zu besitzen — die Palme hierin soll Bramberg oder Wald gebühren —, und doch hatten von allen dahin zuständigen oder daselbst als ansässig geltenden Männern 24% übermäßige, 40% große (also 64% große über 170 *cm*) Staturen; 28% zählten zu den Mittelgroßen und 8% zu den Kleinen. Aus diesen Zahlen kann geschlossen werden, daß die früher genannten den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen.

In einem weiteren Absatze wollen wir nun auf die Kopfform der Untersuchten eingehen. So sehr in mannigfacher Hinsicht die Ansichten der Anthropologen divergieren, in der Frage über die Bedeutung der Kopf- und Schädelform herrscht doch eine gewisse Einigkeit. Meistens wird dem sogenannten Längenbreitenindex das ausschlaggebende Moment zuerkannt; seitdem Pfitzner nachgewiesen hat, daß dieses Verhältnis immer konstant bleibt, obwohl beide Faktoren bis etwa zum 40. Lebensjahre zunehmen, mit vollem Rechte. Länge und Breite wachsen aber nicht um absolut gleiche Werte, sonst müßte der Index mit dem Alter größer werden. Längst schon haben Forscher, wie Kollmann, Toldt, Zuckerkandl, Ranke, Holl, Woltmann, Kraitschek u. a., warnend ihre Stimme erhoben gegen die, sagen wir, allzu mechanische Manipulierung mit den gewonnenen Indexzahlen. Es wurde unter anderem betont, daß das Typische herausgearbeitet werden müsse, daß man keine Mittel aus zwei nebeneinander vorkommenden Typen ziehen, keine Mitteltypen fabrizieren dürfe, denn der Index grenze nicht immer die einzelnen Typen scharf voneinander ab, die Größe des Schädels decke sich nicht immer mit einer bestimmten Form usw. So konstatierte Holl selbst an hyperbrachykephalen tirolischen Schädeln eine gewisse Verwandtschaft mit dolichokephalen; Mesokephalie läßt sich nach Kollmann von der Dolichokephalie oft nur durch genaues Messen unterscheiden und Zuckerkandl hält die Mesokephalie überhaupt für wahrscheinlich keine Mischform, sondern nur für eine Varietät der Dolichokephalie; Aeby z. B. hat auch nach Steno- und Eurykephalie gruppiert. Nur in rein mechanischer Verwertung der Indizes konnte der verdienstvolle Tappeiner von 82% „Kurzköpfen" unter den Tirolern sprechen.

Der Verfasser suchte diesen Forderungen einigermaßen Rechnung zu tragen, indem er die (oft scheinbar) Brachykephalen genauer auf ihre Kopflänge und -Form untersuchte, um dabei zu interessanten Tatsachen zu kommen. Vorauszuschicken wäre noch, daß selbstverständlich die größte Kopflänge (von der Glabella zum Occiput) und die größte -Breite gewählt wurde.

Tabelle *d.*

Besetzung der Indexstufen.

Index	48 Tiroler	59 Halbtiroler	316 Pinzgauer
	Prozent	Prozent	Prozent
61	—	1·7	—
68	—	—	0·3
70	—	—	0·3 <
71	—	—	0·3 <
72	—	3·4	0·6
74	2·1	—	0·9
75	—	1·7 <	2·8
76	—	8·5	4·1
77	6·3	5·1 <	4·1 <
78	4·2 <	6·8 <	8·5
79	8·4	3·4 <	8·2 <
80	4·2 <	11·9	9·8
81	12·5	11·9 <	16·8
82	12·5 <	8·5	9·2
83	10·4	8·5 >	8·8
84	6·3	5·1	9·5 >
85	8·4 >	5·1 >	3·8 <
86	8·4 >	10·2 >	4·4
87	6·3	3·4	1·3
88	4·2	—	3·2 >
89	—	3·4 >	0·6
90	2·1	1·7	0·3
91	—	—	1·6 >
92	—	—	—
93	—	—	—
94	4·2 >	—	0·3

Wie wir aus der Tabelle ersehen, ist von einem regelmäßigen Steigen und Fallen der Indizes keine Rede, besonders bei den Tirolern und Halbtirolern, und zwar wiederum wegen der geringen Zahl. Der Indexspielraum ist ein recht großer; bemerkt man doch bei den Tirolern als niedrigste Indexzahl 74·7, als höchste 94·4 (Spielraum 20), bei den Halbtirolern gar die Zahlen 61·5 und 90·7 (Spielraum 29), bei den Pinzgauern 68·7 und 94·4 (Spielraum 26). Schon diese Zahlen beweisen, daß im obersten Salzachtal und in der Nachbarschaft Mischlinge vorherrschend sind. Eine bedeutend größere Stetigkeit und Symmetrie erhalten wir, wenn wir wieder nach dem Beispiele Ammons die Zwischenräume vergrößern und etwa zwei Indexstufen zusammenfassen; auch der Kurve kann, abgesehen von den extremsten Fällen, eine gewisse Symmetrie nicht abgesprochen werden. Es genügt wohl, wenn wir dies bei den Pinzgauern allein durchführen.

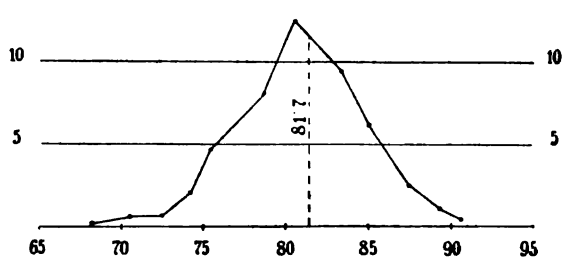


Abb. 2. Indexkurve der 316 Pinzgauer. Die Indices auf der Abszissenachse um je zwei Einheiten fortschreitend, für die Ordinaten die Hälfte der Prozente. Man kann mit der Symmetrie der Kurve zufrieden sein. (Vgl. Ammon, Zur Anthropologie der Badener, S. 87, Fig. 4.)

Tabelle *e*.

Zusammenfassung in zwei Indexstufen bei den 316 Pinzgauern.

Index	Prozent	Index	Prozent
68 bis 69	0·3	82 bis 83	18
70 „ 71	0·6	84 „ 85	13·3
72 „ 73	0·6 <	86 „ 87	5·7
74 „ 75	3·8	88 „ 89	3·8
76 „ 77	8·2	90 „ 91	1·9
78 „ 79	16·8	92 „ 93	0 <
80 „ 81	26·6	94 „ 95	0·3

Wenn auch dem Durchschnittsindex nach dem früher Gesagten kein besonderer Wert zukommt, so sollen doch die (mit Einschluß der Dezimalen) gewonnenen Zahlen genannt werden, und zwar für die Tiroler 83·3, Halbtiroler 81·4 und Pinzgauer 81·7. Die Halbtiroler sind weniger dolichokephal als die Pinzgauer, wie gleich gezeigt werden wird, und doch ist ihr Durchschnittsindex niedriger. Die Pinzgauer übertreffen an Dolichokephalie bedeutend die Tiroler und es gewährte dem Verfasser eine angenehme Überraschung, diese Zahlen mit den früher von anderen gewonnenen in fast völligem Einklange zu finden.

Für die Tiroler berechneten Rabl-Rückhard, Tappeiner, Ranke, Holl im allgemeinen hohe Durchschnittsindizes und nicht selten gerade in Tälern, wo der sonstige Typus auf ein starkes Überwiegen des sogenannten „homo europaeus", der „nordischen" Rasse schließen lassen, wie im Passeier, Burggrafenamt usw. Besonders auffällig war das häufige Vorkommen von Dolichokephalie im Zillertale, wo es Gemeinden mit 40—60% Dolichoiden gibt. Unter den hier untersuchten 48 Tirolern befanden sich 12 Zillertaler und diese hatten einen bedeutend geringeren Durchschnittsindex (82) als die übrigen; und während unter den 20 Nordtirolern 35%, den 16 Südtirolern 31% Indizes bis 82 besaßen, treffen wir unter den 12 Zillertalern 58%. Weisbach konstatiert an seinen 163 Pinzgauern den Durchschnittsindex 82·1 — der sich dem oben genannten also außerordentlich nähert — und betont ausdrücklich, daß die Pinzgauer unter den Salzburgern (Durchschnittsindex 82·7) am meisten dolichoid sind. In Wien z. B. sinkt allerdings der Index für Hernals auf 80·8 — die Langköpfigkeit von Großstädtern ist feststehend —, von den Landbezirken Niederösterreichs besitzen aber nur Baden und Bruck a. d. Leitha einen derartig niedrigen Index, alle übrigen ländlichen Bezirke Nieder- und Oberösterreichs jedoch einen höheren als der Pinzgau. Dieser bildet also mit dem Zillertale und dem benachbarten Bezirke von Windisch-Matrei und Kals sozusagen eine Insel von Dolichoiden im Meere des Brachykephalismus, der von Ranke auch für Bayern nachgewiesen ist, die salzburgische und tirolische Nachbarschaft ausgenommen, wo Dolichokephalismus bereits häufiger vorkommt.

Betrachten wir nun die Indexklassen (von 5 zu 5 Einheiten), die ein viel übersichtlicheres und richtigeres Bild gewähren.

Wir finden bei den Tirolern rund 21% Dolichoide, 16·6% Übergangsformen und 62·5% mäßig und stark Brachykephale. Die Indizes 81 und 82 sind am meisten vertreten, den Ausschlag geben die Hyper- und Ultrabrachykephalen. Bei den Halbtirolern sehen wir rund 30% Dolichoide, 25·5% Mittelformen und 44% Brachykephale; unter ihnen kommen die Indizes 80 und 81 am häufigsten vor. Von den Pinzgauern sind nicht ganz 3% Dolichokephale, 28% Dolichoide (Mesokephale), 26·6% mäßig und

Tabelle *f*.

Besetzung der Fünferklassen.

Index	Indexklassen	Tiroler	Halbtiroler	Pinzgauer
		Prozent	Prozent	Prozent
60 bis 64	Ultradolichokephale	—	1·7	—
65 „ 69	Hyperdolichokephale	—	—	0·3
70. „ 74	Dolichokephale	2·1	3·4	2·1
75 „ 79	Mesokephale	18·7	25·4	28·6
80 „ 84	Brachykephale	45·8	45·8	54·1
(80 „ 82)	(Übergangsform . . . . .)	(16·6)	(25·4)	(26·6)
85 „ 89	Hyperbrachykephale	27	22·0	13·3
90 „ 94	Ultrabrachykephale	6·3	1·7	2·1
Zusammenfassung in „Langköpfe" und „Rundköpfe".				
unter Index 80	Langköpfe	21	30	31
Index 85 und darüber	Rundköpfe	33	24	15·4

43% stärker Brachykephale. Der Index 81 begegnet uns mit 16·8%, fast gleich häufig die Indizes 78, 80, 82, 83 und 84 (mit rund 9%).

Die lehrreichste Übersicht ermöglicht die Zusammenfassung in zwei Indexklassen, in „Langköpfe" (Dolichoide unter Index 80) und „Rundköpfe" (Index 85 und darüber). Von den Tirolern sind fast 21% Langköpfe und 33% Rundköpfe, von den Halbtirolern 30% Langköpfe und 24% Rundköpfe, von den Pinzgauern jedoch 31% Langköpfe und nur 15·4% Rundköpfe. Die geringe Zahl von „Rundköpfen" unter den Pinzgauern tritt eklatant zutage und hierin sehen wir auch das wahre Verhältnis zu den Halbtirolern und Tirolern in einem viel deutlicheren und richtigeren Lichte, als der Durchschnittsindex zu bieten vermag.

Während die Salzburger nach Weisbach 18·5% Dolichoide aufweisen, stieß er unter den Pinzgauern auf 29%, eine Zahl, die ganz zu dem eben entworfenen Bilde paßt. Nächst dem Bezirke Zell am See kommt nach Weisbach der Bezirk Salzburg mit 15·65%, also der Hälfte der früheren Zahl. Oberösterreich beherbergt mehr Dolichoide als Salzburg, 20%, Niederösterreich 25% (Wien und die östlichen Bezirke!); auch in Kärnten und Steiermark wohnen sehr zahlreiche Dolichoide.

In den dem Oberpinzgau benachbarten Teilen Tirols ist das dolichoide Element etwas weniger stark vertreten, im Ostpustertal aber immerhin noch zu 21·6%, im Westpustertal zu 10·3%. Das Ahrntal ist ungemein stark brachykephal, über das auffallend dolichoide Zillertal wurde bereits oben gesprochen. Bei den Tirolern überwiegen die „Rundköpfe" bei weitem gegenüber den „Langköpfen", bei den Halbtirolern haben schon die „Langköpfe" das Übergewicht, bei den Pinzgauern aber das doppelte Übergewicht.

Unter den Slawen Österreichs z. B. finden sich viel weniger Dolichoide als unter den Deutschen der Alpenländer, so unter den Slowenen nach Weisbach 13·4%, den Serbokroaten nur 5·5%, nicht mehr nach Matiegka unter den Tschechen, während Polen und Ruthenen wieder dreimal so viel aufweisen wie die letztgenannten. Selbst die der Komplexion nach so germanischen Badener zählen nur 10% Lang-, dagegen 40·3% Rundköpfe.

Wie früher angedeutet, wurden die Brachykephalen etwas genauer auf die wahre Kopfform untersucht. Der Verfasser ging von der Wahrnehmung aus, daß die

Kopflänge von schon zirka 19 *cm* meistens eine mehr oder weniger auffällige Wölbung des Hinterhauptes nach sich zieht, also trotz der eventuellen bedeutenden Breite, womit der höhere Index verbunden ist, dem Kopfe einen dolichoiden Typus verleiht. Damit will jedoch nicht gesagt sein, daß etwa Köpfe von selbst bedeutend geringerer Länge nicht dolichoid sein können, was ja bei kleinen Köpfen z. B. sehr häufig der Fall ist. Nun hatten unter den brachykephalen Tirolern (mit Index über 82) 40% mindestens 19 *cm* Kopflänge, unter den Halbtirolern 46·2% und Pinzgauern 48·5%. Von den mäßig Brachykephalen (mit Index 80—82) der Pinzgauer besaßen aber fast 80% diese Kopflänge, ein Beweis dafür, wie angezeigt es wäre, diese Mittelform nach Weisbachs Vorschlag zu der dolichoiden zu schlagen. Mit anderen Worten also: der überwiegende Teil der Pinzgauer — und dies gilt in etwas beschränkterem Maße von den benachbarten Tirolern — dürfte eine mehr dolichoide Kopfform besitzen; die häufig zugleich bedeutende Kopfbreite weist aber viele dem Index nach der brachykephalen Kategorie zu. Auch Ammon stellte an den einfach Brachykephalen etwas (um 0·15 *cm*) über den Durchschnitt hinausgehende Kopflängen fest — allerdings auch unter dem Durchschnitte liegende Breiten — und spricht daran anknüpfend von der Einreihung dieser Klasse in die Kategorie der Dolichoiden. Man hat für das Zusammentreffen von größerer Kopflänge mit größerer Kopfbreite den terminus technicus „Eurydolichokephalie" geprägt und dieser Typus scheint in unseren deutschen Alpenländern eine sehr starke Verbreitung zu besitzen. Man trifft auch Leute mit hohem, schmalen Kopfe und steil abfallender Hinterhauptsschuppe, womit häufig ein hoher Index im Zusammenhange steht, sogenannte falsche Langköpfe. Auf beide Typen, besonders den ersteren, wäre also entschieden Rücksicht zu nehmen.

Einen interessanten Anhaltspunkt liefern die Mittel der Kopflängen und -Breiten. Für die Tiroler ergaben sich 18·9 und 15·7 *cm*, die Halbtiroler 19 und 15·4 *cm* und Pinzgauer 19 und 15·5 *cm*. Die Zahlen bei Weisbach sind nicht unbedeutend niedriger, 18·5 *cm* bei den Salzburgern (18·6 *cm* z. B. bei den Kärntnern und 18·8 *cm* bei den Steirern). Vielleicht kommt hier der Altersunterschied in Betracht? Außerordentlich sinken die Zahlen für die Kopflängen unter den hochgewachsenen Südslawen bei bedeutendem Anwachsen der Kopfbreite. Weisbach fand für die Serbokroaten die Ziffern 18·3 und 15·7 *cm*, für die Bewohner des Okkupationsgebietes (auch Serbokroaten) 18·2 und 15·6 *cm*. Die Tschechen besitzen zwar eine Kopflänge von 18·6 *cm*, dafür aber auch eine Breite von 15·9 *cm* und damit wohl die breitesten und rundlichsten Köpfe der Monarchie. An den Polen und Ruthenen wurden äußerst geringe Kopflängen und -Breiten festgestellt, die Zahlen 18 und 15·2 *cm* sowie 18·2 und 15·2 *cm*. Diese beiden nur mäßig hohen Völker dürften vielleicht die kleinköpfigsten der Monarchie sein. Dagegen weisen z. B. die Schweden eine Kopflänge von 19·3 *cm* und eine Kopfbreite von 15·1 *cm* auf, die Provinz Dalarne wird von Germanen mit nahezu 19·5 *cm* Kopflänge bewohnt; kein Wunder, daß sich der Durchschnittsindex der Schweden (77·8), bei denen das sogenannte „mittelländische" Element ganz und gar wegfällt, dem der Germanen der Reihengräber fast ganz nähert, daß hier 87% dolichoid sind, also bedeutend mehr, wie etwa für das benachbarte Norwegen Arbos Untersuchungen ergeben haben.

Die Längen schwanken bei den Tirolern von 17·5—20·5 *cm*, Halbtirolern von 17·8—20·4 *cm* und den Pinzgauern von 17·5—20·7 *cm*. Mindestens 19 *cm* Kopflänge hatten unter den Tirolern 58·3%, Halbtirolern 62·7%, den Pinzgauern jedoch 66·8%. An 8·3% der Tiroler, 8·5% der Halbtiroler und nicht weniger als 13% der Pinzgauer wurde eine Kopflänge von mindestens 20 *cm* gemessen: eine Bevölkerung mit der-

artigen Prozenten von so bedeutender Kopflänge muß im wahren Sinne des Wortes als dolichokephal bezeichnet werden.

Der Bezirk Zell am See, hier eigentlich der Oberpinzgau, durchlöchert also mit seiner stark dolichoiden Bevölkerung das Gesetz der Zunahme der Langköpfe und Abnahme der Brachykephalen nach Osten, das von Weisbach für die österreichischen Alpénländer nachgewiesen worden ist. Die Reihengräberfunde der noch immer vorwiegend dolichoiden Bajuvaren ergaben, daß damals schon viele brachykephale Elemente diesem deutschen Stamme beigemischt gewesen sein müssen. Es scheint nun eine ziemlich starke bajuvarische Welle in den Pinzgau (und die Nachbarschaft) verschlagen worden zu sein, die im Pinzgau — aus dem gegenüber vielen Tälern Deutschtirols hier relativ viel seltenerem Vorkommen von nichtdeutschen Namen und dem Mangel an prähistorischen Funden zu schließen — keine zahlreiche autochthone fremde Urbevölkerung vorgefunden haben dürfte. Es wohnten zwar im Salzachgebiete die keltischen Ambisontier (Bisontia = Pinzgau, Piesendorf), der einzige Zweig der Noriker, der, nach dem Tropaeum Alpium zu schließen, dem Vordringen der Römer hartnäckigen Widerstand geleistet haben soll. Allein dieser Stamm dürfte wohl im obersten breiten Tale schon wegen der damals wahrscheinlich noch stärkeren Versumpfung (geringe Zahl von Gehöften auf dem Talboden, Berg- und Schuttkegelsiedelung) nur sporadisch vertreten gewesen sein. Dagegen wurde schon damals Gold bei Gastein gewonnen, Kupfer auf der Kelchs- und Mitterbergalpe und Salz am Dürrnberg. Auch die Römer scheinen das unwirtliche Tal so gut wie gemieden zu haben, während im stark romanisierten salzburgischen Flachgau selbst nach Abberufung der Romanen durch Odoaker ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz solcher zurückgeblieben sein dürfte, ein großer Teil des Pongaues und Lungaues jedoch von einer wichtigen Verkehrsader durchzogen war. In der Gegend um Zell am See soll dann Ruperts Nachfolger Vitalis eine „Zelle" errichtet haben, um von hier aus den noch heidnischen Gau zu christianisieren. Verhältnismäßig spät wird der Hauptstrom der Bajuvaren wohl längs der Salzach (wahrscheinlich auch unter Benützung der Saalachlinie und der tirolischen Pässe) seinen Weg in den Gau genommen haben, der unter den Slaweneinfällen wohl wenig oder gar nicht zu leiden hatte. Im Congestum Arnonis lesen wir zwar von der „Zelle im Pinzgau", Saalfelden wird um 800 genannt, die erste Kirche im Oberpinzgau, Stuhlfelden, aber erst im Jahre 963. Dieser Grundstock der Bevölkerung wurde und wird allmählich von Tirolern durchsetzt und diese Zuwanderung wirkte und wirkt auch anthropologisch deformierend ein. Mit dem Gewinne an Körperhöhe ist für die Pinzgauer ein Verlust von Dolichokephalen verbunden. Da aber die benachbarten Tiroler selber häufig dolichoid sind, so wird dieser Prozeß nur sehr langsam vonstatten gehen.

In einem dritten Absatze wollen wir nun über die Komplexion der Untersuchten handeln.

Bereits Ammon und andere Forscher haben auf die so schwierige Bestimmung der Augen-, Haar- und Hautfarbe hingewiesen, da es bei den Pigmentfarben allein auf subjektive Schätzung ankommt. „Die Bestimmung einer Farbe ist als subjektiv nur approximativ, nicht absolut sicher." Es existieren wohl brauchbare Hilfsmittel, so die Tafeln Brocas, auch sind Schmidt, Luschan, Martin, Fischer u. a. mit interessanten Anregungen und Vorschlägen hervorgetreten; allein zu einer Einigung ist es in diesen so überaus bedeutsamen Fragen leider noch nicht

gekommen und jedermann schaltet und waltet nach bestem Gutdünken. Dem Verfasser leistete, wie schon gesagt, die von Kraitschek überlassene blonde Locke die besten Dienste, die von Weisbach jedoch als hellbraun bezeichet wurde, so daß also Hellbraune Weisbachs in unsere Kategorie blond fallen. Außer blond wurden noch die Kategorien braun, schwarz (nur wahrhaft schwarzes Haar mit bläulichem Schimmer) und rot aufgestellt. Die Haarform wurde ebenfalls berücksichtigt und hier straffes (sehr struppiges, hartes Haar, das sich etwa wie Pferdehaar anfühlt), schlichtes, welliges und krauses unterschieden; letzteres fehlt übereinstimmend bei den Deutschen der österreichischen Alpenländer fast vollständig, auch hier treffen wir nur einmal ausgesprochen krauses Haar. Kraitschek betont, daß den Typus nicht wenig der Bartwuchs und die Bartfarbe beeinflussen, oft mehr als die Kopfhaarfarbe: ganz mit Recht, zumal dann, wenn, wie im Pinzgau, häufig Vollbart getragen wird; deshalb wurde auch die Bartfarbe untersucht. Für die Farben können nicht nur die Forschungen Weisbachs, sondern auch das von Schimmer verarbeitete Material über die seinerzeitige Schulkinderuntersuchung herangezogen werden.

Bei der Haarfarbe kommt nun das hohe Alter der Untersuchten ganz besonders zur Geltung. So besaßen von den Tirolern nur 18·8%, Halbtirolern nahezu 34% und Pinzgauern 25·6% blondes Haar: mäßige Ziffern, die sicherlich noch etwas geringer ausgefallen wären, wenn das Material dem Alter nach völlig homogen gewesen wäre. Das häufigere Blond der Halbtiroler findet seine Erklärung wohl in dem geringeren Lebensalter und dem Umstande, daß zwei Familien zusammen sieben blonde Männer stellten.

Nach der Schulkinderstatistik gab es in den Bezirken Lienz (Windisch-Matrei), Bruneck, Schwaz und Kitzbühel etwas mehr Blonde als unter den Kindern des Bezirkes Zell am See (41·3%). Tappeiner fand ebenfalls in diesen tirolischen Bezirken verhältnismäßig viele Blonde. Weisbach stellte unter den Pinzgauern nur 18% Blonde (in seinem Sinne!) fest, dagegen 35% Hellbraune, von denen wohl manche unserer Kategorie blond angehörten. Salzburg samt Umgebung besitzt mehr blondes Element; im Vergleiche zu anderen Kronländern tritt jedoch Salzburg nicht unbeträchtlich zurück. Allerdings konstatierte auch Weisbach, daß in Salzburg die Hellbraunen wieder viel häufiger vorkommen als z. B. in Ober- und Niederösterreich.

Nach Virchow dunkelt der blonde Typus am stärksten nach; die Erscheinung des Nachdunkelns macht sich auch bei unserem Materiale geltend und kommt schon im Durchschnittsalter der einzelnen Klassen deutlich zum Ausdrucke. Das Durchschnittsalter der blonden Tiroler beträgt nämlich 32, das der Halbtiroler 30, der Pinzgauer 32 Jahre. Von den 20—23jährigen blonden Pinzgauern dürften wohl 20—30% zum braun nachdunkeln; nicht viel anders wird es sich mit dem Nachdunkeln in anderen deutschen Alpenländern verhalten.

Den weitaus größten Prozentsatz nehmen die Braunhaarigen ein, unter den Tirolern 73%, Halbtirolern 61 und Pinzgauern 70%. Als schwarzes Haar wird meistens eine besonders dunkle Nuance des braunen angesehen. Wirklich schwarzes, bläulich schimmerndes Haar ist selten anzutreffen; unter den Tirolern waren 6·8% in diesem Sinne schwarzhaarig, den Pinzgauern nur 3·5%. Rotes Haar findet man noch seltener, bei den Pinzgauern zu 1·3%.

Was nun die Haarform anbelangt, so herrscht schlichtes Haar bei allen drei Gruppen vor, bei den Tirolern und Halbtirolern rund zu 80%, bei den Pinzgauern in etwas geringerem Prozentsatze. 23% der Pinzgauer besaßen weiches Haar, unter den Tirolern 14 und Halbtirolern 15%. Dem sogenannten „homo alpinus“ wird mehr

straffes Haar zugesprochen; besonders struppiges, hartes Haar tritt relativ selten auf, zu 6% bei den Tirolern, 3·4% den Halbtirolern und 2·5% den Pinzgauern.

Die Bärte sind (weitaus) überwiegend hell, meist heller als das Haupthaar (wohl infolge des geringeren Alters), die Schnurrbärte häufig hellblond. Auch rötliche Töne treten oft auf, wiederum besonders bei den Schnurrbärten. Nach dem Gesamteindrucke waren 70% Pinzgauer, 67% Halbtiroler und 61% Tiroler blondbärtig. Die braunen Bärte finden sich seltener, schwarze nur vereinzelt, ausgesprochen rote etwas häufiger (3·5% bei den Pinzgauern).

Die häufig vorkommende braune Haarfarbe, mäßig vertretene blonde und selten vorhandene schwarze zwingt zum Schlusse einer äußerst weitgediehenen Zersetzung, wobei der dunkle Typus mehr aufgelöst wurde als der helle. Allerdings muß auch bemerkt werden, daß der dunkle Typus von allem Anfange an in Minderheit war. Im großen und ganzen ergeben sich hier zwischen Tirolern, Halbtirolern und Pinzgauern keine tiefgehenden Unterschiede; übertragen sich doch überhaupt die Farbencharaktere viel leichter als die Kopfform, die sich am konstantesten vererbt.

Die Feststellung der Augenfarbe bietet nicht weniger Schwierigkeiten als die der Haare, zumal die zahlreichen hellen Nuancen des Blau sehr leicht mit grauen Tönen zu verwechseln sind. Zu wenig berücksichtigt wird das häufige Vorkommen von blaugrauen Augen; solche wurden z. B. in großer Zahl von Retzius auch in Schweden gefunden. Als Mischaugen wurden jene aufgefaßt, die auch nur die geringste andersfärbige Beimengung der an sich hellen oder dunklen Iris aufwiesen. Grüne Augen sind allerdings auch Mischaugen, nur zählen wir nicht zu diesen (wie etwa Ammon) Augen mit grauen oder gar blauen Sektoren, Radien und Flecken — daher auch die vielen grünen Augen bei Ammon —, sondern nur solche mit vorwiegend grünlicher Grundfarbe und ausgesprochen grünlichem Eindrucke. Rein hell- und dunkelbraune Augen sind leicht zu erkennen, besonders letztere, die man so häufig als „schwarz" bezeichnet.

Unter den Tirolern gibt es nun 27% blaue Augen, unter den Halbtirolern 35·5% und Pinzgauern 32%. Nach der Schulkinderstatistik hatten die Bezirke Lienz, Bruneck, Kitzbühel und Schwaz etwas mehr blaue als Zell am See mit seinen 21·4%. Auch Tappeiner verzeichnet ziemlich hohe Zahlen. Weisbach fiel das seltene Vorkommen von blauen Augen bei den Salzburgern überhaupt (18·5%) und besonders bei den Pinzgauern (15·5%) auf. Es dürfte sich bei diesen recht bedeutenden Differenzen wohl hauptsächlich um die Einreihung der graublauen Augen handeln.

Graue Augen treten unter den Tirolern und Halbtirolern nicht so oft auf, rund zu 20%, bei den Pinzgauern zu 19%. Nach der Schulkinderstatistik und Weisbach wäre aber Salzburg das Land mit den meisten grauen (allerdings auch meisten hellen) Augen, die ja bereits Mischaugen sind (34·3%). Die Lichtäugigen überwiegen bedeutend, ihre Gesamtzahl stimmt fast völlig mit der vom Verfasser gewonnenen überein (52%).

Am meisten beträgt unter allen Kategorien die Zahl der gemischten Augen, bei den Pinzgauern und Halbtirolern fast gleich viel, 35%, bei den Tirolern 44%: ein neuerlicher Beweis der starken Zersetzung. Hell- und dunkelbraune Augen kommen relativ selten vor (bei den Tirolern und Pinzgauern rund 10%, bei den helleren Halbtirolern 5%), grüne noch seltener (3% bei den Pinzgauern).

Auch in der Augenfarbe weisen die drei Gruppen eine große Ähnlichkeit auf. Die hellen Töne überwiegen weitaus und wie fast überall, so finden wir auch hier mehr lichte Augen als lichte Haare und wieder mehr dunkle Haare als solche Augen.

Die vielen grauen Augen in Alt- und Niederbayern, zwischen Tauern und Inn, haben Mayr und Schimmer veranlaßt, auf eine hier prähistorische helläugige Bevölkerung zu schließen. Wahrscheinlich waren die eben schon vermischten Bajuvaren an sich sehr grauäugig und wir könnten daraus folgern, daß gerade in diesen Gebieten der bajuvarische Stamm in größter Intensität und seiner ursprünglichsten Art erhalten geblieben ist.

Die Untersuchung der Hautfarbe, um auch über diese das Wichtigste mitzuteilen, erfordert, wie jüngst Schwalbe gezeigt hat, ebenfalls die größte Sorgfalt; ist doch unter anderem die Dorsalseite stets dunkler als die Ventralseite. Es kommt bei kurzen Untersuchungen darauf an, den Gesamteindruck zu fixieren, was wiederum nur bei völlig Entkleideten möglich ist. Der Verfasser untersuchte die Männer an Brust und am Oberarme, also an zwei ziemlich hellen Stellen.

Tappeiner will dunkle Pigmentierung fast niemals gefunden haben; natürlich sind diese Behauptungen von vornherein abzulehnen, weist doch schon die Schulkinderstatistik für Tirol 26·21% Braunhäutige auf gegenüber 73% Weißhäutigen

Tabelle *g*.

Farbenverbindungen.

Ordnungszahl	Augenfarben	Haarfarben	Hautfarben	Tiroler	Halbtiroler	Pinzgauer
				Prozent		
1	blau	blond	weiß	10·4	22	13·6
2	„	braun	„	16·7	11·9	16·1
3	„	„	gelb	—	1·7	1·9
4	„	rot	weiß	—	—	0·3
5	grau	blond	„	2·1	8·5	7
6	„	„	gelb	—	—	0·3
7	„	„	braun	—	—	0·3
8	„	braun	weiß	10·4	8·5	9·8
9	„	„	gelb	4·2	3·4	1·6
10	„	„	braun	—	—	0·6
11	„	schwarz	„	—	1·7	—
12	„	rot	weiß	2·1	—	—
13	gemischt	blond	„	6·3	3·4	2·8
14	„	„	gelb	—	—	0·3
15	„	braun	weiß	29·2	23·7	26·3
16	„	„	gelb	—	6·8	4·4
17	„	„	braun	4·2	1·7	1·6
18	„	schwarz	gelb	2·1	—	1·3
19	„	„	braun	2·1	—	—
20	grün	blond	gelb	—	—	0·3
21	„	braun	weiß	—	—	1·3
22	„	„	gelb	—	—	0·3
23	„	„	braun	—	—	0·3
24	„	schwarz	gelb	—	1·7	0·3
25	hellbraun	blond	weiß	—	—	0·3
26	„	braun	„	—	—	0·6
27	„	„	gelb	—	—	0·3
28	„	„	braun	2·1	1·7	—
29	dunkelbraun	blond	weiß	—	—	0·3
30	„	„	braun	—	—	0·3
31	„	braun	weiß	—	1·7	3·2
32	„	„	gelb	2·1	—	1·9
33	„	„	braun	6·3	1·7	2·2

für Salzburg wurden die Zahlen 20·96 und 79·04 festgestellt, den Bezirk Zell am See 22% Braunhäutige. Weisbach, der fünf Kategorien angenommen hat, verzeichnet für Salzburg 36% mit nichtweißer Hautfarbe; allerdings entfallen davon 21% auf die sehr helle gebliche Nuance. Unter unseren Tirolern nun hatten 21% eine dunklere Hautfarbe, unter den Halbtirolern 20 und Pinzgauern 18%. Die Ober- und Niederösterreicher z. B. sind heller; wir müßten weit nach Süden wandern, um etwa unter den Slowenen und Kroaten ähnliche Verhältnisse zu finden wie bei den Salzburgern. Übrigens zählen z. B. selbst die sonst so blonden Badener nicht weniger als 17% Braune.

Im Anschlusse an die Farbencharaktere wollen wir nun auch etwas über die Kombination der Farben hinzufügen. Im ganzen sind nach dem oben angedeuteten Schema 64 Kombinationen möglich und davon trotz des geringen Materiales relativ sehr viele faktisch vorhanden, wie die Tabelle zeigt, bei den Tirolern 14, den Halbtirolern 15 und zahlreicheren Pinzgauern 29.

Wir bekommen den Eindruck einer beinahe völligen Zersetzung der ursprünglichen Typen. Für die kolossale Auflösung spricht vor allem der Umstand, daß die Farbenverbindung braune Haare, gemischte Augen und weiße Haut unter allen drei Gruppen am zahlreichsten vertreten ist (bei den Tirolern zu 29, den Pinzgauern zu 26%). Ferner befinden sich unter den Tirolern nur 10% mit ausgesprochen hellem Typus (blonde Haare, blaue Augen, weiße Haut), unter den Pinzgauern 14%, unter ersteren 10·5% mit dunklem Typus (braune Augen, Haare und Haut), unter letzteren 4%. Sehr oft stößt man auf die Kombination braune Haare, blaue Augen, weiße Haut (bei den Tirolern 16·7%, Pinzgauern 16·1%); die Kombination braune Haare, graue Augen, weiße Haut kommt bei Tirolern und Pinzgauern gleich oft vor, zu 10%.

Nach der Schulkinderstatistik gab es in Salzburg 60% Mischtypen und weniger Kinder mit hellem Typus (16·5%), als etwa in Istrien (!) oder Dalmatien (!); bleibt doch sogar das lichte Oberösterreich mit seinen 18·2% Hellen hinter Galizien zurück. Weisbach konstatierte unter den Salzburgern nur 15% mit dem hellen Typus, 14% mit dunklem und 70% mit gemischtem Typus. Wir treffen an unserem Material, wie leicht erklärlich, auf noch mehr Mischtypen, auf über 80%. Salzburg ist unter allen Kronländern am meisten zersetzt und der Prozeß einer allmählichen Ausgleichung aller Farbenmerkmale ist hier schon weit vorgeschritten. Wie grell stechen da z. B. die Badener mit 50% oder gar die Schweden mit 83·3% Hellen ab! Immerhin rufen die meist hellbraunen Haare, der blonde Bart, die überwiegend lichten Augen, zum Teil Gesichts- und Nasenform und nicht am geringsten die hohe Statur mit meist hellgefärbtem Antlitze einen mehr nordischen Charakter hervor.

Das Bild wäre nicht vollständig, wenn nun nicht einiges über Wechselbeziehungen hinzugefügt würde.

Daß eine enge Wechselbeziehung zwischen Körperhöhe und Kopfform besteht, ist schon des öfteren nachgewiesen worden, bekanntlich bereits im Jahre 1862 von Welcker in seinem Werke „Bau und Wachstum des Schädels", wo die Indexabnahme mit Zunahme der Körperhöhe klargelegt wird. Collignon fand für Frankreich, Zograf für Rußland und Livi für die von der nordischen Rasse öfters überfluteten Teile Italiens dieselbe Erscheinung; eine in die Augen springende Bestätigung des Gesetzes der stärkeren Langköpfigkeit der Großen bieten die Arbeiten von Ammon und Retzius.

Im großen und ganzen läßt sich dieses Gesetz auch an dem vorliegenden Materiale erkennen; ein genaueres Eingehen auf das Typische, die Länge des Kopfes

usw., würde wohl manche Unregelmäßigkeit abschwächen. Der Durchschnittsindex der Übermäßigen unter den Pinzgauern beträgt nur 80·3 (1·4 unter dem Mittel), der der Kleinen und Mindermäßigen jedoch 82·3 (0·6 über dem Mittel). Teilen wir die Klasse der Übermäßigen in Fünferklassen ein, so sehen wir mit Ausnahme der Klasse 185—189 *cm*, wo unter 8 Indizes zwei ultrabrachykephale den Durchschnitt erhöhen, eine regelmäßige Abnahme des Index.

Körpergröße	Index
175 *cm* bis 179 *cm*	81·35
180 „ „ 184 „	80·22
185 „ „ 189 „	83·07 (!)
190 „ „ 193 „	76·46

Die fünf „Riesen" besitzen die Indizes 71·7, 72·5, 77·5, 77·6 und 83.

Anschließend daran wollen wir auch die Methode durch Abteilung in Indexklassen anwenden.

Tabelle *h*.

Wechselbeziehungen der Körpergröße und Kopfform.

Kopfform	Zahl	Größe in Prozent									
		Übermäßige		Große		Mittlere		Kleine		Mindermäßige	
		48 Tiroler									
		14		19		14		1		0	
Dolichokephale	1	—	—	100	5·3	—	—	—	—	—	—
Mesokephale	9	22·2	14·3	55·6	26·3	22·2	14·3	—	—	—	—
Brachykephale	22	27·3	42·9	50	57·9	18·2	28·6	4·5	100	—	—
Hyperbrachykephale .	13	46·2	42·9	15·4	10·5	38·5	35·7	—	—	—	—
Ultrabrachykephale .	3	—	—	—	—	100	21·4	—	—	—	—
		59 Halbtiroler									
		18		19		20		2		0	
Extremdolichokephale	1	—	—	100	5·3	—	—	—	—	—	—
Dolichokephale	2	—	—	100	10·5	—	—	—	—	—	—
Mesokephale	15	33·3	27·8	20	15·8	46·7	35	—	—	—	—
Brachykephale	27	37	55·6	37	52·6	22·2	30	3·7	50	—	—
Hyperbrachykephale .	13	15·4	11·1	23·1	15·8	53·8	35	7·7	50	—	—
Ultrabrachykephale .	1	100	5·6	—	—	—	—	—	—	—	—
		316 Pinzgauer									
		102		106		89		12		7	
Hyperdolichokephale	1	—	—	100	1	—	—	—	—	—	—
Dolichokephale	7	42·9	2·9	42·9	2·8	14·3	1·1	—	—	—	—
Mesokephale	88	29·5	25·5	34·1	28·3	29·5	29·2	5·7	41·7	1·1	14·3
Brachykephale	171	33·9	56·9	35·1	56·6	25·7	49·4	2·3	33·3	2·9	71·4
Hyperbrachykephale .	42	28·6	11·7	23·8	9·4	40·5	19·1	7·1	25	—	—
Ultrabrachykephale .	7	42·9	2·9	28·6	1·9	14·3	1·1	—	—	14·3	14·3

So gibt es unter den übermäßigen Tirolern zwar sehr viele dem Index nach Brachykephale und Hyperbrachykephale, die meisten davon sind aber durchaus keine Kurzköpfe. Es möge hier daran erinnert werden, daß von Retzius sogar an seinem so zahlreichen homogenen schwedischen Material in der Größenklasse 180—184 *cm*

eine Steigerung des Index wahrgenommen wurde. Die Großen weisen schon 31·5% Meso- und Dolichokephale auf gegenüber 10·5% Hyperbrachykephalen, die Mittelhohen nur mehr 14% Mesokephale, dafür 57% Hyper- und Ultrabrachykephale. Bei den Halbtirolern bemerken wir auch ein Anwachsen der stark Brachykephalen mit der Abnahme der Statur. Von den Großen sind 16% dolichoid, die zwei Kleinen brachy- und hyperbrachykephal. Die Übermäßigen zählen aber auch hier wieder sehr viele Brachykephale und diese Zahl sinkt nicht nur bei den Großen, sondern auch bei den Mittelgroßen; dagegen schnellen die Hyperbrachykephalen von 11·1 und 15·8% bei den Übermäßigen und Großen auf 35 und 50% bei den Mittelhohen und Kleinen. Unter den Pinzgauern sind die Übermäßigen, die Riesen ausgenommen, etwas unbotmäßig, zählen aber immer noch 28% Dolichoide, die Großen aber 32%. Bei diesen zwei Gruppen sind jedoch ebenfalls die Brachykephalen in starken Prozentsätzen vertreten, um allerdings bei den Mindermäßigen noch um 15% zuzunehmen. Unter den Mittelgroßen und Kleinen finden wir bedeutend mehr stark Brachykephale als unter den Großen und Übermäßigen. Merkwürdigerweise sind aber auch unter den Kleinen sehr viele (41·7%) mesokephal. Auffallend ist das häufige Vorkommen von Brachykephalen unter allen drei Gruppen bei den Großen und Übermäßigen (zu fast gleichen Prozenten); sollte vielleicht diese Übereinstimmung auch ein Fingerzeig für die nahe Verwandtschaft vieler Brachykephalen mit den Dolichoiden sein? Eine nicht unbedeutende Rolle spielt bei allen diesen Kombinationen die oft konstatierte Verschränkung der typischen Merkmale durch Vererbung.

Kehren wir die Beziehung um und berechnen wir, wie viele Leute von jeder Indexklasse auf die fünf Größenstufen entfallen, so erhalten wir ein Bild, das ebenfalls die Wechselbeziehung zwischen Größe und Index beweist. Der einzige dolichoide Tiroler ist groß und 78% der Mesokephalen gehören zu den Übermäßigen und Großen. Die Dolichokephalen der Halbtiroler sind ebenfalls groß und die Mesokephalen unter den Übermäßigen und Großen stärker vertreten als in den anderen Kategorien. Von den acht dolichokephalen Pinzgauern erreichten drei eine übermäßige, vier eine große und einer eine mittelgroße Statur. Unter den Mesokephalen überwiegen die Übermäßigen und Großen (64%) beinahe um das Doppelte gegenüber den Mittelgroßen und Kleinwüchsigen (36%); allerdings sind auch wieder sehr viele Brachy- und Hyperbrachykephale unter den Übermäßigen und Großen.

Schon Weisbach fand wie für die Ober- und Niederösterreicher so auch für die Salzburger, daß Männer mit dolichoider Kopfform höheren Wuchses sind. Unsere dolichoiden Tiroler erreichen eine Durchschnittshöhe von 173 *cm*, während die ausgesprochen brachykephalen auf 170 *cm* herabsinken. Bei den Halbtirolern verhält es sich genau so und auch bei den Pinzgauern sind echt Brachykephale unter der Durchschnittshöhe.

Die bekannten Wechselbeziehungen zwischen Augen- und Haarfarbe lassen sich deutlich verfolgen.

Helle Augen verbinden sich gern mit lichten Haaren, Mischaugen und dunkle Augen selten mit blonden Haaren. Sehr viele blau- und grauäugige Tiroler und Pinzgauer besitzen auch braunes Haar, dagegen meiden bei den Pinzgauern die hellen Augen völlig das schwarze Haar. Die Mischaugen bevorzugen braunes, besonders schwarzes Haar (unter 11 schwarzhaarigen Pinzgauern haben 10 Mischaugen). Kehren wir die Beziehungen um, so tritt die innige Zusammengehörigkeit von einerseits hellen, anderseits dunklen Farben ebenfalls deutlich hervor. Auch an den Bärten läßt sich diese Erscheinung verfolgen, nur besitzen sehr viele Blondbärtige

Tabelle *I.*

Wechselbeziehungen der Augen- und Haarfarben, Haarform, Bart- und Hautfarben.

Augenfarbe	Zahl	Haarfarbe								Haarform								Bartfarbe								Hautfarbe					
		blond		braun		schwarz		rot		straff		schlicht		wellig		kraus		blond		braun		schwarz		rot		weiß		gelb		braun	
		48 Tiroler																													
		9		35		3		1		3		38		7		—		27		15		1		1		38		4		6	
blau	13	38·5	55·6	61·5	22·9	—	—	—	—	—	—	69·2	23·7	30·8	57·1	—	—	69·2	33·3	22·1	20	—	—	—	—	100	34·2	—	—	—	—
grau	9	11·1	11·1	77·8	20	—	—	11·1	100	11·1	33·3	88·9	21·1	—	—	—	—	66·7	22·2	—	—	—	—	11·1	100	77·8	18·4	22·2	50	—	—
gemischt . . .	21	14·3	33·3	76·2	45·7	9·5	66·7	—	—	4·8	33·3	81	44·7	14·3	42·9	—	—	52·4	40·7	38·1	53·3	4·8	100	—	—	85·7	47·4	4·8	25	9·5	33·3
grün	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hellbraun . . .	1	—	—	100	2·9	—	—	—	—	—	—	100	2·6	—	—	—	—	100	3·7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100	16·7
dunkelbraun .	4	—	—	75	8·6	25	33·3	—	—	25	33·3	75	7·9	—	—	—	—	—	—	100	26·7	—	—	—	—	—	—	25	25	75	50
		59 Halbtiroler																													
		20		36		3		—		2		48		9		—		36		15		1		1		47		8		4	
blau	21	61·9	65	38·1	22·2	—	—	—	—	4·8	50	71·4	31·3	23·8	55·6	—	—	85·7	50	—	—	—	—	—	—	95·2	42·6	4·8	12·5	—	—
grau	13	38·5	25	53·8	19·4	7·7	33·3	—	—	7·7	50	69·2	18·8	23·1	33·3	—	—	61·5	22·2	30·8	26·7	—	—	—	—	76·9	21·3	15·4	25	7·7	25
gemischt . . .	21	19·5	10	90·5	52·8	—	—	—	—	—	—	95·2	41·7	4·8	11·1	—	—	47·6	27·8	38·1	53·3	—	—	4·8	100	76·2	34	19	50	4·8	25
grün	1	—	—	—	—	100	33·3	—	—	—	—	100	2·1	—	—	—	—	—	—	100	6·7	—	—	—	—	—	—	100	12·5	—	—
hellbraun . . .	1	—	—	100	2·8	—	—	—	—	—	—	100	2·1	—	—	—	—	—	—	100	6·7	—	—	—	—	—	—	—	—	100	25
dunkelbraun .	2	—	—	50	2·8	50	33·3	—	—	—	—	100	4·2	—	—	—	—	—	—	50	6·7	50	100	—	—	50	2·1	—	—	50	25
		316 Pinzgauer																													
		81		220		11		4		10		231		74		1		201		72		—		10		258		41		17	
blau	101	42·6	53·1	56·4	25·9	—	—	1	25	2	20	72·3	31·6	25·7	35·1	—	—	88·1	44·3	5·9	8·3	—	—	2	20	94·1	36·9	5·9	14·6	—	—
grau	62	38·7	29·6	59·7	16·8	—	—	1·6	25	1·6	20	69·4	18·6	27·4	23	—	—	66·1	20·4	19·4	16·7	—	—	1·6	20	85·5	20·5	9·7	14·6	4·8	17·6
gemischt . . .	116	68·6	12·3	81	42·7	8·6	90·9	1·7	50	4·3	50	75	37·7	19·8	31·1	10·9	100	52·6	30·3	31	50	—	—	5·2	60	79·3	35·7	16·4	46·3	4·3	29·4
grün	8	12·5	1·2	75	2·7	12·5	9·1	—	—	—	—	62·5	52·2	37·5	4·1	—	—	25	1	62·5	7	—	—	—	—	50	1·6	37·5	7·3	12·5	5·9
hellbraun . . .	4	25	1·2	75	1·4	—	—	—	—	—	—	50	0·9	50	2·7	—	—	75	1·5	25	1·4	—	—	—	—	75	1·2	25	2·4	—	—
dunkelbraun .	25	8	2·5	92	10·5	—	—	—	—	4	10	84	9·1	12	4·1	—	—	20	2·5	48	16·7	—	—	—	—	44	4·3	24	14·6	32	47

Tabelle *k*.

Beziehungen zwischen Augen, Körperhöhe und Kopfform.

Augen	Zahl	Übermäßige		Große		Mittlere		Kleine		Minder-mäßige		Zwei Größenklassen				Dolicho-kephale		Meso-kephale		Brachy-kephale		Hyper-brachy-kephale		Ultra-brachy-kephale	
												Übermäßige	Große	Mittlere	Kleine										
48 Tiroler																									
		14		19		14		1		—		33		15		1		9		22		13		3	
blau	13	46·2	42·9	38·5	26·3	15·4	14·3	—	—	—	—	84·6	33·3	15·4	13·3	—	—	15·4	22·2	61·5	36·4	23·1	23·1	—	—
grau	9	33·3	21·4	44·5	21·1	22·2	14·3	—	—	—	—	77·8	21·2	22·2	13·3	11·1	100	11·1	11·1	55·6	22·7	22·2	15·4	—	—
gemischt . . .	21	38·8	35·7	38·1	42·1	33·3	50	4·8	100	—	—	61·9	39·4	38·1	53·3	—	—	19	44·5	38·1	36·3	28·6	46·2	14·3	100
grün	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hellbraun . . .	1	—	—	100	5·3	—	—	—	—	—	—	100	3	—	—	—	—	—	—	—	—	100	7·7	—	—
dunkelbraun .	4	—	—	25	5·3	75	21·4	—	—	—	—	25	3	75	20	—	—	50	22·2	25	4·5	25	7·7	—	—
59 Halbtiroler																									
		18		19		20		2		—		37		22		3		15		27		13		1	
blau	21	19	22·2	42·9	47·4	38·1	40	—	—	—	—	61·9	35·1	38·1	36·4	4·8	33·3	33·3	46·7	42·9	33·3	19	30·8	—	—
grau	13	38·5	27·8	23·1	15·8	30·8	20	7·6	50	—	—	61·5	21·6	38·5	22·7	7·6	33·3	23·1	20	46·2	22·2	23·1	23·1	—	—
gemischt . . .	21	33·3	38·9	28·6	31·6	38·1	40	—	—	—	—	61·9	35·1	38·1	36·4	4·8	33·3	23·8	33·3	42·8	33·3	23·8	38·5	4·8	100
grün	1	100	5·6	—	—	—	—	—	—	—	—	100	2·7	—	—	—	—	—	—	100	3·7	—	—	—	—
hellbraun . . .	1	—	—	—	—	—	—	100	50	—	—	—	—	100	4·5	—	—	—	—	100	3·7	—	—	—	—
dunkelbraun .	2	50	5·6	50	5·3	—	—	—	—	—	—	100	5·4	—	—	—	—	—	—	50	3·7	50	7·6	—	—
316 Pinzgauer																									
		102		106		89		12		7		208		108		8		88		171		42		7	
blau	101	23·8	23·5	29·7	28·3	30·7	34·8	5	41·7	1	14·3	53·5	26	36·6	34·3	3	37·5	29·7	3·4	50·5	29·8	13·9	33·3	3	42·9
grau	62	29	17·6	40·3	23·6	29	20·2	1·6	8·3	—	—	69·4	20·7	30·6	17·6	6·5	50	29	20·5	46·8	17	14·5	21·4	3·2	28·6
gemischt . . .	116	35·3	40·2	29·3	32·1	26·7	34·8	5·1	50	3·4	57·1	64·7	36·1	35·3	38	0·9	12·5	26·7	35·2	60·3	40·9	10·3	28·6	1·7	28·6
grün	8	—	—	62·5	4·7	25	2·2	—	—	12·5	14·3	62·5	2·4	37·5	2·8	—	—	25	2·3	62·5	2·9	12·5	2·4	—	—
hellbraun . . .	4	25	1	25	1	50	2·2	—	—	—	—	50	1	50	1·9	—	—	—	—	75	1·8	25	2·4	—	—
dunkelbraun .	25	32	7·8	44	10·4	20	5·6	—	—	4	14·3	76	9·1	24	5·6	—	—	28	8	52	7·6	20	11·9	—	—

Mischaugen. Das straffe Haar verbindet sich mit lichten und dunklen Augen, das wellige mehr mit hellen, sehr gern auch mit gemischten. Die weiße Hautfarbe zeigt eine große Neigung zur Verbindung mit hellen oder gemischten Augen; braune oder auch nur gelbe Hautfarbe geht eine Verbindung mit blauen und grauen Augen selten ein. Die Häufigkeit der Verbindung gleichartiger Farben ist bei der Haut mit Augen (und Haar, vgl. Tab. *m*) viel stärker als bei Augen und Haar: Die Hautfarbe widersteht also länger der Kreuzung.

Vergleichen wir die Augenfarbe mit der Körperhöhe, so finden sich zwar sehr viele Blau- und Grauäugige unter den Großen, sehr wenige unter den Kleinen; aber bei den Pinzgauern zählen gerade die Braunäugigen viele Übermäßige und Große; es tritt eben auch hier häufig Verschränkung (Wettschlagung) ein.

Tabelle *l*.

Beziehungen zwischen Haarfarbe und Körpergröße.

Haare	Zahl	Übermäßige		Große		Mittlere		Kleine		Minder-mäßige		Zwei Größentafeln			
												Übermäßige	Große	Mittlere	Kleine
		48 Tiroler													
		14		19		14		1		—		33		15	
blond .	9	11·1	7·1	44·4	21·1	44·4	28·6	—	—	—	—	55·6	15·2	44·4	26·7
braun .	35	34·3	85·7	37·1	68·4	25·7	64·3	2·9	100	—	—	71·4	75·8	28·6	66·7
schwarz	3	—	—	66·7	10·5	33·3	7·1	—	—	—	—	66·7	6·1	33·3	6·7
rot . . .	1	100	7·1	—	—	—	—	—	—	—	—	100	3	—	—
		59 Halbtiroler													
		18		19		20		2		—		37		22	
blond .	20	20	22·2	30	31·6	50	50	—	—	—	—	50	27	50	45·5
braun .	36	36·1	72·2	33·3	63·2	25	45	5·6	100	—	—	69·4	67·6	30·6	50
schwarz	3	33·3	5·6	33·3	5·3	33·3	5	—	—	—	—	66·7	5·4	33·3	4·6
rot . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		316 Pinzgauer													
		102		106		89		12		7		208		108	
blond .	81	32·1	25·5	29·6	22·6	32·1	29·2	6·2	41·7	—	—	61·7	24·1	38·3	28·7
braun .	220	32·7	70·6	33·6	69·8	27·3	67·3	3·2	58·3	3·2	100	66·4	70·2	33·6	68·5
schwarz	11	27·3	2·9	54·5	5·7	18·2	2·2	—	—	—	—	81·8	4·3	18·2	1·9
rot . . .	4	25	1	50	1·9	25	1·1	—	—	—	—	75	1·4	25	0·9

An den Kombinationen zwischen Haarfarbe und Körperhöhe fällt es auf, daß unter den Blonden weniger Übermäßige und Große vorhanden sind als unter den Braunen und Schwarzhaarigen. Weisbach fand unter den (dolichoiden) Salzburgern auch die Dunkelhaarigen größer als die Blonden und überhaupt die Lichthaarigen der verschiedenen Kopfformen kleineren Wuchses als die Dunkelhaarigen; Ähnliches in Oberösterreich, während es sich in Niederösterreich umgekehrt verhält. Selbst unter den Schweden stellte Retzius eine größere Zahl von Kleinen bei den Blonden als bei Braun- und Dunkelhaarigen fest. Berechnen wir die Durchschnittsziffer, so gehen allerdings die blonden Pinzgauer mit 172·1 *cm* Höhe über die Durchschnittsgröße hinaus. Auch hier sehen wir wieder einmal ein Beispiel, zu welchen Differenzen die Berechnungen nach dem Durchschnitte oder den Klassen führen. Von engeren Beziehungen zwischen Haarfarben und Körperhöhe kann also (hier wenigstens)

nicht gesprochen werden. In Italien z. B. sind nach Livi diese Beziehungen nicht so disharmonisch wie bei uns in den Alpen oder etwa in Baden; wohl infolge des überwiegenden Vorkommens des kleinen dunklen Typus in Süd- und Mittelitalien.

Auch über Farben und Kopfform wurden Untersuchungen angestellt. Nach dem soeben Gesagten darf es uns nicht überraschen, auch hier die größte Mannigfaltigkeit und das bunteste Durcheinander zu sehen.

Wir finden zwar eine bedeutend größere Zahl von Dolichoiden bei den blauäugigen Tirolern, Halbtirolern und Pinzgauern (vgl. Tab. *k*) als etwa z. B. unter den blauäugigen Badenern und gegenüber Baden eine geringere Zahl von braunäugigen Dolichoiden; allein auffällig sind diese geringen Wechselbeziehungen nicht.

Was Haarfarbe und Kopfform anbelangt, so übertreffen bei den Pinzgauern die Dolicho- und Mesokephalen etwas die Mittelzahl der Blonden (29·1% gegenüber 24·6%), während die acht Brachykephalen es auf kaum 22·4% bringen. (Hier fehlt die Tabelle.)

Ziemlich regelmäßige Beziehungen bestehen zwischen Hautfarbe und Kopfform (vgl. Tab. *m*).

Unter den dolichoiden Tirolern, Halbtirolern und Pinzgauern überwiegt bei weitem die weiße Haut, alle Dolichokephalen z. B. besitzen weiße Hautfarbe. Im allgemeinen aber treten zwischen Gestalts- und Farbenmerkmalen keine besonders deutlichen Wechselbeziehungen hervor, doch müssen wir stets die geringe Zahl der Untersuchten stark in Betracht ziehen.

Obwohl das Material über Gesicht und Nase noch nicht genauer verarbeitet ist, soll doch bereits an dieser Stelle vor den Schlußfolgerungen bemerkt werden, daß im allgemeinen Dolichoprosopie und Leptorrhinie vorherrschend zu sein scheinen. Selbst etwas breitere Gesichter machen häufig noch einen germanischen Eindruck, zumal Stumpfnasen ziemlich selten zu finden sind, viel seltener als z. B. nach Ranke in Altbayern (dort 25%). Das lange Gesicht ist aber durchaus nicht immer mit langem Kopfe verbunden; es kommt auch der langgesichtige Kurzkopf und umgekehrt wieder der kurzgesichtige Langkopf vor.

Wir sind beim Schlusse. Aus den angeführten Tatsachen können kurz folgende Schlüsse gezogen werden:

1. Die Oberpinzgauer stehen mit der Bevölkerung der angrenzenden tirolischen Täler in inniger Verwandtschaft und Durchdringung.

2. Diese nahe Verwandtschaft kommt auch im äußeren Habitus, besonders in der Körpergröße und Komplexion, zum Ausdrucke.

3. Es lassen sich jedoch einige Unterschiede und Übergänge verfolgen; die Tiroler besitzen unter anderem eine etwas höhere Statur, die Pinzgauer häufiger dolichoide Kopfform.

4. Wenige Bezirke in den österreichischen Alpenländern weisen so viele Dolichoide auf wie der Pinzgau, der dadurch besonders von den übrigen salzburgischen Gauen absticht.

5. Die Mehrzahl der Brachykephalen und viele Hyperbrachykephale stehen (infolge der bedeutenden Kopflänge und Hinterhauptswölbung) den Dolichoiden nahe; ausgesprochene Kurzköpfe sind mäßig vertreten.

6. Die Komplexion ist heute noch im allgemeinen eine ziemlich helle, doch ist bereits eine sehr starke Zersetzung der Farbencharaktere eingetreten; der dunkle Typus wurde dabei bedeutend mehr aufgelöst als der helle.

Tabelle *m*.

Beziehungen zwischen Haut- und Haarfarben, Körpergröße und Kopfform.

Hautfarbe	Zahl	blond		braun		schwarz		rot		Übermäßige		Große		Mittlere		Kleine		Minder-mäßige		Dolicho-kephale		Meso-kephale		Brachy-kephale		Hyper-brachy-kephale		Ultra-brachy-kephale	
		48 Tiroler																											
		9		35		3		1		14		19		14		1		—		1		9		22		18		3	
weiß	38	23·7	100	71·1	77·1	2·6	33·3	2·6	100	36·8	100	39·5	78·9	21·1	57·1	2·6	100	—	—	2·6	100	15·8	66·7	47·4	81·4	28·9	84·6	5·3	66·7
gelb	4	—	—	75	8·6	25	33·3	—	—	—	—	75	15·8	25	7·1	—	—	—	—	—	—	25	11·1	75	13·6	—	—	—	—
braun	6	—	—	83·3	14·3	16·7	33·3	—	—	—	—	16·7	6·6	83·3	35·7	—	—	—	—	—	—	33·3	22·2	16·7	4·5	33·3	15·4	16·7	33·3
		59 Halbtiroler																											
		20		36		3		—		18		19		20		2		—		3		15		27		13		1	
weiß	47	42·6	100	57·4	75	—	—	—	—	34	88·8	29·8	73·7	34	80	2·1	50	—	—	6·4	100	29·8	93·3	40·4	70·4	21·3	76·9	2·1	100
gelb	8	—	—	87·5	19·4	12·5	33·3	—	—	25	11·1	50	21·1	25	10	—	—	—	—	—	—	12·5	6·7	75	22·2	12·5	7·7	—	—
braun	4	—	—	50	5·6	50	66·7	—	—	—	—	25	5·3	50	10	25	50	—	—	—	—	—	—	50	7·4	50	15·4	—	—
		316 Pinzgauer																											
		81		220		11		4		102		106		89		12		7		8		88		171		42		7	
weiß	258	29·5	93·8	66·7	78·2	2·3	54·5	1·6	100	35·3	89·2	33·3	81·1	26·7	77·5	3·5	75	1·2	42·9	3·1	100	30·2	88·6	52·7	79·5	11·6	71·4	2·3	85·7
gelb	41	7·3	3·7	80·5	15	12·2	45·5	—	—	14·6	5·9	39	15·1	39	18	4·9	16·7	2·4	14·3	—	—	17·1	8	63·4	15·2	19·5	19	—	—
braun	17	11·8	2·5	88·2	68	—	—	—	—	29·4	4·9	23·5	3·8	23·5	4·5	5·9	8·3	17·6	42·9	—	—	17·6	3·4	52·9	5·3	23·5	9·5	5·9	14·3

7. Es bestehen trotz der geringen Zahl zwar Wechselbeziehungen, so die bekannten zwischen Körpergröße und Index, Augen-, Haar- und Hautfarben; häufig kommt aber auch Verschränkung der Farben- und Gestaltsmerkmale vor.

8. Die Bewohner des Pinzgaues — dasselbe gilt wohl im großen und ganzen auch für das ganze Gebiet zwischen Inn und Tauern, das Ziller- und Pustertal samt Nebentälern — sind hervorgegangen aus überwiegend bereits stark vermischten bajuvarischen Einwanderern, die dort und da Reste einer kleineren, dunklen, rundköpfigen Rasse angetroffen haben dürften.

9. Im Verlaufe der Jahrhunderte sind die ursprünglichen Typen fast völlig in Mischtypen aufgegangen; Statur, Kopf(Schädel)bau (Gesichtstypus), zum Teil die Komplexion erinnern heute noch mehr an das nordische als das dunkle, rundköpfige Element.

Diskussion.

1. Hofrat Toldt: Es ist sehr erfreulich, daß sich Herr Dr. Ploy mit somatologischen Untersuchungen im Pinzgau beschäftigt, und ich zweifle nicht, daß die weitere Fortsetzung derselben die schönen Ergebnisse, welche er uns heute schon mitteilen konnte, noch wesentlich ergänzen und vervollständigen wird. Ich bin schon seit langem zur Überzeugung gekommen, daß somatologische Forschungen dann einen ganz besonderen Wert besitzen, wenn im Zusammenhange mit ihnen die ethnologischen, linguistischen und namentlich auch die Besiedlungsverhältnisse, mit einem Worte, wenn alle jene Umstände eingehende Berücksichtigung finden, welche einen möglichst genauen Einblick in die Konstruktion der Bevölkerung zu gewähren vermögen, d. h. wenn Untersuchungen nach allen diesen Richtungen parallel gehen und entsprechend verwertet werden. Dies ist natürlich um so besser möglich, je enger und je schärfer das Untersuchungsgebiet abgegrenzt ist. Als solche Gebiete erscheinen vor allem die meisten Hochtäler unserer Alpenländer. Denn in ihnen kann nicht nur auf Grund genauen Studiums der Orts-, Flur- und Familiennamen, der Lage und Bauart der Häuser sowie verschiedener anderer Umstände die Art und Zeitfolge der ursprünglichen Besiedlung genau festgestellt werden, wie dies beispielsweise vor kurzem durch Herrn Dr. Mader in Brixen für das Aferstal in Tirol geschehen ist, sondern es ergeben auch die vorhandenen Kommunikationswege ohneweiters die Quellen, aus welchen sich im Laufe der Zeit Beimischungen zur angesessenen Bevölkerung vollzogen haben, ein äußerst wichtiges Moment, welches der Herr Vortragende in dankenswerter Weise seinen Untersuchungen geradezu zugrunde gelegt hat.

In dieser Weise vorgenommene Detailforschungen gewinnen eine ganz andere wissenschaftliche Bedeutung, als die auf weite Gebiete europäischer Kulturländer sich erstreckenden Massenuntersuchungen. Der Wert dieser letzteren beruht der Hauptsache nach darin, daß der somatische Zustand der Bevölkerung im großen und ganzen festgelegt wird, und zwar kann dies nach den obwaltenden Umständen in der Regel nur in bezug auf Kinder und erwachsene Männer geschehen. Die erwähnten Detailuntersuchungen hingegen vermögen nicht nur ein getreueres Bild von den somatischen Verhältnissen einer bestimmten Bevölkerung zu vermitteln, weil es viel leichter ist, auch erwachsene Personen weiblichen Geschlechtes und überhaupt eine verhältnismäßig größere Quote der Erwachsenen heranzuziehen, sondern sie sind auch bei weitem mehr geeignet, über die körperlichen Eigenschaften einzelner Volksstämme und über den Einfluß der erfolgten Vermischungen Aufschluß zu bieten. Deshalb darf gerade von solchen Untersuchungen ein wesentliches Fortschreiten unserer Kenntnisse erwartet werden, und jede einzelne von ihnen ist mit Freude zu begrüßen.

2. Dr. Kraitschek: Es ist nicht notwendig, anzunehmen, daß die in den Oberpinzgau eingewanderten Bajuvaren sich erst dort mit dem homo alpinus vermischten, es erscheint vielmehr wahrscheinlich, daß eine solche Vermischung schon in ihren früheren Sitzen stattgefunden habe und das Element des homo alpinus also mit den einwandernden Germanen zusammen ins Land gekommen sei. Für die anthropologische Beschaffenheit der Bevölkerung alpiner Täler ist es nun bedeutsam, ob die einwandernden Germanen daselbst eine Vorbevölkerung fanden oder ob sie in menschenarme oder ganz menschenleere Täler einwanderten. Im ersteren Falle ist eine weitere Aufnahme brachykephaler Elemente wahrscheinlich, im letzteren aber darf man eine bessere Erhaltung der germanischen Rassenmerkmale voraussetzen. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, zu untersuchen, ob die relative Reinheit der germanischen Rasse im oberen Pinzgau, im Zillertale und einigen anderen Tälern Osttirols, die sich hauptsächlich durch größere Langköpfigkeit, hellere Farbenmerkmale und bedeutende Körpergröße charakterisiert, durch den Mangel oder die geringe Zahl einer vorgermanischen Bevölkerung bedingt wird.

LITERATURBERICHTE.

20.

Matsumura Akira: *A Gazetteer of Ethnology.* Tokyo 1908. XVI + 219 S. 8°. 6 maps.

Dem Fleiße eines Japaners war es vorbehalten, ein Werk zu schaffen, dessen Mangel sich den Fachgeographen und Ethnographen oft empfindlich fühlbar machte. Es fehlte bisher an einem Lexikon, welches alle Völker- und Stammesnamen aus der Vergangenheit und Gegenwart mit Angabe des Wohnortes aufführt. Das Literaturverzeichnis weist 140 bei Abfassung der Arbeit benützte Werke und Zeitschriftenartikel auf. Soweit die angestellten Stichproben ergaben, hat der Verfasser im vorliegenden gleichzeitig in englischer und japanischer Sprache abgefaßten Werke mit anerkennenswerter Vollständigkeit alle Volks- und Stammesnamen (meist auch die Namen der Sub-Tribus) unter Anführung aller bekannten Synonyma registriert und auch die Wohnsitze durchwegs richtig angegeben. Auch auf den beigegebenen Kartenblättern ist der Wohnort der wichtigsten Völker in roter Farbe eingetragen; hier hätte sich allerdings — trotz des kleinen Maßstabes der Karten — eine größere Vollständigkeit leicht erzielen lassen können. Manche Blätter (z. B. Südamerika, Asien) erscheinen geradezu leer; das Blatt Europa ist sogar geeignet, falsche Vorstellungen zu erwecken (in Österreich sind die Deutschen als Volk ganz fortgelassen; ein Volk der „Schweizer" existiert bekanntlich nicht; in Rußland fehlen wichtige Stämme, wie Wogulen, Syrjänen, Liven) usw.

Wien. *Dr. Rich. Lasch.*

21.

Hovorka, Dr. O. v., und Dr. A. Kronfeld: *Vergleichende Volksmedizin.* Stuttgart (Strecker & Schröder), 1908.

Dieses epochemachende Werk, auf welches wir bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung aufmerksam gemacht haben (siehe diese Mitteilungen 1908, S. 194), liegt nun bis zur dritten Abteilung vor. Das Urteil, welches wir damals abgegeben haben, bedarf keiner Änderung. Ein ungeheures Material ist in dem Buche aufgehäuft. An Reichhaltigkeit der darin zum ersten Male zusammengetragenen, auf das gesamte Gebiet der Volksmedizin bezughabenden Fakten läßt sich das Werk nur dem berühmten Buche von Ploss-Bartels über das Weib an die Seite stellen. Allerdings konnte das über die Medizin der Naturvölker Gebotene bei dem unbefriedigenden Stande unserer Kenntnisse in diesem Gebiete nur dürftig ausfallen; reichlicher fließen schon die Quellen für die Halbkulturvölker und die Volksmedizin der germanischen, romanischen und slawischen Stämme Europas ist mit einer geradezu Staunen erregenden Vollständigkeit behandelt. Es macht sich zwar ein gewisser Mangel an Einheitlichkeit fühlbar, was wohl zum Teil darauf zurückgeht, daß der Stab der Mitarbeiter knapp vor und noch während des Erscheinens des Buches sich noch immer vergrößerte, so daß an eine organische Verschmelzung und Verarbeitung der vielen Einzelbeiträge nicht mehr gedacht werden konnte. Auch die Gruppierung des Stoffes bot an sich oft schon Schwierigkeiten und führte zu häufigen Wiederholungen. Sollte eine dem Werke nur zu wünschende Neuauflage jemals stattfinden, so werden sich die angedeuteten Mängel leicht zum Verschwinden bringen lassen. Vielleicht könnte dann auch der erste, allgemeine Teil, welcher in lexikalischer Form die in der Volksmedizin vorkommenden Sitten, Bräuche und Objekte behandelt, ganz wegfallen, da er viel der Fachwelt ohnehin längst Bekanntes enthält, während anderseits in Laienkreisen ein Bedürfnis nach einem Nachschlagewerke über Volksmedizin in Lexikonform doch kaum bestehen dürfte. Das wichtige Detail wäre dem speziellen Teile an gehöriger Stelle einzuverleiben.

Es erscheint untunlich, aus dem reichen Inhalte des Werkes hier einiges herauszugreifen und begnügen wir uns daher hier bloß, auf die durch eine geradezu unerreichte Vollständigkeit der Daten sich auszeichnenden Abschnitte über Epilepsie (II, S. 209 f.), Geisteskrankheiten (II, S. 233 f.), Trepanation (II, S. 449 f.), Beschneidung (II, S. 484 f.) besonders aufmerksam zu machen.

Wir wünschen dem Werke, dessen Preis trotz des großen Umfanges und der reichen illustrativen Ausstattung des Buches ein mehr als bescheidener zu nennen ist (geheftet Mk. 22·40, gebunden Mk. 28), vollen Erfolg auf dem an ähnlichen Erscheinungen nicht allzu reichen deutschen Büchermarkte.

Wien. *Dr. Rich. Lasch.*

22.

Hellwig, Dr. Albert: *Verbrechen und Aberglaube.* Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Leipzig (Teubner), 1908. (Aus Natur- und Geisteswelt, 212. Bändchen.

In 14 Abschnitten gibt der durch seine Studien über das Asylrecht der Naturvölker auch in Ethnologenkreisen bereits vorteilhaft bekannte Verfasser eine Reihe von Skizzen der hauptsächlichsten Arten des kriminellen Aberglaubens. Den Stoff hiezu schöpft er nur zu kleinerem Teile aus der volkskundlichen Literatur; das meiste ist direkt aus dem Leben gegriffen und Zeitungsberichten, Strafakten, brieflichen und mündlichen Mitteilungen entnommen. Der Autor behandelt die modernen Hexenprozesse, den Vampirglauben, Besessene und Geisteskranke, Wechselbälge, Sympathiekuren, das Gesundbohren, Blut und Menschenfleisch als Heilmittel, Totenfetische, Wahrsager, verborgene Schätze, Bauopfer, Prozeßtalismane, Meineidszeremonien und schließlich den Kinderraub durch Zigeuner. Eine mehr systematischere Behandlung des ganzen Stoffes wird uns für später in einem größeren Werke in Aussicht gestellt, welchem die Fachwelt sicherlich mit großem Interesse entgegensehen wird.

Wien. *Dr. Rich. Lasch.*

23.

Reitzenstein, Ferdinand Freiherr v.: *Urgeschichte der Ehe.* Ihre Bildung und ihr Entwicklungsgang. Mit zahlreichen Abbildungen. 3. Auflage. Stuttgart, o. J. (1908).

Vorliegendes Werk ist das erste einer ganzen Reihe von Bändchen, welche die Kulturgeschichte der Ehe in Monographien behandeln sollen. Mit dem großen Werke von Westermarck (History of Human Marriage) läßt sich Reitzensteins Schrift natürlich nicht vergleichen, ebensowenig kann die in der Vorrede als neu bezeichnete Art der Behandlung des Stoffes wirklich als eine solche angesehen werden. Immerhin mag das Buch seinen Zweck erfüllen und das große Publikum über eines der wichtigsten soziologischen Probleme in unterhaltender und allgemein verständlicher Weise aufklären. Ein Vorzug der Arbeit ist, daß die wirtschaftliche Bedeutung der Ehe gegenüber der rein sexuellen Seite der Institution in ausgiebigerem Maße betont wird. Die illustrativen Beigaben sind nicht übermäßig zahlreich und nicht auf Sensation berechnet; die Abbildungen von prähistorischen Kunstwerken, denen die weibliche Gestalt als Motiv dient, dürften in weiteren Kreisen bisher nicht bekannt gewesen sein und daher Interesse erwecken.

Wien. *Dr. Rich. Lasch.*

24.

Dames, M. Longworth: *Popular Poetry of the Baloches.* Published for the Folk-Lore Society by David Nutt, London 1907.

Dies ist der 59. Band der Publikationen der englischen „Folk-Lore Society" und besteht aus zwei Teilen, von denen der erste Einleitung und Übersetzungen, der zweite Texte der volkstümlichen Dichtungen der Balutschen enthält. Die Veröffentlichung der Texte ist der Mithilfe der „Royal Asiatic Society" zu verdanken.

Schon im Jahre 1875 begann Mr. L. Dames die volkstümlichen Balladen und Lieder der Balutschen zu sammeln und niederzuschreiben. Einige dieser Dichtungen wurden von ihm schon im Jahre 1881 mit Übersetzungen herausgegeben, einige andere folgten im Jahre 1891. Hier liegt uns nun das überaus dankenswerte Resultat einer vieljährigen Sammlung sowohl in Text wie in Übersetzung vor. Die Sammlung besteht durchaus aus volkstümlichen Gesängen, wie sie unter den nördlichen Balutschen mündlich im Umlaufe sind; sie sind von dem Herausgeber aus dem Munde der Sänger gehört und aufgezeichnet worden. Die Träger dieser volkstümlichen Dichtungen sind nämlich berufsmäßige Sänger, „Doms" oder „Dombs" genannt, die eine Art Kaste bilden, in der die Überlieferung dieser Dichtungen zum ererbten Besitz gehört. Doch sind diese Barden nicht die Dichter selbst. Der Dichter würde es bei den Balutschen unter seiner Würde halten, ein Gedicht öffentlich vorzutragen. Will er eine Dichtung „veröffentlichen", so sucht er sich einen „Domb" aus, der sie von ihm lernen muß, um sie dann vortragen zu können.

Mr. Dames teilt die von ihm gesammelten Dichtungen in sechs Gruppen ein: 1. Heldengesänge, die von den alten Kämpfen und Eroberungen der Balutschen handeln; 2. jüngere Heldenlieder, die sich mit den Kämpfen der jetzt lebenden Stämme — Kämpfen, die in den letzten 150 Jahren stattgefunden haben — beschäftigen; 3. romantische Balladen; 4. Liebeslieder; 5. religiös-didaktische Dichtungen und 6. Wiegenlieder, Dastänaghs (eine Art „Vierzeiler" oder „Schnadahüpfl", die zur Flöte gesungen werden)

und Rätsel. Die erste Gruppe umfaßt die ältesten Dichtungen, die aus dem 16. Jahrhundert stammen. Das beweist nicht nur die Sprache, sondern auch der Inhalt. Die Ereignisse, an welche die Balladen anknüpfen — und zwar sprechen die Dichter oft in der ersten Person und spielen in den erzählten Begebenheiten selbst eine Rolle —, fallen in die Zeit von 1502—1555. Die religiös-didaktischen Dichtungen sind zwar mohammedanisch, zeigen aber starke indische Einflüsse. So heißt es z. B. in einem Schöpfungsberichte, für den sich der Verfasser auf den Korán beruft, daß Īsar Mahāndēv zwölf Söhne hatte, unter denen Nārāyan, Vishan, Kishan, Birahman, Parmēsar, Nārsang, Bhagwān und Īsar Jagannāth vorkommen. In diesen Namen sind unschwer die indischen Götternamen Īšvara Mahādeva, Nārāyana, Vishnu, Krshna, Brahman, Paramešvara, Narasimha, Bhagavat und Īšvara Jagannātha zu erkennen. Auch die zwölf Töchter des letzteren haben zum Teil indische Namen, wie Devī, Paramēsrī (= Paramešvarī), Lankā, Mathurā, Jumnā usw.

Die Ethik dieser didaktischen Dichtungen zeigt auch Berührungspunkte mit indischer Gedankenwelt. So ist nach diesen Dichtungen der Balutschen Freigebigkeit die größte Tugend und der Geizige wird am meisten getadelt. Fast mit denselben Worten könnte man die Ethik der Hymnen des Rigveda charakterisieren. Und sowie in den indischen, insbesondere den buddhistischen Heiligenlegenden diese Freigebigkeit oft zur Selbstaufopferung wird, so stoßen wir auch in den Legenden von Ali (S. 161 ff.) auf einen gewissen Heroismus der Freigebigkeit, wie er uns in Indien ganz geläufig ist. Die erste dieser Legenden ist übrigens nachweislich indisch. Hier wird erzählt, wie der König Ali, um das Leben einer von einem Habicht verfolgten Taube zu retten und doch auch den Habicht nicht der ihm zukommenden Nahrung zu berauben, sich soviel Fleisch vom Schenkel schneidet, als das Gewicht der Taube beträgt, „und noch ein wenig mehr", um den Habicht damit zu füttern. Dieselbe Geschichte wird im Mahābhārata von dem auch in buddhistischen Legenden gefeierten indischen König Sibi erzählt. Das buddhistische Jataka vom König Sivi ist aber nicht, wie Mr. Dames sagt, „almost identical", sondern erzählt, wie dieser König seine Augen einem blinden Brahmanen schenkt.

Auch die Sprache weist manche indische Entlehnungen auf (vgl. *bēr* mit Sanskrit *vaira, dātār* mit Sanskrit *dātar, ghano* und *gahnī* mit Sanskrit Wzl. *ghan, thālī* mit Sanskrit *sthālī* u. a.). Jedenfalls werden auch die Iranisten die hier gebotenen Sprachdenkmäler mit Freuden begrüßen. Und Philologen und Volksforscher müssen Mr. L. Dames für seine schöne Arbeit ebenso dankbar sein, wie der Folk-Lore Society und der Royal Asiatic Society dafür, daß sie deren Veröffentlichung ermöglichten.

M. Winternitz.

25.

Nieuwenkamp, W. O. F.: *De trom met de hoofden te Pedjeng op Bali.* In: Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië, 7e Volgr., VII, pag. 319—338. Mit 6 Tafeln.

Die erste brauchbare[1]) Nachricht über diese höchst merkwürdige Metalltrommel, welche durch ihre außerordentliche Größe, ihre merkwürdige Form und ihre Verzierung mit Menschengesichtern auf der Mantelfläche wie mit eigentümlichen Spiralornamenten auf der Deckfläche von allen bisher bekanntgewordenen Stücken dieser Art abweicht, verdanken wir dem holländischen Kontrolleur Liefrinck.[2]) Er besuchte 1876 den in dem damals unabhängigen Staate Gianjar (im südlichen Teil der Insel Bali) gelegenen Ort Pedjeng und fand dieses merkwürdige Stück in einer eigens hiefür erbauten Hütte. R. van Ecks und Rouffaers Mitteilungen darüber (ersterer in der Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, 1880, S. 130—131; letzterer in den Bijdragen von 1900, S. 284 ff.) begegneten einigen Zweifeln; namentlich die Darstellung von Menschenhäuptern auf der Mantelfläche schien etwas ganz ungewöhnliches. Freilich konnte Liefrinck die Trommel nur ganz flüchtig sehen, da die Eingeborenen eine nähere Untersuchung des von ihnen für heilig gehaltenen Stückes nicht zuließen. Nach ihrer Auffassung soll schon das bloße Anrühren der Trommel eine schwere Krankheit nach sich ziehen. Nieuwenkamp, der bei freilich viel günstigeren politischen Verhältnissen in der Lage war, eine genaue Aufnahme der Trommel zu machen, hat die Angaben Liefrincks bestätigt; nur die Maße waren von letzterem nicht richtig angegeben worden, was freilich zu entschuldigen ist, da er sich mit einer bloßen Schätzung begnügen mußte. Da sich die Trommel nicht in stehender, sondern in liegender Stellung befindet, so ist ein Irrtum bei flüchtiger Besichtigung wohl erklärlich.

[1]) Diese Trommel wird schon von Rumphius in seinem 1705 in Amsterdam herausgegebenen Werke „Amboinsche Rariteitkamer" angeführt.

[2]) Ein Jahr früher hatte der holländische Beamte Valck die Trommel gesehen und darüber flüchtig berichtet.

Nieuwenkamp hat nun dieses merkwürdige Stück im Jahre 1906 genau untersucht und Zeichnungen darüber angefertigt. Die erste Abweichung gegenüber allen anderen bisher bekanntgewordenen Exemplaren dieser Art besteht in dem Verhältnisse des Plattendurchmessers zur Höhe. Der erstere beträgt bei der Trommel von Pedjeng 160 *cm*, während die Höhe das außergewöhnliche Maß von 186·5 *cm* erreicht. Die gleichen Maße bei der bisher größten bekannten Trommel von Saleier (nach meinen im Jahre 1904 an Ort und Stelle ausgeführten Messungen) betragen nur 127—127·5 und 91 *cm*. Freilich springt die Platte bei dem ersteren Stücke gegen den oberen Mantelansatz um volle 25 *cm* vor, während dieses Maß bei Saleier nur 2·5 *cm* beträgt, so daß der obere Teil des Mantels der letzteren Trommel tatsächlich größer ist als jener der ersteren, nämlich 122 gegen 110 *cm*. Dieses immense Vorspringen der Platte gegenüber dem Mantel ist die zweite große Abweichung gegenüber allen bisher bekanntgewordenen Formen. Der Mantel der Trommel von Pedjeng zeigt die für meinen Typus I charakteristischen drei deutlich abgesetzten Abschnitte; nur ist der obere und untere gegenüber dem sehr schmalen mittleren Abschnitte unverhältnismäßig breit. Dieser mittlere Abschnitt ist auch die schmalste Stelle des Trommelmantels; er scheint streng zylindrisch geformt zu sein. Der obere Teil ist nur sehr schwach gewölbt, nach unten etwas eingezogen; der untere Teil ist mehr glockenförmig gestaltet. Durch die mäßig ausgesprochenen Konturen des Mantels und die mittlere Einschnürung bekommt dieses Stück ein mehr sanduhrförmiges Aussehen, wie ein solches auch die bekannten Trommeln von Allor zeigen, zu welchen auch das Verhältnis der Höhe zum Durchmesser mehr stimmt. Trotzdem gehört die Trommel von Pedjeng zu unserer Trommelserie und nicht zu jener Allor, welche ja bisher eine noch nicht aufgeklärte Ausnahmsstellung bildet.

Abnorm sind ferner die vier riesigen, unglaublich breiten und stark herausgebauchten Henkel. Sie überbrücken auch nicht wie bei den anderen Trommeln den Absatz zwischen dem oberen und mittleren Mantelabschnitte, sondern befinden sich noch ganz am unteren Teile des oberen Abschnittes angesetzt. Die sonstige Ausbildung entspricht gewissen Formen meines Typus I mit dem doppelten Bande und den drei, hier allerdings besonders ausgebildeten Stegen zwischen beiden. Nur die Verzierung, welche in einem System sich diagonal kreuzender Linien besteht, die durch schmale unverzierte Streifen voneinander getrennt sind, entspricht nicht dem gewöhnlichen hier erscheinenden Sparren- oder Flechtmuster.

Die Verzierungen der Deckfläche sind ganz eigenartig. Der Stern ist achtstrahlig, was ich bei 12·5% unter 144 Trommeln festzustellen Gelegenheit hatte. Die Verzierung zwischen den Sternzacken zeigt je einen hervorragenden Knopf in einem linsenförmigen Felde sitzend, das nach einer Seite hin von Bogenlinien eingefaßt wird. Ich erblicke in dem Knopf noch einen Rest des hier üblichen Augenornamentes. Auf keinen Fall sind diese Knöpfe zum Anschlagen bestimmt gewesen, wie Nieuwenkamp meint. An diese zentrale Sternzone schließt sich zunächst eine Doppelbandzone mit gestrichelten Linien an, der dann die breite Hauptzone folgt. Diese ist in vier gleiche Segmente zerlegt; das Ornament bildet eigentümlich unsymmetrische, um erhabene Knöpfe herum angeordnete Voluten. Mir ist nur bei einer in meinem großen Werke noch nicht beschriebenen Trommel ein verwandtes Ornament der Hauptzone der Deckfläche vorgekommen, das von den hier gewöhnlich auftretenden Ornamenten total abweicht. Darauf folgt wieder ein breiteres strichliertes Doppelband und endlich die breite unverzierte Randzone, welche keine Froschfiguren trägt.

Die Verzierungen der Mantelfläche sind von besonderem Interesse. Zum größten Teil sind sie die äußersten Reduzierungen der Verzierungen unserer Trommeln vom Typus I. Am oberen Mantelabschnitte ist zuerst ein Band mit 11 scharfen, gegen 1 *cm* hohen Leisten bemerkenswert; daran ein herumlaufendes erhabenes Band. Darauf folgen fünf schmale verzierte Zonen, von denen die zwei oberen und zwei unteren ein schon bei der Trommel von Saleier auftretendes Zackenmuster zeigen, während das mittlere Band eine Aneinanderreihung von eigentümlichen *f*-förmigen Mustern zeigt. Dieselbe Kombination wiederholt sich noch einmal am unteren Ende des mittleren und des unteren Mantelabschnittes. Dann folgt nach unten noch eine breite Zone mit den merkwürdigen Menschengesichtern. Zwei derselben stehen stets unmittelbar nebeneinander, und zwar immer je ein solches Paar zwischen den Henkeln, also an vier Stellen des Umfanges. Die Gesichter haben eine dreifache herzförmige Begrenzung; an beiden Seiten sitzen die großen Ohren mit sehr langen, geschlitzten Ohrläppchen, in denen je ein kreisrunder Schmuckring hängt. Die Augen sind sehr groß, von einem schräg gestreiften Bande und einem inneren Ringe eingefaßt; das Zentrum wird durch einen ähnlichen erhabenen kreisrunden Knopf gebildet, wie wir solche schon bei den Verzierungen zwischen den Zacken des zentralen Sternes der Deckfläche bemerkt haben, so daß für die letzteren die schon von mir früher vermutete Deutung als Augenornament zutreffen dürfte. Über den Augen sind schmale, sichelförmige Augenbrauen angedeutet. Die Nase ist schmal und verbreitet sich allmählich nach unten; die Wangen sind durch geschweifte Doppellinien begrenzt und zeigen in der Mitte einen unregelmäßig rautenförmigen, erhabenen

Fleck. Der Mund ist schmal, etwas geschweift; darunter ist der Kinnabsatz durch eine quergestellte schmale Linse maskiert, von der idealen Mittellinie des Kinnes verlaufen nach jeder Seite vier kurze, in dieser Linie winkelig zusammenstoßende Bogenlinien.

Die Verzierungen des mittleren Abschnittes entsprechen jenen der bei Typus I an dieser Stelle vorkommenden, allerdings in der einfachsten Form der Begrenzungsbänder der acht leeren Felder. Von dem unteren Bande haben wir schon gesprochen; durch acht gleich geformte, jedoch vertikal gestellte Bänder ist die obere Teilung gegeben.

Der untere glockenförmige, sehr hohe Mantelabschnitt zeigt, mit Ausnahme des schon erwähnten unteren Bandes, keine Verzierung.

Trotz aller Abweichungen von den anderen Metalltrommeln dieser Art müssen wir dieses merkwürdige Exemplar in diese Reihe aufnehmen und vorläufig meinem Typus I zurechnen. Die Menschengesichter sind zwar sehr merkwürdig und bisher einzig dastehend; ich finde sie aber durchaus nicht seltsamer als die Darstellung von Elephanten und Palmen auf dem unteren Mantelabschnitte der Trommel von Saleier. Die Trommel von Pedjeng bestätigt meine alte Auffassung, daß wir noch lange nicht die ganze Reihe dieser merkwürdigen Stücke kennen und daß man hier noch auf manche Überraschungen gefaßt sein kann. Die heute noch vorhandenen Trommeln dieser Art bilden nur den Rest von vielen Tausenden von Exemplaren, welche im Laufe der Zeit durch die Zurückdrängung und allmähliche Unterwerfung der Völker, welche sie ehemals erzeugt und gebraucht haben, verloren gingen, wobei man meist an Einschmelzen denken muß.

Wir sind dem Verfasser für die gründliche Mitteilung über dieses merkwürdige Stück, namentlich aber für die genauen Zeichnungen zu großem Danke verbunden. *F. Heger.*

26.

Nuoffer, Dr. Oskar: *Ahnenfiguren von der Geelvinkbai, Holländisch-Neuguinea.* Mit 1 Tafel und 32 Figuren im Texte. Abhandlungen und Berichte des königl. Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Band XII (1908), Nr. 2.

Dieses schon früher durch M. Uhle, de Clercq-Schmeltz und Serrurier behandelte Thema hat der verdienstvolle Vorstand der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des Dresdener Museums zum Gegenstande einer neuen interessanten Abhandlung gemacht, welche nicht nur das bisher darüber Gesagte zusammenfaßt, sondern auf Grundlage des gesamten ihm zugänglichen Materiales zu neuen und festen Gesichtspunkten gelangt.

Eine solche Ahnenfigur heißt Korwar. Nuoffer sagt darüber folgendes: „Korware sind Ahnenfiguren aus Holz, selten aus Stein, deren Verehrung auf den Seelenglauben der Papua der Geelvinkbai zurückgeht.“ Sie dient einer der zwei Seelen des Verstorbenen zum Aufenthalte, welche die Geschicke der Hinterbliebenen in gutem Sinne beeinflußt. Mitunter wird auch der Schädel des Verstorbenen mit einem solchen Korwar in Verbindung gebracht; er ist dann der Sitz der Ahnenseele. Dadurch ergeben sich zwei Formen der Korware, nämlich die Schädelkorware und die gewöhnlichen Korware. Bei ersteren ist der Schädel in einer Holzkapsel des Kopfes der hölzernen Ahnenfigur untergebracht. Der Ausdruck Korwar ist für Ahnenschädel und Ahnenfigur gemeinsam.

Nuoffer gibt nun eine eingehende Beschreibung dieser beiden Hauptformen der Korware und bildet die ihm zugänglich gewesenen Stücke, sofern sie bestimmte Typen darstellen, ab, wobei die Sammlungen des Dresdener Museums das wesentlichste Material bilden.

Was zuerst die seltenen Schädelkorware anbelangt, von denen das Dresdener Museum drei Stück besitzt, so teilt Nuoffer nicht die Auffassung von Wilken, daß diese die ursprüngliche Korwarform darstellen. Er ist der Meinung, daß die gewöhnlichen Holzkorware die ursprüngliche Form sind, welche erst später mit dem schon früher im Ahnenkult gebrauchten ausgeschmückten Schädeln in Verbindung gebracht wurden.

Die gewöhnlichen Holzkorware teilt er in zwei wohlumschriebene Haupttypen, den Wandamēntypus und den Dorētypus ein. Es sind geographisch-ethnographische Ausbildungen ein und desselben Gedankens. Einen dritten Typus, den Ansustypus, erklärt er als eine Mischform.

Von besonderem Interesse sind seine Ausführungen über die sogenannte Korwarbalustrade, das ist ein meist durchbrochen geschnitzter Teil, welcher sich bei vielen Stücken vor der Figur befindet. Bei einem Teile der Korware ist sie auf schlangenartige Säulen reduziert. Nuoffer löst die oft verwickelten Ornamente dieser Balustraden ganz zwanglos in stilisierte Schlangendarstellungen auf, zu denen sich mitunter noch eine Menschenfigur gesellt. Die Bedeutung der letzteren und ihr Verhältnis zur Hauptfigur ist freilich vorläufig nicht zu erklären.

Im Schlußkapitel behandelt der Verfasser noch die Frage des Verhältnisses dieser Korware zu den indonesischen Ahnenfiguren. Indessen wird diese Frage nur gestreift; ihre eingehende Erörterung soll einer nächsten größeren Abhandlung des Verfassers, dem wir für seine lichtvollen Ausführungen zu bestem Danke verbunden sind, vorbehalten bleiben. *F. Heger.*

27.

Schultze L.: *Aus Namaland und Kalahari.* Jena, Gustav Fischer, 1907. XIV + 752 Seiten, 25 Tafeln in Heliogravüre und Lichtdruck, 1 Karte und 286 Abbildungen im Texte.

Als Bericht an die königl. preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin erscheint die erste zusammenfassende Veröffentlichung über die Forschungsreise, die L. Schultze in den Jahren 1903 bis 1905 im westlichen und zentralen Südafrika als Zoologe ausgeführt hat. Das Werk zeichnet sich äußerlich durch die mustergültig reproduzierten künstlerisch vollkommenen Photographien und die außerordentlich geschmackvolle und vornehme Ausstattung aus, welche die Verlagsanstalt mit besonderem Verständnisse und großen Opfern besorgt hat.

Im Vorworte gibt der Autor eine kurze Geschichte seiner Reisen. Infolge des Herero-Feldzuges und des Aufstandes der Hottentotten war er wiederholt gezwungen, seine ursprünglichen Reisepläne zu verändern. Er hat im Laufe der drei Jahre das Hereroland von der Walfischbai bis Windhuk, die Küste bis zum Oranje, dann das Namaland und das Hinterland von Port Nolloth bereist, ging von Keetmannshoop über Rietfontein (Süd) und Upington nach Prieska und ist von Mafeking aus nach Lehutitu ins Zentrum der südlichen Kalahari gekommen.

Ohne die persönlichen Erlebnisse zu berühren, wird ein Bild der bereisten Länder und seiner Lebewesen gegeben, der Pflanzen- und Tierwelt und der Eingeborenen.

Aus der reichen Fülle des anthropologischen und ethnographischen Inhaltes dieses Buches erscheint mir als das allerwertvollste Kapitel das über die Namasprache mit den dazugehörigen Texten (S. 339—545). Außer Wallmann, Olpp, Kroenlein und dem Autor hat niemand, „das Ohr unmittelbar an dem Munde des Eingeborenen", größere Aufzeichnungen über die Sprache der Hottentotten und deren Bau gemacht. Vorzüglich und in keiner bisher erschienenen Arbeit annähernd ausführlich behandelt sind die Schnalzlaute und die musikalische Modifikation der Vokale (S. 342 ff.). Wichtig ist die präzise Erklärung, daß die Schnalzlaute von Lunge und Zwerchfell unabhängig sind, also mit der Atmung gar nichts zu tun haben, daß also die bisherige gekünstelte Hinstellung der Schnalzlaute als „Inspirata" gegenüber den übrigen Konsonanten als „Exspirata" ganz unberechtigt ist. Form, Ansatz, Stellung und Abzug der Zunge bei dem Aussprechen der vier Schnalzlaute des Nama ist genau beschrieben (S. 343).

Für die Zeichen für hohen und tiefen Toneinsatz und den steigenden und sinkenden Tonausklang wird derjenige besonders dankbar sein, der die Worte nicht nur still lesen, sondern auch nachsprechen will. Es sind vier verschiedene Zeichen, die wieder untereinander in Kombination treten, gegenüber den drei Zeichen für den tiefen, mittleren und hohen Ton, deren sich J. G. Kroenlein bedient. Da L. Schultze sowohl den mittleren Toneinsatz als auch den mittleren Tonausklang als überflüssig nicht besonders bezeichnet, so werden eigentlich sechs verschiedene Tonmodifikationen unterschieden und festgehalten.

Zu diesen musikalischen Modulationen des einzelnen Vokales kommt noch der Unterschied der Stimmhöhe zwischen Anfangs- und Endsilbe eines Wortes, den der Autor „Worttonfall" nennt. An einer großen Reihe von Beispielen (S. 346—362) wird gezeigt, wie bei gewöhnlicher Schreibweise ganz gleiche Namaworte durch alle die eben genannten musikalischen Unterschiede ihren Sinn völlig verändern.

Die nun im Originaltexte folgenden 58 Erzählungen (oder Sagen) der Hottentotten sind nach dem Inhalte in fünf Gruppen geordnet: Abenteuer in der Wildnis, von den Klippkaffern, aus dem Familien- und Hirtenleben, Helden- und Tiersagen. Bisher sind nur vier Erzählungen in der Sprache der Hottentotten mitgeteilt (nach G. Kroenlein durch Th. Hahn). Der Autor hat alle seine Texte unmittelbar während der Erzählung durch den Eingeborenen aufgezeichnet und dann nochmals kontrolliert.

Nach jedem Originaltexte wird bei der beigegebenen Übersetzung auch jede Konstruktion, jede Wendung genau besprochen, so daß man beim Studium dieser Texte Aufschluß über alle grammatikalischen Eigentümlichkeiten der Namasprache erhält. Leider ist von der üblichen Manier, die Übersetzung dem Texte auf gespaltener Seite gegenüberzustellen, abgewichen; es ist zeitraubend und unbequem, zwischen Text und Übersetzung immer umblättern zu müssen. Allerdings wäre das Spalten der Seiten auf Kosten des gefälligen Aussehens geschehen, das man an diesem Kapitel, wie an den übrigen, auch besonders hervorheben muß; in den Erzählungen besprochene Tiere sind im Texte abgebildet, Tafeln

mit Rassentypen sind an den entsprechenden Stellen eingefügt. Die 58 Erzählungen und „Fabeln" sind ohne alle Retusche wiedergegeben. Sie enthalten niemals etwas Moralisierendes, sondern eine einfache Entwicklung der Dinge und Vorgänge. Von anderen (Bleek) wurden moralische Lehren in Hottentottenfabeln offenbar erst hineingetragen.

(Ich möchte hier einschalten, daß ich Gelegenheit hatte, mit Missionär Wandres einige der Erzählungen Hottentotten in Windhuk vorzulesen. Sie amüsierten sich köstlich bei den darin enthaltenen Scherzen und Pointen, viele Texte waren ihnen wohlbekannt; einer der Zuhörer rief entzückt aus: „Hier hört man noch die schöne, alte Sprache!" Die meisten der folgenden 25 Rätsel wurden prompt beantwortet. D. Ref.)

Hausbau, Geräte, Werkzeuge usw. der Hottentotten sind ausführlich besprochen und viele Objekte sind abgebildet. Die Industrien (Ledergerben, Seilerei, Netzen, Korbflechten, Metallarbeiten) sind besonders berücksichtigt (S. 233—252). Als Naturforscher hatte der Autor bei seinen zoologischen und botanischen Studien Gelegenheit, sich über die Nahrungsmittel und Ernährungsweise der Eingeborenen besonders gut zu orientieren. Medizinen und Zaubermittel, Chirurgie und Geburtshilfe sind ausführlich behandelt.

Die Ethnologie erfährt eine wesentliche Bereicherung in den Kapiteln über Namengebung und Kinderspiele der Hottentotten (S. 303—315). Besonders hervorgehoben wird bei der Besprechung der Herstellung von Lehmpuppen durch die Kinder, daß diese „plastisch nachbildende Fähigkeit" des Hottentotten im späteren Lebensalter erlischt. Im Kapitel Eigentum (S. 318) wird die Gastlichkeit und Gebefreudigkeit der Hottentotten festgestellt.

Zur physischen Anthropologie der Hottentotten bringt dieses Werk noch nicht die Bearbeitung der Messungen, sondern zunächst die Beschreibung der äußeren Erscheinung (S. 173—180), namentlich des Gesichtes und Schädels. Als charakteristisch wird bezeichnet: Schmalheit der Stirne, Vortreten der Augenbrauenbogen in den seitlichen Partien, Ausladen der Jochbeine, spitzes Kinn, Tiefliegen der Nasenbeine, breiter Nasenrücken, geblähte Nasenflügel, durch rüsselartiges Vorspringen der Lippen und Zurücktreten des Kinnes, physiognomisch verstärkte Prognathie der Kiefer, großer Augenabstand, stark entwickelte Deckfalte des oberen Lides; häufig ist ein feiner Hautsaum um den inneren Augenwinkel (Epicanthus tarsalis), der die Karunkel frei läßt und sich dadurch von der typischen Mongolenfalte unterscheidet; die Ohrläppchen sind ganz oder halb angewachsen, die Darwinsche Spitze ist selten. „Die Einpflanzung der Haare in die Kopfhaut ist gleichmäßig", durch „die starke Spiralkrümmung jedes einzelnen feinen Haares" sind sie „gruppenweise zu einzelnen kleinen isolierten Knäueln verfilzt" („Pepperkopp" der Buren). Die Steatopygie, die Ansammlung großer Fettmassen über den Glutäen und an der Außenseite der Oberschenkel bei Frauen ist nach dem Autor in dieser „starken Entwicklung" und „scharfen Lokalisierung" Rasseneigentümlichkeit, desgleichen die Vergrößerung der kleinen Schamlippen.

Von den Klippkaffern (Bergdaman) und den Hereros bringt das Buch einige treffliche Bilder, Taf. XVI und Textfiguren S. 174, 178, 179 und 324. Eine ausführlichere Behandlung erfahren dann wieder die Betschuanen der südlichen Kalahari und die ihnen verwandten Makalahari (Taf. XX und die Textbilder S. 620 zeigen zwei besonders gute Barolongentypen); Häuserbau, Lebensweise und Gerätschaften dieses Volkes, die heute die Herren der Kalahari sind, werden besprochen. Eine große Zahl ethnographischer Gegenstände, Waffen, Werkzeuge, Bekleidung, Schmuck und Gegenstände der Zauberei sind S. 635—645 abgebildet.

Aus den beigegebenen Bildern von „Buschmännern" sieht man neben charakteristischen Typen auch, wie stark viele der heute noch in Freiheit lebenden Buschmannsreste verbastardiert sind. Als klassischen Typus eines Buschmannes kann man wohl den auf Tafel XIV und XXV abgebildeten Roeb aus dem Stamme der |Gobanin[1]) bezeichnen; dann den Mann auf S. 655, die alte Frau S. 650 und 651, vielleicht noch das Mädchen auf Tafel XXII. Die Masarwa der südlichen Kalahari sollen sich nach dem Autor allerdings noch gut von den Betschuanen-Proletariern trennen lassen, die Namib-Buschmänner nennt er aber vorsichtig „Namib-Nomaden"; die von diesem Volke reproduzierten Köpfe zeigen auch durchwegs Hottentottentypus. Die Buschmänner der Südkalahari, die Masarwa, unterscheiden sich durch die eingesunkene knöcherne Nasenpartie, die starke Entwicklung der Deckfalte des oberen Lides und das Vorspringen der Backenknochen von den umgebenden Völkern (Betschuanen und Makalahari). Bekanntlich schnalzen die Buschmänner nicht nur mit der Zunge wie die Hottentotten, sondern auch mit den Lippen. L. Schultze beschreibt einen Lippenschnalzlaut genau und nennt ihn „Kussklix".

Auch die materielle Kultur der Buschleute erfährt eine ausführliche Würdigung. Bei den Namib-Nomaden fand der Autor befiederte Pfeile (S. 101), die wahrscheinlich letzte Reste des ursprünglichen

[1]) Leider ist die Bezeichnung „aus dem Sandfelde" nicht eindeutig. (D. Ref.)

Hottentottenpfeiles sind. Von den Masarwa werden Bogen und Giftpfeile, Köcher, Bock- und Perlhuhnfallen, Springhasenfänger, Kirris und Feuerbohrer abgebildet (S. 657—677). (Alle diese Dinge fand der Referent in identischer Form in der nordwestlichen Kalahari, etwa tausend Kilometer entfernt, ein Beweis für die große Gleichförmigkeit der Kultur aller Völkerstämme, die ein Buschmannsleben in der Kalahari führen.)

Auf die Abschnitte, welche die Zoologie, Botanik und Geologie des bereisten Gebietes behandeln, kann hier nicht eingegangen werden. Es sei hier nur erwähnt, daß die gegenseitigen Beziehungen des Landes, seiner Pflanzen- und Tierwelt und der Menschen stets besonders betont werden. Das Buch ist die Monographie eines Landes, beobachtet und beschrieben in allen seinen Erscheinungen und Lebensäußerungen und ist in seiner Vielseitigkeit eine seltene und besonders wertvolle Erscheinung in unserer wissenschaftlichen Epoche, die leider vielfach eine allzu einseitige Spezialisierung und Blindheit gegen alles außer dem engsten Fachkreise Liegende gezeitigt hat.

Khoutsa Pan, Ngamiland, 3. Juli 1908. *Dr. R. Pöch.*

28.

Želisko, J. V.: *Nález mamuta a diluvialního nosorožce ve vých. Haliči.* (Ein Fund vom Mammut und diluvialen Nashorn in Ostgalizien.) Olmütz, 1908.

Europa hat bisher begreiflicherweise nur fossile Knochen des Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus geliefert. Um so überraschender war daher im Oktober 1907 die Kunde, es seien in Ostgalizien noch mit Weichteilen bedeckte Kadaver aufgefunden worden. In diesem Jahre hatte die Hamburger Firma Campe & Müller beim Dorfe Staruni, Bezirk Rohorodcany, ein großes Erdölterrain angekauft, das auch schon früher teilweise ausgebeutet worden war. Man stieß bei Anlage des Stollens IV zunächst auf 1 *m* Humus, auf den 14—15 *m* grauen, mit Erdöl und Salzwasser durchtränkten Tones folgten. Darunter lag diluvialer Schotter und endlich das Miozän. In rund 8·5 *m* Tiefe stießen die Arbeiter auf einen Körper, den sie bald als einen riesigen Tierkadaver erkannten, der aber allerdings beim Entfernen übel zugerichtet wurde. Man erkannte in ihm die Reste eines Mammuts, das von Naphtha durchtränkt und also konserviert worden war. Es liegen von diesem Tiere vor: Die zwei Stoßzähne, denen auch noch einige Fleischteile des Kiefers anhaften, leicht gekrümmt, 1·80 *m* lang und an der Wurzel 12 *cm* dick; das Elfenbein war dunkelgrau glasiert. Dazu kommen zwei Backenzähne, deren einer noch im Kiefer des zertrümmerten Schädels steckt, dann Wangenstücke, ein Teil des linken Fußes mit allen Zehen, der Schwanz, einige Rippen und andere Knochen, ferner ziemliche Stücke der im Mittel 2—3 *cm* dicken Haut, welche stark behaart ist. Haut und Knochen sind dunkelgrau, die Backenzähne ganz schwarz, wohl eine Folge der Einlagerung in Erdwachs. Besser konserviert ist die 5 *m* tiefer angetroffene Rhinozerosleiche. Leider konnte auch dieser Körper trotz aller Sorgfalt nicht vollständig aus dem engen Schachte geschafft werden, so daß ein Teil noch in der Erdwand steckt. Geborgen wurden: der ganze Kopf des Rhinozeros mit Haut und vollständig erhaltenem linken Ohr, sodann die ganze Haut der linken Körperhälfte mit dem linken Vorderfuße. Der Kopf ist vorzüglich konserviert, besonders die beiden Nasenhörner. Im ganzen Schachte waren ferner überraschend gut erhaltene Florenreste von Eiche, Ulme, Weide, Spitzahorn, Esche und anderem samt deren Früchten; merkwürdig ist, daß jede Spur von Nadelbäumen fehlt. Dazu kommen ein Frosch- und Vogelkörper und eine überaus reiche Insektenfauna, die sich größtenteils aus Coleopteren zusammensetzt; unter diesen spielen die Wasserkäfer die Hauptrolle. Die Konchylien sind teils Land-, teils Wassermollusken und verteilen sich auf Hyalina radiatula Ald.; Helix pulchella Müll.; H. fruticum Müll.; H. sericea Drap.; H. carpatica Friv.; H. pomatia L.; H. lutescens Ziegl.; Pupa muscorum L.; Clausilia laminata Mont.; Succinea oblonga Drap.; S. putris L.; Limnaea ovata Drap.; L. palustris Müll.; L. truncatula Müll.; Planorbis rotundatus Poir.; Pl. albus Müll.; Ancylus fluviatilis Müll.; Unio batavus Lam.; Pisidium amnicum Müll.; P. fossarinum Cl. Es ist zweifellos, daß hier ehemals ein Erdöltümpel zutage lag, in den das Wasser Pflanzenreste und Konchylien einschwemmte und dessen gleißende Oberfläche nicht nur Insekten und kleineren Tieren, sondern selbst quartären Dickhäutern verhängnisvoll wurde. Die Funde wurden dem gräflich Dzieduszyckischen Museum überwiesen und sehen dort ihrer eingehenden Bearbeitung durch Spezialisten entgegen. *Dr. H. Obermaier.*

KLEINE MITTEILUNGEN.

1. Herr Dr. Rudolf Pöch schreibt aus Khoutsa Pan, Ngamiland ddo. 5. Juli 1908, an den Redakteur:

Über meine jetzige Reise kann ich noch keinen zusammenfassenden Artikel schreiben, ehe die Dinge nicht zu einer gewissen Klärung gekommen sind; das wird kaum früher der Fall sein, bevor ich nicht auch die im Süden wohnenden Reste der Buschmannsrasse gesehen haben werde. Mein Material und eine Reihe von Berichten über den Fortgang meiner Reisen habe ich der kaiserl. Akademie eingesendet.

Wie Sie wissen, war ich zuerst drei Wochen in Windhuk zur Vorbereitung. Dort sah ich auch etwas von Hottentotten und erhielt durch Missionär Wandres viele Aufklärungen über die Nama-Sprache, die ich ja schon vor meiner Abreise zu studieren begonnen hatte. Dann war ich drei Monate in |Oas und studierte die am Westrande der Kalahari lebenden Buschmänner. Da diese sich etwas an die Europäer attachiert haben, konnte ich dort bequemer arbeiten und Material sammeln wie später, wo ich nur mehr mit nomadisierenden Buschmännern zusammenkomme. Die Arbeiten in |Oas sollen die Grundlage meiner Studien werden. Dann trekte ich nach Rietfontein, sah und studierte dort Buschmänner. Eine besondere Gelegenheit, die mir Ltn. Kaufmann bot, gestattete mir, mit einer Kameelpatrouille in dem Sandfelde zwischen Rietfontein und Epukiro eine größere Zahl (etwa 150 Köpfe) von Buschleuten zu sehen. Nun bin ich in Khoutsa, in Britisch-Betschuanaland Protektorate (Chanseveld- oder Ghansi-Distrikt). Von |Oas bis hieher reicht das Gebiet der ‡Aunin ([2]Au-Kwe Passarge's, ‡Au-san Schinz's, auch Kau-Kau oder Ma-kau-kau genannt). Südlich und östlich von ihnen wohnen die Narón (Naro, Naru, [4]Aui-kwe Passarge's, ||Ai-san Schinz's, sie werden auch speziell mit den allgemeinen Worten „Buschmänner" oder „Masarwa" bezeichnet). In drei Tagen ziehe ich von hier weg, um mich in Kameelpan (Kχau) längere Zeit dem Studium der Anthropologie, Ethnographie und der Sprache dieses Buschmannstammes zu widmen.

* * *

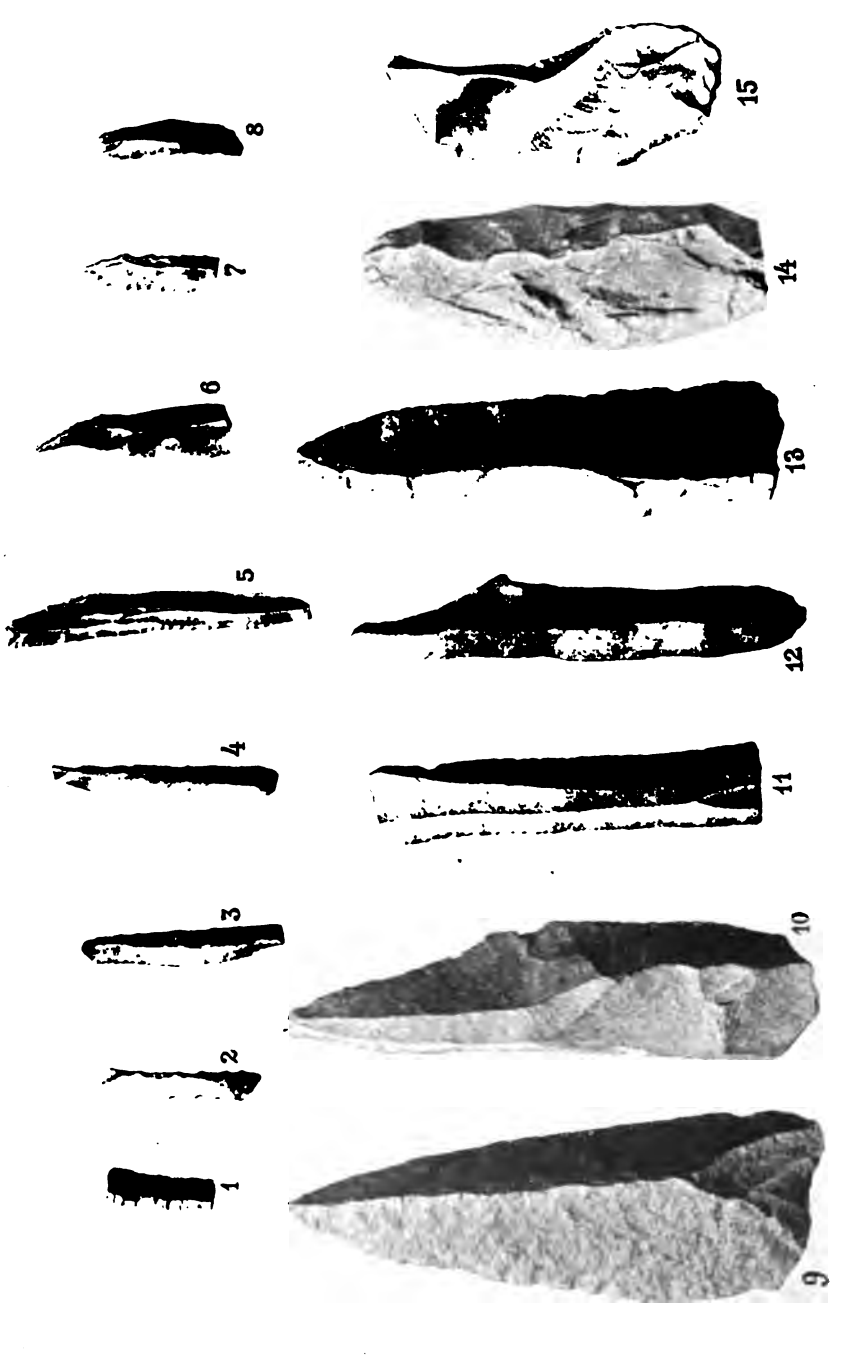
2. Herr L. Pintar schreibt aus Laibach ddo. 22. August 1908:

In Bünkers Aufsatz über polnische Fluren bei Zakopane („Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft", XXXVII. Bd.) findet sich auf S. 119 die Bemerkung, daß sich trotz der eifrigsten Umfragen niemand gefunden hätte, der die termini „Rola, Zagroda, Zarembeg" hätte erklären können. Da nun der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, „daß diese Zeilen Veranlassung zur Klarstellung der Bedeutung der angeführten Worte geben dürften", so finde ich mich in der Voraussetzung, es handle sich auch um die etymologische Worterklärung, zu folgenden Bemerkungen veranlaßt:

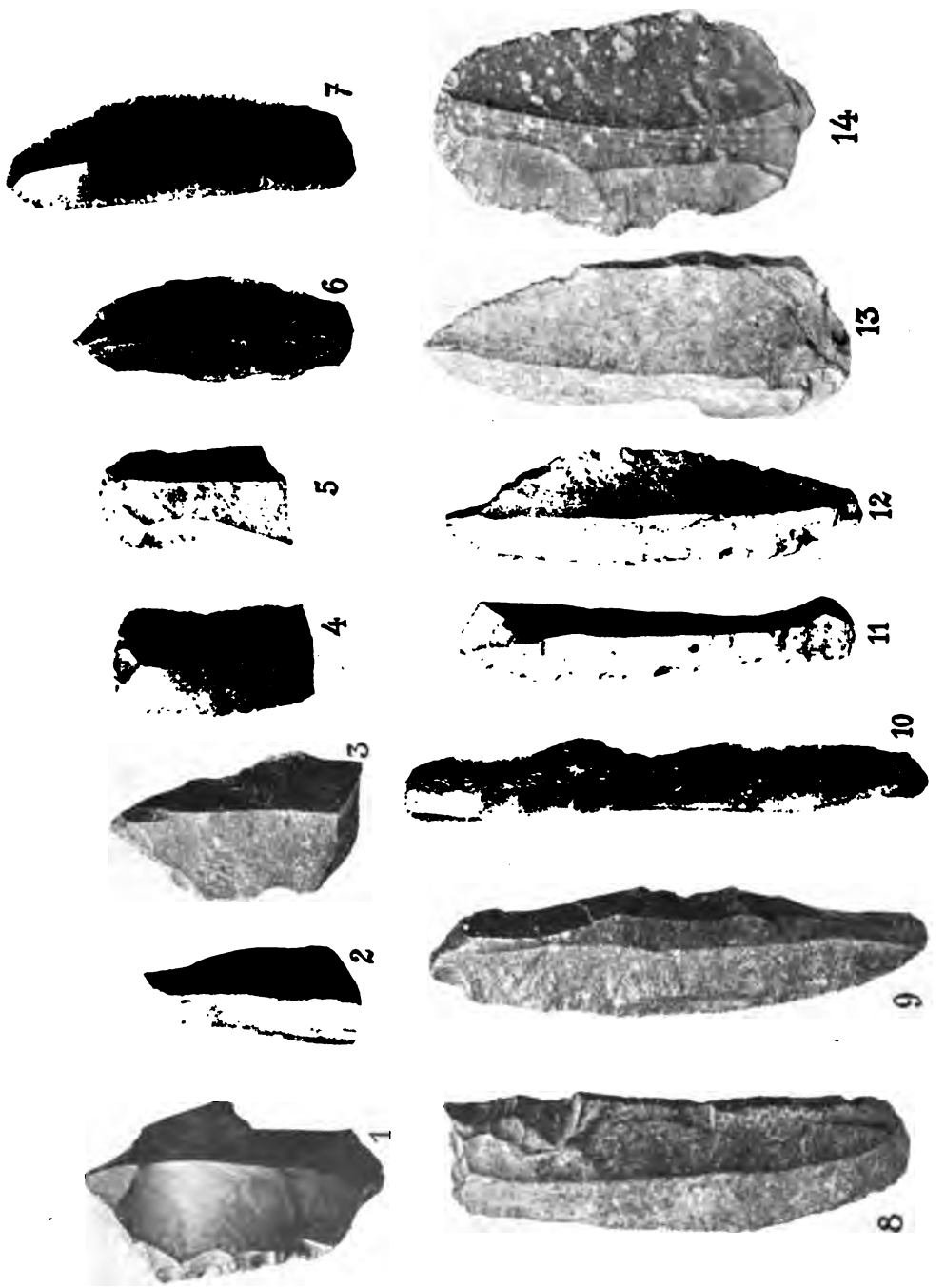
Rola, i. ž. = ral oder oral, Ackerland, Baufeld, Pflügeland, ferner Joch, Morgen (jugerum) — S. Linde, poln. Wb. V, 48 — Pleteršnik, slow. Wb. II, 373 — Mikl. Etymol. Wb. 225. Wurzel or — (arare, pflügen, ackern) — ist wohl ein weites Areal Ackerlandes, tief feldeinwärts sich erstreckend.

Zagroda, Verzäunung, eingezäunter Ort — S. Linde, VI, 648 — Mikl. Etymol. Wb., 73. Wurzel gordŭ. Die Meierei eines Hintersassen oder Beisassen — fundus coloni tennioris manu operam hero praestantis.

Zarembeg (richtig wohl Zarembek als Deminitivum von Zaremb) oder Zarąb (tschech. zaruba) der Verhau (zasiek) — S. Linde, VI, 746 — Mikl. Etymol. Wb., 281. Wurzel rombŭ (hauen, hacken, rąbać). Verwandt vielleicht Zarubna (ein Gebirge in Ungarn)? — zaremba = munimentum ex arboribus terraque in modum fortalitii structum. Verhau als Grenzzeichen — zarąbić (zarubiti) extremitatem terminare. Zarębek oder zarąbek wäre demnach ein durch Verhaue abgegrenztes, eingefriedetes, verhegtes Bauerngut — caesis (praecisis) arboribus saeptum praedium.


(Nat. Gr.)
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15

(Nat. Gr.)



(¹/₁ nat. Gr.)

1a

2a

3a

1b

3b

2b

(Nat. Gr.)

1

2

3

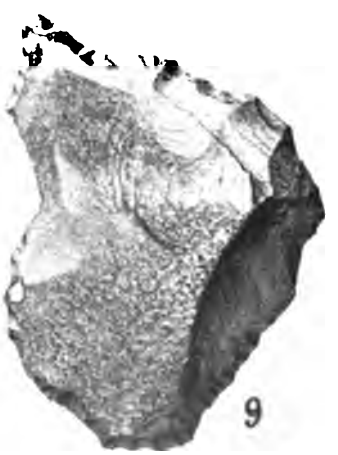
4

5

6

7

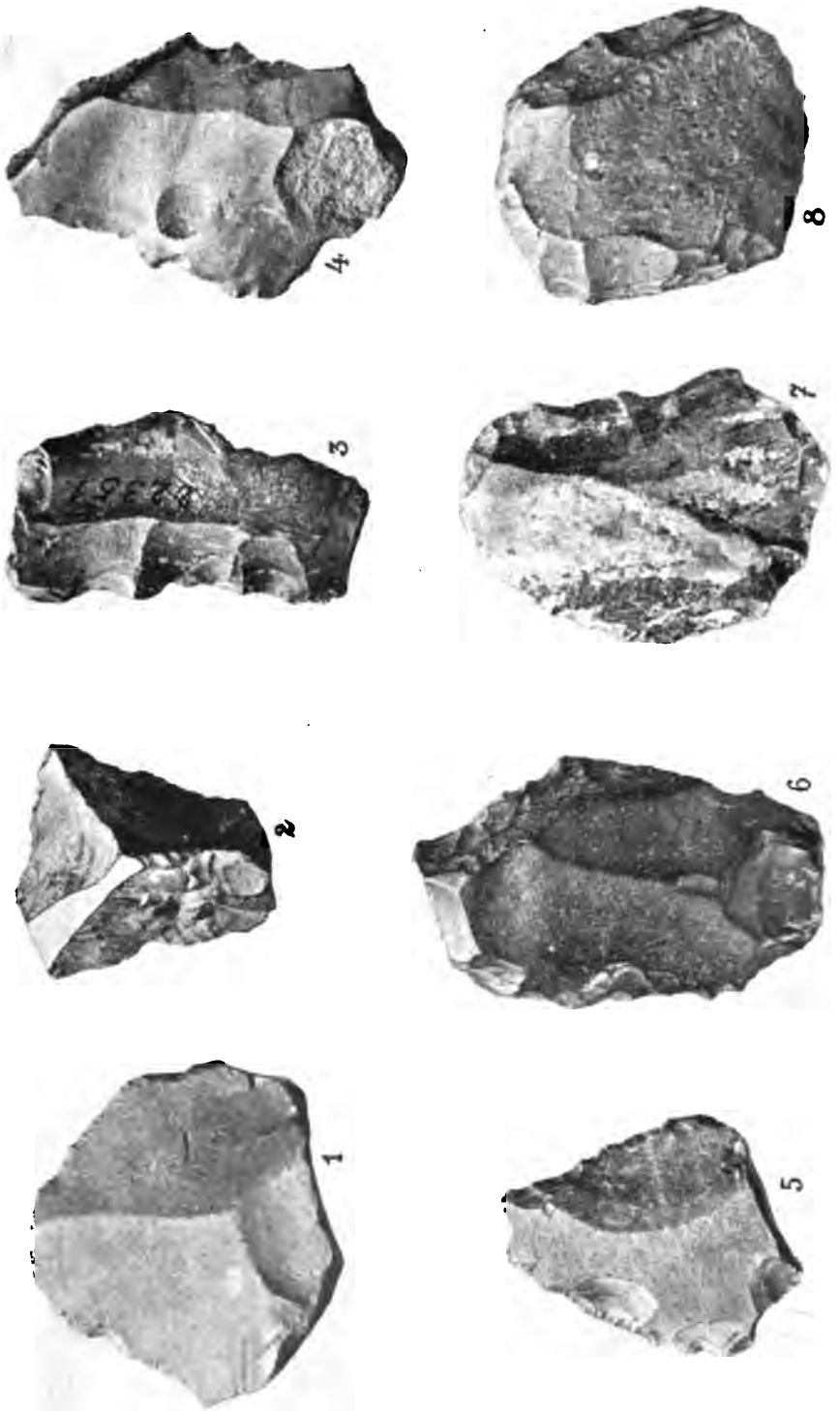
8

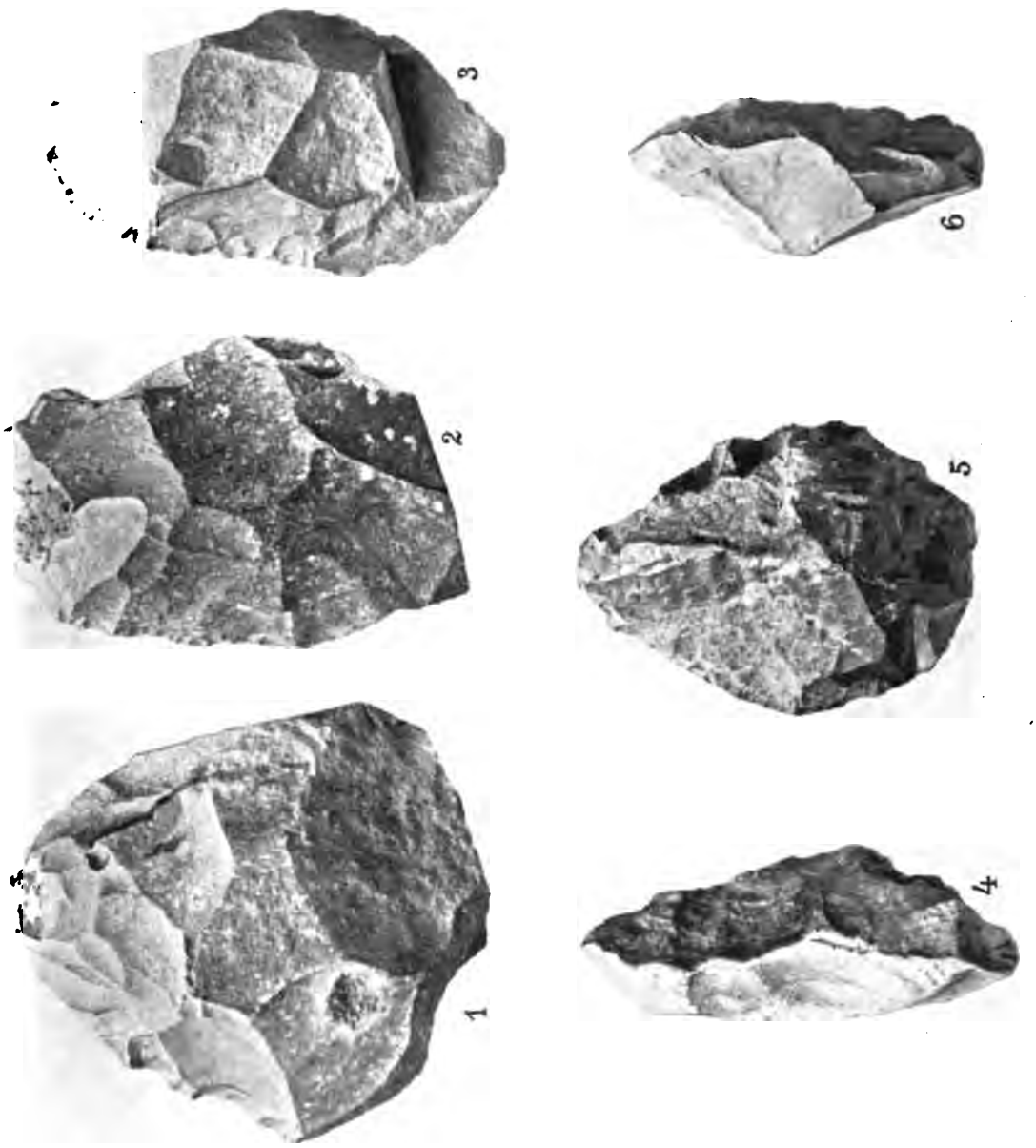

9

10

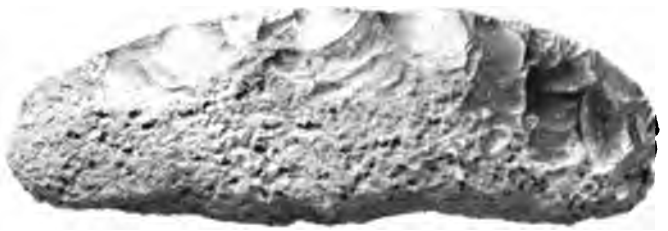
(Nat. Gr.)

(Nat. Gr.)





(¾ nat. Gr.)

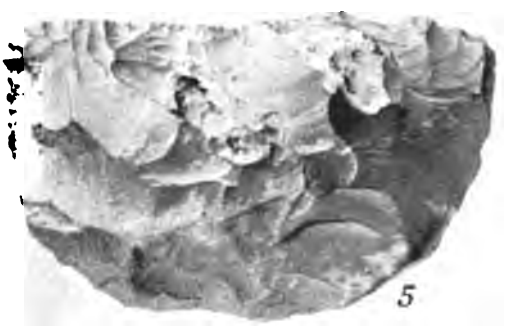


1

2

3

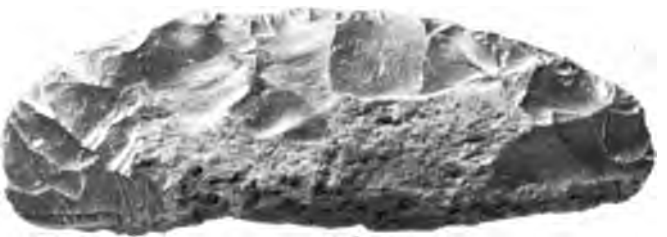
4



5

6

(Nat. Gr.)



1

2

3

4

5

6

1

2

3

5

4

6

7

8

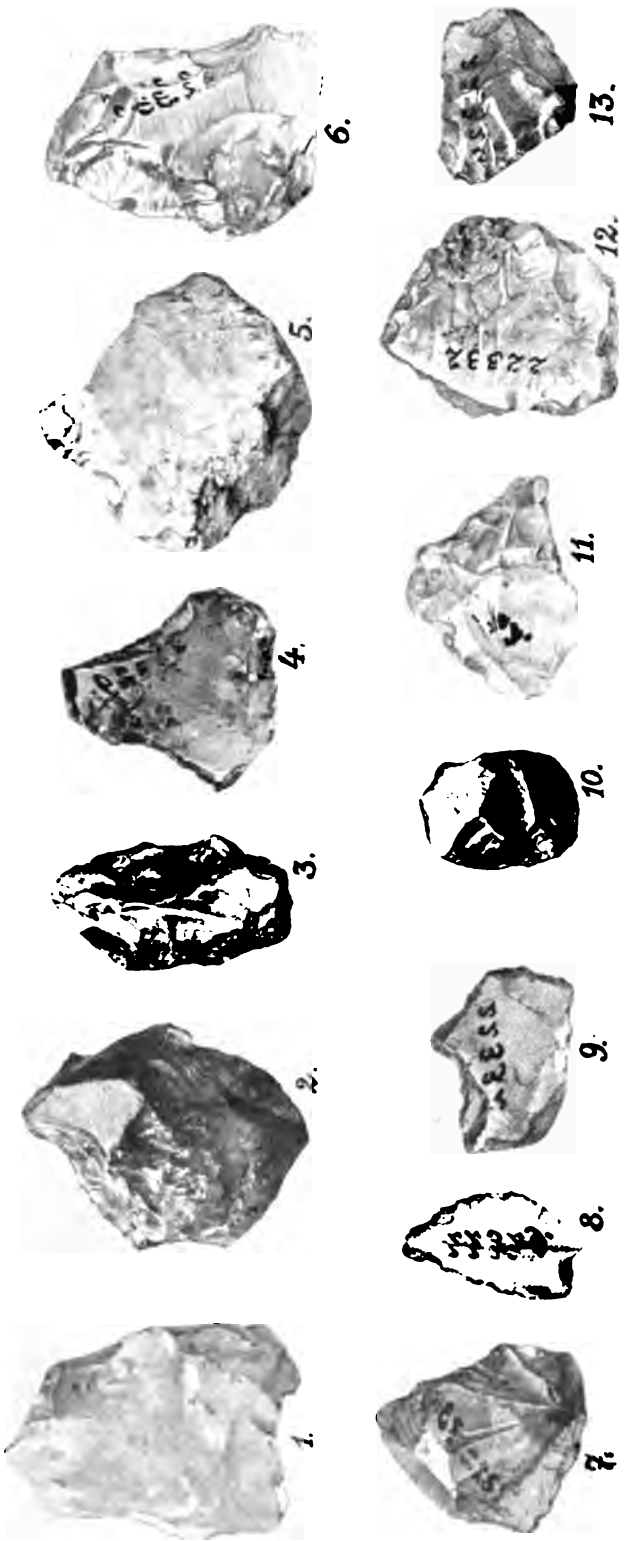
9

10

(Nat. Gr.)

(Nat. Gr.)

(Nat. Gr.)



SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. L. BOUCHAL.

JAHRGANG 1907—1908.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1908.

Monatsversammlung am 13. November 1907.

Herr Julius Pokorny hält einen Vortrag:

Der Ursprung des Druidentums.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Dr. Rudolf Much und Dr. Emil Goldmann.

Der Vortrag erscheint in den Mitteilungen.

* * *

Herr J. R. Bünker berichtet aus Ödenburg über

Westungarische Vorhallenhäuser.

Es ist mir aus der Umgebung von Ödenburg schon durch längere Zeit eine Hausform bekannt, die sich von der herrschenden wesentlich unterscheidet. Eine Subvention, die mir der Ausschuß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gewährte und für die demselben auch an dieser Stelle wärmstens gedankt sei, hat es mir möglich gemacht, diese nur mehr spärlich vertretene Hausform aufzunehmen und sie hier zu besprechen. Sie ist mir zuerst im deutschen Dorfe Mörbisch am Neusiedlersee bekannt geworden, dann habe ich sie vor drei Jahren auch in Oberwarth (Eisenburger Komitat) angetroffen und schließlich erst im Laufe dieses Jahres auch in Ödenburg entdeckt. Da sie also nicht nur in einem einzigen Orte vorkommt, ist es nicht ausgeschlossen, daß dieselbe Hausform auch in anderen um Ödenburg liegenden, mir noch nicht genug bekannten Dörfern wenigstens sporadisch vertreten ist.

Das typische Haus der Gegend von Ödenburg wurde von mir durch eine kleine Arbeit in diesen „Mitteilungen" bereits bekanntgemacht.[1]) Es ist eine einfache Form des oberdeutschen Hauses. In der Regel schließen zwei Stuben eine Küche ein, der ein geschlossener Flur vorgelegt ist. Prof. Dr. Meringer nennt diese Form des oberdeutschen Hauses das „Mittelküchenflurhaus".[2]) Dieselbe Hausform, verbunden mit ein und derselben Gehöftform, bei der sich an das Wohnhaus in zumeist gleicher Tiefe und längerer Reihe gewöhnlich eine Kammer, ein Preßhaus und die Ställe anschließen, während am Ende die Scheune querliegend die schmale, aber langgestreckte Hofstätte abschließt, beherrscht, soweit ich die Sache überblicke, das ganze deutsche Westungarn nördlich der Güns und das südöstliche Niederösterreich. A. Dachler hat diese Gehöftform den „fränkischen schmalen Reihenhof" genannt.[1])

Von dem typischen Hause der Gegend von Ödenburg unterscheiden sich nun die Häuser, von denen ich sprechen will, dadurch, daß sie an Stelle des der Küche vorgelegten geschlossenen Flures einen offenen Flur, eine von Säulen flankierte und in das Haus einspringende Vorhalle besitzen. Es sind somit Vorhallenhäuser, wie wir sie in ganz ähnlicher Gestalt bei den Széklern im äußersten Osten Ungarns wiederfinden.

Die einfachste Form des typischen Hauses der Gegend von Ödenburg umschließt im Gegensatze zum vorherrschenden „Mittelküchenflurhaus", das vier Räume aufweist, deren nur drei, wie ich das an einem Häuschen aus Loipersbach am o. a. O. durch die Fig. 76—78 nachgewiesen habe. In gleicher Weise hat auch die einfachste Form des Vorhallenhauses der Gegend nur drei Räume.

Ein solches Haus ist das im Jahre 1859 erbaute Haus Nr. 130 in Mörbisch.

Das Haus besteht aus nur drei Räumen: aus einer Stube, einer Küche und der nach dem Hofe zu offenen Vorhalle, die in Mörbisch den Namen „Fia'hais'l" (Vorhäuschen) führt. Die Vorhalle geht ungefähr bis zur halben Tiefe in das Haus hinein. An der offenen Seite wird sie durch drei zierliche, sich nach oben verjüngende Steinsäulen flankiert, von welchen die mittlere freisteht, während die beiden anderen sich an die Außenseite der Hauswand anlehnen. Nach vorn ist die Vorhalle nur durch ein Stabgitter und durch ein zweiflügeliges Gittertürchen aus Eisenstäben abgeschlossen.

Das ganze Haus ist unterkellert, die Räume desselben sind daher hochgelegt. Schon zur Vorhalle führen darum drei Stufen hinauf. Küche und Stube liegen noch etwas höher,

[1]) „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg in Ungarn", Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXIV, S. 115—130.

[2]) Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXIII, S. 178.

[1]) A. Dachler, Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung, S. 26. Wien 1897.

so daß aus der Vorhalle drei weitere Stufen emporleiten. Es ist dies ein Ausnahmsfall, denn sonst liegt die Vorhalle mit der Küche in gleicher Höhe.

Wie die Vorhalle, so sind auch die beiden anderen Teile des Hauses gewölbt. Vorhalle und Küche haben Tonnengewölbe, die Stube dagegen zeigt ein böhmisches Gewölbe. Die Stube ist gedielt, die anderen beiden Räume weisen Fußböden aus Zementplatten auf.

Aus den Küchen der Häuser in Mörbisch ist der offene Herd, der noch vor 20 Jahren allgemein üblich war, fast ganz geschwunden.

Abb. 1. Haus Nr. 129 in Mörbisch.

In der Küche des Hauses Nr. 130 steht ungefähr in der Mitte der rückwärtigen Wand der Sparherd. In der linken hinteren Ecke ist ein Kessel eingemauert. In der linken hinteren Ecke der Stube steht ein Kachelofen.

Das Haus Nr. 98 in Mörbisch wurde im Jahre 1850 erbaut. Es gleicht im Äußeren dem Hause Nr. 130 sehr. Da es jedoch zwei Stuben besitzt, befindet sich die Säulenhalle in der Mitte des Hauses. Alle Räume des Hauses sind hier gleich hoch angeordnet. Da sie unterkellert sind, liegen sie auch hier ziemlich hoch. Es führen zur Vorhalle drei Stufen empor. Die Vorhalle, die Küche und die hintere Stube sind gewölbt, die vordere Stube hat eine doppelte Bretterdecke, die durch Trambalken gehalten wird. Die Sockel, welche die Säulen der Vorhallen tragen, sind hier etwas stärker vorgebaut als beim Hause Nr. 130. Die Säulen lehnen sich darum auch nicht an die Außenwand des Hauses an, sondern sie stehen frei. Die Vorhalle tritt darum etwas aus dem Hause vor. Darin finden wir eine stabile steinerne Bank und davor einen Tisch. Die Säulen der Vorhalle sind von Weinreben umrankt. Dieser Umstand macht die Vorhalle im Sommer zum lauschigsten Plätzchen des Hauses.

Abb. 1 zeigt das Haus Nr. 129. Es ist Eigentum des Bauern Johann Schindler und wurde im Jahre 1859 erbaut. Sowohl sein Äußeres als auch die innere Ausgestaltung ist genau gleich wie beim eben beschriebenen Hause Nr. 98. Aufmerksam machen aber will ich darauf, daß sich, wie aus der Abbildung zu ersehen, auf dieser Hofstätte dem ersten Wohnhause ein zweites unter eigenem Dache anschließt. Auch das zweite Haus hat zwei Stuben und zwischen beiden eine Küche, doch fehlt vor derselben eine offene Vorhalle. Ihre Stelle nimmt ein geschlossener Flur ein.

Das Haus Nr. 28 in Mörbisch unterscheidet sich im Äußeren von den bereits besprochenen Häusern vornehmlich dadurch, daß es kein Walmdach, sondern ein Satteldach aufweist. Am Giebeldreieck ist der Name des Erbauers und die Jahreszahl der Erbauung des Hauses (MDCCCLIV) zu ersehen.

Abb. 2 bringt ein größeres Bild des „Via'haisels". Es ist aus demselben zu erkennen, daß die Säulen hier sogar kanneliert sind. Es fällt zudem auf, daß sie auch weiter vorstehen, selbst weiter als bei den Häusern Nr. 98 und 129. Die Vorhalle tritt somit hier noch etwas weiter aus dem Hause vor als dort. Zwischen den ersten beiden Säulen ist wieder ein zweiflügeliges eisernes Gittertürchen angebracht. Zwischen der zweiten und dritten Säule befindet sich eine gemauerte Brüstung. Zur Vorhalle führen auch hier drei steinerne Stufen empor.

Das Haus Nr. 28 ist noch etwas länger als die Häuser Nr. 98 und 129; es umschließt nämlich, wie dies der Grundriß Abb. 3 ersehen läßt, außer den beiden Stuben, der Küche und Vorhalle noch eine Kammer, die als Vorratsraum dient. *Sp-H* = Sparherd, *B-O* = Backofen, *O* und O_2 = Kachelöfen.

Das einzige zweigeschossige Bauernhaus in Mörbisch hat die Nummer 111 und wurde im Jahre 1858 erbaut. Die Vorhalle tritt hier nicht aus der Flucht des Hauses vor. Dieser Umstand bringt es mit sich, daß an der Außenseite der Vorhalle nur eine Säule errichtet wurde. Das Obergeschoß zeigt dieselbe Ausgestaltung wie das Erdgeschoß. Daß wir dort ebenfalls eine Küche finden, deutet uns an, daß das Haus für zwei Familien angelegt wurde.

Eines der wenigen in Ödenburg noch erhaltenen Vorhallenhäuser ist das Haus Nr. 26 in der Neustiftgasse. In der Anordnung seiner Räume zeigt es Ähnlichkeit mit dem Hause Nr. 111 in Mörbisch.

Von der Vorhalle dieses Hauses ist ein „Stübel" abgetrennt worden. Sie nimmt daher nur die halbe Breite der Küche ein. In ihr stehen ein Tisch und eine Bank. Das Stübel wird von der Küche aus betreten.

Das Haus Nr. 24 liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des eben besprochenen Hauses, ebenfalls in der Neustiftgasse in Ödenburg. Im Grundrisse ist das Haus dem Nachbarhause ganz ähnlich. Das Vorhaus war bis vor kurzer Zeit noch vorn offen und von drei Säulen flankiert. Die Säulen haben dieselbe Form wie die Mörbischer Säulen, doch sind sie bei diesem Hause nicht aus Stein, sondern aus Holz. Die zweite und die dritte Säule sind heute noch sichtbar, die erste ist jedoch entfernt oder eingemauert worden. Die Zwischenräume zwischen den Säulen sind nämlich durch Mauerwerk verengt worden. Zwischen der ersten und zweiten Säule befindet sich jetzt ein großes Bogenfenster und zwischen der zweiten und dritten Säule eine ebenso große Glastür, die ebenfalls ein Bogen nach oben abschließt. Sind die Bogen durch die teilweise Vermauerung auch etwas kleiner geworden, so hat der Vorraum doch noch ganz den Charakter einer Vorhalle bewahrt und das Äußere des Hauses gemahnt trotz der Verglasung der ehemals offenen Wand noch ganz und gar an das Aussehen der Mörbischer Vorhallenhäuser.

Das Haus Nr. 24 in der Neustiftgasse wurde nach einer über der Vorhalle angebrachten Inschrifttafel im Jahre 1733 erbaut, und auch das Haus Nr. 26 wird, wie aus dem schönen böhmischen Gewölbe der großen Stube, das mit reicher Stukkoarbeit versehen ist, die ganz das Gepräge jener des prächtigen Plafondes im großen

Abb. 2. Vorhalle des Hauses Nr. 28 in Mörbisch.

Zimmer des Hauses Nr. 24 an sich trägt, geschlossen werden kann, aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen.

Das Haus Nr. 11 in Mörbisch wurde im Jahre 1840 auf alten Grundmauern neu erbaut. In seinem Äußeren gleicht es den Häusern Nr. 130, 98 und 129 in Mörbisch. In seiner inneren Ausgestaltung kommt es dem Hause Nr. 28 in Mörbisch am nächsten. Es besteht nämlich wie jenes, was aus dem Grundrisse, Abb. 4, entnommen werden kann, aus zwei Stuben, einer Kammer, einer Küche und einem Vorraume, der der Küche vorgelegt ist.

In den Grundriß dieses Hauses habe ich auch die Möbel eingezeichnet. Ihre Anordnung kann als typisch für Mörbisch angesehen werden. Beide Stuben sind gedielt und haben

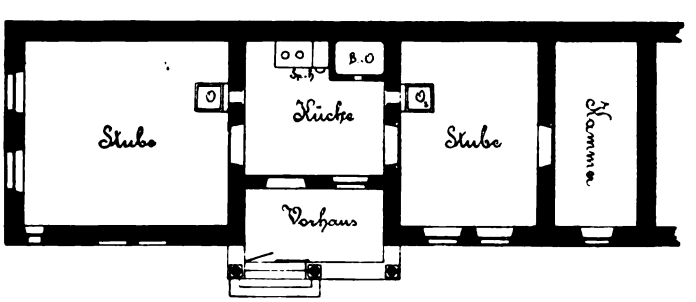


Abb. 3. Grundriß des Hauses Nr. 28 in Mörbisch.

schöne böhmische Gewölbe. In jeder der Stuben befinden sich ein Kachelofen *O* und O_2. Beide werden von der Küche aus geheizt. Die Anordnung der Möbel in der hinteren Stube ist noch die althergebrachte. Der Tisch *T* nimmt noch die Ecke der Stube ein und ist von Bänken *Ba* und Ba_2 umgeben, die mit Lehnen versehen sind. Der Kachelofen dieser Stube, O_2, ist von einem Ofengeländer umgeben. *B* und B_2 sind Betten, *K-B* ein Kinderbett, *Ka* = Kasten, *Co* = Kommode.

In der vorderen Stube steht der Tisch *T* nicht mehr am altgewohnten Orte. Er ist vor die Fenster in die Mitte der Stube gestellt worden. *Ba* und Ba_2 sind Gastbetten, *K* ist ein Kasten. Vor diesen Möbeln sind in einer Reihe sechs Sessel mit kreisrunden Sitzen aufgestellt. Es sind Rohrsessel, modernes Fabrikat. *O* = schöner Kachelofen, neuer Form, aus dunkelgrünen flachen Kacheln. Der Ofen steht auf Füßen. *S* = Sofa, *Co* = Kommode, Ka_2 und Ka_3 = Kästen. Alle Möbel sind aus hartem Holze gearbeitet und braun poliert. Die Stube zieren blendendweiße Vorhänge. An den Wänden hängen die Bildnisse Luthers und Melanchtons, Konfirmationsscheine unter Glas und Rahmen und zahlreiche Photographien. Auf den Kästen steht schönes Porzellangeschirr, der Stolz der Hausfrau. Die Stube ist das Prunkgemach des Hauses, die andere dient als Wohngemach.

In der Küche steht bei *Sp-H* ein Sparherd und unter *B-O* der Backofen. *T* = Tisch, *W-B* = Wasserbank, *W-K* = Wandkasten, in dem sich Geschirr befindet und der durch eine Glastür zu schließen ist.

Im Vorraume, der mir die „äußere Kuch'l" genannt wurde und von der eigentlichen Küche durch einen bis auf Manneshöhe herabhängenden breiten Bogen getrennt ist, steht ein Tisch *T*, davor ein Stuhl *St* und bei *K-K* ein Küchenkasten.

Aus der hinteren Stube führt eine Tür in die Kammer. Man gelangt in dieselbe über drei Stufen. Sie liegt höher als die hintere Stube, weil unter ihr das Preßhaus mit der großen Weinpresse angelegt ist. Das Preßhaus liegt halb in der Erde und halb über derselben. Aus dem Preßhause führt eine Stiege nach abwärts in den tieferliegenden Keller, der sich unter allen Wohnräumen des Hauses ausdehnt. In der Kammer stehen unter *Sch-K* und $Sch\text{-}K_2$ zwei große Schüttkasten zur Aufnahme des Getreides. Auch allerlei Speisevorräte sind dort untergebracht. Aus der Kammer führt eine Stiege auf den Dachboden der angebauten Räume. Die Kammer kann auch von außen betreten werden. Zur hochgelegenen Tür führt, wie sich aus dem Grundrisse erkennen läßt, eine Stiege empor. Über diese ragt das Dach schützend vor. Das vorstehende Dach wird von drei Holzsäulen, die den Aufgang zur Kammer flankieren, gestützt.

Bei diesem Hause will ich auch die weiteren Räume noch der Reihe nach aufzählen, die sich dem eigentlichen Wohnhause angliedern. An die Kammer und an das darunterliegende Preßhaus schließt sich eine einfensterige Stube an. Dann folgt eine Küche, der wieder eine „äußere Küche" als Vorraum vorliegt. In dieser Küche steht noch ein offener Herd. Auf die Küche und den Vorraum folgt eine zweifensterige Stube. Diese vier Räume bilden ein zweites Wohnhaus. Es mag sich vielleicht einmal im Besitze eines zweiten Bauern befunden haben, jetzt aber bildet die Hofstätte mit allem, was daraufsteht, das Eigentum eines Bauern. Zum zweiten Wohnhause, das gegenwärtig vermietet ist, gehört noch eine Kammer. Sie schließt sich an die zweifensterige Stube an und wird als Holzlager benützt. Das zweite Wohnhaus liegt unter einem eigenen Dache. Wieder ein eigenes Dach besitzen die Wirtschaftsräume, die sich dem zweiten Wohnhause in einer Reihe angliedern. Auf die Holzkammer folgen ein Stall für sechs Stück Jungvieh, dann eine Futterkammer und schließlich ein $9^1/_2$ *m* langer Stall, in dem vier Pferde, zwei Ochsen und drei Kühe Platz finden. An diesen Stall angebaut liegt der „Stadel", welcher in doppelter Breite und in einer Tiefe von $13^1/_2$ *m* die Hofstätte abschließt.

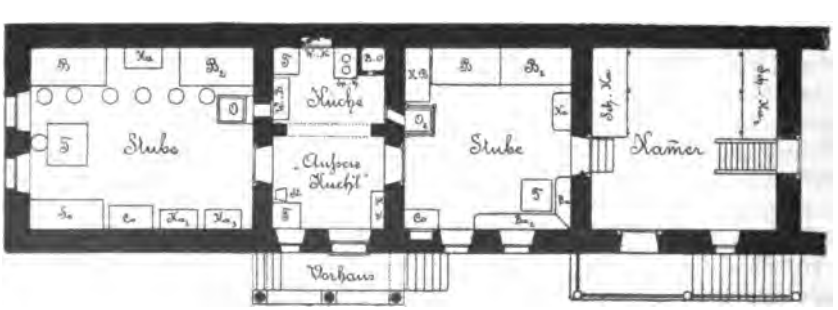


Abb. 4. Grundriß des Hauses Nr. 11 in Mörbisch.

Ich komme jetzt wieder auf das eigentliche Wohnhaus zurück. Es wurde oben gesagt, daß das in Rede stehende Haus Nr. 11

in seiner inneren Ausgestaltung dem Hause Nr. 28 in Mörbisch am nächsten käme. Dem aufmerksamen Beschauer der beiden Grundrisse, Abb. 3 und 4, fällt jedoch gleich in die Augen, daß zwischen beiden Häusern ein großer Unterschied besteht. Beide Häuser weisen Vorräume auf, die den Küchen vorgelegt sind. Während aber der Vorraum im Hause Nr. 28 offen ist, ist er im Hause Nr 11 geschlossen. Das Haus Nr. 11 ist also kein Vorhallenhaus mehr, sondern es ist ein „Mittelküchenflurhaus". Fassen wir aber die Abb. 5, welche das „Via'hais'l" des Hauses Nr. 11 darstellt, ins Auge, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, in demselben den Rest einer ehemaligen Vorhalle zu erkennen. Der Name „Via'hais'l", welcher dem Vorbaue noch anhaftet, hilft den Gedanken an den Rest der Vorhalle befestigen. Es scheint, daß beim Neuaufbaue des Hauses die früher wahrscheinlich offen gewesene Vorhalle in ähnlicher Weise geschlossen worden ist, wie dies beim Hause Nr. 24 in der Ödenburger Neustiftgasse erst vor kurzen Jahren tatsächlich geschehen ist.

Nach dem Zeugnisse der in Mörbisch zwar nur mehr spärlich vertretenen Vorhallenhäuser, nach dem, was ich über die Vorhallenhäuser der Gegend noch sagen kann, und nach dem, was ich im vorstehenden eben festgestellt habe, liegt die Vermutung sehr nahe, daß alle jene Mörbischer Häuser, die heute keine Vorhallen mehr besitzen, sondern den Charakter des „Mittelküchenflurhauses" aufweisen, aus Vorhallenhäusern entstanden sein dürften. Es ist in bezug auf die Mörbischer Vorhallenhäuser vor allem ein Einwurf, welcher etwa erhoben werden könnte, abzuweisen, der nämlich, daß sie ihr Entstehen vielleicht der Laune eines Baumeisters zu verdanken haben könnten. Dem ist entgegen zu halten, daß ja auch, wie eingangs gesagt wurde, in Oberwarth und, wie ich bewiesen habe, in Ödenburg ganz ähnliche Vorhallenhäuser stehen. Die beschriebenen Ödenburger Vorhallenhäuser sind zudem reichlich um 100 Jahre älter als jedes der besprochenen Mörbischer Häuser. Sehr wichtig ist ferner für die Bestätigung meiner Vermutung, daß nach der Aussage älterer Leute vor 1857, in welchem Jahre am zweiten Weihnachtstage eine große Feuersbrunst den größten Teil des Dorfes in Asche legte, die meisten Häuser „Via'hais'ln", wenn oft auch nur von Holzsäulen flankiert, hatten. Die Vorhallen waren also in großer Zahl da, sie mußten also ein Charakteristikum des typischen Hauses gebildet haben, oder mit anderen

Abb. 5. Das Via'hais'l des Hauses Nr. 11 in Mörbisch.

Worten: das Vorhallenhaus war damals noch in Mörbisch das typische Haus. Finden wir nun heute das „Mittelküchenflurhaus" in Mörbisch zur Herrschaft gelangt, so kann es nur durch die Auflassung der offenen Halle und durch die Umgestaltung derselben nach dem Muster des Hauses Nr. 24 in der Ödenburger Neustiftgasse aus dem früher herrschenden Typus des Vorhallenhauses entstanden sein.

Ob derselbe Entwicklungsgang für das „Mittelküchenflurhaus" im westlichen Ungarn und im südöstlichen Niederösterreich im allgemeinen anzunehmen ist, wage ich nicht zu behaupten.

Es soll nur noch kurz erörtert werden, wie man sich die Entstehung der geschilderten Vorhallenhäuser zu denken hat. Wie ja schon durch mehrere Hausforscher und neuerdings durch Prof. Dr. Meringer und mich einförmig und dezidiert festgestellt wurde, geht jedes Haus in seinem Entwicklungsgange auf ein einzelliges Häuschen mit oder ohne Vorhalle zurück.[1])

Das alte typische Mörbischer Haus muß nach dem Gesagten ein Vorhallenhaus gewesen sein. Sein Entstehen kann nicht anders gedacht

[1]) Vgl. die „Nachschrift" zu meiner Arbeit „Das Bauernhaus der Gegend am Millstättersee in Kärnten" in Bd. XXXII dieser „Mitteilungen", S. 273.

werden, als daß man bei seiner Urform eine Vorhalle voraussetzt. Die Urform muß daher aus einem einzigen geschlossenen Raume mit einer vorgelegten, wenigstens nach einer Seite offenen Halle bestanden sein. Das Haus muß also ausgesehen haben wie jene noch vielfach vorkommenden Székler-Häuser, die auch heute noch nur aus einem einzigen geschlossenen Raume und einer Vorhalle (*eresz*) bestehen.[1])

Wie in dieser primitiven Hausform der Székler jetzt noch, so muß der einzige geschlossene Raum der gleichen Urform des Mörbischer Vorhallenhauses vor Jahrhunderten Wohn-, Schlaf- und Kochraum alles in allem gewesen sein; die luftige, lichte Vorhalle aber mag als Arbeits-, wahrscheinlich auch als Schlafraum in der warmen Hälfte des Jahres gedient haben. Mit der Einführung des Kachelofens ist es möglich geworden, im Hause einen Raum zu schaffen, der im Winter angenehm erwärmt werden konnte und zugleich rauchfrei war. Die Gewinnung eines eigenen Ofenraumes machte aber die Errichtung eines neuen Herdraumes zur Notwendigkeit. Der Herdraum aber wurde leicht geschaffen, indem man die Vorhalle unterteilte. Die altgewohnte Vorhalle wurde zwar um die Hälfte kleiner, aber sie blieb dem Hause erhalten. Diese einfache Stufe der Entwicklung des Hauses, in dem wir es bereits mit drei Räumen ganz verschiedenen Charakters, mit einem Herdraume, mit einem Ofenraume und mit einer Vorhalle zu tun haben, tritt uns im Hause Nr. 130 in Mörbisch auch heute noch entgegen. Die Küche ist hier also auf eine Abtrennung von der Vorhalle, die ehemals dem ganzen Hause an der Giebelseite vorlag, zurückzuführen. Bei anderen oberdeutschen Hausformen muß umgekehrt der Flur als eine Abtrennung vom alten Herdraume aufgefaßt werden. Dies von der offenen Vorhalle des Mörbischer Hauses annehmen zu wollen, wäre geradezu widersinnig.

[1]) Vgl. Gabriel Szinte, „A székely haz“ in „A Magyar Nemz. Múz. Népr. Oszt. Értesitője“, Nr. 7, vom Jahre 1900.

Durch die Angliederung einer zweiten Stube, die vorerst wahrscheinlich nur eine unheizbare Kammer gewesen sein dürfte, entstand dann das vierzellige Haus. Diese Entwicklungsstufe zeigt uns das Haus Nr. 98 in Mörbisch. Wuchs nun zu diesen vier Räumen noch ein Raum in der Form einer Kammer hinzu, so erhalten wir eine weitere Stufe der Entwicklung, die durch das Haus Nr. 28 in Mörbisch vertreten ist. Im Hause Nr. 111 erkennen wir, wenn wir vom Obergeschosse absehen, eine ähnliche Entwicklungsstufe; die zweite nach der Straße zu gelegene Stube ist jedoch nicht als ein Zuwachs, sondern als Abtrennung von der großen Stube aufzufassen. Dem Grundrisse dieses Hauses kommen die Risse der beiden besprochenen Ödenburger Häuser gleich.

Wollte man zum Schlusse das Vorhallenhaus mit dem „Mittelküchenflurhaus“ in bezug auf die praktische Bewährung vergleichen, so muß natürlich eingeräumt werden, daß der geschlossene Flur viel vor der offenen Halle voraus hat. Es lassen sich im geschlossenen Flur auch im Winter mancherlei Arbeiten verrichten, und zur Unterbringung von Möbeln, Geräten und verschiedenem Geschirre ist er besser geschaffen als die Vorhalle. Es ist darum nicht zu verwundern, daß der geschlossene Flur mit der Zeit über die offene Vorhalle die Herrschaft errang. Daß sich die letztere in Ödenburg bis auf den heutigen Tag erhalten hat, mag zum geringeren Teile darauf zurückzuführen sein, daß die Küche durch die Umwandlung der offenen Vorhalle in einen geschlossenen Flur stark verdunkelt wird, zum weitaus größeren Teile verdankt sie ihr heutiges Bestehen wahrscheinlich wohl nur dem Umstande, daß der Bauer bis zum äußersten mit zäher Beharrlichkeit am Althergebrachten festhält. In absehbarer Zeit werden wohl auch die letzten Vertreter der Vorhallenhäuser aus der Gegend verschwinden, dann mögen die vorstehenden Zeilen von ihrem einstigen Bestehen Zeugenschaft ablegen.

Ausschußsitzung am 19. November 1907.

Auszug aus dem Protokolle:

1. Gestorben sind seit der letzten Sitzung das Ehrenmitglied Herr Edoardo Brizio in Bologna und die wirklichen Mitglieder Franz Freiherr v. Lipperheide in Matzen (Tirol) und Herr Heinrich Richly in Neuhaus (Böhmen). Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen Abbé Henri Breuil, Privatdozent in Fribourg (Schweiz) und Herr Karl Katzau, kais. Rat, Kaufmann in Wien.

2. Mit dem Städtischen Museum für Völkerkunde in Leipzig wird der Schriftentausch ab 1908 auf Kosten des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums übernommen; dasselbe wird auch

ab 1907 die Kosten des Tausches mit dem Peabody-Museum in Cambridge tragen. Der Tauschantrag des Public Museum of the City of Milwaukee wird abgelehnt.

3. Sonstige geschäftliche Angelegenheiten.

4. Von Prof. E. B. Tylor liegt ein Dankschreiben für die ihm zu seinem 75. Geburtstage übermittelten Glückwünsche vor.

Monatsversammlung am 11. Dezember 1907.

1. Herr Dr. Emil Goldmann spricht über

Das Totenbrett in den germanischen Volksrechten.

* * *

2. Herr Dr. Rudolf Pöch übersendet folgende Mitteilung:

Besteigung des Mount Albert Edward und Besuch des Chirima-Stammes durch C. A. W. Monckton.[1])

Im letzten Jahresberichte der britischen Kolonie von Neu-Guinea (Report on British New Guinea for the year ending 30th. June 1906) beschreibt der Resident Magistrate der Northern Division, C. A. W. Monckton, einen im Auftrage der Regierung unternommenen Vorstoß in das Chirimatal und die Erstersteigung des Mount Albert Edward. C. A. W. Monckton ist bereits wohlbekannt durch die erste Auffindung prähistorischer Tonscherben in der Collingwood-Bay sowie durch zahlreiche gelegentliche Bemerkungen ethnographischer Art über die in seinem Verwaltungsbezirke wohnenden Eingeborenenstämme, die in den „Reports" der früheren Jahre enthalten sind. In seiner Begleitung befand sich der Missionär Money von der anglikanischen Mission an der Nordostküste, gleichfalls ein erfahrener Kenner der Eingeborenen seines Gebietes.

Von letzterem rühren viele Zeichnungen her, die den ethnologischen Besitz des Chirima-Stammes illustrieren und mehrere Tafeln füllen, die dem obengenannten Berichte beigegeben sind.

Die Chirima haben feste Wohnsitze, und zwar gibt es Häuser und Anpflanzungen noch bis zu 3000 *m* Meereshöhe. Die Häuser sind durchwegs auf sehr hohen Pfählen errichtet. Man kann drei Typen unterscheiden: 1. Das Dach reicht nicht bis zum Boden herab (obzwar die schrägen Dachstufen in die Erde gehen können). Der Raum unter dem Hause (zwischen den Pfählen) ist ganz offen. 2. Das Dach reicht nicht bis zum Boden, der Raum zwischen den Pfählen ist seitlich verschalt, so daß ein zweiter, unmittelbar auf dem Erdboden stehender Raum vorhanden ist. 3. Das Dach reicht bis zum Boden.

[Solche Zwischenformen zwischen dem unmittelbar auf dem Erdboden stehenden Hause und dem „Pfahlbau auf dem Trockenen" sind für die Geschichte des Hausbaues auf Neu-Guinea von großer Wichtigkeit. Ähnliche Zwischenformen sah ich in Uira und Menapi in der Goodenough-Bay; in Ladine im Inneren derselben Bucht wieder „Pfahlbauten auf dem Trockenen" papuanischer Inlandstämme und Häuser unmittelbar auf dem Erdboden melanesischer Einwanderer, hart nebeneinander, als Beispiel konservativen Festhaltens an der ursprünglichen Bauweise. Es ist ja naheliegend, anzunehmen, daß der Pfahlbau am Trockenen im Inneren von Neu-Guinea seine erste Anregung durch den Pfahlbau an der Küste (in der Lagune) erhalten habe. Es gibt aber sicher unabhängig von den Lagunenpfahlbauten entstandene „Pfahlbauten auf dem Trockenen"; ich erinnere an die Fruchtspeicher auf Pfählen an vielen Orten Melanesiens (Trobriand, Dorour), ich selbst sah solche in Kokola an der Südwestküste von Neu-Mecklenburg mitten unter Häusern, die unmittelbar auf dem Erdboden standen; ferner erinnere ich an die nicht überdachten und überdachten Plattformen zum Ausruhen und zu Beratungen; ich sah solche mitten unter den stets unmittelbar auf dem Erdboden aufgebauten Wohnhäusern der Tugéri (Kaja-Kaja) an der Südküste von Holländisch-Neu-Guinea.]

Zum Dachdecken werden Blätter der Pandanusbäume benützt. Im Chirimatale zeigen diese Bäume dann dieselben Tabuzeichen der Besitzer, wie die Kokospalmen sonst an der Küste. Die Betelpalme kommt noch vor, die Sitte des Betelkauens ist bekannt. Auch Tabak wird geraucht, die Leute bauen ihn selbst; C. A. W. Monckton fand noch Tabakspflanzungen in 10.000 Fuß Meereshöhe.

Die Toten werden auf hohen Plattformen bestattet; daneben stehen auf hohen Pfählen trichterförmige Körbe für Lebensmittel.

Die Chirima schlafen in Hängematten, die aus Stricken geflochten (oder genetzt?) sind.

[1]) Eigene zum Vergleiche herangezogene Beobachtungen des Herrn Dr. Pöch sind zwischen eckige Klammern [] gesetzt.

Unter den abgebildeten ethnologischen Gegenständen fällt eine Steinaxt auf, sowohl in bezug auf den Stiel als auf den Stein. Der Stiel zeigt die typische winkelige Knickung; diese ist aber nicht verursacht durch winkeliges Zusammensetzen aus zwei Stücken, der ganze hölzerne Stiel ist vielmehr in seinen beiden Winkelschenkeln ein Stück: die Handhabe ist nämlich nichts anderes als ein Ast und das mit diesem zusammenhängende, im Winkel zu ihm stehende Stück Stamm dient zur Befestigung für den Stein. Der an das „Stammstück" augenscheinlich mit Rotang festgebundene Stein ist bloß behauen, nicht geschliffen.

Die Chirima tragen Schamschurze aus geklopftem Baumbast (Tapa). Money bildet einen hölzernen Tapaklopfer für das erste Stadium der Bearbeitung und einen steinernen Tapaklopfer mit eingeritztem Rautenmuster ab.

Feuer wird gemacht, indem man um ein gespaltenes Holzstück einen Bambusstreifen herumlegt und solange hin- und herreibt, bis der in den Holzspalt gelegte Zunder zum Glimmen kommt.

[Dieselbe Art des Feuermachens wurde von mir bei den Poum im Gebirge von Deutsch-Neu-Guinea beobachtet, von Walter Roth in Queensland, und ist nach einem Objekte, das Semper von Luzon mitbrachte, auch den Negritos der Philippinen bekannt.[1])]

Noch immer wenig bekannt sind die Wege und Mittel, mit denen die Steinzeitvölker Bäume fällen und größere Holzblöcke verarbeiten. Man weiß, daß neben ihren steinernen Werkzeugen das Feuer eine große Rolle spielt. Sehr interessant ist es nun, durch C. A. W. Monckton und Money zu erfahren, daß hölzerne Keile gebraucht werden, um Holzplatten abzusprengen.

Der Drillbohrer ist bekannt, es wurde ein Stück erworben; als Spitze diente schon ein Glasscherben. Ferner wurde ein Steinpistill gefunden, bedeckt mit roter Erdfarbe. Die rote Farbe wird offenbar in einem Mörser mit einem Pistill zerrieben.

[Dieser Fund läßt vielleicht eine ähnliche Deutung für jenen Mörser mit Pistill zu, welchen C. A. W. Monckton im Yodda-Valley ausgegraben hat.[2])]

Andere Ethnologika, die zur Abbildung kommen, sind: ein trichterförmiger Bambuskorb, aus einem eingespaltenen Bambusstiel geflochten, zum Trocknen des Tabaks verwendet; ähnliche trichterförmige Körbe aus einem Babusrohre dienen als Träger für Früchte (auf hohen Pfosten auch neben die ausgesetzten Leichen gestellt, s. o.);[1]) eine Kalebasse zum Wassertragen, mit einem Netzbeutel überzogen; ein Kasuarknochen als Kalkspatel (Kalk als Zusatz beim Betelkauen); ein Wallabyknochen als Gabel oder Ahle; ein Schweineknochen als Hohlmeißel zum Kokosnußbrechen (Kokosnüsse wachsen noch in den tiefer gelegenen Gegenden); ein Kranichknochen als Haarnadel; ein langer zungenförmiger Brustschmuck mit zwei Reihen von Eberzähnen, ähnlich wie er an der Südküste des Hüongolfes vorkommt.

Von Waffen kennen die Chirima Bogen und Pfeil, den Speer, die Steinkeule und das Schlagholz.

[In dem Gebirge von Britisch-Neu-Guinea findet sich also wieder dieselbe Zahl derselben verschiedenartigen Waffen, wie ich sie bei den Kai im Gebirge von Deutsch-Neu-Guinea vorfand.[2])]

Es gibt zwei Arten Bogen: einen aus Palmenholz und einen aus Bambus. Die Palmholzbogen sind an vielen Stellen mit Flechtwerk umwunden, um Splitterung des Holzes zu vermeiden.

[Die Bindung ist dieselbe wie bei den Bogen der Kai.]

Die abgebildeten Pfeile tragen konische Holzspitzen oder flache Bambusspitzen; sie haben keine Kerbe für die Bogensehne. Dann gibt es an der Spitze vierfach auseinandergespaltene Pfeile zum Vogelschießen. In ihrer Form erinnern sie äußerlich etwas an die typischen Fischspeere.

[Bei den Tugéri (Kaja-Kaja) fand ich ähnliche Pfeile, aber nur mit zwei Spitzen oder vorn ganz stumpf und dick, zur Vogeljagd und für kleine Säugetiere; dieselben Pfeile wurden auch von Schmeltz abgebildet.]

Gewöhnlich sind ganz glatte Speere, seltener verzierte. Die letzteren tragen dann sehr ähnliche Ornamente, wie ich sie in der Collingwood-Bay vorfand; auch C. A. W. Monckton meint, diese Speere seien wohl importiert.

Die zur Abbildung gebrachten Schlaghölzer sind verziert, die Steinkeulen haben Ananasform.

* * *

[1]) Näheres darüber und über verwandte Methoden des Feuermachens die Mitteilungen dieser Gesellschaft, 1907, S. 59 und 125.

[2]) Siehe Mitteilungen dieser Gesellschaft, 1907, S. 71.

[1]) Solche trichterförmige Körbe sind als Opferträger in Indonesien weitverbreitet (Malakka, Zentralborneo, Celebes usw.). D. Red.

[2]) Vgl. Mitteilungen dieser Gesellschaft, 1907, S. 59.

3. Herr Otto Herman schreibt aus Budapest de dato 21. November an den II. Sekretär unter anderem:

„. . . Minister Darányi hat sich infolge meiner Abhandlung über Solutréen von Miskolcz bewogen gefunden, nicht nur die Stratigraphie von Miskolcz revidieren, sondern auch die Höhlen im Hinterlande einer Untersuchung unterwerfen zu lassen.

Das erstere besorgte Geologe Dr. Karl v. Papp und ist die Publikation des Resultates im Drucke. . . . Die Höhlenforschung ist noch im Zuge, diese besorgt Geologe Ottokar Kadić. In der von mir bezeichneten Höhle Szeleta kam Ursus spelaeus zum Vorscheine und heuer im Frühjahre kamen die ersten paläolithischen Fauststeine nebst Grattoirs zutage. . . . Sobald diese Arbeiten beendigt und publiziert sind, werde ich die Lehren in den Mitteilungen ziehen. . . .“

(Die erwähnte Arbeit des Herrn Papp ist inzwischen der Gesellschaft zugekommen.)

* * *

Als Geschenke für die Bibliothek sind nachfolgende Druckwerke eingelaufen, für die den Spendern der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen wird:

Andree, Richard, Ethnologische Betrachtungen über Hockerbestattung. (S.-A. aus dem Archiv für Anthropologie, N. F., VI, S. 282—307.) Braunschweig 1907. 4°. Tafeln.

Anthropological Essays presented to Edward Burnett Tylor in honour of his 75th birthday oct. 2 1907. Oxford (Clarendon Press) 1907. VIII, 416 S. 8°.

In den „Mitteilungen“, Bd. XXXVII, besprochen.

Balfour, Henry, The Fire piston. (S.-A. aus „Anthropol. Essays presented to E. B. Tylor“, S. 17—49.) Oxford 1907. 8°. Karte und 4 Tafeln.

— The friction-drum. (S.-A. aus dem Journal of the R. Anthropol. Institute, XXXVII, S. 67—92.) London 1907. 8°. 3 Tafeln.

Bartels, Dr. Paul, Tuberkulose (Wirbelkaries) in der jüngeren Steinzeit. (S.-A. aus dem Archiv f. Anthrop., N. F., VI, S. 243—258.) Braunschweig 1907. 8°. 1 Tafel.

Breysig, Kurt. Die Völker ewiger Urzeit. I. Band: Die Amerikaner des Nordwestens und des Nordens. Berlin (Georg Bondi) 1907. XXVII, 563 S. 8°. Preis Mk. 8.

In den „Mitteilungen“, Bd. XXXVII, besprochen.

Creighton, Charles, Plague in India. (S.-A. Nr. 1683 aus dem Smithsonian Report for 1905, S. 309 bis 338.) Washington 1907. 8°.

Deutsche Marineexpedition 1907/09, Die. (S.-A. aus der Marine-Rundschau 1907, S. 1067—1069.) 8°.

Dixon, Roland B., Linguistic relationships within the Shasta-Achomawi Stock. (S.-A. aus den Mémoires et délibér. du XVe Congrès des Américanistes.) Quebec 1907. 15 S. 8°.

Frazer, J. G., Questions on the Customs, Beliefs, and Languages of Savages. Cambridge (University Press) 1907. 51 S.

Fritsch, Gustav, Ein Besuch auf den Andamanen. (S.-A. aus dem „Globus“, XCII, S. 181—186.) Braunschweig 1907. 4°.

Fritsch, Gustav, Ägypten und der Nil. (S.-A. aus dem „Weltcourier“.) Berlin, 3 S. 4°.

Götze, A., Analyse eines Eisenklumpens aus der prähistorischen Schicht von Troja. (S.-A. aus der Zeitschrift f. Ethnol., 1899, S. 561—562.) Berlin. 8°.

Jacobson, Edw. en Mr. J. H. van Hasselt, De Gong-fabricatie te Semarang. Die Verfertigung der Gong in Semarang. (Public. uit's Rijks Ethnogr. Museum, Serie II, Nr. 15.) Mit 12 Lichtdrucktafeln und 12 Abbild. im Texte. Leiden 1906. VII, 64 S. 4°.

In den „Mitteilungen“, Bd. XXXVII, besprochen.

Jahrbuch des städt. Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. I, 1906. Leipzig 1907. Mk. 4·50.

In den „Mitteilungen“, Bd. XXXVII, besprochen.

Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich pro 1906—1907. Zürich 1907. 127 S. 8°.

Enthält u. a. auf S. 75—104 einen illustrierten Bericht von J. R. Luchsinger über eine Reise „Von Schoa zum Stephaniesee und zu den Borangalla“.

Jahresbericht für das Jahr 1906. Kaiser-Franz-Joseph-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau (schles. Landesmuseum). Troppau. 25 S. 8°.

Johnston, Sir Harry, Liberia. (S.-A. Nr. 1679 aus dem Smithsonian Report for 1905, S. 247—264.) Washington 1907. 8°. 7 Tafeln.

Jonghe, Ed. de, Les sociétés secrètes au Bas-Congo. (S.-A. aus der Revue des Questions scientifiques 1907.) Bruxelles. 74 S. 8°.

In den „Mitteilungen“ besprochen.

Journal of the Gypsy Lore Society. Vol. I, no 1, July 1907. Edinburgh. (Privately printed for the Members of the Gypsy Lore Society, 6 Hope Place, Liverpool.)

— of the American Oriental Society. XXVIII. vol., first half. New Haven, Conn., 1907. 8°.

Kienitz-Gerloff, Dr. Felix, Physiologie und Anatomie des Menschen mit Ausblicken auf den ganzen Kreis der Wirbeltiere. Mit 111 Abbild. Leipzig und Berlin (B. G. Teubner) 1907. (Sammlung naturwiss.-pädagog. Abhandl., II, Heft 8.) VI, 130 S. 8°.

In den „Mitteilungen“, Bd. XXXVII, besprochen.

Koch-Grünberg, Dr. Theodor, Les Indiens Ouitotos. (S.-A. aus dem Journal de la Société des Américanistes de Paris, N. S. III.) Paris 1906, 35 S. 8°. 2 Tafeln.

— Südamerikanische Felszeichnungen. Berlin (E. Wasmuth) 1907. I, 92 S. 8°. 21 Tafeln.

In den „Mitteilungen", Bd. XXXVII, besprochen.

Kollmann, J., Die Bewertung einzelner Körperhöhen als rassenanatomische Merkmale. (S.-A. aus dem Boas Memorial Volume.)

Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. XXXVIII, Nr. 8—12.

Livi, Ridolfo, La schiavitù medioevale e la sua influenza sui caratteri antropologici degli Italiani. (S.-A. aus der Rivista Italiana di Sociologia, XI.) Roma 1907. 27 S. 8°.

Lombroso, Cesare, Neue Verbrecher-Studien. Autor. Übersetzung aus dem Italienischen von Dr. Ernst Jentsch. Halle a. S. (Karl Marhold) 1907. VIII, 225 S. 8°.

Wird in den „Mitteilungen" besprochen.

Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. II, Nr. 5; Vol. III, Nr. 1. Hawaii 1907.

Olshausen, Über einen Ausflug nach Dr. Hahnes diluvialen Fundstätten bei Schönebeck a. E. (S.-A. aus der Zeitschrift f. Ethnol., 1904, S. 477—482.) Berlin 1904. 8°.

— Beitrag zur Frage des Auftretens metallischen Eisens in vormykenischer Zeit in Kleinasien. (S.-A. ebendaraus, 1907, S. 691—695.) Berlin. 8°.

— Diskussion zu Belck: Die Erfinder der Eisentechnik. (S.-A. ebendaraus, 1907, S. 369—377.) Berlin. 8°.

— Zwei Photographien von griechischen Bauern. Sieben Wurfspeere von einem der Indianerstämme am Ucayali. (S.-A. ebendaraus, 1906, S. 229—231.) Berlin. 8°.

— Diskussion zu: Kulturkreise in Ozeanien und Afrika. (S.-A. ebendaraus, 1905, S. 85—88.) Berlin. 8°.

Papp, Károly, Miskolcz könyékének geologiai viszonyai. (S.-A. aus: A magyar kir. földtani intézet évkönyve, XVI, S. 91—135.) Budapest 1907. 8°. 1 Karte.

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Stuttgart 1907, XXII, 876 S. 8°. Mit 56 Tafeln, 4 Karten und 141 Textabbildungen. Lieferung 2—28.

Wir haben bereits mehrmals auf dieses wichtige Werk hingewiesen. Es liegt nunmehr abgeschlossen vor und wir können unserer Freude darüber, daß Herr Parkinson sich zur zusammenhängenden Veröffentlichung seiner unschätzbaren Beobachtungen entschlossen hat, nur abermals Ausdruck geben. Von sämtlichen Inseln des Bismarckarchipels und der deutschen Salomonen erhalten wir, unterstützt durch vorzügliche Bilder, nach der geographischen Schilderung jedesmal eine detaillierte Ethnographie. Alles über Geheimbünde, Totemismus und Maskentänze Beobachtete ist in einem eigenen umfangreichen Abschnitte (auf über 100 Seiten) zusammengestellt und speziell, was Parkinson über Geheimbünde und Totenwesen sagt, ist hochwichtig. Auch den Sprachen ist ein Abschnitt gewidmet, in dem von 5 Sprachen (3 melanesischen, 2 Papuasprachen) kurze Grammatiken gegeben sind. Den Abschluß bildet ein Kapitel über die Entdeckungsgeschichte der behandelten Gebiete.

1. Dezember 1907. *L. Bouchal.*

Pöch, Dr. Rudolf, Nr. X der Berichte der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Zweiter Bericht über meine phonographischen Aufnahmen in Neu-Guinea (Britisch-Neu-Guinea) vom 7. Oktober 1905 bis zum 1. Februar 1906. (S.-A. aus den Sitz.-Ber. d. kais. Akad. d. Wiss. in Wien. Math.-naturw. Kl., Bd. CXVI, Abt. IIa.) Wien 1907. 17 S. 8°. 1 Tafel.

Preuß, K. Th., Der Mitotetanz der Coraindianer. (S.-A. aus dem „Globus", XC, S. 69—72.) Braunschweig 1906. 4°.

— Weiteres über die religiösen Gebräuche der Coraindianer, insbesondere über die Phallophoren des Osterfestes. (S.-A. ebendaraus, S. 165—169.) Braunschweig 1906. 4°.

— Die Hochzeit des Maises und andere Geschichten der Huicholindianer. (S.-A. ebendaraus, XCI, S. 185—192.) Braunschweig 1907. 4°.

— Ritte durch das Land der Huicholindianer in der mexikanischen Sierra Madre. (S.-A. ebendaraus, XCII, S. 155—161 u. 167—171.) Braunschweig 1907. 4°.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Vol. XXVI, Sect. B, Nr. 13—16; Sect. C, Nr. 9.

Rutot, A., Sur la connaissance du feu aux époques préhistoriques. (S.-A. aus den Bulletins de l'Académie royale de Belgique [Classe de sciences], 1907, S. 87—93.) Bruxelles. 8°.

— Déchets, rebuts, rejets, maifaçons, faux. (S.-A. aus der Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, XVII, S. 60—64.) Paris 1907. 8°.

— Un peu de paléontologie. (S.-A. aus dem Bulletin de la Société Préhistorique de France.) Le Mans, 1907, 11 S. 8°.

— Esquisse d'une classification de l'Époque Néolithique en France et en Belgique. (S.-A. aus der Revue préhistorique 1907, No. 2 u. 4.) Paris 1907. 24 S. 8°.

— Matériaux pour servir à la détermination de l'âge des dépôts inférieurs de la terrasse moyenne des vallées du territoire franco-belge. — A propos des Éolithes du Cantal. (S.-A. aus dem Bulletin de la Société Belge de Géologie, XXI, S. 97 bis 109.) Bruxelles 1907. 8°.

Rutot, A., Sur la découverte de silex utilisés sous les alluvions fluviales de la haute terrasse de 100 mètres de la vallée de la Meuse. — Sur l'âge des cavernes de Grimaldi, dites grottes de Menton. (S.-A. ebendaraus, S. 3—20, 43—82.) Bruxelles 1907. 8°.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden. Jahrg. 1907, Jänner bis Juni. Dresden 1907. 8°.

Skinder, Wladimir Adam, Opijt archeologičeskoi razwjedki. Piatigorsk 1906. 32 S. 8°. 8 Tafeln.

Städtisches Museum in Budweis, Publikationen aus den Sammlungen des städtischen Museums in Budweis. Tafel XXXIX—XLVIII. Budweis 1907. 11 S. 8°.

Enthält vorzügliche Lichtdruckbilder deutscher Schränke (Spätgothik bis Barock) mit erläuterndem Texte.

— Die Kupferstichsammlung aus dem Privatbesitze des Kaufmannes Herrn Karl Kneißl. Budweis 1907. 14 S. 7°.

Suyematsu, Baron Kencho, The Ethics of Japan. (S.-A. Nr. 1682 aus dem Smithsonian Report for 1905, S. 293—307.) Washington 1907. 8°. S. 27 bis 37. New-York 1906. 8°.

Tätigkeitsbericht. Museums-Gesellschaft Teplitz im Verwaltungsjahre 1905/1906. Teplitz 1907. 63 S. 8°. 8 Tafeln.

Trebitsch, Dr. Rudolf, Die „blauen Geburtsflecke" bei den Eskimos in Westgrönland. (S.-A. aus dem Archiv für Anthropologie, N. F., VI. S. 237 bis 242.) Braunschweig 1907. 4°.

Trudij Troickosawsk - Kiachtinskago otdjelenija Priamurskago otdjela Imper. Russkago geografičeskago obščestwa. VIII, 1905, Nr. 1—3. St. Petersburg 1906. 8°.

Učenjija Zapiski Imp. Kazanskago Universiteta, LXXIV, Nr. 10. Kazan 1907. 8°.

van der Sande, G. A. J., Nova Guinea. Résultats de l'expédition scientifique Néerlandaise à la Nouvelle Guinée en 1903. Vol. III. Ethnography and Anthropology. With 50 plates, 216 textfig. and a map. Leiden (Brill) 1907. 390 S. 4°.

In den „Mitteilungen", Bd. XXXVII, besprochen.

Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig Heft 1 und 2. Leipzig 1907. Mk. 8 und 2·70.

In den „Mitteilungen" besprochen.

Weißenberg, Dr. S., Krankheit und Tod bei den südrussischen Juden. (S.-A. aus dem „Globus", XCI, S. 357—363.) Braunschweig 1907. 4°.

— Palästina in Brauch und Glauben der heutigen Juden. (S.-A. ebendaraus, XCII, S. 261—264.) Braunschweig 1907. 4°.

— Jüdische Museen und Jüdisches in Museen. (S.-A. aus den Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, Heft 23.) 12 S. 8°.

— Die Körperproportionen des Neugeborenen. (S.-A. aus Jahrbuch für Kinderheilkunde, N. F., LXIV, S. 839—847.) Berlin 1906. 8°.

Zanolli, Dr. Velio, Rapporti metrici cranio-rachidei. (S.-A. aus den Atti dell' Accad. scientifica veneto-trentino-istriana, Cl. I, Anno IV, fasc. I.) Padova 1907. 49 S. 8°.

Zapiski Čitinskago otdjelenija Priamurskago otdjela Imperatorskago Russkago Geographičeskago obščestwa. Wjipusk II—VIII, 1897—1907. Čita 1897 bis 1907. — Priloženije. Moskwa 1905.

Želizko, J. V., Stanice diluvialného člověka v Kíjevě. (S.-A. aus der Časopis vlast. muzejn. spolku v Olomucí, 1907, Nr. 95 u. 96.) Olmütz 1907. 11 S. 8°. 4 Tafeln.

Monatsversammlung am 8. Jänner 1908.

Herr Prof. P. Wilhelm Schmidt S. V. D. hält einen Vortrag über

Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Regierungsrat Heger, Hofrat Dr. v. Gomperz und Prof. v. Schroeder. Der Vortrag erscheint im Heft II/III der „Mitteilungen".

Ausschußsitzung am 4. Februar 1908.

Auszug aus dem Protokolle:

1. Gestorben ist das wirkliche Mitglied Dr. A. Strohmayer in Rom. Ihren Austritt haben fünf wirkliche Mitglieder angemeldet. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren Erwin Felber, Dr. Heinz J. Tomaseth, Kustos der „Albertina", Oberleutnant Maximilian Gottwald und Dr. Alois Much, prakt. Arzt, sämtlich in Wien,

dann die königl. Altertumssammlung in Stuttgart.

2. Das Naturhistorische Hofmuseum übernimmt ab 1908 die Kosten des Schriftentausches mit dem Städtischen Museum für Völkerkunde in Köln, mit dem Instituto histórico e geográphico Brasileiro und dem Museu Nacional in Rio de Janeiro, sowie der Sociedad geográfica de Lima. Es wird beschlossen,

betreffs einiger Tauschschriften, für die 1908 kein Ersatz mehr einläuft, bei der Universitätsbibliothek wegen Übernahme des Tausches anzufragen. Der Tauschantrag des Geschichtsvereines in Marburg (Steiermark), der Wiener „Urania" und des Italienischen Neurologischen, Psychiatrischen und Elektrotherapischen Zentralblatt wird abgelehnt.

3. Zufolge eines Aufrufes der Herren H. Schuchardt und R. Meringer soll auf der 1909 in Graz tagenden 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eine Sektion für das Studium der Urbeschäftigungen und sachlichen Volkskunde ins Leben gerufen werden. Herr Prof. Much wird gebeten, mit den genannten Herren in dieser Angelegenheit Fühlung zu nehmen.

4. Dem Ansuchen um Überlassung von Publikationen seitens einer Bibliothek wird insofern stattgegeben, als einzelne Separata abgegeben werden sollen.

5. Ein Ansuchen um Honorierung eines Beitrages für die „Mitteilungen" muß aus prinzipiellen Gründen mangels hiezu vorhandener Geldmittel abgelehnt werden.

6. Der Ortsausschuß des Gesamtvereines der Geschichtsvereine beabsichtigt, anläßlich des Regierungsjubiläums Sr. Majestät eine Festpublikation herauszugeben, in der die Entwicklung der beteiligten Vereine dargestellt werden soll. Es wird beschlossen, sich an dieser Aktion zu beteiligen und Prof. R. Much, der als Vertreter der Gesellschaft in dem Ortsausschusse fungiert, wird beauftragt, die vom Ausschusse geplante Art der Beteiligung der Gesellschaft dort zu vertreten. Herr Dr. S. Wahrmann spendet zur Deckung der Vorauslagen einen Betrag von 50 Kronen, wofür ihm der Vorsitzende den Dank ausspricht.

7. Der zweite Sekretär wird ermächtigt, für einen zu Pfingsten zu unternehmenden Ausflug nach Brünn Vorbereitungen zu treffen.

Monatsversammlung am 12. Februar 1908.

1. Herr Hofrat Prof. Dr. v. Schullern hält einen Vortrag über

Der Ursprung des Privateigentums.

* * *

2. Herr Robert Ritter v. Weinzierl, k. k. Konservator und Inspektor für die prähistorische Durchforschung der deutschen Landesteile Böhmens in Teplitz, übersendet einen

Tätigkeitsbericht für das Jahr 1907.

Die Tätigkeit des prähistorischen Inspektorates im Jahre 1907 umfaßte die offiziellen Bereisungen und die Durchforschung neuer Gebiete im deutschen Landesteile, kontrollierende Bereisungen bereits bekannter Fundorte und planmäßige Grabungen. Im ganzen wurden zu diesem Zwecke 132 Tage aufgewendet.

1. Bereist wurde die Gegend südlich von Postelberg: Malnitz, Neuschloß, Praschim, um das Grenzgebiet des nachbarlichen tschechischen Bezirkes von Laun klarzustellen.

In Praschim selbst wurde eine weitausgedehnte und bedeutende bandkeramische Ansiedlung untersucht und die von dieser Fundstätte aufgesammelten Artefakte und Kulturgrubenfunde im Schlosse Neuschloß durchgesehen und festgestellt. Die dort aufgesammelten Funde sind Eigentum des Fürsten Schwarzenberg und werden von Zeit zu Zeit an das Museum in Frauenberg abgeliefert. Durch das Entgegenkommen der Gutsverwaltung konnten eine Reihe typischer bandkeramischer Funde an das urgeschichtliche Zentralmuseum übergeben werden. Auf dem westlich auslaufenden Teile dieser Ansiedlung wurden auch mehrere Skelettgräber untersucht. Bei einem liegenden Hocker ist typische Keramik des schnurkeramischen Formenkreises, sowie auch Kupferschmuck gefunden worden. In dem Schlosse selbst wurden die seither aufgesammelten Funde aus der Umgebung von Neuschloß, Imling usw. genau durchgesehen, die neuen Fundorte dieses Grenzgebietes kartiert und in den Fundorte-Kataster aufgenommen.

Die Umgebung von Duppau wurde auf Grund der in dem kleinen Stadtmuseum deponierten Steinzeitfunde bereist. Die geringen Anhaltspunkte ergaben kein besonderes Resultat, da die Funde doch nur zumeist als Streufunde anzusehen sind. So vor allem die Steinäxte von Niemtschau, Duppau (beide bandkeramische Formen), sowie auch die Fundobjekte von Dörfles, Sachsengrün und Totzau. Im südlichen Teile des Duppauer Gebirges, bis etwa Luck-Buchau, konnten keinerlei Momente sichergestellt werden, welche auch nur eine vorübergehende Besiedlung in der prähistorischen Zeit angedeutet hätten.

Die Begehung des Terrainabschnittes zwischen Ullersdorf, Klostergrab, Deutzendorf

und Haan erbrachte die Gewißheit einer Besiedlung bei Deutzendorf, sowie eine Begräbnisstätte bei Haan. Beide Lokalitäten werden erst im nächstfolgenden Jahre untersucht werden. Soweit bezüglich der Gräber bei Haan sichergestellt werden konnte, scheinen diese Bestattungen frühestens dem 15. Jahrhundert anzugehören. Sowohl in Haan wie auch in Deutzendorf wurden einzelne Steinartefakte gefunden.

Die Begehung des Terrains zwischen Lichtowitz, Wopparn und Klein-Tschernosek, des Dobreyplateaus sowie der Talränder behufs Sicherstellung des Alters der Porphyrmühlsteinbrüche hat derzeit noch zu keinem positiven Resultate geführt. Das interessante Material, insbesondere aus dem Steinbruche Mader bei Klein-Tschernosek, die rohe Bearbeitung desselben und andere Momente lassen vermuten, daß diese Mühlsteinbrüche sehr weit zurückdatieren. Die Stein- und Bronzezeitfunde dieses neuen Steinbruches stehen scheinbar in keinem Zusammenhange mit der Mühlsteinfabrikation.

In unmittelbarer Nähe von Hostomitz befindet sich der Friedrichschacht. Anstoßend an eines der Werksgebäude entstand eine Pinge; im stehengebliebenen Materiale wurden einzelne Bronzeobjekte gefunden. Eine genaue Durchsuchung des zu Bruche gegangenen und des noch stehengebliebenen Materiales ergab ein überraschendes Resultat. Es wurden gefunden: ein 95 *cm* langes Bronzeschwert, ein prachtvoller Palstab, ein Meißel mit Tülle, Pfeilspitzen, Knöpfe, Ringe, eine Zierscheibe, Messer und andere Objekte aus Bronze, sowie eine Menge Fragmente von Bronzegefäßen, woraus zwei rekonstruiert wurden, auch typische Keramik und zwei Lanzenspitzen aus Eisen. Die Keramik sowohl wie auch die Ornamentmotive und die Formen der Bronzen lassen eine präzise Datierung dieses interessanten Fundes zu. Dieser Depotfund gehört der frühen Hallstattperiode an.

In Ratsch wurde eine neue Zufahrtsstraße zum Bahnhofe angelegt. Bei den Abgrabungen wurde eine bandkeramische Ansiedlung und Begräbnisstätte in seinem Auslaufe durchschnitten. Der größte Teil der Ansiedlung liegt unter dem Oberbau der A. T. E. Immerhin aber konnte eine bandkeramische Bestattung untersucht werden, bei welcher ein typischer, angebohrter Steinhammer, sowie ein Feuersteinmesser gefunden wurden. Es ist dies in Ratsch die dritte bandkeramische Ansiedlung, die bisher nicht bekannt war.

Sobrusan. Durch die weitausgedehnten Abgrabungen in Sobrusan wurden mannigfaltige Funde gemacht. Von besonderem Interesse ist jener Teil der Abgrabungen, welcher sich gegen die sogenannte Heidenschanze von Wschechlab hinzieht. Hier wird eine weitausgedehnte markomannische Ansiedlung abgegraben, die vielfaches Fundmaterial liefert.

Losan, Bezirk Komotau. Der Landwirt Alois Pilz hatte einen Teil der sogenannten Moorerde von einem Felde nächst Losan abgeführt. Bei der Umackerung des restlichen Teiles der Kulturschichte wurde ein mächtiger Depotfund gemacht. In nur mehr geringer Tiefe waren über den Resten eines großen Nutzgefäßes 739 Bronzen, zum größten Teile Rohbronze, aufgeschichtet. Das Depot besteht fast durchwegs aus Bruchbronze, und zwar sind darunter eine Unmasse von Sichelfragmenten, viele Schwert-, Palstab-, Dolch-, Spiralfibel-, Armringe-, Nadel- und andere Fragmente, unter anderem auch Armspangen in Form von breiten Bronzeblechen, die mit eingestanzten Punktreihen verziert sind. Die Bronzen wiegen 42 *kg*. Dieser Fund wurde in entgegenkommendster Weise von dem Grundbesitzer dem urgeschichtlichen Zentralmuseum überlassen. Die Feldparzelle selbst wurde genau durchforscht und konnte hiebei konstatiert werden, daß die Bronzezeitschicht von einer La Tène-Kulturschicht überlagert ist. In der letzteren wurde eine vierseitige Wohnung mit außen angegliedertem Herd gefunden. Das unmittelbar anstoßende Nachbarfeld, sowie auch der ganze westliche Terrainabschnitt nächst Losan war dicht besiedelt in der Steinzeit, der Bronzezeit, sowie auch in der La Tène-Periode.

In Obernitz nächst Brüx wird am Nordrande der großen Dampfziegelei eine Lehmwand abgegraben. Dieser Lehm ist von einer mächtigen Kulturschichte überdeckt. Die genaue Untersuchung derselben ergab zwei Kulturen. Die Steinzeitkultur, und zwar mit Schnurkeramik, darüber die älteste Kulturphase der Bronzezeit, mit Aunetitzer Typen.

2. Für die kontrollierenden Bereisungen der alten Fundorte wurden 51 Tagesexkursionen aufgewendet. Es sind dies die bereits in den Sammlungen vielfach gut vertretenen Fundorte: Aussig, Pokau, Kleischa, Bodenbach (Quaderberg), Libochowan, Groß-Tschernosek, Lichtowitz, Lobositz, Prosmik, Deutsch-Mlikojed, Leitmeritz, Bilin und Umgebung, Rongstock, Tetschen (Feigls Dampfziegelei mit interessanten diluvialen Schichten), Weißkirchlitz, Graupen, Hostomitz und Umgebung, Sobrusan, Wschechlab, Ladowitz, Kutterschitz, Liquitz, Langugest, Preschen, Briesen, Maria-Ratschitz, Haan, Brüx, Tschausch, Kommern, Saaz und Umgebung, Stankowitz und Umgebung.

3. Planmäßige Grabungen.

Groß-Tschernosek. *a)* Im Jänner 1907 wurde bereits eine vierzehntägige Grabung auf Parzelle 1182 in Groß-Tschernosek vorgenommen und konnten hiebei die tiefliegende neolithische Kulturschichte, sowie die dieselbe überlagernden jüngeren Kulturschichten (Bronzezeit und La Tène) genau untersucht werden. Außer einem guten typischen Fundmaterial wurde in einer bronzezeitigen Herdgrube verkohlter Weizen (Triticum conspectum) gefunden.

b) Die zweite, große Herbstabgrabung auf Parzelle 1182 konnte mit fünf Arbeitern in nahezu vier Wochen durchgeführt werden. Der in dieser Zeit durchforschte östliche Teil dieser Parzelle ist infolge der mächtigen Überlagerung der neolithischen Kulturschichte durch die von Osten her (aus dem angrenzenden Steinbruch des Grafen Sylva-Tarouca) sich ausbreitenden La Tène-Kultur sehr interessant. Diese Kulturschichte erreicht die Tiefe von nahezu 1·50 *m* und enthält zahllose Wohnstätten und kesselförmig eingetiefte Kulturgruben. Das hiebei gewonnene reiche Material von verschiedenem Hausrat, Tierknochen und sonstigen Kulturgrubenfunden ist wissenschaftlich wertvoll und ergänzt die reiche Kollektion von Groß-Tschernosek. Gräber sind auf diesem durchforschten Feldabschnitte keine gefunden worden.

Langugest. Westlich von dem bisher durchforschten La Tène-Grabfelde auf den Feldparzellen des Grundbesitzers A. Hofmann und des Grundbesitzers Hein-Toffel wurde eine neue Sandgrube angelegt. Im Verlaufe der Abraumarbeiten zeigten sich westwärts, immer dichter werdend, Kulturgruben, die ebenso wie bei Hofmann in dem tertiären Sande kesselförmig eingetieft waren. Dieselben enthielten die gleichen typischen Früh-La Tène-Funde wie bei Hofmann. Nachdem der Grundbesitzer einen größeren Teil dieser Feldparzelle abräumen ließ, so wurde die Sandoberfläche unter dem Letten genau untersucht, wobei zunächst eine La Tène-Bestattung gefunden wurde. Die Situierung des Skelettes ließ sofort die Gleichartigkeit mit den Bestattungen bei Hofmann erkennen. Grabbeigaben wurden keine gefunden.

4. Subventionierte Durchforschung des Ringwalles bei der Adelen-Brettsäge südlich von Duppau, im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zu Prag.

Diese Durchforschung wurde auf das sorgfältigste durchgeführt; hiebei wurden die nötigen Aufnahmen gemacht sowohl in der Daraufsicht als auch im Profil.

Hier soll nur kurz konstatiert werden, daß aus den Funden: Gefäßscherben und Eisensachen, hervorgeht, daß dieser Ringwall dem Ende des 12., eventuell dem Beginne des 13. Jahrhunderts seine Entstehung zu verdanken hat. Seine Anlage diente an den sich kreuzenden Saumwegen als gesicherter Halt, nächst der heute noch am Fuße des Walles bestehenden Quelle, des sogenannten Goldbrunnens. Weder die Anlage selbst noch die Situierung des Walles spricht dafür, daß derselbe etwa Verteidigungszwecken gedient haben konnte.

* * *

Herr k. k. Regierungsrat und Konservator Monsignore Franz Bulić berichtet aus Spalato:

In meinem Konservatorialkreise (ehemaliger Kreis von Spalato und jetzt die Bezirkshauptmannschaften: Spalato, Sinj, Imotski, Metković, Makarska, Lesina, S. Pietro della Brazza) sind auch während des Jahres 1907 keine systematischen Forschungen auf prähistorischem Gebiete vorgenommen worden. Es wurden aber folgende zufällige Funde gemacht:

In Podgragje, oberhalb Almissa, wurde im Jahre 1907 ein Hammer aus Sandstein gefunden (Kat. N, Mus.-Nr. 221).

Vom hochw. Pfarrer M. Vrdoljak in Grabovac erhielt ich am 12. Dezember 1907 folgende Gegenstände zum Geschenke: drei Dioritbeile in verschiedener Größe (Nr. 222, 223, 225, Kat. N), ein Fragment eines Dioritbeiles (Nr. 226, Kat. N), ein Fragment eines Schleifsteines aus Phtanit (12×14 *cm*, Nr. 227, Kat. N) und zwei Wirtel aus Kalkstein (Nr. 228 und 229, Kat. N).

In Dugopolje, oberhalb Klis bei Spalato, wurden drei Fragmente von Messern aus Feuerstein gefunden (Nr. 230, 231, 232, Kat. N), ferner ein 6 *cm* hohes Sandsteinbeil (Nr. 233, Kat. N) und eine Bogenfibel aus Kupfer 13×8 *cm* (Nr. 234, Kat. N). Die Gegenstände Nr. 230—233 wurden an gleicher Stelle wie die Nr. 217—220, welche in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft", Bd. XXXVII, Sitzungsberichte S. [40], publiziert wurden, gefunden; die Bogenfibel in einem Grunde des Matthäus Bašić des Filip.

* * *

Ausschußsitzung am 6. März 1908.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Mit dem Völkermuseum in Frankfurt a. M. wird ab 1909 der Tauschverkehr auf Kosten des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums eingeleitet werden.

2. Die Geologische Gesellschaft macht dem Präsidium Mitteilung von ihrer Konstituierung.

3. Wahlberatungen. Die ausscheidenden Funktionäre und Ausschußräte werden zur Wiederwahl vorgeschlagen. Die Demission des Kassiers Freih. v. Schlosser wird mit dem Ausdrucke des Dankes für seine vieljährige aufopfernde Tätigkeit angenommen und zur Beratung der Frage der Neuwahl eines Kassiers ein Komitee eingesetzt.

Sodann werden Vorschläge für Ehrungen erstattet.

4. Ein Gesuch des Adjunkten am bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo, V. Ćurčić, um Subventionierung der Erforschung rezenter Pfahlbauten wird von einzuholender Information über die Art derselben abhängig gemacht, jedoch der Wunsch ausgesprochen, der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung selbst in der Angelegenheit nicht vorzugreifen.

5. Statt des Ausfluges nach Brünn wäre ein anderer Vorschlag für einen Frühjahrsausflug zu erstatten.

Außerordentliche Versammlung am 11. März 1908

(in Gemeinschaft mit der k. k. geographischen Gesellschaft).

Herr Prof. Dr. Luzian Scherman (München) spricht unter Vorführung von Lichtbildern

Über die religiöse Kunst im alten Buddhismus.

Jahresversammlung am 18. März 1908.

Der Vorsitzende Hofrat Prof. Dr. Toldt verliest den

Jahresbericht des Präsidenten für 1907.

1. Indem ich darangehe, der hochverehrten Versammlung den statutengemäß vorgeschriebenen Bericht über das abgelaufene Gesellschaftsjahr zu erstatten, geziemt es sich, daß ich zu allererst auf den Anlaß hinweise, welcher dem Jahre 1908 für jeden Österreicher eine festliche Signatur verleiht; es ist das 60jährige Regierungsjubiläum Seiner Majestät unseres erhabenen Kaisers Franz Joseph. Die Tatsache, daß Österreich erst seit dem Regierungsantritte unseres Kaisers ein moderner Staat geworden ist, ein Staat, welcher während dieser Zeit auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, und nicht zum mindesten auf sämtlichen Gebieten der Wissenschaften, einen mächtigen Aufschwung genommen hat, diese Tatsache allein genügt, um die 60jährige Regierungstätigkeit Seiner Majestät als eine überaus segensreiche zu kennzeichnen. Erinnern wir uns überdies daran, daß sich Se. Majestät persönlich stets als huldvoller Schützer und Förderer aller kulturellen Bestrebungen erwiesen hat, so werden wir uns mit allen Kreisen der österreichischen Bevölkerung in den Gefühlen huldigender Anhänglichkeit und verehrungsvollen Dankes sowie in dem Wunsche einig finden, Se. Majestät möge seinen Völkern noch viele Jahre erhalten bleiben.

Um ein sichtbares Zeichen dessen zu geben, hat sich die Wiener Anthropologische Gesellschaft dem Gesamtausschusse der Wiener Geschichtsvereine zur Herausgabe einer Jubiläumsfestschrift angeschlossen, in welcher die Entwicklung und die Tätigkeit dieser Gruppe von wissenschaftlichen Vereinigungen, welche sämtlich während der Regierungszeit Sr. Majestät entstanden sind, zur Darstellung kommen soll. Auf Ersuchen des Ausschusses haben die Herren Prof. Dr. Rudolf Much und Oberingenieur Anton Dachler die Aufgabe übernommen, bei der Abfassung dieses Werkes sich im Sinne unserer Gesellschaft zu betätigen.

In dem Berichtsjahre hatte sich die Anthropologische Gesellschaft, so wie in früheren Jahren, von mehreren Seiten werktätiger Unterstützung zu erfreuen, und zwar vor allem von Sr. Majestät dem Kaiser, ferner von Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein, dann von dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, dem k. k. Ackerbauministerium, dem niederösterreichischen Landtage

und der Stadtvertretung von Wien. Wir sprechen dafür unseren tiefgefühlten Dank aus und können uns freuen, die Wichtigkeit des Gegenstandes, mit dem wir uns beschäftigen, und die langjährige Wirksamkeit der Gesellschaft in dieser Weise von höchsten und hohen Stellen gewürdigt und anerkannt zu sehen.

Voll und ganz könnten wir allerdings nur dann befriedigt sein, wenn das Verständnis und das Interesse für den Inhalt der verschiedenen Zweige der Anthropologie auch in weiteren Kreisen der Bevölkerung unseres Reiches und namentlich an den maßgebenden Stellen tiefere Wurzeln fassen und sich in zweckbewußte Betätigung umsetzen würde.

Bietet doch unser Vaterland eine reiche Fundgrube von urgeschichtlichen, ethnographischen, linguistischen und somatologischen Materialien, deren Sammlung und Durchforschung uns geradezu als eine Ehrenpflicht erscheint und deren wissenschaftliche Verwertung für die Klärung der großen allgemeinen Fragen, welche sich auf die Geschichte des Menschen beziehen, von unschätzbarer Bedeutung wäre.

Daß diese Wege in Österreich betreten worden sind und seit Jahrzehnten nicht ohne Erfolg begangen wurden, darf sich die Wiener Anthropologische Gesellschaft zum Verdienste anrechnen. Allein die anthropologischen Wissenszweige haben infolge ihrer intensiven Pflege in anderen Ländern — es sind in erster Reihe Frankreich, Deutschland, Schweden, Rußland, Belgien und die Schweiz zu nennen — raschen Laufes großartige Fortschritte gemacht. Eine Fülle neuer Probleme ist aufgetaucht, neue Gesichtspunkte haben sich eröffnet, neue Methoden wurden ersonnen und das Untersuchungsmaterial mehrt sich von Tag zu Tag. In dem gleichen Maße hat unsere Wissenschaft an Bedeutung zugenommen, in gleichem Maße ist aber auch die Aufgabe des Forschers, der sich in derselben betätigen will, schwieriger, intensiver und zeitraubender geworden; ja sie kann mit Erfolg nur mehr geleistet werden von Personen, welche berufsmäßig dafür vorgebildet sind und sich berufsmäßig damit befassen.

Wenn die anthropologische Forschung in Österreich ihren ehrenvollen Ruf aufrechterhalten und nicht rückständig werden soll, so müssen, wie dies seit geraumer Zeit in den meisten Kulturländern geschehen ist, auch bei uns Einrichtungen geschaffen werden, welche den stetigen wissenschaftlichen Betrieb der verschiedenen Zweige der Anthropologie gewährleisten, welche die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses an Forschern ermöglichen und den außerhalb stehenden, selbständigen Forschern einen willkommenen Stützpunkt zu bieten vermögen. Mit einem Worte, es müssen an unseren Universitäten anthropologische Lehrkanzeln errichtet und mit den nötigen Instituten und allen erforderlichen Hilfsmitteln ausgestattet werden. Dieser geradezu unabweisbar gewordenen Forderung an dieser Stelle Ausdruck zu geben, fühle ich mich aus dem Grunde verpflichtet, weil die Wiener Anthropologische Gesellschaft ihrer Bestimmung nach dazu berufen ist, für das Fortschreiten und das Gedeihen der anthropologischen Wissenschaften in Österreich in jeder Weise einzutreten.

Meinem Berichte über die Bewegungen in dem Mitgliederstande unserer Gesellschaft habe ich den Ausdruck aufrichtigsten Bedauerns vorauszuschicken über die Verluste, welche dieselbe durch das Ableben mehrerer Mitglieder erlitten hat. Es sind gestorben: das Ehrenmitglied Edoardo Brizio, Professor für Archäologie und Numismatik an der Universität Bologna, Direktor des Museo civico daselbst und Mitglied der k. Academia dei Lincei in Rom, ferner der um die prähistorische Archäologie hochverdiente Prof. Dr. Julius Naue in München und Albert Gatschet in Washington, welche beide durch viele Jahre unsere korrespondierenden Mitglieder waren, endlich von den wirklichen Mitgliedern unser langjähriger treuer Mitarbeiter, der Konservator der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Herr Heinrich Richlý in Neuhaus (Böhmen), und der durch seine anthropologischen Arbeiten hochverdiente Primararzt Dr. Leopold Glück in Sarajevo, dann Franz Freiherr v. Lipperheide auf Schloß Matzen in Tirol und der Schriftsteller Dr. August Strohmayer in Rom. Ihnen allen werden wir ein ehrenvolles und dankbares Andenken bewahren.

Da in dem Berichtsjahre zwei Ehrenmitglieder und fünf korrespondierende Mitglieder ernannt und neun wirkliche Mitglieder neu aufgenommen worden, hingegen ein unterstützendes und 14 wirkliche Mitglieder ausgetreten sind bzw. gestrichen wurden, so zählt unsere Gesellschaft gegenwärtig:

3	Stifter
27	Ehrenmitglieder
62	korrespondierende
35	unterstützende und
326	wirkliche Mitglieder

also im ganzen 453 Mitglieder.

Die Tätigkeit unserer Gesellschaft hat sich auf den ihr durch die Statuten vorgezeichneten Bahnen bewegt und darf, namentlich in Rücksicht auf die beschränkten, ihr zur Verfügung stehenden Mittel, als eine sehr befriedigende bezeichnet werden. Es wurden, abgesehen von der Jahresversammlung, sechs statutenmäßige und eine außerordentliche Monatsversammlung abgehalten, welche Vorträgen aus den verschiedenen Gebieten unserer Wissenschaft gewidmet waren. Diese Versammlungen waren gut besucht und gestalteten sich um so lehrreicher, als sich an die Mehrzahl der gehaltenen Vorträge anregende Diskussionen knüpften.

Der Ausschuß hat sich in vier Sitzungen mit der Erledigung der administrativen Angelegenheiten der Gesellschaft beschäftigt.

Unsere Publikationen mußten in dem Berichtsjahre ausnahmsweise nicht unerheblich eingeschränkt werden, weil es der Ausschuß für unbedingt notwendig hielt, die bereits beträchtlich angewachsenen Abgänge in unserem Budget zu beheben und die Geldgebarung der Gesellschaft wieder in ein angemessenes Gleichgewicht zu bringen. Es ist der 37. Band unserer „Mitteilungen" vollständig erschienen; er enthält auf 188 Textseiten 8 Originalabhandlungen mit 3 Tafeln, 40 Textfiguren, 5 Tabellen und 1 Kartenbeilage und überdies zahlreiche Literaturberichte. Von den Abhandlungen sind drei prähistorischen, vier ethnographischen und eine physisch-anthropologischen Inhaltes.

Die „Sitzungsberichte" umfassen den Zeitraum vom Oktober 1906 bis Ende Juni 1907 und enthalten auf 60 Seiten Nachrichten über die Tätigkeit der Gesellschaft, sowie eine Reihe von kleineren Abhandlungen und Fundberichten mit 19 Textfiguren.

Allen jenen Herren, welche uns auch in diesem Jahre Nachrichten über ihre praktischen Arbeiten und über neue Funde in verschiedenen Teilen des Reiches freundlichst zukommen ließen, sei dafür der wärmste Dank ausgesprochen.

Wie ich schon früher bemerkt habe, hat es der Ausschuß der Gesellschaft für seine unabweisbare Pflicht erachtet, unsere Einnahmen und Ausgaben, welche letzteren infolge der mehr als 30prozentigen Steigerung der Druckkosten unverhältnismäßig angewachsen waren, wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Aus dem später vorzutragenden Rechnungsabschlusse wird die hochgeehrte Versammlung ersehen, daß dies dank der unermüdlichen Bemühungen des Herrn Kassiers Freiherrn von Schlosser und des Herrn Rechnungsführers Professor Dr. Ausserer im Laufe der zwei letzten Jahre in der Tat gelungen ist, indem der noch in dem Rechnungsabschlusse für 1906 ausgewiesene Rückstand für Druckkosten im Betrage von K 1400 (im Jahre 1905 hatte dieser Rückstand die Höhe von K 3000 erreicht) vollständig getilgt werden konnte.

Am 29. Juni 1907 veranstaltete die Anthropologische Gesellschaft einen Ausflug nach Melk und Willendorf, über welchen unsere „Sitzungsberichte" Näheres enthalten.

Durch Herrn Prof. Much auf das umsichtigste vorbereitet, hat derselbe alle Teilnehmer bestens befriedigt. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle dem hochverehrten Abte Alexander Karl und den Chorherren des Stiftes Melk für die liebenswürdige gastliche Aufnahme und für die Erlaubnis zur Besichtigung der reichen Kunstschätze, dann der anthropologischen Sammlungen des Stiftes den wärmsten Dank auszusprechen und nicht minder dem Herrn k. k. Bezirkshauptmanne Graf Cassis-Faraone und dem Herrn Bürgermeister Prinzl für die freundliche Begrüßung der Gesellschaft bei ihrer Ankunft in dem Bahnhofe zu Melk, und dem Herrn Bürgermeister überdies für die Führung durch die städtischen Sammlungen, bezüglich welcher unser eifriges Mitglied, Herr Apotheker Linde, uns bereitwilligst die nötigen Auskünfte erteilte.

Am 29. Oktober 1907 fand auf dem Zentralfriedhofe die feierliche Übergabe des Ehrengrabes statt, welches die Gemeinde Wien zur Bergung der Überreste des am 18. Juli 1884 verstorbenen Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums Ferdinand von Hochstetter gewidmet hat. Unvergeßlich sind uns die großen Verdienste, die sich derselbe um die Förderung der Anthropologischen Forschung in Österreich und speziell um unsere Gesellschaft, deren Mitglied und Ausschußrat er von ihrer Gründung bis zu seinem Tode gewesen ist, erworben hat. Bei der erhebenden Feier war die Anthropologische Gesellschaft durch den Vizepräsidenten Herrn Regierungsrat Heger vertreten.

Am 7. Dezember 1907 feierte Se. Exzellenz Hans Graf Wilczek, welcher seit der Gründung unserer Gesellschaft ihr unterstützendes Mitglied und Ausschußrat ist, seinen 70. Geburtstag. Ich habe nicht unterlassen, Sr. Exzellenz bei diesem Anlasse die herzlichsten Glückwünsche und den Dank der Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen.

Wie ich schon in meinem vorjährigen Berichte angekündigt habe, wird in diesem

Rechnungsabschluß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1907.

SOLL | **HABEN**

	K	h	K	h
A. Kassa-Konto.				
Kassarest vom Jahre 1906	..	.	24	36
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	400	—		
2. Subvention des k. k. Unterrichtsministeriums	1000	—		
3. Subvention vom niederösterreichischen Landesausschusse	100	—		
4. Subvention der Stadt Wien	400	—		
5. Subvention Sr. Durchlaucht des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein	100	—	2000	—
6. Mitgliederbeiträge und Überzahlungen			3743	80
7. Einnahme aus verkauften Drucksorten:				
a) laut Rechnung von Alfred Hölder	838	24		
b) durch das Sekretariat	232	94		
c) Ersatz für Tauschschriften	958	35	2029	53
8. Zinsen vom Anlagekapital	..	.	120	—
9. Beitrag des Fonds für praktische Arbeiten zu den Druckkosten der Mitteilungen	.	.	200	—
10. Reserve für Druckereiauslagen (exklusive daraufhaftender Zinsen)	..	.	650	—
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
Kassarest vom Jahre 1906	3	36		
Subvention des k. k. Ackerbauministeriums	400	—	403	36
C. Wertpapier-Konto.				
Anlagekapital: Allgemeine Staatsschuldverschreibungen (Juli-Rente) fl. 1500 zum Kurse von 100	3000	—		
Daran haftende Zinsencoupons per 31. Dezember 1906	60	—	3060	—
Totalsumme	.	.	12231	07

	K	h	K	h
A. Kassa-Konto.				
1. Restzahlung für Druck der Mitteilungen 1906	..	.	1400	—
2. Kosten der Publikationen 1907:				
a) Druckkosten der Mitteilungen	3361	20		
b) Klischees	447	39		
c) Zeichner	103	—		
d) Übersetzungen, Nekrologe, Registerzusammenstellung	108	60		
e) Honorare für Literaturberichte	150	08	4170	27
3. Kanzlei-Auslagen:				
a) Remuneration für den II. Sekretär	800	—		
b) Entlohnung des Dieners	240	—		
c) Allgemeine Sekretariats-Auslagen	764	10		
d) Auslagen des Kassiers	128	70		
e) Steuer	9	37	1942	17
4. Erlag als Reserve für Druckereiauslagen (exklus. daraufhaftender Zinsen)	..	.	650	—
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
1. Beitrag zu den Druckkosten der Mitteilungen	200	—	200	—
C. Wertpapier-Konto.				
1. Anlagekapital und Zinscoupons (wie neben)	3060	—		
2. Kassarest des Fonds für praktische Arbeiten	203	36		
3. Allgemeiner Kassarest vom Jahre 1907	605	27	3868	63
Totalsumme	.	.	12231	07

Wien, am 18. März 1908.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
dz. Kassier.

Dr. Karl Ausserer m. p.,
dz. Rechnungsführer.

Der Ausweis wurde geprüft und richtig befunden:
Wien, am 18. März 1908.

Moritz Wasserburger m. p.,
dz. Rechnungsrevisor.

Dr. Oskar v. Hovorka m. p.,
dz. Rechnungsrevisor.

Jahre, und zwar vom 9. bis 15. September, der XVI. internationale Amerikanistenkongreß seine Versammlung in Wien abhalten. Die Vorbereitungen hiezu, welche die Anthropologische im Vereine mit der Geographischen Gesellschaft durch ein gemeinsames Komitee zu treffen übernommen hat, sind in vollem Gange. Herr Hofrat Freih. v. Weckbecker hat den Vorsitz in diesem Komitee, Herr Regierungsrat Heger die Funktion des Generalsekretärs und Herr Prof. Dr. Ausserer die des Kassiers übernommen. Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat über Ansuchen der beiden genannten Gesellschaften den Betrag von K 6000 zur Bestreitung der Kosten für die Herausgabe des Kongreßberichtes bewilligt und das k. u. k. Oberstkämmereramt sowie die Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums haben ihre weitgehendste Unterstützung zugesagt. Es ist daher mit Grund zu hoffen, daß der diesjährige Amerikanistenkongreß einen günstigen Verlauf nehmen und sich würdig seinen Vorgängern anschließen werde.

2. Der zweite Gegenstand unserer Tagesordnung ist die Beschlußfassung über die Wahlvorschläge, welche der Ausschuß in seiner Sitzung vom 6. d. M. vorbereitet hat.

Der Ausschuß schlägt Ihnen vor:

I. Die Wiederwahl jener Ausschußräte, deren Mandatsdauer abgelaufen ist, und zwar der Herren:

Hofrat Dr. Jos. Ritter v. Karabacek, Professor Dr. Gustav Kraitschek, Prof. Karl Penka und Hofrat Dr. Leo Reinisch, ferner die Neuwahl des Herrn Baron Karl Schlosser zum Ausschußrat und die Wiederwahl des 2. Sekretärs Dr. Leo Bouchal, dann der Revisoren Herren k. k. Postrat Moriz Wasserburger und Dr. Oskar Hovorka Edler von Zderas.

II. Die Wahl zu Ehrenmitgliedern: des korrespondierenden Mitgliedes Dimitri Nikolajewitsch Anutschin, Präsident der anthropologischen und naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Moskau; des korrespondierenden Mitgliedes Dr. Karl von den Steinen, Prof. für Völkerkunde in Berlin, und des Herrn Dr. Eduard Seler, Professor für amerikanische Völker- und Altertumskunde in Berlin.

III. Die Wahl zu korrespondierenden Mitgliedern: der Herren Ernst Doudou, Präsident der Société „Les Chercheurs“ in Seraing; Dr. Friedrich Sarasin, Vorsteher der ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen des Museums in Basel und Präsident der Allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturschaften, Dr. Paul Sarasin in Basel und Dr. Willy Foy, Direktor des städtischen Museums für Völkerkunde in Köln.

Die sämtlichen Wahlvorschläge wurden mit Akklamation angenommen.

3. Als dritter Punkt der Tagesordnung erscheint die Vorlage und Genehmigung des Rechnungsabschlusses für das Jahr 1907. Der Rechnungsführer Prof. Dr. Ausserer verliest denselben (S. 20).

Nach dem Berichte der Revisoren, erstattet durch Postrat Wasserburger, wird über die Rechnungsgebarung das Absolutorium erteilt.

4. Herr Direktor Dr. M. Haberlandt hält einen Vortrag über

Die sozialen Triebe und Organisationen der Weiber bei den primitiven Völkern.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Professoren v. Schroeder und R. Much. Der Vortrag wird in den „Mitteilungen“ erscheinen.

* * *

Herr Lehrer Ludwig Mattula berichtet aus Unter-Retzbach:

Im Monate Juli des verflossenen Jahres wurde am Westausgange meines Berufsortes in einer Sandgrube auf dem Acker des Ludwig Widhalm ein gut erhaltenes, massives Bronzearmband gefunden.

Das Armband hat eine elliptische Form und ist rückwärts an den schwächeren Enden so weit geöffnet, daß es an der Schmalseite der Hand angeschoben werden kann.

Der längere innere Durchmesser beträgt 6 *cm*, der kürzere dagegen 4·5 *cm*; der Umfang an der stärksten Stelle in der Mitte mißt 5·2 *cm*. Das Gewicht des Armbandes ist ziemlich bedeutend, es beträgt genau 150 *g*.

An der Außenseite ist es vollständig mit schönen geradlinigen und krummlinigen Ornamenten versehen, die Innenseite zeigt deutliche Gußrillen.

Die Ornamente sind nicht graviert, sondern schon beim Gusse des Armbandes mitgegossen worden.

Im Laufe des Sommers 1907 wurde von der Bezirksstraße Mitter-Retzbach—Nieder-Fladnitz, bei der St. Anna-Marter abzweigend, eine Verbindungsstraße nach Ober-Retzbach gebaut. Auf einem an diese neue Straße anstoßenden Gemeindegrundstücke wurde in geringer Tiefe eine schöne, vorzüglich erhaltene Kupferaxt gefunden. Da ich dieselbe nur leihweise auf einige Tage in meinem Besitze

hatte, konnte ich eine eingehendere Untersuchung über den Kupfergehalt weder selbst vornehmen, noch durch Fachleute vornehmen lassen.

Die Axt lag nur so tief unter der Oberfläche, daß sie bei der gebräuchlichen Tiefe der Bodenbearbeitung nicht erreicht wurde und trotzdem dem Einflusse der Atmosphärilien ausgesesetzt war. Erst als an dieser Stelle eine kleine Abgrabung vorgenommen wurde, ward die Axt entdeckt. Sie ist fast unbeschädigt und mit einer schönen Patina überzogen, nur am Stielloche etwas abgekratzt, da die Finder es nicht lassen können, solche Fundobjekte anzuschneiden, in der geheimen Hoffnung, auf Gold zu stoßen.

Die Axt ist zweischneidig, durchlocht und von schöner Form. Vielfach sieht man neuere Werkzeuge, „Krampen" genannt, auch wieder in derselben Form mit zwei Schneiden, die sich bei der Bearbeitung eines steinigen Bodens als sehr praktisch erwiesen haben; selbstverständlich sind sie, ihrem Zwecke entsprechend, in größeren Dimensionen gehalten und aus gehärtetem Eisen. Die meisten solcher Werkzeuge haben jedoch nur eine breite Schneide, während das andere Ende in eine Spitze ausläuft. Die Axt hat eine Länge von 27·7 *cm* und erreicht in der Mitte eine größte Breite von 14 *cm*; der Lochdurchmesser beträgt 3·6 *cm*, die Breite der größeren Schneide mißt 6·2 *cm*, die der kleineren 5·5 *cm*.

Beide Schneiden liegen nicht in einer Ebene, sondern sind senkrecht aufeinander gestellt.

Das Gewicht ist ziemlich bedeutend, es beträgt 1·7 *kg*.

Die Axt wurde für das Lokalmuseum der Stadt Retz erworben.

Unweit der Stelle, wo die schöne Kupferaxt gefunden wurde, ebenfalls an der Ostseite der neuen Straße, kam man beim Rigolen eines Weingartens auf eine zirka $^3/_4$ *m* tiefe Grube, welche mit feiner Holzasche und vielen Tonscherben gefüllt war.

Unter der ganzen Masse wurden fünf Spinnwirtel, ein größeres Gewicht aus Ton und eine Bronze-Schmucknadel gefunden.

Die Spinnwirtel sind sämtlich ziemlich klein und mit Ausnahme eines einzigen ganz kunstlos aus Ton hergestellt.

An einem Wirtel sind an der Unterseite gegeneinanderlaufende Einkerbungen, wie wir solche sehr häufig als Verzierungen an Tongefäßen der Bronzeperiode sehen, angebracht.

Das Tongewicht hat eine vierkantige Basis von 10 *cm* Seitenlänge, ist auf zwei Seiten von Vierecken, auf den beiden anderen von Dreiecken begrenzt. Die Höhe beträgt 12 *cm*, das Gewicht 1·13 *kg*. Beiläufig in der Mitte der Dreieckseiten ist das Gewicht durchlocht.

Es soll noch ein zweites ähnliches Gewicht in Bruchstücken, die wieder in die Grube geworfen wurden, vorhanden gewesen sein.

Beide Artefakte dürften als Webstuhlgewichte gedient haben.

Die Bronzenadel ist 17 *cm* lang, am oberen Ende verdickt und durchlocht. Der Kopf ist ähnlich einem Nagelkopfe gestaucht. Die Schmucknadel ist gut erhalten und schön patiniert.

Bei einer von mir vorgenommenen Nachlese fand ich noch einen halben Schlag- oder Mahlstein aus Quarz und viele Tonscherben.

Oberhalb der neuen Straße, durch das Abgraben des Erdreiches bloßgelegt, sehen wir unter der Kulturschichte eine an mehreren Stellen bis zu 30 *cm* hohe Aschenschichte, in welche einzelne Tonscherben eingeschlossen sind.

Der heilige Stein befindet sich jenseits der Bezirksstraße in unmittelbarer Nähe.

Eine ähnliche, nur etwas kleinere Kupferaxt befindet sich in der Lehrmittelsammlung der Bürgerschule in Pulkau. Ich sah dieselbe schon anfangs der neunziger Jahre. Dieselbe wurde beim Fällen einer Eiche in Missingdorf gefunden und der Schule in Pulkau gespendet.

Die Axt hat eine Länge von 24·3 *cm*, eine größte Breite von 5·8 *cm* und eine Schneidenbreite von 5·2 *cm*, während der Stiellochdurchmesser 3·3 *cm* mißt; das Gewicht beträgt 1·27 *kg*.

Diese Axt besitzt jedoch nur eine breite Schneide, während das andere Ende derselben in eine stumpfe Spitze ausläuft.

Das Material ist Kupfer, ob mehr oder minder rein, entzieht sich meinem Wissen.

Die Axt ist ziemlich gut erhalten, besitzt jedoch am breiteren Ende einen mehrere Millimeter tiefen Einschnitt, welcher von einem Axthieb herrühren dürfte, welcher dem Kupferbeile gelegentlich des Ausgrabens beigebracht wurde.

Die Patina ist fast vollständig abgekratzt.

Die Abb. 1 stellt die Kupferaxt von Pulkau dar; sie wurde mir von der Schulleitung freundlichst zur Verfügung gestellt.

Nicht uninteressant ist der Umstand, daß sich der Fundort der Kupferaxt, Missingdorf, nicht weit von dem sogenannten „Bründeltale" Pulkaus befindet, in welchem ein „Heiliges Bründel" vorhanden ist, zu dem ebenso wie zum Mitter-Retzbacher „Heiligen Stein" zu bestimmten Tagen zahlreiche Scharen wallfahren

und wo auch schon viele prähistorische Objekte, wie Feuersteinwerkzeuge, Steinbeile und Tongefäße, gefunden wurden.

In Pulkau und in den umliegenden Orten befinden sich viele Erdställe.

Die Pfarrkirche zu Pulkau ist auf einem großen Gewölbe erbaut; die Eingänge zu letzterem sind derzeit vermauert; unter dem Friedhofe, der sich rings um die Kirche erstreckt, einen schönen Karner besitzt und mit einer starken Umwallung versehen ist, sollen sich ebenfalls Hohlräume befinden.

Der Ort, auf dem sich der Friedhof und die Kirche erheben, gilt allgemein als eine germanische Opferstätte. Diese Stätte liegt oberhalb des freundlichen Marktes, von wo man einen herrlichen Ausblick ins Land hinein genießen kann. Auch Pulkau liegt wie Ober- und Mitter-Retzbach an den sanften Ausläufern des Manhartsgebirges.

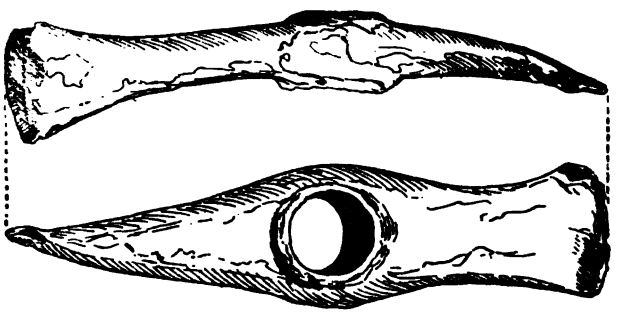


Abb. 1.

Diesen genannten zwei Orten reiht sich der Markt Gnadlersdorf in Mähren an, ebenfalls in unmittelbarer Nähe des Manhartsgebirges. Auch dieser Ort besitzt ein „Heiliges Bründel", zu dem einstens zahlreiche Scharen aus Nah und Fern pilgerten. Hochinteressant ist noch dazu in diesem Falle der Umstand, daß sich dieses heilige Brünnlein in der Kirche hinter dem Hauptaltare in einer kleinen Kapelle befindet. Ober dem Brunnen hängen zwei große Hufeisen und ein starkes Halseisen, wie solche ehevor an den öffentlichen Prangersäulen zu sehen waren.

In Gnadlersdorf, vom heiligen Steine zirka eine Viertelstunde, von Unter-Retzbach nur eine starke halbe Stunde entfernt, wurden schon viele prähistorische Funde gemacht.

Der in meinem vorjährigen Berichte erwähnte Bronzepalstab stammt von Gnadlersdorf. Ein bedeutend größerer Palstab, sehr schön erhalten, wurde von dem Ziegelwerksbesitzer Georg Lauer in der Ried Heiden gefunden und befindet sich im Besitze des Retzer Bürgermeisters Karl Mößmer.

In meinen Sammlungen besitze ich von diesem Orte einen einhenkelichen Topf, ähnlich dem in Abb. 1 auf S. [41] der „Sitzungsberichte" 1906/07 abgebildeten, in der neolithischen Station zu Dobrovic gefundenen Gefäße, das erwähnte Bronzebeil, verschiedene Tonscherben und zwei gut erhaltene Mahlzähne eines Mammutes.

Mehrere Steinbeile und einige Bruchstücke solcher erwarb ich als Einzelfunde in den benachbarten Gemeinden Kaidling und Poppitz.

Immerhin ist das Vorhandensein so vielfacher prähistorischer Artefakte von Bedeutung. Außerdem darf aber der Umstand nicht außer acht gelassen werden, daß ich erst seit wenigen Jahren diesem Gebiete meine Aufmerksamkeit widmen kann.

Die in mittelbarer und unmittelbarer Nähe dieser heiligen Brünnlein und des heiligen Steines so zahlreich vorkommenden prähistorischen Funde lassen den Schluß zu, daß diese Örtlichkeiten schon in vorgeschichtlicher Zeit nicht nur bewohnt waren, sondern auch wahrscheinlich als Kultstätten galten.

Auf die oben eingehend beschriebenen Kupferäxte zurückkommend, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß Dr. Moriz Hoernes in seiner „Urgeschichte des Menschen" genau solche Hauen in Fig. 154 abbildet und erwähnt (S. 336), daß sich solche vorwiegend in Osteuropa (Ungarn, Serbien) vorfinden.

Hoernes[1]) schreibt: „Diese Beile bilden heute noch ein kompletes Rätsel, sowohl nach ihrer zeitlichen Herkunft, als nach ihrer Bestimmung. Man kann zwei Grundtypen unterscheiden: die Hammeraxt mit einseitiger Schneide und dickem, kurzem Rücken und die Doppelaxt mit gleichlangen Armen und entweder gleichsinnig oder in verschiedener Richtung gestellten Schneiden. Zu beiden Formen gehört schon eine viel höhere Entwicklung der Gußtechnik und des Formsinnes, als sie die kupfernen Flachbeile verraten, und wir würden uns sehr wundern, aber vor der Macht der Tatsachen beugen, wenn ein solches in der Mitte gestieltes Hammer- oder Doppelbeil aus Kupfer in einem steinzeitlichen Pfahlbau der Schweiz oder Österreichs gefunden worden wäre.

Das ist aber nicht der Fall, und wenn auch einzelne Exemplare dieser Typen westwärts bis Frankreich gefunden werden, so ist die osteuropäische Herkunft derselben mit Rücksicht auf das Gebiet ihrer dichteren Verbreitung nicht in Zweifel zu ziehen.

---

[1]) Dr. M. Hoernes, Urgeschichte des Menschen, S. 336 u. f.

Eine bestimmte Form der senkrecht durchbohrten Kupferaxt, welche durch das Fehlen jeder rückwärtigen Verlängerung und durch das Vorspringen der Axtklinge über das Stielloch charakterisiert ist, kehrt aus Eisen in der Völkerwanderungszeit wieder.

Es wäre ganz wohl möglich, daß diese gesamte Gruppe von Kupferäxten aus dem Beginne des Mittelalters stammte und von einer Gegend, wo man reichlich Kupfer gewann, ihren Ausgang genommen hätte. In einer solchen Gegend konnte man während einer drangvollen Periode leicht gezwungen sein, dem Bedürfnisse durch die Herstellung von Streitäxten aus reinem Kupfer zu genügen. Von den Völkern Hochasiens ist es ebenso gut wie von den alten Vindeliciern bezeugt, daß sie im Kriege wie im Frieden stets ihr Streitbeil zu tragen pflegten.

Sofern das Sitte war, mochte es die Träger wenig stören, wenn das Attribut ihrer streitbaren Männlichkeit ausnahmsweise aus Kupfer statt aus Eisen war.

Mit dieser Erklärung würde auch die Verbreitung der senkrecht gestielten Kupferäxte, ihr zahlreiches Vorkommen in Osteuropa und ihr vereinzeltes Erscheinen gegen Westen hin gut harmonieren."

So Hoernes. Könnte aber das Alter dieser durchlochten Kupferäxte nicht doch weiter zurückreichen als bis zu dem Beginne des Mittelalters?

Wenn auch in unseren Gegenden das Vorkommen von Kupfererzen nirgends nachweisbar ist, so können doch auch diese Kupferäxte genau so wie andere Bronzeartefakte schon zum Beginne der Bronzezeit aus dem metallreichen Ungarn zu uns gebracht worden sein.

Die von mir bisher konstatierten Depotfunde der Umgebung ergeben eine Linie, die sich zum Pulkaubache hinzieht; diesem Gewässer entlang bis zum Einflusse in die Thaya und entlang der letzteren bis zur March kann man sich die Handelswege dieser Zeit recht gut vorstellen. Und wenn schon Bronzen auf diesem Wege zu uns kamen, so kann wohl auch eine oder die andere Kupferaxt denselben Weg zu uns eingeschlagen haben.

Die verhältnismäßige Kleinheit dieser Beile und die Weichheit des Materiales läßt auch die Vermutung zu, daß diese Werkzeuge wohl nicht zur Bearbeitung eines harten Materiales gedient haben werden, sondern entweder nur als Streithämmer gegen menschliche oder tierische Feinde, vielleicht auch als Zeichen der Würde zu gelten haben, oder auch nur für einen ganz bestimmten Zweck eigens geschaffen wurden.

Die Möglichkeit, daß diese heute so seltenen Werkzeuge ursprünglich auch einem anderen Zwecke, vielleicht sogar als Hauptzweck insoferne zu dienen hatten, um ein weicheres Material zu bearbeiten, kann man nicht so ohneweiters von sich weisen. Der Vergleich mit den ähnlichen noch heute im Gebrauche stehenden Geräten, die in erster Linie zur Bodenbearbeitung verwendet werden, läßt diese Möglichkeit als nicht unbegründet zu.

Nachdem in den Gebieten, wo solche und ähnliche Geräte gefunden werden, weitausgedehnte, rätselhafte, unterirdische Höhlenbauten, Erdställe genannt, allüberall vorkommen und dieselben infolge ihrer Größe und Anlage ein Verwendung größerer Werkzeuge ausschließen, warum sollten wir nicht zu der Vermutung gedrängt werden, daß diese Äxte oder Hauen gerade diejenigen Werkzeuge waren, mit denen man diese Höhlenbauten schuf.

Aus vielen anderen Geräten und Werkzeugen des vorgeschichtlichen Menschen ersehen wir ja, daß er sich immer von Nützlichkeitsgründen bei der Zubereitung leiten ließ. Als Streithammer ist ein fester Prügel, eine Keule, ein vierkantiger durchlochter Stein unbedingt vorteilhafter, als ein kurzgestieltes Kupferbeil mit breiter horizontaler Schneide.

Vergleichen wir die zurückgelassenen Spuren der Werkzeughiebe der Erdställe mit den Dimensionen dieser und ähnlich geformter Beile, so werden wir hinsichtlich der Form und Größe eine überraschende Übereinstimmung finden.

Die engen Röhren dieser alten Bauten, die man, nebenbei erwähnt, fast auf der ganzen Erde verbreitet findet, schließen die Verwendung größerer Werkzeuge vollständig aus und haben vielleicht sogar darauf geführt, die Werkzeuge gerade für diesen Arbeitszweck in der vorteilhaftesten Weise zu gestalten.

Diese geheimnisvollen Höhlenbauten setzen unbedingt den Gebrauch von speziell hiezu geeigneten Bearbeitungswerkzeugen voraus.

Nachdem nun auch das Material, in dem diese Höhlen eingetrieben wurden, meistenteils Lehm oder Sand ist, so genügt auch die geringere Härte des Werkzeugmateriales, sei es nun Stein, Kupfer oder Bronze.

Stießen die Erbauer der Erdställe z. B. mitten in ihrer Arbeit im weichen Löß auf einen eingeschlossenen härteren Körper, vielleicht auf einen Lettenstein oder erhärteten Sandstein, so erwiesen sich ihre Werkzeuge als machtlos und sie mußten trachten, dieses Hindernis zu umgehen.

Ein solcher Fall kam mir im Hause Nr. 36 des Franz Graf in Ober-Retzbach unter. Der

ursprünglich wagrecht sich hinziehende Gang, der außerdem nur so schmal war, daß ich mich nur mit Not vorwärtsbewegen konnte, führte bis zu einem harten, kugelförmigen Lettenstein, der eine weitere Bearbeitung mitten durch ihn nicht zuließ, so daß die Erbauer kurz entschlossen den engen Gang senkrecht so weit nach oben aushieben, bis er wieder in ursprünglicher Richtung oberhalb des Hindernisses weitergeführt werden konnte.

Festem Eisen oder Stahl hätte dieser Stein keinen Widerstand leisten können.

Zum Schlusse möchte ich mir noch gestatten, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß man der Erdstallfrage mehr Interesse entgegenbringe und so dadurch zur endgültigen Lösung derselben schreite.

Ansonsten konnte ich in Unter-Retzbach selbst nur die wenigen folgenden prähistorischen Vorkommnisse konstatieren:

In der Ortsried „Sandgruben" fand der Wirschaftsbesitzer Josef Rockenbauer bei der Anlage eines neuen Weingartens eine fast ganz erhaltene, kleine, einhenkelige Tonschale und einen Unterarmknochen; beide Stücke sind wahrscheinlich die Reste einer prähistorischen Grabstelle, die schon früher zerstört worden war.

Eine größere Anzahl von Tonscherben wurden auf dem Acker in der Ried „Gern" des Johann Raab gefunden; sie gehören der früheren Bronzezeit an.

Aus Platt bei Zellerndorf erhielt ich von dem Wirtschaftsbesitzer Johann Putz zwei Bruchstücke von kleinen, durchlochten Steinbeilen und einige Tonscherben der neolithischen Periode, welche im Bründelfelde gefunden wurden.

Von Znaim erhielt ich zwei halbe Steinbeile, eine kleine Tonschale und ein eisernes Messer.

Die mannigfachen Exkursionen, die ich im Laufe des Jahres unternahm, hatten den Zweck, die von mir schon früher konstatierten vorgeschichtlichen Örtlichkeiten zu revidieren und neue Punkte zu finden. Diese Begehungen erstreckten sich über die Landesgrenze bis zur Thaya und ergaben heuer nur unbedeutende Einzelfunde.

Im Monate April des abgelaufenen Jahres erhielt ich von einem neuen Funde im Ziegelwerke zu Jetzelsdorf Nachricht.

In den letzten Jahresberichten unserer Gesellschaft hatte ich schon mehrmals von dieser ziemlich ergiebigen Fundstätte berichtet, insbesondere von der Ausbeute an Tongefäßen eines Kesselgrabes.

Auch diesmal handelt es sich um ein Kesselgrab von 1 *m* Durchmesser und 50 *cm* Tiefe. Dieses Grab befand sich an der Westseite des Hügels, an dessem Fuße der Retzbach vorbeifließt. Beim Abdecken des Lehmes zur Ziegelbereitung stieß man zuerst auf einen starken, dickwandigen, in der Mitte entzweigebrochenen Topf und später auf menschliche Knochen.

Die von mir persönlich vorgenommene, sorgfältige Aushebung ergab folgende Resultate: Auf dem Grunde der Grube, die ursprünglich wohl eine bedeutendere Tiefe gehabt haben mußte, nun aber durch die Abschwemmung und Abgrabung des Erdreiches kaum mehr einen halben Meter tief war, lag ein Skelett eines liegenden Hockers, dessen Kopf gegen Norden orientiert war. Der Körper war augenscheinlich mit Gewalt in diese Lage gezwängt worden.

Der Kopf lag mit dem Antlitze auf dem gewachsenen Grunde auf, so daß die auf ihm liegende Erdschichte eine Verschiebung der Kiefer und auch der Schädelknochen verursachte.

Die Arme waren nicht an die Brust gelegt und gebeugt, sondern nach rechts und nach links ausgestreckt, an die Wand der Grube gedrückt und umgebogen, so daß die Hände bis zu den eingezogenen Knien reichten.

Diese Lage machte den Eindruck, daß der menschliche Körper nur mit Gewalt in diese Lage gebracht worden war, daß man ihn in die Grube geworfen und seine Glieder gewaltsam niedergedrückt habe. Diese Lagerung muß aber gleich ursprünglich vorgenommen worden sein, denn nichts deutete darauf, daß dies später geschehen wäre.

Eventuell wäre noch eine zweite Annahme möglich, daß der Körper kurz nach seiner Bestattung umgedreht wurde, um nachzusehen, ob er Schmuck oder Waffen bei sich habe.

In unmittelbarer Nähe des Rückgrates, also an der westlichen Seite, lag ganz oben ein umgestülpter Topf, der in der Mitte auseinandergebrochen war. Da die Scherben zum größten Teile vorhanden waren, so gelang eine völlige Rekonstruktion des Tongefäßes ziemlich leicht.

Das Material des Gefäßes ist rötlich-brauner Lehm, mit großen Quarzkörnern gemischt. Die Wände sind sehr stark, besonders am Bodenteile und an den angrenzenden Wandungen, wo sie eine Stärke bis zu 20 *mm* erreichen. Die Höhe des Gefäßes beträgt 25 *cm*.

Die Öffnung ist elliptisch, also nicht kreisrund wie bei anderen Gefäßen; der längere Durchmesser beträgt 31 *cm*, der kürzere dagegen 27 *cm* und der Umfang in der Mitte des Gefäßes 103 *cm*.

An den Außenwänden sind vier knopfartig zusammengedrückte Buckel angebracht, von denen die zwei an den Langseiten des Gefäßes etwas tiefer stehen als die an den beiden Kurzseiten. Diese Buckel sind nicht durchlocht.

Das Gewicht des Topfes beträgt 5·90 *kg*. Der Form und dem ganzen Äußeren nach zu schließen, dürfte dieses ziemlich große Tongefäß ein Kochgefäß darstellen. Hiefür spricht die Dicke des Bodens, die Buckel, die zum Zwecke des leichteren Anfassens angebracht waren und die Beschaffenheit der Außen- und der Innenwand.

Während die letztere schön geglättet und geschwärzt ist, ist die erstere ziemlich rauh und zeigt an dem unteren Teile zweifellos Spuren von der Einwirkung des Feuers. Auch die elliptische Form des Gefäßes dürfte diesbezüglich bestimmend gewesen sein.

Unweit der Stelle, wo dieser Kessel an dem Rückgrate des Skelettes postiert war, fand ich noch Teile eines zweiten Gefäßes. Da eigentlich nur drei größere Stücke desselben gefunden wurden, so konnte ich eine völlige Rekonstruktion des Gefäßes nicht erzielen; das Material dieses Gefäßes besteht aus dunkelgrauem, glimmerhaltigen Lehm, vermischt mit feinem Sande, so daß es nur eine geringe Festigkeit besitzt und leicht abblättert.

Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß dieses Tongefäß in so schlechtem Zustande vorgefunden wurde. Vom Rande waren nur mehr wenige Bruchstücke vorhanden, welche noch dazu an der frischen Luft zerbröckelten.

Der Umfang dieses Gefäßes dürfte zirka 80 *cm* und die Höhe 20 *cm* betragen haben. Die Form des Gefäßes ist bombenförmig; innen und außen schön geglättet.

Die Außenseite des Gefäßes war mit tiefeingeritzten geraden Linien verziert, die Endpunkte derselben, bei längeren auch die Mittelpunkte, sind durch kleine Vertiefungen markiert. Die Verzierungen haben mit den in Abb. 3 auf S. [41] der „Sitzungsberichte“ 1906/07 dargestellten eine gewisse Ähnlichkeit.

Der sonstige Inhalt dieser Grube bestand aus Lehm und Sand mit feiner Holzasche gemischt. Tonscherben fanden sich nur wenige vor, von denen die meisten dem zweiten oben beschriebenen Gefäße angehörten, aber, wie schon erwähnt, zur Rekonstruktion desselben nicht mehr verwendbar waren. Beigaben wurden nicht gefunden.

Der Typus der Gefäße läßt den Schluß zu, daß wir es hier mit einem Kesselgrabe der neolithischen Periode, und zwar gegen Ende derselben, zu tun haben.

Das gänzliche Fehlen von Grabbeigaben und die Lage des Skelettes läßt die Vermutung zu, daß dieses Grab schon einmal, und zwar auch noch in vorgeschichtlicher Zeit, geöffnet wurde.

Auf demselben Hügel, der eine die Umgebung dominierende Stelle bildet, waren auch Besiedlungen späterer Epochen nachweisbar, die sich unzweifelhaft bis in die geschichtliche Zeit erstreckten.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß ich unweit der Fundstätte, eingebettet in feinem Flugsande, mehrere naturgewachsene runde, säulenförmige Sandsteine bis zu 2 *m* Länge und bis zu 28 *cm* Durchmesser fand.

Das Vorkommen solcher Sandsteine in Sand, manchmal auch in Lehm, ist zwar keine Seltenheit in unserer Gegend, man nennt sie hier gemeiniglich Lettensteine, läßt aber die Vermutung zu, daß sie auch schon den vorgeschichtlichen Bewohnern dieser Siedelung bekannt gewesen und möglicherweise von ihnen zu irgend einem Zwecke verwendet worden sind.

Kleinere Steine dieser Art fand ich schon mehrmals als Decksteine prähistorischer Gräber.

Das gemeinschaftliche Vorkommen von Ton, Lehm und feinem Sande an dieser Stelle machte den Ort für vorgeschichtliche Besiedlungen, besonders aber zur Erzeugung von Tongefäßen geeignet.

Den Schädel und die noch gut erhaltenen Schenkel- und Armknochen des gefundenen menschlichen Skelettes sandte ich zur näheren Untersuchung an unseren hochverehrten Herrn Präsidenten ein.

* * *

Herr k. k. Konservator Prof. Olivier Klose sendet aus Salzburg folgenden Bericht über

Funde aus dem Salzburgischen im Jahre 1907.

Neolithisches Steinbeil, mit einer dünnen Verwitterungsschichte, aus Serpentin oder einem nahe verwandten Gestein, von 14 *cm* Länge, 3·8—4·7 *cm* Höhe und 5·5 *cm* größter Breite (ähnlich wie Taf. VI, Fig. 1, der „Sechsten Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereines, 1907“, jedoch auch rückwärts zu einer ähnlichen Schneide wie vorn zugeschliffen). Nach Angabe eines Arbeiters gefunden bei der Grundaushebung für das kleinste der drei im Jahre 1906 gebauten Personalhäuser auf dem Bahnhofe in Attnang, ungefähr 2 *m* tief im erdigen Schotterboden.

Mit Wall umgebene Wohn(?)-Gruben, je zwei auf dem Almerberge und dem Thurnberge bei Ober-Alm (nächst Hallein); Ver-

suchsgrabungen ergaben Tuffstein, Holzkohlenteilchen, Bohlen aus Buchenholz, Zähne (Rind, Pferd), ein Rehgeweih und angebrannte Steine.

Bronze-Kelt mit Schaftlappen, patiniert, 21·4 *cm* lang, an der Schneide 4·4 *cm*, bei den Lappen 3 *cm* und am sanft eingebuchteten Bahnende 2·7 *cm* breit, bis 7 *mm* stark. Die längs des dritten Viertels der Gesamtlänge angebrachten Lappen sind je 9 *mm* hoch. (Etwas schlanker als Taf. I, Fig. 7, im Jahresber. d. Salzb. Museums 1905.) Gefunden am rechten Ufer der Alm im Schotterboden, ungefähr 350 Schritte oberhalb der Straßenbrücke bei Nieder-Alm (nächst Hallein).

Spinnwirtel in Gestalt eines Brettchens von 4·8 *cm* Länge, 3·6 *cm* Breite und 1·2 *cm* Höhe, in dieser letzten Richtung durchlocht; aus grauer, toniger Erde mit dünnem, gelbem Schlick (Hallstatt-Kultur). Gefunden auf dem Rainberge bei Salzburg.

Eisernes Schwert, stark verwittert (Hallstatt-Zeit), noch 68·2 *cm* lang (Griff und Spitze abgebrochen), 4—5 *cm* breit, aus einem Grabhügel bei Hainbach (nächst Nußdorf a. d. Oichten).

Eiserne Lanzenspitze mit hoher Mittelrippe, stark verwittert, noch 31 *cm* lang (Spitze abgebrochen), größte Breite 4 *cm*; von der Schaftröhre noch 7 *cm* erhalten, ihr innerer Durchmesser 1·4 *cm*, ihr äußerer Durchmesser 2 *cm* (ähnlich wie bei v. Sacken, das Grabfeld von Hallstatt, Taf. VII, Fig. 2 und 2a); aus einem Grabhügel bei Ursprung.

Gerippter Bronze-Armring, geschlossen, nicht regelmäßig gearbeitet, Durchmesser im Lichten 9·8—10·2 *cm*, Durchmesser des Rundstabes 9—12 *mm* (wie Fig. 135 im Jahrbuch der k. k. Zentralkommission, 1903); patiniert; gefunden bei Wendelberg (nächst Mattsee). Ebensolcher Armring, in 4 Stücke zerbrochen, von demselben Fundorte.

Pfriemenartiger Eisenstift (verwittert), von 13·6 *cm* Gesamtlänge und bis 6 *mm* Durchmesser im Querschnitt; die 2·8 *cm* lange Griffangel steckt in einer strichverzierten Bronzehülse von 5 *mm* Durchmesser des Querschnittes. Zugleich mit einigen Scherben ordinärer römischer Gefäße gefunden im städtischen Steinbruche auf dem Südabhange des Rainberges, von dessen Höhe die Funde herabgerutscht zu sein scheinen.

Reste römischer Gebäude und sehr zahlreiche Einzelfunde, gefunden bei den ausgedehnten Kanalgrabungen für die neue Nutzwasserleitung in der Stadt Salzbung.

Reste eines römischen Gebäudes (30 × 12 *m*) mit einem Inschriftstein (Weihaltar) und zahlreichen Kleinfunden, aufgegraben in Kemeting (nächst Maria-Plain) unter Leitung des Berichterstatters.

Fundamentmauern zweier Zimmer eines römischen Gebäudes mit manchen Kleinfunden, aufgegraben 95 *m* südlich von den auf dem Kohlerfelde bei Glas (nächst Aigen) 1869/70 aufgedeckten römischen Gebäuderesten. (Alle genannten römischen Gebäudereste und die Einzelfunde demnächst behandelt vom Berichterstatter in den Publikationen der k. k. Zentralkommission.)

Helm (?), aus reinem Kupfer, hohe Kappe (Durchmesser des schwachgewölbten Oberteiles ungefähr 19 *cm*), aus einem Stücke von 2 *mm* (Oberteil) bis 1 *mm* (Wandung) Stärke, glatt (nicht verziert), seitlich zusammengedrückt, die Wandung unten am Rande und auf einer Seite abgebrochen; mit zum Teil wilder Patina. Als Helmzier ein um seine Achse gedrehter Stab von quadratischem Querschnitte (5 mm^2), zu einem herzförmigen Bügel von ungefähr 6 *cm* Höhe (an der Spitze beschädigt) gebogen und durch vier, im plattgeschlagenen Teile des Stabes angebrachte Nieten befestigt. Abgebildet im Jahresberichte des Salzburger Museums 1907. Gefunden in Hof-Gastein in sekundärer Lage bei einem Umbaue des Hotels Central. Fraglich, ob antik.

Kreisrundes Bronze-Medaillon mit dem erhabenen Kopfe des jugendlichen Augustus, gegossen; Durchmesser 4·5 *cm*, Stärke 3 *mm*. Fand sich in Unken unter dem Spielzeuge von Kindern. Wohl nicht antik, sondern ein Zierstück der Renaissance.

Grabstein eines Georg v. Westerstetten, † 1482; Grabstein des Lorenz v. Waidegg, † 1553; von einem dritten Grabstein nur die rechte untere Ecke des Wappens. Zutage gefördert bei dem 1906 erfolgten Abbruch der Salzburger Fronfeste.

Alle Einzelfunde befinden sich im hiesigen Museum.

* * *

Herr Fachlehrer K. Adrian in Salzburg berichtet über die

Volkskundliche Abteilung des Salzburger städtischen Museums.

Diese Abteilung erhielt 1907 folgenden Zuwachs: den Theatervorhang der Laufener Schiffer aus dem Jahre 1818 mit der Darstellung sämtlicher je üblich gewesener Schifferspiele, eine Hauskrippe aus Siezenheim, eine Anzahl sehr origineller Bauernstühle, eiserne Bauerngeduldspiele, Beinlöffeln, Bestecke und Trudenmesser, sehr schöne Beindosen, ein Wunderbäumchen, alte, bemalte Bauernschachteln und Kästchen, Hochzeitbuschen,

Hirtenstäbe und Taschen für Weihnachtsspiele, einen originell geschnitzten Pfettenkopf, mehrere Schützenscheiben, alte Doppeljoche, Pfanneisen; Votivsachen: Wolfgangsfläschchen, Fraisen-, Zacharias-, Benediktuskreuze, Reise- und Schutzbriefe, Reliquienkreuze usw. usw. Buttermodel, Brotmerkel, altes Handwerksgerät, eine Anzahl sehr interessanter Beleuchtungsgeräte, Feuerzeuge, Spanhalter u. dgl., Votivtafeln, Marterln, verschiedenen Bauernschmuck, Holzhackeruhren, zahlreiche Glasbilder, Wachsarbeiten, Modell einer Holzknechtsölde, alte Goldwaschbretter und Erzsack aus Gastein, Dornenkrone von den Werfener Passionsspielen (18. Jahrh.), Bauernleier, Wäscheploi, der sagenhafte Weitgasserhund (alte Holzschnitzerei), Rückentrage mit Jahreszahl 1680, Holzstatuetten, volkstümlich geschnitzt als Zierden der Hauswand. Im ganzen dürfte der Zuwachs der Sammlung mehr als 500 Stücke betragen, wovon das meiste Geschenke sind; wohl wurde gelegentlich der Kulturausstellung zu St. Johann i. P. auch ziemlich viel angekauft.

* * *

Herr k. k. Konservator Dr. Odilo Frankl in St. Paul an der Lavant übersendet folgenden

Jahresbericht pro 1907 über die Bezirke St. Veit, Völkermarkt und Wolfsberg in Kärnten.

I. In der Gemeinde Lindhof bei Sankt Andrä im Lavanttale wurde auf dem Acker des Bauern Seicher vom Altertumsforscher Herrn Lackenbucher die Hälfte eines römischen Mahlsteines (Durchmesser 40 *cm*), desgleichen das Mittelstück eines Monumentsockels mit drei Klammeröffnungen und einigen Arabeskenornamenten an der Seite gefunden. Letzteres Stück ist 61 *cm* hoch, unten 54 *cm*, oben 34 *cm* breit.

II. Auf dem Acker des Andreas Meier, vulgo Fritz, in Höfern (ob Jackling bei St. Andrä), sind alte Mauerreste aufgedeckt und innerhalb derselben drei Steine gefunden worden. Zwei davon — ein Mahlstein und ein glatt bearbeiteter — wurden verbaut, der dritte — ein Mahlstein — wurde bei Herrn Lackenbucher in der Weinzedlei nächst Wolfsberg hinterlegt. Der Durchmesser dieses Steines, der auch eine Klammeröffnung aufweist, beträgt 39 *cm*, die Dicke am Außenrande 11 *cm*, beim Mittelloche 4 *cm*. An beiden Seiten finden sich Falze.

III. In Eberstein im Görtschitztale sind bei Reparaturarbeiten an der Kirche des Gräflich Christalniggschen Schlosses im Frühjahre 1906 aus dem Boden des Presbyteriums drei Steine römischen Ursprunges gehoben und über Veranlassung des Herrn Grafen im inneren Schloßhofe eingemauert worden:

a) Ein Figurstein, darstellend eine aufrechtstehende männliche Gestalt mit dem Gesichte nach links gewendet, deren Kleid bis über die Knie reicht. Oberhalb des Kopfes ist ein Rundbogen sichtbar, die rechte Hand über die Brust gelegt, die linke abwärts gesenkt; der rechte Fuß vor, der linke zurückgestellt. Der Stein ist 88 *cm* hoch, 38 *cm* breit.

Diesem gegenüber

b) ein schwerer, massiver Stein in einen Pfeiler eingemauert, dessen zwei Eckseiten nach Norden und Osten er einnimmt. Gegen Nord zeigt sich hier gleichfalls eine aufrechtstehende männliche Figur, ähnlich der sub *a* beschriebenen, doch ist hier das Gesicht nach rechts gewendet und der linke Fuß vorgesetzt. Noch stärker beschädigt als der frühere, ist diese Fläche 88 *cm* hoch, 42 *cm* breit. Die nach Osten gerichtete Seite dieses Steines zeigt unten einen Sockel, oben ein Gesimse, die Figur in der Mitte scheint weggemeißelt worden zu sein.

c) Eine Steinplatte, an der Ostwand des Hofes eingemauert, ist 74 *cm* hoch, 118 *cm* breit, rechts, links und am oberen Rande von einer 10 *cm* breiten Doppelleiste eingefaßt, die unten abgebrochen ist. Das Schriftfeld ist 98 *cm* breit, 64 *cm* hoch. Nur mehr in der obersten Zeile sind einzelne, 10 *cm* hohe Buchstaben teilweise zu entziffern.

IV. In der Kirche zu Greutschach ob Griffen, Bezirk Völkermarkt, wurden im Presbyterium zwei bisher unbekannte römische Inschriftsteine gefunden, die zwischen den übrigen Pflastersteinen unmittelbar vor dem Kommuniongitter auf der Altarseite in den Boden eingelassen waren. Der auf der nördlichen, also der Evangelienseite gelegene Stein mißt 62×38 *cm*, jener auf der südlichen oder Epistelseite 50 × 40 *cm*.

Über die sub III und IV besprochenen Funde werden durch die k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale Publikationen erfolgen.

* * *

Herr Sanitätsrat Dr. Bernhard Mazegger, Obermais-Meran, übersendet einen

Fundbericht aus dem Pustertale.

Nordöstlich von St. Lorenzen, am westlichen Ausläufer des bewaldeten Bergrückens, in der sogenannten Stocker-Staelle, unternahmen Wilhelm Moroder im April und

Mai und Hofrat v. Wieser Ende Juni 1906 Ausgrabungen, die mit Mörtel ausgeführte Mauerreste eines viereckig angelegten Gebäudes von 37·60 *m* Länge und 10·25 *m* bis 10·65 *m* Breite mit einigen Abteilungsmauern im Innern ergaben. Die Hauptmauern sind 80—90 *cm*, die beiden Quermauern 40 *cm* stark. 3 *m* über dieser Stelle im Walde wurde ebenfalls eine durch eine mörtellose Mauer abgegrenzte Ebene nachgewiesen, weshalb Hofrat v. Wieser eine Art Terrassenansiedlung einer, nach den Funden zu schließen, armen Bevölkerung annahm, die von der jüngeren Steinzeit bis ins 4. Jahrhundert n. Ch. bestanden haben dürfte. Die in der Tiefe von 80 *cm* bis 1 *m* zum Vorscheine gekommenen Funde waren: Ein vorrömisches kleines Gefäß mit einfachem Punkt- und Linienornament, zahlreiche Tonscherben von Gefäßen, Kochsteine aus serpentinischem Schiefer, kleine Pyramiden aus Ziegel, ein Tongewicht mit etruskischer Inschrift, Spinnwirtel aus Lehm, Bruchstücke von römischen Amphoren, Dachziegel, ein römisches Messer, Stücke von Fibeln, eine blaue Glasperle, Wetzsteine und zwei römische Bronzemünzen (Drusus und Constantin).

Weitere Versuchsgrabungen nahm Wilhelm Moroder auch in der sogenannten „Frohnwiese" bei Heiligenkreuz, etwa 10 Minuten nordöstlich von St. Lorenzen, vor. Bei der Trockenheit entstanden in den Kornfeldern der Elzenbaum-Äcker auffallende weiße Streifen, die verschiedene Arten von Vierecken bildeten und nur von darunterliegenden Mauern herrühren konnten. Es wurden zahlreiche römische Ziegelstücke, Gefäßscherben, eine Bronzemünze des Antoninus Pius und (von Kaufmann Alvera in Lorenzen) ein Stück eines römischen Altars aus Marmor mit der Inschrift I. O. M. und D. O. und dem Namen Aemilius Ninnus bloßgelegt. Offenbar handelt es sich um Mauerreste aus römischer Zeit. Die Gebäude waren mehrere Meter tief von den Fluten der Rienz und vielleicht auch der Gader eingesandet worden.

In Welsberg, im sogenannten Told-Weiher, wurde im Dezember 1906, als man die Röhren für die Wasserleitung legte, 0·5 *m* unter dem Boden ein vorrömisches Grab aufgedeckt; eine Trockenmauer umgrenzte einen viereckigen Raum von etwa 75 *cm* Länge, 60 *cm* Breite und 50 *cm* Tiefe; unten war der Boden gepflastert und nach oben bedeckte eine Schieferplatte das Grab, das Branderde und eine mit kleinen Knochenteilchen gefüllte Urne aus Ton enthielt. Neben dieser lagen größere Menschenknochen. Beigaben fehlten. Weitere Nachgrabungen würden an dieser Stelle sicher mehrere Gräber zutage fördern, wie denn in Welsberg und Umgebung, namentlich im nahen Burgstall, bereits viele römische und vorrömische Funde gemacht worden sind.

Außerdem wurde im übrigen Tirol gefunden: Ein Armring aus der Völkerwanderungszeit zu St. Apollonia bei Grissian, ein Bronzebeil in Angath, eine Bronzefibel in Obermauern, ein Gußmodel aus Stein in Ampaß, eine vorrömische Bronzenadel und ein Ring aus Bronze in Kortsch im Vintschgau (November 1907).

Anläßlich der neuen Kanalisierungsarbeiten im Stadtgebiete von Meran wurden außer einer römischen Münze, Mittelbronze, nur Gegenstände aus dem Mittelalter und neuerer Zeit ausgegraben, so im Keller eines Hauses in der Laubengasse eingemauert 500—600 Stück Meinhart-Zwanziger (geprägt zu Meran unter der Regierung Meinhart II., 1271—1295).

Auch bei diesen tiefen Grabungen wurden keine wichtigen römischen Funde gemacht, keine Grundmauern aufgedeckt, die auf römisches Mauerwerk deuten ließen, keine Überreste aus der Römerzeit, insbesondere keine Baureste, nirgends eine Spur einer römischen Ansiedlung. Diese negativen Ergebnisse dürfen wohl zu dem Schlusse berechtigen, daß weder in der Oberstadt (Steinnach), noch im übrigen Stadtgebiete von Meran jemals eine römische Niederlassung bestanden hat; deshalb ist die Statio Majensis — die Maiserstation der Römer — nur auf den Grund und Boden von Mais zu verlegen, wo bereits zwei römische Niederlassungen unzweifelhaft nachgewiesen wurden. (Vgl. Dr. B. Mazegger, „Die Römerfunde und die römische Station in Mais".)

* * *

Herr Prof. Dr. L. Karl Moser in Triest sendet einen

Bericht über Ausgrabungen in einigen Felsenhöhlen von Nabresina, sowie über einige besondere Fundobjekte aus Karsthöhlen.

Katra jama. Einen Steinwurf vom Fußwege, welcher den Bahnhof von Nabresina mit der gegen Norden gelegenen Ortschaft Praprot verbindet, entfernt, öffnet sich rechts vom Wege in einer Felswand eine imposante Felsenhöhle mit hohem, weitem Felsentor und großen Innendimensionen. Das schützende Felsendach überwölbt einen großen Raum der Vorhalle, deren Boden mit abgelagertem Gesteinsschutt überdeckt ist. Die Vorhalle selbst wird beim Eingange durch eine künstliche Mauer von einer kleinen, der Höhle vorgelagerten Doline abgegrenzt. Durch die Vorhalle gelangt man über einen stufenförmigen Absatz berg-

auf nach innen zu in einen sich verengenden Schlot, welcher durch eine darüber befindliche Decke in zwei Räume abgeteilt wird, wovon der obere unzugängliche, an 12 *m* hohe, der Aufenthalt brütender Höhlentauben ist, der untere in schmale Klüfte ausgeht und blind endet. Im Felsentor selbst sind mehrere große Löcher, die den Dohlen als Winteraufenthalt dienen. Den ersten Grabungsversuch machten wir da, wo der Boden der Höhle zu steigen

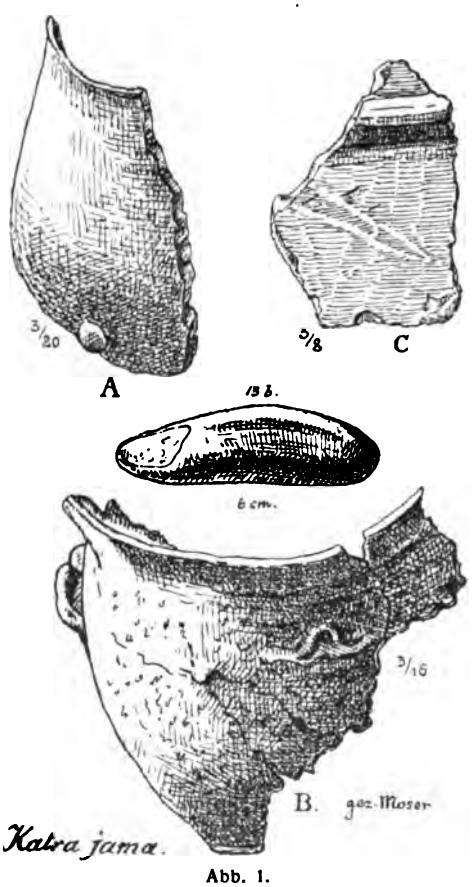


Abb. 1.

beginnt, in der schmalen Furt, welche von zwei großen Stalagmiten eingesäumt wird. Gleich unter der Oberfläche fanden sich Bruchstücke von großen zerdrückten „Urnen", wovon ich in Abb. 1, Fig. *A*, ein großes Randstück abbilde. Das Stück, 23 *cm* hoch, zeigt eine Knopfverzierung und gehört einer hohen, oben sich verengenden Urne an, von hellgelblichem Ton, von außen fein geglättet, unter aber knapp über dem Boden abgebrochen. Vom zweiten größeren Gefäße Abb. 1 Fig. *B*, wurden Bruchstücke gefunden, die ich, soweit es eben ging, vereinigte. Das Stück ist von derselben Höhe, hat einen auffallend kleinen Boden und zeigt zu Beginn der Bauchung zweierlei Ansätze, zwei ohrartige und zwei alternierende zitzenartige. Im ganzen Umfange dürften von jeder Art vier solcher Verzierungen gewesen sein. Außen ist nur der stark nach auswärts gebogene Rand des Gefäßes geglättet, der übrige Teil ist rauh; innen dagegen ist die Glättung mit dem Spatel eine sehr sorgfältige (Kochgefäß); sowohl in Form, als in der Verzierung geschmackvoll. Leider blätterte sich der Ton derart auf, daß es uns nicht gelang, die morschen Bruchstücke zu einem Ganzen zu vereinigen. Es zerfiel alles in eine bröckelige Masse. Als Begleiter erscheint Asche mit Kohle und Knochensplittern in geringer Menge. Es hatte den Anschein, als ob durch eine Weganlage in dem höheren Teil der Höhle der größere Teil dieser Gefäße schon ursprünglich zerstört wurde. Bei verschiedenen Grabungsversuchen im Umfange dieser Stelle stießen wir überall auf den nackten Felsboden, der ja stellenweise durch starken Tropfenfall bloßgelegt ist. Die Hauptgrabungen wurden dann in der Vorhalle auf der rechten Seite ausgeführt, und zwar von der Mauer nach innen zu fortschreitend, wobei ich die Beobachtung machte, daß der Boden der Höhle nach innen zu immer tiefer wird und vor dem stufenförmigen Absatz die Lehmschichten eine Höhe von über 3 *m* erreichen; denn der Felsboden wurde hier noch nicht erreicht. Die Ausgrabungen wurden mit großen Unterbrechungen vorgenommen und fallen in die Jahre 1893, 1895, dann 1905 bis 1906 und 1907. Eine zusammenfassende Schilderung unter Hervorhebung der wichtigsten Momente dürfte hier am Platze sein. Die mächtigen Lehmschichten sind nur von zwei Aschenschichten durchsetzt und voneinander durch eine 30 *cm* mächtige fundführende Lehmschichte getrennt, welche, so wie die zweite Aschenschichte, die eigentlichen prähistorisch-neolithischen Objekte enthält. Auffallend ist das geringe Vorkommen von Flintartefakten, die sich nur im vorderen Teile unter der Mauer fanden, nach innen zu nehmen sie ganz ab, und die wenigen, die sich vorfanden, sind heimischer Provenienz und findet sich ihr Material bei Nabresina. In Abb. 2, Fig. 16, bildete ich das größte Stück, aus einem schwarz-braunen Flint, im ganzen Umfange bearbeitet, ab; sonst wäre noch zu erwähnen ein Schneideinstrument, aus dem Kern herausgeschlagen, von schwarzem Flint, eine flache, kleine Pfeilspitze aus braunem Jaspis und eine größere, dicke, aus weißem Flint, mit auffallend großen Auszackungen. Bemerkenswert ist ferner das in Nr. 14 abgebildete Bruchstück eines großen Beiles von 10 *cm* Breite,

aus einem grünen Quarzit mit eingestreuten Serpentin(Bastit?)körnern. Die Hiebflächen sind stark abgenützt, weißlich, die Breitseiten dagegen schön hellgrün. Erwähnenswert ist das Bruchstück eines Steinartefaktes aus feinkörnigem Granit mit schwarzem Glimmer.

Besonders bemerkenswert sind Glättsteine in Abb. 2, Fig. 13 *a* und in Abb. 1, Fig. 13 *b*. Letzterer zeigt die Größe von 6 *cm*. Solche Glättsteine bestehen aus einem sehr dichten dolomitischen Foraminiferenkalk und enthalten die kleinsten Formen von Foraminiferen. Sie sind von außen auffallend glatt. Das Stück in Fig. 13 *a* sogar mit einer deutlich angeschliffenen Fläche. Sie sind auffallend schwer und zeigen, mit der Lupe betrachtet, zahllose feine Schnittspuren, die entweder parallel verlaufen oder sich kreuzen. Diese Steine müssen ihre Glätte durch häufigen Handgebrauch bei der Arbeit, vielleicht bei der Glättung von Knochenartefakten erhalten haben. Zwei dieser länglich geformten Glättsteine, wie Fig. 13 *b* in Abb. 1, zeigen an einem Ende eine gewaltsame Absplitterung, die vielleicht dazu diente, um eine scharfe Kante zu erzielen. Hiebspuren sind nicht sichtbar. Erwähnenswert ist ein breites zungenförmiges Stück Sandstein, einerseits dünnkantig zugeschliffen und im ganzen Umfange stellenweise mit einem dunkelroten Farbstoffe bedeckt, der sich durch seinen Glanz von der Sandsteinfläche abhebt. Tadellos schön erhalten ist ein keilförmiges Stück Sandstein mit zahlreichen schmalen Rinnen, die vom Schleifen verschiedener Instrumente (Knochennadeln) herrühren. Die Rinnen sind so frisch und stechen durch ihre weißliche Farbe in dem graulichgrünen Sandstein so auffallend hervor, als wäre der Schleifstein eben weggelegt worden. Außer einigen Schleif- und Reibsteinen aus Sandstein wäre noch der Fund von Behau- und Schlagsteinen, teils aus Dolomit, teils aus kristallinischem Kalzit, hervorzuheben. Von Zierstücken wären die in den Figuren 11 und 12 der Abb. 2 dargestellten Stücke zu erwähnen, wovon das eine mit muschelförmigem Eindrucke und fein geschichtet ist, auffallend schwer, sehr glatt und von schimmerndem Glanze. Das in Fig. 12 abgebildete Stück von der Form eines Anhängsels, aus dem Körper einer Spondylusschale geschnitten, hat am dünnsten Teile eine künstliche Lochung, während die beiden tiefer stehenden Löchelchen von bohrenden Würmern herrühren.

Schalenreste von Meeresweichtieren wurden in beiden Aschenschichten angetroffen, von Schnecken Monodonta und Patella, geköpft oder geteilt, von Muschelschalen Mytilus und Cardium selten, Ostrea häufiger. Eine Schalenhälfte von Spondylus ist im ganzen Umfange abgeschliffen und beschnitten; Muschelartefakte sind hier eine große Seltenheit.

Auch Knochenartefakte sind sehr selten. In Abb. 3, Fig. 15, bilde ich ein spatelförmig zugeschnittenes Stück einer Rippe mit seitlicher Lochung ab von 10 *cm* Länge, dessen

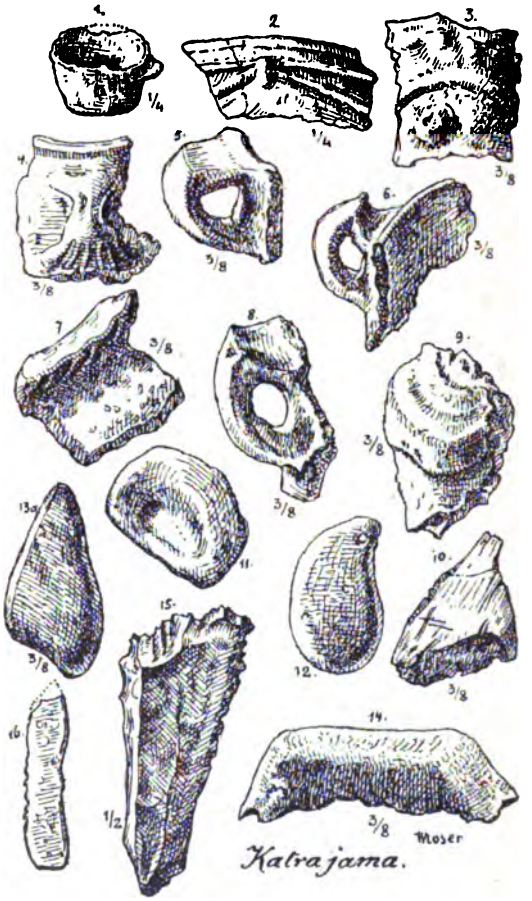


Abb. 2.

einstige Verwendung meine Einbildungskraft stark in Anspruch nahm. Im November des Jahres 1905 hat die Großherzogin von Mecklenburg während meiner Abwesenheit in derselben Höhle Grabungen vorgenommen, wobei nach Erzählungen zwei Knochennadeln und ein geschnittener Fischwirbel gefunden wurden. Eine diesbezüglich an die hohe Dame gerichtete Erkundigung wurde mit der Überlassung der Fundobjekte zuvorkommend beantwortet.

Zähne, Stirnfortsätze, geteilte Kiefer, sowie Knochen vom Rind (lang- und kurzhörnig), Pferd, Schaf, Ziege und Schwein;

gespaltene Röhrenknochen zeigen häufig an ihrer Oberfläche Biß-, Nage- und Schnittspuren. Manche von ihnen dürften bei der Fabrikation der Flintartefakte als Unterlage gedient haben, da man deutliche Abnützung sieht. Neben ganz verkohlten Kochen fanden wir auch hellweiße, kalzinierte Knochen, die leicht spalten. Als Fundrarität erwähne ich den letzten Backenzahn, haftend im Kiefer-

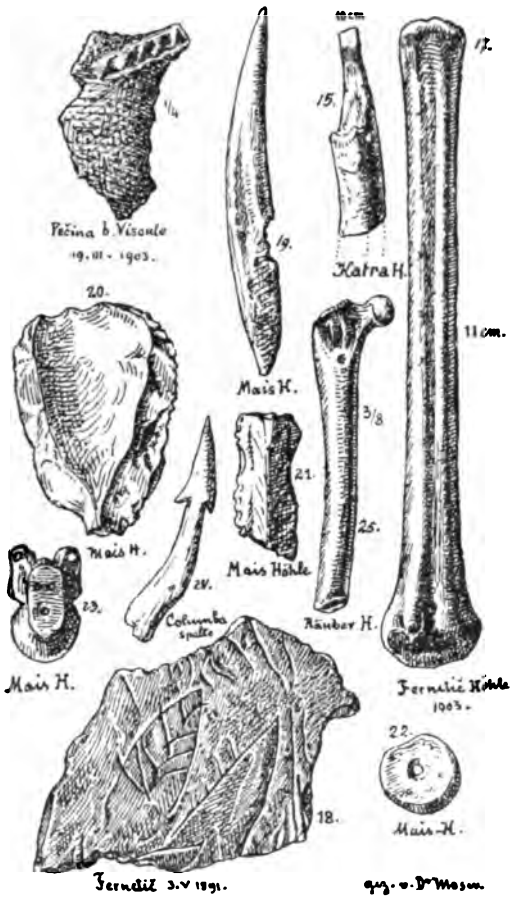


Abb. 3.

bruchstücke von einer kleinen Bärenart. Der in Abb. 2, Fig. 10, abgebildete Knochensplitter zeigt tiefe Schnittspuren.

Aus der zweiten Aschenschichte, die eine Mächtigkeit von 5 *cm* aufweist, stammen zwei bearbeitete Stücke von Hirschgeweih; das eine spatelförmig zugeschnitten, aus der Rinde des Geweihes, das andere die Stange mit den letzten drei Zinken. Die Stange ist unten deutlich zugeschnitten und ausgehöhlt. Beim Herausheben war das Artefakt so weich, daß es in zahlreiche Stücke zerfiel, so daß die Restaurierung dieses großen Stückes nicht völlig gelang.

Unter den organischen Resten ist eine harzähnliche Masse zu erwähnen, die entweder für sich allein plattgedrückt und von unbestimmter Form in größeren Stücken vorkommt oder aber gewöhnlich an allen Fundgegenständen haftet. Sie enthält, wie ich schon oft erwähnt habe, viel phosphorsauren Kalk. Angebrochen erscheint sie harzähnlich, von bräunlicher Farbe und mattem Glanze. Das Vorhandensein von Knochensplittern läßt auf Koprolithen schließen.

Von Eisen fand sich ein 8 *cm* langer, anfangs vierkantiger, gegen die Spitze zu dreikantiger Eisenstift über der ersten Aschenschichte vor. Aus der ersten Aschenschichte selbst stammt das in Abb. 2, Fig. 16, abgebildete Messerchen aus Bronze, mit sägeartiger Schneide und abgeflachtem Rande. Die Spitze ist abgebrochen.

Unter allen Fundobjekten nehmen die Gefäßreste den ersten Platz ein, sowohl was ihre Mannigfaltigkeit in der Form als auch in der Beschaffenheit des Tones betrifft. Einige Bruchstücke, für den Rand und den Henkelansatz charakteristisch, habe ich in Abb. 2 in den Fig. 1—9 abgebildet. Darunter stellt Fig. 1 ein ganzes Näpfchen dar, ganz roh und ohne jede Glättung. Fig. 2 ist ebenfalls nicht geglättet, aus gelblichem Ton mit einer Schleifenverzierung (neu für unsere Höhlen); ebenfalls sehr roh, ohne jede Glättung, ist das in Fig. 3 dargestellte Scherbchen, wo unter dem Rande Buckelchen und um eine Warze ein kreisrunder Hof sichtbar wird. Bei den Fig. 4, 5, 6 und 8 sind die Henkelansätze bemerkenswert, ähnlich der ansa lunata. In Fig. 4 ist ein förmlich pratzenartiger Ansatz (neu). In Fig. 7 sind hart unter dem Rande Kerben, unter denen der breite flache Henkel entspringt, aus gelbem Ton, schwach gebrannt und nicht geglättet. Die Fig. 5, 6 und 8 gehören Gefäßen aus schwarzem, gut gebrannten und fein geglättetem Ton an. In Fig. 9 sehen wir einen dicken Wulst unter dem abgebrochenen Rande, von einem dicken, sehr primitiven Gefäße.

Häufig findet man Bruchstücke von den schon erwähnten ohrartigen Warzenansätzen großer Urnen, oder einfache flache Warzen an hohen schalenartigen Gefäßen mit aufrechtem Rande. Bemerkenswert ist das in Abb. 1, Fig. *C*, abgebildete Randbruchstück. Unter einem dicken dreiflächig aufgelegten Bande sieht man auf der etwas rauhen schwärzlichgrünen Oberfläche des dicken Gefäßes eine durch Glättung hervorgebrachte Figur, einer Lanze nicht unähnlich, die recht deutlich aus dem matten Grunde hervorschimmert. Dem

Ton aller dieser Gefäße ist Kalkspat in Form von kleinen Spaltungsstückchen beigemengt, und zwar von so frischem Aussehen, als hätte ihnen das Feuer beim Brennen nicht geschadet. Auffallend schön und von perlmutterartigem Glanze erscheinen diese Spaltungsstückchen in den gut gebrannten Gefäßen; so in Bodenstücken, aus rotem Ton, in großer Menge eingeknetet, gleichen sie förmlich gefaßten Edelsteinen.

Die Zahl der aufgesammelten Gefäßbruchstücke ist sehr groß, doch leider so differierend, daß nichts Ganzes zusammengestellt werden konnte. Bei den aufgesammelten Gefäßresten römischer Provenienz konnte ich im ganzen Viererlei konstatieren, wovon eine Art Scherben, von großen Urnen herrührend, mit einer weißen Kalkkruste bedeckt ist. Zwei Arten zeigen feine parallele rippenartige Verzierungen, und eine Art besonders dünne Scherbchen von Schalen; alle diese zeigen Drehscheibenarbeit im Gegensatze zu den vorhin beschriebenen, die aus freier Hand gearbeitet sind. Der Lehm unter der zweiten Aschenschichte ist fast fundleer, hat eine graue Farbe, bricht in fest zusammenhaltenden Brocken, enthält nur selten Knochensplitter, immer aber noch Holzkohlestückchen. Er ist sehr schwer zu bearbeiten, da er wegen seines großen Wassergehaltes an den Werkzeugen haften bleibt. Das Suchen nach Objekten in diesem Lehm stellt eine große Geduldprobe an den Forscher und er kann erst, wenn aus der Grube gebracht, nach längerem Liegen an der Luft durchsucht werden; doch meist vergeblich.

In Abb. 3 habe ich einige gelegentlich in Karsthöhlen aufgesammelte Fundobjekte gezeichnet, die durch ihre feinere Bearbeitung einen gewissen Kunstsinn verraten.

Aus einer bei dem Weiler Fernetič gelegenen Felsenhöhle (Pečina) stammt der oberflächlich schön polierte Hasenlauf (Fig. 17). Derselbe ist im ganzen Umfange mit feinen Schnitten versehen, sehr schön geglättet und wegen seiner dunkelbraunen Farbe vorher geröstet worden. Am unteren Teile ist eine runde Öffnung über dem Gelenke sichtbar, die mit einer durchgängigen Höhlung kommuniziert. Am oberen Teile ist die Öffnung stark erweitert und die Umgebung des Knochens grün gefärbt. Wahrscheinlich diente dieser Werkzeuggriff zur Aufnahme eines kleinen Metallgerätes. Er wurde im Jahre 1903 von mir in der Höhle in einer mächtigen Aschenschichte gefunden. Aus derselben Schichte stammt das in Fig. 18 abgebildete Gefäßfragment, das mir einer meiner ehemaligen Schüler, der mich oft auf Exkursionen begleitete, mit anderen Funden übergab. Bei sorgfältiger Reinigung dieses dünnen Scherbchens aus braunem, gut gebranntem Ton wurde eine eingravierte Zeichnung sichtbar, die ich hier minutiös genau wiedergebe, und deren Interpretation ich nicht wage.

Aus einer bereits von mir durchforschten Höhle, Maishöhle (slow. Zirca jama) bei Nabresina, konnte ich nach längerem Regen mehrere Stücke aufsammeln, wie den in Fig. 19 wiedergegebenen Knochenstift, dessen scharfe Kante im unteren Drittel ausgebrochen erscheint. Fig. 20 stellt einen schön gearbeiteten flachen Kratzer aus weißem Flint vor. Fig. 21 zeigt das Bild einer gebrochenen Klinge aus Obsidian; Kerbung und Einschnürung sind sehr gut wahrnehmbar. Die Fig. 22 stellt ein flaches, zentral durchlochtes Scheibchen von Elfenbein dar und Fig. 23 einen Bügel (?) aus Bronze. Fig. 24 ist eine kleine Knochenharpune aus der Kolumbaspalte bei Zgonik, und Fig. 25 ein Oberarmknochen vom Schaf mit Lochung und drei Kerben darüber als Verzierung. Sämtliche Fundstücke gehören dem Inventar meiner Sammlung von Höhlenfunden an.

* * *

Herr Gymnasialdirektor Jos. Klvaňa in Gaya arbeitete, insoferne es sein Amt zuließ, weiter im Sammeln der Materialien zur Ethnologie Mährens, speziell des slowakischen Teiles in diesem Kronlande. Seinen Vortrag im Franzensmuseum zu Brünn „O Hané, jak býval a“ (Von der Hanna, wie sie ehemals gewesen ist) veröffentlichte er in der Zeitschrift des mährischen Landesmuseums, VII. Bd., in derselben Zeitschrift auch die Fortsetzung seiner Monographie „Über die Trachten der mährischen Slowaken“, speziell über die Tracht der Slowaken um Lundenburg und der mährischen Kroaten bei Nikolsburg.

In den Ferien besuchte er behufs vergleichender Trachtstudien Siebenbürgen, Rumänien, Konstantinopel, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Für das Studium der mährischen Trachten war besonders der Besuch des Wochenmarktes (Freitag) in Sofia, sowie des St. Stephanmarktes (kraljevski sajam) in Agram und das Marienfest in Tersatto bei Fiume von großer Wichtigkeit.

* * *

Herr Prof. Anton Rzehak berichtet aus Brünn:

A. Neuerwerbungen des mährischen Landesmuseums im Jahre 1907.

1. Inhalt einer Anzahl von Urnengräbern, die bei Kritschen nächst Brünn für das Landesmuseum geöffnet wurden. Das Inventar dieser Gräber besteht aus einigen vollständigen und zahlreichen zerbrochenen, vorläufig noch nicht zusammengestellten Gefäßen, die sich zumeist dem schlesischen Typus der spätbronzezeitlichen Brandgräberkeramik anzuschließen scheinen. An Beigaben wurden gewonnen: Bronzeringe, dünne Bronzedrahtringe, ein Fingerring aus bandförmigem Bronzeblech, eine Bronzenadel mit kleinem flachen Kopfe, zahlreiche kleine Bronzeringelchen, wie sie seinerzeit mit Hallstatt-Artefakten in der Stierfelshöhle gefunden worden sind (Koll. Wankel), außerdem Reste einer eisernen Fibel, ein eisernes Messer, ein großer eiserner Ring (auch für einen Armring zu groß) und ein sehr kleines, blaues Emailringelchen.

2. Drei Bronzeäxte von Gaya, und zwar eine „Absatzaxt" (böhmischer Typus) mit bogiger Schneide und zwei „Tüllenäxte".

3. Ein kleines Näpfchen, der frühbronzezeitlichen Hockergräberkeramik entsprechend, und ein stark dolichocephaler Schädel, aus einem Grabe bei Grumwir bei Klobouk.

4. Im Tauschwege (gegen Mineralien und Gesteine) wurden die bis dahin in der Sammlung der k. k. deutschen technischen Hochschule in Brünn aufbewahrten prähistorischen Objekte (mit Ausnahme der Lößfunde) dem mährischen Landesmuseum überlassen.

5. Durch Kauf wurde die große Sammlung des Direktors K. Maška in Teltsch für das Landesmuseum erworben, bisher jedoch (des Raummangels wegen) nicht übernommen.

Für die ethnographische Sammlung wurden einige alte chinesische Seidenstickereien erworben. Prof. E. Moser in Graz spendete zwei Photogramme indischer Bronzegefäße.

Von sonstigen Gegenständen wurden angekauft: ein Spinett, photographische Aufnahmen von mährischen Bauernhäusern und Ortschaften, verschiedene Trachtenbilder, unter anderem die Serie südmährischer Volkstrachten auf künstlerisch ausgeführten Ansichtskarten.

B. Von neuen prähistorischen Funden, die nicht dem Museum zugekommen sind, erwähne ich:

1. Ein Skelettgrab der La Tène-Zeit von Mähr.-Kromau.

2. Eine „Absatzaxt" (böhmischer Typus) von Dubian bei Mähr.-Kromau.

3. Einen schönen Bronzedolch (mit Handgriff) und eine „Zierscheibe" von Jamolitz bei Mähr.-Kromau.

4. Ein neolithisches Skelettgrab mit Volutenkeramik von Mähr.-Kromau.

Herr Prof. Dr. Wladimir Demetrykiewicz in Krakau berichtet über die

Archäologischen Forschungen in Galizien im Jahre 1907.

Im Jahre 1907 habe ich im Auftrage der Krakauer Akademie der Wissenschaften die Forschungen auf den Wallburgen aus der letzten vorgeschichtlichen Periode in Tyniec bei Krakau, sowie in Płaza, Bukowica und Jaworzno (im politischen Bezirke Chrzanow), alle mit Steinwällen, unternommen; ferner habe ich die rätselhaften, kurganähnlichen, künstlichen Erdaufschüttungen in Karniowice und Dziekanowice (im politischen Bezirke Krakau) untersucht. Dieselben erwiesen sich als Erdumhüllungen von gemauerten Unterbauten spätgeschichtlicher Heiligenstatuen.

In Bolesław, im politischen Bezirke Dąbrowa, habe ich Spuren von Ansiedelungen der letzten vorgeschichtlichen Epoche, sowie der Brandgräber aus der Völkerwanderungsperiode mit Beigaben eiserner Waffen entdeckt und untersucht.

Außerdem ist mir bekannt, daß der Geologe Herr Dr. W. Kuzniar aus Krakau eine neolithische Ansiedelung in Witkowice bei Krakau entdeckt und erforscht hat.

* * *

Herr Julius Teutsch in Kronstadt (Brassó) berichtet über

Neue Funde aus Siebenbürgen.

Bevor ich über die Ausgrabungen in Erösd berichte, zähle ich jene Funde auf, von denen ich durch die freundlichen Mitteilungen einiger unten genannten Herren Kenntnis erhielt. Es sei mir gestattet, auch an dieser Stelle ihnen allen meinen besten Dank auszusprechen.

Herr von Kimakowics aus Hermannstadt schrieb mir folgendes: Prähistorische Sammlung des Freiherrn v. Bruckenthalschen Museums in Hermannstadt.

Einläufe im Jahre 1907.

Freck: Schnurhenkel eines neolithischen Gefäßes aus Ton.

Waszid: Bronzekelt- und neolithische Tongefäßbruchstücke; ferner Klopfstein aus Quarz, Webstuhlgewicht aus gebranntem Ton.

Bulkesch: Meißel aus Serpentin und Gefäßbruchstück vom Hallstätter Typus.

Kastenholz: Axthammer aus Serpentin, Graburnen und Gefäße.

Girelsau: Desgleichen.

Kelling: Messer aus Hornstein.

Hammersdorf: Bronze-Palstab.

Klein-Schelken: Bruchstücke von neolithischen Tongefäßen.

Rätsch: Beil aus Trachyt, nicht gebohrt. Drei Axthämmer aus Serpentin, Glätter aus Quarz, Meißel aus Kieselschiefer, neolithische Gefäßbruchstücke und Hüttenlehm.

Wie ich aus dem Siebenbürger Deutschen Tageblatt entnommen habe, erhielt dasselbe Museum noch ein Sichelschwert aus Eisen und einen römischen Mühlstein aus Waszid, ferner Bruchstücke von römischen Votivsteinen, Mauerziegeln und Scherben aus Klein-Schenk.

Herr Stadtphysikus Dr. Fritz Mauksch aus Mühlbach teilt mit, daß er aus Kelling, Petersdorf bei Mühlbach und Deutsch-Pian einige Bruchstücke schön polierter jüngerer Steinzeithämmer erhalten habe. Aus Kapolna erhielt er einige römische Familienmünzen und zwei schön emaillierte, kleinnußgroße Perlen. Unlängst kam aus dem Hatzeger Tale

Abb. 1.

eine interessante Bronzefigur in seinen Besitz, die, wie Herr Dr. Mauksch schreibt, „dakischen Ursprungs und eine Kopie griechischer Arbeit sein dürfte." Die Brüste sind nur punktförmig angedeutet, die Hände sehr plump und nur der Daumen gesondert dargestellt, die Füße enden stumpf. Eine genauere Beschreibung dieser Figur, sowie eine gute Abbildung derselben wird voraussichtlich später erfolgen.

Herr Karl Haldenwang, Kaufmann in Schäßburg, erfreute mich mit der Mitteilung, daß er nach jahrelanger Unterbrechung nun wieder seine Tätigkeit mit dem Spaten begonnen habe und schrieb mir im Oktober vorigen Jahres, daß er an dem bekannten Fundorte am Wietenberge bei Schäßburg Funde gemacht habe. Hier hatte vor einigen Jahren Gymnasialprofessor K. Seraphin umfangreiche Grabungen veranstaltet und eine ungeheure Menge Kulturüberreste zutage gefördert, die jetzt im Museum „Alt-Schäßburg" untergebracht werden. Haldenwang fand auch eine große Menge von Scherben, deren Verzierungen mit weißer Masse ausgefüllt sind, ferner zwei Spinnwirtel aus Ton, eine kleine, rotgebrannte Tonschale mit Strichornament und vier Löchern für die Tragschnur, einen Tonglätter, einen Schaber und ein kleines Gefäß in der Form eines menschlichen Fußes. Aus Sächsisch-Nadesch (Szász-Nádos) erhielt seine Sammlung eine Nadel und eine Lanzenspitze, beide aus Bronze. Im November schrieb er mir auf einer Karte noch die Mitteilung, daß er eine Kupferaxt mit gegenständig gestellten Schneiden aus Malmkrog erhalten habe. Länge 25 *cm*, Gewicht 870 *g*.

Herr Albert Stamm, Lehrer in Brenndorf, berichtet in einem Briefe vom 4. November v. J., daß auf dem Grundstücke des Martin

Abb. 2.

Ließ in der Kronstädter Wiese viele Scherben und eine halbe Steinaxt gefunden worden sind. Die Gewand heißt „roit Sail" und ist eine kleine unmerkliche Bodenerhebung.

Im 10. Hefte der im Vorjahre gegründeten Zeitschrift „Die Karpathen" [1]) ist ein kleiner Aufsatz unter dem Titel „Eine prähistorische Töpferei" von mir erschienen, in welchem ich die Beweise dafür erbringe, welche die Annahme einer gewerbsmäßig ausgeübten Töpferei in Erösd zulassen, und zwar: das Vorkommen von vielen Gefäßen in den roten Schichten, oft in Gruppen aufrechtstehend nebeneinander, die der Gattung der klingend hartgebrannten, polychromen Art angehören, ferner die in vielen Fällen mißlungenen d. h. beim Brande durch Überhitzung verschlackten und geborstenen, mehr oder weniger deformierten Stücke, die oft auch in der Malerei nicht ausgefertigt sind und endlich das Fehlen

[1]) „Die Karpathen", Halbmonatsschrift für Kultur und Leben. Herausg. von Adolf Meschendörfer; Bezug durch W. Hiemesch, Kronstadt-Brassó, Ungarn.

der Überreste der Mahlzeiten, von Werkzeugen und Geräten und ebenso der schwarzpolierten Gefäße mit weißer Linienmalerei.

Auf Grund meiner eigenen Grabungen habe ich sechs Schichten unterscheiden können; es sind dies von oben nach unten gerechnet:

1. Eine etwa $1—1^1/_2$ *m* mächtige, grauschwarze Erdschichte, frei von bemalten Gefäßen.

2. Unter dieser eine etwa 30—40 *cm* mächtige Schicht, gebildet aus ziegelrot gebrannten, oft großen Lehmbrocken, darin Gefäße und Scherben teilweise bemalt.

3. Darunter befindet sich eine etwa metertiefe, hellgraue, mehr sandige Schichte, fast frei von Einschlüssen.

4. Nun folgt eine etwa drei fingerdicke tiefschwarze Schichte, die von einer Feuerstelle herrührt.

5. Dann folgt nochmals eine ziegelrote, etwas mächtigere Schichte als die unter 2 aufgeführte von gebranntem Bewurf mit Einschlüssen von Gefäßen und Scherben.

6. Endlich wieder ein gelblichgrauer Boden, der noch geringe Kulturüberreste aufweist.

Diese Schichtung ist freilich nicht durchgehends zu beobachten, sondern tritt vorläufig bloß an einer Stelle in einer Länge von etwa 5—6 *m* zutage, während an den anderen Stellen bloß die erste, zweite und dritte Schichte wahrzunehmen ist. Ich muß auch noch erwähnen, daß die erste Schichte von einem Volke herrührt, das im Burzenlande an vielen Orten gehaust hat, z. B. auf dem Schneckenberge, dem Steinbruchhügel bei der Kertschschen Ziegelei und dem Gesprengberg, alle bei Kronstadt, während all die unteren, durch die bemalten keramischen Gegenstände charakterisierten Schichten von einem anderen Volke herrrühren, das kulturell höher gestanden ist.

Mit freundlicher Erlaubnis meines Vetters Herrn W. Jekelius habe ich aus seiner Sammlung zwei im Vorjahre von ihm selbst gefundene Gefäße abbilden lassen. Abb. 1 ist ein amphorenartiges großes Gefäß mit roter Bemalung und breiter Furchenverzierung, welche aus einer umlaufenden Reihe von elliptisch konzentrischen Kreisen besteht. Die Furchen sind poliert und ohne Farbüberzug und erscheinen wahrscheinlich deshalb braunglänzend. Abb. 2 weicht bloß in der Form ab; es ist ein weit offenes henkelloses Gefäß mit kurzem, nach außen gebogenem Rand und schmalem abgesetzten Boden.

Die Ausgrabungen in Erösd sind im vorigen Jahre in ein ganz anderes Stadium getreten, nachdem Gymnasialprofessor Dr. Franz László von Sepszi-Szent-György für das „Székely Nemzeti Muzeum" die weitgehendsten Bewilligungen zu größeren Grabungen sich verschafft und drei Tage lang mit unerwartetem Erfolge gegraben hatte. Die Wahrnehmungen und Funde, die Dr. László auf dem Tyiszk — so heißt die Fundstelle selbst — gemacht hat, sind von ihm in Kürze im Berichte des Museums pro 1907 niedergeschrieben. Am meisten freut mich der Umstand, daß meine früheren Vermutungen bezüglich einer vorgeschrittenen Töpferei nun ganz sichergestellt sind, nachdem nun auch ein solcher Brennofen aufgedeckt worden ist. Dr. László schreibt, daß er in der obersten (?) Schichte einen runden, eingestürzten Brennofen mit 2 *m* im Durchmesser gefunden habe, der mit Gefäßen vollgepfropft war.

Der untere Teil der Seitenwand war noch in seiner ursprünglichen Lage bis auf eine Länge von 40 *cm* erhalten. Aus diesem Ofen förderten sie nicht weniger als 15 Gefäße zutage, von welchen vier vollkommen erhalten waren, während die anderen seither zusammengestellt worden sind. In der Mitte stand ein großes unverziertes, faßähnliches Gefäß von 63 *cm* Höhe, um welches sich die anderen gruppierten. Die meisten waren zum Teil mit Erde und Lehmbrocken angefüllt, einige aber vollkommen leer. Die Anzahl der Funde, die in diesen Tagen gemacht worden sind, beträgt 176 Stück; darunter 42 Gefäße, 6 Untersätze, davon 5 bemalte, 2 Tierfiguren usw.

Die Ausgrabungen werden, sowie es die Witterung erlaubt, wieder fortgesetzt werden.

Monatsversammlung am 18. April 1908.

Herr Dr. Heinrich Ploy hält einen Vortrag über

Anthropologische Untersuchungen im oberen Salzachgebiete.

An der Diskussion nahmen die Herren Hofrat Dr. Toldt und Prof. Dr. Kraitschek teil. Der Vortrag wird erweitert in den „Mitteilungen" erscheinen.

* * *

Als Geschenke für die Bibliothek sind nachfolgende Druckwerke eingelaufen, für die den Spendern der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen wird.

Abbott, Charles Conrad, Archaeologia Nova Caesarea. I, II. Trenton, N. J., 1907, 1908. 70, 83 S. 8°.

Anthony, R. et P. Rivet, Contribution à l'étude descriptive et morphogénique de la courbure fémorale chez l'homme et les anthropoïdes. (S.-A. aus den „Annales des Sciences Naturelles", IXe Ser., S. 221—261.) Paris. 8°.

Anthropological Papers written in honor of Franz Boas. Presented to him on the 25th anniversary of his doctorate, 9th of August 1906. New-York 1906. XIX, 559 S. 8°.

Sechsundvierzig Freunde und Verehrer Franz Boas haben sich vereinigt, sein 25jähriges Doktorjubiläum durch eine literarische Festgabe zu feiern. Eine Anzahl Gelehrter waren durch Umstände verhindert, selbst beizutragen, haben aber in Briefen, die im Festbande veröffentlicht sind, ihrer Wertschätzung des hervorragenden Anthropologen lebhaften Ausdruck verliehen. Außer einer bibliographischen Übersicht der Arbeiten Boas', von Miß H. A. Andrews zusammengestellt, enthält der Band 44 Beiträge, von denen 26 rein amerikanistischen Inhaltes sind; auf diese einzugehen ist hier unmöglich. Von den übrigen Arbeiten sind einige allgemein somatologischen Inhaltes, die von Kollmann (Bewertung einzelner Körperhöhen als rassenanatomische Merkmale), Ranke (Gehirnuntersuchung bei ärztlichen Sektionen), Czekanowski (Korrelationen der Muskelvarietäten), H. H. Donaldson (A comparison of the white rat with men in respect to the growth of the entire body), M. Fishberg handelt über die Anthropologie nordafrikanischer Juden. R. Andree behandelt in dem Artikel „Scapulimantia" das Wahrsagen aus dem Schulterblatte von Säugetieren, dessen Ursprung bei den Mongolen Innerasiens zu suchen ist. Ein soziologisches Thema erörtert J. R. Swanton; allgemein kunstpsychologische Beiträge lieferten C. Wissler und R. Lehmann. W. Grube reproduziert einen chinesischen Schattenspieltext, F. Hirth handelt über chinesische Metallspiegel, B. Laufer über den „Vogelwagen" in China und Europa. Die Theorie des skandinavischen Ursprunges der Indoeuropäer erörtert E. Richard; L. Sternberg untersucht die Bedeutung des Inaukultes der Aino (künstlicher Repräsentant eines Vermittlers zwischen Menschen und Gottheit), eine Note on the interpretation of European songgames macht W. Wells Newell, ein bosnisches Guslarenlied veröffentlicht F. S. Krauss. J. D. E. Schmeltzs Beitrag zum Kapitel Arbeit und Rythmus haben wir bereits an anderer Stelle (Sitzungsbericht 1906—07, S. [60]) erwähnt.

Desplagnes, Louis, Le plateau central Nigerien. Paris (Emile Larosse) 1907. IV, 504 S. 8°. 1 Karte, 72 Tafeln.

Deutsche Heimat. II. Jahrg., Nr. 11/12. Wien 1907.

Dixon, Roland B., The Huntington California Expedition. V. The Shasta. (S.-A. aus dem „Bulletin of the Amer. Mus. of Natural History", XVII, Part V, S. 381—468.) New-York 1907. 8°. 14 Tafeln.

Eckstein, Prof. Dr. K., Der Kampf zwischen Mensch und Tier. 2. Aufl. Leipzig 1907. (Aus Natur und Geisteswelt. 18 Bde.; B. G. Teubner.) 130 S. 8°.

Eine sehr fesselnd geschriebene Schilderung des schon in die Urzeit zurückgehenden Kampfes zwischen Mensch und Tierwelt, mit besonderer Rücksichtnahme auf die heutige, rationell auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Bekämpfung der vielen tierischen Schädlinge unserer Land-, Vieh-, Forst- und Wasserwirtschaft. Aber auch der Kampf des Menschen gegen die dem Tierreiche angehörigen Feinde seiner Gesundheit (Parasiten, giftige Tiere) wird in kurzen, doch scharfen Umrissen dem Leser vorgeführt. Das billige Büchlein sei nicht nur allen Naturfreunden, sondern dem großen Publikum überhaupt zur raschen Orientierung über eine Reihe von wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart bestens empfohlen. *R. Lasch.*

Frizzi, Ernst, Über den sogenannten „Homo alpinus". (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch.", XXXVIII.) Braunschweig 1907. 4 S. 4°.

Giuffrida-Ruggeri, V., I Crani Egiziani del Museo Civico di Milano. (S.-A. aus dem Archivio per l'Antropol. e la Etnol., XXXVII.) Firenze 1907. 12 S. 8°. 2 Tafeln.

— Il Pithecanthropus erectus e l'origine della specie umana. (S.-A. aus der „Rivista die Szienza", Anno I, vol. II.) Bologna 1907. 9 S. 8°.

Hough, Walter, The Pulque of Mexico. (S.-A. Nr. 1589 aus dem „Proc. of the U. S. Nat. Museum", XVXIII, S. 577—592.) Washigton 1908. 8°.

Journal of the American Oriental Society. XXVIIIth vol., 2d half. New Haven, Conn., 1907.

Kadić, Dr. Ottokar, Beiträge zur Frage des diluvialen Menschen aus dem Szinvatale. (S.-A. aus dem „Földtani közlöny", XXXVII, S. 381—395.) Budapest 1907. 8°.

Kohlbrugge, Dr. J. H. F., Die morphologische Abstammung des Menschen. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1908. 102 S. 8°.

In den „Mitteilungen" besprochen.

Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, XXXIX, Nr. 3.

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert, El craneo fosil de Arrecifes (Provincia de Buenos Aires). (S.-A. aus der Revista de la Universidad de Buenos Aires, VIII.) Buenos Aires 1907. 46 S. 8°.

— L'homme fossile de la Formation Pampéenne. (S.-A. aus den „Comtes Rendus du Congr. Intern. d'Anthr. et d'Archéol. préhist.", XIIe sess., 1900.) Paris 1901, 6 S. 8°.

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert, Über den fossilen Menschen der Pampa formation. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellschaft", 1900, S. 107—108.) Braunschweig 1900. 4°.

— Nouvelles recherches sur la formation Pampéenne et l'homme fossile de la Republique Argentine. (S.-A. aus der „Revista del Museo de La Plata", XIV, S. 143—490.) Buenos Aires 1907. 8°.

Lipiez, M., Über ein Schema zur Bestimmung der Brustform. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch.", XXXVIII.) Braunschweig 1907. 6 S. 4°.

Lissauer, A., Vierter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (S.-A. aus der „Ztschr. f. Ethnol.", 1907, S. 785—831.) Berlin 1907. 8°. 1 Kartenbeilage.

Lombroso, Cesare, Neue Verbrecherstudien. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dr. Ernst Jentsch. Mit 35 Abb. im Texte und auf 2 Tafeln. Halle a. S. (C. Marhold) 1907. VIII, 225 S. 8°.

In den „Mitteilungen" besprochen.

Loth, E., Die Plantaraponeurose beim Menschen und den übrigen Primaten. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch., XXXVIII.) Braunschweig 1907. 4 S. 4°.

Martin, Dr. Rud., System der (physischen) Anthropologie und anthropologische Bibliographie. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch.", XXXVIII.) Braunschweig 1907. 15 S. 4°.

Mason, Otis T., Basketry bolo case from Basilan Island. (S.-A. Nr. 1566 aus dem „Proceed. of the U. S. National Museum", XXXIII, S. 193—196.) Washington 1907. 8°.

Mestorf, J., 44. Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel. Kiel 1907. 55 S. 8°. 1 Tafel.

Olshausen, O., Die Leichenbrennung in Japan. (S.-A. aus der „Zeitschrift f. Ethnol.", 1908, S. 100 bis 106.) Berlin. 8°.

Oppenheim, St., Die Suturen des menschlichen Schädels in ihrer anthropologischen Bedeutung. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch.", XXXVIII.) Braunschweig 1907. 9 S. 8°.

Papp, Karl, Die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Miskolcz. (S.-A. aus den „Mitt. aus dem Jahrb. d. kgl. ung. geolog. Anst.", XVI, S. 95 bis 141.) Budapest 1907. 8° 1 Tafel.

Peabody Museum Publications:

1. Annual Report of the Trustees. Vol. I (1—9), Vol. II (10—13), Vol. III (14—20). Cambridge, 1868—87.
2. Abbott, Charles C., Primitive Industry (geb.). Salem, Mass., 1881.
3. Putnam, F. W. & Willoughby, C. C., Symbolism in ancient american art. Salem, Mass.
4. Putnam, F. W., Conventionalism in ancient american art. Salem, Mass., 1887.
5. Meriam, John C., Recent cave exploration in California.
   Putnam, F. W., Evidence of the work of man on objects from quaternary caves in California. Lancaster, Pa., 1906.
6. Putnam, F. W., Archaeological and ethnological research in the United States. Worcester, Mass., 1902.
7. Address by Frederic Ward Putnam the retiring president of the American Association for the Advancement of Science, Columbus Meeting, fifty-first Anniversary. August 1899. Easton, Pa., 1899.
8. Putnam, F. W., The Department of Anthropology of the University of California. (University of California Publications.) Berkeley 1905.
9. A Journal of American Ethnology and Archaeology. Vol. I—IV. Boston and New York 1891 bis 1894.
10. Potter, W. B., Contributions to the Archaeology of Missouri. Part I. Pottery. Salem, Mass., 1880.
11. Matthews, Washington, Human bones of the Hemenway Collection in the United States Army Medical Museum.
12. Wheeler, Geo M., United States Geographical Surveys West of 100th Meridian. Vol. VII, Archaeology (geb.). Washington 1879.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Vol. XXVI, Sect. B, Nr. 10, Title-pages and tables of Contents; vol. XXVII, Sect. C, Nr. 1—4.

Reitzenstein, Ferd. Frhr. v., Urgeschichte der Ehe, ihre Bildung und ihr Entwicklungsgang. Stuttgart (Franckhsche Verlagshandlung) 1908. 116 S. 8°. Mk. 1·—, geb. Mk. 2·—.

Rutot, A., Un grave problème. Une industrie humaine datant de l'époque oligocène. Comparaison des outils avec ceux des Tasmaniens actuels. (S.-A. aus dem „Bull. de la Soc. Belge de Géologie", XXI.) Bruxelles 1907. 46 S. 8°.

— Un terrible secret. 1908. 10 S. 8°.

— Sur l'âge des squelettes de mineurs néolithiques d'Obourg et de Strépy. (S.-A. aus den „Bulletins de l'Acad. roy. de Belg.", Classe des sciences, 1907, S. 989—1003.) Bruxelles 1907. 8°.

— La poterie pendant l'époque troglodytique. A propos des pseudo-éolithes de Cromer. (S.-A. aus dem „Bull. de la Soc. Préhistorique de France".) Paris 1908. 16 S. 8°.

— Communications. (S.-A. aus dem „Bull. de la Soc. d'anthrop. de Bruxelles", XXV.) Bruxelles 1907. 9 S. 8°.

Saville, Marshal H., Contributions to South American Archeology. The Antiquities of Manabi, Ecuador. New-York 1907. X, 136 S. 4°. 55 Tafeln.

Schliz, Dr., Beziehungen römischer Bauanlagen zu bestehenden prähistorischen Verhältnissen. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine", 1907, S. 11—22.) 1 Tafel. 8°.

— Stratigraphie und Topographie der neolithischen Niederlassungen im Neckargebiete. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch.", XXXVIII.) Braunschweig 1907. 3 S. 4°.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. XII. Bd., 1. Heft. Danzig 1907.

Schwerz, Franz, Über einige Variationen in der Umgebung des Foramen occipitale magnum. (S.-A. aus dem „Anatom. Anzeiger", XXXII, S. 156 bis 165.) Jena 1908. 8°.

Sprawozdanie ze stanu i działalności pracowni antropologicznej przy Muzeum Przemysłu i Rolnictwa w Warszawie za rok 1906/07. Warszawa 1907. 4 S. 8°.

Stolyhwo, K., Le crâne de Nowosiółka considére comme preuve de l'existence à l'époque historique de formes apparentées a H. primigenius. (S.-A. aus dem „Bulletin de l'Acad. des Sciences" de Cracovie, Classe des Sciences Mathém. et Natur, 1908, S. 103—126.) Krakau. 8°.

Thibon, Fernando, La región mastoidea de los cráneos Calchaquíes. (Dissertation) Buenos Aires 1907. 72 S. 8°. (S.-A. aus den „Anales del Museo Nacional de Buenos Aires, XVI, S. 307—346).

Učenjija zapiski Imperatorskago Kazanskago Universiteta. LXXIV, Nr. 12; LXXV, Nr. 1, 2.

Veröffentlichungen aus dem städtischen Völkermuseum Frankfurt a. M. I. Frankfurt 1907. 8°.

Die mit dem vorliegenden Hefte beginnenden Veröffentlichungen sind in erster Linie dazu bestimmt, das bereits von früher her vorhandene, als auch das neu hinzukommende wissenschaftliche Material bekannt zu machen. Neben der eigentlichen Ethnographie soll auch die somatische Anthropologie berücksichtigt werden. Die beabsichtigte Veröffentlichung der alten Sammlungen ist um so mehr zu begrüßen, als sich darunter wertvolle alte Originale befinden, die von den Reisen Rüppels, Dumont d'Urvilles und Wrangels herrühren.

Das erste Heft bringt nun eine Bearbeitung der vom Missionär Karl Strehlow gesammelten Mythen, Sagen und Märchen des Aranda-Stammes in Zentralaustralien durch M. Freiherrn v. Leonhardi. Die Aranda, durch Spencer und Gillen — bei diesen Forschern „Arunta" genannt — in den Vordergrund der Totem- und soziologischen Forschung gerückt, bieten durch die teilweise ganz besonderen gesellschaftlichen Einrichtungen außerordentliches Interesse, und bei den zahlreichen Unklarheiten, die in bezug auf sie selbst in Hauptfragen noch bestehen, sind die Mitteilungen eines Missionärs, der seit 1895 unter ihnen weilt, von allergrößter Bedeutung. Indem wir vorläufig diesen Teil seiner Arbeiten mit Dank in Empfang nehmen, hoffen wir, bald auch über die *tjurunga* (Spencers und Gillens *churinga*) Klarheit zu erhalten. Abbildungen derselben, sowie von bei Totemzeremonien gebrauchten Emblemen, bringt schon das vorliegende Heft.

Zum Schlusse sei noch der sauberen Ausstattung und guten Illustrierung erwähnt.

L. Bouchal.

Watelf, Dr. S., Taches pigmentaires chez les infants Bulgares. (S.-A. aus den „Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthrop de Paris", 1907, S. 231—248.) Paris. 8°.

Monatsversammlung am 13. Mai 1908.

Herr Prof. Dr. Julius Tandler hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

Untersuchungen an Skopzen.

* * *

Herr Dr. Hans Freiherr v. Jaden übersendet aus Lilienfeld folgende Mitteilung:

Tirol und Island.

Eine Parallele.

Bei einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Tirol, dicht am Fuße der westlichen Dolomiten, fiel mir die Ähnlichkeit einiger Sitten, Gebräuche und Lebensgewohnheiten bei den deutschen Tirolern und den Isländern auf, trotz des großen Unterschiedes der Wohnstätten beider Völker.

Der Isländer wohnt vorwiegend an der Küste, und wo ihn der Beruf als Schaf- und Pferdezüchter zwingt, im Lande zu wohnen, so pflegt er sein Haus in der Ebene oder auf ganz sanften Hügeln oder Bodenwellen zu bauen.

Der Tiroler Ökonom oder Pferdezüchter wohnt gern auf dem Berge hoch oben bis 1200 *m* und höher über dem Meere.

So kommt es, daß er, abgeschlossen von den Städtern im Tale und deren Fortschritt, seine althergebrachte Lebensweise behält und in seinem Charakter konservativ geblieben ist, so wie der Isländer.

Es sind nicht immer die besten Wege, die zu den einzeln gelegenen Bauerngehöften oder den zerstreuten Gebirgsdörfern führen und die gewöhnlichen Pferde wären für solche steile „Straßen“ ungeeignet. Darum hat der Tiroler Bergbauer entweder Maultiere oder Bergponny (z. B. Haflinger Pferde).

Es sind kluge, verläßliche Tiere, wenn auch nicht so schön, als die isländischen Doppelponny es sein können.

Es gibt noch jetzt in Tirol sehr altertümliche Frauensattel in Verwendung, z. B. in Jenesien zwischen Bozen und Meran. Ein hohes Gestelle mit halbrunder Stuhllehne wird wie ein Turm auf den Pferderücken geschnallt, und es ist keineswegs behaglich, auf diesem schwankenden, Seekrankheit erzeugenden Martersitz lange sein zu müssen.

In Island waren die Frauensattel nie so hoch und schwankend, aber reich mit Bronze-

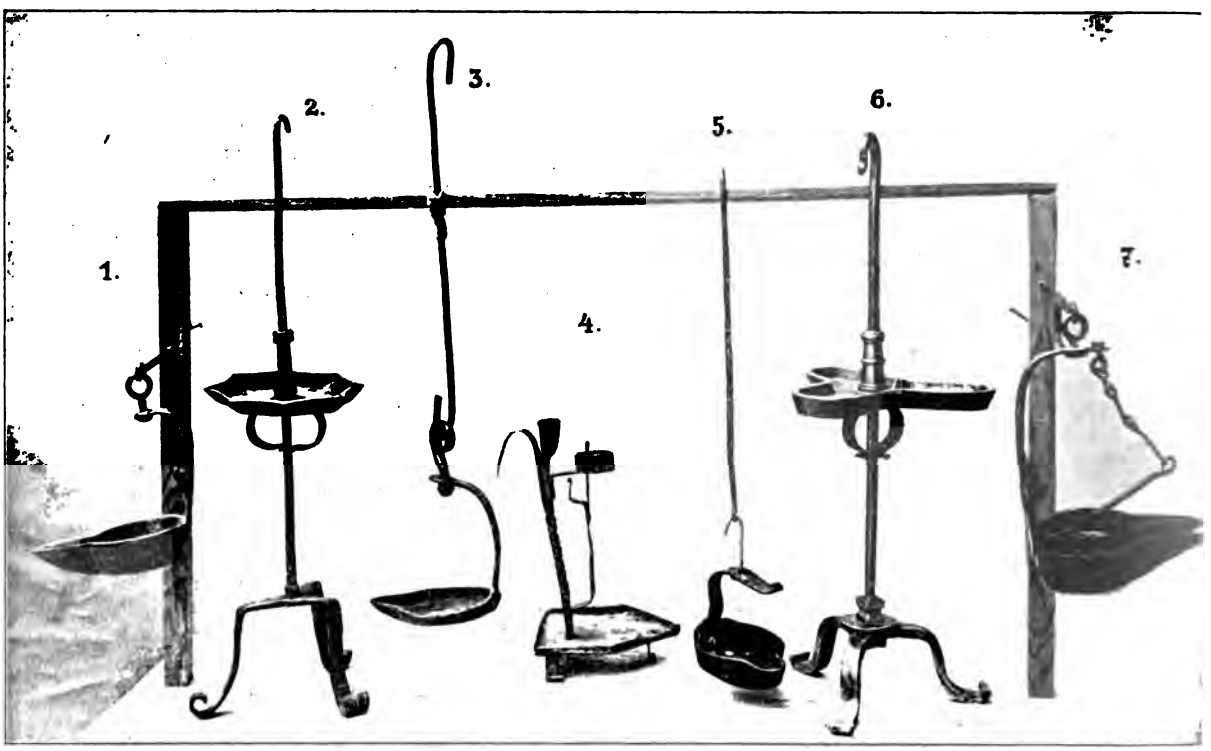


Abb. 1.

Der Tiroler behandelt im allgemeinen seine Pferde gut und schlägt sie wenig, aber die Liebe der Isländer zu ihren Pferden ist doch unerreicht. Dort wäre es eine Sünde, ein Pferd zu schlagen, und die riemenartige Peitsche mit dem kurzen Stiele darf nur dazu verwendet werden, um mit derselben neben dem Pferde zu knallen. Das Pferd spielt auch im Leben des heutigen Isländers sowie schon in den Sagas und der sonstigen Literatur eine gewiß wohlverdiente Rolle als Freund und Helfer des Menschen.

Man sattelt sie in Tirol ganz ähnlich wie in Island. Die Lastsattel sind aus Holz, darauf Polster, gefüllt mit Werg, Wolle oder Stroh, und an denselben hängen zu beiden Seiten geflochtene Körbe oder Kisten oder Säcke. beschlägen und Decken verziert, während in Tirol dieselben — so weit ich solche sah — ganz einfach gehalten sind. Heute sind in Island wohl schon nur englische, moderne Sattel im Gebrauche.

Bauernweiber reiten im Gebirge sowohl in Tirol als auf Island gern im Männersattel, da ja der Männersitz viel sicherer ist.

Sehr erstaunt war ich, in Tirol den alten isländischen Tranlampen ganz ähnliche Beleuchtungsinstrumente zu finden. Und es ist gar nicht so lange her, daß sie in Tirol auch noch vereinzelt in Gebrauch waren. Nur Form und Metall ist in beiden Ländern verschieden. In Island verwendete man Kupfer oder Bronze, in Tirol meist Eisen, Bronze selten. Die isländischen Tranlampen haben doppelte Schalen

und einen an einer Kette befestigten „Stierer". Die Form der Tiroler Öllampen ist einfacher, aber mannigfaltiger. Man kann bei den Tiroler Lampen zwei Gruppen unterscheiden: Stehlampen und Hängelampen. Die Stehlampen haben Schalen (für 2—8 Dochte), welche an einem Eisenfuß mit einer Metallfeder in beliebiger Höhe verschiebbar sind. Die Hängelampen dagegen, welche oft herzförmige Form haben, weisen nur eine seichte Schale auf, während die isländischen Hängelampen (Stehlampen sind nicht bekannt) fast durchgehends zwei tiefe, ineinandergesteckte Schalen mit stark vorspringendem Ausgußschnabel haben. Bemerkt sei noch, daß die tirolischen Stehlampen meist gleichzeitig auch als Hängelampen verwendet werden konnten.

Auf dem Bilde sind Nr. 1 und 7 isländische Tranlampen aus Kupfer, Nr. 3 und 5 tirolische Hängelampen aus Eisen, Nr. 2 eine tirolische eiserne Stehlampe für 8 Dochte, Nr. 6 eine selten schöne tirolische Stehlampe für 3 Dochte mit Schale aus Bronze, Nr. 4 ein tirolischer Eisenleuchter.

Eine weitere interessante Parallele findet sich in der Lust und Kunst, allerlei hölzernes Hausgerät durch Schnitzereien zu verzieren: Betten, Stühle, Türen und Truhen, Spinnrocken sowie auch Handwerkzeuge, z. B. Hobel, Rauhbänke, Schraubstöcke und Pressen.

Ausflug ins Kamptal am 10. Mai 1908.

Am 10. Mai fand ein Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft in das schöne Kamptal statt. Einige wenige Teilnehmer, Hofrat Toldt, Professor Much und Hauptmann v. Koblitz, waren schon am Nachmittag vorher nach Gars gefahren und fanden abends noch Zeit, die interessanten Schloßruinen von Thunau zu besichtigen. Frühmorgens am Sonntag, den 10. Mai, wurde eine archäologische Rekognoszierung unternommen und dabei unweit der Ziegelei auf dem Wege zum Schimmelsprung, wo eine durch mehrere vor- und frühgeschichtliche Epochen bewohnte Höhenansiedelung bestand, ein paar Gräber entdeckt. Eines davon konnte auch ausgegraben und aus ihm ein wohlerhaltener Schädel geborgen werden. Beigaben fehlten, doch weisen Erkundigungen über zufällig gemachte Funde in unmittelbarer Nachbarschaft darauf hin, daß es sich um vorgeschrittene Metallzeit handeln dürfte. Leider reichte die Zeit zu weiterer Nachforschung nicht hin, es mußte das Stelldichein mit den übrigen Ausflüglern eingehalten werden, die, geführt von Regierungsrat Much, vormittags in der Station Rosenburg eintrafen. Gemeinsam ging es dann zuerst auf die herrlich gelegene Rosenburg, die nebst ihren anderen Sehenswürdigkeiten auch die von Baron Engelshofen in der Eggenburger Gegend gesammelten prähistorischen Funde birgt — leider noch immer nicht aufgestellt. Nach Tisch pilgerte man nach Stift Altenburg, das unter der liebenswürdigen Führung eines der geistlichen Herren mit großem und wohlverdientem Interesse besichtigt wurde. Trotzdem der Himmel am Nachmittage wiederholt seine Schleusen zu öffnen drohte, verlief doch auch die Rückkehr nach Rosenburg ohne unangenehmen Zwischenfall und erst am Abend wurde in angeregter Stimmung die Heimfahrt nach Wien angetreten. *R. Much.*

Ausschußsitzung am 16. Juni 1908.

Auszug aus dem Protokolle:

1. Gestorben ist das wirkliche Mitglied Hofrat Dr. L. K. Schmarda. 2 unterstützende (davon 1 ab 1909) und 3 wirkliche Mitglieder haben ihren Austritt angemeldet.

Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen: Ihre Hoheit die Frau Herzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin in Schloß Wagensperg (Krain), die Universitäts-Professoren Dr. Otto Großer in Wien und Dr. V. Hilber in Graz, Notar Dr. Richard Teltschik in Herzogenburg, Regimentsarzt Dr. Josef Mohl in Temesvár.

2. Das Naturhistorische Hofmuseum übernimmt ab 1908 die Kosten des Schriftentausches mit der Zeitschrift „De Aarde en haar Volken" und ab 1909 die Kosten des Tausches mit der „Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques".

3. Herrn J. R. Bünker in Ödenburg wird über sein Ansuchen eine Subvention von K 400 für Flur- und Hausforschung in der westlichen Steiermark, besonders um Murau, bewilligt.

4. An Herrn Regierungsrat Dr. Much wird die Bitte gerichtet, der Redaktion der Jubiläums-Festpublikation der historischen Vereine

(siehe Ausschußsitzung vom 4. Februar 1908, Punkt 6) bezüglich der die Anthropologische Gesellschaft betreffenden Daten an die Hand zu gehen.

* * *

Als Geschenke für die Bibliothek sind bis Ende Juli nachfolgende Druckwerke eingelaufen, für die den Spendern der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen wird.

Ambrosetti, Juan B., Exploraciones arqueológicas en la ciudad prehistórica de „La Paya" (Valle Calchaquí — Provincia de Salta). (S.-A. aus der „Revista de la Universidad de Buenos Aires", VIII.) Buenos Aires 1907. 278 S. 8°. 1 Karte.

Bericht, 59., der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag 1907. Prag 1908. 72 S. 8°.

Bericht des Verwaltungsausschusses des Museumsvereines für das Jahr 1907. Städtisches Museum in Budweis. Budweis 1908. 43 S. 8°.

Bryan, William Alonson, The Pacific Scientific Institution. (Pac. Inst. Public., Spezial Series Nr. 2.) Chicago, Ill, 1908. 16 S. 8°.

Dixon, Roland B., and **A. L. Kroeber,** Numeral systems of the languages of California. (S.-A. aus dem „American Anthropol.", N. S., IX, S. 663 bis 690.) Lancaster Pa., 1907. 8°.

Ἐθνικὸν Πανεπιστήμιον. Τὰ κατὰ τὴν πρυτάνειαν Γεωργίου Ν. Χατζιδακι πρυτανεύσαντος κατὰ τὸ ἀκαδημαϊκὸν ἔτος 1905—1906. Athen 1907. 364 S. 8°.

Eichhoff, Dr. Robert v., Fortschritt und Rückschritt, ihr wahres Wesen und ihre praktische Bedeutung. Einheitlich erläutert. Leipzig (A. Hasert & Co.) 1908. 226 S. 8°. Mk. 2·—.

Das Werk entwickelt eine einheitliche Welt- und Lebensanschauung. Es erklärt den Mechanismus des menschlichen Innenlebens und sucht im Anschlusse daran den Beweis zu führen, daß den Begriffen der „Zurechnungsfähigkeit" und „Unzurechnungsfähigkeit" keinerlei wissenschaftliche Berechtigung zukommt. Das Buch zeigt nun, wie auf Grund dieser „Vorurteile" die jetzige Justiz zu einer Quelle des Unrechtes und der Willkür geworden ist. Ferner bespricht das Werk die Grundsätze des Geschlechtslebens und tadelt die diesbezüglich herrschende ungleiche Moral. Weiterhin werden die gegenwärtigen sozialen und politischen Zustände erörtert und auch hierin die Prinzipien des Fortschrittes festgestellt. Fortschritt und Rückschritt werden im allgemeinen sowie im einzelnen in ihren Äußerungen in den Grundsätzen der Demokratie, des Antisemitismus, des Republikanismus usw. erörtert und über die modernen Strömungen in diesen Richtungen sehr scharf zu Felde gezogen.

Foy, Dr. W., Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum der Stadt Köln. 2. Aufl. Köln 1908. 259 S. 8°. 50 Pfg.

Führer durch die Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart. Herausgegeben von der Direktion. Mit einem Grundriß und 48 Tafeln. Eßlingen a. N. (Paul Neffs Verlag) 1908. XI. 136 S. 8°. Mk. 1·20.

Die vorliegende dritte Auflage des Führers ist bezüglich der vor- und frühgeschichtlichen Abteilungen von Dr. Goeßler neu bearbeitet. Diesen Abteilungen sind 80 Seiten des Führers gewidmet; die ältere und jüngere Steinzeit wird auf 14 Seiten, Bronze-, Hallstatt- und La Tène-Zeit auf 22 Seiten behandelt, wobei stets orientierende Bemerkungen der Beschreibung der den einzelnen Abschnitten angehörigen Funde vorausgeschickt sind. Auf 18 Seiten folgt die römische, auf 11 Seiten die alemannisch-fränkische Zeit, endlich auf 14 Seiten griechische und ägyptische Funde. Von den Tafeln sind 10 der Erläuterung der prähistorischen, 7 der der römischen, 4 der der alemannischen Altertümer gewidmet. Der übrige Teil des Textes und die restlichen 27 Tafeln behandeln mittelalterliche und neuzeitliche Kunst und Kunstindustrie. Das Büchlein ist hübsch ausgestattet und für die Besucher der Sammlung ein sehr brauchbarer Behelf. Von den übrigens gut ausgeführten Tafeln haben leider einige mit Darstellungen prähistorischer Funde durch die allzu starke Verkleinerung eingebüßt.

Götze, Dr. A., Konservierung prähistorischer Steinmauern. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch.", XXXVIII.) Braunschweig 1907. 2 S. 4°.

Groß, Dr. Viktor, Les sépultures de l'époque de La Tène à Münsingen, Canton de Berne (Suisse). (S.-A. aus der „Revue d'Anthrop. de Paris", XVIII, S. 112—116.) Paris 1908. 8°.

Guenther, Dr. Konrad, Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Lieferung 1. Vollständig in 20 Lieferungen à Mk. 1·—. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Interesse an biologischen und entwicklungsgeschichtlichen Fragen hat in den letzten Jahren fortschreitend immer mehr an Boden gewonnen. Diese Fragen bilden heute das Thema öffentlicher Vorträge, in denen häufig Wortführer der verschiedensten Richtungen Propaganda für ihre Ansichten machen. Daß, vor einen derartig verwirrenden Streit der Meinungen gestellt, der einzelne ohne spezielle Fachkenntnisse kaum in der Lage ist, sich ein klares Bild unserer gegenwärtigen Kenntnis von der Abstammung und Entwicklung des Menschen zu machen, ist einleuchtend; um so mehr muß das Erscheinen des großangelegten Werkes, von dem uns die erste Lieferung vorliegt, begrüßt werden. Unterstützt durch ein überaus reiches und hervorragend schönes Anschauungsmaterial, wird auf wissen-

schaftlicher Grundlage eine klare, leichtverständliche, objektive Übersicht über den heutigen Stand unserer Kenntnis von der Abstammungsgeschichte des Menschen gegeben. Das ganze Werk wird etwa 48 Bogen Text und 90 zum Teil farbige Tafeln in Folioformat umfassen; der Preis von Mk. 20·— kann daher für eine derart umfangreiche und vornehm ausgestattete Publikation als sehr niedrig bezeichnet werden.

Hamy, Dr. E. T., Note sur des sceptres de pierre en forme de hache emmanchée usités chez les anciens habitants des Antilles. (S.-A. aus dem „Compte rendu du XIIIe Congrès intern. d'Anthr. et d'Archéol. préhistor." 1906.) Monaco 1908. 12 S. 8°.

Heilwig, Dr. Albert, Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Leipzig (B. G. Teubner) 1908. („Aus Natur und Geisteswelt", 212. Bändchen.) VII. 139 S. 8°.

Wird in den „Mitteilungen" besprochen.

Hesse, Prof. Dr. Richard, Abstammungslehre und Darwinismus. 3. Aufl. „Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 39. Bändchen. Teubner, Leipzig 1908. 8°.

Das Bändchen ist aus sechs Vorträgen entstanden, die als Volkshochschulkurs gehalten wurden. Ein besonderer Vorzug des Büchleins besteht in der klaren, leicht verständlichen Art der Darstellung, die besonders dadurch anregend wird, daß die meisten Beispiele dem heimischen Pflanzen- und Tierleben entnommen und durch zahlreiche Abbildungen erläutert sind. Die neue Auflage unterscheidet sich von den früheren hauptsächlich durch die Aufnahme von Abschnitten über das Mendelsche Gesetz und über Mutationen in ihrer Bedeutung für die Artbildung. Die Reichhaltigkeit des Inhaltes geht schon aus den Überschriften der einzelnen Abschnitte hervor: Beweise für die Abstammungslehre aus den Gebieten der Systematik und der vergleichenden Anatomie. — Beweise für die Abstammungslehre aus dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte. — Beweise für die Abstammungslehre aus dem Gebiete der Versteinerungskunde. — Beweise für die Abstammungslehre aus dem Gebiete der Tiergeographie. — Auch für den Menschen gilt die Abstammungslehre. — Die Darwinsche Theorie: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein. — Kritik der Zuchtwahllehre. — Über die Vererbbarkeit der Eigenschaften. — Von den Ursachen der Veränderungen lebender Wesen. — Die Spaltung einer Art in mehrere als Folge von Kreuzungsverhinderung (Isolation). — Vom Ursprung des Lebens auf der Erde. (Schluß.) — Winke für solche, welche sich mit dem behandelten Stoffe näher beschäftigen wollen.

v. Schumacher, Wien.

Jahresbericht der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften für das Jahr 1907. Prag 1908. 74 S. 8°.

— 16., des städtischen Museums in Krems für das Jahr 1907. Krems 1908. 6 S. 4°.

Jasper, J. E., Liefhebberen op het gebied von inlandsche kunstnijverheid. Soerabaia 1908. 8 S. 8°.

Juynboll, Dr. H. H., Gids voor de tentoonstelling van ethnographische voorwerpen van Goenoeng Taboer (Oost-Borneo). Met 1 plaat. Leyden 1908, IX, 21 S. 8°.

Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, XXXIX, Nr. 4, 5.

Kříž, Dr. Martin, O zalednění rakouského Slezska a severovýchodní Moravy. (S.-A. aus dem „Pravěk".) Olmütz 1908. 40 S. 8°.

Enthält Materialien zur Kenntnis der Vergletscherung Österr.-Schlesiens und NO.-Mährens, besonders auf Grund eigener Beobachtungen.

Lanz-Liebenfels, J., Das Gesetzbuch des Manu und die Rassenpflege bei den alten Indo-Ariern. „Ostara", 22. und 23. Heft. Rodaun bei Wien 1908. 32 S. 8°.

Lasch, Dr. Richard, Das Fortleben geschichtlicher Ereignisse in der Tradition der Naturvölker. (S.-A. aus dem „Globus", XCIII, S. 287—289.) Braunschweig 1908. 4°.

— Die Arbeitsweise der Naturvölker. (S.-A. aus der „Zeitschr. f. Sozialwissenschaft", XI.) Leipzig 1908. 12 S. 8°.

Lehmann-Nitsche, R., El craneo fosil de Arrecifes (Provincia de Buenos Aires) atribuido á la formación pampeana superior. (S.-A. aus der „Revista de la Universidad de Buenos Aires", VIII.) Buenos Aires 1907. 46 S. 8°.

Martin, Dr. Rudolf, Bemerkungen zur anthropologischen Bibliographie. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthr. Gesellsch.", XXXIX.) Braunschweig 1908. S. 50—52. 8°.

— Baradero. Ossements humains, trouvés en 1887 par M. Santiago Roth à Baradero, Province de Buenos Aires, dans la formation pampéenne intermédiaire. (S.-A.) 13 S. 8°.

Matsumara, Akira, A Gazetteer of Ethnology. Tokyo (The Maruzen-Kabushiki-Kaisha) 1908.

Wird in den „Mitteilungen" besprochen.

Meyer, A. B., und A. Unterforcher, Die Römerstadt Agunt bei Lienz in Tirol. Eine Vorarbeit zu ihrer Ausgrabung. Mit 1 Karte, 3 Tafeln, 2 Bildnissen und 6 Textabbildungen. Berlin (R. Friedländer & Sohn) 1908. XI. 251 S. 8°.

Wird in den „Mitteilungen" besprochen.

Mitteilungen der prähistorischen Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften. II. Bd., Nr. 1, 1908. (Mit 304 Abb. im Texte.) Wien 1908. 125 S. 8°.

Enthält: 1. Die Flachgräber der Hallstattzeit bei Statzendorf in Niederösterreich. Von Albert Dungel. (Mit 170 Abb.)

2. Die Steingeräte des französischen Altpaläolithikums. Von Dr. Hugo Obermaier. (Mit 134 Abb.)

oens, H. M. Bernelot, Wahrheit. Experimentelle Untersuchungen über die Abstammung des Menschen. A. Owen & Co., Leipzig 1908. 30 S. 8°.

Die kleine Schrift bildet ein allgemein verständliches Programm für die vom Verfasser geplanten Untersuchungen. Es wird beabsichtigt, die Weibchen vom Gorilla und Schimpansen mit dem Sperma des Negers künstlich zu befruchten. Weiterhin sollen Kreuzungen der Menschenaffen untereinander durch natürliche oder künstliche Befruchtung versucht und schließlich die beim Menschen vorkommenden Krankheiten, insbesondere die Syphilis, an den Menschenaffen studiert werden. Der Hauptzweck der Schrift ist der, Geldmittel für das Unternehmen aufzubringen. Keinesfalls verdienen die Blätter ihre Überschrift, da keine neuen Tatsachen über die Abstammung des Menschen gebracht werden und es sich erst zeigen muß, ob der geplante Weg überhaupt geeignet ist zur Erforschung des Abstammungsproblemes. *v. Schumacher, Wien.*

Morselli, Dr. Arturo, Primo elenco degli scritti del Prof. Enrico Morselli (1870—1906). (S.-A. aus den Ricerche e studî di Psichiatr., Neorol., Antropol. et Filosof.) Milano 1907. 28 S. 8°.

Mortillet, Dr. A., Classification palethnologique. Paris 1908.

Enthält auf 15 Tafeln mit beigefügter, ganz kurzer Beschreibung die Abbildungen der wichtigsten Gerätetypen bzw. Kulturobjekte der eolithischen Stufe (Thenay und Posy-Courny), des Paläolithicums (Chelléen, Acheuléen, Moustérien, Solutréen, Magdalénien), der Neolithik (Robenhausien), der vorgeschichtlichen Metallstufen (Morgien, Larnaudien, Hallstattien, Marnien) und endlich der frühgeschichtlichen Abteilungen (Lugdunien, Champdolien, Wabénien). *H. O.*

Outes, Félix F., Sobre un instrumento paleolítico de Luján (Provincia de Buenos Aires). (S.-A. aus den „Anales del Museo Nacional", XIII [Ser. 3ª, VI], S. 169—173.) Buenos Aires 1905. 8°.

— Los supuestos túmulos del Pilar (Provincia de Buenos Aires). (S.-A. ebendaraus, S. 251—258.) Buenos Aires 1905. 8°.

— Instrumentos y armas neolíticos de Cochicó (Provincia de Mendoza). (S.-A. ebendaraus, S. 277—286.) Buenos Aires 1906. 8°.

— Instrumentos modernos de los Onas (Tierra del Fuego). (S.-A. ebendaraus, S. 287—296.) Buenos Aires 1906. 8°.

Reitzenstein, Ferd. Frhr. v., Urgeschichte der Ehe, ihre Bildung und ihr Entwicklungsgang. Stuttgart (Franckhsche Verlagshandlung). 116 S. 8°. Mk. 1·—, geb. Mk. 2·—.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1906 tot 30 Sept, 1907. Met 10 platen en 2 fig. in den tekst. 's Gravenhage 1908. 58 S. 8°.

Die Saalburg. Mitteilungen der Vereinigung der Saalburgfreunde. 1905, Nr. 8/9. Enthaltend unter anderem einen Bericht von A. Götze über die Exkursion der Gesellschaft nach Kroatien und Slawonien 1905.

Schlaginhaufen, Otto, Bericht über eine Orientierungsreise nach Kieta auf Bougainville. (S.-A. aus der „Zeitschr. für Ethnol.", 1908, S. 85—86.) Berlin 1908. 8°.

Schneider, Dr. Karl Camillo, Ursprung und Wesen des Menschen. Leipzig und Wien (Franz Deuticke) 1908. VI. 125 S. 8°.

Schwerz, Franz, Beiträge zur Untersuchung der Sarasinschen Sagittalkurven. (S.-A. aus dem „Korrespondenzblatt der Deutschen Anthrop. Gesellsch.", XXXIX, S. 41—46). Braunschweig 1908. 4°.

Sitzungsberichte der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Mathemat.-naturwiss. Klasse. 1907. 8°.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden. 1907, Juli bis Dezember. Dresden 1908. 8°.

Školski vjesnik, XV, 1908, Nr. 4. Sarajevo 1908. 8°.

Sonderausstellungen des Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden. Sommerferien 1908. *A.* Führer durch die Ausstellung ethnographischer Gegenstände von Gunung-Tabur (Ost-Borneo). Durch Dr. H. H. Juynboll. Mit 1 Tafel. Leiden 1908. 21 S. 8°. — *B.* Führer durch die Ausstellung ethnographischer Gegenstände von Mittel-Sumatra und Mittel-Java. Durch H. W. Fischer. Mit 2 Tafeln und 1 Textabb. Leiden 1908. 17 S. 8°.

Als Fortsetzung der im vorigen Jahre an dieser Stelle angezeigten Führer durch die ethnographischen Sonderausstellungen des holländischen Reichsmuseums, die sich allgemeinen Beifalles erfreuten, liegen nun diese Führer vor, deren einer eine 218 Stück zählende Sammlung erläutert, welche der Sultan von Gunung-Tabur dem Museum geschenkt hat. Diese Sammlung vertritt in vorzüglicher Weise diesen Landstrich, von dem das Reichsmuseum, dessen Borneo-Sammlungen überhaupt die reichsten sind, bisher noch nichts besessen hat. Einer allgemeinen Einleitung und einem reichen Literaturverzeichnisse folgt — alles in holländisch-deutschem Paralleltexte — die genaue Beschreibung der einzelnen Objekte. Die beigegebene Tafel stellt ein kunstvoll geschnitztes Totenhaus dar. Der zweite Führer enthält die Beschreibung einer von Alfred Maass in Berlin auf seiner Reise durch die Kuantan- und Kampargebiete Zentral-Sumatras zusammengebrachten Sammlung, sowie eine Kollektion der bei der Gongfabrikation in Sëmarang (Java) gebrauchten

Werkzeuge und Materialien, ein Geschenk des Mitverfassers des in den „Mitteilungen“ 1907, S. 188, besprochenen Werkes hierüber, Herrn Jacobson. Die beiden Tafeln stellen ein Ruder, einen Reisstampfblock und einen Säestock aus Sumatra (Taluk) und einen prächtigen geschnitzten Kasten aus Java (Djapara) dar. Ein weiterer Führer durch eine geplante Sonderausstellung aus China-Japan ist in Aussicht gestellt. Die Direktion setzt alles daran, die Ethnographie der holländischen Kolonien zu popularisieren. Es wäre nun aber auch an der Zeit, für die entsprechende Unterbringung der einzig dastehenden Sammlungen zu sorgen; das könnten die Niederlande doch wohl noch erschwingen. *L. Bouchal.*

Teichmann, Dr. Ernst, Die Vererbung als erhaltende Macht im Flusse organischen Geschehens. Verlag des „Komos“, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung), Stuttgart. 1908. 95 S. 8°. Geh. Mk. 1·–, geb. Mk. 2·–.

Thomas, Cyrus, und **J. N. B. Hewitt,** Xuala and Guaxule. (S.-A. aus „Science“, N. S., XXI, Nr. 544, S. 863–867.) 1905.

Učenjija zapiski Imper. Kazanskago Universiteta. LXXV, Nr. 3, 5.

Wang-in-Hoai, Gerichtliche Medizin der Chinesen. Nach der holländischen Übersetzung des Herrn C. F. M. de Grijs herausgegeben von Dr. H. Breitenstein. Leipzig (Th. Griebens Verlag) 1908. VII, 174 S. 8°.

Das Werk, von dem wir eine Voranzeige bereits in den „Mitteilungen“ (S. 191) gebracht haben, liegt nun fertig vor. Auf den Inhalt im Detail einzugehen, ist bei der Kasuistik dieser „gesammelten Beweise vom getilgten Unrecht“ unmöglich. Der erste Teil handelt von der Totenschau und der Untersuchung der Leiche und Leichenteile und der Umgebung. Der zweite Teil handelt von den mechanischen Todesursachen, der dritte von den Vergiftungen. Im viertene Teile werden für die Behandlung der Verletzten bzw. Vergifteten Winke erteilt. Das Werk gewährt interessante Einblicke in die Anschauungen der Chinesen über die Beschaffenheit und Funktionen der einzelnen Teile des menschlichen Körpers und deren Erkrankungen, in die Anschauungen über die Ursachen der Erkrankung und die teils ganz rationellen, teils aber völlig auf „Aberglauben“ berechneten Heilungsmethoden. Für den Ethnographen und Psychologen steckt reiches Material in dem Buche. *Dr. Bouchal.*

Wilser, Dr. Ludwig, Rassentheorien. Vortrag. Stuttgart (Schrecker und Schröder 1908). 32 S. 8°.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Monatsversammlung am 13. November 1907 . . . . . [3]
Pokorny: Der Ursprung des Druidentums . . . . . [3]
Bünker: Westungarische Vorhallenhäuser (mit 5 Abbildungen im Texte) . . . . . [3]
Ausschußsitzung am 19. November 1907 . . . . . [8]
Monatsversammlung am 11. Dezember 1907 . . . . . [9]
Goldmann: Das Totenbrett in den germanischen Volksrechten . . . . . [9]
Pöch: Besteigung des Mount Albert Edward und Besuch des Chirima-Stammes durch C. A. W. Monckton . . . . . [9]
Herman: Briefliche Mitteilung . . . . . [11]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [11]
Monatsversammlung am 8. Jänner 1908 . . . . . [13]
Schmidt: Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke . . . . . [13]
Ausschußsitzung am 4. Februar 1908 . . . . . [13]
Monatsversammlung am 12. Februar 1908 . . . . . [14]
v. Schullern: Der Ursprung des Privateigentums . . . . . [14]
v. Weinzierl: Tätigkeitsbericht für das Jahr 1907 . . . . . [14]
Bulić: Bericht . . . . . [16]
Ausschußsitzung am 6. März 1908 . . . . . [17]
Außerordentliche Versammlung am 11. März 1908 . . . . . [17]
Scherman: Über die religiöse Kunst im alten Buddhismus . . . . . [17]
Jahresversammlung am 18. März 1908 . . . . . [17]
Toldt: Jahresbericht des Präsidenten . . . . . [17]
Wahlen, Rechnungsabschluß . . . . . [21]
Haberlandt: Die sozialen Triebe und Organisationen der Weiber bei den primitiven Völkern [21]
Mattula: Bericht (mit 1 Abbildung) . . . . . [21]
Klose: Funde aus dem Salzburgischen im Jahre 1907 . . . . . [26]
Adrian: Volkskundliche Abteilung des Salzburger städtischen Museums . . . . . [27]
Frankl: Jahresbericht pro 1907 über die Bezirke St. Veit, Völkermarkt und Wolfsberg in Kärnten . . . . . [28]
Mazegger: Fundbericht aus dem Pustertale . . . . . [28]
Moser: Bericht über Ausgrabungen in einigen Felsenhöhlen von Nabresina, sowie über einige besondere Fundobjekte aus Karsthöhlen (mit 3 Abbildungen) . . . . . [29]
Klvaña: Bericht . . . . . [33]
Rzehak: Bericht . . . . . [34]
Demetrykiewicz: Archäologische Forschungen in Galizien im Jahre 1907 . . . . . [34]
Teutsch: Neue Funde aus Siebenbürgen (mit 2 Abbildungen) . . . . . [34]
Monatsversammlung am 8. April 1908 . . . . . [36]
Ploy: Anthropologische Untersuchungen im oberen Salzachgebiete . . . . . [36]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [36]
Monatsversammlung am 13. Mai 1908 . . . . . [39]
Tandler: Untersuchungen an Skopzen . . . . . [39]
Jaden: Tirol und Island (mit 1 Abbildung) . . . . . [39]
Ausflug ins Kamptal am 10. Mai 1908 . . . . . [41]
Ausschußsitzung am 16. Juni 1908 . . . . . [41]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [42]
Inhaltsverzeichnis . . . . . [47]

REGISTER

zum XXXVIII. Band (der 3. Folge VIII. Band).

(Zusammengestellt von **M. Hein.**)

A. AUTOREN-REGISTER.

Seite

Adrian R., Volkskundliche Abteilung des Salzburger städtischen Museums . . . . . [27]
Beyer Hermann, Der Süden in der Gedankenwelt Alt-Mexikos 228
Bouchal L., Literaturberichte . . . . . 276, [12], [39], [44], [45]
Breuil Henri, Die Gudenushöhle in Niederösterreich 277
Bugiel Dr. W., Literaturbericht 68
Bulić F., Bericht aus Spalato . . . . . [16]
Bünker J. R., Westungarische Vorhallenhäuser . . . . . [3]
Demetrykiewicz Dr. Wladimir, Archäologische Forschungen in Galizien im Jahre 1907 . . . . . [34]
Frankl Dr. Odilo, Jahresbericht pro 1907 über die Bezirke St. Veit, Völkermarkt und Wolfsberg in Kärnten . . . . . [28]
Geramb Dr. Viktor R. v., Der gegenwärtige Stand der Hausforschung 96
Goldmann Dr. Emil, Diskussion zu Pokorny 47
Gomperz Dr. Theodor, Diskussion zu Schmidt 90
H. O., Literaturberichte . . . . . [44]
Heger F., Diskussion zu Schmidt 89
— Literaturberichte 69, 350, 352
Herman Otto, Das Paläolithikum des Bükkegebirges in Ungarn. [Miskolcz. Das Szinvatal. Die Höhlen] 232
— Briefliche Mitteilung . . . . . [11]
Jaden Hans Freiherr v., Tirol und Island. Eine Parallele . . . . . [39]
Kainzbauer Ludwig, Bedingungen zur Beurteilung prähistorischer Zeichnungen 90
L. B., Literaturberichte 194
Klose Olivier, Funde aus dem Salzburgischen im Jahre 1907 . . . . . [26]
Kivaňa Josef, Bericht aus Mähren . . . . . [33]
Koch-Grünberg Dr. Theodor, Frauenarbeit bei den Indianern Nordwestbrasiliens 172
Kraitschek Dr., Diskussion zu Ploy 347
Lasch, Literaturberichte . . . . . 69, 72, 193—194, 348, 349, [37]
Mathews R. H., Initiationszeremonie des Birdhawal-Stammes 17
— Zur australischen Deszendenzlehre 182
— Matrilineale Deszendenz beim Wombaia-Stamme, Zentralaustralien 321
Mattula Ludwig, Bericht aus Unter-Retzbach . . . . . [21]
Mazegger Dr. Bernhard, Fundbericht aus dem Pustertale . . . . . [28]
Meringer Dr. R., Literaturbericht 264
Mohl J., Mitteilungen über Tätowierungen, aufgenommen an Soldaten der Garnison Temesvár . . 312
Moser Dr. L. Karl, Bericht über Ausgrabungen in einigen Felsenhöhlen von Nabresina, sowie über einige besondere Fundobjekte aus Karsthöhlen . . . . . [29]
Much Dr. Matthäus, Vorgeschichtliche Nähr- und Nutzpflanzen Europas, ihr kulturhistorisches Alter und ihre Herkunft 195
— Literaturberichte 51

Seite

Much Dr. R., Ausflug ins Kamptal am 10. Mai 1908 . . . . . [41]
— Diskussion zu Pokorny 46
— Literaturbericht 52
Neumayer Dr. Viktor L., Ein Beitrag zur Lehre vom Längenwachstum des Hirnschädels 1
Obermaier Dr. Hugo, Die Gudenushöhle in Niederösterreich 277
— Literaturberichte 189, 274, 355
Pintar L., Brief 356
Ploy Dr. Heinrich, Zur Anthropologie des oberen Salzachgebietes 324
Pöch Dr. Rudolf, Ethnographische Mitteilungen über die Kworafi 25
— Brief aus Khoutsa-Pan, Ngamiland 356
— Besteigung des Mount Albert Edward und Besuch des Chirima-Stammes durch C. A. W. Monckton . . . . . [9]
— Literaturbericht 353
Pokorny Julius, Der Ursprung des Druidentums 34
Rzehak Anton, Bericht aus Brünn . . . . . [33]
Schmidt P. W., Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke 73
Schroeder Dr. L. v., Diskussion zu Schmidt 91
Schumacher v., Literaturberichte . . . . . 188, [43], [44]
Schweisthal Dr. Martin, Das belgische Bauernhaus in alter und neuer Zeit 295
Teutsch Julius, Neue Funde aus Siebenbürgen . . . . . [34]
Toldt Dr., Jahresbericht 1907 . . . . . [17]
— Diskussion zu Ploy 346
Weinzierl Robert Ritter v., Tätigkeitsbericht für das Jahr 1907 . . . . . [14]
Wilke Dr., Vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Kaukasien und den unteren Donaugebieten; ein Beitrag zum Arierproblem 136
Winternitz Dr. M., Literaturberichte 70, 349

B. SACH-REGISTER.

A.

Aargau 48.
Ablegerbildung 200.
abri sous roche 195.
Absatzäxte 159, [34].
Abspliß 289.
Achtervloer 307.
Acer trilobatum 237.
Achenseetypus 111.
Acheuléen 255, 277, 280.
Acheuléo-Moustérien 294.
Ackerbaugerät 223.
Ackerunkräuter 211.
Adler 230.
Aferstal 344.
Ägypten, 141, 205, 209.
Ähren, — aus Renntiergeweih 202, 203.
Ämilius Ninnus [29].
Affe 231.
Aggtelek 206.
Ahle aus Knochen 284.
Ainopfeile 257.
Ai san 356.
Akasztóbércz 240.
Akthala 151.
Akstala 169.
Alba 43.
Alemannen 295.
Alexandersage 165.
Algier 217.
Alluvionen „wés“ 88.
Alluvium 236, 241.
Almersberg [26].
Altar, römisches, aus Marmor [29].
Altenburg [41].
Altmexiko 228.
Altpaläolithikum 277.
Alvincz 143.
Ambisontier 334.
Ammonshörner 306.
Ampaß [29].
Amphoren-Bruchstücke [29].
Amygdaleen 217.
Ancillaria glandiformis 285.
Angath [29].
Anhängsel aus Spondylusschale [31].
— — beilförmige 159.
— — mit Hunden 161.
anisotrop 258.
ansa lunata 142, 145, [32].
— cornuta 145.
Ansätze, knaufartige 141.
Ansiedlung, bandkeramische [14], [15].
— markomannische [15].
Anthropologie des oberen Salzachtales 224.
Anthropophage 47.
Antoninus Pius [29].
Apfel 219.
„Apil“ Plejaden, Orion 87.
Apotropäa 306.
Aprikose 218.
Arabien 80.
Ardennen 305.
Argar 206.
Arierproblem 136.
Armenien 218.
Armring (Völkerwanderungszeit) [29].
Arranda 186.
Artschadsor 139, 147, 149.
Artefakte amorpher Gestalt 288.
— — gerollte 288, 290.
— — paläolithische 247.
Arzawa 170.
Aruakstämme 180.
Arunta 182, 322.

Asche der Rinde des Karaipé-Baumes 178.
Aschenschichten [22], [30].
Assyrier 225.
Astralmythologie 74.
atl = Wasser 230.
atl-tlachinolli = Krieg 229.
Attnang [26].
Atzgersdorf bei Wien 113.
Au am Mondsee 213.
Aue 215.
Augenfarbe 336.
Augustuskopf [27].
† Aunin 356.
Aunjetitz-Typus 137, 138, [15].
Aussee 128.
Auszugstübeln 128.
Avasberg 237.
Axthämmer aus Serpentin [34], [35].
Azerbeidschan 164.
Azteken 230.
Azylien 204.

B.

Bábonyibércz 246.
Babylon 74, 170.
Backofen 309.
baculis exterere 225.
Badstuben 128.
Bajan 144.
Bajuvaren 334.
Balkonform 126.
Ballastiere von Telloux 255.
Bambuskorb [10].
Bandkeramik 138.
Bannofen 310.
Barbara, Dorf 28.
Bärenlauch (Allium ursinum) 216.
Bärenzahn [32].
Bársonyhaus 237.
Basken 40.
Bauernstühle [27].
Bauopfer 302.
Bayern 140.
Bedecken mit Laub 21.
Begräbnisstätte [15].
Behringsstraße 89.
Beil aus Trachit 85.
Beingeräte 284.
Belgien 295.
Belemniten 306.
Belutschistan 209.
Benediktuskreuze [28].
Bergkristall 293.
— -ponny 40.
Beringe 299.
Bernburger Typus 140.
Bernstein 285.
Besinghy 152.
Bestattungsgrab 148.
Betelkauen [9].
Betelpalme [9].
Bewerfung mit Rindenstücken 17.
Bibhinga 182, 322.
Bibliothek Lille 310.
Bilinguis 47.
Bilyanurra 182.
Birdhawalstamm 17.
— -sprache 24.
Birne 219.
Bisontia 334.
Blausäure 174.
Bleiche Arbon 220.
Blockbau 122.
Blutentziehung 231.
— -rinne 284.
bobbarubwar = Liedersänger 19.
Bocksteinhöhle 281.
Bohnen 141.
Bogen [10].
Bogenfibel aus Kupfer [16].
— -linien 146.
Bohlen aus Buchenholz [27].
Bohnerz 237.
Bohrer 283, 293.
— aus Silex 289.
Bohuslän, Schweden 162.
Bolesław [34].
Borgstedtfeldt in Holstein 163.
Bosnien 141, 206.
Brabant 309.
Brachykephalie 4, 325.
Branderde [29].
— -gräber [34.]
— -keramik, bronzezeitliche [34].
Brazdin 139.
Bregenzer Waldhaus 10.
Brenndorf 152.
Brennen der Töpfe 179.
Brennofen [36].
Breviarium Grimani 303.
Brillenfibel 161.
Britannien 34.
Bronzearmband 153, [21].
— -armringe [15], [27].
— -armspange [15].
— -äxte [34].
— -beil [29].
— -bügel [33].
— -dolch [15], [34].
— -fibel [29].
— -figur 162, [35].
— -gefäße [15].
— -hände 161.
— -kelt mit Schaftlappen [27], [34].
Bronzeköpfe 166.
— -knöpfe [15].
— -lampe [41].
— -lanzenspitze [35].
— -medaillon [27].
— -meißel [15].
— -messer [32].
— -münze [29].
— -nadel [15], [29], [34], [35].
— -palstab [15], [23].
— -periode [25].
— -pfeilspitze [15].
— -ringe [15], [29], [34].
— -schmucknadel [22].
— -schwert [15].
— -sicheln 160.
— -sichelfragment [15].
— -spiralfibel [15].
— -zierscheibe [15].
— -zeit 138, 210, 224, [15], [16], [34].
Bruchbronze [15].
Brückl 126.
Bründel, heil. [22], [23].
Brünn [14], [33].
Brustschmuck mit Eberzähne [10].
Buchsbaumzweige 309.
Buchweizen, Polygonus Convolvulus 213.
Buckel [26].
Buckelgefäße 137, 138.
— -schale 140.
— -urne 152.
Bükk-Buche 248.
— -Gebirge 232.
Bukowina [34].
Bulkesch [34].
bulluwrung = Wächter, Pate 9.
Bunan-Zeremonie 24.
Burgund 301.
Burbung 23.
Buschmänner 356.
Butmir 147, 149, 206.
Bythiner Bildwerk 224.

C.

Cacholong 262.
Calophyllum 88.
Campignien 204.
Campos 285.
Cannstatt 220.
Cardium [31].
Carpinus 237.
Časlau 139.
Castellucciogruppe 143.
Caiarý-Uaupés 174.
Carunten 36.
Ce xochitl = roter Maisgott 231.

Cerithium 285.
Chaldäerreich 163.
Chalzedon 243, 258.
Chau-an 182.
Checal 182.
Cheitan-Shag 142, 147.
Chelléen 238, 277.
Cheminée flamande 307.
Chimay in Belgien 307.
China 80, 205, 212, 217.
Chingalee 182, 322.
Chirima-Tal [9].
Chodschali 159.
Chor-Gon 158.
Chronique du Hainaut 303.
Chrunnech ruda = Grundgude 298.
Chrysis 34.
Ciganska = Zigeunerhöhle 280.
Codex Bologna 230.
— Borgia 228.
— Vaticanus 230.
Collingwoodbai [9].
Constantin [39].
Coquina = Herdraum 140.
Coup de poing 255.
Couvade 40, 48.
Cozcaquauhtli = Geier 231.
Craniofixator Holl'scher 2.
Csongrad 163.
Cypern 148.
Cyrena fluminalis 202.

D.

Dachbedeckung aus Sagoblättern 32.
Dachform der Mardella 296.
— -querstangen 306.
— -schmuck „Bouquet" 30.
— -zeichen [9].
— -ziegel [29].
Dämonen 83.
Dänemark 206.
daire, doire, derry 45.
deddelun = grüne Zweige 20.
Dentalium 255.
Depotfund [15].
Deriowa, Dorf 28.
Deszendenz, weibliche 186.
— -lehre, australische 182.
— -tabelle 321.
Deszkatemplom 246.
Deutsch-Pian [35].
— -Siebenbürgen 302.
Deutzendorf [15].
Dhur-tu-ngurrin 20.
Diluvium 236.
Diodor 39.
Diósgyör 248.
Dioritbeil [16].
Diskus 278.
Dolichoprosopie 344.
— -cephalie 3, 334.
Dolinenkeramik 144.
Dolomit [31].
Donaugebiet 128, 148.
Donner- oder Hexenbesen 305.
— eiche 46.
— -kraut 306.
Doppelhaken 149.
— -haus 110.
— -joch 224.
— -schale 293.
— -voluten 149.
Dörfles 14.
Drachen 80.
Drahtringe [34].
Draschwitz 153.
Dreieck 146, 147, [22].
Dreschen 225.
Dreschschlitten 226.
Drillbohrer [10].
Drischl 226.
Drusus [29].
Druidentum 34.
drui 42.
Druiden 46, 47.
Dubian [34].
Dubovácz 49.
Dugopolje [16].
Duppau [14].
durigangigs 129.
Dyerrayal 17.

E.

Eberstein, Görtschitztal [28].
Eberesche 45, 46, 49.
Echternach 306.
Eckflurhaus 108.
Egby 159
Ehringsdorf bei Weimar 281.
Ei, mystisches 36.
Eiche in Ortsnamen 45, 46.
Eichenhein 46.
— -kirche 49.
— -kultus 44, 49.
Einheitshaus 107.
Einkerbung [22].
Einraum 301.
Einstiche, schräge 146.
Eisen 42.
— -sachen [16].
— -stift [27], [32].
Eiszeit 196.
Elektronvase 168.
Elementargedanke 73, 79.
El Garcil 215.
Elenowka 164.
Elephas primigenius 237.
Elfenbeinmaterial 278.
Elisabetpol 148.
Emailring [34].
Equus caballus 237.
Erbsen 199, 206, 214.
Erdaufschüttung, kurganenähnliche [34].
Erdschichtung [36].
— -ställe [24].
Eresz = Vorhalle [8].
Ernten 225.
Erösd [35].
Espélugues bei Lourdes 202.
Essum 298.
Etymologie von Dreschen 226.
Exkommunikation 36.
Europa 195.
Extremdolichokephale 339.

F.

Fachwerkbau 298, 303.
Falzziegelpultdach 116.
Familienmünzen, röm. [35].
Farbe, rote [10].
Farbenverbindung 337.
Fauna, paläolithische, der Gudenushöhle 277, 282.
Faustbeile 257.
— -keil 277, 278, 290.
Fäustling 277.
Faustschaber 245.
Federnschmuck 19.
Felsenbild 162, 224.
— -höhlen [29].
— -zeichnung 161.
Felsö Dobsza 206.
Feenpfeile 42.
Fenstervorsetzschirm 305.
Ferari, Dorf 27.
Fernetič [33)
Festbekleidung der Kuringal 22.
Feuer, heiliges 49
— -anmachen [10].
— -fächer 175.
— -gott 230.
— -land 198.
— -stein 237, 289.
— — -Lehne 246.
— — -Messer [15], [16].
— — -Schutt 280.
— — -Talisman 365.
à feuille de laurier 256.
Fia'häus'l [3].
Fibel, -teile 165, [29].
— eiserne [34].

Figuren aus Flechtwerk mit lebenden Menschen 36.
— -stein [28].
„Finngera" (Finnenwerk) 44.
Finnland 212.
Flachsdörren 128.
Firstgiebelverzierung 123.
Fischarten und -fang, Karesau-Insel 88.
— -grätenornament 204.
— -wirbel, geschnittener [31].
Flachbeile 192.
— -dach 109.
— — steinbeschwertes 197.
— -gau 118.
Flamines 34.
Flechtwerkwand 298.
Flegel 226.
Flintinstrument [30].
Flurhaus 103, 108.
— -hallenhaus 103.
Foduma, Dorf 28.
Fonds de cabane 295.
Fontinellato 216.
For. occ. magn. 12.
Foraminiferen [31].
Formen, italienische 115.
— städtische 115.
Frankreich 297.
Frau, keltische 41.
Frauenarbeit 172.
— -sattel [40].
Freck [34].
Frohnwiese bei Heiligenblut [29].
Friedrichsschacht bei Hostomitz [15].
Fruchtkrähe „ogha" 25.
Frühbronzezeitlich [34].
— -Latènefunde [16].
Fürdach 128.
Funde von Baron Engelhofen [41].
Furchen, horizontale 146.
Furfooz 295.
fustibus exterere 225.

G.

Gabarussa, Dorf 27.
„Gaden" 108.
Gaelen 35.
Galizien [34].
Gallien, Gallier 34, 220, 296.
Gang 116.
— -gräber 144, 159.
Gangl 126.
Garnisonsarreste in Temesvár 313.
Gars [41].
Gaya [34].
Gebäude, röm. [27].
Geduldspiele, eiserne [27].
Gefäße 137, [34].
— amphorenartig 143, [36].
— aus Goldblech 144.
— bombenförmig 138.
— in Form eines menschlichen Fußes [35].
— mit weißer Ausfüllung [35].
— vorrömische [29].
Gefäßbruchstücke [35].
— -kannelierung 152.
— -reste 32.
— -scherben [16].
— — mit Bemalung 151.
— — von Campigny 210.
Gehege aus Ästen 20.
Geier 230.
Geister, böse 83.
Gemeindehaus mit Herd 174.
Gemüsepflanzen 216.
Germanen 48, 298.
Gerste 204, 206, 209.
Gerstenähre auf Schiefertafel 203.
Getreide 202.
Gewand „roit Sail" [35].
Gewicht aus Ton [22].
Gewölbe, böhmische [3].
Giebeldreieck [4].
— -verzierung in Kegelform 305.
Gilgamesch Epos 76.
Girelsau [34].
Gima 33.
Glasfenster 304.
— -perle [29].
Glätter aus Quarz [35].
Glättstein [31].
Gletscher 196.
Glockentürmchen 118.
Gnadlersdorf [23].
Goktschaisee 164.
Goldbrunnen [15].
— -waschbretter [28].
Göttin Brigitta 49.
Gott, roter 229.
Gottersätter 215.
Göttweig, Stift 294.
Grab, vorrömisches [29].
— -hügel bei Ursprung 27.
— -stein [27].
— -urnen [34].
Gräber [41].
— altchaldäische 222.
— frühbronzezeitliche 140.
Granit [31].
Greutschach [28].
Griechen 217.
Grihya 39.
Grimberghe 310.
Groß-Czernosek 137, 206.
— -Tschernosek [16].
Grotte von Han 295.
— von Placard 284.
Grumwir bei Klobouk [34].
Gudenushöhle 277.
Gundsölille 152.
Gurgal 218.
Gußmodel aus Stein [29].
— -Ornamente [21].
— -stättenfunde von Bodrog-Keresztur und Ispalónka 160.
Gutuatri 34.
Gwandgang 129.

H.

Haan [15].
Haarfarbe und -Form 335.
— -nadeln aus Kranichknochen [10].
Hainbach nächst Nußdorf an der Oichten [27].
Hakenfigur 150.
— -kreuz 152.
Halle (Markthalle) 302.
Hallein 210.
Hallstatt-Kultur [27].
— -Periode 204, [15].
— -Typus [34].
— -Zeit 162.
Halseisen [23].
Hammer aus Sandstein [16].
— Mjölnir 305.
Hammersdorf [34].
Hände aus Bronze 159.
Handfiguren 162.
— -spitzen 209, 278.
Hängematten [9].
— -spiralen 153.
Hartholz „bendoro" 33.
Harzfirnis 179.
Haselnuß 216.
— — -erde 239.
Hasenlauf [33].
Haus, alemannisches 107, 302.
— bajuvarisches 107.
— durchgängiges 108.
— fränkisches 302.
— innerösterreichisches 108
— niederösterreichisches 303.
— oberdeutsches 133.
— oberkärntnerisches 125.
— Tiroler 107.
— Vorarlberger 110.
— -bau der Kworafi 32.
— -formen [9].
— -forschung in den Ostalpen 96.

Haushund zum Radtreten 310.
— -krippe aus Siezenheim [27].
Häuslerwohnung in Preßbaum 122.
Hausrat [16].
— -sims 118.
— -urne 29, 297.
Hautfarbe 337.
Heidenschanze [15].
Heiraten 183.
Heiratsregeln 30.
Helenendorf 152.
Helm aus Kupfer [27].
Henkeltöpfe 140.
Herd 174, 298, [15].
— -grube, bronzezeitliche [16].
— -haus, einzelliges 109.
— -ofenhaus 103.
— -raum 108.
Hesdingneuil 235.
Hindus 42.
Hinkelsteintypus 138.
Hippokrates 168.
Hirnschädel der Erwachsenen 1.
— — Kinder 5.
Hirse 206, 212.
Hirsch 229.
— -geweih [32].
Hissarlik-Troja 141.
Hocker, liegende [14], [25].
— -Grab bei Brandeis 144.
— — -keramik [34].
Höfern [28].
Hofgastein [27].
Hoftor mit Schutzdächlein 309.
Hohenerdigen 220.
Höhle Puskaporos 249.
Höhlen, belgische 295.
— in Frankreich 223.
— -namen von Alsóhámor, Lillafüred 252.
Hohlmeißel aus Schweinsknochen [10].
Holland 144.
Holz, brennendes, werfen 18.
— -knechtkrame 109, 128.
— -kohlenteilchen [27].
— -schlösser 309.
Homer 38.
Horizontale, deutsche 2.
— Bänderfurchen 145.
Horngerät 284.
— -stein 288.
Hufeisen 23.
Hunahpu 231.
Hundfiguren 159.
Hundisburg 281.
„Hus" 110.
Hyperbrachykephal 5, 339.

I.

Iberer 39.
Idole, tiryntische u. mykenische 162.
Içána 17.
Illitji 322.
Imling [14].
Inchalanche 182.
Inder 165.
Indianer Nordbrasiliens 172.
Indogermanen 39, 140, 204, 214.
Indo-Iranier 167.
Initiationszeremonie 17.
Inkas 44.
Innerasien 204.
— -österreich 124.
Inschriftstein (Weihaltar) [27].
— — röm. [28].
— — -tafel [5].
Irland 35, 39.
Island 197, [39].
Isola Virginia 206.
Isotrop 258.
Ispahan 218.
Italien 206.
Itzli-Obsidian 231.
Itzpapalotl 231.

J.

Jagirùa, Dorf 26.
Jahreszeiten 228.
Jamolitz [34].
Jamstock mit grünem Laube 20.
Jarrau 182.
„Jaskinia pulhaiza" = Eulenhöhle 280.
Jaspis 243, 289.
Jaspopal 259.
Jaworzno [34].
Jenesien 40.
Jetzelsdorf [25].
Johannistagbrauch 306.
Jordansmühle, Schlesien 162.
— -mühlentypus 144.
Julius Cäsar 34.
Jungpaläolithisch 283.
Juventa 206.

K.

Kachelofen [4].
— -stuben 106.
Kai [10].
Kaiabara 184.
Kalebasse [10].
Kalkspatel aus Kasuarknochen [10].
— -stein 237.
Kalzit [31].
Kamelpan 356.
Kamin 307.
— -platte mit Verzierung 307.
Kammer 108.
Kambirá-Palme 33.
Kammunfa 162.
Kanon, ptolemäischer 75.
Karesau-Insulaner, Neu-Guinea 87.
Karner [23].
Karsthöhlen [29].
Karthago 162.
Kasbeck 136, 144.
Kaschiri 176.
Kaschmir 169.
Kassel 144.
Kastenholz [34].
Kasuar „bóke" 25.
Katapolitani 177.
Katra jama [29].
Kattitya 182.
Kaunsertal 120.
Kedabeg 160.
Keeparra-Zeremonie 23.
Keile, hölzerne [10].
Keilinschrift 160.
Kelderkammer 307.
Kelling [34].
Kelten 47, 220.
Kemeting bei Maria Plain [27].
Kempenland, belgisches 297.
Kentshöhle 283.
Keramik 136, [15].
Kerbelkraut 216.
Kerbschnittechnik 150.
Kesselgrab [25].
— -haken 307.
Khoutsa, Britisch-Betschuanenland 356.
Kiesel 278.
— -säure 258.
— schiefer [35].
Kiew 162.
Kildare 49.
Kinderschädel 5.
Kjökkenmöddingen von Dänemark 209.
Klein-Czernosek 106, [15].
— -Schelken [34].
— -Schenk [35].
Kličevac, Serbien 150.
Klima der Eiszeit 196.
Klinge aus Obsidian [33].
Klingen 215, 242.
— mit verstumpftem Rücken (lamelles à dos rabattu) 283.
— primitive 293.
Klopfstein [34].

Klusenstein 281.
Knochen, neolithische [25].
– -artefakte [31].
— -harpune [33].
— -material 278.
— -nadel [31].
— -pfeifchen 285.
— -stift [33].
— -trümmer 286, [29].
— -werkzeug 254.
Knopfsichel 161.
— -verzierung [30].
Knüttel 225.
Koban 136.
Kobéua 173.
Kochsteine aus serpentinischem Schiefer [29].
Kohlenbemalung 22.
Kohlerfeld bei Glas 27.
Kokola [9].
Kokosnüsse [10].
Kolbenhirse 212.
Kolchis 164.
Kollektion Christy 235.
— Radić 256.
Kolonnenhaus 115.
Kolumbusspalte bei Zgonik [33].
Kommerer Seegebiet 215.
Koolamin-Napf 23.
Kopenhagen 224.
Kopfform 339.
— -schmuck 22.
Korb als Schornstein 306.
Körbe mit Lebensmitteln [9].
Kornblume, Centaurea cyanus 210.
— -kammer 300.
— -rade, Acrostema githago 211.
Körperbemalung 19, 22.
— -größenmaße 326.
Korsika 217.
Kortsch, Vintschgau [29].
Korytanja-Schlucht bei Ojców 280.
Kossäer 170.
Kragenfläschchen 144.
— aus Goldblech 146.
„Krampen" [22].
Kranzrede der Zimmerleute 306.
Kratzer 289, [33].
Kreidefeuerstein 239.
Kreis (Phatrie) 184.
— -ornament 142.
Krems 223.
Kreta 141.
Kreuz als Dachschmuck 305.
— einfaches 152.
— liegendes 150.
Kreuzhaus 108.
Kritschen [34].
Kronstadt 142.
Kronstädter Wiesen 148.
Krug 143.
Krüglein mit Geldmünzen 302.
Kruken (Parfümbehälter) 141.
Küchen 175.
— -stubenhaus 105.
Kümmel 216.
Kürbissamen 199.
Kuhstall als Spinnstube 301.
Kulturgruben, kesselförmige [16].
— -schichte, neolithische [16].
— — postdiluviale 283.
Kumbainggeri 186.
Kupferaxt [21], [35].
— -beile 224.
— -lampe [41].
— -schmuck [14].
— -zeit 140.
Kuramündung 164.
Kurgane, skythische 168.
Kuringal 19.
Kurnai-Dialekt 24.
Kwarranjee 182.
Kworafi 24.
Kymrisch 46.

L.

Ladine [9].
Lageraufschlagen 19.
Lagozza 206.
Lagunenpfahlbauten [9].
Laibacher Moor 215.
La Micoque 291.
Lampen [41].
Landpfahlbauten 164.
Langdysse pa Bogô 146.
Längenwachstum des Hirnschädels 1.
Langköpfe 332.
Langugest [16].
Lanzenspitze aus Eisen [15], [27].
— -steine 257.
Lappen 46.
Lastsattel [40].
La Tène-Bestattung [16].
— — -Kulturschichte [15].
— — -Zeit [34].
Laube, loupa, „Lauba" 104, 110.
Lauenburg 215.
Laugerie-basse 263.
Lausitzer Formenkreis 138.
Lechrain 48.
Lechtal 110.
Legende vom Mond und den Lubras 183.
Leges barbarorum 297, 299.
Lehm 236.
— -schichten [30].
Lehrmittelsammlung, Bürgerschule Pulkau [22].
Lein (Linum angustifolium) 220.
— -kraut, kretisches (Silene cretica) 211.
Leinengespinnst 221.
Lengyel 152, 206.
Leptorrhinie 344.
Lettensteine [26].
Levallois-Typen 281.
Lex Salica [cletem salinam] 298.
Liaritji 186, 322.
Limnoquarzit 243, 259.
Lindhof bei St. Andrä im Lavanttale [28].
Lindskov 206.
Lingoa geral 175.
Linienverzierung [26].
Linsen 206, 214.
Lisseweghe 308.
Lobositz 256.
Löß 236.
Loonga [Luga] 182.
Lorbeerblattspitze 278.
Lorthet 203.
Losan [15].
Lothringen 296.
Luck-Buchau [14].
Lütticher Gegend 305.
Lugarico viejo 206.
Lunarismus 8.
Lungau 118.
Lusatit 258.
Luxemburg 307.

M.

M-Figur 152.
Mäander 148.
Mädchennamen 39.
Magdalénien 278, 285, 294.
Magdalénienkratzer 283.
Mahlstein aus Quarz [22].
— römischer [28].
Mahlzähne des Mammuts [23].
Mähren 141, 144, [33].
Mährisch-Kromau [34].
Mais 177.
— -höhle (zircajama) [33].
Magus 42.
Makedonien 148.
Makrocephale 163.
Makú 178.
Malmkrog [35].
Mammut 246.

Mammutjäger 223.
— -zahn 246.
Mandelbaum 218.
— -form von St. Acheul 288.
Mandiokabearbeitung 172.
— -reibbrett 173.
Manhartsgebirge [23].
Manikuéra [Getränk] 176.
Mardellenwohnungen 296.
Marienleben 303.
Maros-Gezse, Siebenbürgen 139.
Mas d'Azil 220.
Masarwa 356.
Massin, Dorf 279.
Maszickahöhle 279.
Matrilineale Deszendenz 321.
Mauer [muri] 297.
— -anlagen von Kharan 170.
— reste [28].
— ziegeln [35].
Mayos 182.
Mediterran 236.
Meer, Schwarzes 164.
Mehl aus Mandiokawurzeln 175.
Meinhard-Zwanziger [29].
Meißel 284.
— aus Serpentin [15], [34], [35].
Mela 36.
Melde 216.
Menapi [9].
Mensch, diluvialer 263.
Menschenfiguren 162.
— -fresserei 39.
— -knochen [29].
— -opfer 36, 230.
— -zeichnung 90.
méplat = Griffstelle 290.
Meran [29].
Mercurago 216.
Mergel 237.
Mesocephal 5, 339.
Messer 242, 245, [25], [34].
— aus Hornstein [34].
— römisches [29].
Metallzeit 145, [41].
Metzer Gegend 307.
Miskolczer Typen 283.
Mikrolithtypen 283.
Milesier 41.
Miniaturbohrer (micropercoir) 283.
— -faustkeilchen 293.
Miocän 215.
Missingdorf [29].
Mistel 44.
Misthaufen 310.
Mitani 170.
Mittag = Süden 228.
Mittelflurhaus 108.
— -küchenflurhaus 109, [3].
— -pinzgau 118.
— -zapfen bei Henkeln
Mitternacht = Norden 278.
Mohn 217.
Möhre (Dancus curota) 216.
Mona 43.
Monastruc bei Bruniquel 202
Mond 81.
Monodonta [31].
Mondsee 140, 206.
Montavontal 120.
Monte Loffa 215.
Monumentsockel mit Arabeskenornament [28].
Moosdorf 216.
Mörbisch am Neusiedlersee [3].
Motuleute 33.
Mount Albert Edward [9].
Moustérien 277, 279, 286, 294.
Moyrath 44.
Mühlstein, römischer [35].
Münzen [29].
Murrawin-Zeremonie 17.
Mus 219.
Museum, Alt-Schäßburg [35].
— Arlons 307.
— [Landes-] Brünn [33].
— [Stadt-] Duppau [14].
— Frauenberg [14].
— Freiherr v. Bruckenthal [34].
— Krems 294.
— Miskolcz 242.
— [Lokal-] Retz [22].
— Salzburg 27.
— Tókio 257.
Mussi-Yerri 137, 142.
Mutterrecht 39, 40, 48.
Mykenä 165.
Mythen, keltische 43.
Mytilus [31.]

N.

Nabresina [29].
Nackenjoch 224.
Nadeln aus Horn 284.
Nagy-Look, Komitat Fehér 137.
Nähr- und Nutzpflanzen 195.
Näpfchen 34.
Narbenanbringung 23.
Naron 356.
Neening 182.
Negritos [10].
Nekropole von Tersicze 137.
Neolithisch 139, 206, [25], [26], [30], [34].
Netz aus Schlingpflanzen 179.
Neu-Guinea [9].
— -Mecklenburg [9].
— -Seeland 197.
— -Süd-Wales 17.
Niederalm bei Hallein [27].
— -österreich 206.
Niemtschau [14].
Nikobaren [41].
Nogent sur Seine 220.
Noppenringe 158.
Nordgermanen 46.
Nordwest-Amerika 172.
— -Passat 88.
Noswitz 209.
Nuß, persische, sinopische 218.
Nutzgefäß [15].
Nyirok (Grub) 246.

O

Oas 356.
Oannes (Fischmensch) 85.
Oberarmknochen vom Schafe mit Kerben [33].
Ober-Inntal 11.
— -Kärnten 125.
— -Koban 139.
— -labn 118.
— -mauern 29.
Obernitz nächst Brüx [15].
Oberösterreich 120, 140.
— -pinzgau 324.
— -steier 128.
— -thau, Merseburg 160.
— warth [3].
Obsidian [33].
Obst 227.
Ödenburg [3].
Ofengeländer 6.
— raum = Stube 104.
Ohrpunkt 2.
Ojców 279.
Ontong-Java-Inseln 41.
Opal 243, 258.
Opferstätte, germanische [23].
— -träger [10].
Opochtli 230.
Opossum 22.
Orion 87.
Ornamentik 145, [15].
Orte, abgekommene 206.
Örum-Aa 206.
Os frontale, -occipitale, -parietale, -temporale 13.
Oskisch 47.
Osluchov 137.
Osseten 167, 169.
Ossiacher See 216.

Ostrea [31].
Ostalpen 96.
Ovambos 41.

P.

Paläolithikum 147, 232.
paläolithisch 20.
Palästina 209.
Palmfrüchte der Pupunha-Palme 177.
Palstab [23].
Panbabylonismus 73.
Panicum viride 212.
Papalotl 231.
Papaver somniferum 217.
Pastinak = Pastinaca sativa 216.
Patella [31].
Patina 261.
Pendschab 169.
Periode glyptique 203.
Perlen aus Email [35].
Persien 209, 217.
Peschiera 220.
Petersdorf 152, [35].
Pfahlbau, auf trockenem [9].
Pfahlbauten 164, 206.
— neolithische 140.
— steinzeitliche 211.
— thrakische 164.
Pfalz 140.
Patrick, heil. 35.
Pfeil [10].
Pfeiler, verzierter 32.
Pfeilspitze aus Jaspis [30].
— neolithische 285.
Pfeilstein 245.
Pferd [24], [31], [40].
Pferdekopf 123.
Pfettenkopf, geschnitzter [28].
Pfingstfest, israelitisches 84.
Pfirsich = Prunus persica 217.
Phasis 164.
Phragmites oeningensis 237.
Phytopaläontologisch 237.
Pikten 49.
Pinzgauer 326.
Planter le mai 306.
Platt bei Zellerndorf [25].
Plaza [34].
Plejaden 75, 82, 87.
Plinius 36.
Pliocän 215.
Podgragje oberhalb Almissa [16].
Polen 144.
Pompeji 211.
Pongau 118.
Popol Vuh 231.
Porphyrmühle Steinbruch [15].
postaurikulär 2.
Poum [10].
präaurikulär 2.
Praschim [14].
Předmost 223, 281.
Priesterhügel bei Breundorf 139.
Pseudochalzedon 258.
Pulkau [23].
Punktornamente [29].
Pyramide zu Dashur 221.
— aus Ziegel [29].
Pythagoras 36.

Q.

Quaquauhtin inchan 230.
Quauhnochtli = Adler-Kaktusfrucht 230.
— -tlenanitl 230.
— -xicalli = Adlerschale 230.
Quartärmensch 282.
— -zeit 220.
Quarz 237, 258, [35].
— hyaliner 293.
Quarzin 258.
Quarzit [30].
Queensland 182, [10].
Quiauitl = Regen 230.
Quiché 231.

R.

Rachstube (Rauchstube) 106.
racloir angulaire 293.
Rainberg bei Salzburg [27].
Rams 216.
Rasenplatten zur Dachbedeckung 308.
Ratsch [15].
Rätsch [33].
Ratschputana 169.
Rauchloch 304.
— ordeal 23.
Redkin-Lager 143.
Redzińskie bei Kochany 159.
Regenzeit 228.
Reggio 142.
Rehgeweih [27].
Reibsteine 207.
Reihenhof, fränkischer [3].
Reith-Zirler Form 117.
Renngeweihstange 285.
Renntierstufe 283.
reynir 46.
Rhinoceros tichorrhinus 237.
Rhomben 150.
Ried „Gern" [25].
Rind 227, [27], [31].
Rio Negro 178.
Ringwall bei Adelen-Brettsäge [16].
Rispenhirse = Panicum miliaceum 212.
Ritztechnik 150.
Robenhausen 206.
Rola 356.
Römerzeit 296.
Rosenburg [41]'
— -haus, Plan bei Tröbsdorf 137.
Rössen 137.
Rössener Typus 138.
Rötel 285.
Rohbronze [15].
Rudernadeln 153.
Rumänien 140.
Rundbauten, gallische 297.
— -köpfe 332.
Ryssel (Lille) 300.

S.

S-Figuren 153.
Sachsen 141.
— -grün [14].
Sächsisch-Nadesch [35].
Sagen 39.
Sagoblatt = ambigi 33.
Sahagun 230.
Salix varians 237.
Salz 197.
Salzburg, Formen 118.
Sammlung Gálfy 245.
— Maška [34].
— Mattula [23].
— Zwettl 285.
Samthawro 141, 149, 163, 167.
Sandsteine, säulenförmige [26].
Sandsteinbeil [16].
— -gruben [25].
— -stück mit roter Farbe [31].
Sărata-Monteorŭ 139, 152.
Sarmaticum 246.
Satteldach 128, [4].
Saubohne (Faba vulgaris) 215.
Sauer (Fluß) 306.
Schaber 242, 243, 247, 284, 290, [35].
— racloir oblique 288.
Schachbrettmuster 147.
Schädel 38, 41.
— dolichocephaler 34.
— infantile [10].
— von Nagysap 233.
— -deformation 163.
Schaf 223, [31].
Schäferhütte (Barti) 116.
Schale, doppelkonische 137.
Schalenreste von Meeresweichtieren [31].

Schamschürzen [10].
Schatz von Rakos-Palota 153.
Scheibchen aus Elfenbein [33].
Scherben [35].
-- röm. [27].
Schichten, diluviale [15].
— sarmatische 236.
— -folge in der Gudenushöhle 282.
Schiebfenster (Bettelfenster) 308.
Schiefergrabplatte [29].
Schiras 218.
Schlagen der Erde mit Rindenstücken 20.
Schlagholz [10].
— -marke 24, 258.
— -steine [31].
Schlangenfigur 148.
— -kopf 153.
-- -linien 182.
— -paar 161.
Schläuche „tipiti" 174.
Schleifstein, aus Phtanit [16], [31].
Schleifenverzierung [32].
Schlesien 144, 145.
Schloß Neuschloß [14].
Schmetterling, stilisierter 231.
Schnecken [31].
Schneidelnstrument aus schwarzem Flint [30].
Schlummerlied 21.
Schnurhenkel [34].
— -keramik [15], [34].
— -ösengefäß 139.
„Schöpfe" 110.
Schornstein 304.
Schotter 236.
Schottland 42.
Schulkinderstatistik 335.
Schupfen 122.
Schuppe 13.
Schüsseln 137, 138.
Schussenried 206.
„Schwarzkopf" 46.
Schwein [31].
Schweiz 140, 223.
Schwert, eisernes [27].
Schwirrholz „turndun" 21, 22, 24, 27.
screuna 299.
Seelenwanderung 37.
Seewalchen 220.
Seidenstickerei, chin. [34].
Seitenflurhaus 108.
Seklin (Juni) 88.
Sélen 235.
Sennhütten 128.
Serben 313.
Serpentin [26], [35].
Shrubhill 235.
Sicheln 160.
Sichelschwert aus Eisen [35].
Sieb 174.
Siebenbürgen 140, 152, 174, [34],
Siebenbürger Sachsen 309.
Sibirisch-Skythisch 161.
Signaltrommel 88.
Silbervase 168.
Silene 211.
Silexobjekte 278.
Silices 259.
Sizilien 141, 210.
Skandinavien 148.
Skelette [16],
Skelettgräber 138, [14], [16], [34].
Skogr 197.
Skythen 167.
Slawen 48.
Sluys, Provinz Antwerpen 309.
Smardzewicer Berg 297.
Sobrusan [15].
solder = Söller 303.
Solutrée-Periode 204, 272.
Solutréen 278, 281.
Solutréespitze 239.
— -typus 239.
Sonne 230.
Sonnengott 230.
— -mythe 78.
Spanien 141, 206.
Sparren-Ornament 204.
Speer [10].
— -spitze aus Bein 284.
— -verzierung [10].
Speichelanfeuchtung 178.
Speisegesetze 23.
— -verbote 25.
— -töpfchen 180.
Spiegelnadeln 153.
Spinnen (Rhinolophus) 249.
Spinnstube 299.
— -wirtel [22], [27], [35].
— — aus Lehm [29].
Spiralenmäander 148.
Spiralen, falsche 149.
— -keramik 138.
Splitter 292.
Spondylus [31].
Spy 295.
Ssamthawro s. Samthawro.
St. Agatha 120.
St. Apollonia bei Grissian [29].
Stäbchen für Ornamentierung 145.
Stakenbau 298.
Stamm-Conföderation 183.
— -namen 189.
Staßfurt 221.
Statio Majensis [29].
Stawna góra 280.
Steckdorf 216.
Steiermark 123.
Steildach 118.
— mit Ganzwalm 120.
— -Haus 109.
Stein, heiliger [22].
— -artefakte [15].
— -äxte 306, [14], [16].
— -beil 23, 25, 26, 30.
— -bronzegräber 139.
— -bruch, städtischer, in Salzburg [27].
— — „Mader" [15].
— -fragment 288.
— -hammer [15].
— -keule [10].
— -pistill [10].
— -platte [28].
— -säulchen [3].
— -tafel am Pesaro 47.
— -zeit 37, 152, [15], [35].
— — jüngere [29].
— — -völker [10], [35].
Steine, röm. [28].
Stepan Tzminda 146, 167.
Sternenbild 173.
Stichel („burin") 283.
Stierer [41].
Stierhaut 43.
— -paar von Poythin 224.
— -zeitalter 75
Stocker Staelle im Pustertale [28].
Stok miejski 280.
Strabo 39.
Straßwalchen 220.
Strichverzierung [35].
Strömstad, Norwegen 299.
Strohdach, abgewalmtes 309.
Strohwisch, ausgesteckter 303.
Stube 103, 108.
Stübel [5].
Stuben, kleine (Ganggräber) 144.
Stulpdeckel 143.
Süden 228.
Südspitze Amerikas 198.
— -tirol 114.
Sykion 217.
Szekely-Udvarhely 163.
Szekler, -Haus [3], [5].
Szeletahöhle 252.
Szinvatal 235.

T.

Tabu 38.
-- -zeichen [9].
Tacitus 38, 297.
Tacken = Kaminplatten 307.
Tageshimmel 230.
Tâlon 291.
Talysch 164.
Tannenzweigmuster 147.
Tapaklopfer [10].
Tapioka, tapiáka 175.
Tasterzirkel 325.
Tätowierungen der Soldaten 312.
Tätowierer (marcatori.) 319.
Taubach 220.
Temes-Kubin 137.
Temesvár 312.
Teplitz-Schönau 215.
Terramaren, oberitalienische 140.
Terrassenansiedlung [29].
Terzisce bei Zirknitz 140.
Tezcatlipoca 230.
Theatervorhang der Lauffner Schiffer [27].
Thermen der Topolcza 248.
Thoorga 24.
Thüringen 144, 215.
Thurnberg bei Oberalm [26].
Tiefornamentik mit Kalkausfüllung 145.
Tierfigur 161.
— — kniende 168.
— -knochen 285.
— -welt, afrikanische 202.
— -zähne [3], [27], [31].
Tigneby, Schweden 224.
Timoi 162.
Tirol 110, 325, [39], [41].
Tisza füred 247.
Tlaloc (Regengott) 229.
Toblacher Feld, Kärnten 124.
Tochmarc Etáine 43.
Tolna 137.
Tomais 164.
Ton 178.
— -becher 139.
-- -figur von Butmir 162.
— -gefäß mit Bronzering 151.
— — bruchstücke [34].
— -scherben, prähistorische [9], [22], [29].
-- -gewicht mit etruskischer Schrift [29].
-- -glätter [35].
— -linsen 150.
-- -schale [25], [35].
Tonalamatl 231.
Tonatiuh = Sonnengott 230.
Topf [23], [25].
Töpferei 177.
— -gerät 178.
Topfhenkel 142.
— -scherben 203.
Toporowan-See bei Schuscha 164.
Tordos 152.
Torshammer, blumengeschmückt 306.
Totemgruppen 186.
— — -haus 31.
Totemismus 25.
Totenbestattung [9].
— -verzehrung 48.
Totzau [14].
Tourassien 246.
Trachittuff 236.
Trachysedimente 237.
Tranlampen [40].
Transkaukasien 136.
Trauer 27.
Treche = Reihentanz 226.
Trichterspirale 158.
Triquetrum 161.
Triticum 206, 208, 222, [16].
Troja 139, 209.
Trudenmesser [27].
Tschegem Kabarda 150.
Tschertomlisk 168.
Tschmy 153.
Tuffstein [27].
Tugeri, kaja-kaja [9].
Tüllenaxt 39.
tunino 290.
Tuquáno, Rio Tiquié 180.
Turndun = Schwirrholz 121.
Turubul 184.
Tür 301.
Tyszk [36].
Tyniec [34].
Typus, böhmischer [34].
— fränkisch-oberdeutscher 102.
— schlesischer [34].

U.

Uaruma-Pflanzen Maranta 174.
Uira [9].
uitzli = Agavenblätter 231.
uitzlampa = Dornen 231.
uitzli pochtli 230.
Ulster 46.
Ultrabrachykephal 339.
Umformung des Hirnschädels 16.
Umkirch in Baden 306.
Ungarn 123, 138, 140, 206.
Unken [27].
Unterarmknochen [25].
Unter-Grombach 206.
— -kiefer einer Eichhornart 249.
— -Retzbach [21].
Urbewohner, präkeltische 37.
Urhaus 107.
Urmia-See 169.
Urne aus Ton [29], [32].
— schwarz glasiert 151.
Urnengräber [34].
— -bruchstücke [30].
Ursus spelaeus-Knochen 252.

V.

Vates 34.
Veil rentier d'Audenarde, Brüssler Bibliothek 303.
Venus im Tonalamatl 85.
Veranda 33.
Verbrennung des Geheges 22.
Verstecke 299.
Vierlanden 305.
Verwandtschaftsbezeichnungen 26, 31.
— -verhältnisse 26.
Vintschgau 114.
Völkerwanderungszeit [29].
Vogelmütze 43.
— -radius 284.
Volksglaube 42.
Volutenkeramik 149, [34].
Vorarlberg 110.
Vorhalle 307.
Vorhallenhäuser [3].
Vorlandtypus 119.
Vöröstemplom 246.
Votivsteine, römische [35].
— -stelle 162.
— -tafeln [28].
Vulci, Italien 161.

W.

W-Figur 182.
Wachstum des Hirnschädels 11.
Waffen, eiserne [34].
— der Chirima [10].
Wahrsager 36.
Walabyknochen [10].
Waldmann 96.
Walen, Walchen 220.
Walfischdrache 79.
Wallburg [34].
Walmdach 298.
Walnuß 218, 220.
Walloong-gurru-Zeremonie 17.
Wandschrank 307.
Wangen 206.
Waningéla 26.

Warramonga 182, 322.
Warzenansätze, ohrartige [32].
Wasserkrapfenessen 231.
— -nuß = Trapa natans 215.
Waszid [34], [35].
Webekeller 299.
— -kunst 222.
— -stuhlgewicht [34].
Weitgasser Hundsagen [28].
Weizen 204, 208, 222, [16].
Wellsandschicht 293.
Welsberg, „Toldweiher" [29]
Weltschöpfungsmythe 79.
Wendelberg nächst Mattsee [27].
Werkzeuge, paläolithische 254.
Wetzstein [29].
Widerristjoch 224.
Wiérschower Höhle bei Krakau 277.
Willendorf 223.
Willitz 186.
Windaugen 298.
Winkelband, keramisches 204.
Winterkram 128.
Wirtel aus Kalkstein [16].
Witkowice [34].
Wohnbauten 295.
Wohngruben [26].
— -haus, germanisches 298.
— stätten [16].
Wohnung, vierseitige [15].
Woischwitz 144.
Wolfgangsfläschchen [28].
Wolfszahnornament 147.
Wombaiastamm 182, 321.
Wombat 22.
Wormser Gegend 141.
Wunderbäumchen [27].
Wurfspeerspitzen 257.
— — -steine 255.

X.

Xipe Totec 230.
Xoxauhqui ilhuicatl = der blaue Himmel 230.
Xochitl = Blume 231.

Y.

Yangarilla 182.
Yorkshire 40.
Yungmuni 182.

Z.

Zachariaskreuz [28].
Zagroda 356.
Zahlen heil. 79.
Zahl 3, 7, 9, 13, 20; auf S. 82, 85, 87.
Zähne vom Hirsch, Fuchs 285.
Zajicer Höhle = Hasenhöhle 279.
Zarembeg 356.
Zastrow bei Krakau 144.
Zauberer 22, 41.
Zeichnung auf Nadelbüchschen 384.
— prähistorische 90.
Zelle im Pinzgau 334.
Zentralaustralien 182.
— -museum [14].
Zickzackbänder 148.
Ziege 223, [31].
Zierscheibe [34].
— -stäbe = Kommandostäbe 281.
— -stücke [31].
Žitny-Höhle 293.
Znaim [25].
Zodiakus 75.
Zweige, grüne 17.
— werfen 2.
Zwischenzeit 196.

W. Hamburger, Wien VI.